This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

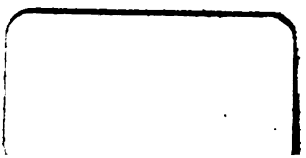
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664550 2



Herichsweiler

ETK

Geschichte Lothringens

Der tausendjährige Kampf um die Westmark

von

Hermann Derichsweiler

Erster Band.

Wiesbaden 1901.

Geſchichte Lothringens

(Der tauſendjährige Kampf um die Weſtmark)

von

Hermann Derichsweiler.

Erſter Band.

Diz Riche alliz bikerte sin gewesine
In sin eiginin adere
Mit eiginuftlicher zeswe
Ubirwant iz sich selb.

Annolied.

„Das Schickſal Lothringens lag mir immer am Herzen. Europa weiß, was Deutſchland bevorſteht, wenn Lothringen vollends in die Hände der Franzoſen fällt.“

Prinz Eugen.

Wiesbaden 1901.
C. G. Kunzes Nachfolger
(W. Jacoby).

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
205543
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1901 L

Überſicht

der vorzugsweiſe benutzten Schriften und Quellenwerke.

Arneth, Maria Thereſias erſte Regierungsjahre.

Aubery, Mémoires pour servir à l'histoire du Cardinal duc de Richelieu.

Avenel, Lettres instructions diplomatiques et papiers d'état du Cardinal de Richelieu.

Barthold, Geſchichte des großen deutſchen Krieges vom Tode Guſtav Adolfs an.

Benoit Picard, Histoire ecclésiastique et politique de la ville et du diocèse de Toul. — L'origine de la très illustre maison de Lorraine.

Beauveau, Mémoires du marquis de Beauveau.

Baumont, Etudes sur le règne de Léopold duc de Lorraine.

Böhmer, Regesta Imperii.

Bedenken des jetzigen Zuſtandes der lothringiſchen Sachen und Frankreichs Invaſion (1670).

Bericht-Schreiben auf die von Frankreich vorgewendeten Motive, weswegen ſie Lothringen überfallen (1670).

Bonvalot, Histoire du droit et des institutions de la Lorraine et des trois Evechés.

Bournon Jacques, Chronique, lois, moeurs et usages de Lorraine.

Bougeant, Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und des weſtfäliſchen Friedens aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Rambach (1758).

Boyé Pierre, Stanislaus Leszczinsky et le troisième traité de Vienne.

Chemnitz, Königlich ſchwediſchen in Deutſchland geführten Krieges I. Teil, Stettin 1648, II. Teil Stockholm 1653.

Chevrier, Histoire civile, militaire, ecclésiastique, politique et litteraire de Lorraine.

Comines, Les mémoires de Messire Philippe de Comines.

Les **Chroniques** de la ville de Metz publiées par Huguenin aîné.

*

Darmstädter, Die Befreiung der Leibeigenen in Savoyen, der Schweiz und in Lothringen.
Digot, Histoire de Lorraine.
Dom Calmet, Histoire écclésiastique et civile de Lorraine.
Don Cassien Bidot (Bigot), Journal.
Des Robert, Campagnes de Charles IV. duc de Lorraine. — Correspondence inédite de Nicolas François, duc de Lorraine.
Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches.
Druffel, Beiträge zur Reichsgeschichte.
Dumont, Corps universel diplomatique du droit des gens.
Dumont, Histoire de Commercy. — Justice criminelle des duchès de Lorraine et de Bar.
Durival, Description de la Lorraine et du Barrois.
Grunthausen, E. von, Erinnerungen eines preußischen Beamten.
Flassan de, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française.
Fitte, Das staatsrechtliche Verhältnis des Herzogtums Lothringen zum deutschen Reiche seit 1542.
Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit im Mittelalter.
Guérard, Annales historiques de l'agriculture et de la législation rurale du pays lorrain.
Gfrörer, Die ost- und westfränkischen Karolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Konrads I. — Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.
Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges.
Guyot, Les forêts lorraines.
Godron, Etude sur la Lorraine dite allemande.
Haussonville, La réunion de la Lorraine à la France.
Heller, Deutschland und Frankreich in ihren politischen Beziehungen 1272—1291.
Heraudel, Elégie de ce que la Lorraine a souffert.
Hermann, Dissertation sur l'ancienne chevalerie et noblesse de Lorraine.
Historie, kurze und gründliche Historie des Herzogtums Lothringen.
Hutzelmann, Angriffe Frankreichs auf Elsaß und Lothringen.
Hippolithi a Lapide, Dissertatio de ratione status in Imperio nostro Rom. Germanico.
Huguenin, Histoire de la guerre de Lorraine et du siège de Nancy par Charles le Temerair.
Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte und Altertumskunde.
Janssen, Frankreichs Rheingelüste.
Klippfel, Histoire de la ville de Metz, cité episcopale et imperiale.

Königshofen, Straßburger Chronik.
Keißler, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, Schweiz, Italien und Lothringen (1740).
Lallemand, Le départ de la famille ducale de Lorraine (1737).
Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII. siècle.
Lamprecht, Deutsche Geschichte.
Lelaboureur Jean, Histoire du Maréchal de Guébriant.
Lepage, Recueil des documents. — Lettres sur l'histoire de Lorraine. — De la dépopulation de la Lorraine. — Communes de la Meurthe. — Etudes sur le théatre en Lorraine.
Leroux, Recherches critiques sur la rélation de la France avec l'Allemagne de 1292—1378.
Löher Franz von, Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen.
Lünig, Teutsches Reichsarchiv.
Lothringen, das Oft beehrte, Ehemals vermehrte, Nun verheerte (1671).
Lyonnais (l'abbé) Histoire de la ville de Nancy.
Mathieu (l'abbè', L'ancien régime dans la province de Lorraine et de Barrois.
Saint-Mauris de, Etudes historiques sur l'ancienne Lorraine. — Histoire de Lorraine.
Meiern, Westfälische Friedensverhandlungen.
Mémoires, Bulletins, Journal de la Société d'Archéologie Lorraine.
Menzel, K. A. Die Geschichten der Deutschen. — Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte.
Michel, Histoire du parlement de Metz.
Michelet, Histoire de France.
Mone, Zeitschrift XIII, XIV, Urkunden über Lothringen 12.—16. Jahrhundert.
Mory d'Elvange, Fragments historiques sur les Etats Généraux en Lorraine. — Etats, droits et usages en Lorraine.
Montglat François marquis, Mémoires.
Moscherosch, Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald.
Noël, Mémoires pour servir à l'histoire de Lorraine.
Pirenne Henri, Histoire de Belgique I. Bd., deutsch übersetzt von F. Arnheim.
Philipson, Heinrich IV. und Philipp III.
Prutz Hans, Aus des großen Kurfürsten letzten Jahren.
Ranke, Französische Geschichte. — Wallenstein. — Neun Bücher preußischer Geschichte.
Ravold, Histoire démocratique et anecdotique des pays de Lorraine.

Raumer, Hiſtoriſches Taſchenbuch. Neue Folge III. Dritte Folge VIII.
Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine, publié par la société d'archéologie.
Richter, Annalen der deutſchen Geſchichte im Mittelalter.
Richard, Essai chronologique sur les moeurs, coutumes et usages anciens les plus remarquables dans la Lorraine.
Roussel, Histoire de Verdun, publiée par l'abbé Lebeuf.
Rogeville, Dictionaire historique des ordonnances et des tribunaux de la Lorraine et du Barrois.
Scheffer-Boichhorſt, Forſchungen zur deutſchen Geſchichte VIII.
Schiber, Die fränkiſchen und alemanniſchen Siedelungen in Gallien.
Schloſſer, Weltgeſchichte für das deutſche Volk.
Stenzel, Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. — Geſchichte des preußiſchen Staates.
Thibault, Histoire des lois et des usages de la Lorraine et du Barrois.
Thierriat Florentin le, Mémoires.
Vivlle, Dictionaire des départements de la Moselle.
Vaubourg de, Mémoire concernant les Etats de Lorraine et du Barrois.
Weſtenrieder, Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.
Wittich, die Entſtehung des Herzogtums Lothringen.

Vorwort.

Seit Scharfenstein 1743 seine „Historie des Herzogtums Lothringen", einen kurzen, faßlichen Auszug aus Dom Calmets großem grundlegendem Werke im Drucke erscheinen ließ, ist der Versuch einer deutschen Bearbeitung dieser ansehnlichen Geschichte nicht mehr gemacht worden.*) Schon im 16. Jahrhundert dem deutschen Reiche entfremdet, seit 1735 vollends von ihm losgelöst und seit 1766 als Provinz dem französischen Staatskörper einverleibt, waren die lothringischen Länder 150 Jahre dem deutschen Gesichtskreise so zu sagen entschwunden und vermochten als französische Provinz auf die deutsche Geschichtschreibung kaum einen Reiz auszuüben. Erst infolge der großen Kriegsereignisse von 1870 hat Lothringen die Aufmerksamkeit der deutschen Forschung wieder auf sich gezogen, die in dem Vereine für lothringische Geschichte und Altertumskunde in Metz einen Mittelpunkt fruchtbarer Thätigkeit gefunden hat. In viel höherem Maße ist von jeher die französische Geschichtschreibung wie die lothringische Lokalforschung durch diesen Gegenstand angezogen worden; und zahllose Publikationen gelehrter Gesellschaften, Einzelschriften

*) Huhn, Geschichte Lothringens (Leipzig 1877) kann, wie schon Sauerland überzeugend dargethan hat, als ein wertloses, selbst ohne ausreichende Kenntnis der Sprache gemachtes Excerpt aus dem unten genannten französischen Werke Digots hier nicht in Betracht kommen.

und Gesamtdarstellungen bekunden das lebhafte und ausgedehnte Interesse, das man diesem Stoffe zuwandte. Um das große vor 170 Jahren erschienene Werk Calmets,*) eine unerschöpfliche Fundgrube des Materials, sowie noch ältere und spätere Veröffentlichungen zu übergehen, seien hier von den neueren französischen Bearbeitungen nur die beiden hervorragendsten genannt. Digots sechsbändige Geschichte Lothringens**) stellt sich als ein Werk außerordentlichen und gewissenhaftesten Fleißes dar, in dem ganze Bibliotheken verarbeitet sind; aber die wuchernde Fülle des Kleinen und Unwesentlichen verdeckt bei dem Fehlen allgemeiner Gesichtspunkte zuletzt den Gegenstand selbst und gibt dem Leser das ermüdende Gefühl, als wandere er in einer endlosen von Dickicht überdeckten Ebene ohne Ausblick und Ruhepunkt. Haussonvilles vierbändige gepriesene Darstellung der Vereinigung Lothringens mit Frankreich***) erzählt in fesselnder Weise mit anerkennenswerter Unparteilichkeit die lange Geschichte von List und Gewalt, durch die es Frankreich gelang, die lothringischen Länder stückweise an sich zu reißen. Aber während Haussonville bemüht ist, den Reiz seiner Erzählung durch breite Zuthaten von Liebeshändeln und Hofgeschichten für den französischen Leser zu erhöhen, schweift sein Auge nur flüchtig über die Beziehungen hin, die staatsrechtlich und thatsächlich Lothringen mit dem deutschen Reiche verknüpften. Die neuesten französischen Darsteller dieser Geschichte wie Saint Mauris, Ravold u. a. haben durch den von ihnen eingenommenen Standpunkt der Betrachtung sich den Blick auf den Zusammenhang Lothringens mit dem deutschen Reiche nahezu versperrt.

---

*) Dom Augustin Calmet, Histoire Ecclésiastique et Civile de Lorraine. Nancy 1728. 3 Fol.

**) Digot, Histoire de Lorraine. Nancy 1856, sechs Bde.

***) Haussonville, Histoire de la Réunion de la Lorraine à la France. Paris 1854, 4 Bde.

Die vorliegende Arbeit ist der Versuch, von deutscher Warte aus die Geschichte Lothringens darzustellen vom Zerfalle der karolingischen Monarchie und der Bildung eines lothringischen Mittelreiches bis zur Auflösung des Herzogtums in Frankreich.

Infolge der großen Kriegsereignisse in die dem deutschen Reiche wiedergewonnene Westmark versetzt, ward der Verfasser durch die Eigenart seiner neuen Umgebung auf die Frage nach Land und Leuten hingelenkt. Und wer hätte das schöne berg- und waldreiche Land zwischen Vogesen und Mosel gesehen und die wie aus weiter Vergangenheit herüberklingenden deutschen Laute seiner Bewohner vernommen, ohne zu fragen nach dem Wie und Warum? ohne das Bedürfnis zu empfinden, die Dinge in ihrem geschichtlichen Gewordensein zu begreifen. So entstand mir der Plan zu vorliegender Arbeit. Und gar vieles gibt es in der Geschichte dieses Landes und Volkes, was die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln und Gemüt und Phantasie zu füllen vermag.

Aus germanischen und romanischen Volksteilen sehen wir zwischen Vogesen und Maas ein Mischvolk mit scharf ausgeprägter Eigenart und starkem nationalem Bewußtsein zusammenwachsen, das bald neben den Stämmen der Sachsen, Franken, Alamannen und Bayern als besonderer lothringischer Stamm in die Geschichte des deutschen Volkes eintritt und an dessen politischem und geistigem Leben lange einen hervorragenden Anteil hat. Früh gelangt es zu bemerkenswerten freiheitlichen Institutionen, die ihm nahezu alle Vorteile eines Verfassungsstaates gewähren, das Verhalten des Fürsten leiten, die Freiheiten der Bürger sichern und die innige, den Lothringer auszeichnende Anhänglichkeit stärken, die ihn von jeher an seine Fürsten band. Nie endende Kämpfe und Fehden eines stolzen und trotzigen Adels, herrschsüchtiger Prälaten und streitbarer Bürger geben dem Lande das Aussehen eines ewigen Schlachtfeldes und füllen Jahrhunderte hindurch alle Seiten

seiner Geschichte. In der langen Reihe seiner abenteuernden, ritterlichen und volkstümlichen Herzöge, in denen sich des Volkes Eigenart im Guten und Bösen erhöht wiederspiegelt, hebt sich eine Menge eigenartiger packender Gestalten ab, wie fast in keinem anderen Fürstengeschlechte. Aber dies alles macht die besondere historische Bedeutung der Geschichte Lothringens nicht aus; auch nicht das erhebende und zugleich niederdrückende Schauspiel des todesmutigen Kampfes, den das kleine Volk ein Jahrhundert lang gegen List und Übergewalt für seine Unabhängigkeit und Freiheit kämpft, bis es zuletzt mit gebundenen Händen einem Schicksale überliefert wird, das fremde Fehler, nicht eigenes Verschulden herbeiführen. — Die Geschichte Lothringens ist im wesentlichen die Geschichte des tausendjährigen Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich. Wie in einem Brennpunkte treffen in ihr alle Strebungen und Gegensätze zusammen, welche die Beziehungen der deutschen und französischen Nation bis heute bestimmt haben; und dies weitet die Geschichte Lothringens zur allgemeinen deutschen und europäischen und steigert das besondere landschaftliche und menschliche Interesse, das sie uns gibt, zu einem universalen.

Denn die Vorherrschaft Deutschlands oder Frankreichs in Europa war allezeit an den Besitz der lothringischen Länder wie an das geheime Palladium der Macht geknüpft. Wie im 10. Jahrhundert die Könige der Ost- und Westfranken diese gesegneten Landschaften, die begehrten Stammsitze karolingischer Kaiserherrlichkeit, heiß umstritten, wie im 15. der Ehrgeiz der neu burgundischen Macht nach ihnen langte und sie zum Mittelpunkte der europäischen Politik machte, so heftete sich seit dem 16. Jahrhundert der große Antagonismus der Häuser Österreich und Frankreich an diese Gebiete, die wegen ihrer Lage und Bedeutung zugleich Schlauplatz und Opfer des dreihundertjährigen Kampfes werden sollten. So ist das Schicksal Lothringens das einer anderen Helena geworden, um

deren Besitz die Troer und Achäer des Westens zehn Jahrhunderte lang in weltgeschichtlichen Kämpfen gerungen haben.

Der Verfasser vorliegender Geschichte hat es unternommen, aus der Masse des bisher aufgehäuften Materials, des französischen und deutschen, des alten und neuen durch kritische Sichtung und Auswahl sowie durch strenge Abgrenzung des Gegenstandes, durch weite und neue Ausblicke wie durch scharfe Charakterisierung der Personen und Zustände ein einheitliches und anschauliches, auch für weitere Kreise verständliches und anziehendes Bild zu gestalten, den Blick stets auf den Horizont der Nation gerichtet.

Vielleicht, daß die Ausführung nicht überall die Idee erreicht hat. Die Hemmnisse, die sich der Einheit und Ebenmäßigkeit des Vortrages entgegenstellten, lagen nicht so sehr in der Sprödigkeit des zu gestaltenden Stoffes wie darin, daß für einzelne Zeitabschnitte das Material spärlich und unsicher, für andere in verwirrender Fülle vorhanden war. Daß ich die Reihenfolge und Regierungsjahre der Herzöge, die alle französischen Darsteller dieser Geschichte zum Einteilungsgrunde ihres Stoffes gewählt haben, nicht zu Angelpunkten der Erzählung mache, bedarf keiner weiteren Erklärung. Was die Gruppierung des Stoffes betrifft, so sei nur bemerkt, daß das Wesentlichste, was über die Entwicklung der Verfassungszustände, über Adel, Herzogsgewalt, Ständerecht, Bildung eines fürstlichen Territoriums sowie über das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum deutschen Reiche zu berichten war, in drei besonderen Abschnitten (3, 4 und 8) zusammengefaßt wurde. Wenn in Abschnitt IV infolge dieser Anordnung dem äußeren Gange der Ereignisse hier und da vorgegriffen werden mußte, so war damit andererseits der Vorteil verbunden, daß der Leser ein übersichtliches und zusammenhangendes Bild der zu schildernden Zustände erhielt und der spätere Fluß der Erzählung durch Erörterung dieser Dinge nicht unterbrochen wurde. Den allgemein sozialen und wirtschaft-

lichen Zuständen Lothringens am Ende des Mittelalters ist ein besonderer Abschnitt am Ende des ersten Bandes zugewiesen.

Was für ein Gemälde der Einfall des Lichtes, das bedeutet für alle Geschichte der Standpunkt des Erzählers. Dem Darsteller deutscher Geschichte hat erst der politische Wiederaufbau des Reiches für die Betrachtung unserer Vergangenheit die Stetigkeit des Blickes und den sicheren Orientierungspunkt gegeben, der in der Zeit der nationalen Zersplitterung und Selbsterniedrigung, da kein Mittelpunkt der Nation vorhanden war, dem Geschichtsschreiber fehlte. Denn erst da, wo die verschlungenen Fäden der Geschichte eines Volkes in eins zusammenlaufen, wo Gegensätze, Irrungen und Kämpfe in einer Einheit aufgegangen sind, wird der Geschichtsschreiber auf der Höhe stehen können, von der aus er die verworrene Kette der Dinge beurteilen, Wesentliches vom Unwesentlichen sondern und preisen oder verwerfen darf. Erst da wird ihm auch die Ruhe und die Sicherheit der Empfindung kommen, die über die trübe Erinnerung an die Zeiten erhebt, in denen der Triumph der einen Partei die Schmach der anderen in sich trug und Verbrechen an der Nation zu Ruhmesthaten gestempelt werden konnten. Von seinem neu ghibellinischen Standpunkte aus rückschauend wird daher der Verfasser die Zeiten preisen müssen, wo noch eine Idee alle Seelen füllte, und die Tage, welche die Nation in zwei Heerlager schieden, werden ihm nicht als deren Ehrentage erscheinen. Von diesem seinem Standpunkte aus wird er auch nicht die den Fremden nachgesprochenen Schlagworte von „Errettung der deutschen Libertät“ und von der „viehischen Knechtschaft des Hauses Österreich“ wiederholen können, wenn ein Kaiser die Ehre und Einheit des Reiches gegen die vaterlandslose Selbstsucht heimischer Dynasten und gegen fremde Begehrlichkeiten mit aller Macht zu wahren sucht.*)

*) Ein angesehenes französisches Blatt, der monarchische Soleil, machte am 12. Oktober 1893 auf die „Gefahren“ aufmerksam, mit denen

Und nun noch ein Wort an meinen lothringischen Leser dem vielleicht noch alte Erinnerungen und stille Liebe zu dem westlichen Nachbarlande die Seele füllen.

Wenn dreißig Jahre nach dem Kriege es hier ein Deutscher unternimmt, eine Geschichte Deines alten, durch deutsche Waffen wiedergewonnenen Stammlandes zu schreiben, so fürchte nicht, die Posaunentöne überhebender Ruhmredigkeit zu hören, die aus dem Munde Berufener aber nicht Auserwählter kommend wohl einmal Deinen Unmut erregt haben. Sie würden nicht dem Ideale unserer besseren Väter entsprechen, die einen starken deutschen Nationalstaat wollten aber ohne die Überhebung und Gehässigkeit, die wir vordem bei anderen so hart verurteilten. Ich habe überdies hier auch so viel Schlimmes und Beschämendes zu berichten, daß dieser Ton sich schon deshalb als unschicklich verbieten würde. — In eroberten Ländern, wer wüßte es nicht, pflegt den Kämpfen der Waffen meist ein anderer oft viel härterer Kampf der Geister zu folgen. Es ist der Widerstreit der Sympathien, der Überlieferungen und Vorurteile, ein Kampf, der minder rasch und gewaltsam verläuft wie die blutigen Kämpfe des Schlachtfeldes, aber für Sieger und Besiegte nicht minder schmerzlich zu sein pflegt. Lothringen hat im Laufe seiner Geschichte diesen schmerzlichen Kampf schon einmal durchzukämpfen gehabt. Heute nach dreißig Jahren eines schwankenden Provisoriums stehen sich allen Beziehungen zum Trotz, die der Zwang des Tageslebens geschaffen, Vorurteile und Mißverständnisse noch unausgeglichen gegenüber, und noch ist die geistige Brücke nicht betreten, auf der Altes

---

das deutsche Kaisertum der Hohenzollern die „Freiheit Europas" bedrohe, indem es „die für die Freiheit Europas so bedrohliche Politik Karls V. und seiner Nachfolger wieder aufnehme". Es sind dies genau dieselben Schlagworte, mit denen alle französischen Könige und Staatsmänner seit Franz I. ihre Angriffe auf das deutsche Reich zu rechtfertigen suchten, und die von deutschen Ideologen ihnen bis heute nachgeredet worden sind.

und Neues sich freundlich zusammenfindet, um sich zu verstehen und anzuerkennen. Denn Kennen heißt oft lieben, wie Unkenntnis die Pflegerin des Mißtrauens und der Vorurteile ist.

Verständnisvoller als in der Gegenwart werden wir uns vielleicht auf dem Boden Deiner Vergangenheit begegnen, denn in ihr redet der Geist Deiner Väter, deren Dolmetsch ich nur bin. Darum lies diese Geschichte mit dem Gemüte, mit dem ich sie Dir übergebe. Vielleicht wirst Du aus ihr erhöhte Liebe zur Heimat und Hochachtung vor Deinen Vorfahren schöpfen, vielleicht auch ein Stück Deines eigenen Wesens in ihr entdecken, das Dir bisher verborgen blieb. Und wie Du aus ihr erkennen magst, daß die heutige Gegenwart ein notwendiges Erzeugnis der Vergangenheit ist, so wird der deutsche Leser in ihr die zur Bescheidenheit mahnende Lehre finden, daß die Geschichte von Jahrhunderten nicht durch die Thaten einer Generation ausgelöscht wird, und daß der Deutsche eine noch ungesühnte Schuld der Vergangenheit an diesem Lande abzutragen hat.

Saarburg, 6. Dezember 1900.

Hermann Derichsweiler.

Erster Abschnitt.

Der Zerfall der karolingischen Monarchie. Der Vertrag von Verdun und das Mittelreich Kaiser Lothars. Lotharingien, das Reich Lothars II. Angriffe Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen auf Lothringen. Die Verträge von Mersen und Ribemont. Zwentibold wird König von Lothringen. Innere Zerrüttung des Landes, zügellose Macht des Adels. Die Herzöge Reginar und Giselbert. Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutschen Reiche. Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Weltgeschichtliche Stellung Lothringens.

Aus dem chaotischen Völkergewirre, das sich nach dem Einsturze des römischen Reiches im fünften Jahrhunderte über das Abendland ausgebreitet, hatte sich zuletzt das Weltreich der Franken und das Kaisertum Karls des Großen aufgerichtet. Es war der Abschluß eines großen weltgeschichtlichen Prozesses. Was sich Jahrhunderte lang gehaßt und feindlich bekämpft hatte, Römisches und Germanisches, Christliches und Heidnisches, hatte das neue Weltreich in seinem Banne gesammelt. In seiner Ausdehnung bis jenseits der Pyrenäen und Alpen umfaßte es die meisten Völker germanischer, romanischer und keltischer Zunge und hatte gemeinsame Mittelpunkte geschaffen, in denen sich die abendländische Welt fortan begegnen und ausgleichen sollte. Als es seine Aufgabe erfüllt hatte, brach es auseinander, um reichere, selbständige Bildungen aus seinem Zerfalle hervorgehen zu lassen. Der dunkle Sondertrieb der Völker, in den sich der gegenseitige Haß und die Eifersucht von Karls entarteten Enkeln warf, sprengte die Bande, welche der Eroberer um Länder verschiedener Art und

Sprache gelegt hatte. Gerade wie im 19. Jahrhunderte nach dem Zusammenbruche der napoleonischen Weltherrschaft „Nationalität", „Zusammenschluß des verwandten Blutes" zum Feldgeschrei und zur treibenden Kraft in den politischen Kämpfen der Zeit wird, so ertönte nach der Auflösung des karolingischen Weltreiches in den Stürmen des 9. Jahrhunderts der ähnliche Ruf nach Trennung der Völker. In einer furchtbaren Völkerschlacht bei Auxerre am Bache der Burgundionen (25. Juni 841) „in der hunderttausend tapfere Franken fielen", unterlagen Kaiser Lothars Ansprüche auf die Beherrschung der gesamten karolingischen Länder wie die Idee der Reichseinheit dem unbewußten Drängen der Völker nach Trennung und den selbstsüchtigen Forderungen der jüngeren Brüder Lothars. An das Werk des Kriegers schloß sich unmittelbar nach der Schlacht die Synode der Priester, der im Heere der Brüder anwesenden Bischöfe, die den Ausgang des Kampfes für ein Gottesurteil erklären, kraft dessen der Höchste die Auflösung des Reiches bestätigt habe.

Der Teilungsvertrag von Verdun (843) schied für immer den großen Einheitsstaat Karls und das Gemisch der Völker nach der Verwandtschaft der Sprache und des Blutes Die Länder zwischen Maas und Ozean, vorwiegend romanischer Zunge, lösten sich als ein besonderes, westfränkisches Königreich ab und fielen dem jüngsten der karolingischen Brüder, Karl dem Kahlen, zu. Die Stämme östlich des Rheines, in denen sich germanische Art rein erhalten hatte, schlossen sich nebst den Bewohnern der linksrheinischen Sprengel Mainz, Worms und Speier zu einem ostfränkischen Reiche zusammen und empfingen als ihren König den zweiten Karolinger Ludwig, der den Beinamen des Deutschen erhielt. Beide Reiche hatten inneren Zusammenhang und eine volkstümliche Grundlage: das eine bildete den Kern des späteren Reiches deutscher, das andere den des Reiches französischer Nationalität.

Aber nicht aus den Bedürfnissen und den natürlichen Beziehungen der Völker allein war der Vertrag von Verdun

hervorgegangen; er war zugleich ein Erzeugnis der Not, der Verlegenheit und der dynastischen Interessen der streitenden Brüder gewesen. Denn ein drittes Reich, das von der Nordsee bis zum Mittelmeere reichend, wie ein trennender Keil zwischen Ost- und Westfranken eingeschoben war, eine unnatürlich zusammengeworfene Menge verschiedenster Landschaften, sollte mit Italien verbunden den Anteil Lothars, des ältesten der Brüder, bilden. Die südliche Hälfte dieses langgezogenen Gebietes war von Welschen oder romanisierten Germanen, der nördliche vorwiegend von ungemischten Germanen bewohnt. Ohne Einheit und Mittelpunkt trug dieses künstliche Gebilde in seiner Zusammensetzung aus widerstreitenden Elementen den Keim baldigen Zerfalles in sich; früher oder später mußte der eine Teil nach natürlichen Gesetzen von dem romanischen Westreiche, der andere von dem germanischen Ostreiche angezogen werden. Und kaum zwölf Jahre hatte dieses Mittelreich Lothars Bestand; es überdauerte nicht einmal das Leben seines ersten Beherrschers. Als dieser, von Gewissensangst getrieben, (855) wenige Tage vor seinem Tode das Mönchsgewand nahm, um im Kloster Prüm das an seinem Vater verübte Unrecht zu büßen, fiel sein Reich in seine widerstrebenden Teile auseinander. Von seinen drei Söhnen gab sich der älteste, Ludwig, mit dem Königreiche Italien zufrieden; das von der Nordsee bis zum Mittelmeere sich hinziehende Gebiet teilten die beiden jüngeren Söhne, Karl und Lothar, unter sich so, daß der erstere das Land zwischen Rhone und Alpen gegen das Mittelmeer hin, der andere das vorwiegend germanische Gebiet vom Jura abwärts bis zur Nordsee erhielt.*) Dieser Teil, der in der Folge nach dem Namen seines neuen Herrn Lothars Land, Lotharingien, genannt wurde, um-

*) Karl starb 863, und seine Brüder Ludwig und Lothar II. teilten sich in seine Herrschaft so, daß Lothar die Erzdiözese Lyon und Vienne nebst den rechts an der Rhone gelegenen Grafschaften Viviers und Uzés, Ludwig die Provence erhielt.

faßte außer dem größten Teile Frieslands und den linksrheinischen Stücken Alamanniens die alten austrasischen Länder, des karolingischen Hauses Stammsitze, an denen nach Karls des Großen Absicht das fränkische Kaisertum fürderhin haften sollte.

Es war ein von Natur reich gesegnetes Gebiet, politisch bedeutsam durch seine Lage und umstrahlt von glorreichen Erinnerungen an die Vergangenheit der herrschenden Dynastie. Aber ohne festen Stützpunkt und weder im Osten noch im Westen durch natürliche Grenzen geschieden und gesichert, reizte es durch seinen Reichtum, seine Lage und seine historische Bedeutung die Ländergier des östlichen und des westlichen Nachbarn. Lothar II. selbst, ein haltloser Lüstling, dessen Ehestreit und boshafte Verfolgung eines schwachen und hilflosen Weibes eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, weiß den gefährdeten Besitz gegen die Umtriebe seiner Oheime, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, nur dadurch zu schützen, daß er mit dem einen gegen den andern wechselnde Bündnisse und Verträge schließt. Beladen mit dem Fluche der Kirche geht er im Jahre 869 über die Alpen, um in Rom seine Missethaten zu büßen und Gnade für seine Buhlerin Walrade zu suchen. Heimkehrend stirbt er fern von seinem Lande in Piacenza kinderlos. Sofort bricht Karl der Kahle, längst schon im Bunde mit den verführten Vasallen seines Neffen, in Lothringen ein, um sich in den Besitz einer Erbschaft zu setzen, die nach gutem Rechte dem Bruder Lothars, dem Könige Ludwig von Italien, zufallen mußte. In Verdun huldigen ihm Hatto, der Bischof dieser Stadt, sowie der Bischof Arnulf von Tull und eine Anzahl der großen Vasallen. Die Boten des Papstes, welche erscheinen, um ihn von dem Eingriffe in fremdes Gut abzuhalten, weist er mit kahlen Ausflüchten ab; dann zieht er gegen Metz, wo der Bischof Adventius, den er in sein Interesse gezogen, nebst vielen weltlichen Großen ihm Treue schwört, und in der Stefanskirche

läßt er sich zum Könige von ganz Lothringen krönen und von dem Erzbischofe Hinkmar von Rheims mit dem heiligen Oele salben. Ludwig der Deutsche lag in diesem Augenblicke krank in Regensburg; sein Heer stand an der Elbe im Kampfe gegen die empörten Slaven. Sobald er genesen, der Aufstand der Slaven niedergeworfen war, brach er im Februar 870 von Regensburg nach Frankfurt auf; hier fanden sich viele Lothringer, die noch zu Zeiten Lothars von Ludwig gewonnen und deshalb von Karl dem Kahlen ihrer Lehen beraubt worden waren, huldigend bei ihm ein, aber auch manche, die kurz zuvor Karl Treue geschworen hatten und nun von Ludwig größeren Gewinn erhofften. Von Frankfurt schickte Ludwig an Karl, der in Aachen weilte, eine Gesandtschaft mit der kurzen Meldung, der Neustrier sollte augenblicklich Aachen verlassen und das Reich Lothringen räumen oder eines Krieges gewärtig sein. Unfähig, auch nur einen Teil des eigenen Reiches zu schützen, erklärt sich Karl der Kahle nach einem kurzen Waffengange bereit zu unterhandeln, und im alten Kaiserpalaste zu Aachen ward am 6. März 870 ein vorläufiger Vertrag zwischen den deutschen und westfränkischen Bevollmächtigten vereinbart, daß Lothringen zwischen Ludwig und Karl zu gleichen Hälften geteilt werden solle. Am 8. August des Jahres wurde zu Mersen an der Maas der denkwürdige Teilungsvertrag abgeschlossen und im Namen der beiden Könige durch acht Bischöfe beschworen. Das ostfränkische Reich verdankte dieser Teilung einen Zuwachs von den drei Bistümern Utrecht, Basel und Straßburg, und den zwei Erzbistümern Trier und Köln. Im Namen Karls des Kahlen ward indes dem Artikel, der Ludwigs Anteil bestimmte, ein bemerkenswerter Nachsatz zugefügt: „Aus Liebe zum Frieden", so heißt es, „bewilligen Wir außer den vorher bezeichneten Gebieten noch folgende Striche: die Stadt Metz samt dem Moselgau (zu beiden Seiten der Mosel von Metz bis nach Trier), vom Ardenner Walde die ostwärts gelegene Strecke

zwischen dem Ursprunge der Urt und deren Einmündung in die Maas, samt den Abteien Stablo und Prüm." Der größere, östliche Teil Lothringens mit den bischöflichen Städten Utrecht, Köln, Trier, Straßburg, Basel, Metz und Lüttich und allen zwischen ihnen gelegenen oder zu ihren Gebieten gehörigen Grafschaften, Klöstern und Dörfern nebst zwei Drittteilen Frieslands war somit dem ostfränkischen Reiche einverleibt, während die Grafschaften Tull und Verdun nebst den romanischen Ländern zwischen Rhone und Alpen, die einst Lothars II. jüngerer Bruder Karl beherrscht hatte, dem Reiche Karls des Kahlen zufielen.*)

Am 28. August 876 starb Ludwig der Deutsche in seinem Palaste zu Frankfurt; sein Reich ward nach altem Erbrechte wie ein Familiengut unter seine Söhne geteilt. Auf die erste Nachricht von Ludwigs Tode brachte Karl der Kahle ein stattliches Heer zusammen und rückte, da die Boten, die er ausgesandt hatte, um den lothringischen Adel zum Abfalle von dem ostfränkischen Reiche zu bereden, mit guten Nachrichten kamen, auf Aachen und von da nach Köln, um nicht nur das 870 an Ostfranken gekommene Lothringen, sondern alles Land bis zum Rhein in seine Gewalt zu bringen und diesen Strom zur Grenze des Westreiches zu machen. Aber das Gottesurteil der Schlacht entschied gegen den Friedensbrecher. Ludwig der Jüngere, des Deutschen zweiter Sohn, dem von dem Reiche des Vaters Sachsen und Franken zugefallen war, sammelte im Lager vor Deutz seine Vasallen. Unter dem Gespötte der Franzosen, die gegenüber in Köln lagen, so erzählt Hinkmar, riefen die Deutschen mit Fasten und Kirchengebeten den Schutz des Himmels an; auch ließ Ludwig durch ein Gottesurteil, dem dreißig seiner Vasallen sich unterzogen, sein Recht auf den von seinem Vater ererbten Teil Lothringens darthun.

*) Karls Anteil enthielt die bischöflichen Städte: Lyon, Besançon, Vienne, Viviers, Uzés, Tungern, Tull und Verdun und das westliche Drittel von Friesland.

„Je zehn bestanden die Probe des heißen, des kalten Wassers und des glühenden Eisens, und alle gingen unverletzt hervor." Karl der Kahle hatte nämlich die fortdauernde Gültigkeit des Vertrages vom Jahre 870 bestritten, weil er diesen nur mit seinem Bruder Ludwig, nicht aber mit dessen Söhnen abgeschlossen habe. Als Ludwig seine Streiter gesammelt hatte, brach er von Deutz auf und ging zwischen Koblenz und Andernach über den Rhein. Karl der Kahle war von Köln ebenfalls rheinaufwärts den Ostfranken entgegen gezogen, sandte indes Boten an Ludwig und ließ einen Waffenstillstand anbieten, damit man während dessen über den Frieden verhandeln könne. Seine Absicht aber war, den wegen des angesagten Waffenstillstandes sorglosen Neffen durch einen nächtlichen Marsch zu überfallen. Als der Erzbischof Willibert von Köln von diesem Anschlage Karls erfuhr, mahnte er ihn ernstlich von schnödem Verrate ab und schickte, da Karl gegen die Mahnungen taub blieb, heimlich auf Fußpfaden einen Presbyter in das deutsche Lager, um vor dem Überfalle zu warnen. Dadurch gewannen die Ostfranken Zeit sich zu rüsten; um bei einem nächtlichen Überfalle einander zu erkennen, legten sie weiße Gewänder an und erwarteten so den verräterischen Anschlag. Als nun die Franzosen, welche die ganze Nacht unter strömendem Regen marschiert waren, am 7. Oktober früh morgens erschienen, stürmten die Sachsen und Rheinfranken auf den vielfach überlegenen Feind so wütend ein, daß Karls Heer bald in grenzenloser Verwirrung auf dem schmalen Ufersaume durcheinander geriet. Tausende wurden in wildem Gedränge erschlagen, alles Gepäck und die Schätze Karls fielen in die Hände der Sieger. Verfolgt von wütenden Bauern, die den ergriffenen Edelleuten die Kleider vom Leibe rissen, entkam Karl in eiliger Flucht über Lüttich mit Not der Gefangenschaft. Dieser herrliche Sieg sicherte den 870 gemachten Gewinn des östlichen Lothringens um so mehr, als empörte Vasallen und die furchtbare Not, welche die Völkerschwärme

des skandinavischen Nordens dem Westreiche brachten, den westlichen Karolingern nicht gestatteten, an neue Überfälle zu denken.

Der Tod Karls des Kahlen 877 war für die westfränkischen Großen das Zeichen zu einer allgemeinen Empörung. Nur gegen neue Zugeständnisse von Rechten und Gütern erlangt der Sohn des Gestorbenen, Ludwig der Stammler, die Anerkennung der meuterischen Vasallen; und als auch dieser im April 879 an dem beigebrachten Gifte stirbt, wirft eine Partei der Unzufriedenen den Gehorsam gegen das Geschlecht Karls des Kahlen ganz ab und richtet den Blick über den Rhein auf den Sieger von Andernach. Längst schon hatten der Abt Gozelin, der Kanzler von Neustrien, der in der Schlacht bei Andernach ein Gefangener des Siegers geworden war, und der Graf Konrad von Paris heimliche Ränke mit Ludwig verabredet. Nach dem Tode des Stammlers beriefen sie daher eine Versammlung von Bischöfen, Äbten und anderen mächtigen Männern und bewogen diese durch das Versprechen, daß jeder die Lehen, die er wünsche, erhalten solle, die Krone dem deutschen Ludwig anzubieten. Sogleich gingen Boten an den Erkorenen ab und luden ihn ein, nach Verdun zu kommen und die Krone des Westreiches in Empfang zu nehmen.

Im Winter 879 zieht Ludwig über Aachen und Sedan den meuterischen Großen zu. Unterdes aber hat eine andere Partei unter Führung des Abtes Hugo sich für die Söhne des Stammlers erhoben, und an der Oise stellt sich ein westfränkisches Heer dem heranziehenden Könige entgegen. Während sich die Heere hier gegenüberstehen, bieten die Söhne des Stammlers dem Gegner die welsche Hälfte Lothringens, die 870 der westfränkischen Krone zugefallen war, als Preis des Friedens an. So kommt es zu Ribemont an der Oise am 2. Februar 880 zu einem Vertrage, nach welchem Ludwig der Jüngere zu dem östlichen Teile Lothringens auch die Grafschaften Toul und Verdun erhält, dagegen seine Anhänger

Gozelin und Konrad preisgibt und nach Frankfurt zurückkehrt. Das ganze Erbe Lothars II. war so mit dem deutschen Ostreiche vereinigt. Die Grenze des deutschen Reiches im Westen lief seitdem von der Mündung der Schelde diesen Fluß hinauf, Brabant von dem westfränkischen Flandern scheidend; wandte sich dann, den Gau von Kammerich, den Hennegau und Lomagau einschließend, der Maas zu und erreichte diesen Strom unterhalb der Stelle, wo er die Ardennen durchbricht und seine stärkste Ausbiegung gegen Westen macht. Hier umzog sie westlich das Gebiet von Sedan und lief auf der Westseite des Stromes am Argonnenwalde, den Gau von Verdun und Bar le Duc umfassend, nach Süden fort. Von da in südöstlicher Richtung einbiegend wandte sie sich von den Quellen der Maas dem Quellgebiete der Mosel und den Sichelbergen zu.

Noch einmal wurde wie in einem unnützen Kreislaufe der Dinge die zersprengte Monarchie Karls des Großen in einer Hand vereinigt. Als die westfränkischen Länder eine Beute der normannischen Raubscharen zu werden drohten, beschlossen die westfränkischen Großen alle Kräfte zur Abwehr in eine Hand zu legen und erhoben Ludwigs des Deutschen jüngsten Sohn Karl, der Dicke zubenannt, der seine Brüder überlebt und das ostfränkische Reich wieder vereinigt hatte, auch auf den Thron des Westens. Aber das große Einheitsreich Karls war für alle Zeit tot, und der an Geist und Körper schwerfällige Urenkel sollte es nicht mehr zu neuem Leben erwecken. Er brach unter der Schwere der übernommenen Last zusammen. Weder die Anarchie im Inneren noch den Ansturm der Feinde von außen wußte er zu bändigen. Als er mit dem vereinigten Heere der romanischen und deutschen Völker 887 den Normannen vor Paris gegenüberstand, aber statt zu schlagen, den Barbaren Land und Geld bieten ließ, da weigerten sich die Großen, die sich längst das Recht angemaßt hatten, den Lehnsherrn nach eigener

Willkür zu wählen, einem unfähigen, würdelosen Könige weiter zu folgen. Ostfranken und Westfranken trennten sich von neuem. Während diese den Versuch machten, an Stelle der verkommenen Karolinger ein einheimisches, thatkräftiges Geschlecht auf den Thron zu erheben, kürten die in Tribur versammelten rechtsrheinischen Deutschen und Lothringer den Herzog Arnulf von Kärnthen, den tapferen Bastard Karlmanns von Baiern, zum Könige, denn kriegerische Tüchtigkeit galt in diesen Zeiten der Not als die erste der königlichen Tugenden.

Arnulf hatte aus wilder Ehe einen Sohn Zwentibold. Gerne hätte er diesem die Nachfolge im Reiche vor dem Sohne seiner rechtmäßigen Frau, dem gebrechlichen Kinde Ludwig, zugewandt; doch stellte sich diesem Wunsche das herrschende Erbrecht entgegen. Er suchte darum dem geliebten Bastard eine andere selbständige Herrschaft zu übertragen und ersah dazu die lothringischen Länder aus. Nach langen Verhandlungen fand sein Plan 895 in Worms gegen reiche Zugeständnisse die Zustimmung der versammelten Großen, und Lothringen wurde jetzt an Zwentibold als ein besonderes Königreich übertragen, das von dem Erbteile Lothars II. alles umfassen sollte, was einst zu Ostfranken gehörte, also auch Friesland, das Elsaß und im Süden den Sprengel von Besançon. Aber nur so lange Arnulf lebte, vermochte Zwentibold seine Herrschaft zu behaupten. Der ungestüme, gewaltthätige Fürst, der den Trotz der Grafen zu brechen suchte, die Kirchengüter nicht schonte und dem Erzbischofe Ratbod von Trier den Hirtenstab um den Kopf schlug, hatte bald alle geistlichen und weltlichen Großen des Landes gegen sich. Und weil er, so berichtet Regino, mit Hintansetzung der Edelleute gemeine Männer in seine Umgebung zog und ihrem Rate folgte, deswegen haßte ihn der ganze Adel. Der im Hennegau und Haspengau mächtige Graf Reginar, ein Mann aus karolingischem Halbblute, war lange Zeit Zwentibolds vertrauter Ratgeber gewesen. Im Jahre 898 jagte ihn Zwentibold vielleicht

wegen verräterischer Umtriebe vom Hofe, nahm ihm alle Lehen und Güter und gebot ihm, innerhalb 14 Tagen das Reich zu verlassen. Reginar aber floh auf seine, durch Sümpfe und die Altwasser der Maas trefflich beschützte Burg Durfos und trotzte in diesem Fuchsbaue ein Jahr lang allen Angriffen Zwentibolds. Im folgenden Jahre, da Kaiser Arnulf starb, erhob sich unter seiner Führung der ganze lothringische Adel, und Zwentibold verlor an der Maas in wildem Kampfe gegen die gräflichen Brüder Stephan, Gerhard und Matfried, Herrschaft und Leben (13. August 900).*) Dann wenden sich die Empörer auf Betreiben des Erzbischofs Ratbod von Trier Arnulfs sechsjährigem Sohne Ludwig zu, führen ihn nach Lothringen und huldigen zu Diedenhofen dem Königskinde, von dessen Ohnmacht der Trotz und die Raubsucht der Großen nichts zu fürchten hatte. Lothringen war aufs neue mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt. Vor allem war es der Erzbischof Ratbod von Trier gewesen, der den Sturz des Bastards und den neuen Anschluß Lothringens an das Reich herbeigeführt hatte. Ludwig das Kind lohnte ihn mit Gütern, Einkünften und Zinsleuten und übertrug ihm, um den mächtigen Mann stärker an das Reich zu fesseln, die Würde eines Erzkanzlers für die lothringischen Länder.

Die innere Geschichte Lothringens in dieser Zeit ist angefüllt mit endlosen Umtrieben, undurchsichtigen Wirren und blutigen Kämpfen des entzügelten und mächtig gewordenen Adels. Während die karolingischen Brüder und Vettern, nur auf die Befriedigung eigener Selbstsucht bedacht, das Reich, das sie nicht zu schützen wußten, in Stücke zerrissen, benutzten

*) Der König, den die zeitgenössischen Chronisten als roh und gewaltthätig schildern, kam nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit, und ein Zahn von ihm wurde als Reliquie verehrt, der man eine wunderthätige Wirkung gegen Zahnschmerzen zuschrieb.

die großen Vasallen die allgemeine Verwirrung, um auf Kosten der königlichen Gewalt und der ehemaligen Freibauern oder kleinen Eigentümer ihre Freiheiten zu erweitern und reichsfürstliche Rechte zu erringen. Diesem Streben, das selbst der große Karl nur mühsam gezügelt hatte, kamen dessen entartete Enkel durch ein ins Große getriebenes System der Verführung der Vasallen, ja sogar der Söhne des jedesmaligen Widersachers, weit entgegen. Mit Ämtern und Rechten, mit Grafschaften, Abteien, königlichen Schlössern und Kammergütern erkauften sie in ihren brudermörderischen Kriegen den Beistand der eigenen und die Untreue der fremden Vasallen und brachten diese auf Kosten des Königtums zu Macht und selbständiger Gewalt. Schon auf dem allgemeinen Frankentage zu Mersen 851 sahen sie sich gezwungen, ihren Vasallen, geistlichen und weltlichen, feierlich die angemaßten politischen Rechte zu verbürgen und zu geloben, daß sie den von den Vasallen gefaßten Beschlüssen stets ihre Genehmigung erteilen würden, wenn anders die genannten Vasallen sich an die beschworenen christlichen Grundsätze hielten und den Königen die schuldige Treue leisteten. Vor allen hatte Ludwig der Deutsche, der auf den Umsturz des Verduner Vertrages hinarbeitete, den westfränkischen und lothringischen Großen die Lockspeise politischer Vorrechte, Lehen und Ämter vorgehalten, um sie zum Abfalle von ihren Herrn zu reizen. Als Kaiser Lothar 855 starb, schleppten die lothringischen Großen dessen gleichnamigen Sohn Lothar II., den sie zu ihrem Herrscher begehrten, nach Frankfurt zu dem Könige Ludwig, um „mit dessen Zustimmung und Gunst diesen Prinzen zum Herrscher über sich zu bestellen“. Wegen seines skandalösen Privatlebens verachtet, gerät Lothar vollends in die Gewalt der Großen und sieht sich gezwungen, die letzten Reste der Krongüter unter sie zu verteilen, um vorübergehend ihren Gehorsam zu erkaufen. So konnte es nicht fehlen, daß die Vasallen, vor allen die Grafen immer weiter um sich griffen, die

Gebiete und die Ämter, die ihnen vordem nur lehnsweise übertragen waren, erblich an sich brachten und den gemeinen Mann, auf dessen Selbständigkeit ihr ursprüngliches Amt gebaut war, aussogen und zuletzt sein Eigentum an sich rissen. Kamen dann im Frühjahre die Raubscharen der Normannen, welche die karolingischen Vettern um die Wette gegen einander herbeiriefen, so weigerten die Vasallen, um dem Könige alle Rechte, die sie begehrten, abzupressen, den schuldigen Kriegsdienst und ließen Städte und Kirchen absichtlich vom Feinde verwüsten. Sie selbst, oft mit den Seeräubern im Bunde, zogen sich in ihre Burgen und Felsennester zurück, mit deren Belagerung, die nur Mühe und wenig Beute versprach, die Romannen sich nicht aufzuhalten pflegten. Als im Jahre 859, wie Prudentius berichtet, die verzweifelten neustrischen Bauern zwischen Seine und Loire sich zusammenthaten und die Seeräuber niedermachten, fiel der Adel über die Bauern her und erschlug sie. Auch die reichen Güter der Kirche fielen dem Adel zur Beute, und wie in allen Zeiten, in denen es auf einen allgemeinen Umsturz abgesehen ist, gaben die Räuber vor, daß sie der Sache Gottes dienten gegen den verdorbenen Clerus, „das unadliche Lumpenpack und die widerspenstigen Pfaffen", auf dessen reiche Güter ihr Absehen gerichtet war. Fast alle Abteien Lothringens gingen im Laufe des 9. Jahrhunderts in den thatsächlichen Besitz lokaler Dynasten über. Viele Klöster, so lauten die zeitgenössischen Berichte, stehen leer, verbrannt und ausgeplündert, die Brüder haben die Klostermauern verlassen, um draußen ihren Unterhalt zu suchen. In den Abteien wohnen Laienäbte mit ihren Weibern und Töchtern, ihren Kriegsmannen und Jagdhunden; die goldenen Kreuze der Kirchen sind gestohlen und unter die Spießgesellen der vornehmen Räuber und Leuteschinder verteilt.

Aus den gegenseitigen verbrecherischen Umtrieben und Kriegen der karolingischen Brüder und Vettern, die den Zeitgenossen wie ein Geschlecht von Unholden erschienen, „das

Gott in seinem Zorne auf den Thron gesetzt hatte", geht so die Macht und Unabhängigkeit der neuen Dynasten hervor, die aus ursprünglichen Beamten und Dienern der Könige deren Gebieter werden und zuletzt den Staatsverband auflösen. Allenthalben stehen lokale Gewalten auf, die von keiner übergeordneten Macht gezügelt, auf eigne Hand Burgen und Festungen bauen, Kriegsheere aufstellen, in endlosen Fehden mit einander raufen und das Land in ein Nebeneinander kleiner Herrschaften zersplittern, denn wegen der Sünden der Menschen, so klagt ein Chronist der Zeit, regieren nun viele Herren im Reiche des Kaisers Karl.*) Durch Anarchie und Bürgerkrieg zu Macht und Ansehen aufsteigend, wie hätten diese kleinen Dynasten die Obergewalt eines seine Rechte behauptenden Königtumes ertragen sollen? Gegen jede zügelnde Autorität stehen sie deshalb alle Zeit in den Waffen. Als Lothar II. gestorben war, versagte die Mehrzahl des lothringischen Adels dem Vertrage von Mersen die Anerkennung und wollte weder Karl dem Kahlen noch Ludwig dem Deutschen unterthan sein. Sie scharten sich deshalb um Lothars unehelichen Sohn Hugo, den sie naturgemäß zu beherrschen gedachten, und verbanden sich zuletzt, um ihre Absichten durchzusetzen, mit den Normannen gegen Karl den Dicken. Hugo aber, der seine Tochter dem Wikinger Gottfried zur Frau gegeben, fiel in Karls Gewalt, der ihn blenden und in das Kloster Prüm bringen ließ, wo der Chronist Regino mit eigener Hand ihm das lange Haar abschor. Arnulfs Bastardsohn Zwentibold kam als König von Lothringen fremd in das Land, ohne jede Verbindung mit dem einheimischen Adel. Die Krongüter und Kronrechte waren längst in die Hände der Großen übergegangen; der neue König hatte nichts, um

*) Daß trotz allen zerstörenden Kräften, die auf die Zertrümmerung des Reiches hinarbeiteten, zuletzt die Einheit doch gerettet wurde, ist wie wir wissen, allein das Verdienst des Clerus, der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe, gewesen.

ſich den Gehorſam der Trotzigen zu erkaufen, und ſo blieb ihm gegen die früheren Parteigänger Hugos nur der Kampf, in dem er mit dem Schwerte in der Hand den Untergang fand. Mit ihm hatte das Königreich Lothringen für immer ein Ende.

In dieſen Zeiten der allgemeinen Auflöſung der ſtaatlichen Ordnung gelangen in Lothringen durch Bauerndruck, Kirchen- und Domänenraub die Grafen von Hennegau, von den Ardennen, von Metz, Tull und Verdun, von Matois, Lüneville, Chaumontois, von Luxemburg, Saarbrück und Kaſtel (Blieskaſtel) u. a. zu faſt ſelbſtändiger Macht und Gewalt.*)

---

*) Die alten Gaue hatten ihre Namen in der Regel wie die heutigen franzöſiſchen Departements von der Bodengeſtalt und den Flußläufen. So gab die Moſel dem pagus Mosellensis, die Seille dem pagus Salinensis, die Nied dem pagus Nitensis, die Saar dem pagus Saravensis, die Blies dem pagus Blecensis den Namen. In der karolingiſchen Zeit wurde die Zahl der Gaue, die ausſchließlich Verwaltungsbezirke der Grafen bildeten, durch Teilung der alten Gaue vermehrt und meiſt nach den Hauptorten benannt, die in ihrem Mittelpunkte lagen, ſo der pagus Metensis nach der Stadt Metz, der pagus Scarponensis nach Scarpone, der pagus Iudiciacensis nach Yeutz (Iudicium), der pagus Salinensis nach Saulnois, der pagus Virdunensis nach Verdun u. ſ. w. Inwiefern dieſe alten Gaugrafſchaften, deren Ausdehnung unſicher iſt, mit den ſpäteren Grafſchaften zuſammenhangen, iſt ſchwer zu beſtimmen. Als im 10. und 11. Jahrhunderte die alten Gaugrafſchaften mit dem Untergange der gemeinen Freiheit und dem Verfalle des Heerbannes aufgelöſt wurden, ſind geſchloſſene Grafſchaftsgebiete aus ihnen keinesfalls hervorgegangen; im Moſellande kamen ſie durch Erbgang teilweiſe an die mächtig gewordenen Geſchlechter, teilweiſe durch kaiſerliche Verleihung an die Biſchöfe (ſ. u.) von Trier, Metz, Tull, Verdun. Die Nachkommen der alten Grafengeſchlechter übertrugen ſpäter den Grafentitel auch auf neu entſtandene Herrſchaften, die ſich aus ererbten Alloden, aus biſchöflichen Vogteien und Reichslehen gebildet hatten, indem ſie, franzöſiſchem Beiſpiele folgend, den perſönlichen Grafentitel dem Namen des Burgbeſitzes beilegten, und ſo entſtanden ſpäter eine Menge Grafſchaften wie Dagsburg, Lützelſtein, Saarwerden, Salm u. ſ. w., von denen keine eine alte Gaugrafſchaft geweſen war.

Unter ihnen schwingt sich der oben genannte Reginar Langhals zu besonderem Ansehen auf; er wird bald Graf, bald Herzog, Markgraf und königlicher Sendbote (Missus) genannt, er ordnet den Widerstand und die Erhebung gegen Zwentibold und erscheint in allem als Verkörperung und Führer der lothringischen Feudalherren. Als Arnulfs Sohn Ludwig, das geistig und körperlich verkrüppelte Kind, 911 starb — keine Urkunde nennt den Tag seines Todes, so wenig kümmerte man sich um diesen Schatten von König — und mit ihm das Geschlecht der Karolinger im ostfränkischen Reiche erlosch, streckte der westfränkische Karolinger Karl der Einfältige als legitimer Nachfolger und Erbe des großen Karl nach Lothringen und den ostfränkischen Ländern die Hände aus; denn auch nach der Meinung der Zeit hatten nur die Karolinger ein Anrecht auf die Nachfolge im Reiche. Um im Rücken gesichert zu sein, bot er den normännischen Seeräubern einen Vertrag an, nach welchem er dem Wikingerhäuptlinge Rollo seine Tochter Gisela zur Frau gab und die nordwestliche Halbinsel Frankreichs den Raubscharen abtrat. In Lothringen war die mächtige Partei, an deren Spitze Reginar stand, schon vorher für ihn gewonnen. Um seine Unabhängigkeit zu sichern und sich dem rechtmäßigen Oberlehnsherrn, dem neugewählten Könige der Deutschen, Konrad I., zu entziehen, schlug Reginar jene Politik ein, die nach ihm andere Herzöge Lothringens, wie im 16. Jahrhundert die protestantischen Fürsten Deutschlands gegen das Reichsoberhaupt angewandt haben: er verbündete sich mit dem Könige von Frankreich. So kam es, daß, als die rechtsrheinischen Bischöfe und weltlichen Herren an gewohnter Stelle zu Forchheim sich zur neuen Königswahl zusammenfanden, die Lothringer nicht erschienen, sondern Karl dem Einfältigen, der allzuschwach war, um ihrer Unabhängigkeit gefährlich zu werden, Huldigung und Treueid leisteten. Umsonst versuchte der neugewählte König der Deutschen die Rechte des Reiches auf Lothringen mit den Waffen geltend

zu machen. Zwei Feldzüge, die er im Jahre 912 und 913 mit unzureichenden Streitkräften unternahm, endeten mit einem gänzlichen Mißerfolge. Nur das alamannische Elsaß vermochte er zu behaupten; die übrigen lothringischen Länder mußte er, eine schlimme Vorbedeutung und ein schweres Mißgeschick für das neu errichtete Königtum, in der Gewalt des westfränkischen Königes lassen.

Als Reginar 918 in seinem Palaste zu Mersen starb, war seine Macht und sein Ansehen so groß, daß er die angemaßte Gewalt und den herzoglichen Namen auf seinen noch unmündigen Sohn Giselbert ohne Widerspruch übertragen konnte. In dem anschaulichen Bilde, das uns der Chronist Richer von Giselbert hinterlassen hat, erscheint er als ein kleiner, kräftiger Mann, unstät und ruhelos, verzehrt von ehrgeizigen Entwürfen, tollkühn und schlau zugleich, doch mehr zur List wie zur Gewalt geneigt. „Sein Blick war so unstät und schlau, daß niemand die Farbe seiner Augen unterscheiden konnte.“ Er gedachte sich in Lothringen eine unabhängige Stellung zu gewinnen, und dies machte sein Leben zu einer fortlaufenden Kette von Umtrieben und Treulosigkeiten, bis er zuletzt als Empörer in den Fluten des Rheines sein Grab fand. Um Mittel zu haben, die Vasallen an sich zu fesseln, plünderte er Kirchen und Klöster und besetzte die Bistümer nach Belieben. Gegen Karl den Einfältigen, der in Lothringen seine oberherrlichen Rechte geltend machen will, zettelt er eine Verschwörung der westfränkischen Großen an und verbindet sich mit dem Grafen Hugo von Franzien und Heribert von Vermandois zum Sturze des Königes. Karl aber weiß ihm seine Vasallen durch große Versprechen abwendig zu machen und verjagt ihn zuletzt aus dem Lande. Flüchtig eilt Giselbert zu Heinrich I. von Sachsen und fordert ihn auf, Lothringen dem Karolinger zu entreißen und wieder mit dem Ostreiche zu ver-

einigen. Aber Heinrich, der in Deutschland noch um seine Anerkennung mit den widerstrebenden Baiern und Schwaben rang, hielt die Zeit dazu noch nicht für gekommen; er war vielmehr darauf bedacht, sein junges Königtum von Karl anerkennen zu lassen, denn noch immer galten die Karolinger des Westens als die einzigen Erben der Monarchie Karls des Großen und betrachteten die Herrschaft des Sachsen als eine Usurpation ihrer Rechte. Anderseits hatte auch Karl der Einfältige bei der Unbotmäßigkeit seiner Vasallen und den Umtrieben des Lothringers allen Grund, sich die Freundschaft des mächtigen deutschen Königs zu sichern. Im Jahre 920 war Karl feindselig in das Elsaß gezogen und am Rheine bis Pfeddersheim vorgedrungen, dann aber auf die Kunde, daß Heinrich mit gewaffneter Macht heranrücke, eiligst über die Maas zurückgegangen. Heinrich hatte darauf mit Karl Verhandlungen angeknüpft, und am 7. November 921 kamen beide Könige, die sich bisher feindlich gegenüber gestanden, bei Bonn auf einem geankerten Schiffe im Rheine zusammen und schlossen hier einen Friedens- und Freundschaftsbund. Der Karolinger erkannte die Herrschaft des Sachsen über die ostfränkischen Länder an und gab dadurch dem neuen Königtume der Deutschen die völkerrechtliche Geltung, die ihm bis dahin versagt war; Lothringen aber blieb im Besitze des Karolingers, denn der Bericht eines Chronisten, der König Karl habe bei jener Zusammenkunft feierlich auf Lothringen verzichtet, findet in den Ereignissen der nächsten Jahre keine Bestätigung. Nicht lange nachher aber boten die neuen Wirren, die über Westfranken und Lothringen hereinbrachen, Heinrich die erwünschte Gelegenheit, die Rechte des Reiches auf Lothringen wieder geltend zu machen.

In der Zusammenkunft bei Bonn hatte Heinrich eine Aussöhnung des westfränkischen Königs mit Giselbert zu stande gebracht, und dieser war nach Lothringen zurückgekehrt. Aber der unstäte, nur auf Umtriebe gerichtete Sinn des Herzogs

vermochte nicht lange Ruhe zu halten. Schon im folgenden Jahre verband er sich aufs neue mit den unruhigen französischen Großen, um den einfältigen Karl zu beseitigen und Robert von Paris, den Sohn Odos, in Rheims zum Könige erheben zu lassen. Karl ergriff vor den empörten Vasallen die Flucht, fand aber unerwartet Anhang und Hilfe bei dem größten Teile der Lothringer, die über Giselberts Willkür aufgebracht oder wegen ihrer Lehnsgüter besorgt waren. Mit ihrem Beistande zog er gegen Soissons, wo König Robert mit seinem Sohne Hugo dem Großen gelagert war. In der Schlacht, die sich hier entspann, wurde Karl geschlagen, aber König Robert fand den Tod, und die verbündeten westfränkischen Großen, denen sich Giselbert wiederum anschloß, stellten jetzt den Eidam des gefallenen Robert, Rudolf von Burgund, als ihren König auf. Karl der Einfältige geriet bald nachher in die Gewalt seiner erbittertsten Feinde und beschloß die letzten Jahre seines Lebens in trauriger Kerkerhaft. Sein Weib Ogyssa, eine Schwester des angelsächsischen Königs Athelstan, flüchtete mit ihrem siebenjährigen Knaben Ludwig nach England, von wo dieser später auf den Thron der Karolinger zurückkehrte.

Unterdes stieg unter den bisher verbündeten Großen rasch die Zwietracht auf. Als der neugewählte König Rudolf für sich die Anerkennung forderte, die er selbst seinem Könige und Lehnsherrn Karl dem Einfältigen verweigert hatte, versagte ihm Giselbert den Gehorsam und rief gegen den Emporkömmling wiederum die Hilfe des deutschen Königs an. Zu gleicher Zeit ließ auch der unglückliche König Karl aus dem Turme bei Chateau Thierry, in dem man ihn gefangen hielt, ein Hilfegesuch an König Heinrich gelangen und verhieß ihm die Zurückgabe ganz Lothringens, wenn er ihm zur Freiheit aus seinem Kerker verhelfen werde. Da ein Teil des lothringischen Adels sich dem Könige Rudolf angeschlossen hatte, ein anderer sich mit Giselbert dem Könige Heinrich zu-

wandte, so herrschte in Lothringen wildeste Verwirrung. Diese Lage der Dinge schien Heinrich geeignet, nun in den linksrheinischen Ländern wiederum die Herrschaft des deutschen Reiches herzustellen. Im Winter 923 ging er mit Heeresmacht über den Rhein, drang verwüstend und schreckend, denn so war die Kriegsführung der Zeit, bis zur Mosel vor und ward in dem östlichen Teile Lothringens als König anerkannt, während die Partei Rudolfs in den westlichen Teilen die Oberhand behielt. Rudolf war mit großen Streitkräften herangezogen, schloß aber plötzlich mit Heinrich einen längeren Waffenstillstand, infolge dessen Heinrich über den Rhein zurückging, nachdem er in einem Teile des Landes die Hoheit des Reiches wieder aufgerichtet hatte. In Lothringen dauerten indes die Unruhen und Wirren fort. Besorgt über die steigende Macht und die Fortschritte Heinrichs, suchte die Schaukelpolitik Giselberts aufs neue die Verbindung mit den westfränkischen Großen und rief im Anfange des Jahres 925 Rudolf von Burgund herbei. König Heinrich war indes nicht gesonnen, das Land, in dessen östlichem Teile er eben erst die deutsche Königsgewalt zur Anerkennung gebracht hatte, aufs neue an das Westreich ausliefern zu lassen. Nach Ablauf des mit Rudolf geschlossenen Waffenstillstandes ging er 925 wiederum über den Rhein; ein Teil der Lothringer selbst stellte sich unter seine Fahnen, und siegreich breiteten sich die deutschen Waffen über das ganze Land. Zülpich, Giselberts Feste, wurde belagert und genommen, und nachdem zuletzt Metz gefallen war, das der Bischof Wigerich, als ein hartnäckiger Gegner Heinrichs, vergebens zu behaupten suchte, fand dieser auch in den westlichen Teilen Gehorsam und Anerkennung. Zufall oder Verrat lieferte endlich auch den proteusartigen Herzog in die Gewalt des Siegers, und Heinrich benutzte diesen Glücksfall mit der ihm eigenen Klugheit und Besonnenheit. Durch jene weise Mäßigung, die dem niedergeworfenen Gegner Schmach und Beschämung erspart, durch die Hoheit der Ge-

sinnung und die eindringende Macht versöhnlicher Rede, deren Kraft sich zuvor bei dem bezwungenen Baiernherzoge Arnulf bewährt hatte, verstand es Heinrich, nach dem Siege im Felde auch den Sinn des unstäten und ränkesüchtigen Gegners zu bezwingen. Giselbert huldigte ihm als seinem Könige und Herrn und empfing aus Heinrichs Händen aufs neue die herzogliche Fahne für Lothringen. Wenige Jahre später fesselte Heinrich den mächtigen Herzog noch stärker an sein Haus, indem er ihm 928 seine Tochter Gerberga vermählte. Die Besetzung der Bistümer hatte er als wichtiges Königsrecht für sich in Anspruch genommen und der gefährlichen Herzogsgewalt außerdem noch ein Gegengewicht gegeben, indem er 926 dem Franken Eberhard das Amt eines Pfalzgrafen für Lothringen verliehen hatte. Dem treu ergebenen Bischofe Gozelin von Tull übertrug er 928 zugleich für alle seine Nachfolger auf dem Bischofsstuhle die Stadt und Grafschaft Tull mit den Regalien, so daß von da an die Bischöfe von Tull die Grafenrechte in ihrem ganzen Umfange ausübten.

Der Besitzstand des deutschen Reiches im Westen vom Jahre 879 war so durch Heinrichs Kraft und Klugheit wieder hergestellt und dem schwankenden Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland ein Ende gemacht. Die Grenze des deutschen Reiches war endgültig an die Maas und die Schelde verlegt, und zum Zeichen der Oberlehnsherrlichkeit über die linksrheinischen Gebiete ward der Bronzeadler auf dem Dachfirste der Kaiserpfalz zu Aachen mit dem Kopfe nach Westen gekehrt. Lothringen zählte seitdem zu den fünf großen Stammländern Deutschlands, an deren Spitze Herzöge, Großfeldherrn des Reiches, mit vizeköniglicher Gewalt gestellt waren.

Eigenartig und verschieden von den übrigen Herzogtümern des Reiches stellt sich das Herzogtum Lothringen dar. In Sachsen, Franken, Baiern und Alamannien bildete verwandtes

Blut, Gleichartigkeit in Sprache, Rechtsgewohnheiten und Sitten die Grundlage der Einheit: für Lothringen waren diese natürlichen Bedingungen einer Stammeseinheit nicht vorhanden. Denn nicht als ein Stamm, sondern als eine Vereinigung von Volksteilen verschiedener Herkunft und Sprache, als ein Werk äußerer Umstände und dynastischen Beliebens tritt das lothringische Volk in die Geschichte ein. Deutsches und französisches Wesen stieß in dem Herzogtume zusammen und floß in hundertfachen Beziehungen in einander über. Es ist bezeichnend für dieses Gebilde, daß es seinen Namen nicht von einem mythischen Stammesheros, nicht von einer hervortretenden Eigenart des Bodens oder dessen Bewohnern hernahm, sondern von dem ganz äußerlichen Umstande, daß sein erster Besitzer, ein haltloser und verachteter Wüstling, den Namen Lothar führte. Gleichwohl hatte sich schon gegen Ende des zehnten Jahrhunderts unter den aus germanischen und romanischen Bestandteilen gemischten Bewohnern des langgestreckten Landes eine starke Einheit der Interessen und der Gesinnung gebildet. Unter inneren Kämpfen und äußerer Feindesnot, (— von 910 bis 933 wurde es heimgesucht durch fünf Einfälle der Magyaren, welche die Schrecken der Normannenzüge erneuerten und steigerten —) haben die verschiedenen Volksteile, die hier neben und mit einander lebten, sich zu einander gefunden und sind von gleichem Geiste durchdrungen. Wenn auch zu aller Zeit zweisprachig, bilingues, fühlen sie sich als eine nationale Einheit, und als Lotharier oder Lotharingier gelten sie als ein besonderer Stamm neben den anderen vier Stämmen des Reiches. Mehr als ein anderes Volk ist das lothringische ein Werk der Zeit und des geschichtlichen Werdens; doch blieben die Spuren der einstigen Verschiedenheit seinem Wesen tief eingeprägt. Wie es der Zunge nach zu aller Zeit als zweisprachig erscheint, so tritt auch in seinem Wesen und seiner Denkart ein Gemisch von germanischen und kelto-romanischen Zügen zu Tage. Witzig und verschlagen, heißköpfig und wetter-

wendisch, zu Händeln und Veränderungen geneigt, fleißig, rührig und erfinderisch, so werden die Lothringer von den Chronisten der sächsischen Zeit gezeichnet. „Sie ziehen zwar die Klugheit der Gewalt vor, wo jene aber nicht ausreicht, greifen sie kühn zu dieser.“ Streit- und Kampflust, Liebe zur Freiheit und provinzieller Selbständigkeit, rasch aufwallendes Ehrgefühl und eine leicht entzündbare und leicht zu mißbrauchende religiöse Phantasie geben der Geschichte und dem Charakter des lothringischen Stammes sein besonderes Gepräge. Der Geist des Katholizismus durchweht seine innere und äußere Geschichte. In allen Epochen des kirchlich-religiösen Lebens stand Lothringen in vorderster Reihe. Durch Bildung, strenge Kirchenzucht und durch Geschick in weltlichen Geschäften ragte sein Klerus in der Ottonenzeit unter der gesamten Geistlichkeit des Abendlandes hervor. Die Namen Adalbero, Gozelin, St. Gerhard und Bruno brauchen nur genannt zu werden, um den Kundigen zu erinnern, daß über den Bistümern Metz und Toul ein verklärender Glanz lag zu einer Zeit, da in Frankreich und Deutschland das Licht der Wissenschaft und der Gesittung unter der Barbarei des feudalen Kriegslebens gänzlich erloschen schien. Aus seinen Klöstern ward am vernehmlichsten die enthusiastische Lehre Cluny's von der Weltbezwingung durch die Weltentsagung verkündet; seine Ritterschaft trug in den Kreuzzügen das Banner voran und diente in den Heeren Simons von Montfort gegen die albigensische Ketzerei. Im 16. Jahrhunderte bildete es gegen das hugenottische Frankreich wie gegen das lutherisch-kalvinistische Deutschland ein festes Wehr, an dem die auflösenden kirchlichen Ideen sich brachen. Und wie es der kirchlichen Revolution das Prinzip des strengen kirchlichen Gehorsams gegenüberstellte, so nahm es anderseits im 17. Jahrhundert an allen Reformbestrebungen innerhalb der Kirche einen hervorragenden Anteil. In keinem Lande gab es so viele fromme Stiftungen, Klöster, Hospitien, Leprosenhäuser, bischöfliche und kirchliche Schulen.

Bemerkenswert für die Denkart und Sittengeschichte des Volkes sind auch die zahlreichen Verordnungen und Gesetze, welche die Herzöge vom 11. bis zum 14. Jahrhunderte erließen, insofern diese Gesetze mit Rücksicht auf vorgekommene Fälle gemacht sind. Sie bekunden durchweg ein reizbares Ehrgefühl, Standesstolz, hohe Geltung der weiblichen Ehre, Achtung vor der Kirche und Wertschätzung alles dessen, was sich auf Krieg und Jagd bezieht. In allem Wesentlichen zeigen die alten lothringischen Coutumes ihren Zusammenhang mit dem salischen Gesetze; durch fast alle Bestimmungen zieht sich der altgermanische Rechtsgedanke durch, daß ein Unrecht nicht nach dem Gesichtspunkte des verletzten öffentlichen Rechtes, sondern nach der Größe des verursachten Schadens zu würdigen und durch Ersatz zu sühnen sei. Zahlreiche und wiederholte Bestimmungen handeln über verletzte Ehre durch Schimpfnamen, über beschädigte oder zerbrochene Glieder, über verletzte weibliche Ehre, über Feigheit, Treubruch und Mißachtung der Kirche.*)

---

*) Wir führen hier einige der Bestimmungen an, welche das Mittelalter hindurch in Kraft waren: Mit 5 bis 10 Soldi wird der bestraft, der zu einem andern sagt: „Ich fresse Deiner zwei", „ich bin lange so gut wie Du", „meine Beine sind besser als die Deinen", „Du bist ein netter Hengst", „Dein Weib hat eine garstige Fratze." Wer einen andern Mann Kuppler, Wucherer, Schwein, Geiferer, Metzel oder Priestersohn schimpft, soll mit acht Groschen bestraft werden.

Die Taxen für Körperverstümmelung sind noch um 1350 für eine zerschlagene Nase 20 Lires, für einen zerschlagenen Arm 15, ein zerschlagenes Bein 30, einen ausgeschlagenen Zahn 4, für Entmannung 10 und für gänzliche Verstümmelung 60 Lires. — Zahlreich sind die Verordnungen zum Schutze weiblicher Ehre. Zu der weltlichen Strafe kommt hier auch vielfach die kirchliche Buße: „Wer eine Frau Dirne oder Hure schilt, zahlt 10 Soldi; wer eine Frau gewaltsam an der Hand oder am Arme faßt, wird mit 20 Soldi bestraft; wer eine Frau öffentlich auf den Mund oder auf die Brust küßt, soll mit Ruten gepeitscht werden. Wer ein Mädchen oder eine Witwe gegen den Willen ihrer Verwandten entführt (um 1370), zahlt 20 Soldi und soll an drei auf-

Das geistige und gesellschaftliche Übergewicht des mittelalterlichen Frankreichs über Deutschland machte sich frühe in seiner Einwirkung auf Leben und Denkart des Zwischenlandes Lothringen bemerkbar. Schon in der Zeit der Ottonen und

---

einander folgenden Sonntagen vor der Kirchenthüre stehen. — Eine Frau, die ihre Nachbarin eine Hure schilt, soll beweisen, daß sie es ist oder soll am Sonntage im bloßem Hemde in der Prozession den Stein tragen. Wird ein Mädchen geschlechtlich verletzt, so soll es schwören, daß dies gegen seinen Willen geschah, und dann erhält es als Buße 60 Soldi, geschah es aber mit seinem Willen, so erhält es nichts. Wer ein Mädchen unter zwölf Jahren heiratet, soll als Entführer bestraft werden nach dem Willen des Vaters oder des Bruders. — Wenn eine Frau von ihrem Manne mißhandelt wird, so soll sie ihre Klage vor den Richter bringen; als Mißhandlung gilt, wenn der Mann sie mit Ruten streicht, wenn er sie nicht nach Belieben essen läßt oder ihr Kleider und Schuhe verweigert, die ihrem Stande angemessen sind. Ist die Frau noch sehr jung, so darf der Mann sie mit Ruten schlagen wegen Liebeshändel oder wegen Bösartigkeit, doch nicht über das Maß. — Höchster Wert hatten die Tiere und Gerätschaften, die der Jagd und dem Kriege dienten. Der Diebstahl eines Pferdes wird mit 20, der eines Jagdhundes oder Falken mit 30, der eines Jagdnetzes mit 10 Soldi gebüßt. Ein Sohn, der seinem Vater aus bösem Willen das Pferd oder die Waffen verweigert, wenn er zum Kriege ziehen will, soll soviel von seinem Besitztume verlieren, als dem Herzoge gefällt. — Hoch ist bewertet die Kampfesehre und die Mannestreue: Ein Edelmann, der einen andern beschuldigt, im Handgemenge geflohen zu sein, muß dies durch sechs Zeugen und unter Eid beweisen, oder soll 60 Soldi Buße zahlen. Wer seinem Herrn untreu ist, soll büßen mit dem Leben. — Der Glücksspieler soll ehrlos sein. — Gotteslästerung wird mit allezeit sichtbarer Schande gebüßt: Wer den Namen Gottes lästert, soll mit glühendem Eisen auf die Stirne gebrannt werden. — Bemerkenswert ist noch das Mißtrauen gegen Fremde und die Milde in den Bestimmungen über Polygamie: Keiner soll einen Fremden im Lande aufnehmen ohne Genehmigung des Herzogs (um 1150). Polygamie kam vielfach bei den Vornehmen vor. Wiederholt wird bestimmt, daß der Polygamist zum Spotte und Gelächter des Volkes soviel Kunkeln tragen soll, als er Weiber gehabt hat, dann soll er die Frau, die er zuletzt gehabt hat, zurücknehmen. — Andere Bestimmungen bekunden eine strenge Standes-

Salier übt es auf Sitten und Trachten, auf Turniere und Tänze, auf Bartschur, Haartracht und Kleiderschnitt, auf Frömmigkeit und die Gesetze geselligen Verkehrs der vornehmen lothringischen Kreise einen überwiegenden Einfluß aus. Und doch ist die Geschichte Lothringens durchzogen von Haß und Mißtrauen gegen das politische Frankreich, von dessen nie ruhenden Anschlägen es seine Unabhängigkeit und Eigenart allezeit bedroht sah. Denn als ein weit vorgeschobener Posten des Reiches im Westen, ohne natürliche Grenzen und Schutzwehren, reizte es den Ehrgeiz des unruhigen Nachbarn zu immer erneuten Angriffen. Von der oberen Murte und der Champagne aus konnte ein französisches Heer in einem Tage ungestört in das Herz des Landes dringen, während eine herbeieilende deutsche Heeresmacht einen breiten Fluß und die Pässe eines ausgedehnten Gebirges zu überschreiten hatte. Und die Könige Frankreichs fanden in der Lage des leicht zugänglichen, mit Naturschönheit und Fruchtbarkeit reich gesegneten Grenzlands Antriebe genug zu immer neuen Überfällen und Eroberungsversuchen. In Lothringen waren die Stammsitze des karolingischen Hauses, die christlich-fränkische Kultur war dort erblüht, edle und reiche Abteien, Kirchen und Königspfalzen mahnten an eine ehrwürdige Vergangenheit und gaben dem Lande die geschichtliche Weihe. Darum ist Lothringen seit den Tagen von Mersen und Ribemont für die karolingischen Könige des Westens wie für ihre Nachfolger ein Gegenstand leidenschaftlichen Begehrens gewesen und hat das Geschick einer Helena getragen, um welche die Troer und Achäer des Abend-

---

ordnung. „Jede Tochter eines Edelmannes, wie alt sie auch sei, die den Mann zurückweist, den der Vater oder Bruder ihr als Gemahl vorstellt, verliert ein Drittel der Mitgift, die sie sonst zu erwarten hätte.“ Die Tochter oder Witwe eines Edelmanns, die einen Bürgerlichen oder Unfreien heiratet, soll Rang und Adel verlieren, und wenn Lehen da sind, so sollen diese an die nächste Familienangehörige fallen, die einen Mann ihres Standes zur Ehe nimmt.

landes in weltgeschichtlichen Kämpfen gerungen haben. Tausend Jahre hindurch und länger sollten alle Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich durch die lothringischen Länder bestimmt werden, und die führende Rolle in der Mitte Europas, um die schon im 10. Jahrhunderte die ost- und westfränkischen Könige kämpften, war zu allen Zeiten an den Besitz dieser heiß umstrittenen Gebiete geknüpft.

Zweiter Abschnitt.

Fortdauernde Wirren in Lothringen. Tod Giselberts. Empörung des Herzogs Konrad. Erzbischof Bruno von Köln. Kirchliche und politische Änderungen. Trennung Lothringens in zwei Herzogtümer. Wiederholte Einfälle der westfränkischen Könige. Zug Ottos II. vor Paris. Friedensvertrag am Flüßchen Chiers. Neuer Friedensbruch. Die Kapetinger in Frankreich. Neue Unruhen in Lothringen. Herzog Gozelo vereinigt beide Lothringen. Empörung Gottfrieds. Graf Gerhard vom Elsaß wird mit Oberlothringen belehnt.

Heinrich I. hatte Lothringen mit dem königlichen Hause fester zu verbinden und zugleich Giselberts unstäten Sinn durch die Hand seiner Tochter Gerberga zu fesseln gesucht. Aber Lothringen sollte lange nicht zur Ruhe kommen; es blieb der Schauplatz steter Wirren und Empörungen, die aus dem unruhigen, ränkevollen Wesen des Herzogs und den ehrgeizigen Plänen der karolingischen Könige Frankreichs hervorgingen.

Am 8. August 936 war zu Aachen Heinrichs I. Sohn Otto von den fünf Stämmen der Deutschen zum Könige gewählt und mit dem goldenen Stirnreife gekrönt worden. Herzog Giselbert, zu dessen Herzogtum Aachen gehört, hatte Otto als seinem neuen Lehnsherrn gehuldigt und bei dem feierlichen Königsmahle den Ehrendienst als Kämmerer geleistet. Im geheimen aber waren seine Gedanken darauf gerichtet, die bisherige Abhängigkeit vom Reichsoberhaupte zu lösen und Lothringen zu einem selbständigen Königreiche zu erheben. Zu diesem Zwecke unterhielt er Verbindungen mit

den unruhigen Elementen im Westen und Osten. Dort begünstigte er anfangs die Umtriebe der französischen Vasallen gegen Ludwig IV., Karls des Einfältigen Sohn, der aus England heimkehrend den väterlichen Thron in Besitz genommen hatte; hier ist er im Bunde mit dem Herzoge Eberhard von Franken und den Unzufriedenen, die 939 den langbeschlossenen Aufruhr beginnen, um Ottos herrische Regierung zu stürzen und dessen jüngeren Bruder Heinrich auf den Thron zu heben. Im eigenen Lande hatte er schon lange zuvor die Vasallen gegen den König aufgewiegelt. Lothringen schien deshalb den Verschworenen der günstige Boden, um die Fahne des Aufruhrs offen gegen Otto zu entfalten. Bei Birten besiegt und dann in seinem Schlosse Chèvremont belagert, rief Giselbert auch den französischen König zu Hilfe, und Ludwig der Überseeische, der wie alle westfränkischen Karolinger um so hartnäckiger nach dem Besitze Lothringens trachtete, je mehr der Boden im eigenen Lande ihm unter den Füßen schwankte, hielt den Augenblick für günstig und schloß trotz seinen bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu Otto mit den Empörern ein Bündnis. Er ließ sich von Giselbert huldigen und rüstete sich in das Elsaß einzufallen. Sobald er bis Verdun vorgerückt war, schlossen sich ihm fast alle geistlichen und weltlichen Großen Lothringens an. Es ist bekannt, wie Ottos ungebrochener Mut und sein Glück ihn und das Reich aus schwerster Bedrängnis rettete. In Metz, der Bischofsstadt Adalberos, sollten sich die Streitkräfte Giselberts, Eberhards und aller Verschworenen nach dem getroffenen Übereinkommen vereinigen, auch des Königs Bruder Heinrich wurde mit starkem Zuzuge aus Sachsen dort erwartet. Eberhard wollte indes zuvor in Gemeinschaft mit Giselbert jenseits des Rheines einen Rachezug unternehmen wider die Grafen Udo und Konrad Kurzbold, die zwar seine Vettern, aber als Königsgetreue seine Todfeinde waren. Zurückkehrend von diesem Unternehmen lagerten die beiden Herzöge mit ihren Leuten Andernach gegenüber am

Rheinufer, als sie bei Trunk und Spiel von Udo und Konrad überfallen wurden. Eberhard wird sogleich erschlagen, Giselbert versucht, sich in einem Nachen auf das andere Ufer hinüber zu retten, aber das Fahrzeug schlägt um, und der Herzog versinkt trotz seiner Kraft und seiner Gewandtheit im Schwimmen in den Fluten des Stromes. Fischer, so wird erzählt, fanden später den Leichnam, zogen ihm die Rüstung ab und verscharrten ihn an unbekannter Stelle. Der Tod der beiden Herzöge brachte Bestürzung und Auflösung in die Reihen der Verschworenen; Heinrich, des Königs Bruder, floh und fand nach fruchtlosem Umherirren endlich die Gnade des großmütigen Siegers. König Ludwig aber versuchte sich in Lothringen der unzufriedenen Großen zu versichern; auch gewann er Giselberts Witwe Gerberga für sich, zog sich indes, sobald Otto im Lande erschien, von Gerberga begleitet über die Maas zurück. Otto fand daher in Lothringen nirgends Widerstand, nur Bischof Adalbero von Metz, dessen Vater Graf Widerich im Bedgau unter den letzten vier Königen auch viermal, dem augenblicklichen Vorteile dienend, die Partei gewechselt hatte und zuletzt ein eifriger Anhänger Karls des Einfältigen gewesen war, trotzte ihm in den festen Mauern seiner Stadt, wie einst Bischof Wigerich Heinrich I. getrotzt hatte. Als er sich aber bald nachher unterwerfen mußte, huldigte ganz Lothringen aufs neue dem Könige der Deutschen. Dem gedemütigten und wieder in Gnaden aufgenommenen Bruder Heinrich übertrug Otto bald darauf die Verwaltung Lothringens und die Vormundschaft über Giselberts unmündigen Sohn Heinrich.

Aber die Ruhe in Lothringen war diesmal nur von kurzer Dauer. Durch Härte und Willkür verfiel Heinrich bald dem allgemeinen Hasse und wurde, während Otto zur Stillung von Unruhen in Sachsen weilte, von den Mißvergnügten aus dem Lande verjagt. Als er zu seinem Bruder kam und über sein Schalten in Lothringen nur herben Tadel vernahm, sann er auf neue Empörung und verschwor sich mit einem Teile des

sächsischen Adels, dessen Bereicherungssucht Otto gezügelt hatte, zur Ermordung des Königs. Die Verschwörung ward indes entdeckt, und eine Anzahl sächsischer Grafen, als des Reichsverrates schuldig, enthauptet. Unter diesen Umständen brach Ludwig IV. aufs neue in Lothringen ein. Um Giselberts Anhang fester an sich zu ziehen und seine Stellung zu stärken, hatte er sich mit Gerberga vermählt und auch den Verschwörer Heinrich bei sich aufgenommen. Es war klar, daß die Ruhe in Lothringen nur erhalten werden konnte, wenn der französische König wegen seines neuen Einfalles gestraft und zum Frieden gezwungen wurde. Otto beschloß daher einen Rachezug gegen das westfränkische Reich, und wie König Ludwig sich mit den Aufständischen in Deutschland verbunden hatte, so verband er sich jetzt mit den unzufriedenen westfränkischen Großen, dem Grafen Hugo von Franzien und dem Herzoge von der Normandie. In Lothringen bekleidete er an Heinrichs Stelle den Grafen Hugo von Verdun, einen Stiefbruder Adalberos und erklärten Gegner der karolingischen Partei, mit der Herzogsgewalt und übertrug wahrscheinlich damals auch dem Bischofe Adalbero von Metz, der sich aus einem vieljährigen Gegner des Königs in einen treuen Anhänger verwandelt hatte, die Stadt und das Grafenamt mit allen Regalien. Er drang dann über die Maas bis zur Seine vor. Hier fand sich Hugo von Franzien nebst seinem Anhange bei ihm ein und leistete ihm in aller Form den Huldigungseid; doch erst ein zweiter Heereszug, den Otto im folgenden Jahre 942 unternahm, zwang Ludwig IV. den Frieden auf. Beide Könige kamen im Oktober des Jahres auf der Grenze ihrer Reiche zu Voyse an der Maas zusammen. Hier gab Ludwig alle Ansprüche des karolingischen Hauses auf Lothringen auf, dafür erbot sich Otto, die empörten westfränkischen Großen mit dem Könige auszusöhnen und deren Unbotmäßigkeit ferner keinen Vorschub zu leisten.

Im Jahre 944 starb Otto von Verdun, fast zu gleicher

Zeit war auch Giſelberts Sohn Heinrich geſtorben. König Otto benutzte dieſe Gelegenheit, das Land dem Einfluſſe des durch Reginar Langhals begründeten einheimiſchen Dynaſtengeſchlechtes, das ehrgeizig und ruhelos jeden günſtigen Augenblick zur Empörung benutzt hatte, zu entziehen und den Schutz der Weſtgrenze königlichen Statthaltern zu übertragen. Er berief deshalb die lothringiſchen Großen zu einem Landtage nach Aachen und ſetzte dort einen treuen Anhänger, den fränkiſchen Grafen Konrad den Roten, als Herzog von Lothringen ein. Knieend empfing Konrad als Zeichen der Belehnung die befahnte herzogliche Lanze und ſchwur mit zuſammengelegten Händen in die Hand des Königs den Treueid, daß er zu allen Zeiten dem Könige treu und gewärtig ſein werde, ihm zu folgen, wohin er ihn entbiete, auch ihn nie zu verlaſſen in irgend einer Not und Gefahr.

Konrad galt als ein tapferer Kriegsmann, erfahren in Staatsgeſchäften, „umſichtig im Rat und raſch in der That“; ſeine Grafſchaft am Rheine und an der Nahe ſtießen mit den lothringiſchen Gebieten zuſammen. So erſchien er als der geeignete Mann, der Unordnung in dem Herzogtume zu ſteuern und den Sinn des ſtreitſüchtigen Adels zu bändigen. Ihn feſter noch an ſein Haus und an das Reich zu binden, vermählte ihm Otto bald nachher ſeine Tochter Liutberga. Und mit Umſicht und Kraft wie ein Zwingherr griff Konrad in die lothringiſchen Wirren und in die Händel der unruhigen Feudalherren ein. Die Neffen Giſelberts, die trotzend auf ihre feſte Burg Mons ſich im Hennegau hielten, zwang er zum Gehorſam und waltete in Lothringen wie ein Prokonſul in einer römiſchen Provinz. Bald ward er auch zu einer Einmiſchung in die Verhältniſſe des weſtfränkiſchen Reiches aufgefordert.

Die Verſöhnung, welche Otto 942 zwiſchen dem Könige Ludwig und deſſen Vaſallen vermittelt hatte, war nur von kurzer Dauer geweſen. Schon im folgenden Jahre hatten

Hugo von Franzien und seine Genossen den Aufstand gegen den König Ludwig erneuert, ihn zuletzt auf die einzige Stadt Laon beschränkt und nach deren Einnahme als Gefangenen fortgeführt. Wie vordem Karl der Einfältige aus dem Turme von Chateau Thierry, so riefen jetzt Ludwig und Gerberga den mächtigen Herrscher Deutschlands um Rettung aus Not und Kerkerhaft an. Nie mehr, so soll er nach dem Berichte eines Chronisten gelobt haben, werde er die Rechte des deutschen Reiches auf Lothringen antasten. Mit 30 000 gewappneten Reitern brach Otto, von dem Herzoge Konrad mit dem lothringischen Aufgebote begleitet, auf den Hilferuf des Königs in die westfränkischen Länder ein; er eroberte Rheims und drang bis Rouen in der Normandie vor, vermochte aber Paris und den mächtigen Grafen Hugo in diesem Feldzuge nicht zu bezwingen.*) Darum zog Konrad noch zweimal auf Geheiß Otto's mit dem lothringischen Aufgebote gegen den trotzigen Vasallen zu Felde. Hugo ward gezwungen, die Stadt Laon herauszugeben und dem Könige Ludwig als seinem rechtmäßigen Herrn Treue zu geloben. Fast wie ein Schutzbefohlener des deutschen Reiches war zu dieser Zeit der westfränkische König unter den Schirm des mächtigen Herzogs von Lothringen gestellt, nachdem er seine Krone aus der Hand des deutschen Königs zurückerhalten und in arger Bedrängnis zweimal gelobt hatte, seine Hand nicht mehr nach Lothringen auszustrecken.

Um diese Zeit ward jenseits der Maas an der Grenze Lothringens gegen das Westreich die Burg Bar erbaut, von

*) Hugo, so sagt der Bericht Flodoards, ließ dem Könige Otto, als dieser über Kammerich heranzog, prahlerisch melden, er werde ihm so viele Helme und Rüstungen zeigen, wie Otto noch nie in seinem Leben gesehen habe. Otto erwiderte die Drohung Hugos damit, daß er diesem melden ließ, er werde ihm so viele Strohhüte zeigen, wie ihm noch nie zu Gesicht gekommen seien. Denn die Reiter, so berichtet Widukind, trugen thatsächlich, da es hoher Sommer war, sämtlich Strohhüte.

der die aus ihr hervorgegangene Stadt und die später zum Herzogtume erhöhte Grafschaft den Namen erhielt.

Von neuem sollte die Ordnung der Dinge in Lothringen aufs tiefste erschüttert werden durch denselben Mann, dem Otto die Sicherung des Landes anvertraut hatte. Im Jahre 951, als die Königsgewalt im Reiche hinreichend gefestigt schien, unternahm Otto die Heeresfahrt über die Alpen, durch die er zugleich mit der Hand einer wegen ihrer Klugheit und Schönheit gepriesenen Frau — seine erste Gemahlin Editha war vier Jahre zuvor gestorben — das italische Reich zu gewinnen hoffte. In dem Heere, mit dem er gegen Süden aufbrach, sah er neben den Schwaben und Baiern auch die Geschwader der schweren lothringischen Reiterei unter Konrad an sich vorüberziehen. Es ist aus der allgemeinen Geschichte bekannt, wie die neue Heirat und die italische Politik des Königs seinen Sohn Liudolf aus erster Ehe und seinen Eidam gegen ihn zur Empörung brachte und jenen furchtbaren Aufstand hervorrief, der sich bald über ganz Deutschland ausbreitete und das Königtum in seinen Grundfesten erschütterte. Bemerkenswert war in diesem Augenblicke das Verhalten der lothringischen Großen. Statt sich mit Konrad zu verbinden und das königliche Joch abzuschütteln, stellte sich der größte Teil von ihnen entschlossen auf die Seite des Königs gegen den Empörer. Nicht einen neuen Oberlehnsherrn verlangten sie; sie hätten sich gerne eine Scheinherrschaft des Königs gefallen lassen und willig einen Scheingehorsam geleistet, der ihnen im Inneren die vordem gewohnte Selbständigkeit gewährte: was sie haßten und verabscheuten, war der herrische Ausländer, der mit rauher Hand ihre feudale Wildheit zügelte und ihren partikularen Freiheitsstolz zu brechen suchte. Während der Aufruhr Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern ergriff, erhob sich in Lothringen die Mehrzahl der geistlichen und der weltlichen Großen gegen den Rebellen; sie erschienen vor Otto in Köln und beteuerten ihm voll Haß gegen Konrad ihre Treue und Ergebenheit. Der Graf

Reginar im Hennegau, Giſelberts Neffe, ſammelte die Mißvergnügten, die in dem Herzoge den Ausländer und den Uſurpator ihrer Rechte haßten, um ſich und erklärte ſich laut für die Sache des Königs. Als dieſer nach dem Oſterfeſte 953 aus Sachſen nach Lothringen eilte, um ſich dort der Gemüter zu verſichern, zeigte ſich ſein Anhang ſo mächtig, daß Konrad ſich nicht zu behaupten vermochte.

Ehe noch der Aufſtand niedergeworfen war, ernannte Otto einen neuen Herzog und Statthalter für Lothringen. Er blieb dabei der einmal eingeſchlagenen Politik treu. So viele Verdienſte ſich Reginar in den Tagen der Gefahr um den König erworben hatte, vertraute ihm Otto doch die Verwaltung des Landes nicht an; er hätte damit nur den Einfluß von Giſelberts Geſchlecht wiederhergeſtellt, den lothringiſchen Sonderbeſtrebungen aufgeholfen und dem einheimiſchen Feudaladel ein volkstümliches Haupt gegeben. Aber auch die Treue des deutſchen Statthalters, des eigenen Schwiegerſohnes, hatte nicht die Probe beſtanden; und konnte nicht ein neuer weltlicher Statthalter in dem zu Unruhen und Empörungen ſtets geneigten Lande dem Vorgange Konrads folgen? Wie, wenn er das gefährdete und unſichere Grenzland der uneigennützigeren Treue kirchlicher Würdenträger anvertraute und dieſe zu Stützen deutſcher Herrſchaft in dem Lande machte? Bisher waren die Biſchöfe meiſt Geſchöpfe der einheimiſchen mächtigen Geſchlechter geweſen; ſie waren in weltliche Sorgen und Intereſſen verſtrickt und dem kirchlichen Leben wie der einſt blühenden Wiſſenſchaft fremd geworden. Wenn ſie vom Joche der weltlichen Ariſtokratie befreit waren, konnten ſie die kräftigſten Stützen des Königtums und die wirkſamſten Förderer deutſcher Herrſchaft und deutſches Geiſtes werden. Schon hatte Otto 940 den Biſchof Berengar, einen Angehörigen des ſächſiſchen Hauſes, auf den biſchöflichen Stuhl von Verdun gebracht und den Biſchof Adalbero von Metz aus einem Gegner in einen Freund der königliche Sache umzuwandeln verſtanden.

Die hohe Geistlichkeit Lothringens aber vollends zu reformieren und in den Dienst der deutschen und königlichen Sache zu stellen, sollte die Aufgabe von Ottos Bruder Bruno werden.

Bruno war der jüngste Sohn Heinrichs I. Frühe zum geistlichen Stande bestimmt, war er in Lothringen, dessen Klosterschulen die seit Ludwig dem Frommen sinkende gelehrte Bildung noch am meisten bewahrt hatten, in enger Beziehung zu dem herzoglichen Hause erzogen worden. Als ein Mann von innerer Wärme, von Glaubenskraft und ernstem wissenschaftlichen Triebe hatte er den kirchlichen Verhältnissen frühe seine Aufmerksamkeit zugewandt. Nach den Wünschen des lothringischen Klerus und Adels 953 durch Otto auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben, ward er der Wiederhersteller einer strengen Zucht und eines ernsten wissenschaftlichen Lebens in den lothringischen Kloster- und Stiftsschulen. Er selbst stand im Mittelpunkte aller geistigen Regungen der Zeit, förderte das Studium alter Geschichtschreiber, Redner und Dichter und erfüllte den lothringischen Klerus mit jenem Geiste echter Gottesfurcht und Wissenschaft, wegen dessen in der ottonischen Zeit die lothringischen Schulen, insbesondere die von Gorze, Tull, Trier und Köln in den entferntesten Ländern gepriesen wurden. Griechische Mönche, die er an sich zog, wirkten namentlich in Tull als Lehrer der griechischen Sprache, deren Kenntnis im Abendlande fast ganz erloschen war. Das Ausland erbat sich seitdem lothringische Klosterbrüder als Lehrer, und italische Kleriker suchten ihre Ausbildung in den lothringischen Schulen. Aber neben der Erziehung eines gottgefälligen, wissenschaftlichen Klerus und neben der Andacht zu den Klassikern war die Aufmerksamkeit des bedeutenden Mannes auch der Politik und den großen Reichsgeschäften zugewandt und er war darin die Seele des königlichen Hofes. In der gefährlichen Lage, in der sich zu dieser Zeit der allgemeinen Empörung Otto befand, hielt er die Wahl seines Bruders zum Herzoge von Lothringen für das geeignetste

Mittel, das königliche Ansehen in diesem Lande zu sichern; und so ungewöhnlich es war, legte er in dieselbe Hand, welche den Hirtenstab hielt, die befahnte herzogliche Lanze. „Verlaß mich nicht", so läßt der Lebensbeschreiber Brunos den König zu dem widerstrebenden Bruder reden, „Du bist allein mein Trost und meine Stütze, denn von Kindesbeinen an hast Du in guten Dingen Deine Tage verlebt, und Tugend und Weisheit sind Dir zur andern Natur geworden; mit Dir wird es mir an Ehre, Ruhm und Glück nicht fehlen."

Die Wirksamkeit, die Bruno als Erzbischof von Köln und als Herzog von Lothringen geübt hat, bezeichnet einen bemerkenswerten Abschnitt in der kirchlichen und politischen Geschichte des Landes. Aus den von ihm geleiteten Schulen geht fortan eine Geistlichkeit hervor, die nicht nur im besten Sinne kirchlich und wissenschaftlich, sondern zugleich auch kaiserlich war. Die große Mehrzahl der seitdem ernannten lothringischen Bischöfe gehört den großen Geschlechtern des Landes nicht mehr an, vielmehr finden wir die Bischofsstühle besetzt mit Männern deutscher Abkunft, auf die der König sich verlassen konnte, und die anderseits sich auf ihn angewiesen sahen; und eifersüchtig wahrten Otto und seine nächsten Nachfolger das ihnen zustehende Recht der Bischofswahlen. Bisher feudal wird der hohe Clerus des Landes jetzt national, bisher lothringisch wird er fortan deutsch und kaiserlich, und auch da, wo die Prälaten nicht deutsch von Herkommen waren, zeigen sie sich deutsch in Wandel und Gesinnung. Als Kirchenfürsten meist hervorragend durch Kenntnisse und Tugenden, betrachteten sie sich zugleich als Träger und Stützen der Reichsidee, und länger als ein Jahrhundert, bis auf die Zeit des Investiturstreites, haben sie nie in ihrer Anhänglichkeit und Treue gewankt. Unter diesen Einwirkungen gewann die deutsche Herrschaft rasch festeren Bestand; das karolingische Lothringen hörte auf zu sein; die Überbleibsel seiner einstigen Unabhängigkeit gingen verloren. Hatte es bisher noch immer

den stolzen Namen eines „Königreiches“ geführt, so ward es jetzt zu einer Provinz des deutschen Reiches, und zum Zeichen dafür kam auch seit 956 die besondere Erzkanzlei in Wegfall, die in den Tagen Ludwigs des Kindes errichtet worden war. Mit ungeheurer Freigebigkeit haben die Kaiser die bischöflichen Kirchen Lothringens ausgestattet. Von Otto I. an bis auf Heinrich IV. sind sie nicht müde geworden, die weltliche Macht der Bischöfe durch königliche Güter und Regalien: durch Domänen, Forsten, Burgen, durch Abteien, die den Laienäbten entrissen wurden, durch Märkte und Zölle zu mehren, so daß die Besitzungen der Kirche die feudalen Lehnsherrschaften bald an allen Seiten umschlossen. Mit reichen Zinsen haben anderseits die Bischöfe dem Reiche das Empfangene zurückgezahlt: politisch und wissenschaftlich hielten sie bis ins 12. Jahrhundert die Vorherrschaft Deutschlands in Lothringen aufrecht; man braucht nur die Namen Heino von Verdun, Adalbero von Metz, Hezelo und Bruno von Tull, Wazo von Lüttich u. a. zu nennen, um die Dienste zu vergegenwärtigen, die sie dem Deutschtum geleistet haben. Trotz alledem blieb Lothringen ein Schauplatz fortwährender Empörungen und innerer Unruhen, und niemals konnten die Bischöfe, die geistig und politisch die Herrschaft führten, sich sagen, daß sie den unbändigen Feudaladel zur Ruhe gebracht hätten; immer und überall hatten sie mit der ungezähmten Wildheit und Gesetzlosigkeit, den „indisciplinati mores“ der kleinen Dynasten zu kämpfen und sahen sich die meiste Zeit gezwungen, das geistliche Gewand mit der Kriegsrüstung zu vertauschen. Jedesmal, wenn einer der einheimischen Fürsten sich erhob, oder aus dem Lande verjagt, wieder zurückkehrte, waren die Vasallen zu seiner Unterstützung bereit, und wenn Brunos Lebensbeschreiber von seinem Helden rühmt, daß er die Lothringer aus rohen und gewaltthätigen zu sanftmütigen und friedfertigen Menschen gemacht habe, so wird die folgende Geschichte zeigen, daß die kriegerische Wildheit und die separatistischen Triebe der weltlichen Herren nur sehr ungenügend bezwungen waren.

Sobald Konrad vor dem Anhange Reginars gewichen war, hatte Otto einen Reichstag nach Fritzlar berufen und die empörten Söhne dahin zur Verantwortung vorgeladen. Liudolf und Konrad aber waren entschlossen, ihre Forderung, die Mitregentschaft Liudolfs neben dem Könige, mit Waffengewalt zu erzwingen, und erschienen deshalb in Fritzlar nicht. Als Verräter wurden sie in des Reiches Acht erklärt, Konrad seines Herzogtumes entsetzt und die Lothringer des Treueides gegen ihn entbunden. Konrad erschien indes mit kriegerischen Scharen aufs neue in Lothringen und hoffte um so mehr, einen Teil des allezeit unruhigen Adels für sich aufzubringen, als man den König allgemein einer zu großen Härte gegen die Söhne beschuldigte und die Stimmung vieler Anhänger sich gegen ihn wandte. An der Maas kam es zwischen ihm und der königstreuen Partei unter Reginar zum Kampfe; mit unmenschlicher Wut wurde von Mittag bis zum Abende unentschieden gestritten, aber Konrad mußte, wenn auch unbesiegt, aufs neue das Land räumen und begab sich nach Mainz, das von Liudolf besetzt, ein Hauptstützpunkt der Empörer blieb. Bruno, jetzt Herzog und Erzbischof, berief Mitte September die geistlichen und weltlichen Großen Lothringens nach Aachen, befestigte sie in der Treue, die sie ihm und dem Könige gelobt hatten, und versprach ihnen wiederum seinen Beistand und seine Hilfe zu jeder Zeit und in jeder Lage, „selbst wenn es das Opfer seines Lebens gelten sollte“. Während er sich von hier nach Köln begab, um dort die Weihen als Erzbischof zu empfangen, brach Konrad zum dritten Male in Lothringen ein, verwüstete das Land bis zur Mosel, überrumpelte Metz, den Sitz Adalberos, und plünderte die Stadt und das Umland. Bei Gorze trat seinem weiteren Zerstören der Abt Eginold entgegen, und die eindringlichen Mahnungen des alten, ehrwürdigen Priesters erschütterten, wie erzählt wird, das Gemüt des Erbitterten so, daß er mit seinen räuberischen Scharen über den Rhein zurückging. Der Tod Liutbergas, die im November 953 starb,

löste inzwischen das letzte Band, das Konrad noch mit dem Könige verknüpfte. Dieser Umstand und wilde Racheluſt, die mit dem Gefühle des weichenden Glückes zu wachsen pflegt, trieb jetzt denſelben Kriegsmann, der noch vor wenigen Jahren ein Stolz und Schirm des Reiches geweſen, zu einer Verbindung mit den aſiatiſchen Raubhorden der Magyaren. Von ihm herbeigerufen, ergoſſen ſie ſich im Anfange des Jahres 954 in unzähligen Scharen über Baiern und wälzten ſich durch Franken gegen den Rhein. In Worms, wo ſie am Palmſonntage erſchienen, fand ſich Konrad bei ihnen ein, bewirtete und beſchenkte die Führer und brach dann mit ihnen zum Rachezuge gegen Bruno und Reginar auf. Die Bewohner des Landes flüchteten vor den Unholden, auf deren Wegen alles in Schutt und Aſche ſank, in die Berge und Wälder. Um Metz, das ihnen widerſtand, wurden 23 Kirchen niedergebrannt, Toul wurde halb zerſtört und ausgeraubt, Trier, deſſen Reichtümer lockten, wurde beſtürmt, aber von Bruno erfolgreich verteidigt. Zuletzt führte Konrad das Raubvolk gegen die Maas, um die Länder Reginars zu verwüſten, aber bei Maſtrich ſchwenkten ſie aus unbekannten Gründen plötzlich ab, trennten ſich von Konrad und fluteten wie ein blind wütendes Element unaufgehalten durch Frankreich gegen die burgundiſchen Länder. Die Verbindung der Empörer mit den Magyaren hatte indes auch in den rechtsrheiniſchen Ländern einen allgemeinen Umſchlag der Stimmung herbeigeführt; ſelbſt eifrige Parteigänger Konrads wandten ſich jetzt betroffen von ihm ab. Noch einmal rückte er nach dem Abzuge der Magyaren gegen Bruno ins Feld. Bei Rimlingen im Bliesgau, unweit Saargemünd, ſtanden ſich die Heere ſchon ſchlachtbereit gegenüber, doch zum Blutvergießen kam es nicht mehr. Denn plötzlich, ehe der Kampf begann, erſchien, wie der Lebensſchreiber Brunos berichtet, dieſer in dem Lager Konrads und „wußte durch die Hoheit ſeines Weſens und ſeiner Worte den zu entmutigen und zu entwaffnen, den Ungemach und Waffengewalt nicht zu beugen vermocht

hätten". Konrad bot dem Könige seine Unterwerfung an. Auf einem Reichstage zu Arnstadt in Thüringen ward er wie Liudolf unter Verzicht auf die herzogliche Würde wieder in die Gnade des Königs aufgenommen. Sein ruhmvolles Ende in der Schlacht auf dem Lechfelde, wo er an der Spitze des fränkischen Heerbannes den Sieg über die Magyaren entschied und im Siege den Tod fand, sühnte den begangenen Verrat und verknüpfte seinen Namen unsterblich mit einer folgenreichsten kriegerischen Großthat der deutschen Geschichte.

Zwei gefährliche Empörungen hatte Otto in Lothringen niedergeworfen, zwei Überfälle der westfränkischen Könige zurückgeschlagen; Empörung und Feindeseinfall hatten jedesmal in einem Teile des lothringischen Adels einen starken Rückhalt gefunden. Deshalb berief Otto, nachdem Deutschland beruhigt und die Magyaren verjagt waren, die lothringischen Großen 956 zu einem Tage nach Ingelheim und ließ sich zur Sicherung ihrer künftigen Treue Geiseln stellen, auch wurden auf einem Reichstage, der kurze Zeit nachher in Köln stattfand, viele lothringische Herrn zu hohen Geldbußen verurteilt, ohne Zweifel wegen der Gewaltthaten und Räubereien, die sie in der Zeit der voraufgegangenen Wirren verübt hatten. Aber Friede und Ordnung kehrten auch jetzt noch nicht zurück. Die Lust an Gewaltthat, Fehde und Selbsthilfe war in dem wilden Adel all zu tief gewurzelt, es schien, als ob die alte Raufluſt der Germanen, die in den untern Kreisen des Volkes mit der alten Freiheit gebrochen war, in den kriegerischen Vasallen mit doppelter Stärke sich fortsetze. Bruno, dem die Beruhigung Lothringens übertragen war, hatte sich für die Verwaltung der weltlichen, vor allem der militärischen Geschäfte seinen Zögling, den Grafen Gottfried, unter dem Titel eines Herzogs zur Seite gestellt. Dies erbitterte den Grafen Reginar im Hennegau, der zuvor Brunos Stütze im Kampfe gegen Konrad

gewesen war und als Haupt des alten herzoglichen Hauses sich als Erben von dessen Ansprüchen betrachtete. Außer ihm gab es aber noch eine Menge anderer Unzufriedener im Lande. Eine Anzahl Edelleute hatten nämlich in der letzten Zeit Raub- und Trutzburgen ohne Wissen des Königs aufgerichtet. Als Bruno die Niederlegung dieser Schlösser gebot, griffen die Verurteilten im Bunde mit Reginar zur Gewalt, brandschatzten Kirchen und Klöster und machten sich als Räuber und Wegelagerer von ihren Burgen aus furchtbar. Aufs neue entbrennt der Kampf zwischen der Königsgewalt und dem von Reginar Langhals begründeten Dynastengeschlechte. Auf der einen Seite kämpfen die Bischöfe, auf der anderen die Mehrheit des einheimischen Adels. Reginar unterliegt und fällt in die Hand seines Gegners Bruno, aber sein Ansehen im Lande ist so groß, daß Bruno für nötig hält, den gefährlichen Feind auf Lebenszeit in die Verbannung nach Böhmen zu schicken.

Um dieser fortwährenden Unruhen und Empörungen leichter Herr zu bleiben, beschloß Otto, das weitgestreckte Herzogtum in zwei Verwaltungsbezirke zu zerlegen und diese an treu ergebene Großen des Landes unter der Oberaufsicht Brunos zu übertragen. Mit Rücksicht auf die bestehende kirchliche Einteilung und auf die landschaftliche Verschiedenheit der lothringischen Länder teilte er daher das Herzogtum in eine nördliche und südliche Hälfte. Der nördliche Teil oder Niederlothringen mit seinen gras- und wasserreichen Niederungen senkte sich von der Abdachung der Ardennen nordwärts bis zum Meere; Köln, mit den Bistümern Utrecht und Lüttich, war kirchliche Metropole dieses Teiles, wie es früher die Metropole Ripuariens gewesen war. Der südliche Teil, Oberlothringen oder Mosellanien*), das sonnige, korn- und wein-

*) Thietmar nennt die Oberlothringer Muselenses oder Muselani, während er die Niederlothringer Lotharienses, Liutharenses nennt.

reiche Hügelland der Mosel, erstreckte sich am Argonnenwalde entlang südwärts bis zu den Sichelbergen und dem Südstocke der Vogesen. Kirchlicher Mittelpunkt Mosellaniens war Trier mit den Bistümern Metz, Tull und Verdun. Mit der herzoglichen Gewalt über dieses Land belehnte Otto einen Bruder des ihm treu ergebenen Bischofes Adalbero von Metz, den Grafen Friedrich, der um Metz, Nancy und Bar begütert, mit dem karolingischen Hause verwandt und mit Beatrix, einer Tochter Hugos des Großen, einer Schwester Hugo Kapets, vermählt war. Die Verwaltung des Grafen Gottfried, des bisherigen Gehilfen Brunos in den weltlichen Geschäften, ward auf Niederlothringen beschränkt.

Nachdem Otto auf einem Fürstentage zu Köln 959 über die Unruhestifter ein strenges Gericht gehalten und im Sommer des folgenden Jahres eine Umfahrt im Lande gemacht hatte, war Friede und Ordnung für einige Zeit in Lothringen hergestellt. Der Tod des großen Kaisers gab das Zeichen zu neuen Wirren. Reginar war in Böhmen in der Verbannung gestorben. Seine zwei Söhne Reginar und Lambert hatten sich nach Frankreich geflüchtet und harrten dort des günstigen Augenblickes, um mit bewaffneter Macht und französischer Hilfe in die Heimat zurückzukehren. Der eine war mit Hugo Kapets Tochter, der andere mit einer Nichte des Königs Lothar vermählt worden. Sobald Otto 973 gestorben war und in Deutschland der alte Streit um die Königsgewalt, den Herzog Heinrich gegen Otto geführt hatte, sich zwischen ihren Söhnen, dem jungen Kaiser Otto II. und Heinrich dem Zänker von Baiern erneute, brachen Reginar und Lambert mit französischer Unterstützung in Lothringen ein und suchten sich mit Gewalt ihres väterlichen Erbes zu bemächtigen und das linksrheinische Land für Frankreich zu gewinnen. Sie setzten sich in Besitz einiger Burgen und führten von hier aus kurze Zeit ein Räuberleben, bis Otto II. die Burgen zerstörte und die Brüder zwang, nach Frankreich zurückzukehren. Aber schon im Jahre 976, während

in den rechtsrheinischen Ländern der Bürgerkrieg zwischen den Kaiserlichen und den Anhängern Heinrichs von Baiern das obere Donauland mit allen Schrecken erfüllte, fielen sie, von König Lothar mit französischen Streitkräften unterstützt, aufs neue in den Hennegau ein, wurden aber von dem Grafen Gottfried in einem blutigen Treffen in den Ardennen zurückgeworfen. Was den Söhnen Reginars versagt blieb, versuchte jetzt König Lothar durch frechen Überfall.

In Frankreich war König Ludwig, der Gemahl Gerbergas, 954 gestorben, und auf dem Throne der Westfranken war ihm sein zwölfjähriger Sohn Lothar gefolgt. Außer der Stadt Laon besaß die königliche Familie kaum noch einen Fußbreit Land und wurde nur durch die mächtige Stütze, die ihr das deutsche Königshaus, vor allem der Erzbischof Bruno lieh, gegen die übermächtigen Vasallen aufrecht erhalten. Nach Brunos Tode, der im Oktober 965 auf einer Reise in Rheims starb, begann sich das Verhältnis zu dem Kaiserhause zu lockern; Lothar fing an, die bisherige Abhängigkeit drückend zu empfinden, und gedachte durch ein kriegerisches Unternehmen gegen das deutsche Reich sich Macht und neues Ansehen im eigenen Lande. zu erwerben. Ein solches Unternehmen schien um so mehr Erfolg zu haben, als Otto II. in Deutschland durch die Empörung Heinrichs des Zänkers vollauf beschäftigt und der Feudaladel Niederlothringens, an dessen Spitze sich die Söhne Reginars gestellt hatten, dem Beginnen des Königs günstig war. In Frankreich selbst war die alte Gegnerschaft zwischen dem karolingischen und kapetingischen Hause einen Augenblick zur Ruhe gekommen. Hugo von Franzien war nämlich 956 gestorben und seine drei Söhne, von denen der älteste, Hugo, den später berühmt gewordenen Namen Kapet trug, ließen sich von Lothar mit dem reichen Erbe ihres Vaters belehnen, leisteten ihm die Huldigung und waren geneigt, ihm zu einem auswärtigen Kriege die Hand zu bieten. Unverholen hatte Lothar 976 die Söhne Reginars bei

ihren Einfällen in Lothringen unterstützt, und seit 977 bereitete er sich im Stillen zu einem größeren Kriegszuge vor. In demselben Jahre hatte Otto II. den Bruder Lothars, Karl, der als Sohn der Gerberga ihm selbst nahe verwandt war, das Herzogtum Niederlothringen als deutsches Lehen angeboten. Da nämlich die Brüder Reginar und Lambert wegen ihrer Verbindung mit Frankreich nicht zur Ruhe gebracht werden konnten, so glaubte Otto, die Westgrenzen des Reiches am besten dadurch zu sichern, daß er sie dem Bruder des Königs zum Schutze gegen diesen selbst anvertraute. Karl, der in Frankreich nichts besaß und sich am Hofe des Bruders mißachtet und gekränkt fühlte, nahm mit Freuden ein Anerbieten an, wodurch er in den Besitz einer Herrschaft kam, die er nach der schon herrschend gewordenen Sitte hoffen durfte auf seine Nachkommen zu vererben, und versprach, das Reich gegen die Umtriebe der Söhne Reginars und des eigenen Bruders zu verteidigen. Dieser Vorgang berührte indes höchst empfindlich den Nationalstolz der Franzosen; sie verziehen es dem Sprößlinge des königlichen Hauses nie, daß er durch einen dem deutschen Könige geleisteten Vasalleneid die Ehre und den Stolz der Nation den eigenen Interessen geopfert habe, und schlossen sich um so freudiger dem Könige an, als dieser seinen Entschluß verkündete, daß er an seinem Bruder Rache nehmen und ganz Lothringen für die französische Krone zurückfordern wolle.

Nachdem Lothar sich mit den Söhnen Hugos von Franzien verständigt hatte, berief er 978 um die Zeit des Johannisfestes, als Otto II. mit seiner schwangeren Gemahlin Theophano sorglos in der Kaiserpfalz zu Aachen weilte, seine Vasallen nach Laon und legte ihnen dar, daß Kaiser Otto einen Teil seines Reiches wider alles Recht in Besitz habe und feindlich an Frankreichs Grenzen stehe; er sei jetzt gesonnen, das Erbe seines Hauses wieder an sich zu nehmen. Die Vasallen riefen ihm Beifall, und ohne Kriegserklärung, wider

Sitte und Recht setzte Lothar mit 30 000 Berittenen über die Maas, um Otto in Aachen lebend oder tot in seine Gewalt zu bekommen. Als dieser in Aachen von dem Herannahen großer Reiterscharen Kunde erhielt, wollte er anfangs an böse Absichten Lothars nicht glauben, erst als er sich mit eigenen Augen von dem feindlichen Anrücken überzeugt hatte, verließ er mit der Kaiserin und seiner Umgebung die Stadt und entkam mit genauer Not vor den Reitern Lothars nach Köln. In der kaiserlichen Pfalz fanden die französischen Troßknechte noch das für den Kaiser hergerichtete Mahl vor. Die Stadt wurde von den Franzosen geplündert, Gepäck, Kleider, Waffen fortgeschleppt und der Adler auf der Pfalz nach Osten gewendet.*) Die eigentliche Absicht dieses Überfalles, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen, hatte Lothar nicht erreicht; nach drei Tagen zog er von Aachen wieder ab, machte unterwegs einen vergeblichen Angriff auf Metz und ging über die Maas zurück. Ehe er aber noch die Grenze erreicht hatte, brachte ihm ein kaiserlicher Herold die Botschaft, daß Kaiser Otto am 1. Oktober mit Heeresmacht in Frankreich einrücken werde, um List und Hinterhalt zu strafen und Lothars Herrschaft ein Ende zu machen.

Der unerhörte Überfall des französischen Königs stellte rasch das Einvernehmen der unter sich hadernden Deutschen her. Die dem Kaiser angethane Schmach empfand man allgemein als die eigene, und auf einem Reichstage zu Dortmund, Mitte Juli, schwuren die versammelten Großen dem Kaiser Treue und Gehorsam bis zum Tode und Rache für die beleidigte Ehre des Reiches. Mit einem Heere von 60 000 Mann, wohl dem zahlreichsten, das die Deutschen seit langem gesehen, konnte Otto, wie er angekündigt hatte, am 1. Oktober

*) Nam Germani eam in Favonium (Westen) converterant, subtiliter significantes Gallos suo equitatu quandoque posse devinci, Thietmar III, 6.

die Grenzen des westfränkischen Reiches überschreiten. Alles verwüstend drang er über Rheims und Soissons gegen Paris vor und lagerte sich am rechten Ufer der Seine im Angesichte der Stadt. Während er die Vorstädte verbrannte und durch umherschweifende Reiterscharen das Land weit und breit umher verheeren ließ, hatte Hugo Kapet auf der linken Seite des Flusses ein Heer gesammelt und verteidigte die Stadt mit Glück. Sechs Wochen bis zum Anfange des Dezember standen sich die Heere vor Paris gegenüber. Seuchen, die infolge der kalten, regnerischen Jahreszeit im Lager der Kaiserlichen ausbrachen, und der Abzug vieler der Seinen, die ihrer Gewohnheit gemäß das Heer im Winter verließen, zwangen Otto endlich zum Rückzuge. Am Tage des h. Andreas, am 30. November, brach er von Paris auf; zuvor aber ließ er alle Kleriker, die aufzufinden waren, auf dem Montmartre, dem Mittelpunkte der deutschen Aufstellung, zusammenbringen und ein weitschallendes Hallelujah in das unten liegende Paris hinabsingen, denn er hatte gelobt, die Pariser sollten ein Te Deum hören, wie sie es noch nie vernommen hätten. Nach dem Aufbruche des Kaisers ging Lothar, der sich nach Etampes zurückgezogen hatte, wieder über die Seine und folgte dem Heere der Deutschen im Rücken. An der hochgeschwollenen Aisne, die Otto am Abende zuvor mit dem größten Teile des Heeres unter großen Schwierigkeiten überschritten hatte, gelang es Lothar, den zurückgebliebenen Troß der Deutschen zu überfallen und im Angesichte des Kaisers, der auf der andern Seite des hochgehenden Flusses ratlos der Niedermetzelung seiner Leute zusehen mußte, sich des Gepäckes zu bemächtigen. Diesen Vorgang, an den sich früh sagenhafte Zuthaten anschlossen,*) haben spätere französische Geschichtschreiber zu einem

*) Als Otto, so wird unter anderem erzählt, sah, wie sein Troß, dem er wegen des hochgeschwollenen Flusses nicht zu Hilfe kommen konnte überfallen wurde, sandte er einen Boten an Lothar mit dem

glorreichen Siege Lothars ausgestaltet. Der Schrecken, den die Ankunft eines deutschen Heeres vor Paris erzeugt hatte, erwies sich indes so nachhaltig, daß Lothar, der bald nach dem Rückzuge Ottos mit den Söhnen Hugos wieder zerfallen war, sich den mächtigen Gegner zu versöhnen beschloß.*) Er bat deshalb im geheimen für das Vergangene um Vergebung und schlug Otto eine Zusammenkunft vor, die den Frieden zwischen beiden Reichen wieder herstellen und das frühere Bündnis erneuern sollte. Otto, den es unwiderstehlich nach Italien zog, ging bereitwillig auf den Wunsch Lothars ein, und so kamen beide Fürsten im Sommer 980 auf der Grenze ihrer Reiche zwischen Montmédy und Carignan an dem Flüßchen Chiers zusammen, begrüßten sich mit Händedruck und Kuß und gelobten sich Freundschaft und Frieden für immer. Lothar entsagte feierlich allen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig dem Schutze des Kaisers.**) Doch nur so lange blieben die Schwüre Lothars in Kraft, als seine Furcht vor der kaiserlichen Macht dauerte; denn wie eine untilgbare Leidenschaft schien die Begier nach den

---

Anerbieten, Lothar möge mit seinem Heere ungefährdet über den Fluß kommen, oder des Kaisers Heer ungestört über den Fluß zurückkehren lassen, dann wollten sie in redlichem Streite kämpfen, und wem Gott den Sieg verleihe, der solle das Reich des Besiegten als Kampfpreis erhalten.

*) Lotharius considerans, Ottonem neque dolis falli neque viribus posse devinci, beschloß Ottos Freundschaft zu suchen, eo quod ipse vir virtutis esset et per illum non solum dux (Hugo Capet) mansuesci posset, sed et aliarum gentium tyranni subjugari utiliter valerent.

**) Nach der Chronik des Wilhelm von Nangis erhielt Otto in diesem Friedensschlusse Lothringen nur als ein Lehen der Krone Frankreichs. Nach derselben Chronik empfing Lothar auf seinem Zuge gegen Aachen 978 in Metz die Huldigung der lothringischen Großen. Beide Angaben — Lothar berührte 978 Metz gar nicht — fallen als Erfindungen französischer Eitelkeit gegenüber den bestimmten Angaben zuverlässiger Quellen.

lothringischen Ländern dem karolingischen Geschlechte eingepflanzt zu sein.

Um die Weihnachtszeit 983 kam die Trauerkunde in das Reich, daß Kaiser Otto achtundzwanzigjährig in frischester Jugendkraft ins Grab gesunken sei und neben dem Apostel Petrus an heiliger Stätte ruhe. Des Kaisers Sohn Otto, ein vierjähriges Kind, war eben in Aachen vom Erzbischofe von Mainz zum Könige gekrönt worden. Sofort entbrannte ein leidenschaftlicher Streit, ob die kaiserliche Witwe Theophano oder der geächtete und in Haft gehaltene Heinrich der Zänker von Baiern, der nächste Stammesvetter des gestorbenen Kaisers, die vormundschaftliche Regierung führen solle.

Heinrich entkam seiner Haft, wußte sich des Kindes zu bemächtigen und trat als Vormund des Königs und als Reichsverweser auf. In den rechtsrheinischen Ländern führte der Haß, den man dort gegen die Ausländerin Theophano empfand, die, wie man erzählte, nach einer Niederlage der Deutschen in Unteritalien sich spöttisch über die deutsche Tapferkeit geäußert hatte, Heinrich einen starken Anhang zu. Die lothringischen Großen spalteten sich in zwei Parteien; die Erzbischöfe von Köln und Trier, sowie der Bischof Dietrich von Metz stellten sich auf die Seite Heinrichs, während die Bischöfe von Tull, Verdun und Kammerich sowie der Graf Gottfried von Verdun die Partei der Kaiserin ergriffen. Diese Wirren im Reiche waren für König Lothar ein starker Anreiz zu neuen Umtrieben. Er war verheiratet mit Ottos II. Schwester Emma und somit Oheim des gekrönten Königskindes. Während in Lothringen zwischen Heinrichs und Theophanos Anhängern gestritten wurde, trat er plötzlich unter dem Scheine größter Selbstlosigkeit mit dem Anspruche auf die Vormundschaft über den jungen König hervor; er wolle, so erklärte er, das Kind nur den räuberischen Händen Heinrichs entreißen, doch werde er sich nicht in die Verwaltung des deutschen Reiches eindrängen, auch verfolge er keine feindlichen Absichten gegen Lothringen.

Die lothringischen Großen, die Gegner und selbst die meisten Anhänger Heinrichs, wandten sich jetzt dem Könige Lothar zu und leisteten ihm als dem Vormunde des rechtmäßigen Königs den Treueid. Aber Lothars Auftreten gegen Heinrich, den Königsräuber, war nur täuschender Schein; insgeheim ließ er ihm sagen, daß er bereit sei, gegen die Abtretung der linksrheinischen Länder an Frankreich ihn als König von Deutschland anzuerkennen. Beide schlossen daraufhin einen förmlichen Vertrag ab und verabredeten für den 1. Februar eine Zusammenkunft zu Breisach am Rheine. Dem bairischen Zänker fehlte indes der kalte entschlossene Verbrechermut, der später dem sächsischen Reichsverräter Moritz über alle Bedenken weghalf; in dem entscheidenden Augenblicke überkam ihn lähmender Zweifel und die Furcht, sein ganzer Anhang werde ihn verlassen, wenn bekannt würde, daß er den Franzosen den Eintritt in das Reich gewähre. Als König Lothar mit seinem Sohne Ludwig an dem verabredeten Tage nach Breisach kam, erwartete er Heinrich vergebens. Die schlimmen Absichten Lothars waren indes in Lothringen nicht verborgen geblieben und bewirkten einen gänzlichen Wechsel der Stimmung. Die Anhänger Ottos sagten sich von dem verräterischen Vormunde los, verlegten ihm, als er von Breisach zurückkehrte, die Wege und suchten sich seiner Person zu bemächtigen. Mit Mühe entkam Lothar vor ihren Anschlägen über die Maas; brach dann aber im März mit Heeresmacht in Lothringen ein und legte sich vor Verdun. Die Stadt, die auf der einen Seite durch das breite und tiefe Bett der Maas, auf der anderen durch Felsen und Schluchten gedeckt war, wurde von dem tapferen Grafen Gottfried und dem jungen Herzoge Dietrich, der seinem Vater Friedrich in der herzoglichen Würde Oberlothringens gefolgt war, tapfer verteidigt. Bei einem Ausfalle gerieten aber beide und mit ihnen die Stadt in die Gewalt der Belagerer. Weitere Erfolge vermochte Lothar indes nicht zu erlangen; als er sich von Verdun gegen Niederlothringen

wandte, um Lüttich und Kammerich zu nehmen, stieß er überall auf kräftige Abwehr und kehrte nach einigen Verwüstungen in sein Reich zurück, um ein größeres Unternehmen zur Eroberung Lothringens vorzubereiten.

Heinrich der Zänker verfolgte unterdes in den rechtsrheinischen Ländern, vor allem in Sachsen und Baiern, wo die Großen ein betrügliches Spiel mit ihren Eiden trieben, unverholen den alten Plan weiter, die Krone des Reiches für sich zu gewinnen. Er vermochte sich indes nirgends eine allgemeine Anerkennung zu verschaffen, und als er zuletzt vor der Festigkeit des Erzbischofs Willigis von Mainz und dem Widerstande der fränkischen Großen sein Glück schwinden und seine Partei zusammenschmelzen sah, nahm er die nie ganz abgebrochenen geheimen Verbindungen mit Lothar wieder auf. Durch die glückliche Einnahme von Verdun in seinen Absichten auf Lothringen bestärkt, rüstete dieser 984 im Einverständnisse mit Heinrich zu einem neuen Heereszuge. Der Hilfe der kapetingischen Partei glaubte er sicher zu sein. Da trat etwas ganz Unerwartetes ein. Lothar hatte seine Getreuen im Mai 984 nach Compiegne berufen, um aufs neue in Lothringens einzufallen; auch Hugo Kapet mit starkem Gefolge wurde dort erwartet, als die überraschende Kunde kam, daß Hugo mit zahlreicher Reiterei nahe, aber nicht um Lothar auf seiner Heerfahrt zu begleiten, sondern um die Versammelten auseinander zu sprengen. Beatrix, die Witwe des Herzogs Friedrich von Oberlothringen und Mutter des jungen Herzogs Dietrich, der vor Verdun in die Hände Lothars fiel, war, wie schon oben erzählt ist, eine Schwester Hugo Kapets. Sie führte für ihren gefangenen Sohn die Verwaltung und hatte ihren Bruder vermocht, sich von dem Bunde mit Lothar zu trennen und auf die Seite von dessen Gegnern zu treten. Die Nachricht von dieser plötzlichen Sinnesänderung des mächtigen Vasallen übte auf die in Compiegne Versammelten eine lähmende Wirkung; eilig, wie man zusammen-

gekommen war, lief man wieder auseinander. So mußte der beabsichtigte Überfall Lothringens, auf den die Hoffnungen des Zänkers gebaut waren, unterbleiben, und diese plötzliche Wendung der Dinge entschied in den rechtsrheinischen Ländern wie in Lothringen den Sieg der königlichen Sache. Als die Kaiserin Theophano Mitte Oktober mit dem gekrönten Knaben auf einem Tage zu Worms erschien, huldigten die Großen Frankens und Lothringens, die sich alle hier eingefunden hatten, dem jungen Könige aufs neue und erkannten Theophano als Regentin an. Bald erschien auch der verlassene Zänker um Gnade bittend vor der Kaiserin in Frankfurt, bekannte öffentlich seine Schuld und empfing, nachdem er Treue gelobt, aufs neue die befahnte herzogliche Lanze für Baiern. Die Vormünder des jungen Königs forderten jetzt Lothar auf, die geraubte Stadt Verdun herauszugeben, die Gefangenen frei zu lassen und den 980 feierlich beschworenen Vertrag auszuführen. Ehe es indes zu einem Frieden kam, starb König Lothar am 2. März 986 zu Laon, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Könige. Er hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Ludwig, einem geistig schwachen und körperlich hinfälligen Knaben, für den seine Mutter Emma die Leitung der Geschäfte übernahm. Die schwierige Lage, in welche die Regentin sich gegenüber den ehrgeizigen Absichten Hugo Kapets versetzt sah, machte für sie den Frieden mit dem deutschen Reiche dringend notwendig; denn schon rüstete Theophano, um den Einfall Lothars in Lothringen und das Bündnis mit Heinrich dem Zänker durch einen Kriegszug über die Maas an dem karolingischen Hause zu strafen. Mutter und Sohn beeilten sich daher, das gute Verhältnis zum deutschen Reiche wieder herzustellen. Am 17. Mai 987 ward der Friede zwischen dem Könige Ludwig und der Kaiserin Theophano abgeschlossen; die vor Verdun Gefangenen wurden aus ihrer Haft entlassen, die Stadt selbst dem Reiche zurückgegeben und das Verhältnis beider Reiche zu einander

auf der Grundlage des Friedens vom Jahre 980 wieder geordnet.

Vier Tage nach diesem Frieden am 21. Mai 987 starb der neunzehnjährige König Ludwig kinderlos. Als einziger Sprößling des karolingischen Hauses blieb noch Ludwigs Oheim Karl, der von Otto II. mit Niederlothringen belehnt war, nebst einem unmündigen Sohne zurück, und er zögerte nicht, sein Anrecht auf die westfränkische Krone geltend zu machen. Längst aber hatte Karl als Vasall des deutschen Königs den Unwillen der Nation gegen sich erweckt. Als nun die Bischöfe und großen Vasallen des Westreiches zusammenkamen, erklärten sie einmütig nach dem Antrage des Erzbischofs Adalbero von Rheims, daß der Thron des fränkischen Reiches nicht durch Erbrecht, sondern durch freie Wahl gewonnen werde; der Karolinger Karl aber sei der Vasall eines fremden Königs geworden, er habe dadurch die königliche Ehre herabgesetzt und sich des Thrones unwürdig gemacht. So kam es, daß der letzte Sproß des karolingischen Hauses in derselben Weise wie vordem der letzte der Merovinger verworfen und durch die Wahl der großen Reichsvasallen Hugo Kapet auf den westfränkischen Thron erhoben wurde. Nicht lange nachher geriet Karl durch Verrat in die Hände seiner Feinde und endete sein Leben im Kerker; sein Sohn Otto wurde vom Kaiser mit dem Herzogtume Niederlothringen, das sein Vater besessen hatte, belehnt, und mit ihm ging das tiefgesunkene Geschlecht der Karolinger in denselben Gegenden unter, von denen aus es einst zu glänzender Höhe aufgestiegen war.

Nach dem Tode Ottos, des letzten Karolingers, verlieh Kaiser Heinrich II. die herzogliche Gewalt in Niederlothringen 1013 dem tapferen Grafen Gottfried von Verdun, einem Manne, der in der Zeit Ottos III. eine heldenhafte Treue gegen die kaiserliche Sache bewährt hatte. Als er mit seinem Sohne vor Verdun in die Gewalt König Lothars gefallen war (s. o.), ließ er durch den Bischof Gerbert seiner Gemahlin die eindring-

liche Mahnung zugehen, in unwandelbarer Treue gegen die Kaiserin und ihren Sohn auszuharren und durch keine Rücksicht auf seine Gefangenschaft sich zu einem Zugeständnisse gegen König Lothar bestimmen zu lassen. „Schließet keinen Waffenstillstand mit dem Franzosen, haltet Eure Burgen gegen ihn, und die Hoffnung, Euren Gatten und Euren Sohn wieder zu befreien, mindere in nichts die Entschlossenheit Eures Widerstandes.“ Auch als Herzog blieb er die Verkörperung ritterlicher Treue und opfermutiger Hingebung an die Sache des Kaisertums. Er ward der Begründer des Hauses Ardenne, das in dem Thale der Maas und Schelde mächtig wurde. Als er 1023 starb, folgte ihm in der Herzogswürde sein Bruder Gozelo, in dessen Hand noch einmal beide Lothringen vereinigt wurden.

Der Kampf des ost- und westfränkischen Reiches um die austrasischen Länder war mit dem Erlöschen des karolingischen Hauses für lange beendet, und mehr als dreihundert Jahre hindurch haben die französischen Könige einen ernsten Angriff auf die linksrheinischen deutschen Länder nicht mehr unternommen. Der neuen französischen Dynastie des kapetingischen Hauses galt Lothringen nicht wie dem karolingischen Geschlechte als ein kostbares, entrissenes Familiengut, das trotz allen Verträgen und feierlichen Verzichtleistungen bei jeder Gelegenheit durch Treubruch, List und Gewalt wieder heimgebracht werden müsse. Auch waren die ersten Könige dieses Hauses außer stande, die Angriffe der Karolinger auf die östlichen Grenzländer zu wiederholen. Von ihren großen Vasallen bedrängt und fast wie Gefangene gehalten, suchten sie ihre Sicherheit in dem Geständnisse ihrer Schwäche; sie waren fast einzig darauf bedacht, die Krone bei ihrem Hause zu erhalten, erkannten die Rechte der deutschen Könige willig an und blieben selbst ruhige Zuschauer, als Konrad II. die Krone des Arelates nahm und die ver-

einigten burgundiſchen Länder zwiſchen Saone, Rhone und Alpen dem Reiche deutſcher Nation einfügte. Und wie gewaltig hatte ſich gegenüber dem in große Vaſallentümer aufgelöſten Reiche der Weſtfranken die Macht des deutſchen Reiches gehoben. Der Kaiſer galt als der große Heeresfürſt Europas, als der Schwertträger und Statthalter Chriſti auf Erden; wie er im Oſten die Wildheit der Magyaren und Slaven bändigte und den Völkern des ſkandinaviſchen Nordens die Geſetze der Geſittung gab, ſo griff er wie ein Oberherr regelnd in die verworrenen Angelegenheiten des romaniſchen Südens und Weſtens ein. Als Kaiſer Heinrich II. 1023 auf der Weſtgrenze des Reiches, da, wo ſich die Chiers in die Maas ergießt, mit dem Könige Robert von Frankreich zuſammengekommen war, um mit ihm den allgemeinen Frieden und das Heil der Chriſtenheit zu beraten, da ſprachen die Zeitgenoſſen nicht anders als von der Zuſammenkunft „des großen und des kleinen Königes“. Wie hätten da die nüchternen kapetingiſchen Könige, die im Ringen mit den faſt unabhängigen Vaſallen nur mühſam ihre uſurpierte Königsmacht verteidigten, die begehrlichen Angriffe der Karolinger erneuern ſollen! In Lothringen ſelbſt aber dauerten die Unruhen, die ſo oft von den weſtfränkiſchen Königen geſchürt worden waren, auch nach dem Ausſterben der Karolinger fort. Es hatte hier nicht viel zu bedeuten, daß die gewohnheitsmäßigen Rebellen nicht mehr auf die Unterſtützung Frankreichs rechnen konnten. Die Strömung, die in Deutſchland unwiderſtehlich zu dem Feudalregimente hintrieb, riß auch in Lothringen die Ariſtokratie fortwährend in den Kampf gegen den Kaiſer und die kaiſerlich geſinnte Kirche. Auch die Herzöge zeigten ſich dem Reiche gegenüber meiſt nur als große Vaſallen, die ſich als Eigentümer ihrer Lehen und Würden betrachteten und ihre territorialen Intereſſen über die Treue gegen den Oberlehnsherrn ſtellten. Der Kaiſer iſt ihnen nicht die Quelle der Gewalt und des Rechtes; ihr Verhältnis zu ihm galt

ihnen als ein bloßer Vertrag, den sie durch jede Entziehung übertragener Rechte und Güter als gebrochen betrachten und dessen Lösung ihnen das Recht zu Gewaltthat und Empörung leiht. Selbst da, wo sie den Feudaladel im Lande bekämpften, geschah dies nicht so sehr, um Rebellen gegen den Kaiser und das Reich niederzuwerfen, als um die eigene Herrschaft gegen Nebenbuhler zu erweitern. Gleichwohl gelang es ihnen nicht, die lokalen Gewalten zu bändigen. Ungeachtet des Widerstandes der Kirche und des Strebens der Herzöge nach Ausdehnung ihrer Macht war der Boden Lothringens schon im elften Jahrhundert von einer Menge kleiner, heimischer Dynasten eingenommen.

Wie die großen Reichsvasallen überhaupt, so hatten auch die Herzöge von Oberlothringen die Erschütterungen der deutschen Königsgewalt zur Zeit Ottos III. und in den ersten Jahren Heinrichs II. dazu benutzt, die ihnen übertragene Gewalt nach allen Seiten zu erweitern. Auf den Herzog Friedrich war wie in einem Erbfürstentume dessen Sohn Dietrich gefolgt, und dieser ernannte hochbetagt, wie aus eigenem Rechte seinen Sohn Friedrich zum Mitverwalter und Nachfolger im Herzogtume. Auf den erledigten Bischofsstuhl von Metz setzte er seinen Sohn Adelbero, als ob das Bistum ein Lehen seines Hauses sei, er baute Burgen und griff sonst auf Kosten der Kirche und des Reichsgutes um sich. Als nach Ottos III. Tode der reiche Herzog Hermann von Schwaben dem gewählten Könige Heinrich II. die Anerkennung weigerte und selbst die Hand nach der Krone ausstreckte, verbündete Dietrich, der im eigenen Lande die Raub- und Fehdelust des Adels nicht niederzuhalten vermochte, sich sofort mit den Gegnern des gewählten Königes. Daher wandte Heinrich, sobald er, schneller als er hoffen durfte, die bedrohte Reichseinheit hergestellt hatte, seine Aufmerksamkeit Lothringen zu. Die nie ruhenden Fehden und Räubereien der Großen und die verwüstenden Einfälle der französischen Könige hatten in

diesem von Natur reich gesegneten Lande einen fast unsagbaren Zustand allgemeiner Verwilderung, Unsicherheit und entsetzlicher Not der unteren Volksklassen erzeugt. „Die Städte", so berichtet der Abt Constantin von St. Symphorien, „sind entvölkert, Dörfer und Höfe liegen in Asche, Schwert und Feuer, Hunger und Pest haben alles weggerafft. Die Weinberge sind ausgerottet, die Baumpflanzungen umgehauen; die Klöster stehen ausgebrannt und leer in schauriger Öde da. Die Menschen getrauen sich nicht von einem Orte zum andern zu gehen; man verwünscht das Leben und bittet nur um den Tod. Auch viele vom Adel sind zu Bettlern geworden." Im Januar 1003 berief Heinrich die Prälaten und weltlichen Großen zu einem Landtage nach Diedenhofen. Hier nahm er Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten entgegen, übte gegen die Räuber und Landverwüster hartes Gericht und suchte durch ein strenges Friedensgebot der allgemeinen Unsicherheit und der Vergewaltigung der Schwachen Einhalt zu thun. Der gedemütigte Herzog Dietrich mußte geloben, seine Burg Mulsberg niederzulegen und nie wieder aufzubauen.

Wie der Herzog Dietrich gegen Heinrich II. so stand sein Sohn und Nachfolger Friedrich wiederholt als Rebell gegen König Konrad II. auf. Bei der Königswahl, die nach Heinrichs II. Ableben 1025 zu Kamba am Rheine stattgefunden, hatte sich die Mehrzahl der Stimmen, die lange zwischen den beiden Vettern, dem Grafen und dem Herzoge Konrad, geschwankt hatten, zuletzt auf den älteren Grafen Konrad vereinigt. Der Herzog Friedrich von Oberlothringen und der Herzog Gozelo von Niederlothringen waren eifrig für die Wahl des jüngeren Konrad thätig gewesen und hatten von den Bischöfen und den Mächtigen im Lande einen Schwur verlangt, daß sie den neuen König ohne ihre Zustimmung nicht anerkennen würden. Mißmutig hatten sie dann, als die Mehrzahl der Wahlstimmen auf den älteren Konrad fiel, die Wahlstätte verlassen, um daheim gegen den neuen König vereinten Widerstand zu

planen und sich nach Bundesgenossen umzusehen. Mit dem jüngeren Konrad, dem der Sieg seines Vetters einen tiefen Stachel im Herzen gelassen, mit dem jungen Herzoge Ernst von Schwaben und anderen Widersachern des Königs verbanden sie sich bald zu offener Empörung; mit dem französischen Könige Robert, selbst mit dem Polenkönige Boleslav knüpften sie verräterische Verbindungen an. Konrad II. war auf dem herkömmlichen Umritte durch das Reich, als er in Sachsen von der gefährlichen Verschwörung Kunde erhielt. Er eilte sofort aus Sachsen nach Lothringen. Aber ehe er dorthin kam, war der Empörung schon das Herz ausgebrochen. Am Weihnachtsfeste, das Konrad in Aachen feierte, erschien vor ihm Gozelo von Niederlothringen, versprach ihm Gehorsam und leistete ihm die bis dahin versagte Huldigung. Gegen wichtige Zusagen, deren Erfüllung ihn zu einem mächtigsten Fürsten des Reiches machen mußte, hatte er sich von seinen Mitverschworenen getrennt und auf die Seite des Königs gestellt, während König Robert, auf den der Bund der Verschwörer gezählt hatte, durch Unruhen im eigenen Lande vollauf beschäftigt war. Der Abfall Gozelos benahm den anderen Mißvergnügten den Mut; Herzog Friedrich von Oberlothringen beeilte sich, den König seines Gehorsams zu versichern, und so schien ganz Lothringen beruhigt. Doch Friedrichs Unterwerfung war nur täuschender Schein gewesen. Aufs neue ist er beteiligt an dem weitverzweigten Aufstande, den die gedemütigten aber nicht bezwungenen Herzöge Ernst und Konrad 1027 während der Romfahrt des Königs ins Werk setzten. Aber wie die erste Empörung durch Gozelos Unterwerfung in sich zerfallen war, so brach sich der neue Aufruhr an dem Widerstande, den Herzog Ernst auf dem Tage zu Ulm an der Königstreue der kleinen Vasallen fand. Herzog Ernst mußte sich der Gnade des heimkehrenden Königs ergeben und büßte seine Erhebung als Gefangener auf der Feste Giebichenstein. Friedrich von Lothringen, durch das

Schicksal seines Mitverschworenen gewarnt, wußte durch zeitige Unterwerfung den Zorn des Kaisers noch einmal zu besänftigen, als dieser im Dezember 1027 zum zweiten Male in Lothringen erschien und mit dem Bischofe Bruno von Dagsburg, der bald zu der höchsten Würde in der abendländischen Christenheit aufsteigen sollte, in Tull zu ernsten Besprechungen zusammenkam.

Wichtige Angelegenheiten, die das Verhältnis zum Westreiche betrafen, suchte der Kaiser mit dem Beirate des Bischofs zu ordnen. Die große Frage über die Erwerbung der burgundischen Länder, auf die seit Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der deutschen Könige wie burgundischer und westfränkischer Großen gerichtet war, nahte ihrer Entscheidung. König Rudolf von Burgund war dem Ende seiner Tage nahe, und es galt, den schon von Kaiser Heinrich II. vorbereiteten Gewinn der herrlichen Länder zwischen Saone, Rhone, Mittelmeer und Alpen mit ihren altberühmten Städten, reichgesegneten Ebenen und schneebedeckten Bergen dem deutschen Reiche zu sichern. Als nächster Anverwandter des hinsiechenden Königs machte Graf Odo von Champagne, der mächtigste Herr Frankreichs, dem Kaiser die Nachfolge in den burgundischen Ländern streitig. Er stand in Verbindung mit dem Herzoge Ernst und den Unzufriedenen in Lothringen, die den thatkräftigen, strengen Gehorsam heischenden Kaiser haßten, und war begünstigt durch eine starke Partei in Burgund. Von großer Wichtigkeit für Konrad war es nun, dem mächtigen Nebenbuhler die Unterstützung des westfränkischen Königs zu entziehen und zu diesem Zwecke übernahm Bischof Bruno die Aufgabe, zwischen dem Kaiser und dem Kapetinger friedliche und freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Doch erst nach König Roberts Tode 1032 wurde das von Konrad gewünschte Einverständnis mit Roberts Sohn Heinrich I., der in dem Grafen Odo den übermächtigen und trotzigen Vasallen zu fürchten hatte, durch den Bischof von Tull zum Abschlusse gebracht.

Des Kaisers junge Tochter Mathilde ward dem französischen Könige verlobt, und große Hoffnungen wurden an diese Verschwägerung der beiden Königshäuser geknüpft. Die Verlobte starb indes bald nachher, doch blieb der Freundschaftsbund der beiden Könige noch lange bestehen, und Heinrich I. sah in seiner Machtlosigkeit unthätig und neidlos zu, als Konrad durch einen Einfall in die Champagne Odo zwang, seinen Ansprüchen auf Burgund zu entsagen, und sich 1034 zu Peterlingen als König von Burgund krönen ließ. Das ganze Mittelreich Lothars I. von der Nordsee bis zum Mittelmeere war nach dem Erwerbe Burgunds dem Reiche deutscher Nation vereinigt und blieb Jahrhunderte lang mit ihm verbunden. Frankreich war damit auf die Grenzen eingeschränkt, die der Vertrag von Verdun dem Reiche Karls des Kahlen gezogen hatte, und das Übergewicht des Ostreiches schien damit für immer entschieden zu sein.

Herzog Friedrich II. war 1028 gestorben, und mit ihm war der Mannesstamm eines Hauses erloschen, das drei Generationen im Mosellande wie in einem Erbherzogtume geschaltet hatte.*) Fünf Jahre ließ Kaiser Konrad das Herzogtum unbesetzt, dann übertrug er es 1033 jenem Gozelo von Niederlothringen, dem er einst im gefährlichsten Augenblicke die Erhaltung seiner Macht verdankt hatte. Die Fahnen beider Lothringen wurden entgegen der bisherigen Politik des Kaisers noch einmal in eine Hand gegeben, denn es galt damals, dem mächtigen Nebenbuhler um die burgundische Krone, dem Grafen Odo von Champagne an der Westgrenze des Reiches eine starke und zuverlässige Gewalt entgegen zu stellen. Gozelo bewährte sich auch ferner als eine starke Stütze des Kaisers gegen alle

*) Friedrich hinterließ zwei Töchter. Die ältere Beatrix vermählte sich später dem Markgrafen Bonifatius von Tuszien und ward Mutter der großen Markgräfin Mathilde.

Widersacher. Im Jahre 1037 brach Odo, der den entgangenen Gewinn der burgundischen Länder nicht verschmerzen konnte, mit starker Heeresmacht verwüstend in Lothringen ein, um noch einmal das Glück zu versuchen und nicht bloß die Krone von Burgund, sondern auch die Herrschaft über Lothringen an sich zu reißen. Gozelo zog ihm mit dem lothringischen Aufgebote entgegen. Bei Bar wurde in heißem, hin und her schwankendem Kampfe lange gestritten, bis die Ankunft des Grafen Gerhard von Metz den Sieg Gozelos entschied. Odo verlor Sieg und Leben, sein ganzes Heer wurde vernichtet. Es war für lange Zeit der letzte Angriff, den französische Waffen gegen die westlichen Länder des Reiches unternahmen.

Mit dem Leben Gozelos, das 1044 endete, löste sich die Verbindung von Ober- und Niederlothringen für immer. Kaiser Konrads Politik war von Anfang an darauf gerichtet gewesen, die Macht der Herzöge zu brechen. In der Zeit der Not hatte er die herzogliche Gewalt über die weiten lothringischen Länder in die Hand eines treuen Mannes gelegt, dem er in großen Dingen zum Danke verpflichtet war. Aber diese geeinte Macht in der Hand eines Mannes an der Westgrenze des Reiches war bei dem ungezügelten Streben der Reichsvasallen nach unabhängiger Gewalt eine unbestrittene Gefahr für die Reichseinheit und das Kaisertum. Dazu kam, daß die herzogliche Gewalt in Lothringen bei der geographischen Lage und der selbständigeren Stellung des Landes mehr als in den anderen Herzogtümern des Reiches eine gewisse nationale Bedeutung behalten hatte. Häufiger und trotziger als anderswo hatten sich die lothringischen Herzöge gegen die Reichsgewalt erhoben und jedesmal den Beistand der heimischen Vasallen gefunden; selbst der treue Gozelo hatte nach Konrads Tode dem jungen Könige Heinrich III. anfangs die Huldigung versagt, um neue Vorteile auf Kosten der Reichsgewalt für sich zu erzwingen. Heinrich III. war deshalb entschlossen, die herzogliche Gewalt noch Gozelos Tode wieder zu trennen. Gozelos ältester Sohn

war Gottfried, der Bärtige zubenannt, ein Mann von hochstrebendem Ehrgeize, ungezähmtem Mute und finsterer Entschlossenheit, eine der gewaltigsten und packendsten Gestalten in dieser an starken Persönlichkeiten so reichen Zeit. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hatte er den Herzogstitel geführt und Oberlothringen verwaltet; jetzt erhob er den Anspruch auf die Herzogsgewalt in ganz Lothringen, wie sein Vater sie besessen hatte. Heinrich III. gab Niederlothringen indes Gozelos gleichnamigem, jüngerem Sohne und legte dadurch in Gottfrieds Seele den Grund zu einem nie erlöschenden Hasse. Während Heinrich im fernen Ungarlande beschäftigt war, arbeitete Gottfried an einem allgemeinen Aufstande gegen den König im Westen. Mit den Grafen von Hennegau, Namur, Flandern und Holland, wie mit den unzufriedenen Großen in Burgund stand er in hochverräterischen Verbindungen, auch Heinrich I. von Frankreich suchte er gegen den König aufzubringen. Doch ehe er noch die Waffen erhoben hatte, war Heinrich siegreich aus Ungarn heimgekehrt und lud den Herzog wegen offenkundiges Verrates vor ein Fürstengericht zu Aachen. Außer stande sich zu verteidigen, des Hochverrates für schuldig befunden und aller Lehen verlustig erklärt, warf Gottfried sich jetzt in offene Empörung. Und ganz anders als vordem bei dem gleich furchtbaren Aufstande Konrads des Roten zeigte sich jetzt das Verhalten des lothringischen Adels. Hatte er damals gegen den fränkischen Rebellen die Sache des Kaisers ergriffen, so machte er jetzt die Sache des einheimischen Empörers zu der seinigen. Alle Kräfte des Feudalismus wandten sich wie entfesselt zum Sturme gegen das kaiserliche Regiment und gegen die kaiserliche Kirche. Die Bischöfe, obwohl von einem Teile ihrer Vasallen verlassen, hielten tapfer dem Wutausbruche des Adels stand; in Speier ward der Reichskrieg gegen die Empörer erklärt, und Heinrich selbst erschien bald mit einem starken Aufgebote in Lothringen. Er brach Gottfrieds feste Burg Böckelheim bei Kreuznach und setzte dem Empörer so

zu, daß diesem zuletzt nichts übrig blieb, als sich dem Könige zu stellen und sich ganz dessen Gnade zu überlassen. Durch ein Fürstengericht als rückfälliger Rebell verurteilt, wird er auf die Feste Giebichenstein an der Saale gebracht, auf der nicht lange zuvor ein anderer Rebell darüber nachgedacht hatte, wie stark die Königsmacht gegen trotzige Herzöge geworden sei. Doch schon nach einem Jahre erhielt er gegen Bürgschaft seine Freiheit zurück, und nachdem er sich zu Aachen im Angesichte der versammelten Fürsten um Gnade bittend dem Könige zu Füßen geworfen hatte, sicherte ihm Heinrich großmütig nicht nur Verzeihung zu, sondern belehnte ihn auch aufs neue mit dem entzogenen Herzogtume.

In Niederlothringen war um diese Zeit Gottfrieds Bruder Gozelo gestorben. Heinrich III. übertrug das erledigte Herzogtum dem Grafen Friedrich von Luxemburg, und Gottfried, der trotz allem noch immer auf die Belehnung mit ganz Lothringen gehofft hatte, empfand in seinem Stolze und Unmute diese Wahl des Luxemburgers als eine neue Beraubung seines väterlichen Erbes. Als Heinrich 1046 über die Alpen zog, hielt er seine Zeit für gekommen und entzündete in ganz Lothringen den Aufruhr. Mit ihm waren im Bunde die Grafen von Flandern, Hennegau und Holland wie die Unzufriedenen in Burgund und in Italien; auch König Heinrich von Frankreich war ehrvergessen genug, aus der Empörung Nutzen für sich ziehen zu wollen, und versprach, mit einem Heere über die Maas nach dem Rheine vorzudringen. Aber die ernste Mahnung des ehrwürdigen Bischofes Wazo von Lüttich, vielleicht auch der Gedanke, daß der Bund mit aufrührerischen Vasallen die eigene Monarchie gefährde, brachte Heinrich von seinem räuberischen Vorhaben ab, und er trat plötzlich von dem Bündnisse mit den Rebellen zurück. „Wenn diese beiden Reiche“, so hatte Wazo dem Könige geschrieben, „wenn Deutschland und Frankreich wie bisher gegenseitig im Frieden miteinander leben, so werden sie allen Nationen der Erde furchtbar sein

und werden nichts zu fürchten haben als Gott allein. Darum ist ihnen beiden der Friede von nöten. Bedenket aber, wie gottverflucht und Eurer Königlichen Ehre unwürdig es sein würde, wenn Ihr zu der Zeit, da Euer königlicher Freund und Nachbar weit entfernt ist, räuberisch in sein Reich einbrechen wolltet. Darum stehet ab von Eurem Beginnen, das Eure Würde schänden müßte." Als der Kaiser aus Italien zurückkehrte, hatte er mit dem Könige Heinrich zu Ivois an der Maas, auf der Grenze beider Reiche, eine Zusammenkunft, und hier wurde der 1032 geschlossene Bund der Freundschaft erneuert.

Unterdes hatte der Graf Dietrich von Holland, dessen sumpf- und wasserreiches Land gegen das schwere kaiserliche Reiterheer sicheren Schutz bot, nach getroffener Verabredung den Aufstand begonnen; Balduin von Flandern ging über die Schelde, vereinigte sein Kriegsvolk mit dem Gottfrieds und beide füllten dann die linksrheinischen Länder, die durch vieljährigen Mißwachs, durch Hungersnot, mörderische Seuchen und unheimliche Brände schon schwer heimgesucht waren, mit allen Greueln der Verwüstung an. Da erfuhr Gottfried den Tod seines Sohnes, der dem Kaiser als Geisel übergeben war, und damit schien der letzte Rest ehrfürchtiger Scheu in der Brust des Rachsüchtigen getilgt zu sein. In Nymegen brannte er die Kaiserburg, den alten Lieblingssitz Kaiser Karls nieder, bestürmte hierauf vergebens Lüttich, die Bischofstadt Wazos und machte das Land ringsum zur Wüste; dann wandte er sich gegen Verdun, wo seine Vorfahren als Schützer des Reiches einst ruhmvoll die Grafenrechte geübt hatten. Durch eine List kam die Stadt in seine Gewalt; seine Rache erschöpfte sich in Raub, Mord und Brand; der größte Teil der Stadt ward eingeäschert, haufenweise lagen die Leichen der Erschlagenen in den Straßen; auch die Kathedrale, aus der die Schätze und heiligen Gefäße geraubt wurden, ging in Feuer auf. Das Beginnen Gottfrieds war kein örtlicher Aufstand mehr, es war

ein wirklicher Krieg, und fast zwei Jahre waren für Kaiser Heinrich erforderlich, den furchtbaren Brand zu löschen. Gegen den Grafen von Flandern gewann er die Hilfe der englischen und dänischen Flotte, er selber kam mit starker Heeresmacht, begleitet von Papst Leo IX., gleichsam die geistliche Weltmacht mit der weltlichen zur Bekämpfung des Feudalismus aufbietend, nach Lothringen. Zum zweiten Male ward Gottfried seines Herzogtumes entsetzt, seines gesamten Vermögens und aller Reichslehen für verlustig erklärt und der Fluch der Kirche wie die Acht des Reiches auf das Haupt des Frevlers gelegt. Mit der herzoglichen Würde Oberlothringens aber bekleidete Heinrich den Grafen Adalbert von Longwy aus dem Hause der elsässischen Grafen von Metz, der wegen seiner Macht wie wegen seines Geschlechtes als der geeignetste Mann zu einer thatkräftigen Bekämpfung des kriegsgewaltigen Gegners erschien. Den Schutz Lothringens und den Kampf gegen Gottfried überließ Heinrich jetzt dem neu ernannten Herzoge und den Bischöfen von Metz, Lüttich und Utrecht, in denen der Gegensatz des geistlichen Fürstentums jener Zeit gegen das weltliche am schärfsten zu Tage trat; er selbst eilte nach Burgund, um dort die unzufriedenen Großen, die Mitverschworenen Gottfrieds, niederzuhalten. Durch sein festes Auftreten in diesem Lande, wo er mit starker Hand die Ruhe aufrecht erhielt, wie durch den neu befestigten Freundschaftsbund mit dem französischen Könige entzog er den lothringischen Empörern die auswärtige Hilfe, auf die sie am sichersten gerechnet hatten. Zwar gelang es Gottfried, den Herzog Adalbert bei Thuin am Sambreflusse in einen Hinterhalt zu locken und nebst seinen Leuten zu erschlagen, aber an der Gegnerschaft der streitbaren Bischöfe brach sich zuletzt seine zerstörende Wildheit. Im Felde besiegt, von den Bundesgenossen, auf die er gehofft, verlassen, von allen Seiten bedrängt und beladen mit dem Fluche der Kirche gab er endlich seine Sache hoffnungslos verloren und stellte sich 1049 zu Aachen dem Richterspruche

des Kaisers. Heinrich schenkte ihm, wie er versprochen hatte, das Leben und gab den scheinbar Reuigen dem Erzbischofe Eberhard von Trier in Gewahrsam. Aber schwerer noch als durch die verlorene Macht und Freiheit fühlte sich Gottfried, ein echter Sohn seines Landes und seiner Zeit, von dem Fluche der Kirche belastet; die Frevel, die er an dem Heiligtume in Verdun begangen hatte, ließen ihm keine Ruhe mehr, und so unterzog er sich den härtesten Büßungen. Auf bloßen Knieen rutschte er in Verdun zu der Stelle, wo der niedergebrannte Altar gestanden hatte und öffentlich bot er seinen Rücken den Geißelhieben dar; nur den Schmuck seines langen Haares wünschte er zu behalten und erkaufte die Gewährung dieses Wunsches mit großen Geldsummen. Bei dem Baue der Kirche, die er zum großen Teile auf eigene Kosten wieder errichten ließ, stellte er sich selbst als Handlanger ein, und man sah ihn baarfüßig, in gemeiner Kleidung Steine und Mörtel zum Baue herbeitragen. So stark war die Macht der kirchlichen Ideen auch über die stolzesten und trotzigsten Gemüter. Als zerknirschter Sünder und Büßer hat Herzog Gottfried sich die Gunst der Kirche wieder erworben. Auch Kaiser Heinrich gab ihm 1051, um die Sinnesänderung des Gedemütigten zu erproben, die Freiheit und einen Teil der Lehen zurück und vertraute ihm, als die Unruhen in Flandern und Hennegau sich erneuerten, sogar den Schutz der Westgrenzen an. Zwei Jahre lang wahrte Gottfried den Schein des Gehorsams und der Ergebenheit, dann entfernte er sich heimlich aus Deutschland und ging über die Alpen nach Italien, um sich der verwitweten Markgräfin von Tuszien, der lothringischen Beatrix, (S. 60 Anm.) als Gemahl anzubieten. Die schutzlose, mit drei Kindern unter beleidigten und rachsüchtigen Gegnern zurückgelassene Fürstin vermählte sich dem tapferen, wegen seiner Bußfertigkeit gepriesenen Kriegsmanne; und so gelangte der alte Feind des Kaisers zu einer neuen, gefährlichen Machtstellung in Italien.

Deutlicher als die früheren Aufstände der Herzöge Giselbert und Konrad hatte die jüngste Empörung des bärtigen Gottfried die Gefahren enthüllt, welche das Streben der Herzöge nach unbeschränkter Gewalt für das deutsche Reich und das Kaisertum in sich barg. Denn diesem Streben, dessen letztes Ziel die Vernichtung der Kaisergewalt und die Auflösung des Reiches in Fürstentümer war, hatte sich das französische Königtum als allezeit bereiten Bundesgenossen dargeboten in der unverholenen Absicht, mit der Hilfe der Empörer die westlichen Grenzländer des Reiches an sich zu reißen. Und wie begierig und rücksichtslos die Könige Frankreichs jede Gelegenheit ergriffen, ihre Hände nach dem Besitze dieser Gebiete auszustrecken, sollte Heinrich I. noch einmal allen Deutschen zur Warnung darthun. Während der zweiten Heerfahrt des Kaisers über die Alpen 1055 hatten verschiedene oberdeutsche Große auf Betreiben des Bischofs Gebhard von Regensburg hochverräterische Pläne geschmiedet, die auf nichts Geringeres als auf den Sturz und die Ermordung des Kaisers hinzielten; in Flandern begann deshalb Graf Balduin neue Unruhen, und von ihm unterstützt trat Gottfried, der durch seine Vermählung mit Beatrix Herr von Tuszien geworden war, aufs neue in Lothringen auf.*) König Heinrich, der schon früher mit den Empörern im Bunde gewesen, hatte das meuterische Unternehmen mit der Hoffnung auf plötzlichen Ländergewinn verfolgt. Zwar vernichtete die Festigkeit des Kaisers, der Ende 1055 über die

*) Die Kirchenversammlung in Florenz, auf der im Beisein des Kaisers die Gesetze über die Simonie erneuert wurden, hatte auch das Verhalten Gottfrieds untersucht, hatte ihn aber von der Anklage frei gesprochen, doch nur deshalb, weil man fürchtete, er werde, wenn er verurteilt würde, sich zum Anführer der Normannen in Unteritalien aufwerfen. Die Gemahlin Gottfrieds, Beatrix von Tuszien, führte Heinrich indes mit sich nach Deutschland, weil sie ohne Genehmigung ihres Lehnsherrn, des Kaisers, sich vermählt habe und dazu noch mit einem Feinde des Reiches.

Alpen zurückeilte, abermals die Pläne der Verschwörer: der Bischof Gebhard ward wegen Verrates eingekerkert, Gottfried und Balduin im offenen Felde geschlagen, aber König Heinrich hielt die Macht des Kaisers für tief erschüttert und dessen Stellung für äußerst gefährdet. Als er daher um die Pfingstzeit 1056 mit dem Kaiser zum zweiten Male bei Ivois zusammenkam, erging er sich gegen diesen in heftigen Vorwürfen und verlangte drohend die Herausgabe Lothringens, „das dem Reiche der Franken durch die List früherer Kaiser geraubt sei und unter lügnerischen Vorwänden ihm, dem rechtmäßigen Herrn, vorenthalten werde.“*) Umsonst mahnte der Kaiser an die früher beschworenen und vor kurzem noch erneuten Verträge. König Heinrich wollte von alledem nichts wissen und beschuldigte den Kaiser des Hinterhaltes und der Lüge. Da erbot sich dieser in edlem Zorne, die Untreue des Franzosen mit dem Schwerte zu erweisen, und forderte den König zum ehrlichen Zweikampfe auf. Aber dem Rechte seiner Sache wie der Kraft seines Armes mißtrauend, wollte König Heinrich es auf das Gottesurteil des Kampfes nicht ankommen lassen und floh nachts mit allen den Seinen heimlich über die Grenze.

Bald nach dieser denkwürdigen Zusammenkunft stellte sich Gottfried dem Kaiser von neuem und freiwillig auf einer Fürstenversammlung zu Trier, und gelobte aufs neue Unterwerfung und Gehorsam. Wenige Wochen nachher, am 5. Oktober 1056, schied Heinrich III. zu Bothfeld im Harz aus dem Leben. Sterbend verzieh er dem Herzoge alle Schuld und gab ihm die eingezogenen Güter zurück. Nach dem Tode des großen Kaisers versöhnte Papst Victor II. den Herzog auch mit dem jungen Könige Heinrich, wodurch die Ruhe in Niederlothringen für lange Zeit befestigt wurde.

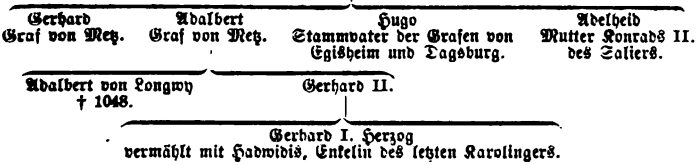
---

*) (A rege Francorum Imperator) contumeliose atque hostiliter objurgatus est, quod multa saepe sibi mentitus fuisset et quod partem maximam regni Francorum dolo a patribus ejus occupatam, reddere tam diu distulisset. Lambert. Aschaf.

Der König Heinrich von Frankreich war in Ivois vor dem Zorne des entrüsteten Kaisers feige zurückgewichen; aber es konnte zu ernsten Gedanken stimmen, daß der schwache König des Westens, dessen Gewalt nicht über die Grenzen seines Erbherzogtums reichte, gegenüber einem Kaiser, der das deutsche Reich auf den Zenith seiner Macht gehoben hatte, längst aufgegebene Ansprüche drohend zu erheben wagte, sobald er die Zentralgewalt des Reiches erschüttert glaubte. Wie, wenn einst den großen Kaisern die kleinen folgten und das französische Königtum, die zersplitterten Kräfte der Nation in sich vereinigend, zum Bewußtsein überlegener Stärke gelangte!

Nach dem Tode Adalberts, der 1048 bei Thuin an der Sambre in dem Hinterhalte Gottfrieds umgekommen war, hatte Kaiser Heinrich die herzogliche Gewalt in Oberlothringen unter Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen des Landes dem Grafen Gerhard von Elsaß übertragen, einem Sohn jenes Grafen Gerhard, der in der Schlacht bei Bar den Sieg Gozelos über Odo von Champagne durch seine Ankunft entschieden hatte. Durch seine Großtante Adelheid, die Mutter Konrads II., war der neue Herzog mit dem salischen Kaiserhause verwandt. Sein Geschlecht besaß von Alters her ausgedehnte Güter im Elsaß und hatte durch Heirat reiche Besitzungen im Thale der Saar, der Seille und der oberen Maas erworben.*) Dazu hatte er das Vogteirecht über eine Anzahl reicher und angesehener Abteien des Herzogtums: über Remiremont, Saint-Dié, Busendorf, St. Martin bei Metz und

*) Stammtafel Herzogs Gerhard von Elsaß.



Saint-Mihiel. Da der reiche Hausbesitz des Herzogs vorwiegend im Osten des Landes lag, so wurde das Schwergewicht, das unter den Herzögen aus dem Hause Bar in dem französischen Teile Lothringens lag, nach dem östlichen, deutschen Teile verlegt. Siebenhundert Jahre haben die Nachkommen des elsässischen Grafen über Lothringen geherrscht, ein kühnes, ritterliches Geschlecht, das die Eigenart seines Stammes wie sonst nur wenige Fürstengeschlechter in sich verkörperte und wegen dieser innigen Verwandtschaft mit der Volksnatur in seltenem Grade volkstümlich geworden ist.

Das Herzogtum Niederlothringen ward nach dem Ableben Friedrichs von Luxemburg dem versöhnten Gegner des großen Kaisers, Gottfried dem Bärtigen übertragen, der zugleich Statthalter des Reiches in Italien ward. In dem Herzogtume Niederlothringen folgte ihm sein Sohn Gottfried der Bucklige, der letzte kaiserliche Statthalter, der die politische Einheit des Landes und das Werk Heinrichs I. und Ottos des Großen hier noch aufrecht erhielt. Nach ihm schlug das Land die Bahn einer eigentümlichen Entwicklung ein, durch die es sich schon im 13. Jahrhunderte dem Reiche völlig entfremdete. Mit Gottfried dem Buckligen erlosch der Mannesstamm seines Geschlechtes. Zwar bestand auch nach ihm der herzogliche Name noch fort und vererbte sich auf seinen Schwestersohn Gottfried von Bouillon, aber es war eine Würde ohne Bedeutung geworden. Mit dem Siege der Ideen Clunys und mit dem Investiturstreite hören die Bischöfe auf, die Vorkämpfer der Rechte ihres Oberlehnsherrn zu sein; der Feudalismus siegt über die Reichsidee und löst das Land in ein buntes Gemenge kleiner Herrschaften auf. Der Name Lothringen verblaßt allmählich zu einem bloßen geographischen Begriffe und blieb zuletzt nur noch für die brabantischen Länder im Gebrauch, während für die Gesamtheit der kleinen Territorien, die aus Niederlothringen entstanden, der Name „Niederlande“ in Übung kommt. Das Band der Oberlehnsherrlichkeit, das

dieſe Länder mit dem deutſchen Reiche verknüpft, wird immer loſer und wird zuletzt kaum noch empfunden. Heinrich V. iſt der letzte Kaiſer, der mit einem Heere in den Niederlanden erſcheint. Der Sieg von Bouvines 1214 überantwortete das Land ganz dem franzöſiſchen Einfluſſe, und am Ende des 13. Jahrhunderts erſcheint es faſt nur noch als ein Anhängſel Frankreichs. Das Werk Heinrichs I. und Ottos des Großen war zerſchlagen. Der in ſeinem Umfange wechſelnde Name Lothringen beſchränkte ſich ſeitdem auf das Moſelland.*)

*) Das Schwankende des Namens hat ſpäter manche Irrtümer und dem deutſchen Reiche manche Verlegenheit erzeugt. Zur Zeit der goldenen Bulle wurde der Name Lothricum sive Lotharingia auf das niederländiſche Brabant nebſt Limburg angewandt. Kaiſer Maximilian und Karl V. als Herrn der Niederlande nannten ſich „Herzöge von Lothryk oder Lotterich", im ſpaniſchen Königstitel heißt es: duc de Lothier. Der Umſtand, daß man dieſe Benennung irrtümlich auf Oberlothringen bezog, verurſachte 1531 nach dem Regensburger Reichstagsabſchiede einen verworrenen Streit über das ſtaatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum Reiche.

Dritter Abschnitt.

Lage und Bodenbeschaffenheit Oberlothringens. Die germanische Besiedlung im 5. Jahrhundert. Klostergründungen. Volksart und Sprache. Verfassungszustände. Die alte Ritterschaft und der Assisenhof. Der Kampf des Adels mit der herzoglichen Gewalt. Der Clerus. Clüny und der Investiturstreit. Freilassungen und Bildung des dritten Standes. Das Recht von Beaumont. Die Ständeversammlungen. Die territoriale Zersplitterung. Die Bistümer und freien Städte. Unaufhörlicher Kriegszustand.

Das Moselland Lothringen stellt sich nach seiner Lage und Bodenbeschaffenheit als ein Übergangsland dar, ist aber geographisch wesentlich auf Deutschland hingewiesen. Im Osten begrenzt durch den langen Kamm der Vogesen, die allmählich nach Westen absteigen und bequeme Übergänge in das Elsaß bieten, im Westen durch den Waldgürtel der Argonnen von dem flachen Kreideboden der Seine, im Süden durch das Plateau von Langres von dem Gebiete der Saone geschieden, öffnet es sich nur nach Nordosten dem großen deutschen Strome zu, dem alle seine bedeutenden Flußläufe Maas, Mosel, Murte, Saar und Blies zueilen. Auch durch seine klimatischen und vegetativen Verhältnisse unterscheidet es sich von dem französischen Hauptlande, dem großen einförmigen Flußbecken der Garonne, Loire und Seine, während es darin mit den rheinischen

Mittelgebirgslandschaften eine starke Gleichartigkeit aufweist. Lothringen war alle Zeit vorwiegend ein Bauernland*), reich an saftigen Wiesen und Bergtriften, sonnigen Weingeländen und fetten Kornfeldern, deren Erträge in früheren Zeiten den Bedarf des Landes dreimal überstiegen. An den westlichen Abhängen der Vogesen, wo die Quellenbäche der Mosel, der Murte, Zorn und Saar rauschen, liegen weitausgedehnte, fischreiche Weiher, die zum Teil von betriebsamen Mönchen einst künstlich angelegt oder erweitert wurden, und am Fuße der hochgipfeligen, dunklen Waldberge sind malerische Seen tief eingesenkt. Weiter nach Westen ist der vordem geschlossene Wald vielfach parkartig durch Wiesenland und Ackerfluren durchbrochen; die welligen Hebungen des Bodens, die zur Römerzeit mit zahlreichen Villen geschmückt waren, deren verschüttete Reste hier und da dem Boden entsteigen, bieten die mannigfaltigsten Lagen für Dörfchen, Schlösser und Bauernhöfe inmitten von natürlichem Walde und künstlichen Baumpflanzungen. In diesem von hohem Waldgebirge umschlossenen Gebiete zwischen Maas und Vogesen, der Ostmark des römischen Galliens, hatten sich in den Völkerstürmen des fünften Jahrhunderts germanische Kriegsleute alamannischen und fränkisch-hessischen Stammes niedergelassen. Ob sie gleich anderen Germanen von den römischen Machthabern als Foederaten zum Schutze gegen den Ansturm der wilden Alamannen in friedlicher Weise hier angesiedelt wurden, ob sie als wanderndes Kriegsvolk mit Weib und Kind den Flußläufen entgegenziehend, nach der Zeit des Hunensturmes in das Land gekommen sind, darüber können bei dem Fehlen aller Nachrichten nur Vermutungen aufgestellt werden. Ohne Zweifel stiegen Alamannen, nachdem die nordischen Legionen nach Italien zurückgerufen waren,

*) Erst in neuerer Zeit ist bei der allgemeinen Abnahme des Bodenwertes und infolge besonderer Umstände die Abkehr von dem bäuerlichen Berufe in Lothringen allgemeiner geworden.

scharenweise über die entblößten Vogesenpässe in die Thäler der Saar, Zorn und Blies herab, während von Norden her fränkische Scharen sich in weitem Kreise um Metz ausbreiteten.

Seit mehr als zweihundert Jahren war römische Art, Sprache und Civilisation wie italischer Anbau in dem Moselande wie im größten Teile Galliens zur Herrschaft gekommen. Die gebirgigen Teile des Landes im Osten deckten noch Sümpfe und undurchdringliche Wälder, in denen der Bär, der Auerochs, das Elenn sich nährten, aber auch die längst bebauten Niederungen, in denen die neuen Ansiedler sich niederließen, lagen infolge der langen römischen Mißwirtschaft und der fortwährenden Barbareneinfälle öde und menschenleer, und die Besitznahme des Landes vollzog sich gewiß ohne kriegerische Anstrengung und ohne Widerstand.*) Die freien keltoromanischen Einwohner des Landes lebten meist in dem Schutze der Städte: der Stadt der Mediomatriker (Metz), der Leuker (Tull), der Veruduner (Verdun), der Trevirer (Trier), in Vic, Marsal u. a., das flache Land dagegen, auf dem die italische Großwirtschaft mit Pachtsystem und hörigen Leuten zur allgemeinen Geltung gekommen, war meist nur von Kolonen und hörigen Leuten bewohnt. Dörfer gab es kaum, statt ihrer römisch angelegte Gutshöfe (villae, curtes), die nebst den Wohnungen der Kolonen und Hörigen mitten in weiter Feldflur lagen. Die germanischen Heerführer nahmen diese Siedelungen, die bis auf den heutigen Tag den durch ein Suffix kaum veränderten Namen des Kriegers, der dort seinen Familiensitz nahm, bewahrt haben, als Kriegsloos meist für sich. Zwischen diese Einzelhöfe, auf denen jetzt fränkische oder alamannische Kriegsherrn nebst wehrhaftem Gefolge saßen und

*) Ein erschreckendes Denkmal für die Verödung und das Elend großer Strecken von Gallien im Anfange des 5. Jahrhunderts ist das Buch Salvians de gubernatione Dei. Vielfach waren die Zustände des damaligen Mosellandes denen am Ende des dreißigjährigen Krieges ähnlich.

über hörige Leute geboten, schoben germanische Sippen, freie Bauernschaften, ihre volkstümlichen Siedlungen ein, wobei jedes Familienhaupt mit einem Stück Land ausgestattet wurde, das man mit Hilfe der Kinder und Sklaven bebaute. So entstanden unregelmäßig geordnete Gehöfte, Haufendörfer (turbae), deren Aussehen von dem der lang gestreckten Reihendörfer anderer Zeiten wesentlich verschieden war. Da, wo die Germanen sich dichter, scharen- und sippenweise in dem verödeten Lande ansiedelten, in den fruchtbaren Niederungen und breiteren Flußthälern, wo sie bequem zu bestellendes Ackerland, Weide für ihr Vieh und Tummelplätze für ihre Rosse fanden, haben sie das noch vorhandene Kelto-Romanische ganz verdrängt oder aufgesogen. Die Städte, in denen sich die freie romanische Bevölkerung hielt, haben sie anscheinend gemieden, ebenso die engen rauhen Flußthäler und die Hänge des Gebirges; denn nicht um Wälder zu roden oder an steilen Wänden Reben zu ziehen, sondern um bequemes Ackerland zu gewinnen, waren sie ausgezogen. In den gebirgigen Teilen des Landes hielten sich darum noch die Überbleibsel der eingeborenen Rasse und mögen hier vor allem den Wein- und Obstbau gepflegt und erhalten haben. Da, wo germanische Kriegsleute als Grundherrn oder später als königliche Lehnsmannen vereinzelt und inselartig unter einer dichteren einheimischen Bevölkerung saßen, weiter nach Westen zur Maas hin, haben sie im Laufe der Zeit das Loos der burgundischen und westgotischen Ansiedler geteilt und sind der überlegenen Kultur der alten Bewohner erlegen.*)

*) Ohne allen Zweifel war ganz Nordfrankreich zu beiden Seiten der Seine mit germanischen Siedelungen bedeckt. Die zahlreichen Ortsnamen auf court, ville, viller halte ich deshalb mit Gröber u. a. für germanischen Ursprunges, sei es, daß diese Orte von anfang an fränkische Siedelungen waren, oder, was als das Gewöhnliche gelten muß, daß die ursprünglichen romanischen Orte nach dem neuen germanischen Grundherrn den Namen erhielten. Das Namenswort der genannten Orte

Mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts beginnt in dem Lande zwischen Vogesen und Maas die nie zu überschätzende Kulturarbeit der Abteien und Klöster, die der ehrfurchtsvollen Bewunderung der Nachwelt fast in höherem Maße wert ist als selbst der Kulturzauber des alten Hellas, wenn man die unvergleichlich günstigere helleniſche Erde mit der Urwaldöde des sumpfigen und nebeligen Nordens vergleicht. An den Namen des heiligen Columban, der in einsamer Vogesenwildnis das Kloster Luxeuil gründete, aber von der fränkischen Königin Brunhilde, deren Wandel er schalt, verjagt wurde, an die Namen des heil. Amatus, Romarich, Deodat, Godelbert, Hidulf und Chrodegand, von denen die Gründungen der Abteien Remiremont, St. Dié, Senones, Moyen-Moutier, St. Mihiel und Gorze ausgingen, und in deren Fußtapfen im 12. Jahrhunderte die Cisterzienſermönche traten, knüpfen sich in Lothringen jene Großthaten stiller, entsagungsvoller Arbeit, durch die Sümpfe ausgetrocknet, Wälder gelichtet, der Gartenbau gelehrt, die Rohheit gemildert, die Sklaverei beseitigt und aus der allgemeinen Zerstörung, der die alte Welt verfiel, an Künsten und Wissenschaften gesammelt und gerettet wurde, was noch vorhanden war. Eine unbeschreibliche, nachhaltige Einwirkung haben die Gründer dieser Abteien und die ihnen folgenden Männer auf das Gemüt des Volkes ausgeübt, dessen wirtschaftliche Erzieher sie wurden, und das in ihnen die wahrhaften Diener Gottes sah. Nicht an ihre Abkehr vom Irdischen und ihre Weltentsagung, sondern an ihr volkstümliches Wirken knüpfte sich vor allem die tiefe Verehrung, welche die Menge ihnen zollte, und der Ruf ihrer Heiligkeit, der im Mittelalter überall ein sicheres Merkmal sozialer Wirksamkeit

weist fast ausnahmslos auf germanische Grundherrn hin. Daß die zahlreichen Ortsnamen auf ingen Siedelungen germanischer Sippen sind, hat Schiber, „Die fränkischen und alemanischen Siedelungen in Gallien“ sehr wahrscheinlich gemacht.

ist.*) Von den Abteien, die sie gründeten, kam dem lothringischen Volke jene Aufrichtigkeit des Glaubenseifers und des kirchlichen Sinnes, der wie ein unauslöschliches Gepräge seinem Wesen aufgedrückt wurde, und durch den es sich über das Mittelalter hinaus hervorthat. Auch der Adel teilte die Frömmigkeit der Menge, und wenn seine Mitglieder, um ihre Kriegsleute zu lohnen, oder im leidenschaftlichen Kampfe mit den Bischöfen die Kirchen plünderten und die Güter der Abteien an sich rissen, so waren es wiederum diese Kirchen und Abteien, für die sie, wie die Geschichte Gottfried des Bärtigen — er starb in der Mönchskutte — zeigt, im tiefsten Herzen aufrichtige Ehrfurcht empfanden, und denen sie sterbend ihre Lehen und Kleinodien vermachten.

Aus erobernden germanischen Kriegsleuten und den Resten der alten eingesessenen Rasse ist in dem Lande zwischen Maas und Vogesen allmählich ein eigenartiges, thatkräftiges und bewegliches Volk zusammengewachsen, das sich im zehnten Jahrhunderte schon als ein Ganzes fühlt und neben den anderen deutschen Stämmen der Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben als ein besonderer Stamm der Lothringer auftritt. Die gemeinsamen religiösen und rechtlichen Anschauungen, wie die gemeinsamen politischen Geschicke mußten beide Schichten der Bevölkerung trotz sprachlicher Verschiedenheit einander nahe bringen. Durch alle folgenden Jahrhunderte hat dieser zusammengewachsene Stamm das Bewußtsein seiner Eigenart und politischen Zusammengehörigkeit zäher als irgend ein anderer Stamm festgehalten und im 17. Jahrhunderte sein Volkstum gegen alle Mittel französischer Gewalt und List in einem opfermutigen Kampfe behauptet, so daß er sterbend noch als unbesiegt erschien. Daneben wahrte er sich im ganzen Verlaufe seiner Geschichte den Ruf der Treue, des

*) Eine Kirche, die ohne tieferes Verständnis für die Leiden und die Bedürfnisse des Volkes ist und sich vorzugsweise an die Klassen der Bildung und des Besitzes wendet, kann darum „Heilige“ niemals hervorbringen.

Fleißes und der Beweglichkeit, bis er seiner Unabhängigkeit beraubt das furchtbare Vae victis erfuhr. Noch zur Zeit Ludwigs XIII. galten die Lothringer dem Franzosen als ein rühriges, fleißiges und wirtschaftliches Volk; „man wird sie nicht eher verderben, bis man ihnen die Arme vom Leibe trennt", so schrieb zu Mazarins Zeit der französische Gouverneur in Nancy, der berüchtigte Marquis de Ferté. Erst dann, als man ihnen nach einem langen heroischen Widerstande nicht bloß die Arme, sondern auch die Seelen genommen hatte, heftete man ihnen die Schmach aller Unterjochten an und begann sie gemein und verächtlich zu finden: „Lorrain vilain, traitre à Dieu et à son prochain." So machte es der Engländer mit dem Iren; noch zur Zeit der Elisabeth gab er ihm das Zeugnis des Fleißes und der Tüchtigkeit, bis er ihn ausgeraubt, mißhandelt, in Schmutz und Elend herabgedrückt hatte und dann als Auswurf der Menschheit beschimpfte und verachtete.

Während im Elsaß die Alamannen als wilde Zerstörer alles Romanischen auch mit der Sprache der alten Bewohner völlig aufgeräumt haben, ist in dem Lande zwischen Vogesen und Maas die Herrschaft der germanischen Laute von Westen nach Osten schwankend zurückgewichen. Ohne Zweifel wurde im neunten Jahrhunderte das Deutsche vielfach noch über die Maas hinaus wie auch in Nordfrankreich auf den zahlreichen Sitzen der fränkischen Grundherrn und kriegerischen Gefolgsleute geredet. Venantius Fortunatus nennt darum Austrasien geradezu Germania, und der Abt Lupus von Ferrières um die Mitte des 9. Jahrhunderts redet von der deutschen Mundart als einer Sprache, deren Gebrauch fast jedermann bekannt ist.*) Doch nur da, wo Germanen sich in größeren

*) Cujus usum hoc tempore nemo nisi nimis tardus ignorat. Noch im 16. Jahrhunderte betrachteten die Franzosen Lothringen als ein vorwiegend deutsch redendes Land. Aus diesem Grunde läßt Graf

Verbänden, in Sippen oder Markgenossenschaften niedergelassen hatten, im Gebiete der Blies, Saar, Seille, Nied, Orne und Fentsch vermochte ihre Mundart der propagandistischen Kraft der geschlossenen, festen und dem Verkehre bequemen Sprache der Romanen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Schon am Ende des 10. Jahrhunderts scheint sie weit nach Osten gegen das Gebiet der Saar, der oberen Seille und unteren Orne zurückgewichen zu sein. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurde sie durch den deutschen Handwerker und Kaufmann wieder weiter nach Westen getragen. Die Städte Vic, Marsal, Moyenvic u. a., in denen heute ausschließlich das Französische herrscht, wiesen damals in den handel- und gewerbetreibenden Einwohnern: den Bäckern, Müllern, Maurern, Zimmerleuten, Webern, Ärzten, Tuchmachern, Gold- und Silberarbeitern eine überwiegend deutsche Bevölkerung auf, während bei den Winzern und Bauern die welsche Mundart vorherrschte.

Selbst Metz, das als eine festeste Burg romanisches Wesens galt, hatte in seinen Klerikern, seinen Handwerkern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden, wie neben anderen auch eine Urkunde des Papstes Nikolas IV. vom Jahre 1456 bezeugt, einen starken Bruchteil deutsch redender Einwohner.*) Seit dem politischen und wirtschaftlichen Verfalle des Reiches im 16. Jahrhundert beginnt die deutsche Sprachgrenze aufs neue nach Osten zurückzuweichen. Dem starken Nationalgefühle wie dem höher entwickelten

Alfred de Vigny in seinem auf eingehenden kulturhistorischen Forschungen beruhenden Romane Cinq Mars den lothringischen Edelmann das Französische mit deutschem Accente stammeln.

*) Magna pars nedum dioecesis immo et civitatis Metensis in Alemaniae limitibus, in quibus per habitatores teutonico eloquio communiter utitur. Die Kanzleisprache der Metzer Bischöfe war erst seit 1505 ausschließlich das Französische. In der Kanzlei der lothringischen Herzöge scheint das Deutsche nie in Gebrauch gewesen zu sein; der Herrschaft des Lateinischen folgte hier unmittelbar der Gebrauch des Französischen.

Wirtschaftsleben der Franzosen hielt das deutsche Element auf der sprachlichen Grenzlinie nicht mehr stand. Wie heute die Bewohner Südtirols, so begannen damals die Bewohner jener Grenzgebiete sich selber zu verwelschen, indem sie die fremde Sprache, die sich dem Verkehre leichter und gefälliger erwies, der eigenen vorzogen, und wie in Tirol die Kirche, so folgten in Lothringen die Gerichte und Verwaltungen dem unbewußten Zuge des Volkes.*) Die Vergewaltigung der Bistümer durch König Heinrich II., die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und das Einströmen französischer Ansiedler aus der Pikardie, Auvergne und anderen Teilen Frankreichs in die menschenleer gewordenen Landschaften haben das deutsche Sprachgebiet dann noch weiter zurückgeschoben und in manchen Gegenden die alte Volksart ganz verdrängt.

Früher als in den rechtsrheinischen Ländern war in den linksrheinischen Gebieten die neue Gesellschaftsordnung, das Feudalsystem, aufgekommen, das bald alle staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse durchdrang und sich selbst die Kirche unterwarf. Aus dem Zusammenbruche der Königsgewalt und dem Untergange der gemeinen Freiheit (S. 12 ff.) hatte der neue Dienst- und Lehnsadel einen ungeheuren Gewinn gezogen, und in demselben Maße, wie er an Macht

*) Wie das geschah, zeigt deutlich der von Witte mitgeteilte Vorgang in der Stadt Marsal. Von alters her wurden hier die Gerichtsverhandlungen in deutscher Sprache geführt. Im Jahre 1547 berichteten die Prokuratoren Durand und Boulangier dem Verweser des Metzer Bistums, zu dem Marsal gehörte, daß die Einwohner die deutsche Sprache nicht mehr verstünden, und daß die bisher üblichen Gerichtsverhandlungen in deutscher Sprache nicht mehr beibehalten werden könnten. Sie baten deshalb um die Erlaubnis, bei Gericht die französische Sprache anwenden zu dürfen. Im folgenden Jahre erfolgte dann eine Verfügung, die an Stelle der deutschen Gerichtssprache in Marsal die französische setzte.

und Reichtum gewann, war die Lage der früheren Freibauern trostlos und rechtlos geworden. Der wirtschaftliche Zustand des Landes änderte sich; allenthalben gelangt der Großgrundbesitz mit den durch ihn bedingten mannigfaltigen Abhängigkeitsformen und Rangverhältnissen zur Herrschaft. Mehr und mehr zerfiel das Volk in zwei getrennte Klassen: den gebietenden Krieger- oder Herrenstand und in den Stand zinspflichtiger Bauern und höriger Leute.*) In dieser Zeit allgemeines Umsturzes, wo der Staatsverband sich löste, wo jedes allgemeine Interesse verloren ging, wo Gewalt der Charakter der öffentlichen Zustände und das Ringen um Gewalt so leidenschaftlich war wie je, da ein jeder zu erobern, seinen Machtbesitz abzurunden und sein persönliches Recht zu möglichster Schrankenlosigkeit zu steigern suchte, liegt der Ursprung jener zahllosen Grafschaften und Herrschaften, mit denen im 10. Jahrhunderte das Land zwischen Maas und Rhein bedeckt ist. Das Wort „Graf" ist nicht mehr die Bezeichnung eines königlichen Beamten, sondern eines Territorialherrn, der mit dem Könige, seinem Lehnsherrn, nur noch durch die fast bedeutungslos gewordene Form der Huldigung verbunden ist, über zahlreiche Lehnsleute gebietet und sich nach dem Namen seines Erbgutes oder seines Lieblingsaufenthaltes benennt. Längst ehe die herzogliche Gewalt erstand, hatte sich so das alte Königreich Lotharingien in zahlreiche Gebiete kleiner Gewaltherrn aufgelöst, die ihre Güter als vollfreies Eigentum betrachten, das sie nur Gott und ihrem Schwerte verdanken. Von ihren Schlössern und Felsburgen, mit denen sie das berg- und hügelreiche, dem Burgbaue und der Beherrschung der Thäler günstige Land bedecken, schalten sie mit unbeschränkter

*) Freie Bauern gab es im 10. Jahrhundert in ganz Lothringen außer an der flandrischen Küste und in den Heiden und Mooren Nordbrabants nicht mehr. Die gemeinen Freien hatten ihre Hufen an weltliche Großen und an Klöster abgetreten, oder standen unter der Schirmvogtei eines Mächtigen.

Gewalt über ihre bäuerlichen Hintersassen, die sie in ihren Fehden als Dienstgefolge aufbieten und über die sie im Frieden zu Gericht sitzen.*) Ihre Gebiete grenzen sie wie kleine Souveränitäten gegen einander ab, und von keiner höheren

*) Die Gewalt der Feudalherrn in Gallien entstammte teils den Befugnissen der karolingischen Grafen, deren vornehmste Aufgabe die Ausübung der öffentlichen Gerichtsbarkeit war, teils der Stellung der früheren römisch-keltischen Großgrundbesitzer, die über ihre abhängigen Leute eine privatrechtliche Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt ausübten. Karl der Große hatte sein gewaltiges Reich zu einer von Beamten verwalteten Monarchie gestaltet. Diese Beamten, die Grafen, wurden meist der Klasse der Großgrundbesitzer entnommen und nicht durch Geld, sondern wiederum durch Übertragung von Großgrundbesitz für ihre Dienste gelohnt. Da diese Ämter sich leicht vom Vater auf den Sohn vererbten, kam es bei der einreißenden Unordnung im karolingischen Reiche bald dahin, daß Reichsamt und Grundherrschaft in einander übergingen und zwischen dem, was ursprünglich Reichsamt und was Grundherrschaft war, nicht mehr unterschieden wurde. Die ursprünglichen Beamten machten sich zu Eigentümern des übertragenen Grundbesitzes, und die Grundherrn wiederum nahmen Grafenrechte insbesondere die hohe Gerichtsbarkeit und verschiedene Regalien wie Wasserrechte, Forstrechte u. s. w. für sich in Anspruch, und so geschah es, daß fast jeder Grundherr in den Besitz obrigkeitlicher Rechte gelangte. Aber auch altgermanische Rechtsanschauungen wirkten zu der Ausgestaltung dieser Verhältnisse mit. Da ein jeder in seinem Hause als unbeschränkter Herr und Richter galt, hatte es nichts Befremdliches, daß die Herrn auf ihren Gütern, die sie als Allodien, als volles Eigentum, in Anspruch nahmen, über ihre Leute ohne Einmischung einer höheren staatlichen Gewalt Recht sprachen. — Was die wirtschaftliche Verfassung betrifft, so teilten die Grundherrn ihre ausgedehnten Landgebiete, die sie allein nicht bewirtschaften konnten, in zwei Teile. Den einen, den Mansus indominicatus, das Salland oder Herrenland, — es umfaßte nur wenig Ackerland, aber ausgedehnte Weiden und Forsten, — behielten sie zu unmittelbarer Benutzung und ließen ihn direkt durch Hörige bewirtschaften, den andern gaben sie in Hufen von fünf bis zehn Hektaren unter festen unwiderruflichen Bedingungen, (Grundleistungen, Steuerabgaben und Frohndienste) an meist unfreie Leute zur Benutzung. Aus diesem Verhältnisse bildet sich allmählich eine gleichmäßige Form der Unfreiheit heraus, deren Wesentliches darin liegt, daß Gut und Mensch

Macht gezügelt, kämpfen sie ihre Händel in verwüstenden, nie endenden Fehden aus. Zwentibold, den Kaiser Arnulf mit königlicher Gewalt über Lothringen gesetzt hatte, versuchte vergebens, diesen Adel zu bändigen; in wilder Empörung warf er den Zwang ab, und Zwentibold ward im Kampfe erschlagen. Als später die herzogliche Gewalt errichtet wurde, gab es zwischen dem Herzoge und den Angesehensten des Adels kaum einen Unterschied. Aus gleichen Ursachen, aus Bauerndruck, Kirchenraub und der Aneignung von Reichsgut war die Macht der Großen wie die des herzoglichen Hauses entstanden; an Alter des Geschlechtes, an umfassendem Besitze, an Titeln und Rechten stellten jene sich diesem gleich. Durch festen Zusammenschluß bildeten sie endlich eine politische Körperschaft, „die alte Ritterschaft", die sich spröde abschließend, neuen Familien den Eintritt in ihren Verband die längste Zeit versagte und infolgedessen zuletzt an Altersschwäche und Blutarmut verkümmern mußte. Die ersten Herzöge, welche als kaiserliche

---

im engsten Zusammenhange stehen und nur hörige Leute, deren Erbrecht und persönliche Freiheit den mannigfachsten Beschränkungen unterworfen ist, eine Hufe des Herrenlandes erwerben können. Diese Verfassung, welche einem Zustande der Volkswirtschaft entsprach, in welchem der Herr alle Bedürfnisse aus der eignen Wirtschaft deckte und für seine Erzeugnisse keinen Markt hatte, bestand bis ins zwölfte Jahrhundert, wo die Bildung städtischer Gemeinwesen und der durch die Kreuzzüge angeregte Handelsverkehr veränderte Wirtschaftsformen notwendig macht. Die Hufe blieb in der Regel bei derselben Familie, denn dem Herrn kam es vor allem auf regelmäßigen Eingang der Gefälle an, und diese waren ihm am sichersten gestellt, wenn dieselbe Familie auf der Hufe blieb. So bildete sich mit der Zeit ein erbliches Anrecht der Familie an der Hufe heraus. Waren keine direkten Erben vorhanden, so nahm der Grundherr die Hufe wieder an sich, zog aber auch den beweglichen Nachlaß des Hörigen ein. (Main morte.) Da Recht und Eigentum der einst freien Bauern infolge des Feudalwesens an die Herren übergegangen war, schien es natürlich, daß auch die öffentlichen Leistungen und politischen Pflichten der einst freien und nun hörig gewordenen Leute, vor allem der Kriegsdienst von den neuen Herrn übernommen wurden.

Statthalter in das Land kamen, fanden daher bei dem Adel großen Widerstand und konnten sich in ihrer Stellung nur durch Umsicht und Tapferkeit behaupten. Sie waren genötigt, immer das Schwert in der Hand und den Fuß im Bügel zu haben, um den unruhigen Adel in Schranken zu halten und die eigenen Rechte zu wahren. Als Graf Gerhard 1048 die Herzogswürde empfing, vermochte er den Gehorsam der Großen nur durch Waffengewalt zu erzwingen; im Jahre 1052 aufs neue durch eine allgemeine Empörung des Adels bedroht, behauptete er sich nur mit Hilfe von 2000 Kriegsleuten, die ihm der Kaiser geschickt hatte. Gleichwohl blieb sein ganzes Leben durch beständige Fehden mit den widerstrebenden Feudalherrn ausgefüllt. Er starb zu Remiremont, als er eben eine neue Erhebung der Großen niederwerfen wollte, wie erzählt wird, an dem Gifte, das ihm von diesen beigebracht war.

Herzog Gerhard war vermählt mit Hedwig, einer Tochter des Grafen Albert von Namur, der selbst verheiratet war mit Ermengard, einer Tochter jenes letzten Karolingers Karl, der gegen Hugo Kapet die westfränkische Krone beansprucht und in Kerkerhaft geendet hatte. Durch diese Verwandtschaft mit dem Karolingergeschlechte begründete das Haus Lothringen später die Ansprüche, die es am Ende des 16. Jahrhunderts gegen die Valois und die Burbonen auf die französische Krone erhob.

Gegen Gerhards Sohn und Nachfolger Dietrich stand der Graf Ludwig von Mömpelgard auf, der mit Herzog Friedrichs II. jüngerer Tochter Sophie, der Schwester der tuszischen Beatrix, vermählt und dadurch Graf von Bar geworden war. Als Tochtermann des früheren Herzogs behauptete er das nächste Recht der Nachfolge im Herzogtume zu haben. König Heinrich IV., der unbekümmert um das Ansehen des Reiches damals seinen Racheplänen gegen die Sachsen nachhing, überließ die lothringischen Angelegenheiten sich selbst, und so griff Dietrich, um sich gegen den mächtigen Grafen von Bar

zu behaupten, zu einem Mittel, das der Macht des Adels neue Stärke verlieh. Er berief die Mitglieder der alten Ritterschaft zu einem Tage nach Chatenois, dem früheren Lieblingsaufenthalte Gerhards, und legte ihnen die Frage der Nachfolge zur Entscheidung vor. Obgleich der Adel in beständigem Kampfe mit Gerhard gelebt hatte, erklärte er sich gegenüber dem mächtigeren und darum mehr gefürchteten Grafen von Bar für das Nachfolgerecht Dietrichs, ließ sich aber seine Anerkennung durch reiche Zugeständnisse an Freiheiten und Rechten bezahlen. Indes dauerte der anarchische Zustand fort. Ein Teil des Adels versagte dem Beschlusse von Chatenois seine Anerkennung, und an der Spitze der Unzufriedenen entfesselte Gerhard von Vaudémont, des Herzogs jüngerer Bruder, unter dem Vorwande, in seinem väterlichen Erbteile verkürzt zu sein, aufs neue den Kampf gegen Dietrich. Heinrich IV. vermittelte als Oberlehnsherr in dem Streite der feindlichen Brüder, indem er Gerhard mit der reichen Grafschaft Saintois belehnte und dessen Herrschaft den Charakter einer selbständigen Grafschaft verlieh; aber damit nicht zufriedengestellt, greift Gerhard weiter um sich. Er macht seine Burg Vaudémont auf dem Berge Sion zu einer uneinnehmbaren Feste; von hier fällt er verheerend in die umliegenden Herrschaftsgebiete ein, bringt einzelne Burgen in seine Gewalt, erpreßt von dem überrumpelten Grafen von Bar hohe Lösegelder und brandschatzt Kirchen und Abteien, bis er zuletzt an Udo von Burgund seinen Meister findet, der ihn bezwingt und viele Jahre in harter Gefangenschaft hält. Allenthalben ist das Land mit dem kleinen Kriege der Feudalherrn, mit Wegelagerei, Plünderung und Brandschatzung der geistlichen Güter angefüllt. Die thatsächliche Gewalt des Herzogs erstreckte sich kaum weiter als seine Hausgüter und die ihm übertragenen Lehen.

Die Reform Clunys, die jede Einmischung der weltlichen Gewalt in die Angelegenheiten der Kirche verwarf und von dem Kloster St. Vannes in der Diözese Verdun sich mit

unwiderstehlicher Macht auf alle Klöster Lothringens verbreitete, kam wie der Investiturstreit wiederum der Macht des Adels zu statten. Dem Regimente der kaiserlichen Kirche stellte diese Lehre von der Weltentsagung sich völlig unvereinbar entgegen. Der Investiturstreit, der alle rechtsrheinischen Länder mit Hader und Verwüstung erfüllt, spaltet in Lothringen vollends Geistliche wie Laien in feindliche Parteien, er zerstört in seinen Folgen das von Bruno eingeführte Regiment der kaiserlichen Bischöfe und entfesselt mit Ungestüm den Particularismus der weltlichen Großen. Herzog Dietrich, der die in seinem Hause vererbte Treue gegen den Kaiser und das Reich bewahrte, führte 1075 in der Schlacht bei Hohenburg neben Gottfried dem Buckligen von Niederlothringen die schweren lothringischen Reiterscharen gegen die Sachsen und trug wesentlich bei zu dem Siege des Königs, dessen eifriger Parteigänger er blieb.*) Als der kirchliche Kampf begann, stand er nebst den Bischöfen Pibo von Tull und Hermann von Metz, beide waren vornehmen sächsischen Herkommens, sowie der Bischof von Verdun und der Erzbischof Udo von Trier als Verfechter der königlichen Rechte da, und 1076 auf der Synode zu Worms nahmen die genannten Bischöfe an der Verurteilung Gregors VII. teil. Aber schon bald nachher hat Hermann von Metz, an den Gregor den berühmten Brief von dem Rechte der Kirche über die Fürsten richtete, sich zu den gregorianischen Ideen bekannt und erscheint unter den Großen des Reiches, die zu Tribur Gericht über den König halten, während die Bischöfe von Tull und Verdun vereint mit dem Herzoge Dietrich die Sache Heinrichs führen. Von da entspinnt sich ein vieljähriger Kampf zwischen den Königsgetreuen und Papstgetreuen, der die lothringischen Länder, vor allem die

*) Tunc Dux Lotharios Thiedricus cogit in arma,
Dux insignis, Eques in equestria bella valentes
Turmas educens, armis animisque vigentes
Carmen de bello Saxonico.

Bistümer Metz und Verdun aufs neue mit Raub und Verwüstung füllt. Der Ausgang des Kampfes konnte indes nicht zweifelhaft sein; allenthalben steht das Volk auf Seiten der neuen Bewegung; es wendet sich mit Abscheu von den verheirateten Priestern, verweigert die Annahme der von ihnen gespendeten Sakramente und will selbst seine Toten nicht von ihnen in geweihter Erde bestatten lassen; die Feudalherrn aber finden in der kirchlichen Bewegung einen neuen Antrieb und eine Rechtfertigung für ihren Kampf gegen die Bischöfe und gegen das kaiserliche Regiment, und überall lassen sie sich ihren Beistand mit den Gütern der Kirche belohnen. Zweimal wird der Bischof Hermann von dem Herzoge Dietrich aus Metz verjagt; im Todesjahre Gregors 1085 flieht er nach Italien zu der Nichte der Gräfin Sophie von Bar, der großen Markgräfin Mathilde, und den bischöflichen Stuhl in Metz nimmt unter dem Schutze des Herzogs Dietrich jetzt der von Heinrich erkorene Bischof Bruno von Salm ein. Aber die empörte Bürgerschaft von Metz wirft sich während des Gottesdienstes plötzlich auf den Simonisten Bruno, erschlägt dessen Leute am Altare und jagt ihn selbst schimpflich aus der Stadt. Bald kehrt Hermann unter dem Jubel des Volkes aus Italien auf seinen Bischofssitz zurück, wird 1089 durch Heinrich IV. aufs neue vertrieben und stirbt wenige Monate später. Ohne von Kaiser Heinrich die Investitur zu verlangen, nimmt jetzt der Trierer Erzdiakonus Peppo von dem Bischofsstuhle Besitz, ihm stellt der Kaiser einen Bischof seiner Wahl in Adalbero entgegen, und der Kampf um das Bistum setzt sich mit neuer Erbitterung fort. Das ganze Umland wurde durch Herzog Dietrich verwüstet, die bischöfliche Stadt Vic ausgeraubt und die Kirche St. Martin niedergebrannt. In gleich gewaltsamer Weise ward in dem Gebiete von Verdun der Streit geführt, wo sich die Mönche von St. Vannes und St. Mihiel, unterstützt von der Gräfin Sophie von Bar, gegen den simonistischen Bischof Dietrich erhoben, der zuletzt die Abtei St. Mihiel

in Feuer aufgehen ließ. Wegen der fortgesetzten Greuel sprach Papst Urban 1094 über ganz Lothringen das Interdikt aus, und Herzog Dietrich hätte nicht ein Sprößling seines Hauses und Stammes sein müssen, wenn nicht der Fluch der Kirche zuletzt seine Seele beschwert hätte. Auch er unterwarf sich der Macht der gregorianischen Ideen, gab die Sache des unterliegenden Kaisers auf und sühnte, wie zuvor schon sein Bruder Gerhard gethan hatte, seine Feindschaft gegen die Kirche durch fromme Schenkungen an die mißhandelten Abteien und Klöster.

Der Sieg des kanonischen Prinzips nützte in Lothringen ausschließlich den einheimischen Großen, den Gegnern der kaiserlichen Kirche und der herzoglichen Gewalt. Waren die Bischöfe bisher Geschöpfe des Kaisers, Geistliche deutscher Herkunft oder doch solche, die zum Kaiserhofe in Beziehung standen, so gehören sie seitdem meist den Familien einheimischer Großen an, dem Hause Bar, Vaudémont, Commercy, Blankenberg u. a. Die Bischofswahlen, die jetzt in den Händen der Domherrn lagen, standen fortan meist unter dem Einflusse der mächtigen Familien, die ihre Anhänger in den Kapiteln hatten und Mitglieder ihres Geschlechtes oder ergebene Anhänger auf die bischöflichen Sitze zu bringen wußten. Mitunter spalteten die Kapitel sich in feindliche Parteien, deren jede ihren Bischof ernannte, und so entbrannte ein Kampf, in dem wiederum die Großen die Führung übernahmen. Ihrer angeborenen Streitlust, ihrer Eifersucht, ihrem ungezügelten Streben nach Besitz, boten so die kirchlichen Wirren Anlaß zu den unübersehbaren inneren Fehden, die Lothringen wie kein anderes Land fortwährend beunruhigen und erschöpfen. Neben dem Adel hilft der kirchliche Streit indes auch noch einer anderen Macht auf. Die Bürgerschaften in den Städten Metz, Tull, Verdun, benutzen die Wirren, sich gegen ihre Herrn, die Bischöfe, aufzulehnen oder sich die Parteinahme für den einen oder den anderen durch Zugeständnisse bezahlen zu lassen und so die Grundlagen für eine freie bürgerliche Gemeinde zu gewinnen.

Die Herzöge aus dem elsässischen Hause, welche in der von Bruno gegebenen Organisation neben den Bischöfen die Reichsidee zu vertreten hatten, vermochten gegenüber dem Adel ihre herzogliche Stellung nur mit Mühe zu wahren und waren deshalb wiederholt auf die Hilfe des Reiches angewiesen. Wie Herzog Gerhard sich gegen die Verschwörung des Adels nur gehalten hatte durch ein kaiserliches Hilfsheer, das ihm Heinrich III. sandte, so sah sich Dietrich auf die kriegerische Hilfe Heinrichs IV. angewiesen, und sein Sohn, Herzog Simon (1115—1139) vermochte sich gegen seine Widersacher, an deren Spitze Graf Reinhold von Bar und der Bischof von Metz, Stephan von Bar, standen, nur durch ein deutsches Heer von 8000 Mann zu behaupten, mit dem ihm Kaiser Lothar zu Hilfe kam. Während in Baiern und Sachsen die herzogliche Gewalt einen großen Aufschwung nahm und die weltlichen Großen in ihre Lehnsabhängigkeit brachte, so daß das Herzogtum die Natur eines geschlossenen Reiches erhielt, rangen die lothringischen Herzöge lange vergebens nach einer ähnlichen Stellung. Sie mußten die längste Zeit suchen, sich mit dem Adel je nach den Umständen abzufinden, vereinbarten mit ihm die Hausgesetze und ließen ihm die oberste Gerichtsbarkeit in den Bezirken. Gerhards Sohn Dietrich war nur durch Wahl und Anerkennung des Adels zur Nachfolge in der Herzogswürde gelangt (S. 85); das gleiche war ohne Zweifel der Fall bei seinem Sohne und Nachfolger Simon I., dem Stifter der Cisterzienserabtei Stürzelbronn, und bei dessen Sohne Mathäus I. (1139—1176); von Simon II. (1176—1205) ist dieses ausdrücklich bezeugt. Da er bei dem Tode seines Vaters Mathäus noch minderjährig war, übernahm seine Mutter Bertha von Schwaben, eine Schwester Friedrich Barbarossas, die Vormundschaft. Die Herrschaft der stolzen und gebieterischen Frau erregte die Eifersucht des Adels. Er versammelte sich daher 1176 im Schlosse zu Gondreville bei Toul und zwang die Herzogin, die Vormundschaft niederzulegen,

zumal der junge Fürst die Fähigkeit habe, seine Länder selbst zu regieren. Der junge Herzog aber mußte hierbei ausdrücklich anerkennen, daß er die herzogliche Würde ebenso sehr „der Wahl und der Zustimmung des Adels wie dem Rechte der Geburt und dem Gebete der Rechtschaffenen verdanke". Als Herzog Simon später eine einheitliche Redaktion der bestehenden, örtlich verschiedenen Rechtsgebräuche beabsichtigte, wurde er durch den Widerspruch des Adels gezwungen, von einem Unternehmen abzustehen, in dem die Edelleute die Gefahr einer Beschränkung ihrer Rechte und Freiheiten sahen. Eifersüchtig hat die lothringische Ritterschaft, les nobles de nom et d'armes, über ihre Freiheiten und ihre Gleichstellung mit dem Herzoge alle Zeit gewacht. Während in anderen deutschen Territorien die Landesherrn das alte freie Lehnsverhältnis des Adels allmählich zerstörten und aus ihm das Personal für ihren Hofstaat und für die Landesverwaltung nahmen, findet sich in Lothringen bis ins 16. Jahrhundert kaum ein Mitglied der alten Ritterschaft, das ein herzogliches Hausamt übernommen hätte. Da es hohe geistliche Würdenträger im Herzogtume nicht gab, — die Bischöfe von Metz, Tull und Verdun waren Fürsten des Reiches — die Äbte und Prioren in Lothringen politisch keine Rolle spielten, sondern sich auf den Kreis ihrer religiösen Pflichten beschränken mußten, so befand sich der Adel im alleinigen Besitze fast aller politischen Rechte.

Ein unbestreitbares Übergewicht hatte der Adel durch das alte, in ungewisser Zeit errungene Vorrecht, als oberster Gerichtshof, Hof der Assisen, in eigenem Namen Recht zu sprechen. Er sah darin mit Grund das Wesentlichste seiner privilegierten Stellung, nicht wegen der Erhabenheit der Justiz, auch nicht wegen der Ehre der Rechtsprechung und der Sporteln, deren es keine ab, sondern wegen der nutzbaren Rechte und der politischen Macht, die sich an dieses Privilegium knüpfte. Um keines seiner Vorrechte hat darum der alte

lothringische Adel so hartnäckig gekämpft, wie um dieses. Der Assisenhof urteilte in allen Rechtssachen des Adels und entschied als Appellinstanz über die Sprüche der herzoglichen und herrschaftlichen Gerichte.*) Sitte und Herkommen, das in der Zeit eines einfachen, noch wenig verwickelten Rechtslebens dem Bedürfnisse genügte, regelten das Verfahren; wo das Herkommen unsicher war, holte man die Entscheidung des Königs oder der königlichen Kammer ein. Anderswo fand der Adel in der Ausübung des Richteramtes einen Teil seiner Einkünfte, so daß mit der Ehre sich auch der Vorteil verband: in Lothringen sprachen die Mitglieder des Assisenhofes ihre Urteile ohne Entgelt und gingen auf eigene Kosten aus einem Gerichtsbezirke in den andern. Es galt ihnen ferner als Ehrenrecht, nicht nur in eigener Sache, sondern auch in Sachen der Armen, der Witwen und Minderjährigen als Anwälte aufzutreten, so daß jeder, dem die Mittel fehlten, seine Sache durch einen Rechtskundigen führen zu lassen, damit einen Edelmann beauftragen konnte.**) Die kostenlose Rechtsprechung durch allgemein angesehene Männer, die wie alle Unentgeltlichkeit der Ämter Zeichen einer aristokratischen Ver-

*) In Strafsachen waren die Edelleute dem Schöffenhofe in Nancy verantwortlich, dessen Kompetenz in Strafsachen sich über das ganze Herzogtum erstreckte.

**) Dieses schöne Herkommen ging zurück auf eine Verordnung Ludwigs des Frommen, daß die Prozesse der Armen, Witwen und Minderjährigen zuerst verhandelt und von dem Grafen einem geschickten Manne als Sachverwalter übergeben werden sollten. — Seit 1392 wurden die Sitzungen des Assisenhofes regelmäßig alle sechs Wochen an den Hauptorten der drei Gerichts- und Amtsbezirke (baillages) gehalten: in Nancy für den Amts- und Gerichtsbezirk Nancy, in Mirecourt für den der Vogesen und in Wallerfangen für den von Deutschlothringen. Den Ehrenvorsitz führte der herzogliche bailli, der Entscheid lag ausschließlich bei den Edelleuten. Zu ihrer Belehrung hatten die Richter rechtskundige Männer (clercs), die während der Verhandlungen auf Schemeln zu ihren Füßen saßen, um auf Befragen sofort Rat und Auskunft zu geben.

fassung ist, ward Jahrhunderte lang als Bürgschaft richterlicher Unabhängigkeit gegenüber der Fürstengewalt betrachtet; sie erhielt dem Adel zugleich den körperschaftlichen Geist und den festen Zusammenschluß und bot ihm ebenso sehr wie seine Burgen und Schlösser das Mittel, alle fürstlichen Übergriffe abzuwehren. Nach dem Vorgange der französischen Könige, die bereits auf dem Wege zur unbeschränkten Gewalt waren, ging das Streben der lothringischen Herzöge seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts dahin, die Macht der Ritterschaft und die Unabhängigkeit des Assisenhofes zu brechen. Fortwährende Kämpfe des alten Adels und der Herzogsgewalt, die dieses bedeutsame Vorrecht der Ritterschaft zu beseitigen sucht, durchziehen die lothringische Geschichte von der Zeit Herzog Theobalds II. (1303—1313) bis auf Renatus I. von Anjou (1431). Um sich in dem Erbfolgestreite mit dem Grafen Anton von Vaudemont den Beistand des Adels zu sichern, verbriefte Renatus I. durch eine feierliche Urkunde vom 30. Januar 1431 der Ritterschaft alle Freiheiten und Vorrechte, die sie bis dahin in Anspruch genommen hatte. Auf Grund dieses Freibriefes, den Renatus für sich und alle seine Nachkommen beschwor, waren die Mitglieder der Ritterschaft in allen Rechtssachen nur dem Spruche ihres Gleichen unterworfen; auch Streitigkeiten, in die der Herzog selbst verwickelt ist, sollen fortan durch den Spruch des Assisenhofes entschieden und alle Appellationen im Bereiche des Herzogtums ohne Dazwischenkunft einer anderen Instanz an ihn gebracht werden. Ferner wurde der Ritterschaft das Recht zuerkannt, über alle Bitten um Geldhilfen, die der Herzog an den Adel richtet, nach altem Herkommen frei und ausschließlich zu entscheiden. Erst im 17. Jahrhunderte nach der Vergewaltigung des Landes durch Ludwig XIII. ging die oberste Gerichtsbarkeit an den herzoglichen Gerichtshof (Cour souveraine) über.

Zu derselben Zeit, als Renatus I. die magna charta der ritterschaftlichen Vorrechte und Freiheiten bestätigte, war auch der dritte Stand, die Gemeinden, zu einer bescheidenen Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gelangt.

Wie sich in den westfränkischen Ländern zuerst das Feudalsystem und die Hörigkeit ausgebildet hatte, so hatten unter der alles mildernden Einwirkung der Kirche hier auch die ersten Freilassungen stattgefunden.*) Dem von der Kirche zuerst gegebenen Beispiele folgten dann im wohlverstandenen Interesse des Königstums die kapetingischen Könige Frankreichs. Mit der Gemeindefreiheit war im karolingischen Reiche zugleich die Königsgewalt verfallen, auf den Trümmern von beiden hatte sich der Lehnsadel erhoben und war an Reichtum und Macht um so höher gestiegen, je tiefer der einst freie Bauer in Knechtschaft sank. Erst auf der Unterlage eines freien Mittelstandes konnte daher das Königtum wieder zur alten Machtfülle gelangen; und dies hatten die kapetingischen Könige Frankreichs früh erkannt. Schon König Ludwig VI. (1108—1137) verlieh den Unfreien auf den königlichen Gütern zahlreiche Privilegien, welche die Freilassung vorbereiteten, und die meisten seiner Nachfolger gingen auf diesem Wege weiter. Eine geltende Form und Regel für die Befreiungen kam indes wieder von der Kirche.

Die Lage der unfreien Bauern war im 11. Jahrhunderte so drückend geworden, daß sie scharenweise davonliefen, die

*) Die erste bekannte Freilassung des Mittelalters ist die des Abtes von Gorze 940, der eine hörige Familie des Klosters für frei erklärte unter der Bedingung, daß der Mann jährlich 5, die Frau 2 Soldi bezahle. Achtundzwanzig Jahre später wurden alle Bewohner des zur Abtei St. Arnulf gehörigen Ortes Morville von dem Abte auf bestimmte Leistungen gesetzt. Diese bestanden in einer Unze Silber für jede Hufe (Mansus), zwei Tage Fronden, zwei Tage und sieben Nächte Hilfe bei der Ernte und zwei Fuhren. Später erhielt Morville das Recht von Beaumont.

Scholle brach liegen ließen und Vagabunden und Räuber wurden. Als dann infolge der Kreuzzüge und des regeren Verkehres mit dem Oriente größere städtische Gemeinden und Märkte entstanden, begannen die hörigen Leute, vom Lande in die Mauern der Städte zu flüchten, von wo lockender Verdienst und Freiheit winkte, denn die Stadtluft machte frei. Das platte Land fing an zu veröden, und dies zwang die Grundherrn höflicher und menschlicher zu werden. Die Not und der eigene Vorteil wies sie darauf hin, die bisherige Wirtschaft zu ändern und die Grundherrschaft mit dem erwachten Bedürfnisse nach kommunaler Freiheit zu versöhnen. Die Sache lag so: die unfreien Leute strebten nach größerer wirtschaftlicher und kommunaler Selbständigkeit, die Feudalherrn, bei denen neue Bedürfnisse und luxuriöse Neigungen aufgekommen waren, suchten eine Mehrung ihrer Einkünfte. Ließ sich nicht beides mit einander vereinigen? — Der Erzbischof von Rheims, der Kardinal Wilhelm „mit der weißen Hand", der kluge Berater Philipp Augusts II. und der Freund Papst Alexanders III., mit dem er 1179 auf dem Laterankonzil zusammen war, fand eine der Zeit angemessene Lösung der scheinbar widerstreitenden Ansprüche und Bedürfnisse. Im Jahre 1182 verlieh er dem zu seinem Erzbistume gehörigen Flecken Beaumont in den Argonnen, um dem menschenleeren Orte Einwohner zu geben, eine Menge von Rechten und Freiheiten, die unter dem Namen des Rechtes von Beaumont den Ruf jenes Argonnenstädtchens weit verbreitet haben. Die wesentlichen Bestimmungen waren: die Gemeinde hat das Recht, jährlich ihren Meier (Maire), sowie die Schöffen, denen in der Gemeinde die kleine Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt übertragen wird, nach allgemeinem Stimmrechte frei zu wählen. Das Recht des Stadtherrn wird dadurch gewahrt, daß der Meier ein Beamter des Erzbischofes bleibt und diesem den Eid der Treue schwört. Die unfreien Leute, die bis dahin, was Abgaben und Fronden betraf, ganz der Willkür des Grund-

herrn anheimgegeben waren (taillables et corvéables à merci et à misericorde du Seigneur), werden auf bestimmte Abgaben von dem Rohertrage ihrer Hufe gesetzt. Von dem bebauten Lande soll der Stadtherr die sechste, von dem gerodeten die siebente Garbe (gerbes de liberté) erhalten; er übt ferner den Mühlen- und Backofenbann, bezieht von jeder Feuerstelle in der Stadt eine Steuer von 12 deniers und kann die Gemeinde zu beschränkten kriegerischen Diensten heranziehen. Dieses sogen. Recht von Beaumont, das den Gemeinden eine bescheidene Selbstverwaltung gab, der früheren Willkür des Herrn feste Grenzen zog und doch seine Einkünfte besser als bisher sicherte, erhielt rasch eine allgemeine Verbreitung. In mehr als 500 Gemeinden kleiner Städte und Dörfer Nordfrankreichs ward es eingeführt; in Lothringen gab ihm der Bischof von Verdun im ganzen Umfange seines weltlichen Besitzes gesetzliche Kraft, die Grafen von Bar und von Vaudémont folgten dem gegebenen Beispiele und beschenkten mit diesem Rechte zahlreiche Gemeinden.*) Nach dem Vorbilde dieses Rechtes verlieh endlich auch der Herzog Mathäus II. von Lothringen (1220—1251) auf Anlaß des Grafen von Champagne der Stadt Neufchateau im September 1231 einen ausgedehnten Freiheitsbrief. Danach erhielten die Bürger dieser Stadt das Recht, jährlich am Remigiustage (31. Oktober) dreizehn Schöffen (jurés) zu wählen. Diese wiederum wählten aus ihrer Mitte den Vorsitzenden, den Meier, der die Gemeinde in allen Beziehungen zu dem Grundherrn vertritt und den Einwohnern in Streitigkeiten und Polizeisachen Recht spricht. Es wurde ihnen ferner gestattet, Käufe und Verkäufe rechtsgiltig abzuschließen, ihre Güter auf die Kinder zu übertragen, Holz zu fällen, eigene Häuser zu bauen und Weide und Wasser

*) Die Cisterzienser, deren Klöster sich im 12. Jahrhunderte in Lothringen mit großer Schnelligkeit mehrten, hatten auf ihren Höfen, die sie inmitten von Wald und Öden anlegten, nur freie Leute; die Leibeigenschaft war ihren Gütern unbekannt.

frei zu benutzen. Zum Kriegsdienste sollten sie verpflichtet sein, aber nur in einer Entfernung von ihrem Orte, daß sie an demselben Abende oder spätestens am anderen Tage wieder daheim sein könnten. Der Graf von Champagne bestätigte als Oberlehnsherr über Neufchateau (s. u.) diesen Freibrief und fügte die Bestimmung hinzu, daß der Herzog von Lothringen keinen Einwohner seiner Güter oder seiner Freiheit berauben dürfe ohne Zustimmung des Oberlehnsherrn. Der Nachfolger des Herzogs Mathäus, Friedrich III. (1251—1303), beschenkte mit diesen Freiheiten neunzehn größere und kleinere Gemeinden, darunter die von Mirecourt, Nancy, Luneville, Longwy, Montfort, Chatenois und St. Nicolas. Das Recht von Beaumont hatte so die Wirkung einer siegreichen sozialen Revolution; von der Champagne ausgehend hielt es seinen Einzug in die Mehrzahl der lothringischen Städte und in eine große Anzahl der Dorfgemeinden, so daß die innere Geschichte Lothringens von da an eine Geschichte fortgehender Befreiungen wird. Dem Beispiele der Herzöge Mathäus und Friedrich folgten auch einige der großen Feudalherrn, doch zeigte der Adel sich im allgemeinen erbittert über ein Vorgehen, das seine Rechte und die bestehende Gesellschaftsordnung an der Wurzel anzugreifen schien. Vielfache Verschwörungen bildeten sich deshalb gegen den volksfreundlichen Herzog, und die Erzählung des Chronisten von Haraucourt, daß der aufgebrachte Adel den Herzog Friedrich 1269 überfallen und ihn fast ein Jahr lang als Gefangenen im Turme Mazeville verborgen gehalten habe, ist zwar mit manchen sagenhaften Zügen ausgeschmückt, dürfte aber in seinem Kerne der geschichtlichen Wahrheit entsprechen.*)

*) Als der Herzog eines Abends von der Jagd im Walde von Laxou nach Nancy zurückkehrte, so erzählt der Chronist, wurde er von einem Haufen bewaffneter Edelleute überfallen und mit verbundenen Augen auf Kreuz- und Querwegen in das Schloß von Mazeville geschleppt. Lange Zeit blieb er hier aller Welt verborgen, und im Lande

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war die persönliche Knechtschaft in Lothringen kaum noch zu finden, und die Freiheiten und Rechte der Gemeinden wurden in herzoglichen Urkunden neben den alten Vorrechten des Adels und des Clerus genannt und anerkannt. Zum ersten Male geschah dies, als während der Minderjährigkeit Herzog Johanns I. (1346—1390), für den anfangs seine Mutter, Maria von Blois und der Graf Eberhard von Würtenberg die vormundschaftliche Regierung führte, die Ritterschaft sich ihre Privilegien aufs neue bestätigen ließ. Der Graf von Würtenberg, vertreten durch Herrn Burkhard von Finstingen, schwur bei dieser Gelegenheit im Namen seines Mündels, daß er alle Freiheiten des Adels, der Leute der Kirche, sowie die Freiheiten aller Bürgerschaften und Gemeinden in dem Herzogtume Lothringen ehrlich und aufrichtig in allen Punkten anerkennen und beschützen werde.*) Der Erbfolgestreit zwischen Renatus I. und dem Grafen Anton von Vaudemont gab endlich den Gemeinden auch eine politische Bedeutung. Um der weib-

---

sangen Bänkelsänger Lieder von dem verschwundenen Herzoge, der auf Kriegs- oder Liebesabenteuer ausgezogen und nicht wieder heimgekehrt sei. Eines Tages deckte der Sturm einen Teil des Daches von dem Turme ab, in dem der Herzog verborgen gehalten wurde. Ein Dachdecker, der den Schaden ausbessern wollte, sang während seiner Arbeit das Lied von dem verschwundenen Herzoge. Der Gefangene, der es hörte, zog den Mann heran, gab sich ihm zu erkennen und bat ihn, die Botschaft nebst einem kostbaren Ringe, den er ihm übergab, an die Herzogin Margaretha zu bringen. Die Herzogin vertraute sich einem treuen Edelmanne, der mit Hilfe von zehn andern zuverlässigen Rittersleuten den Herzog aus dem Turme befreite. Der Dachdecker wurde reich belohnt und ihm, so schließt der Chronist seine Erzählung, entstammt das Geschlecht derer von Hochdach (Hautoy).

*) Nous avons promis et promettons, nous avons juré et jurons, que toutes les franchises et toutes les libertés de la dicte duchié des nobles, des religieux des églises, de toutes bourgeoisies et communes nous advouons, varderons fermement, honnetement, loyalement en tous points.

lichen Erbfolge im Herzogtume die Zustimmung des ganzen Volkes zu sichern, berief nämlich Karl II. (1390—1431) außer dem Adel und der Geistlichkeit 1425 zum ersten Male auch Abgeordnete des dritten Standes. Die versammelten drei Stände erklärten sodann, daß sie nach Karls Tode den Gemahl seiner ältesten Tochter Isabella, Renatus von Anjou, als Herzog, Markgraf und Souverän in Lothringen anerkennen würden. Von da übten die Gemeinden, der dritte Stand, neben dem Adel und der Geistlichkeit auf den Ständetagen ein bescheidenes Recht aus, das anfangs nur darin bestand, daß sie den von der Ritterschaft und der Geistlichkeit bewilligten Vorlagen zustimmen durften. Sie selbst nennen sich in ihren Beschlüssen „den ärmsten und elendesten Teil der Versammlung, der der dritte Stand heißt" (la plus pauvre et misérable partie de cette assemblée, qui s'appelle le tiers état), und während Adel und Geistlichkeit ihre Beschwerden unmittelbar an den Herzog richten, reichen sie ihre Klagen nur durch Vermittelung jener ein; auf den Ständetagen verhalten sie sich ruhig, bewilligen die geforderten Leistungen ohne Klage und Widerspruch und zeigen darin einen bemerkenswerten Gegensatz zu der Unruhe und Leidenschaftlichkeit, von denen die Beratungen des dritten Standes in Frankreich beherrscht sind. Erst mit dem 16. Jahrhunderte gewinnen die Gemeinden an Einfluß und Bedeutung.*) Die Ständetage bekommen von da an zugleich eine Regelmäßigkeit und Ord-

*) Die alte gesellschaftliche Kluft zwischen den Ständen bestand fort. Thierriat spricht in seiner Abhandlung über die noblesse de race, noblesse civile und die immunités des ignobles noch den ganzen Hochmut seines Standes aus. „Das Fleisch des Adels hat sich gebildet aus Wildbrät und feinen Gerichten, das der letzteren (der Bürger) aus Schweinefleisch und grobem Brote, daraus ergibt sich eine ungeheure Verschiedenheit; es sind zwei Arten von Menschen, die nach Wesen und Natur verschieden sind." Der adlige Verbrecher ward enthauptet, der gemeine gehängt.

nung, daß Lothringen durch sie die wesentlichen Vorteile eines Verfassungsstaates erhält und eine glückliche und friedliche Entwicklung in festen Rechtsnormen zu nehmen scheint. Der Einbruch Frankreichs in Lothringen macht indes 1634 dieser Entwicklung der Dinge wie der Unabhängigkeit und dem Wohlstande des Landes ein plötzliches und gewaltsames Ende.

Da die Einnahmen des Herzogs außer dem Ertrage der Salinen und Bergwerke, dem Schutzgelde für durchziehende Waren und anderen unbedeutenden Gerechtsamen nur in den Erträgnissen seiner Hausgüter bestanden, Adel und Stände aber eine feststehende Steuer ablehnten,*) so waren die Herzöge in jeder schwierigen Lage auf außerordentliche Beihilfen und auf den guten Willen der Stände angewiesen, die dabei streng und eifersüchtig über ihre Rechte wachten. Ungemein reich ist daher die Geschichte der lothringischen Ständetage an Protesten und Beschwerden, die bald mit einzelnen Maßnahmen, bald mit der ganzen Regierungsweise der Herzöge scharf ins Gericht gehen, bald deren verschwenderischen Hofhalt tadeln, bald die herzoglichen Wünsche und Forderungen als unberechtigt zurückweisen. Bei jeder Beihilfe, welche die Stände bewilligen, muß der Herzog schriftlich anerkennen, daß die Hilfe ihm als eine freiwillige Gabe nur von dem guten Willen der Stände komme und für die Zukunft keinerlei Recht und Anspruch begründe (lettres de non préjudice). Aber in Zeiten der Not zeigten dieselben Stände sich stets zu den äußersten Opfern bereit. Von der Zeit Renatus' I. an waren die Herzöge gehalten, vor Übernahme der Gewalt bei ihrem ersten Einzuge in die Hauptstadt feierlich zu schwören, daß sie

*) Ausgenommen war die sogenannte Remigiussteuer, eine regelmäßige Abgabe von durchschnittlich zwei Livres auf jede Feuerstelle, die zuerst 1489 bewilligt und jährlich am 1. Oktober erhoben wurde. Erst am Anfange des 16. Jahrhunderts begannen die Herzöge, mit Zustimmung der Stände hin und wieder auch die Unterthanen der Vasallen zu Steuern heranzuziehen.

203543

die drei Stände des Herzogtums, die Edelleute, die Männer der Kirche und die Bürger bei ihren Freiheiten, Rechten und Gewohnheiten erhalten würden.*) So oft auch die in den absolutistischen Grundsätzen der französischen Könige erzogenen Herzöge Karl III. und Heinrich II. das ständische Recht zu beschränken und die herkömmliche Eidesleistung zu beseitigen suchten: sie fanden sich immer vor dem unbesieglichen Widerstande des Landes und mußten die alten Rechte durch neue Eide bestätigen. Während die Könige Frankreichs durch die Errichtung stehender Heere sich zu alleinigen Herrn über Krieg und Frieden machten und gleich der Mehrzahl der deutschen Fürsten mit dem Gute und Blute ihrer Unterthanen wie mit dem Rechte nach Willkür schalteten, haben die lothringischen Herzöge bis zum Ende des 17. Jahrhunderts sich nie von den Schranken frei machen können, die ihrem Belieben durch die Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes gezogen waren. Über alle Fragen des staatlichen Lebens, über Staats-

*) Vor Übernahme der Herrschaft begab sich der neue Herzog vor die Thore der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen und der Bailli von Nancy richtete, am Thore stehend, an den Herzog die Frage: „Hochmächtiger Herr, seid Ihr gewillt, Wort und Schwur zu leisten, wie Eure Vorfahren, die Herzöge von Lothringen, wenn sie zur Herrschaft kamen, es bei ihrem ersten Einzuge in diese Stadt gethan haben?“ Der Herzog antwortete: „Ja“, worauf der Bailli fortfuhr: „Hochmächtiger Herr, so versprechet und schwöret Ihr also feierlich auf Fürstenwort, daß Ihr die drei Stände Eures Herzogtums, die Edelleute, die Männer der Kirche und die Bürger bei ihren alten Freiheiten, Rechten und Gewohnheiten erhalten wollt? Und werdet Ihr darüber eine offene Urkunde ausstellen, wie Eure Vorfahren gethan haben?“ Der Herzog erwiderte: „Ja, wahrhaftig, das will ich.“ Über diesen Vorgang wurde eine Urkunde aufgenommen. Dann öffnete sich das Thor, und der Herzog zu Roß hielt unter einem Thronhimmel, den die angesehensten Edelleute trugen, seinen Einzug in die Stadt. Vor der Stiftskirche St. Georg wiederholte der Herzog seinen Schwur auf das Evangelium, und Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft leisteten ihm sodann das Gelöbnis der Treue. Das Roß, auf dem der Herzog geritten, ward der Stiftskirche geschenkt.

verträge, vormundschaftliche Regierung und Erbfolge, über Auflagen und Steuern wie über deren Verteilung und Erhebung, über Gesetze und deren Schutz gegen willkürliche Auslegung der Richter wurde auf den Ständetagen beraten und entschieden. „Die Stände", so schrieb 1788 ein lothringischer Edelmann,*) „waren in diesem Land alles, Stütze der Herrschaft und Bürgschaft für die Rechte und Freiheiten des Volkes; sie leiteten das Verhalten des Fürsten, sicherten das Glück der Bürger und stärkten die innige Anhänglichkeit, die den Lothringer an seinen Fürsten bindet, und die zu seinen ehrendsten und auszeichnendsten Eigenschaften zählt." Die freiheitlichen Einrichtungen blieben dem Lothringer ein teuerstes Besitztum, für das er litt und mit unsäglichen Opfern gegen die Übermacht Frankreichs kämpfte, selbst nachdem der Herzog landesverjagt war.

Mit den ständischen Rechten hing auch ein Teil der feudalen Einrichtungen zusammen und erhielt sich mit ihnen in Lothringen länger denn anderswo. Als in anderen Ländern die Pflichten der Feudalherrn, der militärische und soziale Schutz, schon auf das königliche Offizierkorps und das Beamtentum übergegangen waren und damit auch die politischen Vorrechte, die sich an die Erfüllung dieser Pflichten knüpften, nicht mehr gerechtfertigt erschienen, sammelte in Lothringen der Herzog noch immer sein Heer, indem er die Ritter und Bannerherrn des Landes zusammenberief. Der Adel, der auf den Ständetagen das erste Wort führte, nahm indes auch das größte Maß von Pflichten und Opfern auf sich, wenn es galt, die Unabhängigkeit des Landes gegen fremde Gewalt und die Rechte des Volkes gegen fürstliche Übergriffe zu schützen. Besitz und Macht war ihm nach germanischer und christlicher Auffassung noch ein Inbegriff von Rechten und Pflichten, nicht ein Gegenstand persönlichen Beliebens. Dies ist der Grund

*) Mory d'Elvange: Etats, droits, usages en Lorraine ou lettres d'un gentilhomme lorrain à un prince allemand.

der bemerkenswerten Erscheinung, daß in Lothringen der dritte Stand trotz seiner vielfach bedrückten Lage sich nicht unterdrückt fühlte und daß keine Eifersucht, keine Erinnerung an erlittenes Unrecht hassende Leidenschaft in ihm groß werden ließ. Die lothringische Geschichte kennt nicht jene wilden Aufwallungen und gewaltsamen Erhebungen, an denen die französische Geschichte so reich ist; nirgendwo haben die einzelnen Klassen der Gesellschaft sich weniger befehdet, nirgendwo standen sie geschlossener im Kampfe gegen fremde Gewalt. Die kirchliche und soziale Revolution des 16. Jahrhunderts fand in dem größten Teile des Landes keinen Eingang, und auch in der Zeit der französischen Revolution blieben die Gewaltthätigkeiten, die anderswo die Emanzipation des unteren Volkes begleiteten, den alten lothringischen Gebieten nahezu fremd. In den burgundischen Kriegen wie in dem fast hundertjährigen Ringen gegen die französische Vergewaltigung standen Adel, Geistlichkeit und der dritte Stand meist ungetrennt in aller Not und Gefahr. Die Ritterschaft Lothringens behauptete deshalb ihr Ansehen und ihre Bedeutung noch lange zu der Zeit, als in den anderen Staaten des Westens die feudalen Einrichtungen gefallen waren und der Adel seine Daseinsberechtigung verloren hatte.

Schon unter den ersten Kaisern des sächsischen Hauses hatten die gefreiten Besitzungen der Kirche in Lothringen einen Umfang gewonnen, durch den sie aus dem Organismus des Herzogtums herauswuchsen. Die bevorrechtete Stellung, welche die Kirche bereits unter den merovingischen Königen für ihre Besitzungen erhalten hatte, vor allem die Befreiung vom Kriegsdienste und jeder Kriegssteuer, welche die Unterthanen der geistlichen Stifter genossen, hatte viele freien Leute bestimmt, „ihre Freiheit", wie es in den Urkunden heißt, „gegen eine Dienstbarkeit, die freier ist als die Freiheit selber" einzutauschen und sich mit Genehmigung des Souveräns unter den Schutz

der Kirche zu stellen. Ein ungeheurer Reichtum von ursprünglich vollfreiem, allodialem Besitz, der an die Kirche als Benefizien übertragen wurde, um von ihr als Lehen zurückempfangen zu werden, hatte sich auf diese Weise in den Händen der Bischöfe von Metz, Tull und Verdun schon im 9. Jahrhunderte angehäuft. Als sich im 10. Jahrhunderte die Gaugrafschaften auflösten, wurden auch diese stückweise mit den Grafenrechten und den Regalien den Bischöfen durch kaiserliche Verleihungen zugewendet, so daß um die Mitte des Jahrhunderts die Bischöfe von Metz, Tull und Verdun von der Grafengewalt befreit waren und die volle Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen in den Immunitätsgebieten erlangt hatten.*) Die schwankende Stellung, welche die Länder zwischen Rhein und Maas seit dem Jahre 870 fortwährend einnahmen, wie die Unbeständigkeit der Großen, die heute Getreue und morgen Rebellen waren und bald mit den deutschen Königen bald mit den Karolingern Frankreichs sich

*) Wann die Übertragung der Grafenrechte an die Bischöfe von Metz, Tull und Verdun erfolgt ist, darüber gibt uns keine Urkunde des 10. Jahrhunderts Auskunft. König Heinrich I. übertrug 928 dem Bischofe Gozelin von Tull die gesamten Einnahmen des Grafen an Steuern und Zöllen in der Stadt, und wahrscheinlich wurden damit zugleich auch die andern Grafenrechte übertragen. In Metz war Bischof Adalbero 960 im vollen Besitze der Grafenrechte und des Münzrechtes; es scheint aber, daß er die Grafenrechte in der Stadt schon weit früher besaß, wenigstens war er 933 im Besitze der königlichen Pfalz und schloß Otto I. 939 die Thore der Stadt. Aber sebst schon Adalberos Vorgänger, Bischof Wigerich (917—927), war Herr der Stadt, wie der Umstand beweist, daß er 925 gegen Heinrich I. die Stadt behauptete und einen Pfalzgrafen hatte. Was Tull betrifft, so hatte schon Arnulf und später Ludwig das Kind dem Bischofe die Freiheit der Stadt mit dem Gerichtsbann bestätigt (antiqua libertas civitatis cum banno regali). Es dürfte daher die Vermutung gerechtfertigt sein, daß schon zur Zeit Zwentibolds, Ludwigs des Kindes und Karls des Einfältigen die Grafenrechte in den Städten Tull, Metz und Verdun in die Hände der Bischöfe übergegangen sind. Die Gewalt der weltlichen Grafen beschränkte sich, nachdem die Städte in den Besitz der Bischöfe übergegangen waren, auf die Landkreise um die Städte, sofern sie nicht schon in den Besitz der Kirche gelangt waren.

verbanden, erklären es vor allem, daß schon frühe den Bischöfen im Moselande so ausgedehnte Rechte zufielen. Spätere Kaiser, namentlich Heinrich II., haben die territoriale Macht der Bischöfe durch neue Schenkungen und Überlassung ganzer Wälder erweitert.

Als Fürsten des Reiches empfingen die Bischöfe ihre Investitur unmittelbar durch den Kaiser. Auf der Höhe des Mittelalters zählte Metz zu den angesehensten Bistümern Deutschlands und überstrahlte durch reichen Besitz selbst die kirchliche Metropole Trier. Abgesehen von zahlreichen Lehnsleuten, geboten seine Bischöfe über ein großes Reichsfürstentum, das in zwei größeren und mehreren kleinen Stücken mit den befestigten Städten und Schlössern Albersdorf, Baccarat, Epinal, Freiburg, Lörchingen, Marsal, Remberweiler, Saaralben, Saarburg, Türkstein, Vic und Moyenvic über das Moselland zerstreut lag. Mehr als 240 Dörfer zählten zum Gebiete der Diözese, und große Herrn, wie die Grafen von Dagsburg, Luxemburg und Vaudemont, die Herrn von Saarbrücken und Rixingen, die Grafen von Bar und die lothringischen Herzöge selbst waren für größere oder kleinere Gebiete Lehnsleute des Bischofes.*) Diesen großen reichsständischen Besitz haben indes die Bischöfe auf die Dauer nicht

*) Zur Besorgung der weltlichen Geschäfte, welche die Bischöfe und Äbte nach kanonischen Satzungen selbst nicht besorgen konnten (kriegerische Rüstungen, Rechtsprechung, Erhebung der Zölle und Strafgelder), stellten sie an die Spitze der Städte, Schlösser und Domänen als Vertreter und Verteidiger ihrer Interessen Vögte, weltliche Herrn, welche die Befugnisse üben sollten, die infolge der Immunität den königlichen Beamten oder Grafen entzogen waren. Nach einer Verordnung Karls des Großen mußte ein Stift oder eine Abtei in jeder Grafschaft einen Vogt haben, wo es Güter besaß, doch sollte niemals der Graf, sondern stets ein in der Grafschaft begüterter Mann als Vogt bestellt werden. Später änderte sich dieses, so daß meist ein Graf oder der Herzog mit der Vogtei über die in seinem Amtsbezirk gelegenen kirchlichen Güter belehnt wurde. Wie andere Ämter des Mittelalters wurden auch die Vogteien in den meisten Fällen erblich, und die ursprünglichen Vögte ernannten Stellvertreter oder Untervögte, die wiederum mit Burglehen ausgestattet wurden. Nur in wenigen Fällen brachten

zu behaupten vermocht. Mit ihren reichen Einkünften wirtschafteten sie namentlich im 14. Jahrhunderte in arger Weise und waren genötigt, fortwährend Domänen und Vogteirechte zu verpfänden und zu verlehnen, die später nicht mehr eingelöst wurden, oder für die ihre Inhaber die Huldigung weigerten. Nicht nur die Herzöge von Lothringen und Bar, sondern auch andere Herrengeschlechter rissen auf diese Weise Stücke des bischöflichen Besitzes an sich; und so entstanden auf Kosten des Bistums im Laufe der Zeit aus Vogteien und Untervogteien neue weltliche Herrschaften, wie die der Grafen von Salm, Zweibrücken und Leiningen, der Herrn von Bolchen, Finstingen, Rodemachern, Kriechingen u. a., indem die Inhaber der übertragenen oder verpfändeten Güter diese mit ihrem allodialen Besitze vereinigten.

Geschlossener aber weniger ausgedehnt als Metz waren die Bistümer Tull und Verdun. Letzteres, zu beiden Seiten der Maas ausgebreitet, umfaßte vier Amtsbezirke, in denen bischöfliche Amtsleute (baillis) im Namen des Bischofs in bürgerlichen und peinlichen Fällen Recht sprachen. Das Bistum Tull, zwischen Mosel und Maas, umfaßte die Kastellaneien von Brixey, Blenod und Maizières nebst der festen Stadt Liverdun, die zeitweilig Residenz der Bischöfe war. Die andauernde Geldnot der Bistümer, die fortwährende Verpfändungen notwendig machte, und die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen die Bischöfe seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zu dem herzoglichen Hause von Lothringen standen,

---

die Bistümer und Abteien die Vogteilehen wieder an sich zurück, und nicht nur aus den Vogteien, sondern auch aus den Untervogteien entstanden so neue weltliche Herrschaften, wie die Herrschaft Kriechingen, Bolchen, Finstingen, Rollingen u. a. Für die Bistümer und Abteien, zu deren Schutz und Verteidigung die Vögte ernannt waren, wurden diese aber außerdem noch meist eine wahre Geißel: die Schützer wandelten sich in kleine Tyrannen, die sich rücksichtslos am Kirchengute vergriffen, so daß Bischöfe und Äbte sich gezwungen sahen, Schutz gegen die Schützer zu suchen.

würden am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts den völligen Übergang der bischöflichen Besitzungen an Lothringen herbeigeführt haben, wenn nicht der französische Überfall diesen Gang der Dinge gewaltsam unterbrochen hätte.

Um dieselbe Zeit, da die Bischöfe von Verdun die Regalien erhielten, hatten sich auch die Grafen von Bar, das von alters her ein Lehen des Reiches war und gewissermaßen als eine Grenzwehr gegen Frankreich betrachtet wurde, zu selbständiger Macht erhoben und ihre Herrschaft zu beiden Seiten der Maas ausgedehnt.*) Neben der Grafschaft Bar entstand im 11. Jahrhundert die selbständige Grafschaft Vaudémont, die für den jüngeren gleichnamigen Sohn Herzog Gerhards aus dem reichen Hausbesitze des herzoglichen Geschlechtes gebildet wurde. Beide Grafschaften wurden später durch Renatus II. mit dem Herzogtume Lothringen wieder vereinigt, und diese vereinigten Gebiete bildeten seitdem das herzogliche Territorium.

Die langen, unaufhörlichen Streitigkeiten und Kämpfe, welche die Bürgerschaften in den Städten Metz, Tull und Verdun von der Zeit des Investiturstreites an mit ihren Stadtherrn, den Bischöfen, um die freie Wahl ihrer Schöffenmeister und Ratsmitglieder führten, endeten im 13. Jahrhunderte mit der thatsächlichen Befreiung der Städte, ohne daß jemals eine förmliche Entsagung der Bischöfe stattgefunden hätte. Die Städte bringen die gräflichen Rechte an sich, und so geht in Metz die frühere Grafschaft, ein Gebiet, das gegen 200 Dörfer umfaßte und im allgemeinen dem heutigen Landkreise Metz entspricht, als Pays messin in die Gewalt der Stadt über. Seit ihrer kommunalen Unabhängigkeit waren Tull „das heilige", Verdun „das edle" und Metz „das reiche", „porta et scutum sacri Imperii" wie es mit Stolz sich selber nannte, städtische Republiken unter unmittelbarer Oberhoheit des Kaisers und erkannten nach den Reformen Maximilians

*) Seit 1354 führten die Grafen von Bar den Herzogstitel.

die Zuständigkeit des Kammergerichtes an. Sie prägten Münzen, beschickten die Reichstage und verhandelten mit den Fürsten des Reiches auf dem Fuße der Gleichheit.

Zerbröckelt durch die gefreiten Besitzungen der Kirche, durch unmittelbare Herrschaften, Grafschaften und freie Stadtgemeinden bot Lothringen den Anblick eines bunt gemusterten, mosaikartigen Gebietes. Eine unerschöpfliche Fülle ungezügelter kriegerischer Kräfte war in diesen durcheinander liegenden, vielfach zerteilten Herrschaften an der Westgrenze des Reiches angehäuft, und nie endende Privatfehden mit den Nachbarn, Aufstände gegen die Herzöge, Gewaltthaten gegen Schutzbefohlene, kriegerische Bündnisse für und wider füllen bis ins 16. Jahrhundert alle Seiten der lothringischen Geschichte und geben dem Lande das Aussehen eines ewigen Schlachtfeldes. Nicht die Mahnungen und Schreckmittel der Kirche, nicht die Landfriedensgebote der Kaiser noch die Bündnisse einzelner Herrn und Städte zum Schutze der allgemeinen Sicherheit sind im stande, den Trotz, die Fehde- und Racheluſt des streitsüchtigen Volkes einzudämmen. Bald sind es raubluſtige Edelleute, die allezeit das Schwert in der Hand und den Fuß im Bügel sich auf Kosten ihrer Nachbarn bereichern wollen oder sich gegen eine zügelnde Gewalt zu gemeinsamem Angriffe verbinden, bald sind es die Grafen von Bar, Vaudemont, Luxemburg und die Herzöge selbst, die mit den Bischöfen von Metz in ewig sich erneuernden Fehden liegen, bald die waffengeübten Bürger der freien Städte, die im Streite mit den Bischöfen ihre Stadtfreiheit und im Kampfe mit den Herzögen oder mächtigen Feudalherrn ihren Besitz und Reichtum verteidigen. Unsagbar hat das arbeitende Volk unter diesem ewigen Kriegszustande und mehr noch unter einer Kriegsführung gelitten, die ihre Aufgabe darin fand, sich an den Unterthanen des Gegners zu erholen, die Saaten und Baumgärten zu vernichten, die Weinpflanzungen auszurotten, den Bauer zu mißhandeln, ihn selbst, sein Vieh und seine Gerätschaften als Pfand fortzuschleppen und die Dörfer nieder-

zubrennen. Die großen Feudalherrn, fast einzig durch politische Umtriebe und das Waffenhandwerk in Anspruch genommen, haben für die soziale Lage der ländlichen Bevölkerung nicht das geringste Interesse; sie überlassen ihren Ministerialen vielfach unfreien Leuten in dienstlicher Stellung, die Sorge, ihre Unterthanen zu regieren und von den Zinsleuten die Bodenzinsen und Auflagen einzutreiben;*) im übrigen macht sich in ihren Beziehungen zu den Unterthanen lange Zeit nichts von dem patriarchalischen Charakter bemerkbar, der auf den Gütern der Klöster die Regel war und so wohlthuend hervortritt. Das einzige Geschäft aller dieser Grafen und Herrn scheint der Krieg zu sein; ist ihnen im eigenen Lande kein Anlaß und keine Gelegenheit dazu gegeben, so suchen sie ihn jenseits der Grenzen, in den Niederlanden, in Frankreich, in Spanien, Palästina, Afrika und dem Ordenslande Preußen. Diese unaufhörlichen Kriege und Fehden der Großen, welche die innere Geschichte Lothringens in ermüdender und verwirrender Wiederholung jahraus jahrein durchziehen und meist wie Wirtshausschlägereien beginnen und ausgehen, haben neben den zahlreichen Heiligengeschichten in dem großen Werke Calmets und nach ihm in fast allen Darstellungen der lothringischen Geschichte einen breitesten Raum eingenommen. In der folgenden Erzählung wird das Einerlei dieser kleinen Kriege keinen Platz finden, und einzelner Fehden wird nur da Erwähnung geschehen, wo es für die geschichtliche Betrachtung und die Kenntnis der allgemeinen Zustände von Wert schien.

*) Für ihre Dienste, wozu wesentlich der Kriegsdienst zu Roß gehörte, empfingen die Ministerialen Land zu Lehen, infolgedessen arbeiteten sie sich empor und verloren das Zeichen ihres niederen Ursprunges. Das von ihnen geübte Waffenhandwerk machte allmählich Edelleute aus ihnen, die zur Zeit der Kreuzzüge einen wesentlichen Bestandteil der Klasse der Ritter ausmachen und sich zuletzt von den Freigeborenen nicht mehr unterscheiden.

Vierter Abschnitt.*)

Umfang der herzoglichen Gewalt. Der Lehnbrief Alfons' von Kastilien. Begründung einer herzoglichen Landeshoheit. Das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum deutschen Reiche während des Mittelalters. Allmähliche Entfremdung vom Reiche. Der Nürnberger Vertrag.

Als der Graf Gerhard von Elsaß (Nordgau) 1048 mit der herzoglichen Würde in Lothringen belehnt wurde, hatten die Besitzer der großen Allode die Grafenrechte, vor allem die hohe Gerichtsbarkeit und viele Regalien: das Forst-, Bann- und Wasserrecht an sich gebracht. Das Reich konnte ihm deshalb außer den allgemeinen herzoglichen Rechten nur noch weniges vor den Großen des Landes vorausgeben. Unmittelbar gebot der Herzog nur über sein gewaltiges Hausgut im Nordgau, im Blies- und Saargau, das seit dem 13. Jahrhunderte als deutscher Bezirk (Allemagne) von dem jenseits der Sprachgrenze gelegenen herzoglichen Besitze, der Grafschaft Saintois, den Herrschaften Amance und Chatenois nebst den Städten Neufchateau, Montfort und Grant unterschieden wurde.**)

---

*) Die allgemeinen und zusammenfassenden Darlegungen dieses Abschnittes sind hier den späteren besonderen Vorgängen vorausgeschickt, um die Entwicklung der bezüglichen Verhältnisse im Zusammenhange zu geben und die Erzählung durch störende Wiederholungen später nicht zu unterbrechen.

**) Aus seinem großen Hausbesitze vermochte das Herzogsgeschlecht seine jüngeren Söhne mit der Grafschaft Bitsch, einem umfassenden Gebiete im Saar- und Bliesgau, auszustatten und für den gleichnamigen

Als Stellvertreter des Kaisers hatte der Herzog den Landfrieden und die allgemeine Ordnung zu wahren, die Kriegsmannschaften im Dienste des Reiches aufzustellen und sonst die kaiserlichen Rechte wahrzunehmen. Vermöge der von ihm geübten Polizeigewalt ist er im Bereiche des ihm übertragenen Amtes Hort der öffentlichen Sicherheit, die lange Zeit nur Aufgabe einer religiösen Einrichtung war. Auf sein Geheiß müssen Privatfehden aufhören, keine Burg darf gegen seinen Willen errichtet werden; in seinem Schutze stehen die Reisenden, die Kleriker, die Witwen und Waisen; Wegelagerer, Banditen und Mädchenräuber straft er mit dem Tode durch das Schwert oder den Strick. Im übrigen mußte er sich darauf beschränken, mehr mit den Großen des Landes als über sie regieren zu wollen.

Der älteste kaiserliche Lehnbrief, der uns über die dem Herzoge übertragenen Lehen und Rechte belehrt, gehört der Zeit Herzog Friedrichs II. (1251—1303) an. Als nach dem Tode Wilhelms von Holland die Wahlfürsten 1256 zur Wahl eines neuen Königs der Deutschen in Frankfurt zusammenkamen, entschied ein Teil der Wähler sich für Richard von Kornwallis, den Bruder des Königs von England, während die anderen ihre Stimmen für den König Alfons den Weisen von Kastilien abgaben. Der Herzog Friedrich II. von Lothringen war vor allen thätig gewesen

Sohn Gerhards eine selbständige Grafschaft Baudémont zu bilden. — Herzog Mathäus I. (1139—1176) hatte seinen jüngeren Lieblingssohn Friedrich wiederum nach der Gewohnheit des Hauses mit der Grafschaft Bitsch ausgestattet. Dieser aber mit seinem Erbteile unzufrieden, zwang seinen Bruder, den Herzog Simon II. durch Waffengewalt, ihm 1179 auch das übrige Hausgut an der Saar und Seille abzutreten, so daß bis zum Tode des Herzogs, dem 1205 sein Neffe Friedrich folgte, das Land in zwei große Hälften, in eine südwestliche, französisch redende und eine östliche, deutsch redende, geschieden blieb. Dieser Friedrich von Bitsch nannte sich Dux und ist deshalb mit Unrecht als Nachfolger seines Bruders Simon in der lothringischen Herzogsreihe als Friedrich I. aufgeführt worden.

für die Wahl des Kastiliers, den er wegen seiner Verwandtschaft mit dem hohenstaufischen Hause, sowie wegen seines großen Reichtums und seiner gerühmten Freigebigkeit den geldgierigen Wahlfürsten empfahl. Er wurde deshalb von der kastilischen Partei nach Toledo zu Alfons entsandt, um diesem die Botschaft von der auf ihn gefallenen Wahl und zugleich die Krone zu überbringen, die der weise Kastilier thöricht genug war anzunehmen. Alfons versprach, innerhalb zweier Jahre nach Deutschland zu kommen, und übte sogleich sein Königsrecht, indem er den achtzehnjährigen Herzog mit den herkömmlichen fünf Fahnenlehen des Reiches investierte.

Als erstes Fahnenlehen überträgt ihm König Alfons das Herzogtum. „Dir Herzog Friedrich von Lothringen und Graf von Remiremont", so heißt es in dem Lehnbriefe, „der Du knieend zu den Füßen Unserer Majestät bist, übergeben Wir das erste Fähnlein für das Herzogtum, das Du zu Lehen erhälst. Kraft dessen wirst Du Großseneschall sein, wenn Wir Hof halten diesseit des Rheines (auf der linken Rheinseite), und hast Uns an den Jahresfesten zu bedienen als Ritter der ersten Schüssel. Wenn Wir mit Waffengefolge ausziehen, um mit dem Könige von Frankreich zu verhandeln, so hast Du Unserem Zuge vorauszugehen und hast ihn zu schließen, wenn Wir heimkehren. Auch hast Du im Bereiche der Dir übertragenen Herrschaft Markt zu errichten für alle notwendigen Lebensmittel. Und wenn Wir diesseit des Rheins zum Kampfe ausziehen, so hast Du den Kampf zu eröffnen und hast Uns bei dem Vormarsche zu dienen als Vorhut und hast Unseren Rückzug zu decken als Nachhut". Als zweites Lehen ward dem Herzoge das Recht übertragen, daß alle Zweikämpfe der Edelleute in den Ländern zwischen Rhein und Maas in seiner Gegenwart stattfinden sollen.*) Als

*) Diese Bestimmung, daß alle Zweikämpfe der Edelleute in Gegenwart des Herzogs stattfinden sollen, bekundet das Bestreben, welt-

drittes Lehen nennt der Lehnbrief das Vogteirecht über das Kloster Remiremont, das die lothringischen Herzöge seit alter Zeit im Namen des Kaisers übten. Mit dem vierten Fähnlein ward dem Herzoge das Aufsichtsrecht über die Land- und Wasserstraßen in dem Gebiete zwischen Rhein und Maas und mit dem fünften das kaiserliche Hoheitsrecht über die Klöster St. Peter und St. Martin in Metz übertragen. Nach Empfang der fünf Fähnlein erklärte sodann der Herzog in herkömmlicher Weise feierlich auf Treue und Gewissen, daß er dem Könige Alfons als dem gewählten römischen Könige und künftigen Kaiser alles und jedes leisten werde, „was meine Vorfahren den Eurigen nach Recht und Herkommen in jeder Lage geleistet haben oder doch zu leisten verpflichtet waren. Und so lege ich meine gefalteten Hände in die Eurigen und leiste Euch Treuschwur und Huldigung als meinem Herrn, dem rechtmäßigen römischen Könige und zukünftigen Kaiser".

Mit Rücksicht auf seine Lage galt Lothringen als eine Mark des Reiches gegen Westen, und mit dem Herzogstitel war deshalb allezeit auch der Titel eines Markgrafen, den schon die Vorfahren Gerhards, die Grafen im Elsaß, geführt hatten, wie zu einem Begriffe verbunden. (Dux et marchio, Ducatus et marchia Lotharingiae.) Als Markgraf hatte der Herzog das kaiserliche Geleitsrecht auf den Heerstraßen und schiffbaren Gewässern zwischen Rhein und Maas nebst der Gerichtsbarkeit über die Anwohner der Reichsgrenzen. Für den zu leistenden Schutz erhob er von den Personen und den Waren, die durch das bezeichnete Gebiet gingen, eine Abgabe, und dies war der Grund, daß alle späteren Herzöge an dem markgräflichen Namen und Rechte festhielten. Noch auf dem Friedenskongresse zu Münster ließ Herzog Karl IV. gegen die Abtretung der

---

licherseits die Gewohnheit des Adels, rechtliche Streitsachen durch Zweikämpfe auszutragen, teils einzuschränken, teils in bestimmte Formen zu bringen.

Bistümer an Frankreich Einspruch erheben, weil dadurch seine markgräflichen Rechte in diesen Gebieten geschädigt würden. Neben diesen fünf Lehnstücken sind hier zunächst noch zwei andere zu erwähnen. Im Jahre 1298 gab Kaiser Albrecht dem Herzoge Friedrich II. die Stadt Yve (St. Pilt im Elsaß) zu Lehen mit dem Rechte, dort Münzen zu schlagen.*) Das andere Reichslehen betraf das herzögliche Recht auf die Priesterkinder und deren Nachlaß. Ein Bulle des Papstes Calixtus II. hatte 1119 die Fürsten berechtigt, sich kraft der Regalien der Bastarde von Priestern und Klerikern als eines herrenlosen Gutes zu bemächtigen. Seitdem machten die lothringischen Herzöge ein Eigentumsrecht auf alle in den Klöstern des Herzogtums geborenen Priesterkinder geltend, doch erst ein kaiserlicher Lehnbrief Karls IV. vom Jahre 1361 führt dieses Recht unter den herzöglichen Lehnstücken auf.

Eine Landeshoheit vermochten die Herzöge von Lothringen sich nur allmählich aus den Rechten herauszubilden, die ihnen als Erben von Allodialgütern, als Vögten über verschiedene Abteien und als Inhabern von übertragenen Reichslehen zustanden.

Unter Renatus II. (1473—1508), wurden die Herzogtümer Lothringen und Bar und die zur Zeit Herzog Dietrichs abgetrennte Grafschaft Vaudémont dauernd mit einander vereinigt. Diese aufs neue verbundenen Gebiete bilden, wie schon erwähnt, das Territorium, das seitdem in staatsrechtlichem Sinne Herzogtum Lothringen genannt wird. Es umfaßte keineswegs das alte Mosellanien, sondern war vielfach von dem Gebiete der drei Bistümer und der drei

*) Die Stadt mit dem Leberthal und den Schlössern Hohekönigsburg und Ensisheim, lange Zeit Hausgut der lothringischen Herzöge, übertrug Herzog Friedrich II. 1298 dem Kaiser Albrecht und nahm sie als Lehen mit dem Rechte der Münzprägung zurück. Yve scheint eine Abkürzung oder Verstümmelung aus Yppolite, wie man ehemals schrieb, zu sein. Bonavold, Histoire du droit et des institutions de la Lorraine.

kaiserlichen Städte, sowie von den Besitzungen kleiner reichsunmittelbarer Herrn durchbrochen. Doch blieb auch in diesen Gebieten, wie alle späteren Lehnbriefe bekunden, dem Herzoge das kaiserliche Schutzrecht der Land- und Wasserstraßen, das Eigentumsrecht auf die in den Klöstern geborenen Bastarde sowie das Recht, die Zweikämpfe der Edelleute zwischen Rhein und Maas zu überwachen.

Als Mandatare des Reiches hatten die Herzöge von alters her die Vogtei über das reiche adlige Frauenstift Remiremont an der Mosel, dessen gefürsteter Äbtissin das Lehnsrecht über zweiundfünfzig Herrengüter und das Präsentationsrecht in 65 Pfarreien zustand. Aber, wie es auch anderswo geschah, wandelten die Schützer sich bald in Unterdrücker, die ohne Scheu ihre Hand nach dem Klostergute ausstreckten. Beharrlich gingen die lothringischen Herzöge darauf aus, das Vogteirecht in ein Herrenrecht umzuwandeln und das Klostergut mit Abgaben und Landessteuern zu beschweren. Die tapferen Klosterfrauen fanden in dem ausdauernden Widerstande, den sie den offenen Angriffen und geheimen Umtrieben der Herzöge entgegensetzten, bis ins 16. Jahrhundert den Beistand des Reiches, und Rudolf von Habsburg lohnte ihnen die entschlossene Verteidigung ihrer Rechte damit, daß er 1290 der Äbtissin den Rang einer Reichsfürstin verlieh.*) Erst als das Reich sich nahezu jeder Einwirkung auf die lothringischen Dinge begeben hatte, konnte Herzog Karl III. es wagen, die kaiser-

*) Die Stiftsdamen, von denen eine sehr strenge Adelsprobe aber kein Gelübde verlangt wurde, ergänzten sich ausschließlich aus Mitgliedern der alten Ritterschaft. Schon im 12. Jahrhunderte gaben sie die Regel des heil. Benedikts und das gemeinsame klösterliche Leben auf, legten selbst das klösterliche Gewand ab, wohnten in getrennten Räumen und gaben weltliche Feste. Die Äbtissin, oft eine Prinzessin aus königlichem Blute, fuhr in sechsspänniger Karosse und ließ sich bei Feierlichkeiten ein bloßes Schwert und einen goldenen Krummstab vorantragen. Wiederholte Versuche, die Abtei zu reformieren, scheiterten an dem Widerstande der Damen.

lichen Adler von den Thoren abzureißen (1566) und die Klosterfrauen unter seine landesherrliche Gewalt zu zwingen.

Unabläſſig waren die Nachfolger Gerhards darauf bedacht, die Zahl ihrer Vaſallen zu mehren und ihr Hausgut nach allen Seiten auszudehnen und abzurunden. In Streitigkeiten mit dem Kapitel von St. Dié eignen ſie ſich die Hälfte der Stadt und einen Teil des Thales von St. Dié an. Friedrich I., der Neffe Simons II., bringt als Herzog ſein väterliches Erbe Bitſch, das als Apanage jüngerer Söhne abgetrennt, gleich der Grafſchaft Vaudémont eine faſt ſelbſtändige Herrſchaft bildete, wieder an das Herzogtum zurück. Herzog Theobald kauft von dem Kapitel zu Verdun die Hälfte der Stadt Daus (Dieuze) und der dortigen Salinen; Matthäus II. erwirbt die Schlöſſer Lüneville, Gerbeweiler und Valfroicourt und erhält aus dem Nachlaſſe ſeiner Mutter Agnes von Bar († 1226) die Kaſtellanei Longwy und den bisher zu Bar gehörigen Teil von Amance; zugleich weiß er zahlreiche Vaſallen an den Grenzen des Herzogtums, in Burgund und im Elſaß, zu gewinnen.*) Durch Kauf erhält Friedrich II. (1251—1303) die andere Hälfte der Stadt und der Salinen von Daus (1288), die Salinen von Roſières (1291), die Städte Mirecourt und Charmes (1284—85), die Kaſtellanei Paſſavant und die Grafſchaft Mörchingen (1291); er vollendet die Einverleibung der Gebiete von Gemünd (Saargemünd), von Masperg (Marimont) und Lindre, die ſein Vater eingeleitet hatte, und in den Streitigkeiten mit der Abtei Remiremont erhält er den Mitbeſitz der drei Prevoteen von Arches, von Bruyères und Dompaire. Infolge von Verpfändungen, die von dem Grafen von Bar nicht eingelöſt wurden, nimmt Friedrich III. (1312—1328) Beſitz von dem wichtigen und feſten Platze la Mothe wie von den Kaſtellaneien

*) Dazu gehörten unter anderen die Herrn von Paſſavant, Villerſexel, Roidans, Belfort, Speckbach, Enſisheim, St. Pilt, Hohe Königsburg, Bergheim, Couſſey u. a.

Gondrecourt, la Marche, Conflans und Chatillon. Durch Schiedspruch erhält Herzog Rudolf endlich in einem Streite mit dem Bischofe von Metz die Herrschaft Türkstein mit allen Dependenzen zuerkannt. Maria von Blois als Regentin für ihren unmündigen Sohn Johann machte einen mißlungenen Versuch, sich von dem Bischofe Thomas von Bourlemont die oberherrlichen Rechte über die Stadt Toul abtreten zu lassen, dagegen gelang es ihrem Sohne, dem Herzoge Johann, von dem Bischofe von Metz die Kastellanei Baccarat (1396) zu erwerben und so einen Teil des bischöflichen Besitzes dem herzoglichen Hausbesitze anzugliedern. Der Sohn Johanns, Karl II, erwarb durch Kauf von dem Grafen von Lützelstein einen Teil der Herrschaft Saareck und vereinigte die lothringischen Lehen im Leberthale und St. Pilt, die lange Zeit zu unaufhörlichen Streitigkeiten Anlaß gegeben hatten, mit dem Herzogtume. Die Vereinigung des Herzogtums Bar mit Lothringen infolge der Vermählung Isabellas von Lothringen mit Renatus von Anjou verdoppelte nahezu das herzogliche Territorium und machte zugleich der jahrhundertlangen Feindschaft der beiden eifersüchtigen Nachbarländer ein Ende.

Als das deutsche Reich mehr und mehr in ein unförmliches Gewimmel von Staaten zerfiel und die Fürsten, nur auf Mehrung ihrer Hausmacht bedacht, immer rücksichtsloser Reichsgut an sich rissen, ging auch das Streben der lothringischen Herzöge unverholener dahin, sich auf Kosten der Bistümer, d. h. auf Kosten des Reiches weiter auszudehnen und die getrennt liegenden Stücke des Herzogtums aneinander zu schließen. Begünstigt wurde ihr Unternehmen dadurch, daß die bischöflichen Stühle von Metz, Toul und Verdun wiederholt von Mitgliedern des herzoglichen Hauses eingenommen waren, und daß andauernde Geldnot die Bischöfe zwang, fortgesetzt Güter zu verpfänden und zu verlehnen, so daß das weltliche Besitztum der Bistümer im 17. Jahrhundert an die Herzöge übergegangen wäre, wenn

nicht die französische Vergewaltigung des Landes diese Entwicklung der Dinge zerstört hätte.

Als unmittelbare Lehen, über welche dem Reiche alle Oberhoheitsrechte blieben, gewannen die Herzöge außer den oben (S. 110—111) genannten Reichslehen die Vogtei der Stadt Tull (1310)*), die Markgrafschaft Pont à Mousson, die Kaiser Karl IV. 1354 als solche errichtet hatte (s. u.), die Grafschaft Blankenberg im Westrich (1503)**), die Grafschaft Clermont in den Argonnen (1564)***), die Herrschaft Bilstein im Weilerthale, die Herrschaft Hatton-Chatel, ehedem zu dem Bistum Verdun gehörig, und die vordem bischöflich-Metzische Herrschaft Romeny, die gleich Hatton-Chatel 1567 zur Markgrafschaft des Reiches erhoben ward und als solche 1613 an das herzogliche Haus kam. Nachdem 1542 durch den Nürnberger Vertrag (s. u.) Lothringen als freies und unabhängiges Herzogtum erklärt und sein engerer Zusammenhang mit dem Reiche gelöst war, erschienen die Herzöge nur noch als Inhaber der eben genannten unmittelbaren Lehnstücke auf den Reichstagen und nahmen seit 1613 ihren Sitz im Reichsfürstenrate unter dem Aufrufe Romeny ein. Als mittelbare Lehnsträger des Reiches besaßen sie seit alter Zeit das Schloß Daus (Dieuze), die Vogtei von Port St. Nicolas, die sie im Dome zu Metz vor dem Stefansaltare aus der

*) Kaiser Heinrich VII. übertrug sie 1310 dem Herzoge Theobald. Im Jahre 1406 lösten die Bürger von Tull dieses Vogteirecht gegen eine jährlich zu zahlende Summe ein, die bis 1645 auch entrichtet wurde. Mazarin erhob in diesem Jahre gegen die weitere Zahlung Einspruch und seitdem unterblieb sie.

**) Sie kam 1503 durch Schenkung des letzten Besitzers, des Bischofs Ulrich von Tull, an den Herzog Renatus II., doch ward ihre Reichsunmittelbarkeit lange Zeit von den Bischöfen von Metz bestritten.

***) Sie war ursprünglich ein Lehn, mit dem die Bischöfe von Verdun die Grafen von Bar belehnt hatten. Kaiser Maximilian II. wandelte das mittelbare Lehen in ein unmittelbares gegen den Einspruch des französischen Königs, der damals das Protektorat über Verdun hatte.

Hand der Bischöfe zu Lehn nahmen, und seit 1581 die zum Bistume Metz gehörenden Herrschaften Homburg und St. Avold.

Vergebens versuchte Herzog Renatus II. mit Hilfe des Bischofs Ulrich, unter dem die herrliche Kathedrale in Tull vollendet ward, die Grafschaft Tull an sein Haus zu bringen, ebenso scheiterten die wiederholten Versuche Karls III. (1545—1608), den weltlichen Besitz des Bistums Verdun durch Verträge mit den verwandten Bischöfen seinem Hause zu erwerben, an dem Widerstande der Bürgerschaft und an dem Einspruche des Kaisers. Glücklicher war sein Bemühen an anderen Punkten. Durch Verträge mit dem Bistume Metz, die Kaiser Rudolf II. später bestätigte, erwarb er 1561 Saaralben und Saarburg, über das schon 1223 Mathäus II. das Vogteirecht erlangt hatte, und 1593 die Stadt Marsal mit ihren reichen Salinen. Von dem verschuldeten Pfalzgrafen Georg Johann von Lützelstein und Veldenz erkaufte er 1583 die kurz zuvor (1570) mit kaiserlicher Genehmigung gegründete Stadt Pfalzburg nebst den umliegenden Dörfern. Kaiser Rudolf erkannte sie 1609 dem Herzoge von Lothringen als Hausgut zu. Der Nachfolger Karls III., Herzog Heinrich II., erwarb 1623 durch Kauf von dem geächteten Winterkönige die kleine Stadt Lixheim und bildete aus ihr und der zuvor erworbenen Stadt Pfalzburg ein Fürstentum Pfalzburg-Lixheim, für das er vom Kaiser den Namen eines Reichsfürstentums erbat, um es sodann dem Gemahle seiner Nichte, dem Prinzen Ludwig von Lothringen-Guise zu übertragen. Das neue Fürstentum bestand aber nur kurze Zeit, da Pfalzburg schon 1661 an Frankreich abgetreten wurde. Durch Heirat war 1600 auch die eine Hälfte der Reichsgrafschaft Salm, auf dem rechten Ufer der Plaine, an das lothringische Haus gekommen, während der andere Teil den späteren Fürsten von Salm zufiel und bis zum Luneviller Frieden bei dem Reiche verblieb. Ein langdauernder, bis zum Jahre 1669 währender Streit entspann sich um die Grafschaft

Saarwerden, als 1527 das Haus der Grafen von Mörs und Saarwerden ausstarb. Der Kardinalbischof von Metz, Johann von Lothringen, übertrug die zum Bistume gehörenden Lehen seinem Bruder, dem Herzoge Anton von Lothringen. Die Grafen von Nassau-Saarbrücken aber, die in weiblicher Linie von dem Saarwerdischen Hause abstammten, behaupteten, nähere Ansprüche auf jene Gebiete zu haben, und machten deren Besitz dem lothringischen Hause streitig. Das Reichskammergericht entschied 1629 zu Gunsten des Hauses Lothringen, aber der Westfälische Friede stieß dieses Urteil um und sprach das Land dem Hause Nassau-Saarbrücken zu. Der Herzog Karl IV. von Lothringen behauptete sich indes zwanzig Jahre gewaltsam in dem Besitze der ganzen Herrschaft, und erst 1669 brachte das Kammergericht einen Vergleich zu stande, der dem Herzoge die Städte Bockenheim und Weibersweiler nebst der Burg und Stadt Saarwerden überließ, während der übrige Teil der Grafschaft dem Grafen von Nassau-Saarbrücken zuerkannt wurde.

Die hier zuletzt genannten lothringischen Gebiete deutscher Zunge, die im Thale der Saar gelegen, vom Fuße des Donon abwärts bis zur Blies reichen, nebst den unter lothringischer Lehnshoheit stehenden Herrschaften Forbach, Finstingen, Mörchingen und Falkenberg sowie die reichsunmittelbaren Grafschaften Salm, Nassau-Saarwerden, Dagsburg, Lützelstein und Kriechingen,*) die in ihrer Gesamtheit heute den Kern des

*) Diese reichsunmittelbaren Herrschaften, zu denen noch die kleinen reichsunmittelbaren Gebiete Diemeringen, Aßweiler und Püttlingen zu zählen sind, blieben bis zum Luneviller Frieden 1801 deutsches Reichsgebiet, nachdem die Franzosen sie schon vorher 1790—1793 besetzt hatten. Die Grafschaften Saarwerden und Lützelstein, die niemals zum Elsaß gehört hatten, wurden 1790 durch Dekret der Nationalversammlung zum Departement Niederrhein geschlagen wegen des protestantischen Bekenntnisses. Die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen, die 1870—1871 bezüglich ihrer Kenntnis von der Vorgeschichte des Landes sehr wenig von der gerühmten deutschen Gründlichkeit bekundet hat, ist dem Vor-

Reichslandes Lothringen ausmachen, erhielten nach dem Westfälischen Frieden den im Volksmunde gebräuchlichen Namen des Westrich, ein Name, welchen die Chronisten der sächsischen Zeit dem Herzogtume Lothringen gegenüber dem „Ostriche“ Baiern beigelegt hatten*) Diese im Gebiete der Saar erworbenen Besitzungen ihres Hauses unterschieden die späteren Herzöge von dem eigentlichen Herzogtume, und am Nanziger Hofe gefiel man sich darin, den neu erworbenen Saarländern den alten stolzen Namen Austrasien beizulegen. Als im Westfälischen Frieden die Bistümer an Frankreich abgetreten wurden und die Verbindung der Saarländer mit dem übrigen Herzogtume dadurch erschwert war, kam Karl IV. 1664 auf den Gedanken, aus den Grafschaften Bitsch und Saarwerden, aus den Herrschaften Lixheim und Finstingen, aus Saaralben, Saarreich, der Abtei Maurersmünster und der Grafschaft Falkenstein ein eigenes Fürstentum Saarland zu bilden, das unter unmittelbarer Hoheit des Reiches stehen und die Umklammerung Lothringens durch Frankreich verhindern sollte. Der Plan kam indes nicht zur Ausführung, denn im Jahre 1670 ward Karl IV. aufs neue landesverjagt und Lothringen durch französische Heere gewaltsam besetzt.

Staatsrechtlich galt Lothringen das Mittelalter hindurch in ganzem Umfange als ein Bestandteil und Lehen des deutschen Reiches. Wie von der Zeit Brunos an bis zu dem Investiturstreite das kirchliche Leben Lothringens seine

---

gange Frankreichs gefolgt und hat die genannten Bezirke ebenfalls dem Elsaß zugeteilt.

*) So Widukind und Regino, die Lothringen als regnum occidentale bezeichnen. Auch die Fuldaer Annalen reden von Lothringen als dem regnum occidentale oder der provincia occidentalium Francorum. In späterer Zeit beschränkte sich der Name Westrich auf einen schmalen Strich Landes an der unteren Saar zwischen Lothringen, dem Hunsrück und der Pfalz.

Richtung durch die Reichsidee erhielt, so ruhte seit dem Aufkommen des Hauses Elsaß der Schwerpunkt seines politischen Lebens durchaus in Deutschland. Lothringen ist und bleibt staatsrechtlich und thatsächlich eine deutsche Provinz, die fortwährend durch innere Fehden beunruhigt, aber nicht mehr von separatistischen Trieben durchzuckt wird. Die Herzöge, seit Otto I. lange Zeit Erzkämmerer des Reiches, nahmen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts an den Reichsangelegenheiten einen nennenswerten Anteil; wir finden sie namentlich in der Zeit der salischen und staufischen Kaiser auf Reichstagen und bei Königswahlen, auf den Romfahrten der Kaiser wie in den Parteiwirren und inneren Kämpfen, welche das Reich zerreißen. Ihre Frauen wählen sie, anders als in den späteren Zeiten des Mittelalters, wo sie um französische Prinzessinnen werben, fast nur aus deutschen Fürstenhäusern. Herzog Simon I. hatte eine Schwester Kaiser Lothars zur Frau, Mathäus I. war vermählt mit Bertha, der Schwester Friedrich Rotbarts. Der Kaiser bietet sie auf als seine „Getreuen" zu Romfahrten und zur Teilnahme an Synoden und entscheidet als Oberlehnsherr in inneren Streitigkeiten.*) In den Reichsmatrikeln, dem Album der Stände, sind sie gleich den andern Reichsfürsten aufgezählt und wie diese zu den allgemeinen Umlagen veranschlagt. Von dem mächtigen Adel und den Bischöfen oft hart bedrängt und auf den Beistand des Reiches angewiesen, machten die Nachfolger Gerhards die Sache ihres Oberlehnsherrn lange Zeit

*) Fredericus, Dei gratia Romanorum imperator, semper Augustus, Fideli Suo Matheo, duci Lotharingiae gratiam suam et omne bonum . . . Quia hoc negotium tam arduum (Beseitigung des Schisma) sine tuae discretionis praesentia consummari non potest, exorantes commonemus te in ea fide, quam debes Imperio . . nobis occurras, ad Concilium nobiscum processurus. Schreiben Kaiser Friedrichs I. an den Herzog von Lothringen, der ihn auf dem Römerzuge begleitet hatte, und den er jetzt auffordert, auf dem Konzil in Dôle zu erscheinen.

zu der ihrigen, sie sahen in ihm ihren Bundesgenossen und hielten es für ihren Vorteil, auf seiner Seite zu kämpfen.*)

*) Herzog Dietrich war, wie oben gesagt, ein eifriger Parteigänger Heinrichs IV. im Kampfe gegen die Sachsen und die gregorianische Partei und wirkte auf der Synode zu Worms für die Absetzung Gregors. Sein Nachfolger Simon begleitete Kaiser Lothar über die Alpen, kämpfte gegen Roger von Sizilien und war bei der Erstürmung von Amalfi, die dadurch bemerkenswert ist, daß man in der Stadt eine Abschrift der Pandekten Justinians fand. Simons Nachfolger, der oben erwähnte Herzog Mathäus war ein ebenso eifriger Anhänger Konrads III. und Friedrichs I., kämpfte an dessen Seite gegen den lombardischen Städtebund und Alexander III. und erhielt das Recht den kaiserlichen Adler in seinem Wappen und auf seinem Banner zu führen. Herzog Theobald I. ist ein eifriger Parteigänger des Staufers Friedrich II., bis er von diesem getäuscht sich auf die Seite des Welfen Otto stellt (S. u.). Matthäus II., der Bruder und Nachfolger Theobalds, bewährte sich wiederum auch in kritischen Lagen als treuen Vasallen desselben Friedrichs II., der seinen Bruder bekämpft hatte, bis 1246 der allgemeine Abfall der Reichsfürsten von dem Kaiser auch ihn zum Verlassen des von der Kirche Gebannten bestimmte. Wir finden ihn auf allen wichtigen Tagen, wo Reichsangelegenheiten verhandelt werden: 1224 in Tull, 1225 an der Seite des Königs Heinrich in Kaiserslautern, 1231 ist er in Worms und wirkt für die Annahme des bekannten Beschlusses, der im ganzen Reiche die städtischen Kommunen und Bündnisse verbot; 1235 als Friedrich aus Italien zurückkehrt, um die Empörung seines rebellischen Sohnes in Deutschland zu unterdrücken, findet er sich in der Begleitung des Kaisers zu Nürnberg und bald darauf im August auf dem glänzenden Reichstage zu Mainz, wo Otto der Jüngere das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg als Lehen erhielt und ein umfassender Landfriede festgesetzt wurde. Wenige Monate später 1236 ist er auf dem glänzenden Hoftage in Hagenau, wo Friedrich die Huldigung des Grafen von Toulouse für die Markgrafschaft Provence entgegen nimmt. Im April 1240 richtet Mathäus nebst dem Herzoge Heinrich von Brabant, dem Grafen von Jülich und Geldern und anderen niederdeutschen Vasallen ein Schreiben an Papst Gregor IX., um den Frieden zwischen Kaiser und Papst herbeizuführen. Durch ein kaiserliches Diplom April 1241 verpflichtet sich Friedrich, den Herzog Mathäus von Lothringen und einige andere Fürsten in Anbetracht ihrer Treue zu schützen, auch mit Waffengewalt, und ihre Ehre zu wahren wie die

In welcher Form Kaiser Heinrich III. dem elsässischen Grafen Gerhard die Herzogsgewalt in Lothringen übertrug, ist von den Chronisten der Zeit nicht überliefert. Der gelehrte Calmet hat aus diesem Umstande gefolgert, daß die Übertragung eine erbliche gewesen sei, und hat deshalb zwischen den Benefiziarherzögen vor Gerhard, die ihre Würde lediglich der kaiserlichen Gnade verdankten, und den Erbherzögen seit Gerhard unterschieden. Aber gerade der Umstand, daß über die Art jener Belehnung nichts überliefert ist, darf als Beweis dafür gelten, daß die Übertragung der Herzogsgewalt an Gerhard von Elsaß unter denselben Bedingungen und Formen stattfand, unter denen auch die früheren Belehnungen erfolgt waren. Welche Gründe hätten auch den mächtigen Kaiser veranlassen können, in dem Herzogtume Mosellanien durch Belehnung auf ewige Zeit eine Macht zu stärken, die sich ihm und seinen Vorgängern in der Kaiserwürde als besonders trotzig und gefährlich erwiesen hatte. Die Unterscheidung, welche Calmet zwischen Benefiziarherzögen und Erbherzögen gemacht und nach ihm alle lothringischen Geschichtsschreiber wiederholt haben, muß darum als eine willkürliche Annahme gelten, mit welcher der gelehrte Benediktiner der Geschichte seines Fürstenhauses zu schmeicheln glaubte. Die Erblichkeit der herzoglichen Würde in dem Hause Gerhards ist jedenfalls auf andere Weise geworden als durch kaiserliche Belehnung. In Lothringen waren die Inhaber der großen Lehen infolge ihrer Umwerbung durch die ost- und westfränkischen Könige viel früher dazu gekommen, sich von der königlichen Gewalt unabhängig und ihre Ämter und Lehen

---

seinige. Erst 1246 nach dem Konzile von Lyon verließ Mathäus die Sache des Kaisers; er war 1247 thätig für die Wahl Wilhelms von Holland und erkannte ihn als König an. Die Thätigkeit Herzog Friedrichs II. auf dem Reichstage zu Frankfurt 1256 ist oben (S. 109) erwähnt worden; sein Nachfolger Theobald II. wohnte der Krönung Heinrichs VII. in Aachen bei und begleitete ihn dann mit einem lothringischen Aufgebote nach Italien.

erblich zu machen als in Deutschland. Reginar Langhals vermachte die Herzogswürde seinem Sohne Giselbert wie in einem Erbreiche, und selbst in der Zeit des sächsischen und salischen Kaisertums gab das Haus Bar in drei auf einander folgenden Generationen dem Lande seine Herzöge, wie es scheint, mit stillschweigender Zustimmung des Kaisers. Während der Wirren, in denen sich zur Zeit Heinrichs IV. das Reich befand, folgte Gerhards Sohn Dietrich im Herzogtume ohne Widerspruch des Kaisers, aber ohne kaiserliche Investitur, und was ihm dadurch an Ansehen abging, ersetzte er und nach ihm sein Sohn Simon I. durch die Zustimmung oder die Wahl der Ritterschaft, der meliores et majores terrae, und so konnte zur Zeit Simons II. unbeschadet der kaiserlichen Investitur der Satz gelten, daß die herzogliche Würde zugleich durch die Wahl und Zustimmung der Großen wie durch Erbrecht erworben werde.*) Immerhin beweist der Lehnbrief vom Jahre 1258, daß die Nachfolger Gerhards die kaiserliche Investitur für das Herzogtum noch zu einer Zeit einholten, als die herzogliche Würde schon zweihundert Jahre in demselben Hause vom Vater auf den Sohn übergegangen war.

Der schon erwähnte Erbfolgestreit zwischen Renatus I. von Anjou und dem Grafen Anton von Vaudémont ist ein bedeutsamer Beweis für die Thatsache, daß auch noch im 15. Jahrhundert das staatsrechtliche Abhängigkeitsverhältnis Lothringens vom Reiche im Lande selbst unbezweifelt war und daß die Vorstellung von der kaiserlichen Autorität über dieses

*) Licet justo desiderio et vocatione legitima virorum nobilium terrae meae et hereditario jure patri meo successi in ducatum. Diplom 1179. Daß eine Urkunde über die Belehnung Herzog Gerhards nicht gefunden worden ist, hat seinen Grund darin, daß es eine solche Urkunde nie gegeben hat. Die Belehnungen vollzogen sich im 11. Jahrhundert durch Überreichung der befahnten Lanze; ein Diplom wurde damals noch nicht ausgestellt.

Reichsgebiet ungeschwächt fortbestand. Um nämlich dem lange währenden Kampfe der beiden Gegner ein Ende zu machen, beschlossen die lothringischen Stände ein Schiedsgericht zu berufen, das beider Ansprüche prüfen und den Streit entscheiden solle. Als die gewählten Schiedsrichter, die drei Bischöfe von Tull, Metz und Verdun und drei Mitglieder der alten Ritterschaft aber zusammenkamen, erklärten sie einmütig, es stehe ihnen nicht zu, in dieser Sache zu urteilen, denn Lothringen sei ein Lehen des Reiches und das Recht, über die Nachfolge zu entscheiden, gebühre allein dem Kaiser als dem obersten Richter und Lehnsherrn. Die Streitsache ward daher vor den Kaiser Sigismund gebracht, und dieser beschied, da Renatus im Turme zu Dijon gefangen saß, den Grafen Anton nach Basel, wo damals das große Konzil tagte, damit er das Recht seiner Ansprüche beweise. Im Februar 1434 erschienen die Sachwalter des Grafen vor dem Kaiser und baten ihn, den Grafen von Vaudémont, ihren Herrn, mit dem Herzogtume und den Regalien zu belehnen. Das kaiserliche Urteil ward im Dome zu Basel feierlich verkündet; es sprach die Nachfolge in Lothringen der Prinzessin Isabella, der Gemahlin des Herzogs Renatus zu, und der Kaiser gab diesem für seine Gemahlin die Investitur mit „dem Herzogtume und der Markgrafschaft Lothringen.“*) Der lothringische Erbstreit, ein Prüfstein für die Fortdauer der kaiserlichen Autorität über Lothringen, ward freilich auch ein Zeugnis für die traurige Wahrheit, daß die Kaisergewalt ihrem unbezweifelten Rechte keine Geltung durch die That mehr zu verschaffen wußte; denn es bedurfte der Einmischung Karls VII. von Frankreich, um dem kaiserlichen Urteile zu Gunsten des Herzogs Renatus Kraft zu geben.

Mit der wachsenden Macht Frankreichs und der zunehmenden Schwäche des deutschen Reiches seit dem Ende

---

*) Pius II. in commentat. de Statu Europae: Lotharingiae nostra aetate Renatus praefuit, dux gentis ab Imperatore constitutus.

des 13. Jahrhunderts war indes eine allmähliche Entfremdung Lothringens vom Reiche eingetreten. Die Aufmerksamkeit der Kaiser hatte sich mehr und mehr dem Osten und Süden des Reiches zugewandt, während die Grenzlande im Norden und Westen an der Peripherie des Reiches von der Centralgewalt nur selten und wenig berührt wurden; sie gerieten dadurch in Gefahr, den lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen zu verlieren und dem nationalen Leben allmählich abzusterben. In Lothringen waren noch besondere Umstände, die in der Natur und Geschichte des Landes lagen, dieser Entwicklung günstig. Weit nach Westen vorgeschoben und durch den Argonnenwald, die Eifelberge und die linksrheinischen Gebirge an drei Seiten abgeschlossen, stellt das Herzogtum Oberlothringen sich geographisch als ein besonderes Gebiet zwischen dem übrigen Deutschland und Frankreich dar. Seine beiden Hauptflüsse Mosel und Maas durchziehen in ansehnlicher Größe ein breites Wellenland und erscheinen wie ein eigenes bedeutendes Flußgebiet. Einst hatte dieses Land ein selbständiges Königreich neben Ost- und Westfrancien ausgemacht, und diese Erinnerung wirkte noch lange in dem Thun und Denken der späteren Geschlechter fort. Kaiser Arnulf wollte Lothringen wieder zu einem besonderen Königreiche machen; derselbe Gedanke lebte in Herzog Giselberts unruhigem Gemüte, ja, selbst am Ende des 16. Jahrhunderts, zur Zeit der französischen Religions- und Bürgerkriege, als Herzog Karl III. sich für die Konföderierten der Liga erklärte, wachte in Lothringen der Gedanke an die alte Selbständigkeit noch einmal auf; man wollte die Bistümer zurückerobern und Metz zur Hauptstadt eines neuen austrasischen Reiches zwischen Deutschland und Frankreich erheben. Heinrich I. und Otto I. nannten sich in Urkunden „Könige der Franken und Lothringer", und Otto I. ließ seinen Sohn Otto, der in Worms 961 durch einstimmige Wahl als Nachfolger in der Königswürde schon anerkannt war, in Loth-

ringen noch besonders als König bestätigen.*) Lage und Beschaffenheit des Landes, Eigenart der Bewohner und geschichtliche Erinnerungen wirkten so zusammen, in dem Lothringer das Sondergefühl zu nähren, daß er etwas für sich sei, nicht zu Frankreich, aber auch nicht ganz zu Deutschland gehöre.

Dieses Gefühl zu verstärken, trugen noch andere Umstände bei. Als nach dem Untergange der großen Kaisergeschlechter das Reich außer stande war, die entfernteren Grenzen zu beschützen, sahen die Lothringer sich gegen die Umwerbungen Frankreichs und die ehrgeizigen Absichten des mächtigen Burgund auf die eigene Kraft und Abwehr angewiesen. Wie diese Ursachen in dem zweisprachigen Volke das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit vertieften, unterhielten und mehrten sie in den Herzögen das alte Streben, als autonome Gewalt sich der Reichsfesseln möglichst zu entledigen. In ununterbrochener Folge hatte seit Gerhard von Elsaß die herzogliche Würde sich fortgeerbt in einem Hause, das reich an Fürsten war, in denen des Volkes Natur und Eigenart erhöht wieder erschien. Früher als in einem anderen deutschen Lande hatte sich dadurch ein Band volkstümlicher Sympathie mit dem Herzogshause geknüpft; früher auch als anderswo hatten die Herzöge seit Mathäus I. eine feste Residenz, das Castrum Nancy, gewählt. So wurden sie in den Augen des Volkes die Verkörperung des Landes, und je mehr die verfallende Centralgewalt die lothringischen Länder sich selbst überließ, um so leichter bildete sich bei der ungestörten Erbfolge der Herzogsgewalt in demselben Hause und bei dem engen Zusammenschlusse von Fürst und Volk die Vorstellung aus, daß die herzogliche Würde nicht ein übertragenes Amt sei, sondern unabhängig von Kaiser und Reich an dem Lande oder dem herzoglichen Hause hafte. Der per-

*) Wormatiae consensu et unanimitate Regni procerum totiusque populi filius ejus Otto eligitur. Indeque progrediens convenientia quoque et electione omnium Lotharienſium Aquis rex ordinatur. Contin. Reginonis.

sönlichen Einwirkung des Oberlehnsherrn entzogen, nehmen die Lothringer an den Ereignissen auf der anderen Seite des Rheines seit dem Herzoge Theobald II. kaum noch einen Anteil, sie erscheinen nicht mehr bei den Wahlen und nur selten auf den Schlachtfeldern Deutschlands. Zwar machten sie nie einen Versuch, sich von dem Reiche loszusagen, vielmehr fanden sie in der nominellen Zugehörigkeit zu ihm ihren Vorteil, aber das Reich wird ihnen zu einem bloßen Begriffe, und Deutschland ist ihnen nicht mehr Vaterland. Da gab die goldene Bulle Kaiser Karls IV. den sieben Wahlfürsten eine bevorrechtete, nahezu unabhängige Stellung und erhob sie dadurch über die andern Reichsfürsten und über das älteste Herzogshaus Lothringen. Es ist nicht bekannt, ob und wie dieser Vorgang auf das staatsrechtliche Verhältnis der lothringischen Herzöge zum Reiche eingewirkt hat, aber 1361 erließ, wie es scheint, derselbe Kaiser, der die Kurfürsten mit so großen Vorrechten ausgestattet hatte, dem Herzoge Johann von Lothringen die Lehnspflicht wegen des Herzogtums und erkannte damit Lothringen eine Sonderstellung im Reiche zu. Der kaiserliche Lehnbrief Karls IV. aus dem genannten Jahre zählt nämlich alle anderen Lehnstücke auf, welche die Vorfahren des Herzogs seit alter Zeit vom Reiche erhalten hatten, das Herzogtum selbst aber, das ein Jahrhundert zuvor noch in dem Diplome von 1258 als erstes Lehen genannt wurde, ist nicht mehr erwähnt und kann somit nicht mehr als eigentliches Reichslehn betrachtet werden. In dieser Zeit hatten die lothringischen Herzöge sich auch persönlich dem Reiche entfremdet und sich mehr und mehr in die Angelegenheiten Frankreichs verwickelt. Für einen Teil ihres Gebietes den französischen Königen lehnspflichtig geworden, suchen sie deren Beistand für ihre ehrgeizigen Pläne zu gewinnen, leisten ihnen Zuzug in den Kriegen mit England und nehmen Ehrenstellen und Jahrgelder von ihnen an. Herzog Theobald II. (1303—1312), leistete Heinrich VII. noch Heeresfolge nach

Italien und stritt für die kaiserliche Sache unter den Mauern von Florenz, aber schon sein Sohn Friedrich III. war ein eifriger Parteigänger Frankreichs und ein Gegner Ludwigs des Baiern; für die französische Sache kämpfend fiel er nebst einer großen Zahl lothringischer Edelleute in der Schlacht bei Montkastel. Sein Nachfolger Rudolf kämpfte und fiel in den Reihen des französischen Heeres bei Crecy, und Johann I. (1346—1390) folgte den französischen Fahnen in den flandrischen Krieg und gefiel sich dann, angezogen durch die Reize des Pariser Lebens, in einem langen Aufenthalte am königlichen Hofe. Mit Renatus I. kam die herzogliche Würde Lothringens für 42 Jahre (1431—1473) an drei abenteuernde Prinzen des Hauses Anjou, die sich ganz in den Dienst der französischen Krone stellten und die Mittel ihres Landes verbrauchten, um fernen Fürstenkronen in Italien und Spanien nachzujagen. Sie nahmen die prunkenden Titel: Könige von Neapel, Sizilien, Aragon und Jerusalem an; durch schmeichelnde Genealogen ließen sie den Ursprung ihres Hauses auf Karl den Großen, auf Julius Caesar, selbst auf die troischen Helden zurückführen. Da sträubte sich ihr eitles Selbstgefühl gegen die Fessel, die sie ans Reich band; von ihren reichsfürstlichen Pflichten suchten sie sich mehr und mehr loszumachen, auf den Reichstagen wurden sie nicht mehr gesehen, und die von Westen her bedrohte Lage ihres Landes und die eigene Schwäche mißkennend, erklärten sie Lothringen für ein freies, unabhängiges Herzogtum, das sie nächst Gott nur ihrem Schwerte verdankten. Sie ahmten darin anderen Inhabern großer Reichsgebiete nach, die ihre Unabhängigkeit zuerst zur Thatsache machten, um sie dann durch Verträge und kaiserliche Urkunden anerkennen zu lassen. Praktische Folgen hatten indes die Anmaßungen der Herzöge zunächst nicht. Wie im Lande selbst der Gedanke an des Reiches alte Oberhoheit fortlebte, so fuhr das Reich fort, Lothringen als ein Lehen zu behandeln und die Herzöge zu den allgemeinen Beisteuern und

Leistungen heranzuziehen. Auch nach den Zeiten Sigismunds werden in den Reichsmatrikeln die Herzöge Lothringens neben den anderen Reichsfürsten aufgeführt und für den Römermonat gleich den Kurfürsten mit 60 Mann zu Roß und 277 Mann zu Fuß veranschlagt.

Der Widerstreit zwischen den Souveränitätsgelüsten der Herzöge und den Anforderungen des Reiches mußte schärfer hervortreten, sobald ein Kaiser die Zentralgewalt zu stärken und die entfremdeten Glieder wieder enger in den Gesamtverband des Reiches hineinzuziehen unternahm. Maximilian, ein deutsch fühlender, großen und kühnen Gedanken offener Fürst, unternahm es, dem zerfallenden Reiche eine neue Einheit und Festigung zu geben, weshalb Wimpfeling ihn als den Wahrer der Einheit und den Träger großer Staatsgedanken pries. Das Reichskammergericht, die Einführung des gemeinen Pfennigs und die Errichtung einer dem Könige unterstellten nationalen Kriegsmacht sollten das Reich aus seinem Zerfalle, das Königtum aus seiner Ohnmacht wieder aufrichten. Wir wissen, wie kläglich wenig von den kühnen Reformgedanken des Kaisers zur Wirklichkeit wurde, wie auf den Reichstagen zu Worms und Köln der kaiserliche Wille sich an der kurzsichtigen Selbstsucht von Fürsten und Städten brach. Von allen Seiten erhoben sich Beschwerden und Klagen über die Pflichten und Lasten, welche die gewollten Reformen dem einzelnen auferlegten; und wie einst Kaiser Sigismund an der gleichen Selbstsucht der Fürsten sich ein „Ekel gesehen", so daß er sich aus der deutschen Krone „keinen Pfifferling mehr machen" wollte, so gingen Maximilians Reformpläne in die schmerzliche Klage aus: „Mir ist auf der Erde keine Freude mehr, armes, armes deutsches Reich!"

Zu den Fürsten, die selbst die ganz verkümmerten Reformen, vor allem das Reichskammergericht als beengende Schranke

empfanden, gehörte Herzog Renatus II. von Lothringen. Er, der sich wie seine unmittelbaren Vorgänger König von Sizilien und Jerusalem nannte, hatte sich unter den übrigen Reichsfürsten 1495 in Worms zur Huldigung eingefunden, entzog sich aber der allgemeinen feierlichen und öffentlichen Belehnung, die Maximilian dort vollzog, indem er vorher abreiste und seine Lehen ohne das übliche Ceremoniell im stillen empfing. Auch der herkömmlichen Huldigung, mit der die Belehnten dem Könige als ihrem rechtmäßigen Herrn Treue und Gehorsam schwuren, suchte er auszuweichen, indem er geltend machte, daß nicht das Herzogtum, sondern nur einzelne Lehnstücke, die seine Vorfahren empfangen, vom Reiche abhängig seien. Er leistete daher nur eine Ehrenhuldigung, die mehr eine inhaltsleere Form als eine Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit schien. Das Kammergericht trat indes in Wirksamkeit und griff, unbekümmert um die persönlichen Ansichten des Herzogs, in die lothringischen Angelegenheiten ein. Gegen diese Eingriffe erhob Renatus schon im Jahre 1496 Widerspruch, denn das Herzogtum sei dem Reiche nicht unmittelbar untergeben, und die Herzöge Lothringens, die ihre Sache nur vor Kaisern und Königen geführt hätten, könnten nach altem Rechte nicht vor ein fremdes Gericht geladen werden. Das Kammergericht ließ sich indes durch diese Proteste nicht beirren und nahm vor wie nach unter dem Beifalle der Reichsstände die Berufung lothringischer Vasallen an. Ein langer, erbitterter Streit entspann sich von da über die Zuständigkeit des obersten Reichsgerichtes in lothringischen Rechtsfragen und verdichtete sich immer mehr zu einer Streitfrage über das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum Reiche. Auf dem Nürnberger Reichstage 1524 erhob Herzog Anton, Renatus' II. Nachfolger, da er wegen der Türkenhilfe gemahnt worden war, Beschwerde über die Heranziehung Lothringens zu den allgemeinen Umlagen und bestritt aufs neue das Recht des Kammergerichtes, sich in die inneren

Angelegenheiten des Herzogtums einzumischen und ihn oder seine Unterthanen durch Prozesse zu belästigen. In unklarer oder bewußter Verwechslung des alten karolingischen Mittelreiches mit dem Herzogtume Oberlothringen stellten die Anwälte des Herzogs dieses als eine alte Monarchie dar, als einen freien, unabhängigen Staat, der nur wegen einzelner Gebietsteile dem Reiche lehnspflichtig sei, im übrigen aber zu Leistungen an dieses nicht herangezogen werden dürfe.

Ein Streit, der 1530 zwischen dem Herzoge und dessen Ständen ausbrach, zeigte, wie unbequem das Kammergericht der landesherrlichen Gewalt des Herzogs werden könne, und veranlaßte diesen, die Einmischung des Kammergerichtes in die lothringischen Dinge noch eifriger abzuwehren. Die hadernden Stände versagten nämlich dem Herzoge den Gehorsam und beriefen sich auf das kaiserliche Kammergericht; denn die höchste Entscheidung in lothringischen Rechtsstreitigkeiten, so erklärten sie dem Herzoge, stehe dem kaiserlichen Kammergerichte zu, auch sei es besser für sie, als freie Männer unter dem Schutze des Reiches zu stehen, als von der Gewalt des Herzogs abhängig zu sein. Während der Herzog ohne besonderen Erfolg den vorsichtig zögernden Kaiser für die beanspruchte Unabhängigkeit des Herzogtums vom Reichskammergerichte zu gewinnen suchte, hielt dieses an seinem Rechte der obersten Jurisdiktion in Lothringen fest und stellte den Klagen des Herzogs die Thatsache entgegen, daß die Herzöge allezeit die Berufung zu den Reichstagen empfangen und dort Sitz und Stimme gehabt hätten, daß sie ferner gleich den anderen Reichsfürsten in die alten und neuen Matrikel eingetragen und mit Reichssteuern belegt worden seien. Auch auf den Reichstagen trat man den Ansprüchen des Herzogs entgegen, denn ein selbständiges Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich gebe es nicht, wie der Vertrag beweise, den Kaiser Otto II. 979 mit dem Könige der Westfranken geschlossen habe.

Unterdes wurde dem Herzoge Anton bei seinen Unabhängigkeitsgelüsten selbst bange. Die furchtbar aufstrebende Macht des französischen Königtums, das alle Kräfte der Nation in sich zusammenfassend offen nach der Vorherrschaft in Europa strebte, und die sichtbaren Gefahren, mit denen es seine östlichen Nachbarn bedrohte, — hatte Franz I. doch mitten im Frieden kurz zuvor Savoyen besetzt — brachten seit 1530 die bisherige Politik der lothringischen Herzöge zur Umkehr. Hatten diese bisher seit 150 Jahren gesucht, die Lehnssessel, die sie ans Reich band, zu lösen und eine lothringische Souveränität zu gewinnen, so dachte Herzog Anton seit 1530 daran, gegen Frankreichs gefährliches Vordringen einen neuen Rückhalt am Reiche zu suchen. Diese Umkehr bekundete er 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg, als er den sogenannten Landfried, die seinen Staaten auferlegte Reichshilfe gegen die Türken, ohne Widerspruch zuließ und außerdem noch Truppen zum Schutze der kaiserlichen Erblande stellte. Und da die kaiserlichen und lothringischen Interessen Frankreich gegenüber die gleichen waren, so zeigten sich auch Kaiser und Reich ihrerseits den Wünschen des Herzogs geneigter. Neue Verhandlungen über das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum Reiche führten zehn Jahre später 1542 durch kaiserliche Vermittlung zu einem Vergleiche, dem sogenannten Nürnberger Vertrage. Nach dem Wortlaute dieses widerspruchsvollen, vieldeutigen Übereinkommens sollen die Herzöge von Lothringen alles, was sie bisher als Lehen des Reiches empfangen und besessen haben, auch in Zukunft in gleicher Weise als Lehen erhalten, das Herzogtum selbst aber soll fortan ein freies, nicht wieder an das Reich zurückkehrendes Herzogtum sein und bleiben.*) Was die Herzöge seit langem beanspruchten, hatten sie nach dem Wortlaute des Vertrages

*) Quidquid duces majores et ipse Dux Antonius hactenus ab Imperio in feudum habuerunt, receperunt et tulerunt, idem dux ejusque successores in futurum eodem modo in feudum recipient

jetzt erlangt. Die Geltung des Kammergerichtes in lothringischen Rechtssachen war aufgehoben, der engere Zusammenhang des Herzogtums mit dem Reiche gelöst. Nur für die anderen, unmittelbaren Lehen: die Markgrafschaft Pont à Mousson und Nomeny, die Grafschaften Blankenburg und Clermont in den Argonnen und die Herrschaft Bilstein, auf denen fortan die Reichsstandschaft Lothringens beruhte, sollten die Herzöge dem Reiche lehnspflichtig sein. Gleichwohl blieb Lothringen ein Teil des oberrheinischen Kreises, und das Herzogtum selbst ward gleich den eben genannten Lehnstücken in den Schutz des Reiches aufgenommen. Die Beiträge, welche der Herzog fortan für allgemeine Reichszwecke zu steuern hatte, wurden neu veranschlagt und auf zwei Drittel des bisherigen Kurfürstenanschlages herabgesetzt.

Dieser Vertrag, ein Erzeugnis der Not und Verlegenheit, an dessen Zustandekommen einerseits die gefährdete Lage Lothringens, anderseits das feindliche Verhältnis zwischen dem Kaiser und Frankreich teil hatte, gab dem Herzogtume Lothringen staatsrechtlich eine unheilvolle Doppelstellung, wie sie nur denkbar war in dem chaotischen Wirrwar, den man das heilige römische Reich nannte. Er verlieh Lothringen den Charakter eines freien unabhängigen Fürstentums und doch blieb Lothringen in seinem ganzen Umfange im Schutze des Reiches, er hob die Herrschaft des Kammergerichtes in den lothringischen Ländern auf, und doch blieben die Herzöge für die Zahlung ihrer Beiträge zu den Reichskosten wie „für die Wahrung des allgemeinen Landfriedens“ dem Reiche und dessen oberstem Gerichtshofe verantwortlich. So sehr auch die Herzöge sich in dem Gedanken gefielen, freie, unabhängige Fürsten zu sein: von dem Reiche und der Jurisdiktion des Kammergerichtes war das Herzogtum dennoch nicht los

et ferent, in hoc-tamen excepto Lotharingiae ducatu, qui liber et non incorporabilis ducatus erit et manebit semper.

gelöst.*) Die unausbleiblichen Folgen dieses zwitterhaften Verhältnisses traten bald in gegenseitigen Klagen und Beschwerden zu Tage. Nach Lage der Dinge pochten die Herzöge das eine Mal, wenn sie sich von den Lasten und Pflichten, die ihnen das Reich auferlegte, beschwert fühlten, auf ihre Unabhängigkeit, das andere Mal, wenn sie der Hilfe bedurften, stellten sie sich wieder als Angehörige des Reiches dar und klagten, daß sie bei diesem nicht den nötigen Schutz fänden; und wie die Herzöge unter dem Vorwande, freie Fürsten zu sein, sich der Zahlung der auferlegten Reichssteuern zu entziehen suchten, so ließ das Reich es seinerseits wieder an der übernommenen Schutzpflicht fehlen. In entscheidenden Augenblicken hat dieses unklare Verhältnis sich für das Geschick Lothringens sehr unheilvoll erwiesen. Das Selbstgefühl der Herzöge sträubte sich dagegen, daß sie gleich den anderen Fürsten auf den Reichstagen erscheinen sollten, aber in den Tagen der Not und Bedrängnis kamen sie, um dann als lästige, kaum noch zum Reiche zählende Bittsteller, die vieles forderten, aber nichts leisteten, harte Worte des Tadels und der Zurückweisung aus dem Munde eigensüchtiger Mitstände zu vernehmen. Auch den feindlichen Absichten Frankreichs hat die unklare Zwitterstellung Lothringens zum Reiche treffliche Dienste gethan. Wie es die wechselnde Gestalt der Dinge und der eigene Vorteil erheischte, hat die französische Staatskunst bei Vertragsschlüssen und auf Friedenskongressen bald die Souveränität der lothringischen Herzöge, bald deren Reichsangehörigkeit einseitig vorgeschoben und, wie die Folge zeigen wird, die staatliche Doppelnatur des Herzogtums allezeit zum Schaden und Spotte des Reiches und zum Verderben Lothringens zu verwerten gewußt.

*) Fitte, die staatsrechtliche Stellung Lothringens zum deutschen Reiche seit dem Jahre 1542.

Fünfter Abschnitt.

Steigende Macht Frankreichs seit Philipp August II. Philipp IV. der Schöpfer der neuen französischen Staatskunst gegenüber dem deutschen Reiche. Die Lehre von den natürlichen Grenzen. Erste Übergriffe in die deutschen Reichsgebiete und die Schwäche der deutschen Abwehr. Vergewaltigung der Abtei Beaulieu und das Bistum Tull. Adolf von Nassau wendet sich gegen Philipp IV. Bündnis mit England. Das westliche Bar wird Frankreich lehnspflichtig. Lehnsabhängigkeit der lothringischen Herzöge von Frankreich. Albrecht von Österreich und Philipp IV. Zusammenkunft beider Könige an der Maas und Abgrenzung des Reiches im Westen. Französische Staatsschriften über das Verhältnis Lothringens zum Reiche. Staatsschrift des Advokaten Peter Dubois. Erfolge der Politik Philipps IV. Innere Vorgänge in Lothringen.

Seit dem Vertrage von Mersen hatten die karolingischen Könige des Westreiches, so schwach und wankend ihr Thron auch war, zu keiner Zeit der Lockung widerstanden, welche die alten Stammländer ihres Hauses zwischen Maas und Rhein auf sie ausübte. Aber ihre wiederholten Einfälle in die lothringischen Gebiete hatten an den deutschen Königen eine starke Abwehr gefunden und waren nur ein Zeugnis ihrer Begehrlichkeit und zugleich ihrer Ohnmacht geblieben. Die ersten Könige des kapetingischen Hauses, unsicher auf dem neuen Throne und bedrängt von übermächtigen Vasallen, hatten weder die Kraft noch den Willen, die Überfälle der Karolinger zu wiederholen. Noch fehlte es den Franzosen an einem festen Zusammenschlusse, um eine erfolgreiche Eroberungspolitik gegen den Rhein zu versuchen; die reichen Kräfte der Nation, der

das einigende Band eines starken Königtums fehlte, strebten noch auseinander, und so blieben die Könige selbst unthätig, als die Nachfolger der Ottonen sich zu Königen des Arelats krönen ließen. Dieses Verhältnis Frankreichs zum deutschen Reiche hatte sich indes schon zur Zeit der letzten Hohenstaufen infolge der ganz verschiedenen Entwicklung, welche die politischen Dinge in beiden Ländern genommen hatten, vollständig gewandelt. Der partikularistische Geist, in den der individuelle Freiheitssinn der Germanen entartet war, und der Mangel an kräftigem nationalem Egoismus hatte die Bildung einer festen Monarchie in Deutschland verhindert und das Reich allmählich in eine Anzahl von großen Gutsherrschaften aufgelöst, deren jede nach Zahl und Macht ihrer Lehnsleute eine selbständige Herrschaft im Staate bildete, während es den kleinen kapetingischen Königen des Westens gelungen war, die Erblichkeit ihrer Krone durchzusetzen und damit den Weg zur staatlichen Einheit und Macht einzuschlagen.

Die Regierung Philipp Augusts II. bezeichnet den bedeutsamen Wendepunkt in den bisherigen Beziehungen Frankreichs zum deutschen Reiche. Der französische Staatsgedanke in aller Stärke und sofort auch in aller Überspannung wird in diesem Könige lebendig. Sinnend unter einem Baum sitzend, so wird erzählt, wurde er gefragt, worüber er nachdenke. „Ich sinne darüber nach", lautete seine Antwort, „ob Gott mir oder einem andern Könige vergönnen wird, Frankreich wieder jene Macht und Ausdehnung zu geben, die es einst unter dem großen Karl besaß." Im Westen und Süden drängt er die einengende normanisch-englische Macht zurück, und ermutigt durch den politischen Zwiespalt in Deutschland, stellt er der Theorie von der Oberhoheit des Kaisers thatsächlich die Theorie von dem Vorrange der französischen Nation gegenüber. Nach langer Zeit ist er der erste französische König, der den zurückgestellten aber nie aufgegebenen Gedanken wieder aufnimmt, Frankreichs Grenzen bis an den Rhein auszudehnen, so daß Papst Innozenz mahnend ihm zu bedenken

gibt, ob es ihm und Frankreich frommen werde, Hand an das Reich zu legen. Mit Eifer und Geschick unterhält und schürt er in Deutschland den Haß der Parteien, als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. die Doppelwahl eines staufischen und eines welfischen Königs das Reich entzweite. Wie erschrak er, als er 1208 nach König Philipps Ermordung vernahm, daß die entzweiten Deutschen sich einigen und den Welfen Otto als König anerkennen wollten. Er setzt alles in Bewegung, die Anerkennung Ottos zu hintertreiben, er mahnt die deutschen Fürsten ab und stellt dem Welfen den Herzog Heinrich von Brabant entgegen. Als dieser an dem Erfolge zweifelnd der Krone entsagt und sich dem Könige Otto unterwirft, treibt Philipp zur Wahl eines neuen Gegenkönigs, des jungen Sizilianers Friedrich, und mit französischem Golde, den livres tournois, die nirgend besser aufgehoben seien als bei den Deutschen, erkauft er seinem Schützlinge Anhänger, die er gegen den Welfen zur Empörung ruft. Nicht Innozenz III., sondern Philipp August von Frankreich hat den sizilianischen Friedrich, den Verderber der deutschen Königsmacht und des deutschen Reiches, den Wahlfürsten empfohlen;*) erst im Vertrauen auf den König von Frankreich wagte Innozenz den ungehorsamen Welfen zu bannen und die Großen vom Treueide zu entbinden. Die Schlacht von Bouvines, unbedeutend an sich, aber weltgeschichtlich durch ihre Folgen, sichert dem Geschöpfe Philipps den Sieg über den Gegner und gibt den Deutschen einen König von Frankreichs Willen und Gnaden. In dieser Schlacht ward der deutsche Reichsadler zum ersten Male gebrochen; der deutsche Name verliert bei den Franzosen seine Ehre und Furchtbarkeit, und ebenbürtig an europäischer Bedeutung stellt sich seitdem Frankreich Deutschland gegenüber. Die weitere Schwächung der Reichsmacht überläßt Philipp sodann dem verbündeten Kaiser Friedrich, der, unähnlich den weitblickenden französischen und

*) Scheffer Boichhorst: Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 533.

englischen Königen, in blindem Hasse gegen das aufsteigende Bürgertum und die Städte, Reichsgut und Königsrechte den Fürsten preisgibt und die Auflösung Deutschlands in Landesherrschaften beschleunigt. Seitdem erhebt sich stolzer die deutsche Fürstenmacht und dient dem französischen Königtume als ausgesuchtes Werkzeug zur Verwirklichung seiner weitausschauenden Pläne. Während in Deutschland die monarchische Einheit sich löst und das Reich in das alte Chaos zurücksinkt, sammelt das französische Königtum die zersplitterten Kräfte der Nation; und der nationale und centralisierende Trieb des französischen Volkes kommt ihm dabei helfend entgegen. Die Macht der großen Barone wird zum Besten der Gesamtheit gebrochen, das Parlament erklärt den lokalen Rechtsgewohnheiten den Krieg, aus einer Unzahl von Dialekten bildet sich eine herrschende Sprache, und die religiös-philosophischen Versuche der andern Völker schließen sich ab zum folgerechten Systeme der Scholastik. Seit Philipp II. ist die französische Nation in steter Zunahme an innerer Geschlossenheit und äußerer Macht in demselben Maße, wie die deutsche Königsgewalt sich auflöst. Entlastet von dem Übergewichte des deutschen Reiches und befreit von der Nebenbuhlerschaft Englands, übt Frankreich vom Anfange des 13. Jahrhunderts die politische und kulturelle Vorherrschaft in Europa. Nach der Schlacht von Bouvines hört Niederlothringen nahezu auf, ein deutsches Land zu sein; die Könige Frankreichs regeln länger als ein Jahrhundert von Paris aus die Angelegenheiten der großen Feudalhäuser dieses Landes und lassen bald wie im zehnten Jahrhundert ihre Blicke nach der Rheingrenze schweifen.

Schon unter dem dritten Nachfolger Philipps II. handelt es sich nicht mehr darum, Frankreichs Unabhängigkeit zu sichern: das Haupt des kapetingischen Hauses, König Karl von Neapel und Sizilien, denkt an nichts Geringeres, als den Traum Philipp Augusts zu verwirklichen und „die Herrschaft der Welt", die Krone Karls des Großen, den Deutschen zu entreißen und auf das

gibt, ob es ihm und Frankreich frommen werde, Hand an das Reich zu legen. Mit Eifer und Geschick unterhält und schürt er in Deutschland den Haß der Parteien, als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. die Doppelwahl eines staufischen und eines welfischen Königs das Reich entzweite. Wie erschrak er, als er 1208 nach König Philipps Ermordung vernahm, daß die entzweiten Deutschen sich einigen und den Welfen Otto als König anerkennen wollten. Er setzt alles in Bewegung, die Anerkennung Ottos zu hintertreiben, er mahnt die deutschen Fürsten ab und stellt dem Welfen den Herzog Heinrich von Brabant entgegen. Als dieser an dem Erfolge zweifelnd der Krone entsagt und sich dem Könige Otto unterwirft, treibt Philipp zur Wahl eines neuen Gegenkönigs, des jungen Sizilianers Friedrich, und mit französischem Golde, den livres tournois, die nirgend besser aufgehoben seien als bei den Deutschen, erkauft er seinem Schützlinge Anhänger, die er gegen den Welfen zur Empörung ruft. Nicht Innozenz III., sondern Philipp August von Frankreich hat den sizilianischen Friedrich, den Verderber der deutschen Königsmacht und des deutschen Reiches, den Wahlfürsten empfohlen;*) erst im Vertrauen auf den König von Frankreich wagte Innozenz den ungehorsamen Welfen zu bannen und die Großen vom Treueide zu entbinden. Die Schlacht von Bouvines, unbedeutend an sich, aber weltgeschichtlich durch ihre Folgen, sichert dem Geschöpfe Philipps den Sieg über den Gegner und gibt den Deutschen einen König von Frankreichs Willen und Gnaden. In dieser Schlacht ward der deutsche Reichsadler zum ersten Male gebrochen; der deutsche Name verliert bei den Franzosen seine Ehre und Furchtbarkeit, und ebenbürtig an europäischer Bedeutung stellt sich seitdem Frankreich Deutschland gegenüber. Die weitere Schwächung der Reichsmacht überläßt Philipp sodann dem verbündeten Kaiser Friedrich, der, unähnlich den weitblickenden französischen und

*) Scheffer Boichhorst: Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 533.

englischen Königen, in blindem Hasse gegen das aufsteigende Bürgertum und die Städte, Reichsgut und Königsrechte den Fürsten preisgibt und die Auflösung Deutschlands in Landesherrschaften beschleunigt. Seitdem erhebt sich stolzer die deutsche Fürstenmacht und dient dem französischen Königtume als ausgesuchtes Werkzeug zur Verwirklichung seiner weitausschauenden Pläne. Während in Deutschland die monarchische Einheit sich löst und das Reich in das alte Chaos zurücksinkt, sammelt das französische Königtum die zersplitterten Kräfte der Nation; und der nationale und centralisierende Trieb des französischen Volkes kommt ihm dabei helfend entgegen. Die Macht der großen Barone wird zum Besten der Gesamtheit gebrochen, das Parlament erklärt den lokalen Rechtsgewohnheiten den Krieg, aus einer Unzahl von Dialekten bildet sich eine herrschende Sprache, und die religiös-philosophischen Versuche der andern Völker schließen sich ab zum folgerechten Systeme der Scholastik. Seit Philipp II. ist die französische Nation in steter Zunahme an innerer Geschlossenheit und äußerer Macht in demselben Maße, wie die deutsche Königsgewalt sich auflöst. Entlastet von dem Übergewichte des deutschen Reiches und befreit von der Nebenbuhlerschaft Englands, übt Frankreich vom Anfange des 13. Jahrhunderts die politische und kulturelle Vorherrschaft in Europa. Nach der Schlacht von Bouvines hört Niederlothringen nahezu auf, ein deutsches Land zu sein; die Könige Frankreichs regeln länger als ein Jahrhundert von Paris aus die Angelegenheiten der großen Feudalhäuser dieses Landes und lassen bald wie im zehnten Jahrhundert ihre Blicke nach der Rheingrenze schweifen.

Schon unter dem dritten Nachfolger Philipps II. handelt es sich nicht mehr darum, Frankreichs Unabhängigkeit zu sichern: das Haupt des kapetingischen Hauses, König Karl von Neapel und Sizilien, denkt an nichts Geringeres, als den Traum Philipp Augusts zu verwirklichen und „die Herrschaft der Welt", die Krone Karls des Großen, den Deutschen zu entreißen und auf das

Haupt seines unbedeutenden Neffen, des Königs Philipp III. von Frankreich zu setzen. Um die gehaßte und die gefürchtete Macht der Hohenstaufen zu vernichten, hatten die Päpste einst das Haus Anjou nach Italien gerufen. Mit Schrecken sahen sie jetzt, daß die Knechtung, welche die Kirche einst von den Staufen gefürchtet, von den Nachkommen Hugo Kapets drohe, und daß das Papsttum in Gefahr stehe, Sklave seines eignen Vasallen zu werden. Dahin hatte also die päpstliche Politik gegen die Hohenstaufen geführt, und die Ironie der Weltgeschichte zeigte wieder einmal, wie trügerisch und unzulänglich auch die klügste und weitschauendste Berechnung der Menschen in dem großen Laufe der Dinge sei. In dieser gefahrvollen Lage forderte Papst Gregor X. die deutschen Wahlfürsten auf, der kaiserlosen Zeit ein Ende zu machen und wiederum einen König zu küren, sonst werde er ihnen einen König nach seinem Willen geben. So ward Rudolf von Habsburg gewählt, und die Wiederherstellung eines nationalen Königtums in Deutschland machte den auf Errichtung einer französischen Universalmonarchie gerichteten Plänen des Königs von Neapel und Sizilien vorläufig ein Ende. Karl von Anjou hatte auf die von französischem Geiste erfüllten Kardinäle als Werkzeuge seiner Politik gerechnet, er glaubte durch sie auch Herr des Papstes zu sein, die deutschen Wahlfürsten hatte er außer acht gelassen. Anders verfuhr der König, der als eigentlicher Erbe Philipps II. die von diesem erfaßte Politik aufnahm und weiterführte.

Philipp IV., der erste Monarch neuzeitlicher Richtung, ist der wahre Schöpfer jener Staatskunst gewesen, die alle bedeutenden Könige und Staatsmänner Frankreichs nach ihm gegen das deutsche Reich befolgt haben. Er wirft sich zum Schützer der „deutschen Libertät“, der deutschen Fürstenaristokratie auf, deren partikularistische Begehrlichkeit ihm das ausgesuchte Mittel ist, die monarchische Gewalt in Deutschland vollends zu brechen, das Reich zu zersplittern und den

Einwirkungen Frankreichs stets offen zu halten. Deutsche Fürstenpolitik und die Politik Frankreichs gehen auf dasselbe Ziel; die Fürsten ebenen dem Könige die Bahn, und dieser stellt jenen dafür seine Macht zur Verfügung. Philipp verhandelt mit den Kurfürsten wie mit seinesgleichen und bereitet die Souveränität des deutschen Fürstentums vor, die Mazarin im westfälischen Frieden zum Besten Frankreichs vollendete. Mit seiner Regierung beginnen die zahlreichen Bündnisse französischer Könige mit den rheinischen Bischöfen, mit den Herzögen von Geldern und Baiern, den Grafen von Würtenberg, Baden und Savoyen, denen später die Bündnisse mit den kalvinistischen Fürsten folgen, von denen viele sich stolz Vasallen des Königs von Frankreich nennen und immer dürftig, immer gierig, einen nicht zu stillenden Hunger nach französischem Golde, nach den livres tournois bekunden, die ja nach dem Worte Philipps II. nirgend besser aufgehoben waren als bei den Deutschen. Vorsichtig und kühl, ein Meister diplomatischer Künste, geschmeidig wie ein Panther und immer sein Ziel im Auge haltend, „in allem Franzose, nur nicht in der Unbeständigkeit", meidet Philipp die offene Feindschaft mit dem Reiche und die Entscheidung der Waffen so lange als möglich und nähert sich schrittweise aber sicher seiner Beute. In den östlichen Grenzländern bis zu dem Rheine und den Alpen, — denn seine nächsten Ziele standen am Rhein und auf den Zugängen nach Italien, — benutzt er die zahlreichen Feindschaften der Edelleute und kleinen Dynasten, der Bischöfe und Stadtgemeinden, mit denen er Bündnisse und Verträge schließt, um sich bald als Schiedsrichter, bald als Schutzherr und Gebieter in alle Verhältnisse dieser Landschaften einzudrängen. Auf diese Weise legt er seine Hand auf Flandern; während der großen Kämpfe, die am Niederrheine um das Herzogtum Limburg gekämpft werden, zwingt er sich den Parteien als Vermittler auf und verfügt dort über Territorien des Reiches, als ob die Niederlande ein herrenloser Besitz seien. Durch

Bethörung des Pfalzgrafen Otto, deſſen Erbtochter er mit ſeinem Sohne verbindet, verſucht er ferner, die wichtige Grafſchaft Burgund an die Krone Frankreichs zu bringen, und vereitelt die Abſichten Rudolfs von Habsburg, der die Grenzen ſeiner ererbten Herrſchaft im Weſten über die burgundiſchen Länder auszudehnen und dieſe wieder feſter an das Reich anzuſchließen ſucht. In den langen Streitigkeiten, welche das Kapitel und die Bürgerſchaft von Lyon entzweiten, wirft er ſich zum Schutzherrn der Bürgerſchaft auf und weiß das loſe Band, wodurch Stadt und Grafſchaft Lyon noch an das Reich gebunden war, völlig zu löſen; auf gleiche Weiſe unterwirft er die Diözeſe Viviers, ein Lehen des Reiches, ſeiner Gerichtsbarkeit. Endlich gelingt es ihm auch an der Maas, in den Gebieten von Verdun und Tull, Fuß zu faſſen. In allen dieſen Vorgängen bekundete ſich das Vordringen der franzöſiſchen Macht gegen den Rhein, nachdem das deutſche Kaiſertum in dem Streben, ſich zur univerſalen Gewalt über das Abendland zu erheben, endgültig geſcheitert war und das Reich dieſe univerſalen Tendenzen mit der Einbuße aller ſtaatlichen Macht und Einheit bezahlt hatte.

Philipp ſtützte indes ſeine Politik nicht auf die Macht allein; er berief ſich auch auf das hiſtoriſche Recht. Er machte die Entdeckung, daß die Grenzen des alten Galliens ſich bis an den Rhein und darüber hinaus erſtreckt hätten, und daß das Recht der Völker ſoweit reiche, wie ihr urſprüngliches Machtgebiet. So verkündet er im Anfange des 14. Jahrhunderts den in neuerer Zeit wiederholten Satz vom Rechte der Nationen und ſpricht das bis dahin unerhörte Wort von den natürlichen Grenzen aus.*) Für alle Zeit hat Philipp IV. dem franzöſiſchen Königtume ſeine

*) Nec enim fines regnorum semper per talia fluvia (Rhone und Saone) distinguuntur, sed per nationes patriae atque terras, prout cuilibet regno ab initio fuerint subjectae. Bonnascieux. Verhandlungen von Pontoiſe 1307.

Ziele und Wege gewiesen. Keine innere Erschütterung Frankreichs, keine große europäische Angelegenheit war im stande, das französische Königtum dauernd von diesen Zielen abzulenken, nicht der hundertjährige Krieg mit England, nicht das große kirchliche Schisma, das die ganze Christenheit in Gewissensängste versetzte, nicht das Vordringen der Türken in Europa. Papst und Kaiser rufen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum neuen Kreuzzuge auf, in allen Ländern der Christenheit mahnen morgens und abends die Glocken: Frankreichs Könige, die Nachfolger Ludwigs des Heiligen, die ältesten Söhne der Christenheit, hören es nicht, sondern bereiten die Bündnisse vor, die Franz I. und Ludwig XIV., den Blick auf den Rhein und Italien gerichtet, mit Soliman und den Köprilis abschließen.

Auf welche Weise die Könige Frankreichs zuerst auf deutsche Reichsgebiete in Lothringen übergriffen, und wie ungestraft dieses geschehen konnte, wird aus dem Verlaufe der hier zu erzählenden Vorgänge klar. Im Jahre 1282 hatten sich die Sizilianer gegen die französische Gewaltherrschaft auf ihrer Insel erhoben und mit Hilfe Peters III. von Aragonien die Tyrannei Karls von Anjou abgeworfen. Während dieser mit dem Aragonier in den sizilischen Gewässern um die entrissene Herrschaft kämpfte, wollte König Philipp III. seinem Oheime Karl durch einen Einfall in Aragonien zu Hilfe kommen. Die Mittel zu diesem Kriegszuge gedachte er indes nicht aus den Mitteln seines Landes, sondern durch einen Zehnten aufzubringen, der nicht nur in Frankreich, sondern auch in den nahegelegenen Bistümern des deutschen Reiches erhoben werden sollte. Papst Martin IV., ein Geschöpf und willfähriges Werkzeug Karls, dazu von Geburt ein Franzose, der, wie es hieß, einen so leidenschaftlichen Haß gegen die Deutschen trug, daß er wünschte, Deutschland möge ein Teich

sein, bewohnt von Fischen, und er ein Hecht oder Storch, um sie alle zu verschlingen, war bereit, die Wünsche seines Herrn zu erfüllen. Er sprach gegen den Aragonier den Bann aus und gestattete dem Könige Philipp nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Bistümern Kammerich, Lüttich, Metz, Tull und Verdun vier Jahre hindurch für den beabsichtigten Kriegszug einen Zehnten zu erheben, denn der Krieg gegen den gebannten Aragonier werde auch für die Sache des heiligen Stuhles geführt. Erst als Martin IV. 1285 starb und ihm Honorius IV. folgte, der dem französischen Könige gegenüber weder die Abhängigkeit noch die Willfährigkeit seines Vorgängers zeigte, erhob König Rudolf bei dem päpstlichen Stuhle Beschwerde über die Besteuerung deutscher Reichsgebiete zu Gunsten eines französischen Kriegsunternehmens. Honorius erkannte das Recht dieser Beschwerde an, erklärte aber, es sei unmöglich zurückzunehmen, was sein Vorgänger angeordnet habe, und bat den König, um des Friedens willen und aus Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle den Zehnten, der nur für kurze Zeit verliehen sei, geduldig zu tragen. Die Aragonier schlugen unterdes die französischen Angriffe zurück, und da der Krieg sich in die Länge zog, erneuerte der folgende Papst Nikolaus IV. dem französischen Könige das Recht des Zehnten in den genannten Bezirken auf weitere drei Jahre. Die Sache erregte in Lothringen allgemeine Unzufriedenheit; man beschuldigte Rudolf, daß er die Rechte des Reiches nicht zu wahren wisse und unthätig zusehe, wie Frankreich „der Schandfleck der Nationen", dessen Bestand allenthalben antaste und die kaiserliche Majestät verhöhne. Rudolf wiederholte deshalb 1289 seine Beschwerden bei dem römischen Stuhle. Aber Papst Nikolaus, ein frommer, selbstloser Franziskaner, der damals für einen neuen Kreuzzug thätig war, glaubte Rücksicht auf Philipp IV. nehmen zu müssen; er hielt den Klagen des deutschen Königs beschwichtigend entgegen, daß der auferlegte Zehnte nicht so sehr dem Vorteile Frankreichs wie der Kirche

diene, auch habe diese Steuer um so weniger zu bedeuten, als aus ihrer Erhebung dem Könige Philipp keine Ansprüche auf die Diözesen erwüchsen und den Rechten des Reiches kein Abbruch geschehe. Dabei blieb es, und sieben Jahre lang wurden zum Schimpf und zur Schande der Reichsgewalt deutsche Gebiete zum Besten eines französischen Kriegsunternehmens besteuert, so daß an 40000 Pfund Turnosen aus ihnen nach Frankreich abgeführt wurden.*)

Die gleiche Ohnmacht des Reiches gegen französische Übergriffe bekundete um dieselbe Zeit ein Vorgang in der zum Bistume Verdun gehörenden Abtei Beaulieu. Er ist zugleich ein Beispiel dafür, wie die Grafen und kleinen Herrn, die Bischöfe, Äbte und Stadtgemeinden in den linksrheinischen Ländern, das verderbliche Treiben der griechischen Staaten zur Zeit des mazedonischen Philipp erneuernd, ihren gefährlichen Nachbarn im Westen Gelegenheit boten, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen und aus ihren Beschützern sich zu ihren Herrn zu machen. Über die Abtei Beaulieu, die auf dem linken Maasufer in den Argonnen lag, und die zu ihr gehörenden Ortschaften hatten die Grafen von Bar im Namen des Bischofs von Verdun lange Zeit die Vogteirechte geübt, als sich zwischen dem Abte und dem Grafen Theobald 1286 ein Streit erhob. Der Abt wandte sich endlich um Schutz und Vermittlung an König Philipp IV., und dieser schickte sofort bewaffnete Leute und Beamte, welche die Abtei und die zu ihr gehörigen Städte Beaulieu und Montfaucon besetzten und deren Einwohner vor französische Gerichte zogen, denn die Landesgrenze Frankreichs sei die Maas und nicht, wie der Graf behauptete, der weiter nach Westen fließende Bach Biesme. Über dieses rechtlose und gewaltthätige Vorgehen der Beamten richtete Graf Theobald eine Beschwerde an König Philipp; dieser aber

*) J. Heller: Deutschland und Frankreich in ihren politischen Beziehungen 1272—1291.

forderte den Grafen auf, seine Sache vor das Parlament in Paris zu bringen und dort sein Recht nachzuweisen. Der Graf lehnte diese sonderbare Zumutung ab, denn die Abtei sei ein Lehen des Bistums Verdun, das zum deutschen Reiche gehöre, und französischen Richtern stehe es nicht zu, in Angelegenheiten deutscher Gebiete und Städte Urteile zu fällen. Hilfe suchend wandte er sich jetzt an das Kapitel von Verdun, — der bischöfliche Stuhl war in diesem Augenblicke unbesetzt — und dieses sandte 1289 einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge in Beaulieu an König Rudolf. Bald nachher kamen als Königsboten zwei elsässische Edelleute und ein Lütticher Domherr, um an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen und die Ansprüche und Beschwerden der Streitenden zu prüfen. Die ältesten Leute von Beaulieu wurden deshalb berufen, um über die Grenzlinie zwischen deutschem und französischem Gebiete vernommen zu werden, denn bei dem Mangel schriftlicher Zeugnisse war dies die übliche Art, streitige Grenzfragen zu entscheiden. Einstimmig bezeugten sie, daß von jeher der Bach Biesme als die Grenze beider Reiche gegolten habe; seit Menschengedenken hätten die Bewohner von Beaulieu ihre Abgaben nicht nach Frankreich, sondern an das deutsche Reich gezahlt; auch hätten sie bei diesem ihr Recht genommen; ferner seien kirchliche Zensuren, die Frankreich trafen, auf die genannten Orte nicht angewandt worden, so daß diese in weltlichen wie in geistlichen Dingen stets zum Bistume Verdun, also zum deutschen Reiche gezählt worden seien. Hierauf bezeugten zwölf Edelleute mit ihrem Eide, wie gewaltsam und frevelhaft König Philipp in die Rechte des Grafen eingegriffen habe. Nachdem dies alles festgestellt war, kehrten die Boten zurück und erstatteten dem Könige Rudolf, den sie in Straßburg trafen, Bericht. Dieser aber, in schwieriger Lage und im Zerwürfnisse mit den rheinischen Kurfürsten, die sich der Wahl seines Sohnes zum deutschen Könige widersetzten, beschränkte sich auf königliche Erlasse; er ließ über das

Gehörte ein Protokoll aufnehmen, in dem als Westgrenze des Reiches der Bach Biesme (und somit die Zugehörigkeit der Abtei Beaulieu zum deutschen Reiche) festgestellt wurde, zog aber nicht aus, an der Maas die Grenzen des Reiches zu schützen. Philipp ließ die Erklärungen Rudolfs unbeachtet und behielt die einmal besetzten Orte in seiner Gewalt. Es war nur zu wahr, daß Frankreich die Majestät des Reiches verhöhne. Den Grafen von Bar aber trieb, wie weiter unten erzählt wird, der Groll über die erlittene Gewaltthat wenige Jahre nachher zu einem unglücklichen Bündnisse mit dem englischen Könige, als dieser den alten Krieg gegen Frankreich erneuerte (s. u.).

Ganz ähnliche Verhältnisse wie in dem Bistume Verdun boten auch in dem Bistume Tull Philipp den erwünschten Anlaß, auf das westliche Reichsgebiet überzugreifen; denn auch in Tull kam der mangelnde Schutz des Reiches den Absichten des lauernden Königs trefflich zu statten. Seit langem lag der Bischof mit der Stadtgemeinde und den räuberischen Edelleuten, welche die Güter der Kirche ungescheut plünderten, im Kampfe.*) Auf Bitten des bedrängten Kapitels, das sich endlich an König Philipp gewandt hatte, beauftragte dieser 1289 den Bailli von Chaumont, einen königlichen Beamten in der Champagne, den Schutz derjenigen Orte des Bistums Tull, die auf dem linken Maasufer lagen, für drei Jahre zu übernehmen. Der Bailli ließ die Orte sofort besetzen und legte jedem Hausstande für den zu gewährenden Schutz einen jährlichen Zins

*) Gegen die Räubereien der Edelleute gebrauchten die Bischöfe das Mittel der Exkommunikation und anderer geistlichen Censuren. Der Mißbrauch, den die Bischöfe damit trieben, veranlaßte indes Papst Innozenz IV., den Bischöfen die Anwendung der Exkommunikation gegen den Adel des Bistums zu untersagen. Dies hatte aber zur Folge, daß der Adel nun ohne Scheu über die Güter der Kirche herfiel. Deshalb hob Papst Alexander 1255 das den Edelleuten erteilte Privilegium der Freiheit von kirchlichen Censuren wieder auf.

von 12 Denaren auf. Zu dieser Einmischung in die Angelegenheiten des Bistums hatte indes König Rudolf selbst dem französischen Könige ein scheinbares Recht gegeben. Einige Jahre zuvor 1281 hatte er sich mit Karl von Anjou wegen der Grafschaften Provence und Forcalquier vertragen und den Vertrag durch eine Vermählung seiner Tochter Clementia mit Karls Enkel Karl Martell bekräftigt. Bei dieser ersten Verschwägerung des Hauses Habsburg mit dem Hause Frankreich zeichnete Rudolf den anwesenden französischen König Philipp, Karls Neffen, dadurch aus, daß er ihn zum Schutzherrn des Bistums Tull ernannte. Vielleicht, daß solche Ernennungen nur Ehrenbezeugungen und internationale Höflichkeitsformen waren, die keine andere Bedeutung hatten, wie heute die Ernennung auswärtiger Souveräne zu Inhabern eines Regimentes. Bedeutsam aber war, daß Rudolf das Schutzrecht über das Bistum dem fremden Könige verlieh, „weil das Reich außer Stande sei, die entfernten Grenzen zu schirmen." Aus ganz gleichem Grunde hatte er kurz zuvor die Stadt Lübeck im Norden des Reiches dem Schutze des Königs Magnus von Norwegen empfohlen. Die Einmischung König Philipps in die Angelegenheiten des Bistums empfand indes Herzog Friedrich II. von Lothringen als einen Eingriff in die ihm zustehenden Rechte, denn 1286 hatte der Bischof Probus von Tull seine Person wie das Weltliche seiner Kirche dem Schutze des Herzogs empfohlen. Er wandte sich deshalb um Schutz an König Rudolf, aber dieser war gezwungen, die Dinge an den entfernten Reichsgrenzen sich selbst zu überlassen. Vollauf damit beschäftigt, das geborstene Reich und die eigene Stellung zu befestigen, die Unbotmäßigkeit der Fürsten, die Selbstsucht der protzenden Städte und die Zügellosigkeit des ausgearteten Adels zu zügeln, war der Wiederhersteller des nationalen Königtums zu klug und vorsichtig, als daß er die getürmten Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch einen vorzeitigen, aussichtslosen Kampf mit dem erstarkten französischen Königtume hätte vermehren wollen. In dieser

Lage beschränkte er sich gegenüber den vielfachen Übergriffen Frankreichs auf Proteste und Mahnungen, durch die er die Rechte des Reiches wenigstens für die Zukunft zu wahren glaubte. Die Einsprüche des alten, dem Grabe sich zuneigenden Königs ließen Philipp indes unbekümmert, und 1291 im Todesjahre Rudolfs erklärte er, daß er die Kirche von Tull in seinen Schutz nehme und diesen Schutz ausüben werde, so lange er lebe.

Anders wie der vorsichtige und nüchterne Habsburger dachte sein Nachfolger, der tollkühne ritterliche König Adolf. Die dem Reiche entfremdeten Gebiete zurückzugewinnen und die Übergriffe Frankreichs zu strafen, ist der von Anfang an gefaßte und dauernde Gedanke in der sonst unsicher tastenden, kurzen Regierung dieses Fürsten. Gleich bei seiner Krönung in Aachen und bald nachher auf einem Tage zu Oppenheim kündete er an, daß er treu seinem Königseide keine Schmälerung des Reiches dulden und Frankreichs Ungerechtigkeiten Einhalt thun werde. Und dem guten Willen des Königs, der selber doch nur „ein kleines Gräflein“ war, abhängig von seinen Vasallen, die ihm die Königskrone in schmählichem Handel verkauft hatten, schienen die Umstände anfangs günstig. Der alte, hundertjährige Kampf zwischen England und Frankreich lebte 1294 nach langen Jahren des Friedens wieder auf. Eduard I. von England suchte überall auf dem Festlande nach Bundesgenossen; er gewann für die englische Allianz den Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Jülich, Geldern und den Grafen Guido von Flandern, dessen Land für die Engländer der natürliche Weg zu jedem feindlichen Einfalle in Frankreich war. Auch der von Philipp schwer gekränkte Graf von Bar bot sich dem englischen Bündnisse dar. Diesem gegen Philipps Übergriffe gerichteten Bunde trat König Adolf 1294 zu Dortrecht bei. Die beiden verbündeten Könige

versprachen einander, ihre Kriegsvölker gegen Frankreich zu vereinigen, keinen einseitigen Frieden oder Waffenstillstand einzugehen und das Eroberte so zu teilen, daß jeder das nehme, worauf er alte Rechte habe. Im geheimen sicherte Eduard seinem geldarmen Bundesgenossen eine Kriegssteuer von hunderttausend Mark Silber zu. Am 30. August 1294 schickte König Adolf von Nürnberg aus an Philipp IV. einen offenen Fehdebrief. „Weil sowohl durch Eure Vorfahren", so hieß es in diesem Schreiben, „wie durch Euch selbst Unsere und des Reiches Güter, Besitzungen, Rechte, Gerichtsbarkeiten und Landschaften unbefugt eingenommen und willkürlich behalten worden sind, wie dieß offen vor Augen liegt, so können Wir dies nicht länger ohne Schmach geduldig übersehen und thun Euch durch Gegenwärtiges kund, daß Wir so große Beleidigung zu verfolgen alle Kräfte Unserer Macht gegen Euch in Bewegung setzen werden". Die Unbilden, die Adolf rächen wollte, fand er in den vielen Gewaltthätigkeiten, die seit den letzten Regierungsjahren Kaiser Friedrichs II. französische Könige sich in den burgundischen und flandrischen Ländern erlaubt hatten, in der gewaltsamen Besetzung der Abtei Beaulieu und dem angemaßten Schutzrechte über die Gebiete der Kirche von Tull. Zu den leidenschaftlichsten Gegnern Philipps zählte der junge Graf Heinrich III. von Bar, auf den sich der Groll seines Vaters Theobald wegen Philipps Gewaltthätigkeiten in Beaulieu vererbt hatte. Er hatte dem Könige Adolf die Gefahren vorgestellt, die dem Reiche von den Plänen Philipps drohten, und Adolf hatte ihn für die Dauer des Krieges zum Reichsvikar in den linksrheinischen Ländern ernannt sowie den Herzog Friedrich von Lothringen und die Bischöfe von Tull und Verdun als Fürsten des Reiches aufgefordert, dem Grafen jede Unterstützung zu leisten. Das Aufflammen eines starken nationalen Empfindens schien sich in den Entschlüssen Adolfs anzukündigen, aber dem großen Beginnen folgten schwächliche Thaten. König Philipp nahm die Drohungen

des deutschen Königs mit geringschätzender Gleichgültigkeit auf. „Trop allemand“, soll er bei dem Empfange des Fehdebriefes geäußert haben, und in seiner Antwort vom 24. März 1295, die er nicht an den römischen König, sondern „an den König von Alemannien“ richtete, fragt er mit höhnendem Zweifel, ob das übersandte Schreiben auch wirklich von ihm, dem Könige von Alemannien, ausgegangen sei. Und in der That hatte Philipp den Zorn seines deutschen Gegners nicht zu fürchten. Denn Adolfs eigene Mißgriffe, die Annahme des englischen Geldes, wodurch er „wie ein gemeiner Kriegsmann unter der Farbe des Solddienstes sich zum Kriege führen lasse“, und die Verwendung dieses Geldes, um die thüringisch-meißnischen Länder an sich zu bringen, hatten ihn in der Achtung des Volkes und der Großen bereits tief herabgesetzt und boten den Umtrieben Philipps wie dem heimischen Verrate ein Mittel zu seinem Sturze. Als Heinrich von Bar und Guido von Flandern, dessen Länder von französischen Heeren überschwemmt wurden, Adolf um Hilfe anriefen, meldete dieser, daß die politische Lage Deutschlands ihm nicht möglich mache, den gewünschten Beistand zu bringen. König Eduard aber, der in London durch lange Auseinandersetzungen mit dem Parlamente aufgehalten wurde, zögerte mit seiner Ankunft von einem Monate zum andern, und so vermochte Philipp, sich in kurzem zum Herrn Flanderns zu machen. Als Eduard endlich Ende August 1297 erschien, war es zur Rettung des bereits Verlorenen zu spät. Eine Zeitlang standen sich die englischen und französischen Heere abwartend gegenüber, dann kam es am 9. Oktober zu einem Waffenstillstande, infolgedessen Philipp nach Frankreich und Eduard nach England zurückging, der größte Teil Flanderns aber in Philipps Gewalt blieb. Unterdes war Papst Bonifaz VIII. thätig, den Waffenstillstand in einen Friedensvertrag zwischen den beiden Königen zu verwandeln; und so beschämend für das deutsche Königtum verlief die pomphaft angekündete Züchtigung Frank-

reichs, daß im Juni 1299 zu Montreuil auf Geheiß des Papstes ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England zustande kam, in dem des deutschen Reiches und des verratenen Grafen von Flandern nicht einmal gedacht wurde.

Mit dem schimpflichen Ende des deutsch-englischen Bündnisses gegen Frankreich hängt das Schicksal der mit Eduard I. verbündeten Grafen von Flandern und Bar und das neue Vordringen Frankreichs an der Maas und der Schelde zusammen. Als König Adolf in der Schlacht bei Göllheim gefallen und der Friede zwischen Philipp und Eduard I. durch die Vermittlung des Papstes Bonifaz hergestellt war, wandte sich der im Kampfe gegen Philipp allein gelassene Graf Guido an denselben Papst mit bitterer Klage gegen Philipp, der Guidos Tochter Philippine, die verlobte Braut von Eduards ältestem Sohne, geraubt hatte, um deren Vermählung mit dem englischen Prinzen zu hindern. Was der Papst zu gunsten des Grafen unternahm, ist im einzelnen nicht bekannt, doch soviel ist gewiß, daß er eine kränkende Zurückweisung von seiten Philipps erfuhr und daß die ersten Zerwürfnisse, die zu dem weltgeschichtlichen Streite des Königs mit dem Papste führten, an die flandrischen Händel anknüpften, in denen Bonifaz sein päpstliches Schiedsrichteramt zum Schutze der Vergewaltigten übte. Unbekümmert um die päpstlichen Mahnungen ließ Philipp im Januar 1300 ein königliches Heer unter dem Oberbefehle Karls von Valois in die Grafschaft Flandern einrücken und durch seinen Gerichtshof das Land der französischen Krone zusprechen. Als dann der greise Graf Guido den Frieden suchend in das Lager Karls von Valois kam und auf das Wort des Königs vertrauend, sich mit zweien seiner Söhne und einer Schar Getreuen zu einer persönlichen Unterhandlung mit dem Könige nach Paris begab, hielt ihn Philipp nebst seinen Söhnen zurück zu ewiger Gefangenschaft. Philipp vereinigte hierauf auch die dem deutschen Reiche lehnspflichtigen Gebiete Flanderns, Reichsflandern, der französischen Krone;

das Land bildete fortan nur noch eine königliche Statthalterschaft, und an Stelle des flandrischen Löwen sah man seitdem auf den Bannern die französische Lilie.

Ähnlich gestalteten sich an der Maas die Dinge gegen den Grafen Heinrich von Bar. Er hatte sich 1294 als thätigster Gegner Philipps dem deutsch-englischen Bündnisse angeschlossen. König Adolf hatte ihn deshalb zum Reichsvikarius in den westlichen Gebieten an der Maas ernannt, und Eduard I. hatte ihm seine Tochter vermählt und außerdem reiche Hilfsgelder gegeben, damit er den Krieg in die Champagne trage. Während Philipp IV. 1297 vor der Stadt Lille lag, brach Heinrich verheerend in die Champagne ein, schloß aber, als die Königin Johanna, die Erbin der Champagne, ihm mit überlegenen Streitkräften entgegentrat, einen kurzen Waffenstillstand. Er rüstete indes zu neuem Kampfe und ließ durch Eduard den König der Deutschen mahnen, ihm möglichst bald Hilfe zu schicken, damit er den gemeinsamen Feind wirksam angreifen könne. König Adolf aber vermochte, wie oben schon erzählt, in seiner eigenen bedrängten Lage dem Bundesgenossen den verheißenen Beistand nicht zu bringen; und als Heinrich nach Ablauf des Stillstandes allein aufs neue zu den Waffen griff, unterlag er im Kampfe gegen das königliche Heer, das unter dem Oberbefehle Walters von Crecy in Bar eingedrungen war. Er selbst fiel in die Hand seines unerbittlichen Gegners und wurde als Gefangener nach Paris gebracht. Als Philipp IV. im folgenden Jahre 1300 wieder gegen Flandern zog, schleppte er seinen Gefangenen mit sich und hielt ihn zu Brügge in enger Kerkerhaft, bis sich der Graf am 5. Juni 1301 zu einem erniedrigenden Vertrage verstand. Er mußte seine Schlösser Conflans, Chatillon und de la Marche dem Könige für alle Zeit überlassen und für den westlich der Maas gelegenen Teil seines Landes sich als Vasallen Frankreichs bekennen. Außerdem mußte er geloben, dem Abte von Beaulieu für zugefügten Schaden eine Buße

von 10000 Turnosen zu zahlen und sich so lange außer Landes nach der Insel Cypern zu begeben, als es dem Könige, seinem neuen Lehnsherrn, gefalle. Mit einer ansehnlichen Schar seiner Vasallen ging der landesverwiesene Graf nach Cypern; er führte dort den Kampf gegen die Ungläubigen, bis der zwischen England und Frankreich neu abgeschlossene Friede ihm 1302 die freie Rückkehr in die Heimat sicherte. Heimkehrend gelangte er nur bis Neapel, wo er sich krank hinlegte und starb. Der Adel von Bar wollte indes den in Brügge erzwungenen Vertrag nicht anerkennen, weil der Graf ohne die Zustimmung der Stände niemals die Unabhängigkeit seines Landes habe aufgeben können. Aber weder der Adel noch Heinrichs Sohn und Nachfolger vermochten diesem Proteste Kraft zu geben; der junge Graf Eduard ward vielmehr durch Philipp gezwungen, den Vertrag von Brügge zu bestätigen und dem Könige für den westlich der Maas gelegenen Teil der Grafschaft den Lehnseid zu schwören. Die Grafschaft Bar, von alters her ein Lehen des Reiches, schied sich seitdem in den dem Könige von Frankreich lehnspflichtigen Teil, Barrois mouvant, auf dem linken und in das unabhängige Bar, Barrois non mouvant, auf dem rechten Maasufer. Diese Ausdehnung der französischen Lehnshoheit über das westliche Bar war der folgenreichste aller bisherigen Versuche Frankreichs, sein Machtgebiet gegen Osten vorzuschieben. Als später die Herzogtümer Lothringen und Bar vereinigt wurden, diente die dem Grafen von Bar auferlegte Lehnspflicht den Nachfolgern Philipps als Mittel und Vorwand, sich in alle Verhältnisse Lothringens einzudrängen, und wurde endlich in der Hand Richelieus die Schlinge, mit der er Lothringens Freiheit und Unabhängigkeit erwürgte. War es nicht natürlich, wenn die kapetingische Dynastie sich mit der Hoffnung schmeichelte, den Besitz jener lothringischen Länder, denen die Karolinger des 9. Jahrhunderts hatten entsagen müssen, wieder zu erlangen, und die Verträge von Mersen und

Ribemont zu vernichten! Denn auch die Herzöge von Lothringen waren um diese Zeit in die gefährliche Lehnsabhängigkeit von der Krone Frankreich geraten.

Die Umstände und Verwicklungen, die dieses Verhältnis herbeiführten, reichen zurück in die Zeit des großen Kampfes, in dem die englisch-welfische und die französisch-ghibellinische Partei um die römische Kaiserkrone stritten. Als Friedrich von Sizilien, der Sohn Kaiser Heinrichs VI., ein Schützling des Papstes und des französischen Königs, im Jahre 1212 ohne Heer und Geld in Deutschland gegen den Welfen Otto IV. auftrat und die Fürsten nach ihren dynastischen und territorialen Interessen sich in das eine oder andere der feindlichen Lager begaben, führte der Herzog Friedrich von Lothringen, durch seine Großmutter Bertha von Schwaben ein Anverwandter des staufischen Hauses, seinem Vetter nach Colmar zahlreiches Kriegsvolk zu. Friedrich versprach dem Herzoge als Entschädigung dafür 3000 Mark Silber und gab ihm bis zur Abzahlung dieser Summe die Stadt Rosheim im Elsaß zum Pfande. Als er dann das Elsaß hinunter gegen Niederdeutschland zog, übertrug er dem Herzoge die Belagerung der von der welfischen Partei behaupteten Stadt Hagenau, deren Einnahme dem Hohenstaufen die Herrschaft im Elsaß sicherte. Im folgenden Jahre begleitete der Herzog den jungen König über Tull nach Vaucouleurs auf der Grenze von Deutschland und Frankreich, wo der Hohenstaufe mit dem Sohne König Philipps ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die englisch-welfische Partei abschloß. Kurz darauf starb Herzog Friedrich, und der Hohenstaufe, ebenso arm an Geld wie an Treue, zahlte dem Sohne und Nachfolger Friedrichs, dem Herzoge Theobald (1213—1220) nicht nur die ausbedungene Kriegsentschädigung von 3000 Mark nicht aus, sondern entzog ihm auch die als Pfand übergebene Stadt Rosheim, aus der er das lothringische Kriegsvolk gewaltsam verjagte. Ein Versuch des Herzogs, sich der Stadt

durch einen Überfall aufs neue zu bemächtigen, mißlang und steigerte die gegenseitige Erbitterung, so daß Theobald, der seine Hoffnung, von Rosheim aus sich über das Elsaß auszubreiten, betrogen sah*), sich jetzt der welfischen Partei in die Arme warf. In der Schlacht bei Bouvines stand er mit dem lothringischen Aufgebote auf Seiten Ottos IV., während der Graf von Bar auf Seiten Frankreichs und des Staufen stritt.

Als nach dem Ausgange dieser verhängnisvollen Schlacht die Sache des Welfen in Deutschland verloren war, unterwarf sich Theobald scheinbar dem siegreichen Staufen, wartete aber im stillen die Gelegenheit ab, sich wegen des entzogenen Pfandes zu rächen. Er brach daher 1218, da Friedrich II. jenseit des Rheines beschäftigt war, verwüstend in das Elsaß ein, nahm Rosheim durch Überfall und schien

*) Der Herzog Theobald, den die Chronisten als den schönsten Mann seiner Zeit preisen, war vermählt mit der leichtfertigen und ausschweifenden Gräfin Gertrud, der einzigen Tochter und Erbin des Grafen Albert von Dagsburg, so daß er die reichen Güter dieses Hauses zu erlangen und festen Fuß im Elsaß zu fassen hoffte. Die Ehe blieb aber bei der Abneigung des Herzogs gegen die ausschweifende Frau kinderlos, und nach dem Tode des Herzogs heiratete die Gräfin, ehe noch die Zeit der Witwentrauer verflossen war, gegen das Gebot der Kirche den jungen Grafen Theobald von der Champagne, dem sie ihre Erbgüter zubrachte. Aber schon nach zwei Jahren trennte der junge Graf sich von der ausschweifenden Frau, und nun ging sie einige Monate später in die Arme des Grafen von Leiningen über. Auch dieser war schon im Begriffe sich von ihr scheiden zu lassen, als sie 1225 kinderlos starb. Um das reiche Erbe erhob sich ein langdauernder Streit, der erst im August 1227 durch Zerstückelung der reichen Grafschaft beendet wurde. Der Bischof von Metz Johann von Apremont besetzte und behielt die Städte Saarburg und Saaralben nebst den Herrschaften Türkstein und Ernstein, der Graf Simon von Leiningen behauptete sich im Besitze von Dagsburg, der Bischof von Straßburg erhielt die Schlösser Girbaden und Bernstein. Die Aussichten der lothringischen Herzöge, ihre Hausmacht auch im Elsaß auszudehnen, waren nach dem Verluste Rosheims und der Dagsburgischen Erbschaft geschwunden.

sich im Elsaß festsetzen zu wollen, als Friedrich mit überlegenen Streitkräften gegen ihn heranrückte. Von seinen Verbündeten, dem Bischofe von Metz und dem Grafen Stefan von Auxonne im Stich gelassen und nur auf seine unmittelbaren Vasallen angewiesen, vermochte er sich in Rosheim nicht zu halten. Er war gezwungen, über das Gebirge zurückzuweichen und vor dem verfolgenden Könige in seinem festen Schlosse Amance Schutz zu suchen. Friedrich rief jetzt auch den Grafen von Bar und die Gräfin Blanka von Champagne*), die überdies dem Herzoge wegen seiner Einmischung in den Erbfolgestreit, den Erard von Brienne gegen sie begonnen hatte, gram war, zu seiner Unterstützung herbei; die Gräfin drang in Lothringen ein, ließ Nancy in Feuer aufgehen und vereinigte sich mit dem Kriegsvolke des Königs vor Amance. Dem hartbedrängten Herzoge blieb nach langem vergeblichem Widerstande zuletzt nichts übrig, als sich dem Hohenstaufen zu Füßen zu werfen, Burg und Stadt Amance zu überliefern und allen Ansprüchen auf die Rückerstattung der 3000 Mark Silber wie auf die Stadt Rosheim zu entsagen. Der mächtigen Gräfin von Champagne aber mußte er erklären, „daß er sich gegen die der Gräfin von alters her schuldige Treue verfehlt habe“**), er mußte ferner geloben, den Gegner der Gräfin, Erard von Brienne, in seinen Erbansprüchen nicht mehr zu unterstützen und ihr als Bürgschaft für die Ausführung dieses Versprechens die lothringischen Lehen, die der Graf von Bar und Hugo de la Fauche inne hatten, überlassen. Diesen Vertrag benutzte später, wie unten erzählt wird, die Gräfin dazu,

*) Seit der Zeit Friedrichs Barbarossa waren die Grafen von Champagne wegen einiger Burgen, zu denen Gondrecourt an der Maas und Raucourt in den Vogesen gehörten, Vasallen des Reiches und somit verpflichtet, dem Aufgebote des Kaisers zu folgen.

**) Von alter Zeit her waren die lothringischen Herzoge für ein kleines Besitztum in der Kastellanei Vitry den Grafen von Champagne lehnspflichtig.

dem Bruder und Nachfolger Theobalds neue, drückendere Lehnsfesseln anzulegen. König Friedrich führte den bezwungenen Lothringer als Gefangenen mit sich nach Würzburg, wo Richer von Senones als Abgesandter seines Abtes acht Tage bei dem Herzoge verbrachte. Nahezu ein Jahr blieb Theobald in enger Haft, und erst gegen ein hohes Lösegeld, für das sich der Bischof Konrad von Metz verbürgen mußte, erlangte er 1219 seine Freiheit zurück. Wie des Herzogs Kammerdiener Erhard erzählt, schickte Kaiser Friedrich indes seinem bisherigen Gefangenen, der für die Reize schöner Weiber sehr empfänglich war*), eine verführerische Kurtisane, die dem verliebten Herzoge ein vergiftetes Tränklein beibrachte, an dem er bald hinsiechte und starb.

Unter schwierigen inneren und äußeren Verhältnissen übernahm Theobalds jüngerer Bruder Mathäus (1220—1251) das Herzogtum. Im Zerwürfnisse mit seiner Mutter Agnes von Bar, einer herrschsüchtigen Frau, die unter dem Vorwande, daß ihr Sohn zur Übernahme der Regierung noch zu jung sei, die Herrschaft an sich nehmen will, und gebunden durch den unheilvollen Vertrag von Amance, dessen Wirkung er sich ohne Gefahr nicht entziehen kann, muß er sich die Einmischung der Gräfin von Champagne in die Angelegenheiten des Herzogtums gefallen lassen. Die Gräfin schlichtet den Streit zwischen Mutter und Sohn durch einen Vertrag, dessen Bürgschaft sie selbst übernimmt, und der ihr zu neuen Einmischungen Gelegenheit bietet. Sie verheiratet dann ihren Sohn Theobald mit der hinterlassenen Witwe des letzten Herzogs, Gertrude von Dagsburg, um so das reiche Dagsburgische Erbe an ihr Haus zu bringen (S. o. 156 Anm.). Aber damit nicht genug fordert der junge Graf von Champagne als Widum für die Witwe Theobalds die lothringischen Städte Nancy und Gondreville und die Umwandlung der Stadt und

*) Car oncques ne fut, que sçache, homme au mond qui fust plus prochain à faire gracieusetez et douceurs à gentille femelle que ne fut mon benoist prince.

Kaſtellanei Neuſchateau, die Mathäus als freies Allod beſaß, in ein Lehen der Champagne. Durch die Umſtände gezwungen, bekannte ſich Mathäus im Juli 1220 für Neuſchateau, ſowie für Chatenois, Montfort, Frouard und Gand als Lehnsmann des Grafen von Champagne, er gelobte ihm zu helfen wider jedermann, den Kaiſer allein ausgenommen, und die Stadt Neuſchateau dem Grafen zu jeder Zeit offen zu halten. Die Bewohner der Stadt mußten auf die Reliquien ſchwören, daß ſie ſelbſt die Stadt und die Feſtung dem Grafen öffnen und übergeben würden, wenn der Herzog ſich deſſen weigern ſollte. Auf Verlangen des neuen Suzeräns verlieh endlich der Herzog der Stadt Neuſchateau die oben (S. 95) erwähnten Freiheiten und Rechte, für die der Graf ſelbſt ſich verbürgte.

Das bisherige Verhältnis der Herzöge Lothringens zu den Grafen von Champagne erfuhr durch die Bedingungen dieſes neuen Vertrages eine gänzliche Veränderung. Zu der einfachen Huldigung, welche die Vorfahren des Herzogs Mathäus dem Grafen von Champagne für ein dem Herzogtum fremdes Lehen ſchuldeten, war jetzt eine Lehnspflicht für ein bedeutſames lothringiſches Gebiet gekommen, die eine große Gefahr für die Unabhängigkeit der Herzöge in ſich trug. Denn abgeſehen von den mit der Lehnspflicht verbundenen Laſten: kriegeriſcher Hilfe, Überlaſſung der feſten Plätze, u. a. gab der Lehnsvertrag im Falle der Nichterfüllung dem Suzerän das Recht zu gewaltſamer Einmiſchung und Entziehung des Lehns. Schon neun Jahre ſpäter, 1229, als der Graf Theobald von Champagne mit dem Grafen Heinrich von Bar in einen Streit geriet, trat an Herzog Mathäus die Erfüllung ſeiner neuen Lehnspflicht heran. Von dem Grafen Theobald zur Hilfeleiſtung aufgefordert, mußte Mathäus dem Grafen von Bar trotz den verwandtſchaftlichen Beziehungen, die er zu dieſem hatte, Fehde anſagen. Heinrich von Bar rächte ſich, indem er dem Angriffe zuvorkommend in Lothringen einfiel und ſiebzig Dörfer in Feuer aufgehen ließ.

Eine ganz neue Bedeutung gewann die Lehnspflicht der lothringiſchen Herzöge wegen Neuſchateaus, als durch die Vermählung der Erbgräfin Johanna von Champagne mit Philipp IV. die mächtige Grafſchaft 1284 an Frankreich kam. Von da an hatten die lothringiſchen Herzöge ihre Lehnspflichten wegen der Kaſtellanei Neuſchateau den franzöſiſchen Königen zu erfüllen und mußten die Huldigung in Paris leiſten oder da, wo der königliche Hof ſich aufhielt. Herzog Friedrich II. (1251—1303) mochte ſich nicht dazu verſtehen, dem neuen Suzerän perſönlich zu huldigen; er übergab deshalb noch bei Lebzeiten Neuſchateau nebſt Montfort, Frouard und Gand ſeinem Sohne Theobald, und dieſer leiſtete im Jahre 1300 zu Paris dem Könige für die genannten Gebiete den Lehnseid und verſprach, in den Streitigkeiten, die ſich zwiſchen ihm und den Bürgern von Neuſchateau erheben ſollten, die Entſcheidung der königlichen Gerichtshöfe anzuerkennen.*) Und dieſe Streitigkeiten haben nicht gefehlt. Länger als hundert Jahre, von Theobald II. bis auf die Zeit Herzog Karls II., ſind die unruhigen Bürger von Neuſchateau in unaufhörlichen Zerwürfniſſen und ſelbſt in offener Empörung gegen ihre rechtmäßigen Herren, die Herzöge von Lothringen, geweſen. Mit ihren Beſchwerden wandten ſie ſich jeder Zeit an die Könige Frankreichs, und dieſe ſtellten ſich, um ihre Hand auf Neuſchateau zu legen, alle Zeit gegen die Herzoge auf die Seite der Bürgerſchaft. Die folgende Geſchichte wird zeigen, welch eine Fülle von Kränkungen, Demütigungen und Gefahren der Unabhängigkeit der Herzöge aus dieſem Verhältniſſe erwachſen ſollte.

Schon bald trieb Philipp IV. die neu erworbenen Lehnsrechte ein. Im Jahre 1302 rüſtete er einen neuen Kriegszug

*) Philipp VI. von Valois beſtimmte 1345, daß alle Streitigkeiten zwiſchen dem Herzoge von Lothringen und den Bewohnern von Neuſchateau in erſter Inſtanz vor dem Gerichtshofe von Andelot und in der Berufungsinſtanz an den hohen Gerichtstagen, den Grands jours von Troyes entſchieden werden ſollten.

gegen Flandern. In einem furchtbaren Aufstande hatte die Demokratie der flandrischen Städte sich gegen die Patrizier-macht und das mit ihr verbündete Franzosentum erhoben und unter der Führung Wilhelms von Jülich, eines Enkels des Grafen Guido, in Brügge und Gent das herrschende Regiment gestürzt. Der Prinz Theobald war durch seine Gemahlin Isabella von Rumigny mit dem flandrischen Grafenhause ver-wandt und hatte sich vordem dem Bunde angeschlossen, den Graf Guido gegen Philipp gebildet hatte. Als Vasall des Königs mußte er jetzt sein Aufgebot zu dem flandrischen Kriege stellen, und am 11. Juli 1302 nahm er an der furchtbaren Schlacht von Courtrai teil, in der die düstere Energie des speerbewaffneten demokratischen Volkes vielen Tausenden der gepanzerten Ritter schimpflichen Tod bereitete und das Werk der Schlacht von Bouvines, die Vorherrschaft Frankreichs in den Niederlanden, vernichtete. Theobald geriet in Gefangen-schaft und mußte seine Freiheit von den flandrischen Bürgern mit 6000 Pfund Turnosen erkaufen. Im Jahre 1303 folgte er seinem Vater im Herzogtume. Als dann Philipp IV. die Schmach von Courtrai zu rächen, 1304 aufs neue gegen Flandern zog, war Theobald mit dem Aufgebote seiner lothringischen Vasallen wiederum im Gefolge des Königs und kämpfte für die Sache Frankreichs in der erbitterten Schlacht bei Mons en Puelle, in der beide streitenden Parteien sich den Sieg zuschrieben. Bald nach Beendigung des flandrischen Krieges erschien Philipp in Nancy. Er hatte sich im Jahre 1300 das Schutzrecht über Toul durch das Kapitel und die Bürgerschaft übertragen lassen und ging damals mit geheimen Anschlägen gegen Lothringen um. Theobald, der die Absichten des Königs nicht durchschaute, vielmehr in Philipp seinen politischen Lehr-meister verehrte, feierte dessen Anwesenheit durch prunkende Feste und folgte dem Könige im Juli 1305 zu einem längeren Aufenthalte nach Paris. Im November desselben Jahres wohnte er wie Heinrich von Luxemburg, der ein Pensionär

Frankreichs war, im Gefolge des Königs der Weihe Clemens V., des Papstes von Philipps Gnaden, in Lyon bei und erneute dem Könige das Gelöbnis seiner Treue. Wenn er dann zwei Jahre später in Aachen der Krönung des neugewählten Königs der Deutschen, Heinrichs VII., beiwohnte und als Vasall des Reiches mit diesem über die Alpen zog, so geschah auch das nicht ohne Philipps Zustimmung, denn nahe Beziehungen bestanden schon längst zwischen Philipp und dem Hause Luxemburg, und über den Römerzug hatte Heinrich sich mit dem Könige Frankreichs schon zuvor verständigt. In Mailand erkrankte der Herzog; er hielt sich für vergiftet und beeilte seine Rückkehr nach Nancy, wo er dem Tode entgegensiechte und 13. Mai 1312 starb. Mit der Regierung Theobalds vollzog sich in den Beziehungen Lothringens zu dem deutschen Reiche und zu Frankreich eine bedeutsame Wendung; das Band zwischen dem neuen französischen Lehnsherrn und den herzoglichen Vasallen, zwischen den Nachkommen Hugo Kapets und den Enkeln Gerhards von Elsaß knüpft sich von da an immer enger und zieht Lothringen bald ganz in den Bannkreis französischer Interessen.

Den Eingriffen Frankreichs in die Rechte des Reiches mit kriegerischer Gewalt Einhalt zu thun, war der Gedanke der kurzen Regierung König Adolfs gewesen. Er hatte den Kampf mit unzureichenden Mitteln und mit unzuverlässigen Bundesgenossen unternommen und dadurch den eigenen Untergang beschleunigt. Die Wahl Albrechts von Österreich zum Könige der Deutschen brachte in die politischen Beziehungen des Reiches zu Frankreich einen kurzdauernden Umschwung. Der neue römische König, ein Mann von „demantenem Herzen“,*) klar und unbeugsam, in seinen Zielen und Mitteln

*) Ottokars Reimchronik.

voll kluger Berechnung, schien die Politik der sächsischen und salischen Kaiser wieder aufnehmen zu wollen. Er gedachte die Macht der Fürsten, die sich durch Adolfs Absetzung als Inhaber der obersten Gewalt im Reiche gezeigt hatten, zu brechen, die Königsgewalt zu erhöhen und die Krone in seinem Hause erblich zu machen. Auf dem Wege zu diesem Ziele standen ihm entgegen die Kurfürsten und der Papst, der ihn als „Hochverräter und Mörder seines Herrn" des Thrones für unwürdig erklärte. Um die Durchführung seiner Pläne trotz dieser Gegnerschaft zu sichern, suchte Albrecht ein freundliches Verhältnis zu dem Könige von Frankreich, das ihm gestatten würde, seine ganze Kraft gegen seine Widersacher im Reiche zu wenden. Zwischen Philipp IV. und dem Papste entspannen sich damals die ersten Zerwürfnisse, die bald zu dem welthistorischen Kampfe führten. Von Norden her drohte ihm der flandrische und englische Krieg; auch er wünschte die Zahl seiner Gegner nicht zu vermehren, und so drängte das augenblickliche Bedürfnis die natürliche Gegnerschaft in beiden Königen eine Zeitlang zurück. Als daher Albrecht 1299 auf Betreiben der geistlichen Kurfürsten Boten nach Frankreich schickte, um gegen Philipps fortdauernde Übergriffe auf das Reichsgebiet im Arelat Einspruch zu erheben, brachte Philipp eine friedliche Beilegung der Grenzstreitigkeiten in Vorschlag, und schon im Juni des Jahres kam es in Neufchateau zwischen den Gesandten beider Könige zu erfolgreichen Verhandlungen. Eine Vermählung von Albrechts ältestem Sohne Rudolf mit Philipps Schwester Blanka sollte die Häuser Österreich und Frankreich enge verbinden; ferner sollten alle bestehenden Streitfragen und Zerwürfnisse in einer persönlichen Zusammenkunft beider Könige ausgeglichen und vor allem die Grenzstreitigkeiten an der Maas nach dem Urteile sachverständiger Männer geschlichtet werden. Unterdes erschienen Boten aus Flandern vor König Albrecht und riefen seine Hilfe gegen Philipp von Frankreich an, der wider alles

menſchliche und göttliche Recht, und der päpſtlichen Bulle trotzend, ihren Grafen gefangen halte. Hunderttauſend Mann verſprachen ſie ihm ins Feld zu ſtellen, wenn er gegen den meineidigen König ausziehen wolle. Albrecht aber lehnte alle dieſe Anerbieten ab; er erhoffte Alles von den Verhandlungen mit Philipp und erklärte den Geſandten, daß er ihrer und des Reiches Sache in den bevorſtehenden Verhandlungen mit dem Könige gedenken werde.

Auf der Grenze ihrer Reiche, in derſelben Gegend, wo vordem wiederholt deutſche Kaiſer mit den karolingiſchen und kapetingiſchen Königen des Weſtens zum Abſchluſſe kurz dauernder, trügeriſcher Friedens- und Freundſchaftsbündniſſe zuſammen gekommen waren, auf der Wieſenebene von Quatrevaux, zwiſchen der deutſchen Stadt Tull und dem franzöſiſchen Städtchen Vaucouleurs, fanden ſich anfangs Dezember beide Könige mit glänzendem Gefolge ein. Mit Albrecht war die Mehrzahl der Kurfürſten, zahlreiche Prälaten und Edelleute gekommen; Herzog Friedrich II. von Lothringen, der in der Entſcheidungsſchlacht bei Göllheim mit dem lothringiſchen Aufgebote auf der Seite Albrechts geſtritten hatte, war ihm an den Rhein entgegen gezogen, um als Markgraf ihn zu der Weſtgrenze des Reiches zu geleiten. Beide Könige begrüßten einander mit Kuß und Umarmung und boten ſich gegenſeitig Geſchenke, Albrecht brachte 200 Jagdhunde mit Führern und Philipp eine Anzahl prächtiger Streitroſſe. Aber trotz der Freundſchaft der Könige trat der alte Gegenſatz zwiſchen Deutſchen und Welſchen darin zu tage, daß man das Gefolge beider Fürſten durch die Moſel getrennt hielt, weil man fürchtete, die Spottſucht der Franzoſen und der Jähzorn der Deutſchen werde zu blutigen Händeln führen. In wiederholten Zuſammenkünften verhandelten die Könige über die Schlichtung aller Beſchwerden und Streitigkeiten, die ſeit dem Tode Kaiſer Friedrichs II. zwiſchen beiden Reichen aufgeſtiegen waren. Sie gelobten ſich gegenſeitige Hilfe gegen alle Widerſacher, vereinbarten die

Ehe zwiſchen Rudolf und Blanka, wobei der Prinzeſſin die Grafſchaft Elſaß nebſt dem Gebiete Freiburg zum Leibgedinge ausgeſetzt wurde. Um die Zerwürfniſſe wegen der Gebiete des Bistums Verdun auf der linken Maasſeite beizulegen, beſchloß man, die Grenzen beider Reiche an der Maas genauer als bisher zu beſtimmen. Es wurden deshalb in dem Thale von Quatrevaux und bei Verdun an der Maas eine Reihe eherner Grenzmäler aufgeſtellt, über deren Richtung indes nur eine faſt hundert Jahre ſpätere Angabe vorliegt. Im Jahre 1390 ließ nämlich der franzöſiſche Staatsrat eine Unterſuchung über die Grenzen des franzöſiſchen und deutſchen Gebietes an der Maas anſtellen. Da es an geſchriebenen Urkunden fehlte, wurden die älteſten Leute jener Gegenden aufgeboten, um über die frühere Abgrenzung auszuſagen. Sie wußten, wie ſie übereinſtimmend bekundeten, nur von Hörenſagen, daß einſt vor langer Zeit ein König von Frankreich und der Kaiſer an der Maas zuſammengekommen ſeien und eine Reihe kupferner Grenzmäler hätten aufſtellen laſſen, die ſich von dem Thale Val de l'On genannt durch das Bett der Maas in gerader Linie auf Traveron und Brixey gezogen habe.

Auch über das dem Reiche entfremdete Arelat wurde zwiſchen den Königen im Beiſein der Kurfürſten verhandelt. In der Abſicht, dieſes Gebiet dem Reiche wieder feſter anzugliedern, ſchlug Albrecht vor, es dem Gemahle der Prinzeſſin Blanka, ſeinem Sohne Rudolf, zu übertragen und damit die ſchwebenden Zerwürfniſſe zu beſeitigen. Dieſem Vorſchlage ſetzten indes die anweſenden Kurfürſten einen unerwarteten Widerſtand entgegen, denn ſie wollten darin die Abſicht erkennen, das habsburgiſche Hausgut auf Koſten des Reiches zu vermehren. Noch erregter wurde ihr Widerſpruch, als Albrecht mit Zuſtimmung Philipps die Wahl ſeines Sohnes Rudolf zum Nachfolger im Reiche empfahl, damit dieſer als König in Deutſchland zurückbleibe, wenn er ſelbſt zur Einholung der

Kaiserkrone über die Alpen ziehe. Die Königsmacher am Rheine glaubten nämlich durch die Annahme eines solchen Antrages ihr Wahlrecht aufs äußerste gefährdet, und als letzte Absicht des Königs stieg vor ihnen die gefürchtete Erbmonarchie auf. Sie schlugen daher das Begehren Albrechts rundweg ab, und der Kurfürst von Mainz erklärte, niemals würden die Kurfürsten zugeben, daß einem Kaiser bei Lebzeiten sein Sohn als Nachfolger gegeben werde. Ohne Zweifel war ihnen das Einvernehmen ihres Königs mit Philipp zuwider, weil sie mit Recht erkannten, wie vieles jener von dem französischen Bundesgenossen zu ihrem Schaden lernen könne. Sie reisten daher plötzlich ohne Urlaub ab, und der Erzbischof von Mainz weigerte sich sogar, die Urkunde, welche der Prinzessin Blanka die Grafschaft Elsaß aussetzte, mit seinem Siegel zu versehen.

So groß das Aufsehen war, das die friedliche Zusammenkunft der beiden Könige bei den Zeitgenossen erregte, so arm und leer war sie an wirklichen Folgen. Schon wenige Monate später ward es offenbar, daß Philipp nicht daran dachte, eine der übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, und daß zwischen französischer Staatsklugheit und einem starken deutschen Königtume ein unlösbarer Widerstreit sei. Albrecht fand sich in allen Erwartungen getäuscht, und schon am Ende des Jahres 1301 konnte er bei dem Papste bittere Klage führen über die Feindseligkeiten des französischen Königs gegen das Reich, denn im September desselben Jahres hatte Philipp sich zum Schutzherrn der Stadt Tull aufgeworfen (s. o.), die Grafen von Bar und Flandern hielt er als Gefangene; in Holland, das nach dem Aussterben des alten Grafenhauses als erledigtes Lehen dem Reiche anheimfallen mußte, lieh er dem Grafen Johann von Avesnes, der gegen Albrechts ausdrückliches Verbot sich dieser Grafschaft bemächtigt hatte, offenkundigen Schutz und zeigte aller Welt Albrechts Machtlosigkeit, als dieser gegen den rebellischen Grafen, Philipps

Bundesgenossen, an der Spitze eines Heeres auszog, aber bei dem Anmarsche des Gegners schleunigst zurückwich, sogar ein Mordanschlag, den der Graf gegen Albrecht ins Werk setzte, war nach der Meinung aller dem Rate des französischen Königs entsprungen. Das Ungewöhnliche, bisher nicht Dagewesene geschieht. Der deutsche König und der Papst schließen den Bund gegen den König von Frankreich. Aber ehe Albrecht zum offenen Kampfe übergehen konnte, hatte Philipp schon den Erfolg über Bonifaz davongetragen, und kühner als zuvor nahm er die aggressive Politik gegen das Reich wieder auf. In Flandern, Hennegau und Luxemburg, alten Lehen des Reiches, breitet er seit 1304 seine Herrschaft aus; 1305 erklärt er sich zum Schutzherrn des Bischofes und der Kirche von Verdun, dann ist seine ganze Aufmerksamkeit auf das alte Königreich Burgund, auf die schönen Städte und reichen Landschaften des Rhonethales gerichtet. Das Jahr 1312 bezeichnet hier seinen bedeutsamsten Erfolg: er schickt seinen Bruder Karl von Valois mit Heeresmacht gegen Lyon und läßt Stadt und Grafschaft dem französischen Reiche einverleiben.

Während Philipp auf der ganzen Linie von den Ufern der Rhone bis zur Nordsee das Machtgebiet Frankreichs gegen Osten vorschob, stellte er zugleich die Wissenschaft des Rechtes und der Geschichte, die so oft von Juristen und Historiographen zu Mitteln des Truges und der Gewalt entwürdigt wurden, in den Dienst seiner Politik. Schon im elften Jahrhundert hatte ein Franzose ausgesprochen, daß durch Lothringens Verlust Frankreich erniedrigt und Deutschland über dieses erhoben worden sei, denn Lothringen sei Frankreichs bester Teil gewesen. Jetzt waren Chronisten und Verfertiger von Staatsschriften dabei, die deutsche Herrschaft über die linksrheinischen Länder als eine Usurpation und die Übergriffe Philipps als die Zurücknahme alter unverjährbarer Rechte darzustellen. Mit dem Zauber, den das Schlagwort immer auf die französische

Kaiserkrone über die Alpen ziehe. Die Königsmacher am Rheine glaubten nämlich durch die Annahme eines solchen Antrages ihr Wahlrecht aufs äußerste gefährdet, und als letzte Absicht des Königs stieg vor ihnen die gefürchtete Erbmonarchie auf. Sie schlugen daher das Begehren Albrechts rundweg ab, und der Kurfürst von Mainz erklärte, niemals würden die Kurfürsten zugeben, daß einem Kaiser bei Lebzeiten sein Sohn als Nachfolger gegeben werde. Ohne Zweifel war ihnen das Einvernehmen ihres Königs mit Philipp zuwider, weil sie mit Recht erkannten, wie vieles jener von dem französischen Bundesgenossen zu ihrem Schaden lernen könne. Sie reisten daher plötzlich ohne Urlaub ab, und der Erzbischof von Mainz weigerte sich sogar, die Urkunde, welche der Prinzessin Blanka die Grafschaft Elsaß aussetzte, mit seinem Siegel zu versehen.

So groß das Aufsehen war, das die friedliche Zusammenkunft der beiden Könige bei den Zeitgenossen erregte, so arm und leer war sie an wirklichen Folgen. Schon wenige Monate später ward es offenbar, daß Philipp nicht daran dachte, eine der übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, und daß zwischen französischer Staatsklugheit und einem starken deutschen Königtume ein unlösbarer Widerstreit sei. Albrecht fand sich in allen Erwartungen getäuscht, und schon am Ende des Jahres 1301 konnte er bei dem Papste bittere Klage führen über die Feindseligkeiten des französischen Königs gegen das Reich, denn im September desselben Jahres hatte Philipp sich zum Schutzherrn der Stadt Tull aufgeworfen (s. o.), die Grafen von Bar und Flandern hielt er als Gefangene; in Holland, das nach dem Aussterben des alten Grafenhauses als erledigtes Lehen dem Reiche anheimfallen mußte, lieh er dem Grafen Johann von Avesnes, der gegen Albrechts ausdrückliches Verbot sich dieser Grafschaft bemächtigt hatte, offenkundigen Schutz und zeigte aller Welt Albrechts Machtlosigkeit, als dieser gegen den rebellischen Grafen, Philipps

Bundesgenossen, an der Spitze eines Heeres auszog, aber bei dem Anmarsche des Gegners schleunigst zurückwich, sogar ein Mordanschlag, den der Graf gegen Albrecht ins Werk setzte, war nach der Meinung aller dem Rate des französischen Königs entsprungen. Das Ungewöhnliche, bisher nicht Dagewesene geschieht. Der deutsche König und der Papst schließen den Bund gegen den König von Frankreich. Aber ehe Albrecht zum offenen Kampfe übergehen konnte, hatte Philipp schon den Erfolg über Bonifaz davongetragen, und kühner als zuvor nahm er die aggressive Politik gegen das Reich wieder auf. In Flandern, Hennegau und Luxemburg, alten Lehen des Reiches, breitet er seit 1304 seine Herrschaft aus; 1305 erklärt er sich zum Schutzherrn des Bischofes und der Kirche von Verdun, dann ist seine ganze Aufmerksamkeit auf das alte Königreich Burgund, auf die schönen Städte und reichen Landschaften des Rhonethales gerichtet. Das Jahr 1312 bezeichnet hier seinen bedeutsamsten Erfolg: er schickt seinen Bruder Karl von Valois mit Heeresmacht gegen Lyon und läßt Stadt und Grafschaft dem französischen Reiche einverleiben.

Während Philipp auf der ganzen Linie von den Ufern der Rhone bis zur Nordsee das Machtgebiet Frankreichs gegen Osten vorschob, stellte er zugleich die Wissenschaft des Rechtes und der Geschichte, die so oft von Juristen und Historiographen zu Mitteln des Truges und der Gewalt entwürdigt wurden, in den Dienst seiner Politik. Schon im elften Jahrhundert hatte ein Franzose ausgesprochen, daß durch Lothringens Verlust Frankreich erniedrigt und Deutschland über dieses erhoben worden sei, denn Lothringen sei Frankreichs bester Teil gewesen. Jetzt waren Chronisten und Verfertiger von Staatsschriften dabei, die deutsche Herrschaft über die linksrheinischen Länder als eine Usurpation und die Übergriffe Philipps als die Zurücknahme alter unverjährbarer Rechte darzustellen. Mit dem Zauber, den das Schlagwort immer auf die französische

Kaiserkrone über die Alpen ziehe. Die Königsmacher am Rheine glaubten nämlich durch die Annahme eines solchen Antrages ihr Wahlrecht aufs äußerste gefährdet, und als letzte Absicht des Königs stieg vor ihnen die gefürchtete Erbmonarchie auf. Sie schlugen daher das Begehren Albrechts rundweg ab, und der Kurfürst von Mainz erklärte, niemals würden die Kurfürsten zugeben, daß einem Kaiser bei Lebzeiten sein Sohn als Nachfolger gegeben werde. Ohne Zweifel war ihnen das Einvernehmen ihres Königs mit Philipp zuwider, weil sie mit Recht erkannten, wie vieles jener von dem französischen Bundesgenossen zu ihrem Schaden lernen könne. Sie reisten daher plötzlich ohne Urlaub ab, und der Erzbischof von Mainz weigerte sich sogar, die Urkunde, welche der Prinzessin Blanka die Grafschaft Elsaß aussetzte, mit seinem Siegel zu versehen.

So groß das Aufsehen war, das die friedliche Zusammenkunft der beiden Könige bei den Zeitgenossen erregte, so arm und leer war sie an wirklichen Folgen. Schon wenige Monate später ward es offenbar, daß Philipp nicht daran dachte, eine der übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, und daß zwischen französischer Staatsklugheit und einem starken deutschen Königtume ein unlösbarer Widerstreit sei. Albrecht fand sich in allen Erwartungen getäuscht, und schon am Ende des Jahres 1301 konnte er bei dem Papste bittere Klage führen über die Feindseligkeiten des französischen Königs gegen das Reich, denn im September desselben Jahres hatte Philipp sich zum Schutzherrn der Stadt Tull aufgeworfen (s. o.), die Grafen von Bar und Flandern hielt er als Gefangene; in Holland, das nach dem Aussterben des alten Grafenhauses als erledigtes Lehen dem Reiche anheimfallen mußte, lieh er dem Grafen Johann von Avesnes, der gegen Albrechts ausdrückliches Verbot sich dieser Grafschaft bemächtigt hatte, offenkundigen Schutz und zeigte aller Welt Albrechts Machtlosigkeit, als dieser gegen den rebellischen Grafen, Philipps

Bundesgenossen, an der Spitze eines Heeres auszog, aber bei dem Anmarsche des Gegners schleunigst zurückwich, sogar ein Mordanschlag, den der Graf gegen Albrecht ins Werk setzte, war nach der Meinung aller dem Rate des französischen Königs entsprungen. Das Ungewöhnliche, bisher nicht Dagewesene geschieht. Der deutsche König und der Papst schließen den Bund gegen den König von Frankreich. Aber ehe Albrecht zum offenen Kampfe übergehen konnte, hatte Philipp schon den Erfolg über Bonifaz davongetragen, und kühner als zuvor nahm er die aggressive Politik gegen das Reich wieder auf. In Flandern, Hennegau und Luxemburg, alten Lehen des Reiches, breitet er seit 1304 seine Herrschaft aus; 1305 erklärt er sich zum Schutzherrn des Bischofes und der Kirche von Verdun, dann ist seine ganze Aufmerksamkeit auf das alte Königreich Burgund, auf die schönen Städte und reichen Landschaften des Rhonethales gerichtet. Das Jahr 1312 bezeichnet hier seinen bedeutsamsten Erfolg: er schickt seinen Bruder Karl von Valois mit Heeresmacht gegen Lyon und läßt Stadt und Grafschaft dem französischen Reiche einverleiben.

Während Philipp auf der ganzen Linie von den Ufern der Rhone bis zur Nordsee das Machtgebiet Frankreichs gegen Osten vorschob, stellte er zugleich die Wissenschaft des Rechtes und der Geschichte, die so oft von Juristen und Historiographen zu Mitteln des Truges und der Gewalt entwürdigt wurden, in den Dienst seiner Politik. Schon im elften Jahrhundert hatte ein Franzose ausgesprochen, daß durch Lothringens Verlust Frankreich erniedrigt und Deutschland über dieses erhoben worden sei, denn Lothringen sei Frankreichs bester Teil gewesen. Jetzt waren Chronisten und Verfertiger von Staatsschriften dabei, die deutsche Herrschaft über die linksrheinischen Länder als eine Usurpation und die Übergriffe Philipps als die Zurücknahme alter unverjährbarer Rechte darzustellen. Mit dem Zauber, den das Schlagwort immer auf die französische

Volksseele ausgeübt hat, ward der Satz von den natürlichen Grenzen in das allgemeine Denken der Franzosen eingeführt, und unter der Herrschaft dieses Schlagworts hat sich die kelto-romanische Kriegslust und Eitelkeit Jahrhunderte lang mit leidenschaftlichem Begehren auf die Rheingrenze gerichtet. Die deutschen Könige, so wurde dargethan, hätten Lothringen vordem nur als Lehen der französischen Krone empfangen, denn alle Länder bis zum Rheine und darüber hinaus, die einst dem gallischen Volksstamme gehörten, seien rechtmäßiges Eigentum Frankreichs; auch habe der deutsche König Albrecht selbst nebst den Prälaten und Fürsten des Reiches 1299 in Vaucouleurs Frankreichs Recht auf alle Länder zwischen Maas und Rhein anerkannt.*)

Spätere französische Staatsschriften haben diese Gedanken wiederholt und dahin ausgestaltet, daß Frankreich nicht nur auf die Länder bis zum Rheine, sondern auch auf die Kaiserkrone und das gesamte deutsche Reich ein unverjährbares historisches Recht habe. Nach den heiligsten Gesetzen und überzeugendsten Vernunftgründen, so wurde in jenen Staatsschriften ausgeführt, gehörten, abgesehen von einer Menge italischer und spanischer Provinzen, das Herzogtum Lothringen, die gesamten Niederlande, alle Länder bis zum Rheine, auch die Krone Karls des Großen, ja das ganze Deutschland dem Könige von Frankreich. Schon die Macht der altgallischen Könige habe weit über den Rhein nach Germanien hinein

*) Die von Wilhelm von Nangis verbreitete Nachricht, König Albrecht habe bei der Zusammenkunft mit König Philipp in Quatrevaux unter Zustimmung der Fürsten und Prälaten des Reiches alles Land bis zum Rheine an Frankreich abgetreten, Concessum fuisse dicitur, quod regnum Franciae, quod solum modo usque ad Mosam fluvium illis in partibus se extendit de cetero usque ad Rhenum potestatis suae terminos dilataret, war im Sinne dieser Staatsschriften erfunden. Die Angabe, man habe 1299 terminos aeneos errichtet, ward zur Stütze der behaupteten Landabtretung später umgeändert in terminos Rheni.

gereicht; sie hätten die Länder vom Main bis zum hercynischen Walde besetzt und seien rechtmäßige Herren Deutschlands und Italiens gewesen. Wenn auch die römischen Cäsaren wider alles Recht den Galliern diese Gebiete entrissen hätten, so hätten doch später die Franken, die Nachkommen der Gallier, das Recht ihrer Vorfahren wieder hervorgeholt, hätten die Länder diesseit und jenseit des Rheines zurückerobert und zum erblichen Besitze Karls des Großen gemacht. Karl sei nicht als Kaiser, sondern als König der Franken der Herr Deutschlands gewesen. Der größte Teil Deutschlands sei daher das Vätergut der französischen Könige. Freilich habe der große Karl selbst den Fehler begangen, das Reich zu teilen, und habe dadurch die Deutschen ermutigt, nach dem Aussterben seines Geschlechtes die alte Ordnung der Dinge zu ändern und Kaiser aus ihrem Volke zu wählen. Die heutige französische Monarchie sei aber dieselbe wie die Monarchie Chlodwigs. Alles was Könige erworben hätten, seien Erwerbungen für den Staat gewesen, und wenn auch andere Herrscherhäuser aufgekommen seien, so seien die Rechte des Staates doch unveränderlich geblieben; für Staaten gebe es keine Verjährungen. Den Deutschen selbst wohne indes das Gefühl inne, daß sie sich ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen hätten, und zahlreiche Verträge zwischen dem Könige von Frankreich und den deutschen Fürsten diesseit und jenseit des Rheines bekundeten, daß diese in den Königen von Frankreich ihre alleinigen und wahren Herren verehrten.*)

*) Am ausführlichsten sind diese Gedanken später von dem Königlichen Rate Jakob von Cassan entwickelt worden in der Staatsschrift: „Über die Rechte des Königs und der Krone Frankreich auf die zu ihr gehörenden, von fremden Fürsten eingenommenen Königreiche, Herzogtümer, Grafschaften und Städte", die der Verfasser 1632 dem Kardinale Richelieu zueignete. Drei Jahrzehnte später erschien die Staatsschrift des Parlamentsrates Aubery: „Über die gerechten Ansprüche des Königs von Frankreich auf das deutsche Reich" die 1667 Ludwig XIV. gewidmet wurde.

So lange das Reich einig und die Kaisergewalt stark war, mochten solche geschichtliche Betrachtungen ein unschädliches Gedankenspiel französischer Eitelkeit sein, aber der künstlich genährte Wahn von dem unverjährbaren Rechte des französischen Volkes auf die östlichen Grenzländer mußte bei der leichten Erregbarkeit des keltischen Blutes zur aggressiven Leidenschaft werden, sobald die Schwäche des Reiches die Möglichkeit bot, jene vermeintlichen Rechte geltend zu machen. Philipp IV., — und auch darin war er der Lehrmeister Heinrichs IV. und Richelieus — hat den offenen Kampf mit dem Reiche lange gemieden; wie diese es nach ihm gethan haben, zog er es vor, zunächst fremde Kräfte für seine Absichten wirken zu lassen, um dann zuletzt mit dem unvorhergesehenen aber sicheren Sprunge des Raubtieres sich auf seine Beute zu werfen. So überfiel er Bonifaz VIII., so mordete er die Templer. Seit dem Jahre 1301 beschäftigte man sich in der Umgebung des Königs mit dem Gedanken, durch einen plötzlichen Überfall sich der linksrheinischen Länder, vor allem Lothringens zu bemächtigen. Für diese Absichten zeugt eine bemerkenswerte, dem Könige zugeeignete Staatsschrift des Advokaten Peter Dubois, eines der bedeutendsten Männer, die sich mit der Abfassung politischer Traktate beschäftigten.*) „Wenn Eure Majestät", so heißt es in dieser Staatsschrift, die das historische Recht Frankreichs auf alle Länder bis zum Rheine und den Alpen als selbstverständlich voraussetzt, „entschlossen ist, das Arelat und die Länder bis zum Rheine, vom Meere im Süden bis zum Meere im Norden zu nehmen und zu behalten, so werden Sie dort eine Menge Herzogtümer, Provinzen und Grafschaften finden, deren Bewohnern durch lange Gewohnheit Streit und Krieg zur zweiten Natur

*) Summaria brevis et compendiosa doctrina felicis expeditionis et abbreviationis guerrarum ac litium regni Francorum. Darüber Wailly in den Mémoires de l'académie des inscriptions et belles-lettres. Bd. XVIII. Digot II. 186.

geworden ist. Die Söhne derer, die im Kampfe gegen Eure Majestät fallen, werden durch den Tod ihrer Väter nicht gebessert werden, sondern von neuem auf Krieg und Verschwörung sinnen und nicht eher davon ablassen, bis sie durch ungewöhnliche Mittel geschreckt und im Gehorsam erhalten werden." Die Schrift Dubois will nun dem Könige die Mittel angeben, die am besten geeignet sind, die östlichen Grenzländer Frankreichs nicht nur zu erobern, sondern auch deren Besitz zu sichern. Er nimmt deshalb an, daß zunächst der Herzog von Lothringen sich den Absichten des Königs widersetzen werde. „Sollte also der Herzog von Lothringen sich weigern, des Königs Oberhoheit anzuerkennen, so wird man ihn zuerst auffordern, zu seiner Pflicht zurückzukehren, zugleich wird man auch die großen Edelleute im Herzogtum mit leiblichen Strafen und mit Verwüstung ihrer Güter bedrohen, wenn sie sich rebellisch zeigen sollten. Der Herzog und seine Barone werden aber diese Drohungen verachten, so lange sie nicht ausgeführt werden, darum wird der König sofort zur That übergehen müssen und zu der Zeit, wenn das Getreide reift, mit vielem Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß in Lothringen einrücken und sich vor alle Städte und Plätze legen. Wenn sie sich weigern sollten, die Thore zu öffnen, so wird man die Obstgärten zerstören, die Weinberge ausrotten und die Ernte rund umher niederbrennen. Das Leben der Leute aber wird man schonen, so lange sie nicht angreifen; und auch in diesem Falle wird man ihnen nicht das Leben nehmen, damit ihre Seelen nicht in die Hölle fahren, sondern wird sich begnügen, ihnen Hände und Füße abzuhacken. Um den Erfolg zu sichern, wird der König alles Vieh und Getreide aus dem Lande in die festen Grenzplätze bringen, sodann das königliche Heer zurückziehen und als Garnisonen in jene Plätze legen, so daß alle Straßen und Zugänge in das Herzogtum überwacht und alle Verbindungen mit ihm abgeschnitten sind. Den Herrn und Unterthanen der anstoßenden Gebiete wird

man mit den gleichen Maßregeln drohen, wenn sie versuchen sollten, den Besiegten Lebensmittel zuzuführen oder den Entrinnenden Aufnahme zu gewähren. Die Folge dieser Maßregeln wird eine Hungersnot sein, die den Herzog wie das Volk zum Gehorsame bringen wird, ohne daß man sich den Tod ihrer Seelen vorzuwerfen hat. Und noch einen andern Erfolg wird dieses Verfahren haben. Es wird in den Bezwungenen für immer den Geist der Empörung unterdrücken und andere Völker mit heilsamer Furcht erfüllen. Und wenn der König auf diese Weise die Widerspenstigen unterworfen und Bürgschaften für ihren Gehorsam erlangt hat, dann wird er kühner ans Werk gehen und auch die andern Nationen seiner Herrschaft unterthan machen." So stand also in Philipps Seele hinter seinen Anschlägen auf die lothringischen Länder schon der Gedanke an die Vorherrschaft Frankreichs in Europa, zu deren Verwirklichung ihm das altkeltische Mittel des Schreckens durch räuberische Überfälle und allgemeine Verwüstung am dienlichsten schien. — Der französische Volksgeist, ein wesentlichstes Ferment aller abendländischen Kultur, hat an den edelsten und erhabensten Gesetzen des christlichen und ritterlichen Lebens einen hervorragenden Anteil gehabt; aber auf dem Untergrunde dieses Volksgeistes, der so Großes schuf, hat auch die altkeltische Barbarei, durch römische und christliche Kultur gebändigt, aber nicht ausgerottet, im stillen fortgelebt und von Zeit zu Zeit unter ungewöhnlichen Umständen in Erscheinungen von erschreckender Wildheit, von rechtloser Überhebung und Mißachtung fremden Volkstums die aufgelegte Schicht der christlichen und ritterlichen Gesittung durchbrochen. Diesem Geiste altkeltischer, auf der Grundtiefe des französischen Wesens schlummernden Barbarei ist auch jene Politik entstammt, die in der Staatsschrift Dubois' zuerst offen empfohlen ist, die von den erobernden Königen und Staatsmännern nach Philipp IV., von Karl VII., Heinrich II., Richelieu und Ludwig XIV. angewandt wurde und Frankreichs

„Ruhmesgeschichte“ zur Leidensgeschichte der angrenzenden Staaten und Völker gemacht hat.

Philipp IV. hatte die Überlegenheit eines unbeirrten, rücksichtslosen Willens und den Vorteil einer langdauernden Herrschaft gegenüber dem raschen Wechsel von vier deutschen Königen, die ohne feste Wurzel im Volke, ohne eigne Macht und finanzielle Unterlage und dabei im steten Kampfe mit einer begehrlichen Fürstenaristokratie nur auf die eigne Erhaltung bedacht sein mußten. Gleichwohl wich das Ziel seiner weitgehenden Entwürfe vor ihm wie vor seinen nächsten Nachfolgern in weite Ferne zurück. So nüchtern und allen politischen Abenteuern abhold seine Denkart war, nahm er zweimal den Plan Karls von Anjou auf, die Krone der Deutschen an das Haus Frankreich zu bringen. Einen ersten Versuch dazu hatte er schon 1298 bei dem Sturze Adolfs von Nassau gemacht. Einen zweiten Versuch machte er nach dem Tode Albrechts von Österreich. Als dieser 1308 mitten in den Rüstungen, die er gegen seine inneren Widersacher und seine auswärtigen Feinde betrieb, durch Meuchelmord gefallen war, legte Peter Dubois in einer neuen Staatsschrift dem Könige dar, wie günstig der Augenblick sei, um das Imperium, das einst von den Griechen an die Franken, von diesen an die Italiener und von den Italienern an die Deutschen gekommen sei, wieder an die rechtmäßigen Herrn, die Franzosen, zurückzubringen. Aber nicht unmittelbar auf das Haupt Philipps, sondern auf das seines Bruders Karl von Valois sollte die Krone Karls des Großen gesetzt werden. Zu diesem Zwecke begab sich Philipp im Juni 1308 zu dem Papste Clemens V. nach Poitiers und drang in ihn, den Kürfürsten des Reiches Karl von Valois als König zu empfehlen. Gleichzeitig wies er seine Gesandten an, durch Versprechungen und reiche Geldspenden die Reichsfürsten von den Tugenden und trefflichen Eigenschaften des Grafen von Valois zu überzeugen. Aber Clemens V. war keineswegs das willenlose Werkzeug Philipps IV.,

wozu ihn die meisten Darsteller dieser Zeit gemacht haben. Vielleicht erschrak er gleich Gregor X. bei dem Gedanken, daß ein französischer König Träger der römischen Kaiserkrone werden könne. Während er sich daher öffentlich scheinbar dem Wunsche des Königs fügte, da offener Widerspruch gefährlich schien, wirkte er im geheimen bei den Kurfürsten gegen die Wahl des Franzosen, und diese selbst hatten Grund genug, sich nicht einen König zu setzen, von dem sie wußten, daß er nach seiner Wahl das Recht der Wahlfürsten sobald als möglich beseitigen werde. So wiederholte sich, was bei der Wahl Rudolfs von Habsburg geschehen war. Die von Frankreich erstrebte Krone eines römischen Königs wurde auf das Haupt eines kleinen Grafen gesetzt, der sich nicht darum beworben; und zum großen Verdrusse Philipps zögerte der Papst nicht, dem Gewählten die erbetene Bestätigung zu geben. Und mehr noch. Die Besorgnis vor einer französischen Übermacht trieb denselben Papst zu dem Bemühen, das Arelat bei dem Reiche zu erhalten und die Einverleibung Lyons in Frankreich zu verhindern; denn ohne Zweifel geschah es auf seinen Antrieb, daß 1312, als Philipp seine Absichten auf Lyon ins Werk setzte, Kaiser Heinrich VII. diese Stadt an die Rechte des Reiches erinnerte und mit seinem Zorne bedrohte, wenn sie diese mißachten würde.*)

Als Philipp IV. 1314 starb, hatte er die Stadt und Grafschaft Lyon nebst der Diözese Viviers in den Machtbereich Frankreichs gezogen und dadurch die Ablösung der Rhoneländer vom Reiche vorbereitet; in seinen niederländischen Kriegen hatte er Lille, Douai und Orchies gewonnen, aber Frankreich finanziell erschöpft; den Herzögen von Lothringen hatte er eine drückende Lehnsfessel angelegt und das westliche Bar in französische Abhängigkeit gebracht.

---

*) Leroux. Recherches critiques sur les relations politiques de la France avec l'Allemagne et Revue des questions historiques.

So bedeutsam diese Erfolge auch erscheinen mögen: sie waren weit hinter seinen Absichten zurückgeblieben. Mit mehr List als Kühnheit haben seine nächsten Nachfolger seine auf den Erwerb der Kaiserkrone und den Gewinn der westrheinischen Länder gerichteten Pläne zu verwirklichen gesucht, ohne über das von ihm Erreichte hinauszukommen. Einförmig wiederholen sie bis auf Franz I. die Überfälle, die Verträge mit den deutschen Fürsten, die Versuche, das Schutzrecht über die Bistümer oder die freien Städte zu gewinnen; nur die Personen wechseln, die Ziele und die politischen Intriguen bleiben dieselben.

Sechster Abschnitt.

Philipp von Valois und Ludwig von Baiern. Fortgesetzte Schwächung und Entwürdigung der Reichsgewalt. Verräterische Verbindung Heinrichs von Baiern mit Philipp VI. Wachsende Entfremdung der westlichen Grenzländer vom Reiche. Schutzherrschaft französischer Könige über deutsche Reichsgebiete in Lothringen. Verhältnis der Herzöge Friedrich III., Rudolf und Johann I. zu den Königen Frankreichs. Innere Zustände Lothringens. Fortdauernde Fehden und Raubzüge fremder Kriegsvölker. Frankreichs Zerrüttung infolge der englischen Kriege und die Politik der luxemburgischen Kaiser mit Bezug auf Lothringen. Karl IV. macht Pont à Mousson zu einer Markgrafschaft des Reiches. Der Vertrag von Prag. Fortgesetzte Vorstöße Frankreichs.

Die unsäglichen Wirren, die nach dem Tode Heinrichs VII. infolge der Doppelwahl Friedrichs von Österreich und Ludwigs von Baiern das Reich zerrütteten, boten den nächsten Nachfolgern Philipps IV. einen besonderen Anreiz, auf den Wegen dieses Königs weiter zu gehen und mit der Hilfe deutscher Wahlfürsten und einer dienstbar gewordenen Papstgewalt die von Philipp gesteckten Ziele, die Rheingrenze und die Kaiserkrone, zu gewinnen. Das vielverschlungene Ränkespiel, durch das die französische Staatskunst in Verfolgung dieser Pläne die Zerrüttung des deutschen Reiches zu erhalten und zu mehren wußte, gehört der allgemeinen Geschichte an und kann hier als Einschlag in die Geschichte des tausendjährigen Kampfes um die lothringischen Länder nur in seinen Hauptzügen gezeichnet werden.

Im Jahre 1316 hatte Jakob von Oſſa aus Cahors als Johann XXII. den Papſtſtuhl in Avignon beſtiegen, ein Greis voll kühner Entwürfe, bedeutend an Wiſſen, ganz Leidenſchaft und ganz Franzoſe und den Intereſſen des franzöſiſchen Königtums in allem dienſtbar. Zwar hatte das Papſttum, ſeitdem es das ewige Rom verlaſſen und die erhabene Idee einer geiſtigen Führerſchaft der Welt durch Zwecke gemeiner Staatskunſt verunreinigt hatte, an äußerer und innerer Würde weſentlich eingebüßt; gleichwohl war ſeine Machtwirkung in die Ferne noch ungeſchwächt, und dieſelben Päpſte, die in Avignon zu freiwilligen oder gezwungenen Werkzeugen der Politik Frankreichs erniedrigt waren, wirkten auf die entfernten Länder, namentlich auf Deutſchland, noch lange mit dem Anſehen der großen Päpſte aus der ſaliſchen und ſtaufiſchen Zeit. So konnten päpſtliche Bullen, als in Deutſchland der Thronſtreit zwiſchen dem Öſterreicher und dem Baiern entbrannte, ohne ernſtlichen Widerſpruch zu erfahren, als unumſtößlichen Rechtsſatz verkünden, daß während eines Zwiſchenreiches der Papſt Reichsverweſer in Italien ſei und bei ſtreitiger Königswahl ihm die Entſcheidung zuſtehe. Als nun die Schlacht bei Mühldorf 1322 den Thronſtreit zu Gunſten des Baiern entſchied und Friedrich von Öſterreich als Gefangener in die Gewalt ſeines Gegners geriet, lud Johann XXII. auf Grund jenes angemaßten Rechtes durch einen Anſchlag an der Kirchenthüre zu Avignon (im Oktober 1323) König Ludwig vor ſeinen Richterſtuhl und forderte ihn unter Androhung des Bannes auf, Rechenſchaft darüber abzulegen, daß er ſich ohne des Papſtes Genehmigung römiſcher König der Deutſchen nenne; dem angemaßten Titel, ſo verlangte der Papſt, ſolle Ludwig innerhalb zweier Monate entſagen und das Reich nicht wieder übernehmen, bis ſeine Perſon von dem apoſtoliſchen Stuhle gebilligt ſei. Es war Frankreichs Intereſſe, daß ſich die Macht des Reiches im Bürgerkriege verzehre, und hinter den ſchroffen und demütigenden

Forderungen des theokratischen Rechtes war die Einflüsterung des französischen Hofes unschwer zu erkennen. Ludwig der Baier sollte als Verächter Gottes und seiner Kirche der römischen Krone für unwürdig erklärt und diese mit Zustimmung der deutschen Wahlfürsten auf das Haupt Karls IV. von Frankreich übertragen werden.

Ein eifriger Förderer dieses Planes war der ganz in französischem Wesen erzogene Böhmenkönig Johann, der selbst der Sache Frankreichs zugethan war und seine Schwester mit Karl IV. zu vermählen gedachte. Auf sein und des Papstes Betreiben beriefen im Wintermonate 1324 die Erzbischöfe von Mainz und Köln einen Kurfürstentag nach Rense, um über die Erhebung Karls IV. von Frankreich zum römischen Könige zu ratschlagen. Die Mehrzahl der Wahlfürsten war indes nicht dahin zu bringen, sich in Karl einen König zu setzen, der an erbliche Herrschaft und strengeren Gehorsam gewöhnt war. Zwar suchte der päpstliche Legat ihre Bedenken zu beschwichtigen, indem er daran erinnerte, daß ein König der Deutschen nur auf Lebenszeit gewählt werden dürfe, aber er vermochte die um ihre Machtstellung besorgten Fürsten nicht zu überzeugen, und man ging ohne Ergebnis auseinander. Zum vierten Male sahen die Nachfolger Hugo Kapets den kühnen Plan vereitelt, mit Hilfe des Papstes und der deutschen Fürstenschaft die römische Krone an das Haus Frankreich zu bringen.

Philipp VI., der als der erste König des Hauses Valois 1328 sich mit der französischen Krone zierte, entsagte deshalb dem von den letzten Kapetingern verfolgten Streben nach dem unmittelbaren Besitze der römischen Königswürde; er beschloß, die Fäden der Staatskunst anders zu verweben. König Ludwig sollte dahin gebracht werden, den Thron, von dem man ihn nicht hatte verdrängen können, freiwillig zu verlassen, und statt seiner ein König von Frankreichs Gnaden erhoben werden, der die französische Unterstützung mit Über-

lassung der Reichsrechte in den westlichen Grenzländern bezahlte. Ludwig war ein Fürst gläubiges Sinnes, ängstlich besorgt um sein Seelenheil und ohne jede hervorragende Geisteskraft, die gegen die lähmende Macht unabläßiger Angriffe und stetes Verdrusses zu schützen vermag. In seinem Gewissen beunruhigt durch den Bannfluch des Papstes, der ihn wiederholt als Verächter Gottes und der Kirche aller geistlichen und weltlichen Güter für verlustig erklärte, und müde eines Streites, welcher der Unbotmäßigkeit der Fürsten immer neuen Vorwand lieh, betrieb er seit 1330 die Aussöhnung mit dem Papste, die zu erlangen, ihm kein Opfer zu schwer erschien. Durch seine Abgesandten erbot er sich dem Papste in Avignon, für alles, was er gegen den Nachfolger des h. Petrus vorgenommen habe, Buße und Abbitte zu thun, auch sei er bereit, die Krone niederzulegen, um sie aus der Hand des Papstes oder dessen Legaten in rechter Weise zu empfangen und mit dem Könige von Frankreich und Neapel Freundschaft zu halten. Johann XXII. aber erklärte es als einen Widerspruch, daß der König um Vergebung eines Unrechtes bitte, während er zugleich den aus dem Unrechte erwachsenen Vorteil behalten wolle; Vergebung und Gnade sei darum nur dann zu hoffen, wenn König Ludwig die unrechtmäßig erworbene Krone bedingungslos in die Hand des Papstes zurückgebe. Die harte Zurückweisung, der alle Sühneversuche Ludwigs in Avignon begegneten, entsprach vor allem den Absichten Philipps und war ganz auf die bekannte Charakterschwäche Ludwigs berechnet. Je unerbittlicher der Papst sich zeigte, um so lebhafter wurde das Verlangen Ludwigs nach Frieden mit der Kirche. In dieser Stimmung bot sich ihm als Mittler der obengenannte abenteuernde und plänereiche König Johann von Böhmen an, der in Philipps Entwürfe eingeweiht, als geschäftiger Unterhändler zwischen Paris, Avignon und München hin und her ging. Er wußte Ludwig einzureden, daß er dem Verlangen des Papstes

genügen könne, ohne die Interessen seines Hauses zu schädigen und ohne seine königliche Ehre zu verletzen. Ludwig, so war sein Rat, solle heimlich zu Gunsten seines Vetters, des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, der zugleich Schwiegersohn Johanns von Böhmen war, der Krone entsagen; auf diese Weise werde er den Willen des Papstes erfüllen, sich vom Banne der Kirche lösen und die Krone dem Hause Wittelsbach erhalten. Auch Philipp VI. wußte sich in dieser Angelegenheit dem Kaiser als Freund und Vermittler aufzudrängen und versprach, die Sache in Avignon auf jede Weise zu fördern. Ludwigs Kleinmut ging auf diese Vorschläge ein; er unterzeichnete eine ihm vorgelegte Entsagungsurkunde mit dem Vorbehalte, daß der Verzicht vorläufig geheim bleibe und nicht eher in Kraft trete, bis seine Lösung vom Banne erfolgt sei. Das Intriguenspiel schien vollständig gelungen. Von dem Böhmenkönige, seinem Schwiegervater, geleitet, schloß Heinrich von Baiern jetzt mit dem Könige von Frankreich einen geheimen Vertrag, der von Philipp VI. selbst entworfen und unter Bürgschaft Johanns von Böhmen im Dezember 1333 zu Frankfurt unterzeichnet wurde. Philipp sicherte darin dem Herzoge seine thätige Hilfe und zur Bestreitung der Kosten einer römischen Königswahl ein Darlehn von 300 000 Mark Silber zu. Für dieses angebliche Darlehn versprach Heinrich, als erwählter römischer König alle Rechte des Reiches in dem Bistum Kammerich sowie in den Ländern von der Rhone und Saone bis zu den Alpen und dem Rheine dem Könige von Frankreich, „der so vieles zum Nutzen des Reiches aufgewandt habe", so lange zu überlassen, bis jene Summe zurückgezahlt sei. Er übernahm es ferner, als erwählter römischer König für diesen Vertrag die Willebriefe der Kurfürsten zu erhalten, auch versicherte er, daß der Krönungseid, der den König verpflichte, kein Reichsgut zu veräußern und veräußertes wieder zurückzubringen, ihn niemals von seinem Versprechen entbinden werde. Nach dem Wort-

laute dieſes Vertrages ſollten die genannten Landſchaften bis zur Rückzahlung des Darlehns an Frankreich verpfändet bleiben. Es verhielt ſich indes mit dieſer Verpfändung wie mit den heute üblichen Pachtungen auf 99 Jahre; König Philipp wie Herzog Heinrich wußte nur zu gut, daß das übergebene Pfand nie werde ausgelöſt werden. Die Geldhilfe des franzöſiſchen Königs war alſo bloß dem Namen nach ein Darlehn, in Wahrheit aber der Kaufpreis, den Philipp dem künftigen römiſchen Könige für die Überlaſſung der weſtlichen Grenzländer zu zahlen verſprach. Es war eine Wiederholung jenes ſchmählichen Handels, den 350 Jahre zuvor zur Zeit Ottos III. ein anderer baieriſcher Herzog mit dem weſtfränkiſchen Könige Lothar (o. S. 50) vereinbart hatte. Indes war das Ehrgefühl der Nation einem offenbaren Reichsverrate gegenüber noch nicht ſo abgeſtumpft, wie es ſich 215 Jahre ſpäter unter der Einwirkung der kirchlichen Revolution gegenüber dem Reichsverrate des Herzogs Moritz von Sachſen zeigte. Als der ſchamloſe Handel anfing im Reiche bekannt zu werden — denn Heinrich ließ in den Rheinlanden die Verzichtsurkunde Ludwigs ſehen und warb offen um die Stimmen der Kurfürſten — bekundete ſich überall Staunen und Unwillen; die rheiniſchen Städte erklärten, daß ſie dem neuen Könige die Huldigung verſagen würden; die fürſtlichen Königsmacher, um ihr Wahlrecht beſorgt, ſprachen dem Kaiſer das Recht ab, ohne ihren Willen über die Krone zu verfügen, und Ludwig ſelbſt, den Johann XXII. dazu beglückwünſcht hatte, daß er die irdiſche Krone mit einer himmliſchen vertauſchen wolle, erkannte bald, daß es ſich weniger um eine Löſung von dem Banne als um eine Löſung von der Krone handle. In der allgemeinen Erregung des Volkes fand er den Willen wieder, den er in ſeinen Gewiſſensängſten verloren hatte. Als die päpſtlichen Legaten aus Avignon kamen, um ſeine Abdankung entgegenzunehmen und die Reichsſtände ihres Eides feierlich zu entbinden, hatte er ſchon den ganzen

Handel als nichtig widerrufen und den Rheinstädten geschrieben, es sei nie seine Absicht gewesen, abzudanken; selbst wenn man zum Beweise einer solchen Absicht Urkunden vorlege, so sei ihnen nicht zu glauben, denn die Welt stecke voller Falschheit.

Obgleich die Absicht, die römische Krone von Ludwig dem Baiern auf einen Schützling Frankreichs zu übertragen, für den Augenblick mißlungen war, setzte Philipp seine Verhandlungen mit dem Böhmenkönige und dem Herzoge Heinrich fort. Seine ganze Thätigkeit in den folgenden Jahren ist darauf gerichtet, Ludwig zum Verzichte auf die Krone zu drängen und sich den in dem Frankfurter Vertrage ausbedungenen Gewinn zu sichern. In dieser Absicht holte er auch die verblaßte Idee einer Kreuzfahrt hervor und gelobte für unbestimmte Zeit einen Zug ins Morgenland, zu dessen Ausrüstung er sich vom Papste eine Steuer auf alle Kirchen der Christenheit bewilligen ließ. Im Februar 1334 fand sich wiederum der plänereiche Böhmenkönig bei ihm ein und versicherte, daß Herzog Heinrich alle in Frankfurt gegebenen Zusagen erfüllen werde, sobald er König der Römer geworden sei. Während dieser Umtriebe trat am 4. Dezember 1334 der Tod Johanns XXII. ein, und was nun folgte, machte die eigentlichen Absichten Frankreichs allmählich auch den Deutschen klar. Den Papststuhl bestieg Benedikt XII., ein Franzose von Geburt, aber ein Mann von gemäßigten Grundsätzen, redlich und fromm und dem Ränkespiele des Königs tief innerlich abgeneigt. Er überschaute die Fülle der Übel, die aus dem fortdauernden Streite der beiden Häupter der Christenheit hervorging; er wünschte die Fesseln, in denen das Papsttum lag, zu lösen, nach Rom zurückzukehren und sich aufrichtig zu vertragen mit dem Könige der Römer, der von Johann XXII. zum Äußersten gedrängt worden sei. Anderseits ließ Kaiser Ludwig, immer gewillt, den Frieden mit der Kirche um jeden Preis zu erkaufen, aufs neue durch Boten in Avignon erklären, er sei zu jeder Sühne und

persönlichen Demütigung bereit, doch sollten Kaiser und Reich bei ihren Rechten bleiben. Benedikt empfing die kaiserlichen Gesandten feierlich und wußte mit ihnen die Bedingungen eines ehrlichen Friedens zu vereinbaren. Schon hatte sich Ludwig zur Annahme der päpstlichen Forderungen bereit erklärt, und Benedikt sprach dem kaiserlichen Gesandten seine Freude darüber aus, „daß Deutschland, der edle Zweig der Kirche, sich wieder mit seinem Stamme vereinigen werde", als eine Botschaft Philipps in Avignon erschien und den Papst von allen weiteren Verhandlungen mit Ludwig abmahnte. Benedikt, so drohte Philipp, werde selbst dem Vorwurfe der Ketzerei verfallen, wenn er sich mit Ludwig, dem Erzketzer, vergleiche, und er, der König, werde alsdann schlimmer mit ihm verfahren, als Philipp IV. mit Bonifaz verfahren sei. Auch den Kardinälen drohte Philipp, er werde ihre Einkünfte und Güter einziehen, wenn sie sich den friedlichen Neigungen des Papstes nicht entgegenstellten. In den großen Tagen des Papsttums hatte dessen Stärke nicht zum wenigsten in dem Kardinalkollegium geruht; nicht an dem einzelnen Papste, sondern an dem Geiste dieser Körperschaft, aus welcher der Papst hervorging, hatte einst die Politik der salischen und hohenstaufischen Kaiser den unüberwindlichen Widerstand gefunden. Aber dieser Geist war von den neu ernannten französischen Kardinälen in Avignon gewichen; sie waren nur noch französische Hofbischöfe und den Plänen des Königs im geheimen verpfändet. Durch sie zwang Philipp damals dem Papste Benedikt seinen Willen auf, und Ludwigs Gesandten reisten ohne Bescheid, unverrichteter Sache von Avignon ab. Trotz alledem schickte Ludwig, dessen Verlangen nach Frieden mit der Kirche mit zunehmendem Alter wuchs, im Jahre 1337 nochmals eine Gesandtschaft nach Avignon und erbot sich aufs neue dem Papste zu jeder Genugthuung. Er durchschaute aber so wenig den Zusammenhang der Dinge, daß er zu gleicher Zeit seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm

von Jülich, an den französischen Hof sandte, um für seine Angelegenheit bei dem Papste Philipps Vermittlung zu gewinnen. Philipp versprach dem Gesandten mit arglistiger Freundlichkeit, er werde dem Kaiser in Avignon seine guten Dienste leisten, und ließ sich dafür eidlich geloben, daß der Kaiser sich niemals den Feinden Frankreichs verbinden wolle; denn das große Kriegswetter von England her zog damals am Horizonte auf, und Eduard III. suchte wie einstmals Johann ohne Land und Eduard I. nach Bundesgenossen auf dem Festlande. Sobald Ludwig die unkluge Zusage seines Gesandten unklug bestätigt hatte, leistete Philipp die verheißenen guten Dienste in Avignon in der Weise, daß er dem Papste und den Kardinälen die bestimmte Weisung zugehen ließ, dem Anerbieten des Kaisers kein Gehör zu geben, weil man dessen Reue unmöglich für aufrichtig halten könne. Unter Thränen soll Benedikt den kaiserlichen Gesandten versichert haben, daß er unfrei sei und zum Gegenteile von dem gedrängt werde, was er am sehnlichsten für das Heil der Kirche wünsche. In einem ernsten Schreiben beschwor er indes den König Philipp, ihm Nachgiebigkeit gegen Ludwig zu gestatten; er wies dabei auf die Gefahren hin, welche die trügerische Politik des Königs zur Folge haben werde, wenn der Kaiser deren geheime Fäden entdecke. Philipp aber glaubte weder an die Einsicht Ludwigs noch an ein nationales Gewissen der Deutschen. Unterdes erfüllte sich rasch, was Benedikt vorausgesagt hatte. Die kaiserlichen Boten in Avignon, welche die Tücke Philipps erkannten, baten um ihre Abberufung und rieten dem Kaiser zu dem Bunde mit England. Ludwig brach die Unterhandlungen in Avignon und in Paris ab und brachte in der Absicht, sich dem englischen Bündnisse anzuschließen, seine Sache vor die Nation. Auf dem Reichstage, den er im Mai 1338 nach Frankfurt berufen hatte, schilderte er den versammelten Fürsten und Abgeordneten die trugvolle Politik, durch die Philipp von Valois die Verwirrung im Reiche

unterhalte und mehre, er zählte ferner die Übergriffe und Gewaltthätigkeiten auf, welche die Könige Frankreichs bisher ungestraft an den Westgrenzen des Reiches geübt hätten. In den Deutschen aber erwachte für einen Augenblick das Bewußtsein der verletzten nationalen Würde; man fragte entrüstet, was Deutschland denn mit dem Könige von Frankreich zu schaffen habe, und stellte den Ansprüchen des Papstes das ghibellinische Prinzip entgegen, daß das Reich nur von Gott, nicht vom Papste abhänge.

Unter dieser Regung des nationalen Empfindens und in der Entschlossenheit augenblicklicher Aufwallung entschlied sich Ludwig für den Bund mit England und vereinbarte mit Eduard III. eine Zusammenkunft, die Oktober 1338 in Koblenz stattfand und für die Zeit wie für die damalige Stimmung gegen Frankreich bemerkenswert ist. Auf dem Hauptplatze der Stadt waren zwei Hochsitze errichtet, einer für den Kaiser und ein anderer für den englischen König. Die Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches, eine große Anzahl weltlicher Fürsten, Grafen, Ritter wie Abgeordnete der Städte waren versammelt, und eine ungeheure Volksmenge umdrängte den Platz. König Eduard erhob sich, um laut vor allem Volke gegen Philipp von Valois zu klagen, der ihm die Normandie, Anjou, Guyenne und die Krone Frankreichs entzogen habe, und forderte den Kaiser als den obersten Richter der Christenheit auf, ihm Recht zu schaffen. Darauf erhob sich Ludwig, angethan mit dem kaiserlichen Purpur, in der Hand das Szepter und die Krone auf dem Haupte. Er zählte alle Tücken und Übergriffe auf, deren sich die französischen Könige gegen das Reich schuldig gemacht hätten, erklärte König Philipp, weil er für seine zum deutschen Reiche gehörigen Gebiete die Lehnspflicht nicht geleistet habe, aller Rechte verlustig und ernannte unter dem brausenden Beifalle alles Volkes den König Eduard zum Reichsvikarius in den Niederlanden auf so lange, bis ganz Frankreich oder dessen bedeutendste Provinzen erobert seien.

Alle Welt erwartete nach diesen pomphaften Erklärungen, daß Ludwig im Bunde mit England den Franzosen demütigen und die verletzten Rechte des Reiches an den Westgrenzen wieder herstellen werde. Aber schon in Koblenz gingen die Fürsten verstimmt auseinander*), der Kaiser verletzt durch den von Eduard entfalteten Prunk, dieser verstimmt wegen der Ehrenbezeugungen, die Ludwig von ihm forderte; und so blieb die theatralisch ausgestattete Zusammenkunft eine für Philipp unschädliche Gerichtskomödie, die ihn nicht hinderte, für französisches Geld deutsche Söldlinge zu suchen und zu finden. Kaum hatte Eduard III. mit dem glänzenden Seesiege bei Sluys den Krieg eröffnet, als Ludwig, abgemahnt durch den Papst und von neuem Kleinmute ergriffen, den Frieden mit Frankreich und Avignon suchte, und wie es bei seinem leicht aufschäumenden aber kraftlosen und widerspruchsvollen Wesen so oft geschehen war, ging sein augenblicklicher Aufschwung in eine neue Entwürdigung der kaiserlichen Ehre aus. Im Januar 1341 war er dahin gebracht, daß er zum Spotte des Auslandes und zum Ärgernisse der Deutschen sich in Vilsheim verpflichtete, seinem treuen Vetter, dem Könige Philipp von Frankreich, allezeit ein guter Freund und Bundesgenosse zu sein, wofür dieser ihm aufs neue seine guten Dienste bei dem päpstlichen Hofe in Avignon versprach.

*) Im übrigen war für Eduard die Hilfe des Reiches nicht die Hauptsache, er wollte sich des Kaisers vor allem wegen der Niederlande bedienen. Seitdem die Engländer nämlich die Normandie verloren hatten, waren die Niederlande, vor allem der Hafen von Brügge für sie der natürliche und bequemste Weg für einen Einfall in Frankreich. Die niederländische Ritterschaft, die Eduard gegen Philipp gebrauchen wollte, besaß indes französische Lehen und konnte, ohne den Vorwurf des Treubruches gegen Philipp auf sich zu laden, nur durch ein Aufgebot des Reiches, dessen Vasallen sie waren, zum Kriegszuge gegen Philipp berechtigt werden. Dies war der Hauptgrund für Eduard, das Bündnis mit dem Kaiser zu suchen.

Während die französischen Könige mit Hilfe der dienstbar gewordenen Papstgewalt an der Zerrüttung des Reiches und der Entwürdigung des Kaisertums arbeiteten, setzten sie zugleich ihre Versuche fort, von den Westländern des Reiches Stück um Stück abzubröckeln. Die vielen kleinen Herrschaften und Gemeinwesen, die als trauriges Erzeugnis deutsches Geistes aus dem alten Königreiche Lothringen hervorgegangen waren, boten durch die nie endenden Kriegshändel, die unter den streitbaren Bewohnern dieser Gebiete sich von Tag zu Tag erneuten, dem mächtigen französischen Nachbarn immerfort Gelegenheit, als Schützer oder Schiedsrichter aufzutreten und heute dem einen, morgen dem andern seine Dienste zu leihen. So suchten die großen Stadtgemeinden in den ununterbrochenen Kämpfen, die sie mit den Bischöfen um ihre kommunalen Freiheiten führten, oft den Beistand der Herzöge von Lothringen oder der Grafen von Bar, Vaudemont und Luxemburg, alsdann wandten die Bischöfe sich an den König von Frankreich und übertrugen ihm zeitweilig das Schutzrecht über ihre notleidende Kirche. Ein anderes Mal wieder verbanden die Bischöfe sich mit den raublustigen, von dem Handelsreichtum der Städte angelockten Herren gegen die rebellischen Gemeinden, und diese nahmen dann gegen ein zu zahlendes Schutzgeld die Hilfe des französischen Königs in Anspruch. Die absterbende Zentralgewalt des Reiches reichte nicht mehr mit ihrer Kraft in diese entfernten Grenzgebiete, und in demselben Maße, wie sich die Einwirkung der Reichsgewalt in den westlichen Reichsteilen abschwächte, schwächte sich wiederum in diesen das Bewußtsein ihrer Reichspflichten und selbst ihrer Zugehörigkeit zum Reiche ab.

Schon längst war dies in Verdun und Tull geschehen. In langem Zerwürfnisse mit Johann von Sierk, der 1297 zum Bischofe von Tull erwählt worden war, rief die Bürgerschaft dieser Stadt 1300 die Vermittlung Philipps IV. an. Sie erklärte bei dieser Gelegenheit dem Könige, daß die Stadt von jeder

Abhängigkeit frei und weder dem deutschen Könige noch dem Bischofe noch sonst jemand zu Abgaben oder Diensten verpflichtet sei, auch über Krieg und Frieden habe die Bürgerschaft nach eigenem Willen zu beschließen. Vier Jahre später (1304) schloß der Bischof von Verdun, Thomas von Blankenberg, mit Philipp IV. einen Schutzvertrag, in dem der weltliche Besitz des Bistums geradezu als eine Schutzwehr (barrière) Frankreichs gegen Deutschland bezeichnet wurde. Der Bischof versprach, Frankreich gegen alle Feinde, ausgenommen den Papst und den Kaiser, zu verteidigen; sollte der König der Deutschen aber Frankreich bekriegen wollen, so werde der Bischof alles aufbieten, um solches zu verhindern; gelinge ihm dies nicht, so werde er unbeschadet der Treue gegen den Kaiser die Mannschaften des Königs, wenn sie an der Grenze stünden, mit allem aufs beste versehen, sich selbst auch jeder Feindseligkeit gegen Frankreich enthalten und jede Schädigung des königlichen Heeres zu verhüten suchen. Dahin war es also schon gekommen, daß der Bischof seiner reichsfürstlichen Pflicht zu genügen glaubte, wenn er sich in einem Kriege des deutschen Reiches mit Frankreich neutral verhalten und das französische Heer mit allem Nötigen versehen würde.

Die Bürgerschaft Verduns faßte ihr Verhältnis zum Reiche nicht anders auf, als es die Bürger von Tull 1300 gethan hatten. Im Jahre 1315 war zwischen der Stadtgemeinde und dem Bischofe Heinrich von Apremont, dem Nachfolger Thomas' von Blankenberg, ein heftiger Streit entbrannt. Als die Stadt von dem Bischofe und dessen Bundesgenossen, dem Grafen Eduard von Bar, zuletzt hart bedrängt wurde, bat sie den König Ludwig X., sie unter seinen Schutz zu nehmen, „denn sie sei eine freie, von niemand abhängige Stadt". Für den zu gewährenden Schutz bot sie ihm ein Jahrgeld von 800 Livres und versprach, außerdem 50 vollgerüstete Kriegsleute und 50 Armbrustschützen für den Dienst des Königs zu unterhalten. Ludwig X. stellte bereitwillig der Bürgerschaft einen Schutz-

brief aus und versprach für sich und seine Nachkommen, daß er die Stadt, die Bürger, die Einwohner und deren Güter in seinen besonderen Schutz nehmen und dauernd darin halten wolle, zumal das Stadtgebiet selbst innerhalb der Grenzen Frankreichs liege.*) Zwanzig Jahre später entbrannte der Streit zwischen dem Bischofe Heinrich von Apremont und der Stadtgemeinde von neuem, und wie vordem die Bürgerschaft, so rief jetzt der Bischof den Schutz des französischen Königs und des Parlamentes von Paris an. Philipp VI. versprach, den Bischof in seinen Schutz zu nehmen, und sandte einen Waffenherold in die Stadt, der den Bürgern und den mit dem Bischofe ebenfalls veruneinigten Stiftsherren durch Ausruf verkündete, daß der Bischof sich unter den Schutz des Königs gestellt habe. Zugleich wurden auf den Wällen der Stadt die königlichen Banner aufgepflanzt. Bei diesem Anblicke schrie das Domkapitel über Verrat, denn der Bischof wolle die zum deutschen Reiche gehörige Stadt einem fremden Fürsten ausliefern. Es verband sich deshalb mit der empörten Bürgerschaft und wählte, um die Stadt beim Reiche zu erhalten, zu deren Schirmherrn den König Johann von Böhmen, der für den Schutz der Stadt die Hälfte der Bußen und jährlich 18 Denare von jeder Feuerstelle erhalten sollte. Auch der Bischof von Tull. hatte wenige Jahre zuvor Philipp von Valois zum Schutze seiner Kirche herbeigerufen. Der Herzog Theobald von Lothringen war, wie oben schon erwähnt ist, 1310 von Heinrich VII. mit der Statthalterschaft über die kaiserliche Stadt Tull belehnt worden, ließ sich aber durch den Bischof Johann von Arzillières dahin bringen, dem übertragenen Rechte gegen ein vom Bischofe zu zahlendes Jahrgeld von 100 Livres zu entsagen. Nach Theobalds

*) Motus multiplicibus causis, inter caetera considerans, quod ipsa civitas Virdunensis esset intra regni Franciae limites situata. Calmet Preuves II. 561.

Tode waren die Jahrgelder lange Jahre nicht gezahlt worden, als Herzog Friedrich IV. (1312—1328) die Ansprüche darauf erneuerte. Der Bischof der Stadt, Amadeus von Genf, ein Geschöpf Johanns XXII., der während des Thronstreites zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Österreich lange Zeit die Investitur mit den weltlichen Gütern nicht erlangen konnte und auch mit der Bürgerschaft fortwährend in Hader lag, erklärte den von seinem Vorgänger mit dem Herzoge Theobald abgeschlossenen Vertrag sowie die Forderung des Herzogs für nichtig und unbegründet, weil dem Bischofe allein die Herrschaft über die Stadt und die Ernennung eines Schutzherrn zustehe. Im Einverständnisse mit der dem Bischofe feindlichen Bürgerschaft drang der Herzog in die Stadt ein, leistete in der Kathedrale den herkömmlichen Eid und schloß mit den Bürgern einen Vertrag, indem er auf das Evangelium schwur, daß er alle Rechte und Freiheiten der Stadt wider jedermann, wider den König von Frankreich wie gegen den Bischof verteidigen werde, wogegen die Stadt das Schutzgeld von 100 Mark zu zahlen versprach. Jetzt legte der Bischof das Interdikt auf die Kathedrale, sprach über den Herzog und dessen Anhänger den Bann und brachte seine Klagen vor Philipp VI. als „den Schützer der Kirche von Tull". Dieser gebot dem Bailli von Chaumont, in das Stadtgebiet von Tull einzufallen, das Land zu verwüsten und sich aller Stadtleute, deren er habhaft werden könne, zu bemächtigen. Den Herzog Theobald aber und dessen Verbündeten, den Grafen Eduard von Bar, zwang er, der Kirche von Tull Genugthuung zu leisten und ihm selbst Abbitte zu thun. Theobald mußte dabei erklären, er habe nicht gewußt, daß Stadt und Kirche von Tull in dem Schutze des Königs stehe.

Die gleichen Ursachen, die in den Bistümern und in den freien Stadtgemeinden den alten Zusammenhang mit dem Reiche lockerten und dem Einflusse Frankreichs die Bahn ebneten, übten auch in dem Herzogtume die gleiche Wirkung.

Denn da sich die Reichsgewalt hier nur selten und meist nur aus der Ferne zeigte, so entschwand mit dem Gefühle der Abhängigkeit auch das Interesse für das Reich, und während die Oberhoheit des Kaisers sich allmählich zu einer Erinnerung abschwächte, wußten die französischen Könige ihr Lehnsrecht wegen Neufchateau und wegen des westlichen Bar bei jeder Gelegenheit sehr fühlbar zu machen. Von der Zeit Theobalds II. an sind die Herzöge Lothringens wie die Grafen von Bar im Dienste Frankreichs an fast allen Ereignissen beteiligt, die sich jenseit der Maas und an den Ufern der Schelde abspielen; sie erscheinen die längste Zeit als gehorsame und getreue Vasallen der Valois, kämpfen auf fast allen Schlachtfeldern unter den Zeichen Frankreichs, nehmen Jahrgelder und Ehrenstellen am Hofe an und betrachten es als Gewinn, zu der nächsten Umgebung des Königs zu gehören. Es wäre ein Irrtum, wenn man dieses Verhalten der Herzöge als eine feindliche Stellung zum deutschen Reiche deuten wollte: nicht aus feindlicher Gesinnung, sondern aus der Abwesenheit aller gemeinsamen Interessen und der damit zusammenhangenden Gleichgiltigkeit ging die Entfremdung Lothringens vom Reiche und seine Annäherung an Frankreich hervor. Andere Ursachen kamen hinzu. Der enge Verkehr, in den der kriegerische lothringische Adel mit der französischen Ritterschaft zur Zeit der flandrischen Kriege trat, zahlreiche Familienverbindungen mit den Adelsgeschlechtern Burgunds und der Champagne und der rege Handelsverkehr, der zwischen den Städten Lothringens und der Champagne bestand, bildeten die Wege, auf denen seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts französisches Wesen unwiderstehlich nach Osten vordrang. Und während die lothringischen Herren und Ritter selbst die Reihen der königlichen Heere füllen, um mit Frankreich gegen die bürgerliche Demokratie Flanderns oder gegen die siegreichen Heere Englands zu streiten, schickten sie ihre Söhne zur Erziehung an den königlichen Hof nach Paris. In fast allen Beziehungen, in Sitten und

Trachten, in Turnieren und Gastereien, in der Art der Erziehung wie in den Formen des Verkehrs nimmt der Adel, der vom Landbau mehr und mehr zum ritterlichen Leben übergegangen war, seine Vorbilder in Frankreich. Das Verhältnis der auf Theobald II. folgenden Herzöge zu den Königen Frankreichs nahm unter allen diesen Umständen mehr und mehr die Form der halb erzwungenen, halb freiwilligen Abhängigkeit an.

Friedrich III., der 1312 seinem Vater Theobald in dem Herzogtume folgte, geriet im ersten Jahre seiner Regierung in Zerwürfnisse mit den Bürgern von Neufchateau. Die Bürgerschaft brachte ihre Beschwerden an König Ludwig X., und dieser nötigte den Herzog, vor dem Gerichtshofe in Paris zu erscheinen und die Klagen der Stadt ganz nach dem Willen des Königs abzustellen. Für Neufchateau und die von der Champagne abhängigen Lehen mußte er dem Könige huldigen, ihm als Bürgschaft seines guten Verhaltens die genannte Stadt in die Hand geben und die Kosten des Prozesses bezahlen. Als er 1320 mit dem Bischofe Heinrich von Metz ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß, geschah dieses nach dem Wortlaute im Eingange des Vertrages „auf den Rat und nach dem Willen des großmächtigen Fürsten, unseres teueren und gefürchteten Herrn, des Königs Philipp von Frankreich.“ Beide Parteien ließen den abgeschlossenen Vertrag durch den König bestätigen und verbürgen, so daß dieser jeden, der vertragsbrüchig werde, mit seiner großen Macht zwingen solle, das Übereinkommen zu halten. — Durch seine Ehe mit Isabella von Österreich, der Schwester Friedrichs des Schönen, war der Herzog enge an das österreichische Hausinteresse gebunden und stritt in dem deutschen Thronstreite auf Seiten Österreichs gegen Ludwig den Baier. Als er in der Schlacht bei Mühldorf in die Gewalt des siegreichen Baiern geriet und als Gefangener auf die Burg Trausnitz gebracht wurde, wandte sich der König Karl IV. 1324 an Ludwig, um dem Herzoge

„dem Vasallen des Königs von Frankreich“ unter billigen Bedingungen die Freiheit zu verschaffen. Aus der Gefangenschaft heimgekehrt, macht Friedrich sein Testament, setzt den König, seinen Lehnsherrn, als künftigen Vollstrecker ein und führt ihm ein zahlreiches Aufgebot zu nach Guyenne für den Kriege gegen England. Drei Jahre später folgt er nebst vielen Vasallen dem Könige Philipp VI. in den Krieg gegen die demokratischen Bürgerschaften Flanderns, die ihren Grafen Ludwig, Frankreichs Vasallen, verjagt hatten, und fand 1328 in der Schlacht bei Montkastel wie ein tapferer Soldritter kämpfend den Tod.

Die beiden Nachfolger Friedrichs, die Herzöge Rudolf (1328—1346) und Johann I. (1346—1390), erinnern in vielen Stücken an die Helden französischer Ritterromane, deren Leben fast nur durch Kriegs- und Liebesabenteuer ausgefüllt ist. Die Regierungszeit Rudolfs, den die lothringischen Geschichtschreiber als einen großherzigen und freigebigen Fürsten schildern, verliebt und tapfer wie Roland*) und wild und ungestüm wie Alboin, ist eine ununterbrochene Kette von Fehden und Kriegszügen. Da er bei dem Tode seines Vaters Friedrich noch minderjährig war und dieser eine Regentschaft nicht vorgesehen hatte, setzte die mächtige Ritterschaft die Herzogin Isabella als Regentin ein mit der Bedingung, daß sie sich der guten Ratschläge des Bischofs Thomas Bourlémont von Tull bedienen solle. Kaum großjährig geworden, stürzt sich der junge Herzog in kriegerische Händel mit dem Bischofe von Tull und den Grafen von Bar. Im Jahre 1340 zieht er mit König Philipp gegen die Engländer, die Tournay belagerten, und hilft die

*) Breit ausgesponnen haben die Lebensbeschreiber des Herzogs sein Verhältnis zu der vierzigjährigen schönen Schloßherrin Alice von Champey, die er in ihrem Schlosse Vandières feindlich umlagerte und zur Übergabe der Burg zwang, um unmittelbar nachher bei der ersten Begegnung mit der schönen Gefangenen aus einem Sieger dauernd ein Besiegter zu werden.

Friedensunterhandlungen vermitteln, die im September zwischen Frankreich und England angeknüpft waren. Sobald der englisch-französische Waffenstillstand in den Niederlanden abgeschlossen ist, bricht er, um als Kreuzfahrer ein frommes Gelübde zu erfüllen, mit seinem ritterlichen Kriegsvolke nach Spanien zum Kampfe gegen den Islam auf.

Die religiöse Begeisterung, die sich im elften Jahrhunderte entzündet und, gepaart mit germanischer und nordischer Abenteuer- und Eroberungslust, die ritterlichen Scharen des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes wie zur Eroberung neuer Herrschaften und Herzogtümer über das Meer geführt hatte, wirkte in den lothringischen Ländern bis in das späte Mittelalter fort. Die Zahl der lothringischen Herrn und Ritter, die fortwährend nach Palästina und Syrien zogen oder zur Zeit der albigensischen Ketzerei in Südfrankreich für die Sache der Kirche stritten, war größer als in irgend einem anderen Lande und machte Lothringen zur wahren Heimat der Kreuzfahrer.*) Zur Seite dieser kriegerischen Unternehmungen

*) Vor allem hatte der zweite große Kreuzzug in Lothringen eine ungeheure Begeisterung erregt. In dem Verzeichnisse der Teilnehmer finden sich die Namen fast aller angesehenen Geschlechter: so des Bischofs von Tull, Heinrichs von Lothringen, des Bischofs von Metz, Stefans von Bar, des Grafen Reinhold I. von Bar, des Grafen Hugo von Vaudémont u. a. Graf Heinrich I. von Bar, der 1179 das Kreuz nahm, verweilte viele Jahre in Palästina und starb 1191 in St. Jean d'Acre. Aus manchen Städten sah man ein Drittel der männlichen Bevölkerung auswandern. In dem Kreuzheere Friedrichs Barbarossa waren die Grafen von Salm, die Herren von Apremont und Montreuil, der Bischof von Tull Peter von Brixey, der nicht mehr zurückkehrte, und eine große Anzahl lothringischer Edelleute und Bürger von Metz. Im Jahre 1239 schifften sich die Grafen Heinrich II. von Bar und Hugo III. von Vaudémont nebst einem großen Gefolge von Rittern und Bürgern von Tull nach Palästina ein, wo Heinrich II. in einem unglücklichen Kampfe verwundet in die Hände der Sarazenen fiel und spurlos unterging. Auch Herzog Mathäus II. hatte 1246 nebst einer großen Anzahl Edelleute das Kreuz genommen, wurde aber 1247, da er sich verpflichtete

bekundete sich der kirchlich-religiöse Trieb Lothringens in der fortwährenden Gründung von Abteien und Klöstern, an der nicht bloß die Herzöge und die mächtigen Grafen von Bar, sondern auch Edelleute und Bürger teilnahmen. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte sich von Frankreich aus der Orden der Cisterzienser ebenso schnell über das Land ausgebreitet, wie es im Jahrhundert zuvor der Orden der Cluniazenser gethan hatte. Während die zahlreiche Ritterschaft für ihren Nachwuchs im Lande der Ungläubigen neue Baronieen und Grafschaften zu erstreiten suchte, widmete sich die friedliche Thätigkeit dieser Mönche der Urbarmachung des Landes und legte inmitten der Wälder, auf unbebautem Boden ihre Niederlassungen und Wirtschaftshöfe mit neuem Betriebe an, nicht mehr mit leibeigenen Leuten, sondern mit freien Bauern und Pächtern.*) Auch die Johanniter und Templer gründeten auf lothringischem Boden ihre Häuser und Tempel, und die Zahl der Hospitien wuchs allenthalben mit unerhörter Schnelligkeit, so daß Lothringen im Anfange des 14. Jahrhunderts mit religiösen Brüderschaften und frommen Stiftungen aller Art überdeckt war.

Aus diesem fortwirkenden religiösen und abenteuernden Triebe des lothringischen Adels gingen im 14. Jahrhunderte jene Kriegszüge der Herzöge Rudolf und Johann gegen die heidnischen Preußen und Lithauer, gegen die Türken an der unteren Donau und die Mauren in Spanien hervor, die als Nachschwingungen der großen abendländischen Bewegung zur Befreiung des heil. Grabes erscheinen. Im Jahre 1340 rief König

---

der Kirche in ihrem Kampfe gegen Friedrich II. beizustehen, durch den Bischof von Metz im Auftrage des Papstes von seinem Gelübde entbunden.

*) Infolge ihres Wirtschaftssystems, das nicht bloß auf die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, sondern auch auf den Verkauf ihrer Produkte gerichtet war, zählten diese neuen Stiftungen im 14. Jahrhunderte zu den kapitalreichsten des Landes.

Alfons von Kastilien die Fürsten und Ritter des christlichen Europa um Hilfe gegen den neuen Einbruch Abul Hassans an, der mit 40000 Mauren aus Afrika herübergekommen war, die kastilische Seemacht vernichtet hatte und den uneinigen christlichen Reichen in Spanien den Untergang drohte. Unter den ersten, die diesem Rufe folgten, war Herzog Rudolf. Mit einer großen Zahl lothringischer Edelleute nahm er im Oktober 1340 teil an der furchtbaren Schlacht bei Tarifa am Flüßchen Salado, die den Mohammedanern verderblicher wurde als alle früheren Niederlagen und Spanien vor einer neuen afrikanischen Überflutung rettete. Rudolf erwarb sich hier den Ruhm eines weit gepriesenen Helden, wenn auch sein Anteil an dem Siege des christlichen Heeres nicht genauer bekannt wurde.*) Aus Spanien kaum heimgekehrt, eilt der abenteuernde Herzog mit seinem Vasallenheere nach der Bretagne, um dort für die Sache seines Schwagers Karl von Blois gegen den Herzog von Montfort und die Engländer zu streiten, während daheim sich eine verheerende Fehde mit dem Bischofe von Metz und dessen Verbündeten erneuert.

Im Jahre 1346 hub der Krieg zwischen England und Frankreich wieder an. Eduard III. hatte in der Normandie zahlreiches Kriegsvolk ans Land gesetzt und die Franzosen schon bei Caën und Abbéville geschlagen, als Rudolf dem Rufe Philipps VI. folgend, mit 1200 Rittern zu dem französischen Heere stieß. Seine geliebte Alice hatte ihm beim Abschiede den Tod in dem bevorstehenden Kampfe vorausgesagt, und er selbst sein Ende ahnend machte in Abbéville sein Testament. Bei Crecy, wo Philipp VI. den Schimpf der erlittenen Niederlage zu tilgen gedachte, stritt Rudolf an der Seite des Königs. Als die Schlacht, in der nach den geringsten Angaben zehntausend

*) Nach den phantastischen Berichten spanischer Chronikenschreiber wurden in dieser Schlacht 200000 Ungläubige erschlagen, aber nur 25 Christen.

Gemeine und 1700 Ritter des französischen Heeres erschlagen wurden, infolge der mangelnden Taktik und Disziplin der ritterlichen Kriegsführung in die furchtbarste Niederlage für die Franzosen überging, schlossen sich die Lothringer: der Herzog Rudolf, der Graf Eduard von Bar, die Grafen von Vaudémont und Salm nebst vielen ihrer Edelleute und Ritter, die Flucht verschmähend, zu einem dichten Haufen zusammen, um durch das allgemeine Gewühl bis zu dem englischen Könige durchzudringen. Sie tauchten in die Masse der Engländer ein und verschwanden; der Herzog nebst den Herrn und Edelleuten, die um ihn waren, fand gleich dem geistesverwandten Böhmenkönige Johann im Dienste Frankreichs den Tod, der für einen ritterlichen Abenteurer ruhmvoller gewesen wäre als für einen freien Fürsten. Mit Recht durfte König Eduard bei dem Anblicke so vieler gefallenen Herrn sich wundern über die geringe Selbstachtung der Deutschen „die wie Fechter um kranken Lohn sich erschlagen ließen für den König von Frankreich, der ihnen doch nie treu und hold gewesen."

Herzog Rudolf war in zweiter Ehe vermählt mit Marie von Blois, einer Nichte Philipps von Valois und Schwester des oben erwähnten Karls von Blois, der mit dem Grafen von Montfort in langen und blutigen Kämpfen um die Erbschaft der Bretagne stritt. Diese Heirat brachte dem Hause Lothringen die Herrschaft Guise zu, die von da als Apanage der jüngeren Söhne des Herzogshauses diente.

Die Regierungszeit Herzog Johanns verwickelte Lothringen politisch noch tiefer in die französischen Staatsangelegenheiten und brachte dem Lande unsägliche Bedrängnisse und Leiden. Johann war bei dem Tode Rudolfs erst sechs Monate alt. Die vierzehnjährige Regentschaft seiner Mutter, der unklugen und leichtsinnigen Marie von Blois, und ihres Mitregenten, des sorglosen Grafen Eberhard von Wirtemberg, der sein vormundschaftliches Amt dem Herrn Burkhard von Finstingen mit dem Titel eines Generalstatthalters von

Lothringen übertrug, war eine Zeit unaufhörlicher innerer Wirren und schlecht geleiteter Fehden mit dem Bischofe von Metz und dem Grafen von Bar. Dem französischen Könige gaben diese Wirren wiederholt Anlaß, sich einzumischen, und die unruhige Ritterschaft benutzte sie zur Befestigung ihrer Vorrechte. Als die Regentschaft zu Ende ging, befanden sich alle Zustände des Landes, vor allem die herzoglichen Finanzen in schlimmster Unordnung. Da infolge der unaufhörlichen Fehden und Kriegszüge die Einkünfte aus dem herzoglichen Domanialgute nicht ausreichten, hatte die Regentin wie schon zuvor die Herzöge Friedrich und Rudolf zu Anleihen und zu Verpfändungen von Hausgütern ihre Zuflucht genommen und war zuletzt in die schlimmste Abhängigkeit von den gewerbmäßigen Geldverleihern, den Lombarden, geraten. Lange Zeit waren nämlich die Geldvorschüsse, deren die Herren und Edelleute bedurften, von Kirchen und Klöstern, dann auch von reich gewordenen Bürgern der Städte geleistet worden. Im 13. Jahrhundert aber waren aus dem Süden, aus Cahors, aus Siena, Bologna und den Städten der Lombardei Geldleute gekommen, die ausgerüstet mit großem Kapitale und geübt in finanziellen Künsten, zuerst in den Niederlanden, wo die reiche industrielle Thätigkeit ihr Unternehmen begünstigte, dann auch in Lothringen das Geldvermittlungsgeschäft und den Wucher fast ganz in ihre Hände brachten.*) Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war das herzogliche Haus wie die Mehrzahl der lothringischen Herrn und Edelleute Schuldner der Städte und mehr noch der Lombarden geworden. Als Versorger der

*) Die Juden, die vorwiegend Leihgeschäfte mit wucherischen Zinien trieben, vermochten sich längere Zeit nicht in Lothringen zu behaupten. Herzog Simon II. hatte sie, dem Beispiele Philipps II. August folgend, aus dem Lande gejagt. Begünstigt durch Mathäus II. hatten sie sich später wieder in einzelnen Städten, so in Nancy und St. Dié, zahlreich eingefunden und hatten bald wieder Reichtümer erworben, waren dann aber aufs neue von Herzog Friedrich II. ausgewiesen worden.

fürstlichen Schatzkammer brachten letztere die Geldsummen für kriegerische Zwecke und für die Verwaltung auf, pachteten die Einkünfte und ließen sich vielfach die Prägung der Münzen übertragen. Aber indem sie gleich den Juden den Leichtsinn der streitlustigen Herrn und die Notlage der Gemeinen ausbeuteten und Reichtümer erwarben, traf sie auch der Haß und der Neid des schuldbelasteten Adels wie des ausgesogenen Volkes. Als daher im Dezember 1358 in Nancy die Stände zusammentraten, um über die Mittel zu beraten, mit denen man die Leiden des Landes heilen könne, ward zuerst die Ausweisung der fremden Wechsler und Wucherer beschlossen. Die Ausweisung war im Grunde eine mit gewaltsamen Mitteln beendete Geldkrisis. Das Vermögen der Verjagten wurde zum Besten des allgemeinen Wohles eingezogen und zum Wiederaufbau der in den bisherigen Kriegen und Fehden zerstörten Burgen und Befestigungen verwandt.*)

Die allgemeine Not in allen lothringischen Ländern führte 1361 zu einem ausgedehnten aber nur kurzdauernden Landfriedensbunde. Im März dieses Jahres beschworen die Herzöge von Lothringen, von Bar und Luxemburg, der Bischof von Metz, die Grafen von Vaudémont, Salm, Zweibrücken, Saarbrück, Leiningen und Blankenberg, sowie dreißig andere lothringische

*) Die Verfolgungen, die Juden und Lombarden während des Mittelalters trafen, waren in fast allen Fällen eine Folge des ungeheuren Druckes, den die wucherischen Geldleute auf das Volk ausübten, und wurden, wie die Berichterstatter übereinstimmend sagen, von dem Jubel des Volkes über die Befreiung von unendlicher Schuldenlast begleitet. Als Philipp II. August 1181 die Juden verbannte und ihre Schuldforderungen für erloschen erklärte, da berichtete sein Geschichtschreiber: „Das Jahr verdiente ein Jubeljahr genannt zu werden, denn in ihm erhielten die Christen durch die Maßregel des Königs ihre längst durch die Schulden an die Juden verpfändete Freiheit zurück". Im 14. Jahrhundert gewann die Bewegung gegen den jüdischen Wucher einen allgemeinen Charakter durch die Teilnahme der luxemburgischen Kaiser, indem die Obrigkeiten sich auf die Seite des empörten Volkes stellten.

Herrn, um alle Feindseligkeiten wider einander zu verhindern, einen Land- und Burgfrieden auf zwei Jahre, während deren alle Streitigkeiten, die sich unter den Mitgliedern des Bundes erheben würden, durch ein Schiedsgericht von fünf Edelleuten geschlichtet werden sollten.

Der junge Herzog Johann wurde mit 15 Jahren für großjährig erklärt und übernahm 1361 die Regierung. Sofort stürzte er sich in ererbter Kriegs- und Abenteuerlust zu Gunsten des französischen Königs in ferne Unternehmungen. Johann der Gute, der Besiegte von Poitiers und der Gefangene Eduards III., hatte einen Kreuzzug gelobt. Da ihn die Gefangenschaft hinderte, sein Gelübde zu erfüllen, so erbot sich der Herzog — er war ein Pathenkind des Königs — den Kreuzzug für ihn auszuführen. Die Sorge für seine Staaten überließ er Burkhard von Finstingen und zog 1363 mit einer zahlreichen Ritterschar nach den Küsten der Ostsee, den bedrängten Deutschrittern Hilfe gegen die wilden Lithauer zu bringen. Im Mai des folgenden Jahres finden wir ihn in Rheims bei der Krönung Karls V., und bei dieser Feier figurierte er wohl mit Rücksicht auf seine französischen Lehen in der Maske eines Grafen von Champagne als einer der zwölf Paladine Frankreichs. In dieser Rolle eines begleitenden Paladins sah man ihn auch bei dem Einzuge des neuen Königs in Paris. Bald darauf zieht er mit seinen lothringischen Vasallen nach der Bretagne, um dort im Dienste Frankreichs an der Seite Bertrands du Guesclin die Erbansprüche Karls von Blois gegen den jungen Grafen von Montfort, den Schwiegersohn Eduards III., zu verteidigen. In der Schlacht bei Auray, in der Karl von Blois fällt, gerät er mit vielen anderen lothringischen Herrn in die Gefangenschaft Montforts, aus der er erst im folgenden Jahre (1365) gegen ein hohes Lösegeld entlassen wird.

Während der Herzog im Dienste des französischen Königtums in den fernen Ostseeländern und in der Bretagne

kriegerischen Abenteuern nachging, wurden die lothringischen Länder von inneren Fehden wie von den Raubzügen fremder Kriegsvölker auf das furchtbarste heimgesucht. Der Friede von Bretigny (8. Mai 1360) hatte den Krieg zwischen England und Frankreich auf einige Jahre unterbrochen. Die infolge dieses Friedens abgedankten Mietvölker, die sogenannten Kompagnieen, die zu ruhiger Arbeit nicht mehr geneigt waren, sowie die vom Kriege lebenden Herrn in der Normandie und Bretagne setzten das gewohnte Kriegsleben auf eigne Hand fort und brachten über die Provinzen Frankreichs wie über die angrenzenden Gebiete, in die sie raubend, brennend und mordend einfielen, ein Übermaß von Elend, „das die menschliche Natur zu ertragen kaum fähig schien". Vor allen waren es die Raubscharen des berüchtigten Bandenführers Arnold von Cervolle, genannt der Erzpriester von Vergin, welche die lothringischen Länder in dieser Zeit aufs furchtbarste heimsuchten. Bald auf eigne Faust, bald herbeigerufen von den raub- und streitlustigen Herrn, die ihre Fehden nicht mehr allein mit ihren Vasallen, sondern auch mit gedungenen Söldnern ausmachten, durchzogen sie plündernd und brandschatzend die Landschaften. Der Graf Theobald von Blankenberg rief sie in seinem Streite mit dem Bischofe von Straßburg herbei, der streitsüchtige Graf Heinrich von Vaudémont bediente sich ihrer gegen den Herzog von Bar, und Peter von Bar, Herr von Pierrefort, führte 1365 ihrer 40000 gegen die Stadt Metz, in deren Umkreis sie die Dörfer verbrannten, um sich zuletzt durch ein Lösegeld von 18000 Goldgulden ihren Abzug bezahlen zu lassen. Zwar rüstete Kaiser Karl IV., sie aus dem Elsaß zu vertreiben, auch Karl V. von Frankreich vereinigte sich mit den Herzögen von Lothringen und Bar und drängte sie aus der Champagne und den Mosellandschaften hinaus, aber nicht lange nachher rief sie der unruhige Graf von Vaudémont gegen den Herzog Johann aufs neue ins Land, und das von den

lichen Widerwillen gegen die rote Farbe ergriffen. Auf der Straße und auf den Feldern, im Gerichtssaale und am Altare fingen sie an zu tanzen und tanzten, bis sie von Krämpfen durchzuckt wie sterbend hinsanken. Frauen verloren dabei alle Scham, rissen die Kleider vom Leibe und boten sich öffentlich der Schande dar. Das Leiden währte in der Regel acht bis zehn Tage. Man wandte Pilgerfahrten und Exorzismen dagegen an, aber auch körperliche Züchtigung, denn Verbrecher und Dirnen, so sagen die Berichte, erheuchelten die Krankheit, um ungestraft ihr Gewerbe treiben zu können.

Herzog Johann war vermählt mit Sophie von Wirtemberg, der Tochter seines Vormundes; doch brachte ihn diese Heirat in keine engere Beziehung zu dem Reiche, dem die letzten Herzöge in demselben Grade sich entfremdet hatten, wie ihre Beziehungen zu dem französischen Hofe enger geworden waren. Um so stärker fühlte sich Johann durch die Reize des Pariser Lebens angezogen. Mit ihm hebt die Gewohnheit der Nachkommen Gerhards und anderer lothringischer Großen an, einen Teil ihres Lebens wie ihrer Einkünfte in den zerstreuenden Annehmlichkeiten der französischen Hauptstadt durchzubringen; denn Paris galt schon im 14. Jahrhunderte als das große Babel, als ein lockender und gefährlicher Aufenthalt, der Sinne und Seele gefangen nehme. „O Paris, du seliges Exil," so ruft sogar ein Engländer dieser Zeit aus, „wie weißt du die Seele zu bestricken und zu bezaubern". Als Vasall Frankreichs zog Johann im Jahre 1377 aufs neue gegen die Engländer in die Pikardie und stritt 1382 im Heere Karls VI. in der Schlacht bei Roosebeeke, wo die flandrische Demokratie dem französischen Ritterheere erlag. Nach Art der Ritterbücher, welche die Thaten ihrer Helden ins Ungeheuerliche erheben, berichten lothringische Chroniſten, daß ihr Herzog in dieser Schlacht, in der 40000 Fläminger gefallen seien, ihrer fünftausend mit eigener Hand erschlagen habe. Bis zu seinem Tode blieb der Herzog ein gehorsamer und williger Schildträger der

französischen Krone, und selbst die bitteren Kränkungen, die er am Ende seines Lebens in seinen Händeln mit der Stadt Neufchateau durch den König und das Parlament erfuhr (s. u.), vermochten den Bann, in dem ihn der Hof der Valois hielt, nicht zu brechen. Er starb 1390 in Paris, wie behauptet wurde, an dem Gifte, das ihm die empörten Bürger von Neufchateau durch einen bestochenen Schreiber beigebracht hatten.

In der Zeit, da die persönlichen und politischen Beziehungen der zuletzt genannten Herzöge zu dem französischen Hofe immer enger geworden waren, hatte der große englische Krieg, der sich nach dem Aussterben des kapetingischen Hauses an dem Streite über die Geltung des salischen Rechtes entzündet hatte, Frankreich in eine furchtbare Zerrüttung geworfen, die das Aufgebot aller seiner Kräfte für die eigene Rettung notwendig machte. Die kühnen, auf den Raub der linksrheinischen Länder gerichteten Pläne der letzten französischen Könige mußten für lange zurückgestellt werden. Philipp VI. von Valois, einst der Glückliche genannt, war 1350 gestorben, nachdem er den völligen Zusammenbruch der französischen Macht unter den furchtbaren Schlägen der Engländer und die Verwüstung seiner schönsten Provinzen gesehen hatte. Sein Sohn und Nachfolger Johann der Gute, im Felde besiegt und als Gefangener nach London gebracht, mußte 1360 einen Frieden schließen, der Frankreichs Ohnmacht für immer zu besiegeln schien.

Die Kaiser des internationalen luxemburgischen Hauses, denen das Reich ein Anhängsel ihrer böhmischen Herrschaft war, blieben im allgemeinen unthätige Zuschauer dieser Vorgänge. Auf die Erweiterung ihrer Macht nach Norden und Osten bedacht, ließen sie, wie die Habsburger zur Zeit der französischen Bürgerkriege im 16. Jahrhunderte thaten, die

günstige Gelegenheit, welche die Zustände Frankreichs zur Wiederherstellung der verletzten Reichsrechte im Westen boten, unbenutzt vorübergehen. Karl IV. hat allerdings mehr als die beiden vorhergehenden Kaiser seine Aufmerksamkeit auf die westlichen Grenzmarken gerichtet, aber seine französische Politik war durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Valois — seine Schwester Gutta war mit Johann dem Guten vermählt — und durch die Sympathieen, die er für Frankreich, das Land seiner Jugend hatte, allzusehr bestimmt, als daß er dessen Unglück zu einer rücksichtslosen Auseinandersetzung wegen der am Reiche verübten Gewaltthätigkeiten benutzt hätte. Bei seiner Anwesenheit in Metz 1354 übte er als Oberlehnsherr seine kaiserlichen Rechte in Lothringen aus. Er bestätigte die für den jungen Herzog Johann eingesetzte Vormundschaft und knüpfte ferner den diesseit der Maas gelegenen Teil von Bar enger an das Reich, indem er durch Urkunde vom 13. März den Grafen Robert von Bar zum Reichsfürsten und Markgrafen von Pont à Mousson ernannte mit dem Ehrenrechte, bei öffentlichen Umzügen den Adler über des Kaisers Haupt zu tragen. Die Errichtung dieser Markgrafschaft bekundete aber auch, daß Karl IV. die alten Rechte des Reiches auf den westlich der Maas gelegenen Teil von Bar aufgegeben hatte, denn, wie das ausgestellte Diplom besagt, war der Graf Robert nur als Inhaber der Markgrafschaft Pont à Mousson, d. h. des auf der rechten Maasseite gelegenen Teiles von Bar Fürst und Vasall des Reiches.*) Das westliche Bar galt demnach nicht mehr als Reichslehen, und somit erkannte das

*) Calmet Preuves II. 619 „tamquam marchio Potensis sacri Imperii dux et vasallus". — Die Metzer Chronik berichtet, daß Karl IV. bei seiner Anwesenheit in Metz 1354 den Grafen von Bar und Luxemburg den Herzogstitel verliehen hatte. In der That nennt sich Robert von Bar im Anfange des folgenden Jahres Dux, eine Urkunde über die Verleihung des Herzogstitels aber fehlt. Da nun das Herzogsdiplom des Grafen von Luxemburg von demselben Datum ist, wie die

kaiſerliche Diplom indirekt die Oberhoheit Frankreichs über dieſes Gebiet an.

Auch als Wahrer des Landfriedens und der öffentlichen Sicherheit trat Karl kraft ſeiner kaiſerlichen Rechte in Lothringen auf; er gebot, den unaufhörlichen Fehden Einhalt zu thun, und nahm in Metz den Grafen und Herrn das eidliche Verſprechen ab, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nie wurden Eide ſchlechter gehalten als dieſe. Gleich nach Entfernung Karls begannen die Fehden auf allen Seiten von neuem. Durch ein am 23. September desſelben Jahres zu Nürnberg erlaſſenes Edikt gebot Karl deshalb bei Kaiſerlicher Ungnade den Biſchöfen von Metz, Tull und Verdun, den Grafen von Bitſch, Saarbrück, Bar und Apremont, den Herrn von Finſtingen und Forbach, wie den Bürgerſchaften der drei Städte den von Kaiſerlicher Majeſtät geſtifteten Frieden zu erhalten; doch erſt im Jahre 1361 brachte die allgemeine Notlage und Unſicherheit des Landes die Mächtigen dazu, den gegenſeitigen Feindſeligkeiten durch einen ausgedehnten

---

Urkunde von der Ernennung des Grafen Robert zum Markgrafen von Pont à Mouſſon, ſo beruht die erwähnte Nachricht des Metzer Chroniſten von der Verleihung des Herzogstitel an den Grafen von Bar offenbar auf einer Verwechslung mit der Ernennung des Grafen Robert zum Markgrafen. — An die Thatſache, daß der Graf von Bar 1355 den Herzogstitel führte, hat ſich die vielumſtrittene Frage angeknüpft, ob dieſer Titel durch den Kaiſer oder durch den König von Frankreich verliehen ſei. Die Verfechter der erſten Meinung wollten darin den Beweis finden, daß die Oberhoheit des deutſchen Reiches auch nach dem Jahre 1301 über ganz Bar fortbeſtanden habe, die der andern, daß ſeit dem genannten Jahre die Maas die Grenze beider Reiche gebildet habe. Da der Graf von Bar zugleich Vaſall des Kaiſers und des Königs von Frankreich war, ſo hatten offenbar beide das Recht, dieſen Titel zu verleihen. Da nun Robert von Bar noch in einer Urkunde Karls IV. aus dem Dezember 1356 nur „Graf und Markgraf" genannt wird, ſo iſt Calmets Annahme nicht ohne Grund, daß Graf Robert ſich 1355 ſelbſt den Herzogstitel beigelegt und ſpäter erſt die Beſtätigung ſeiner beiden Lehnsherrn erhalten habe.

Friedensbund wenigstens für zwei Jahre ein Ende zu machen (S. 199).

Nur einmal hat Karl IV. aus der bedrängten Lage Frankreichs einen kleinen Gewinn für das Reich gezogen. Im Jahre 1355 erneuerte sich der französisch-englische Krieg. Eduard III. drohte mit einem doppelten Einfalle in die reichsten französischen Provinzen von Norden und Süden her. König Johann schickte deshalb im Mai Boten nach Prag, um mit Karl IV. die alte Freundschaft zu erneuern und gegen Englands drohende Angriffe die Unterstützung des Reiches zu suchen. Ohne sich zu mehr als zu Ausdrücken freundlicher Gesinnung und zu allgemeinen Zusagen zu versteigen, brachte Karl einen Vertrag zustande, nach dem König Johann die Rechte des Reiches auf Kammerich, auf Cateau-Cambresis und Verdun, sowie die Oberhoheit des Reiches über die burgundische Grafschaft anerkannte; außerdem sollte Johanns ältester Sohn Karl das Delfinat von Vienne aus den Händen des Kaisers als Lehen nehmen. Von dem, was Philipp IV. während seines langen Lebens an der Rhone und Maas dem Reiche entzogen hatte, blieb dem französischen Königtum somit nur noch der Besitz von Lyon und Viviers und die Lehnshoheit über das westliche Bar.

Die Schlacht von Maupertuis (19. September 1356) verdoppelte indes für Frankreich die Verluste und die Schmach der Niederlage von Crecy. Die Blüte der französischen Ritterschaft wurde erschlagen, der König selbst als Gefangener nach London gebracht, und das halbe Land, in dem ein furchtbarer Aufstand des über die schändlichen Bedrückungen des Adels empörten Landvolkes ausgebrochen war, sah sich der wildesten Anarchie preisgegeben. Papst Innozenz rief deshalb in einem dringenden Schreiben den Kaiser an, daß er den Frieden zwischen den beiden feindlichen Reichen herbeiführe und dem gefangenen Könige die Freiheit erwirke. Denn noch immer war der Gedanke lebendig, daß

Papſt und Kaiſer berufen ſeien, in allen großen Wirren der Chriſtenheit löſend und vermittelnd einzugreifen. Im Dezember 1356 kam Karl, von den Kurfürſten des Reiches begleitet, zu dem nach Metz ausgeſchriebenen Reichstage. Am Chriſtfeſte ſang er mit der Krone auf dem Haupte und dem bloßen Schwerte in der Hand in dem Dome die Frühmette, dann hielt er in der Seilleebene ein offenes Mahl, bei dem ihn die Kurfürſten zu Roß bedienten. Auf dem Reichstage, zu dem ſich die Biſchöfe von Metz und Verdun, der Herzog von Bar, die Grafen von Saarbrück, Zweibrücken, von Salm, Saarwerden und Leiningen nebſt den meiſten Herrn aus Lothringen eingefunden hatten, wiederholte Karl das in Nürnberg erlaſſene und bisher unwirkſam gebliebene Friedensgebot. Auch der Sohn des gefangenen Königs Johann, der Dauphin Karl, hatte ſich eingefunden, um den Kaiſer und die Reichsfürſten für die Befreiung ſeines Vaters und die Sache Frankreichs zu erwärmen. Prachtvolle Geſchenke, die er dem Kaiſer brachte, unter ihnen das wertvollſte, zwei Dornen aus der Krone des Heilands, die Ludwig IX. von dem lateiniſchen Kaiſer Balduin in Konſtantinopel erworben hatte, bewieſen, wie hoch Frankreich in dieſem Augenblicke die Freundſchaft des Reiches achtete. Trotz allem Wohlwollen für ſeinen Neffen war der Kaiſer indes vorſichtig genug, ſich in den franzöſiſch-engliſchen Streit thätig nicht einzumiſchen. Der einzige Gewinn, den der franzöſiſche Thronerbe aus ſeiner Anweſenheit auf dem Reichstage zog, war, daß Karl ihn zum Vikar des Reiches in dem Delfinate ernannte mit der Vollmacht, die Rechte des Kaiſers und Reiches in allen Stücken zu vertreten. In dieſer Eigenſchaft unterzeichnete der künftige König von Frankreich auch gleich den anderen Reichsfürſten, die nach Metz gekommen waren, die Zuſatzartikel der goldenen Bulle. Immerhin leiſtete Karl dem Königtume der Valois nicht geringe Dienſte dadurch, daß er ihm ermöglichte, alle Kräfte auf die Bewältigung der inneren Unruhen zu verwenden, als

der furchtbare Aufstand der vom Adel mißhandelten Bauern und die Empörung der Stadt Paris aller staatlichen Ordnung und Regierungsgewalt ein Ende zu machen schien. Durch ein kaiserliches Sendschreiben 1358 forderte er die Stadt Metz auf, dem Dauphin Karl hundert bewaffnete Leute zu Hilfe zu senden, und 1366 ernannte er „wegen der großen Gefahren", von denen die Krone Frankreichs bedroht sei, den Herzog Johann von Lothringen, den Bundesgenossen und Freund König Karls, zum Reichsvikar an der Mosel; er forderte zugleich die bischöflichen Städte auf, dem Herzoge, als des Reiches Generalstatthalter, Gehorsam zu leisten und Kriegsleute zuzuführen.

Noch in seinem letzten Lebensjahre bekundete Karl die Vorliebe, die er für Frankreich, das Land seiner Jugenderinnerungen, hatte. Im November 1377 unternahm er, begleitet von seinem Sohne Wenzel, von einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten und böhmischer Herrn, eine beschwerliche und kostspielige Reise über die Niederlande nach Paris. König Karl V., dem die Franzosen wegen der lauernden Klugheit, mit der er dem Könige von England fast alle kriegerischen Eroberungen wieder abnahm, den Beinamen des Weisen gegeben haben, wollte sich des kaiserlichen Ansehens zu seinen Zwecken bedienen und hatte deshalb dem eitlen Kaiser das Schiedsrichteramt in seinem Streite mit England angetragen. Mit den herkömmlichen Festlichkeiten, mit kriegerischen Schauspielen und prunkenden Festtafeln, aber auch mit kostbaren Geschenken, unter ihnen prächtige Handschriften, ehrte der Franzose seinen kaiserlichen Gast. Dieser ernannte dafür den französischen Thronerben und Delfin Karl mit unbeschränkter Vollmacht zu des Reiches Statthalter im Delfinate und in dem Sprengel von Valence*) und entfremdete dadurch

*) Kaiser Ludwig der Baier hatte 1335 dem Delfin von Vienne, Humbert II., die noch übrigen Gerechtsame des Reiches in dem zerfallenen

diese Gebiete dem Reiche für immer. In einer glänzenden Versammlung der deutschen und französischen Großen wurde sodann unter dem Vorsitze des Kaisers die englisch-französische Streitsache wie in einem Prozesse verhandelt. Zuletzt sprach der Kaiser das Urteil, daß das Recht auf der Seite Frankreichs sei, und daß der König Karl genug, ja schon zu viel gethan habe, um neues Blutvergießen zu verhindern. Dem Kaiser folgend, gaben die anwesenden Deutschen wie in einem Geschworenengerichte ihre Stimme ab und erklärten einmütig Frankreichs Sache für die gerechte. So sonderbar auch diese von Karl V. klug benutzte Gerichtskomödie erscheinen mag, den Ansprüchen Frankreichs gab sie eine nicht zu unterschätzende Kraft und Bedeutung.

Ungemein günstig hat sich die Reichspolitik der Luxemburger für die Könige Frankreichs in der Zeit der schlimmsten Niederlagen und inneren Bedrängnisse erwiesen; gleichwohl vermochte diese Politik nicht, die alte Begehrlichkeit derselben Könige zu zügeln und von Übergriffen und Vorstößen auf die östlichen Grenzgebiete abzuhalten. Bald ließen diese Könige sich von den Bischöfen oder dem Kapitel von Verdun Schutzrechte übertragen, bald wiesen sie ihre Amtsleute in Chaumont und Vitry an, auf gewisse Teile der Grafschaft Tull überzugreifen, bald nahmen sie die Beschwerden der Bürger von Neufchateau als Anlaß, ihre Souveränität über diese Stadt auszudehnen. In Verdun war 1380 zur Zeit des großen Schismas Leopold

---

Königreiche Arelat übertragen, so daß er darüber wie über das Delfinat nach Willkür verfügen könne. Kurze Zeit nachher ward Humbert über den Verlust seines einzigen Sohnes, der in der Rhone ertrank, schwermütig, ging in ein Kloster und übergab 1349 sein Land dem französischen Prinzen Karl unter der Bedingung, daß diese Provinz nicht mit dem Königreiche Frankreich vereinigt werde, und daß er wie seine Nachfolger Namen und Wappen des Delfinats führen sollten. Seitdem wurden die ältesten Söhne der französischen Könige Delfin geheißen und waren als solche Vasallen des deutschen Kaisers.

von Couſance von einem Teile des Kapitels als Biſchof gewählt und von Clemens VII. in Avignon beſtätigt worden. Ihm gegenüber wurde auf Betreiben Kaiſer Wenzels, der ſich zur Obedienz des Gegenpapſtes Urban VI. in Rom bekannte, Rolin von Rodemachern gewählt und von Wenzel mit den weltlichen Gütern des Bistums belehnt. Mehrere Jahre dauerte der Streit um das Bistum fort. Als 1388 Karl VI. von Frankreich auf einem Kriegszuge gegen den Herzog von Geldern an der Maas erſchien, forderte Leopold von Couſance, gegen den ſich auch die Bürgerſchaft von Verdun erklärt hatte, den König auf, ſich der Stadt durch einen Überfall zu bemächtigen. Karl VI. beſetzte die feſten Plätze des Bistums, richtete die königlichen Wappen auf und unterwarf die Bürgerſchaft dem Gebote des Biſchofs. Dafür ließ er ſich von dieſem die Hälfte des weltlichen Beſitzes abtreten; die Stadt mußte geloben, Karl VI. als Schutzherrn anzuerkennen und ein jährliches Schutzgeld von 500 Livres an die königliche Kaſſe in Vitry zu zahlen. Sobald der König die Stadt verlaſſen hatte, wandte die Bürgerſchaft ſich klagend an Wenzel, weil der Biſchof den Rechten des Reiches zuwider Verträge mit dem Könige von Frankreich abgeſchloſſen habe. Wenzel erklärte in einem offenen Schreiben den zwiſchen dem ſchismatiſchen Biſchofe und dem Könige abgeſchloſſenen Vertrag für nichtig und forderte die Bürger und Stadtbehörden auf, dem Biſchofe in allen Dingen, die der Rechten des Reiches zuwider liefen, den Gehorſam zu verſagen. Damit war aber die Thätigkeit Wenzels auch erſchöpft. Karl VI. blieb noch zehn Jahre im Beſitze der angemaßten Rechte, und erſt im Jahre 1399 ließ er ſich bei einer Zuſammenkunft mit Wenzel in Rheims gegen Zugeſtändniſſe in Sachen des kirchlichen Schismas beſtimmen, die beſetzten Plätze im Bistume Verdun zu räumen und anzuerkennen, daß Verdun außerhalb der Grenzen Frankreichs liege und vom deutſchen Reiche abhange.

Dieſen und ähnlichen Vorſtößen und Plänkeleien der Könige Frankreichs ſahen die deutſchen Kaiſer bis auf Maximilian im allgemeinen unthätig zu oder begnügten ſich mit wortreichen Proteſten und den wertloſen Verſicherungen der franzöſiſchen Könige, daß ſie die Rechte des Reiches ſtets achten und ſich weiterer Angriffe auf die Reichsgebiete enthalten würden.

Siebenter Abschnitt.

Das neuburgundische Reich und das Herzogtum Lothringen. Herzog Karl II. Sein Verhältnis zu Ruprecht von der Pfalz und zu den Parteien am französischen Hofe. Versuch des Herzogs von Orleans, Lothringen zu erobern. Enger Anschluß Karls II. an die Herzöge von Burgund und verändertes Verhältnis zu dem französischem Hofe. Die Händel in Neufchateau. Steigendes Zerwürfnis des Herzogs mit dem französischen Hofe. Das Mädchen von Orleans.

In der Zeit, da die Kaiser des luxemburgischen Hauses die westlichen Grenzgebiete des Reiches außer acht ließen und Frankreich sich aus den furchtbaren Niederlagen der englischen Kriege zu erheben begann, hatte der jüngere Zweig des Hauses Valois den erfolgreichen Versuch gemacht, zwischen Deutschland und Frankreich aus Bruchstücken beider ein eigenes Zwischenreich aufzurichten. Das Herzogtum Burgund war 1361 nach dem Aussterben der Herzöge aus dem kapetingischen Hause als erledigtes Lehen an die Krone Frankreich zurückgefallen. König Johann der Gute hatte indes die schöne Provinz nicht dem französischen Reiche angegliedert, sondern als erbliches Lehen seinem jüngsten, Lieblingssohne Philipp dem Kühnen übertragen. Schon dieser erste Herzog (1361—1404) erweiterte die ihm übertragene Herrschaft durch den Erwerb der Grafschaften Nevers und Charolais sowie der freien Grafschaft

Burgund*), die ein Lehen des Reiches und reich an streitbarer Bevölkerung war. Sein Sohn und Nachfolger Johann der Unerschrockene (1404—1419) ward durch seine Mutter Margarete, die Erbgräfin von Flandern, Herr dieses volkreichen Landes, sowie der französischen Grafschaften Artois und Rethel. Durch Erbschaft, Kauf und Verträge erwarb die kluge und ausgreifende Politik Johanns und seines Nachfolgers Philipps des Guten (1419—1467) zu diesem ansehnlichen Länderbesitze noch die Herzogtümer Brabant, Limburg und Luxemburg, die Grafschaften Namur, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland und Antwerpen. Die Oberhoheit des Reiches über diese innerhalb der Reichsgrenzen gelegenen Länder erkannten die burgundischen Herzöge mit kluger Berechnung fürs erste an und setzten sich, die lahmen Proteste der luxemburgischen Kaiser nicht achtend, an die Stelle der bisherigen Dynasten. Philipp der Gute war auf diese Weise Herr eines Reiches geworden, das an Reichtum und kriegerischer Wehrkraft schier unerschöpflich schien. Zugleich Vasall des deutschen Reiches und der Krone Frankreich, gedachte er sich von beiden frei zu machen und den aus Stücken beider Reiche zusammengebrachten Besitz zu einer unabhängigen, geschlossenen Herrschaft auszugestalten, die von Friesland und Utrecht bis zu den Hochgipfeln der Alpen, vom Rhein bis in das Herz Frankreichs reichen und zuletzt mit einer Königskrone geziert werden sollte. Der bisher erworbene Länderbesitz

*) Das eingeborene schwäbische Herrscherhaus in der Freigrafschaft war 1239 ausgestorben, und durch Erbgang folgten die Grafen von Chalons, denen König Rudolf auch Neuenburg verlieh. Auf diese Weise gelangten die beiden Grafschaften von Hochburgund an eine mächtige französische Familie. Unter der Herrschaft dieses trotzigen Geschlechtes aus der Champagne gestaltete sich die reichsunmittelbare Stellung der Freigrafschaft nahezu zu voller Unabhängigkeit vom Reiche. Der letzte Graf von Chalons vererbte das deutsche Reichsland seinem Tochtermanne, dem Grafen von Orange, und von diesem gelangte es auf dieselbe Weise an die burgundischen Herzöge aus dem Hause Valois.

klaffte aber in der Mitte weit auseinander, denn trennend zwischen den burgundischen Ländern im Süden und den niederländischen Provinzen lag das Herzogtum Lothringen und Bar. Von entscheidender Bedeutung für die Ausführung der stolzen Pläne Burgunds war es nun, ob es ihm gelang, diese Länder in seinen Machtbereich zu ziehen. Das alte lotharingische Reich des 9. Jahrhunderts schien wieder zu erstehen, wenn dieser Plan sich verwirklichte.

In Lothringen war auf Herzog Johann, den Freund und Bewunderer Karls V. von Frankreich, 1390 Karl II. gefolgt, ein begabter, heißblütiger, ritterlich kühner und kirchlich glaubenseifriger Fürst. Er war ein geschickter Musiker, las zu einer Zeit, in der die Mehrzahl der Herrn nicht lesen und schreiben konnte, den Livius und die Commentarien Caesars, errichtete fromme Stiftungen und feierte seine Maitresse, die schöne Alice du May, zu Nancy in glänzenden Ritterspielen. Am französischen Hofe war er zugleich mit dem Sohne Philipps des Kühnen, dem etwas jüngeren Johann dem Unerschrockenen, erzogen worden, und ein enger Freundschaftsbund, der sich hier zwischen den beiden Knaben gebildet hatte, wirkte später auf das politische Verhältnis der Fürsten bestimmend ein. Karls erste Regierungszeit verbraucht sich gleich der seines Vaters und Großvaters in abenteuernden Unternehmungen. Nachdem er Philipp den Kühnen auf einem Kriegszuge gegen Flandern begleitet hatte, zieht er im Dienste Genuas gegen Tunis, schlägt bei Carthago ein Heer der Ungläubigen und erwirbt sich weitreichenden Ruhm, indem er eine große Zahl Christensklaven aus mohammedanischer Gefangenschaft befreit. Kaum zurückgekehrt in sein Land, eilt er 1393 nach Ungarn, um dem Könige Sigismund nutzlose Hilfe gegen die Türken zu bringen. Der furchtbaren Schlacht und Niederlage bei Nikopoli, in der eine große Zahl französischer und lothringischer Edelleute ihr Leben ließ und die vornehmsten Pairs von Frankreich als Gefangene in die Gewalt Bajazets gerieten,

wohnte Karl nicht bei, aber 1399 folgte er aufs neue dem Hilferufe, den der bedrängte Kaiser Manuel von Konstantinopel und Papst Bonifaz IX. an die abendländische Christenheit richteten. Mit einer auserlesenen Schar lothringischer Ritter und vielen Metzer Patriziern zog er gegen Ungarn, um die Niederlage der Christen und den Tod, den sein Schwager Enguerrand de Coucy in der Schlacht bei Nikopoli erlitten hatte, an den Türken zu rächen. Da indes der Kampf in Ungarn aussichtslos erschien, führte Streitlust und Glaubenseifer ihn auf ein anderes Kriegstheater, wo er der Sache des Glaubens ebenso zu dienen meinte, wie im Kampfe gegen den Islam, in das Ordensland Preußen, gegen die rohen und wilden Lithauer, wohin es auch schon seinen Vater Johann gezogen hatte. Auf der Rückkehr von diesem Unternehmen im August 1400 erfuhr er in der Nähe von Frankfurt, daß ein Urteilsspruch von vier Kurfürsten den trunkenen Kaiser Wenzel abgesetzt und zu Rhense den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, mit dessen Tochter Margareta von Baiern er seit 1394 vermählt war, zum Könige der Römer erwählt habe.

Am 6. Januar 1401 wohnte Karl zu Köln, denn Aachen hielt dem neugewählten Könige die Thore verschlossen, der Krönung seines Schwiegervaters bei und trat als dessen eifriger Parteigänger in den linksrheinischen Ländern auf. Hier hatten Metz und Tull, deren Stadtrechte Kaiser Wenzel im Jahre zuvor gemehrt hatte, gleich andern rheinischen Städten an dem abgesetzten Wenzel festgehalten nnd versagten Ruprecht die Anerkennung. Karl zwang Metz durch Waffengewalt, dem neu gewählten römischen Könige zu huldigen und ihm eine jährliche Beisteuer von dreitausend Livres zu leisten; Tull mußte ihm nach zweimonatlicher Umlagerung durch Hunger bezwungen, die Thore öffnen und außer einer starken Kriegskontribution die Zahlung eines jährlichen Schutzgeldes von vierhundert Livres versprechen.

Inzwischen gelang es Ruprecht nicht, sich im Reiche allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Ein mit unzureichenden Mitteln unternommener und unglücklich endender Römerzug erschütterte sein Ansehen auch in den rheinischen Ländern. Die Gerechtigkeit, die er hier mit strenger Hand gegen die Raubsucht vieler mächtiger Herrn übte, veranlaßte zuletzt eine Anzahl Fürsten, unter diesen den Kurfürsten von Mainz, den räuberischen Markgrafen von Baden und den Grafen von Wirtenberg zu einer Verschwörung, die in der Geschichte mit dem Namen des Marbacher Bundes benannt ist. Diesen Augenblick schien der abgesetzte Wenzel erwartet zu haben, um die aberkannte Kaiserkrone aufs neue an sich zu nehmen.

Zu dieser Zeit, da das deutsche Reich sich aufs neue entzweite, war ganz Europa in feindliche Parteien zerklüftet. Das große Schisma trennte seit 1378 die Christenheit; in England hatte der entsetzliche Kampf der Häuser Lancaster und York begonnen, und in Frankreich war ein Streit um die Regentschaft ausgebrochen, der das Königshaus und den Adel in zwei Lager teilte und das Land von neuem in die wildeste Anarchie warf. König Karl VI. war in Wahnsinn verfallen und hatte nur vorübergehend lichte Augenblicke. Um die Regentschaft aber entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen dem Herzoge Philipp von Burgund, dem Oheime des Königs, und dem ausschweifenden Herzoge von Orleans, der als Bruder des Königs ein ausschließliches Recht auf die Verwaltung des Reiches zu haben glaubte und im Bunde mit der schamlosen Königin sich 1401 der ganzen Regierung bemächtigt hatte. Herzog Philipp starb 1404, und sein Sohn Johann der Unerschrockene, unternehmend, jähzornig und rachsüchtig, trat in der Regentschaftsfrage gegen den Herzog von Orleans kühner und gewaltthätiger auf, so daß Streit und Haß ärger ward als zuvor. Weil der Burgunder ein Bundesgenosse Herzog Karls von Lothringen war, der für die Sache Ruprechts stritt, so schloß sich der Herzog von Orleans

dem Bunde der gegen Ruprecht verschworenen rheinischen Fürsten an. Aber nicht nur der Haß gegen Burgund, auch nicht allein das verwandtschaftliche und freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Hause Valois und Luxemburg machte den Herzog von Orleans zu einem Gegner Ruprechts und zu einem Verbündeten Wenzels. Ihn leiteten noch Absichten ganz anderer Art. Kurze Zeit vorher hatte der königliche Advokat Jean Petit in Paris auf Verlangen des Hofes seine „unvorgreiflichen Gedanken“ darüber ausgearbeitet, wie der Regierung des Reiches am besten aufzuhelfen sei. Unter anderen Ratschlägen wiederholte der Verfasser dieser unvorgreiflichen Gedanken die Ansichten, die vordem schon in den Staatsschriften Pater Dubois' ausgesprochen waren, daß Frankreich, um zu seiner gebührenden Macht und Herrschaft in Europa zu gelangen, sich der Herzogtümer Lothringen und Luxemburg sowie der Städte der Provence und der Grafschaft Savoyen bemächtigen müsse. Was Luxemburg und Lothringen betraf, so schienen die damaligen Umstände die Ausführung solcher Pläne zu begünstigen. Kaiser Wenzel hatte einige Jahre zuvor das Herzogtum Luxemburg seinem Oheime, dem Herzoge Jodokus von Mähren, für eine große Summe verpfändet. Da er das Pfand zur Zeit nicht auslösen konnte, bat er 1402 den Herzog von Orleans, „seinen Vetter und guten Freund“, es für ihn zu thun. Der Herzog zahlte die von Wenzel geschuldete Summe und setzte sich als Pfandinhaber sofort in den Besitz des Landes. Wahrscheinlich dachte er daran, das ausgedehnte Herzogtum auf Kosten der Nachbarländer zu vergrößern und sich hier eine Macht zu gründen, die ein Gegenstück und Gegengewicht gegen die niederländische Macht des feindlichen Burgund bilden werde. Da das luxemburgische Gebiet bis nahe an die Thore von Metz reichte, so richteten sich die nächsten Absichten des Herzogs auf die Eroberung dieser Stadt. Unter dem Vorwande, der Sache Wenzels zu dienen, brachte er mit den

Gegnern Ruprechts, dem Markgrafen von Baden, den Grafen von Wirtemburg, Salm, Saarbrück und Saarwerden, zu denen sich auch der Bischof von Verdun und der Herzog von Bar gesellten, ein Bündnis gegen den Herzog Karl von Lothringen als den thätigsten Parteigänger Ruprechts und gegen die mit Karl verbündete Stadt Metz zustande. Letztere zu bezwingen, schien in dem Augenblicke um so leichter, als im Inneren der Stadt der Bürgerkrieg entbrannt war; denn die Bürgerschaft hatte den größten Teil der patrizischen Familien aus der Stadt gejagt, und so herrschte zur Zeit, als der Herzog von Orleans sich mit seinen Verbündeten rüstete, dort die Jacquerie, wie man damals die demokratische Bürgerschaft nannte. Unter den gewöhnlichen Verwüstungen der Äcker und Dörfer um Metz zog sich der Krieg mit der streitbaren Bürgerschaft hin.

Dies feindliche Unternehmen des Herzogs von Orleans gegen eine deutsche Reichsstadt veranlaßte Kaiser Ruprecht im März 1407, ein ernstes Schreiben an die Regentin von Frankreich zu richten, damit sie den Herzog von seinem gewaltthätigen Vorhaben abmahne. Die Folge dieses Mahnbriefes war aber nur, daß der Herzog von Orleans mit seinen deutschen Verbündeten und dem Herzoge von Bar zu Epernay im Mai 1407 einen neuen Vertrag einging, in dem man sich über eine Teilung der zu machenden Beute verständigte und 850 Lanzen aufzubringen beschloß.*) Dem Herzoge von Lothringen und dem Bischofe von Metz, Rudolf von Coucy, ward offen der Krieg angesagt, und im Juni rückte ein feindliches Heer unter dem Oberbefehle des Marschalls von Luxemburg moselaufwärts gegen Nancy vor. Über die letzten Absichten bei diesem Einfalle ließ der Herzog von Orleans

*) Auf jede Lanze (lance garnie) kamen sechs Solde; sie bestanden aus dem homme d'armes, drei berittenen Schützen (archers), einem coutilier, der nur einen Degen führte, und einem Diener.

keinen Zweifel; es galt die Verwirklichung der „unvorgreiflichen Gedanken“, die Eroberung Lothringens und des Metzer Gebietes, denn das deutsche Land, so erklärte der Herzog, habe vordem zur Krone Frankreich gehört, und so sei er gewillt, es wieder zu gewinnen und an die Krone Frankreich zurückzubringen.*) Es war das erste Mal, daß ein Regent Frankreichs im Bunde mit deutschen Fürsten es unternahm, das „unverjährbare Recht“ Frankreichs auf deutsche Reichsgebiete mit den Waffen geltend zu machen. Der Marschall von Luxemburg, der das Kriegsvolk der Verbündeten führte, war seines Erfolges so gewiß, daß er gegen Nancy ziehend, den Herzog Karl durch einen Herold höhnend aufforderte, er solle ihm und seinen Verbündeten das Mittagsmahl im Palaste zu Nancy anrichten lassen. Aber in der Ebene von Champigneulles warf der Herzog mit dem lothringischen Schlachtrufe Preny! Preny!**) die doppelte Reihe seiner Gegner mit solchem Ungestüm auseinander, daß in der allgemeinen Flucht und Verwirrung der Marschall nebst den Grafen von Salm, Saarbrück und Saarwerden in die Hände des Siegers geriet und im Turme zu Nancy das von ihm vorherbestellte Mittagessen einnehmen durfte. Einem neuen Anschlage des Herzogs von Orleans auf die deutschen Reichsgebiete kam sein bald folgender Tod zuvor. Am 24. November 1407 wurde er in Paris auf Anstiften des Herzogs von Burgund von achtzehn gedungenen Meuchelmördern niedergestochen, weil er sich schamlos gerühmt hatte, unter vielen

*) Der Herzog von Orlentz sprach: Daz tütsche Land gehorte hievor an die Krone von zu Frankenrich. Darumbe wolle er ez wider gewinnen an die Krone zu Frankenrich und gab dem Marggraven von Baden und ettelichen anderen Herren gros Gnet, daz sie ime gelobent und swurent beholfen zu finde. Mone I. 255.

**) Preny war der Name einer lothringischen Grenzburg oberhalb Pont à Mousson gegen das Metzer Gebiet; heute ein kleines Dörfchen mit einigen Ruinen des einst starken Schlosses.

anderen Frauen auch die sittsame Herzogin von Burgund zu Falle gebracht zu haben. Herzog Karl II. bekundete über das gewaltsame Ende seines Gegners eine unverholene Freude, und seine Erbitterung gegen den französischen Hof führte ihn zu dem engsten Anschlusse an Johann den Unerschrockenen und die burgundisch-englische Partei. Mit zahlreichem Kriegsvolke begleitete er im folgenden Jahre den Herzog Johann, als dieser von der Pikardie aus seinen berüchtigten Marsch gegen Paris machte, nicht um sich nach dem Willen des Königs wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans zu verantworten und „richten zu lassen", sondern um vor dem Parlamente in Gegenwart des Dauphins und der Prinzen offen den Tyrannenmord zu rechtfertigen. Die Königin mit dem Könige und dem Hofe entfloh bei der Annäherung des Herzogs eiligst nach Tours. So hatte sich unter Karl II. das bisherige gute politische und persönliche Verhältnis der letzten lothringischen Herzöge zu den Königen Frankreichs in sein Gegenteil gewandelt. Wie erbittert Karls Stimmung gegen das königliche Haus Frankreich damals war, bekundete sich in einem Artikel seines 1409 verfaßten Testaments. Er setzte darin fest, daß, wenn er nur Töchter hinterlassen sollte, diese nie einem Unterthanen des Königs von Frankreich dürften vermählt werden; der Mann derjenigen Tochter aber, welche Herzogin von Lothringen werde, solle eidlich geloben, „daß er in dem Herzogtum Lothringen beständig oder doch die meiste Zeit ohne bösen Vorsatz verweilen werde". Es war eine sonderbare Ironie der Geschichte, daß in demselben Jahre, in dem Karl dieses Testament verfaßte, im Schlosse von Angers Renatus von Anjou geboren wurde, ein französischer Prinz, der Karls Schwiegersohn und Herzog von Lothringen werden sollte.

Die ganz veränderte Stimmung Herzog Karls gegen den französischen Hof, die sich in dem erwähnten Artikel seines Testamentes ausspricht, hatte, von den erzählten Vorgängen abgesehen, ihre besondere und tiefere Ursache in den fortdauernden Zerwürfnissen, die das Lehnsverhältnis wegen Neufchateaus zwischen den lothringischen Herzögen und den Königen Frankreichs seit langem erzeugt hatte, und die hier im Zusammenhange nachzuholen sind.

Schon oben (S. 160) ist hingewiesen worden auf die Streitigkeiten, die seit Theobald II. sich fortwährend zwischen den Bürgern von Neufchateau und den lothringischen Herzögen erhoben, sowie auf die Bereitwilligkeit, mit der sich die Könige Frankreichs der Beschwerden der Bürgerschaft über die Herzöge jederzeit annahmen. Im Jahre 1310 hatten die Bürger von Neufchateau, die einen ausgedehnten Handelsverkehr mit der Champagne unterhielten und als Kaufleute in Geldsachen besonders empfindlich waren, gegen Herzog Theobald Klage erhoben, daß er minderwertige Silbermünzen in Umlauf gesetzt habe. Es ist bekannt, daß König Philipp IV. wiederholt zu Münzverfälschungen seine Zuflucht nahm, und es wäre an sich nicht unwahrscheinlich, daß Theobald darin seinen Lehnsherrn und Meister nachgeahmt hätte, wenn nicht die von Theobald erhaltenen Münzen das Gegenteil bezeugten. In dem Streite, der darüber entstand, ging die Stadt zuletzt zu Gewaltthätigkeiten und offener Empörung über. Der Herzog ließ deshalb eine Anzahl Bürger, die er als Urheber der Unruhen ansah, ins Gefängnis werfen. Wegen dieses Verfahrens riefen die Bürger Philipps IV. Sohn Ludwig den Zänker, der nach dem Tode seiner Mutter Johanna Erbe der Champagne und somit Lehnsherr von Neufchateau geworden war, um Schutz an. König Philipp IV. im Namen seines Sohnes forderte den Herzog auf, die Beschwerden der Stadt abzustellen und die Gefangenen freizugeben. Als Theobald dem Befehle des Königs nicht sofort nachkam, erschien dieser mit Kriegsvolk vor Neufchateau, befreite

gewaltsam die Gefangenen und ließ in der Stadt eine Besatzung zurück. Durch Gaucher von Chatillon, den Connetable Frankreichs, kam indes im Anfange des Jahres 1312 ein Ausgleich zustande, wobei der Herzog versprach, den Bewohnern von Neufchateau nach dem Willen des Königs Genugthuung zu leisten und als Bürgschaft dafür die Plätze Montfort, Chatenoy und Frouard Ludwig dem Zänker zu übergeben. Ehe dieser Vertrag ausgeführt wurde, starb Herzog Theobald, und da sein Sohn und Nachfolger Friedrich, unbekümmert um die seinem Vater auferlegte Buße seine herzoglichen Rechte in Neufchateau ausüben wollte, brachten die aufgewiegelten Bürger ihre Beschwerden aufs neue an Ludwig den Zänker. Dieser ließ den Herzog zur Verantwortung vor das Parlament in Paris laden. Der Herzog lehnte aber die Zuständigkeit eines französischen Gerichtshofes in lothringischen Angelegenheiten ab; er erklärte sein Verfahren in Neufchateau als die Ausübung der ihm zustehenden Rechte und bestritt jede Lehnsabhängigkeit von Frankreich, denn die Herzöge Lothringens seien niemals bei der Krone Frankreichs zu Lehen gegangen, und ein früheres Lehnsverhältnis zur Champagne könne nicht ohne weiteres auf Frankreich übertragen werden. Das Parlament zog gleichwohl die Angelegenheit an sich und gab seinen Spruch dahin ab, daß der Herzog alle Bedingungen des früheren Vertrages zu erfüllen und die Kosten des Prozesses zu tragen habe.

Um weiteren Verwicklungen zu entgehen, gab Herzog Friedrich Neufchateau als Wittum seiner Mutter Isabella von Rumigny, die sich in zweiter Ehe mit dem Connetable Gaucher von Chatillon vermählt hatte, wachte aber gleichwohl eifersüchtig über seinen herzoglichen Rechten in der Stadt. Ludwig X., der Zänker, starb 1316; die Champagne, die er von seiner Mutter Jolantha ererbt hatte, wurde das Erbe seiner minderjährigen Tochter Johanna II., blieb aber Ludwigs Bruder, dem Könige Philipp V., auf Lebenszeit überlassen. Als dieser nun in seiner Eigenschaft als König von Frankreich

Abgaben in Neufchateau erheben wollte, bestritt ihm der Herzog jedes Souveränitätsrecht über die Stadt, da nicht die Könige von Frankreich, sondern nur die Grafen von Champagne dort ein Lehnsrecht gehabt hätten. Zur Bekräftigung seines Protestes ließ er durch den Grafen Heinrich von Vaudémont, durch Heinrich von Blankenberg und Mathäus von Beaufremont beurkunden, daß Neufchateau niemals von der Krone Frankreich abhängig gewesen sei, und daß somit dem Könige Philipp keine Hoheitsrechte und keine Gerichtsbarkeit in dieser Stadt zustünden. Dem Beispiele des Herzogs folgten bald auch die Bürger von Neufchateau. Da es nämlich in der Feudalzeit Regel war, daß Fürsten und Herrn, um Schuldforderungen von ihren Nachbarn einzutreiben, die Unterthanen des Schuldners aufgriffen und als Pfand behielten, so ließen die Bürger von Neufchateau, um sich gegen Belastungen und Pfändungen von seiten des Königs wie des Herzogs sicher zu stellen, durch den Grafen Simon von Saarbrück, Herrn von Commercy, der vordem Vogt der Stadt gewesen „und ihre Freiheiten und Rechtsgebräuche kannte", sowie durch den Bischof von Tull und die Herrn von Chatelet und Beaufremont urkundlich bestätigen, daß sie weder für die Schulden oder Forderungen der Könige von Frankreich noch für die der Herzöge von Lothringen haftbar gemacht werden könnten, sondern als freie Leute nur für ihre eigenen Schulden verantwortlich seien.

Infolge eines Vertrages, den Johanna II. 1328 mit Philipp VI. von Valois schloß, ging die Grafschaft Champagne ganz an die Krone Frankreich über. Dadurch kamen die Herzöge Lothringens wegen ihren Champagneschen Lehen in eine unmittelbare Lehnsabhängigkeit von den französischen Königen, gegen die sie bisher sich auf alle Weise gesträubt hatten. Indes blieb das persönliche Verhältnis der Könige zu ihren herzoglichen Vasallen, deren sie in der Zeit schwerer äußerer Bedrängnisse bedurften, und die auf fast allen

Schlachtfeldern für sie bluteten, lange Zeit ein ungetrübtes Als Philipp VI. im Jahre 1347 nach der Niederlage bei Crecy von den Bewohnern Neufchateaus, wie von französischen Unterthanen, Subsidiengelder forderte, wandten sich die Bürger, die nach den Umständen den einen Herrn gegen den andern aufspielten und jetzt mit einem Male lothringisch fühlten, an die Regentin Marie von Blois. Diese bat den König, von der Erhebung der Kriegssteuer in Neufchateau durch französische Beamte abzustehen, und Philipp kam „mit Rücksicht auf die Verdienste des gefallenen Herzogs Rudolf" sogleich dem Wunsche der Herzogin entgegen. Er wies den Bailli von Chaumont an, die Bürger von Neufchateau, Mont fort und Chatenoy, die niemals zur Zahlung der Taille und anderer Auflagen herangezogen worden seien, mit der neuen Steuer zu verschonen. Lange Zeit herrschte seitdem in Neufchateau Ruhe, bis in den letzten Regierungsjahren Johanns I. der alte Streit über die Hoheitsrechte des Herzogs mit neuer und größerer Heftigkeit wieder entbrannte.

Die bürgerlichen Unruhen und blutigen Aufstände des gegen regellosen Druck sich empörenden Volkes, welche die Geschichte Frankreichs und Englands am Ende des 14. Jahrhunderts durchziehen, sind der Geschichte Lothringens fremd geblieben; „denn, wenn der Lothringer sich über seinen Herrn beschwert", sagt Chevrier, „so muß er schon in eine verzweiflungsvolle Lage gebracht sein". Die hier zu erzählenden Vorgänge in Neufchateau stehen deshalb, wenn man von den Unruhen und Kämpfen in den Bischofsstädten absieht, in der Geschichte Lothringens vereinzelt da.

Während der ganzen Regierungszeit Johanns I. hatten die Bürger dieser Stadt sich gerne als Unterthanen des Herzogs bekannt, denn die Versuche Philipps VI., sie mit Steuern und Abgaben zu belasten, hatten Mißtrauen und Abneigung gegen Frankreich in ihnen zurückgelassen. Im Jahre 1377 jagten sie sogar die französischen Beamten, die gekommen

waren, um Verordnungen des Königs auszurufen, mit Gewalt aus der Stadt. Da ließ ein Versuch Herzog Johanns, die Stadt mit Steuern zu beschweren, den unter Herzog Theobald entbrannten Streit über die herzoglichen und königlichen Rechte in der Stadt wieder aufleben und führte zu Verwicklungen, die wesentlich dazu beitrugen, die bisherigen politischen und persönlichen Beziehungen der Herzöge zu den Königen Frankreichs für viele Jahre gänzlich zu ändern. Die Berichte über diese Vorgänge sind in den Einzelheiten so abweichend von einander, daß es schier unmöglich ist, sie zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen, weshalb wir hier die packenden aber unzuverlässigen Erzählungen der lothringischen Geschichtschreiber weniger beachten und vorwiegend den Angaben folgen, die in den Rechtsgründen eines im Jahre 1412 erlassenen Parlamentsbeschlusses enthalten sind.

Herzog Johann, der wegen seiner fortgesetzten Kriegsunternehmungen in beständiger Geldnot war, legte 1388 den Bewohnern von Neufchateau die Zahlung von gewissen Subsidiengeldern auf. Die Bürger machten dem Herzoge das Recht, sie mit Auflagen zu beschweren, streitig. Als trotzdem herzogliche Beamte in der Stadt erschienen, um die Gelder einzutreiben, griffen die Bürger zur Wehr und schlugen zwei der herzoglichen Leute tot. Dies war der Anfang von Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die von 1389 bis 1412 unter gegenseitiger wachsender Erbitterung fortdauerten. Der Herzog brachte die empörte Stadt mit Gewalt zum Gehorsam und legte den Bürgern schwere Bußen auf; die Bürger aber brachten, wie zur Zeit Herzog Friedrichs, ihre Klagen vor das Parlament von Paris. Der Herzog, so lauteten ihre Klagen, beschwere sie ihren alten Rechten und Freiheiten zuwider willkürlich mit Lasten und Steuern, durch seine Beamten lasse er Bürger einkerkern, mißhandeln und verurteilen; um die Stadt in seiner Gewalt zu halten, habe er ferner aus seinem Schlosse eine Citadelle gemacht und diese mit Gräben und Zugbrücken

umgeben; zuletzt habe er die Stadtmauern durchbrochen, um von außen ungehindert in seine Zwingburg gelangen zu können. Herzog Johann, der sich an den Hof nach Paris begeben hatte, wurde über diese Beschwerde der Bürger durch den geistesschwachen König selbst unterrichtet. Als der König, hindeutend auf das bestehende Lehnsverhältnis, bei dieser Gelegenheit in Gegenwart vieler Herrn den Herzog fragte: „Mein Vetter von Lothringen, was habt Ihr von mir?", gab Johann die stolze Antwort: „Sire, ich habe nichts von Euch; mein Herzogtum Lothringen habe ich von Gott und von meinem Schwerte." Der König, so wird nicht unglaubwürdig erzählt, der zuvor die Abgesandten der Stadt freundlich empfangen hatte, habe dem Herzoge den Rat erteilt, nach Lothringen zu eilen und das aufrührerische Volk, das die äußeren Zugänge zu der Citadelle durch eine neu aufgeführte Mauer versperrt hatte, mit Gewalt zum Gehorsame zu bringen. In der That drang Johann 1389 mit Bewaffneten in die Stadt ein, ließ Straßen und Plätze besetzen und befahl den Einwohnern, im Schlosse zusammenzukommen. Hier hielt er ihnen unter heftigen Drohungen vor, daß sie durch die Aufrichtung der erwähnten Mauer, sowie durch ihre an den König von Frankreich gebrachten Beschwerden Leben und Gut verwirkt hätten, denn nicht dem Könige, sondern ihm, dem Herzoge, gehöre die Stadt. Während seine Kriegsleute die Straßen durchzogen und Schrecken verbreiteten, nahm er den eingeschüchterten Bürgern das eidliche Gelöbnis ab, daß sie keine Beziehungen mehr zu dem französischen Könige und dessen Beamten unterhalten wollten, und preßte ihnen zugleich als Sühne ihres Verbrechens zehntausend Livres in Gold ab, von denen sofort dreitausend aufgebracht werden mußten. Die von den Bürgern errichtete Mauer ließ er niederreißen, dagegen den Zugang zu der Citadelle im Inneren der Stadt durch einen vertieften Graben und eine Zugbrücke abschließen.

Kaum hatte Johann die Stadt verlassen, als die Bürger sich von neuem klagend an den König und das Parlament wandten und um Abstellung ihrer Beschwerden baten. Das Parlament nahm sich der Sache an und erließ einen Beschluß, der Stadt und Burg Neufchateau als ein Lehen des Königs von Frankreich erklärte und das Verfahren des Herzogs in allen Stücken als den Rechten und Freiheiten der Stadt zuwiderlaufend verurteilte. Gegen diesen Spruch des Parlamentes erhob der Herzog Einspruch, doch ehe es zum Austrage der Sache kam, starb er in Paris an einer schleichenden Krankheit, wie erzählt wurde an Gift, und ungeschlichtet ging der Streit auf seinen Sohn und Nachfolger über.

Der junge Herzog Karl, eine aufbrausende und überschäumende Natur, der den Haß des Adels gegen das aufstrebende Bürgertum teilte und dem Gerüchte von der Vergiftung seines Vaters durch die Bürger von Neufchateau gerne Glauben schenkte, wollte gleich im Anfange seiner Regierung den städtischen Trotz brechen. Nach der Erzählung bei Calmet legte er deshalb einer Anzahl von Edelleuten die Frage vor, wie der an seinem Vater verübte Frevel der Bürger von Neufchateau zu bestrafen sei, und da die allgemeine Meinung gewesen, daß die Urheber solches Frevels den Tod verdienten, sei Karl über die Stadt hergefallen, habe die Häuser der angeblichen Rädelsführer niederreißen und eine Anzahl Bürger aufknüpfen oder ins Gefängnis werfen lassen; er habe ferner, so wird berichtet, die Stadt ihrer freien Gerichtsbarkeit beraubt und ihr als Sühne für den angeblichen Mord ein hohes Lösegeld aufgelegt, das für ewige Zeiten am 22. September jedes Jahres auf einem öffentlichen Platze vor einem mit Blut und Wasser gefüllten Zuber, in den jeder Bürger der Stadt Kopf und Arm einzutauchen habe, erlegt werden sollte. Wie es sich mit dieser eigentümlichen Erzählung verhalten mag, gewiß ist, daß Herzog Karl im Anfange seiner Regierung den Bewohnern Neufchateaus Ursache gab, aufs

neue die Hilfe des Parlamentes anzurufen. Im Jahre 1391 erließ dieses einen neuen Beschluß, der dem Herzoge jede fernere Schädigung eines Bürgers von Neufchateau an Leib oder Gut bei Strafe von tausend Mark Silber untersagte. Zugleich entsandte es den Parlamentsrat Gaillard nach Neufchateau, und dieser ließ in seiner Anwesenheit die äußeren Zugänge zu der Citadelle durch die Bürger zerstören, die Gräben zuschütten und die Zugbrücken vernichten.

Die Feindschaft zwischen dem Herzoge und der Stadt ruhte hierauf mehrere Jahre. Der König Karl verzieh dem Herzoge die gegen die Stadt verübten Gewaltthätigkeiten, und dieser erklärte in einer Sitzung des Parlamentes im Januar 1398 in Anwesenheit des Königs, daß er aus Ehrfurcht vor dem Könige allem Hasse und Grolle gegen die Bewohner von Neufchateau entsagen wolle. Aber dieses Versprechen kam ihm keineswegs von Herzen. Er dachte im geheimen auf Rache, und oft hörte man ihn mit Bitterkeit sagen, daß nicht er, sondern der König von Frankreich Herr und Gebieter in Neufchateau sei, und daß die Jacquerie dieser Stadt seinen Vater umgebracht habe. Der günstige Augenblick, die langverhaltene Rache an der Stadt auszulassen, schien ihm 1410 gekommen, als in der allgemeinen Verwirrung der Dinge in Frankreich Herzog Philipp von Burgund den Hauptanteil der Regierung an sich gerissen hatte und eine Zeitlang der allmächtige Mann in Paris war. Ende Februar 1410 kam Karl mit einem kriegerischen Gefolge von 500 Reitern aus Rethel, wohin er zwei Damen begleitet hatte, nach Neufchateau, um dort, wie er angab, zu übernachten und am andern Morgen wieder fortzuziehen. Er hatte die Bürger über sein Kommen vollständig beruhigt und mehrere angesehene Männer, die aus Furcht vor ihm die Stadt verlassen hatten, um sich in der Champagne in Sicherheit zu bringen, sogar zur Rückkehr vermocht. Am folgenden Morgen schien der Herzog sich zum friedlichen Abzuge zu

rüſten; ſeine Bewaffneten hatten ſich, ohne Argwohn zu erregen, auf einem öffentlichen Platze der Stadt verſammelt, als ſie plötzlich ſich in verſchiedene Straßen ergoſſen, die Stadtthore ſchloſſen und einige dreißig Bürger als Gefangene aus den Häuſern ſchleppten. Die königlichen Wappen Frankreichs wurden abgeriſſen, an die Schweife der Pferde gebunden und durch die Gaſſen geſchleift. Die Kriegsleute lagerten ſich hierauf in die Häuſer ein, nahmen Möbel, goldene und ſilberne Gefäße, Betten, Leinen, Tafelgeſchirr, kurz alles, was ſie forttragen konnten, und brachten es auf die Citadelle, die Karl aufs neue mit Gräben, Zugbrücken und Ausfallsthoren verſehen ließ. Von den Bürgern bedrohte er jeden mit dem elendeſten Tode, der es wagen würde, bei dem Könige von Frankreich eine Klage anzubringen, und als abſchreckendes Beiſpiel ließ er den gefangenen Wilhelm Hüel, der ſich kurz zuvor unter franzöſiſchen Schutz geſtellt hatte, in der Maas ertränken. Auf die Kunde von dieſen Vorgängen in Neufchateau forderte der Bailli von Chaumont im Namen des Königs den Herzog auf, von ſeinen Gewaltthätigkeiten abzulaſſen und alles wieder in den alten Zuſtand zu ſetzen. Karl aber geſtattete den Boten, die ihm dieſen Befehl zuſtellen ſollten, nicht einmal den Eintritt in die Stadt und ſetzte ſeine Gewaltmaßregeln fort, indem er vierzehn angeſehene Bürger in eine Burg Deutſch-Lothringens bringen ließ. Die übrigen Einwohner zwang er durch Drohungen dazu, alle ſeine Willkürlichkeiten gutzuheißen und auf jede Einſprache feierlichen Verzicht zu thun. Der König ließ deshalb den Herzog vor das Parlament laden und mit Entziehung der franzöſiſchen Lehen bedrohen. Als Karl auf eine dreimalige Vorladung nicht erſchien, verurteilte das Parlament im Auguſt 1412 ihn und eine Anzahl ſeiner Leute, den Bürgern von Neufchateau alles Geraubte bis zum Betrage von 50000 Livres Tournois zurückzuerſtatten und 20000 Livres als Entſchädigung zu zahlen. Außerdem ſollten Karl und zwei ſeiner Leute der Familie des ertränkten Hüel

dadurch genugthun, daß sie der Witwe und den Kindern des Ermordeten eine hohe, jährliche Rente bezahlten, ein Standbild des Ermordeten öffentlich aufstellten und außerdem über dessen Grab in der Kirche eine Kapelle errichteten. Der Herzog insbesondere wurde zu hohen Geldbußen verurteilt und wegen Lehnsfrevels aller französischen Lehen für verlustig erklärt; die Bewohner Neufchateaus wurden von der Gerichtsbarkeit und dem Gehorsame gegen die lothringischen Herzöge entbunden. Zum Schlusse wurde der Herzog und seine Mitangeklagten für immer aus dem Königreiche verbannt. Die Ausführung dieser Beschlüsse ward dem Herzoge Eduard von Bar und dem ersten Parlamentspräsidenten übertragen.

Herzog Karl ließ sich durch den Spruch des Parlamentes keineswegs einschüchtern, denn König Karl VI. war geisteskrank, Frankreich mit inneren Wirren angefüllt, und der Krieg mit England drohte von neuem auszubrechen. Er setzte daher dem Parlamentsbeschlusse offenen Trotz entgegen, und vertrauend auf den Schutz des allmächtigen Burgunders, der ihn mit einem Geleitsbriefe versah, beschloß er sogar, nach Paris zu gehen und sich dort dem Könige zu zeigen. Aber seine Kühnheit begegnete einer ebenso großen Entschlossenheit des Parlamentes. Als der Herzog sich am Morgen nach seiner Ankunft in Paris dem Könige beim Ausgange aus der Messe vorstellte, hatten sich auch die Advokaten des Parlamentes und der königliche Prokurator eingefunden, faßten ohne Scheu den Herzog am Ärmel und wußten mit solchem Nachdrucke auf die Vollstreckung des Urteils zu dringen, daß dem Herzoge nur übrig blieb, sich an die Gnade des Königs zu wenden und für die Zukunft Gehorsam zu geloben. Karl VI. gewährte dem Herzoge Verzeihung, hob die Verbannung und die ausgesprochene Einziehung der Lehen auf und verpflichtete den Prokurator über das Vorgefallene zu ewigem Stillschweigen. Karl aber verließ tief ergrimmt über

die erlittene Demütigung Paris und schloß sich in neuem Hasse gegen den König noch enger an die Partei des Herzogs von Burgund an.

Im Jahre 1415, zu einer Zeit, da Frankreich durch innere Entzweiung aufs ärgste zerrüttet war, begann aufs neue der englische Krieg. Im August landete Heinrich V. von England mit 6000 Schwergerüsteten und 24 000 Bogenschützen an den Küsten der Normandie, „um mit den Waffen in der Hand sich wieder in das Erbe seiner Väter zu setzen", und begann die Belagerung des befestigten Harfleur, während die Franzosen noch keine Kriegsanstalten gemacht hatten. Eine große Anzahl lothringischer Herrn und Edelleute eilte wiederum unter die Fahnen Frankreichs, Herzog Karl aber — er hatte im November des vorhergehenden Jahres der Krönung des Königs Sigismund in Aachen beigewohnt — erklärte, daß er zu dem bevorstehenden Kriege keine Truppen stellen und sich nicht in das königliche Lager begeben werde. Er folgte darin dem Beispiele Johanns des Unerschrockenen, der nicht einmal seinem Sohne Philipp gestattete, dem königlichen Heere zuzuziehen. In der Nähe des alten Schlachtfeldes von Crecy bei der Burg Azincourt erkauften die englischen Bogenschützen am 20. Oktober 1415 mit geringen Verlusten wiederum den glänzendsten Sieg über das gepanzerte französische Ritterheer. Mehr als achttausend Edelleute und Ritter fielen in der Schlacht; es gab keine angesehene Familie Frankreichs, die nicht einen Toten zu beklagen gehabt hätte; auch der Herzog Eduard III. von Bar, dessen Bruder und Brudersohn sowie der Graf Friedrich von Vaudémont, Herzog Karls einziger Bruder, der Herr von Blankenberg und viele Mitglieder der lothringischen Ritterschaft waren unter den Leichen derer, die für Frankreich gestritten hatten. Herzog Karl aber war gleich dem Burgunder an der Spitze seines Kriegsvolkes

ein unthätiger, schadenfroher Zuschauer der furchtbaren Niederlage geblieben. Man mag in der französischen Geschichte nachlesen, wie infolge dieser Niederlage die Intriguen und Wirren am Hofe ärger wurden als zuvor, und wie der tödliche Haß, der die Königin Isabeau von ihrem jüngsten Sohne, dem Dauphin Karl und der orleanistischen Partei trennte, das Reich seiner Auflösung nahe brachte. Die Partei des ermordeten Orleans und des Dauphin fand endlich an dem Grafen Bernhard von Armagnac den entschlossenen Führer, der ihr bisher gefehlt hatte. Seine Erhebung zum Connetable von Frankreich, während der König geisteskrank und der vierzehnjährige Dauphin zur Herrschaft noch unreif war, brachte die ganze Regierungsgewalt in seine Hand. Er verbannte die Königin nach Tours, raubte ihr alle Schätze, die sie Klöstern und Edelleuten anvertraut hatte, und übte die ärgsten Gewaltthaten, alles im Namen des blödsinnigen Königs und mit Zustimmung des minderjährigen Dauphin. Dies gab dem Herzoge von Burgund und dem Herzoge Karl, der mit Isabeau durch Familienbeziehungen verbunden war, — Isabeaus Vater, Herzog Stefan von Baiern-Ingolstadt, hatte in zweiter Ehe Karls Schwester geheiratet — den willkommenen Vorwand, als Ritter der mißhandelten Königin und als Schützer des bedrückten Volkes aufzutreten. In zahlreichen Manifesten forderte der Herzog von Burgund die Stadt Paris zum Abfalle von dem Dauphin und den Armagnacs auf, während diese den Herzog und seine Anhänger als Feinde des Königreiches erklärten und alle Unterthanen aufforderten, sie als Hochverräter zu verfolgen und auszutilgen. Unterdes gelang es dem Herzoge von Burgund, durch einen kühnen Handstreich die Königin aus ihrer Haft zu befreien und nach Troyes zu bringen. Hier errichtete die Königin, der bei der Unfähigkeit des Königs und der Minderjährigkeit ihres Sohnes ein Anteil an der Regierung zukam, im Dezember 1417 eine Gegenregentschaft und ein eigenes Parlament und ernannte den

Herzog von Lothringen zum Connetable des Königreiches. Auf dieſe Weiſe war Frankreich in zwei Lager geteilt, von denen jedes ſeinen Regenten, ſein Parlament, ſeine Kriegsbanden und ſeinen Connetable hatte. An der Spitze zahlreiches Kriegsvolkes unternahm Herzog Karl als Connetable von Frankreich, begleitet von der Königin und dem Herzoge von Burgund, im Juli 1418 den bekannten Rachezug gegen Paris, wo der Dauphin und die Armagnacs ſich von Tag zu Tag bei dem Volke verhaßter gemacht hatten. Verrat öffnete ihm die Thore der Hauptſtadt, und die Bürger, welche den Grafen Armagnac und ſeine Partei verwünſchten, ſchloſſen ſich unter Hochrufen dem Einziehenden an. Die Sieger überließen ſich einer wilden Rache an allen ihren Gegnern. In allen Straßen wurden die Anhänger Armagnacs gemordet, ihre Häuſer geplündert. Die Gefängniſſe wurden geſtürmt, und der niedere Pöbel und gedungene Verbrecher, von Kriegsknechten unterſtützt und von den erſten Edelleuten des Reiches ermuntert, verübten alle die entſetzlichen Greuel, in denen ſich 1792—94 die Wut wilder Pöbelhaufen erſchöpfte. Dreitauſend Menſchen, unter ihnen Armagnac ſelbſt, eine große Anzahl vornehmſter Frauen und Männer wurden erſchlagen, ertränkt oder verbrannt. Nach dieſen Greueln hielt die Königin mit dem Herzoge von Burgund ihren Einzug in die Stadt, beide nahmen die Regierung an ſich und gebrauchten den geiſtesgeſtörten König wie ihn zuvor die Armagnacs gebraucht hatten. Der Unzurechnungsfähige mußte alle Maßregeln Burgunds und der Königin gutheißen und den Herzog von Lothringen in der Würde eines Connetable von Frankreich beſtätigen.

Die Einnahme Rouens durch die ſiegreichen Engländer brachte die Ratgeber des Dauphins im Anfange des folgenden Jahres dahin, den Frieden mit der Königin und dem Herzoge von Burgund zu ſuchen; und wirklich gelang es im Juli, den Herzog zu einer Zuſammenkunft mit dem Dauphin zu bewegen. Es kam dabei zu einer Ausſöhnung und zu einem Vertrage,

den beide auf das Cruzifix mit heiligsten Eiden beschworen, und demzufolge in Zukunft der Dauphin und der Herzog gemeinsam die Geschäfte des Reiches im Namen des Königs führen sollten. Dieser Friede und der Abfall Burgunds, seines bisherigen Verbündeten, machte Heinrich V. von England besorgt, Frankreichs vereinigte Kräfte möchten sich jetzt gegen ihn wenden. Deshalb suchte er, um Frankreich von zwei Seiten beschäftigen zu können, ein enges Bündnis mit dem Herzoge von Lothringen und warb zu diesem Zwecke für seinen Bruder, den Herzog von Bedford, um die Hand von Karls ältester Tochter Isabella. Aber Karl hatte über die Zukunft seiner Tochter schon anders bestimmt, und die blutige That auf der Yonnebrücke zu Montereau, wo Johann der Unerschrockene am 10. September, nur zwei Monate nachdem der Dauphin mit heiligsten Eiden ihm Frieden und Freundschaft geschworen, den verräterischen Streichen der hochadligen Meuchelmörder in der Umgebung des Dauphin erlag, änderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge, aus der die englische Brautwerbung hervorgegangen war. Der Sohn und Nachfolger des meuchlings Erschlagenen, Philipp der Gute, trat rachedurstig sofort als Haupt aller Unzufriedenen gegen den Dauphin auf und trieb die Königin Isabeau dazu, ein unnatürliches Bündnis mit dem Könige von England gegen ihren eigenen Sohn einzugehen.

Im Mai 1420 kam zwischen Heinrich V., dem Herzoge von Burgund und der Königin Isabeau der Vertrag von Troyes zustande, der den Dauphin von der Nachfolge in Frankreich ausschloß und Heinrich V. als Erben der französischen Krone einsetzte. Herzog Karl, der sich gleich nach dem oben erwähnten Friedensschlusse zwischen dem Herzoge von Burgund und dem Dauphin in seine Staaten zurückbegeben hatte, hielt sich den neuen Wirren in Frankreich fern; ihn beschäftigten in dieser Zeit Händel im eigenen Lande und mehr als alles die Sorge, wie er seiner ältesten Tochter

Isabella die Nachfolge in der herzoglichen Würde sichern könne.

Im Jahre 1429 erschien vor dem Herzoge zu Nancy, von dem Ritter Baudricourt begleitet, das berühmte Mädchen von Orleans, Johanna d'Arc, geboren auf lothringischer Erde zu Dom Remy im Bistume Tull. Es war auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach St. Nikolas-de-Port, die Johanna unternommen hatte, bevor Baudricourt sie zu dem Könige nach Chinon führte. Herzog Karl, der damals schon erkrankt war, hatte von ihrem wunderbaren Wesen gehört und wünschte sie zu sehen in der Hoffnung, sie werde ihm die volle Gesundheit zurückgeben. Johanna erklärte, daß sie nichts für seine Genesung zu thun vermöge, tadelte aber mit Freimut sein anstößiges Verhältnis zu der oben genannten Alice du May und forderte ihn auf, dem Könige von Frankreich gegen die Engländer beizustehen. Karl hörte ihre freimütigen Reden ohne Mißfallen an; er beschenkte das siebzehnjährige, wunderbare, von seiner göttlichen Sendung überzeugte, mutige und geistesgegenwärtige Mädchen mit einem Streitroß, mit Harnisch und Waffen und entließ es mit seinem Begleiter gegen Chinon, wo Karl VII. unbekümmert um das Schicksal des bedrängten Orleans mit seiner Geliebten und seinen Günstlingen ein sorglos heiteres Leben führte.*)

*) Der Herr von Baudricourt sprach: Meine Tochter, ich will dich nach Nancy zum Herzoge Karl geleiten, der dein Herr ist, und du wirst Urlaub bei ihm nehmen, wegzugehen. Das Mädchen war darüber sehr erfreut. Als Baudricourt mit dem Mädchen nach Nancy kam, stellte er es dem Herzoge vor und sagte, es wolle zu dem Könige Karl, um ihn wieder zum Könige Frankreichs zu machen, und die Engländer verjagen. Der Herzog fragte, ob das sein Wille sei. Das Mädchen antwortete: „Ja, mein Herr, der Augenblick wird mir zu lang, bis ich dort bin." Wie? sagte der Herzog, du trugst noch nie Waffen und bestiegst auch noch nie ein Pferd! Das Mädchen antwortete: „Wenn ich einen Harnisch hätte, der mir paßte, ich würde ihn leicht tragen, und man gebe mir ein Pferd, ich werde mich hinaufsetzen und man

wird ſehen, ob ich es zu führen vermag. Der Herzog befahl, Johanna einen Harniſch und ein Pferd zu bringen. Man zog ihr die Rüſtung an. Sie bewegte ſich mit Leichtigkeit. Man führte ihr eines der beſten Pferde vor, geſattelt und gezäumt. Ohne den Fuß in den Bügel zu ſetzen, ſchwang ſie ſich hinauf. Man reichte ihr eine Lanze. Sie ritt auf den Schloßplatz und ſprengte über ihn hin. Nie ritt ein reiſiger Mann beſſer. Der ganze Adel war darüber erſtaunt. Man berichtete dies dem Herzoge, und er erkannte, daß ſie eine reine und ſtarke Jungfrau ſei (il bien cognut qu'elle avait vertu). Der Herzog ſprach zu dem Herrn Robert (Baudricourt), jetzt führen Sie ſie hin, Gott wolle ihre Wünſche erfüllen. Baudricourt geleitete ſie darauf ohne Verzug nach Bourges." Chronique de Lorraine.

Achter Abschnitt.

Innere Organisation des Herzogtums. Versuche der Herzöge zur Begründung einer unbeschränkten Territorialgewalt. Der Bailli, der Prevot, der Meier. Der herzogliche Hof. Aufsteigende Fürstengewalt seit Mathäus II. Herzog Theobald II. und der Adel. Die Ritterschaft gewinnt die verlorenen Vorrechte zurück.

Ungefähr zu derselben Zeit, da die gefährliche Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten des Nachbarlandes Lothringen begann, hatten dessen Herzöge den Versuch gemacht, die Fesseln des Lehnstaates nach dem Beispiele der französischen Könige zu brechen und sich von dem politischen Übergewichte des Adels zu befreien. Die Nachfolger Gerhards im 11. und 12. Jahrhundert hatten ihre Herrschaft nur in den Formen des Feudalismus bald als Lehnsherrn über zahlreiche Vasallen, die sie dank ihrem großen Hausgute zu unterhalten vermochten, bald als Inhaber von Hoheitsrechten, bald als Schirmvögte über die Güter und Unterthanen der Kirche geltend machen können.*) Sie nannten sich Dux gratia,

*) Die kirchlichen Vogteien wurden mehr wegen ihrer Einkünfte als wegen der Ehre, die sie verliehen, gesucht. Ihren Inhabern fiel, abgesehen von einem Stück der kirchlichen Domäne, mit dem sie belehnt wurden, ein Drittel der Bußen und des Grundzinses in Geld oder Naturalien zu. Die Vogtei, ein halb öffentliches, halb persönliches Amt, war ursprünglich nur auf Lebenszeit verliehen, wurde aber im 12. Jahrhundert durch Übereinkunft oder Usurpation erblich; sie wird ein ewiges Lehen, das sich nach den Lehnsgesetzen überträgt wie andere Lehen. Schon oben

misericordia vel providentia Dei, waren aber bei allen wichtigen Entſcheidungen, die das öffentliche Weſen betrafen, an die Zuſtimmung des in ſich feſt abgeſchloſſenen Adels der alten Ritterſchaft (gentilhommes de nom et d'armes) gebunden*), deren Mitglieder ſich als Gleiche (pairs) des Herzogs betrachteten, das Recht der freien Vereinigung hatten, und deren unabhängige Jurisdiktion (S. o. 90) in der Geſchichte Deutſchlands und Frankreichs ohne Vergleich daſteht. Wie es in der karolingiſchen Zeit üblich war, ſo heißt es in den herzoglichen Erlaſſen ausdrücklich, ſie ſeien beſchloſſen und veröffentlicht nach der Meinung und dem Rate der Vornehmen.**) Als Verwaltungs-

(S. 104 Anm.) iſt darauf hingewieſen worden, wie die Vögte die ihnen anvertrauten Rechte für ſich ausnutzten; ihr Streben ging im allgemeinen dahin, die Vogtei in eine perſönliche Herrſchaft umzugeſtalten; ſie entriſſen ihren Schützlingen einen Teil ihrer Beſitzungen (ſo entreißt der Herzog von Lothringen dem Kloſter St. Denis Domänen im Leberthal, der Abtei St. Peter in Metz die Güter Neuville, der Graf von Bar entreißt dem Biſchofe von Verdun das ganze Clermontois, der Graf von Salm der Abtei von Senones eine Menge Güter und 80000 Morgen Wald u. a. m.) und zwangen die Zinsleute der Kirche, die ſie ſchützen ſollten, zu Zinſen und Frohnden bei dem Bau und der Unterhaltung ihrer Burgen. Die Klagen der klöſterlichen Chroniſten zeigen, wie ſchwer die Gewaltthätigkeiten der Vögte, die trotz kaiſerlichen und päpſtlichen Abmahnungen und Vorſchriften in Lothringen fortdauerten, auf den Klöſtern ſelbſt wie auf deren Unterthanen laſteten; manche Abteien boten ihren Schirmvögten deshalb Lehen an unter der Bedingung, daß ſie auf ihre „üblen Gewohnheiten und Erpreſſungen" verzichteten. Die Vogtei war nach dem Ausdrucke Kaiſer Friedrichs ein regimen insolitum, odiosum, abominabile geworden. In Frankreich kam ſie durch die energiſche Unterſtützung, die das Königtum den päpſtlichen Vorſchriften leiſtete, im 15. Jahrhundert in Wegfall, in Lothringen dauerte ſie, wenn auch in veränderter Form, fort bis zur Revolution.

*) Nur fremde Edelleute, die mit Töchtern der lothringiſchen Ritterſchaft verheiratet waren, und deren Nachkommen konnten in die Körperſchaft unter dem Titel von pairs fieffés aufgenommen werden.

**) Requisito et habito consilio multorum nobilium et prudentium coram baronibus et cum tota curia.

organe hatten die Herzöge Kastellane oder Burggrafen und diesen untergeordnete Meier (villici, majores), d. h. erbliche Vasallen, die nur durch das schwache Band der Huldigung und des Treueides mit ihnen verbunden waren.*) Seit Mathäus II. suchen indes die Herzöge nach dem Beispiele der Könige Frankreichs den Grundsatz durchzuführen, daß ihr Recht über alle Privilegien erhaben sei; sie gehen vor allem darauf aus, die letzte Entscheidung in Rechtsangelegenheiten ihrer Jurisdiktion vorzubehalten.

Erste Bedingung zur Begründung einer Fürstenherrschaft ist ausgedehnter Hausbesitz. Oben (S. 115) ist darauf hingewiesen worden, wie die Herzöge es mit allen Mitteln verstanden, ihr überkommenes großes Hausgut nach allen Seiten zu erweitern; daneben wußten sie die Selbständigkeit mächtiger Vasallen zu brechen, indem sie diese zu Vasallen im engeren Sinne (zu hommes liges) machten. Die Emanzipation der ländlichen Bevölkerungsklassen und die Bildung bürgerlicher Gemeinden (villes neuves) mit mannigfach abgestuften**)

*) Die herzoglichen Domänen waren in Bezirke eingeteilt, deren Mittelpunkte ursprünglich Burgen waren, um die sich später städtische Gemeinden bildeten. Die Burgen dienten als Mittelpunkte für die Einnahmen der Domänen wie für die herzogliche Jurisdiktion und als Aufenthalt der ritterlichen Besatzung. An ihrer Spitze standen Kastellane oder Burggrafen, ursprünglich meist Ministeriale, die als Befehlshaber der Ritterbesatzungen anfangs nur militärische Befugnisse hatten, später aber auch in den Bezirken die Aufsicht über die herzoglichen Einkünfte und die Gerichtsbarkeit ausüben, weshalb sie auch vicecomites genannt werden. Lothringen wurde daher in Burgbannbezirke oder Kastellaneien eingeteilt, mit denen später die Prévôtés in den meisten Fällen gleichbedeutend sind. Vielleicht stellen sie noch die alten Hundertschaften oder die verkleinerten pagi der karolingischen Zeit dar, so daß der alte Gerichtsbezirk auch als Domanialbezirk der wirtschaftlichen Verwaltung der herrschaftlichen Güter diente.

**) Das Wesentliche bei der Emanzipation der unfreien Bevölkerung war, daß an Stelle der Willkür das Recht, an Stelle der ungewissen die bestimmte Leistung trat, und daß die Bewohner der neuen Gemeinden,

Freiheiten und Rechten infolge der Einführung des Rechtes von Beaumont erwies sich diesem Streben der Herzöge nach Begründung und Ausdehnung einer landesherrlichen Macht auf Kosten der feudalen Gewalt äußerst förderlich. Sie gestattete ihnen, sich von den mächtigen Vasallen mehr und mehr frei zu machen; denn die Bürger und Bauern zogen die unmittelbare Herrschaft des Herzogs der der Feudalherrn vor, da diese sich ihnen um so fühlbarer und lästiger machte, je näher sie war; und wie die Bauern sich von den Herrengütern gern fort in die neu entstandenen Gemeinden begaben, so liebten sie es auch, aus der Gerichtsbarkeit der Burggrafen unter die der fürstlichen Beamten zu kommen.

Die Entstehung freier Gemeinden leitete auch zur Einführung neuer Formen der Verwaltung hin. Statt die Herrschaft und Gerichtsbarkeit über Bürger und freie Bauern durch Belehnung an Vasallen zu übertragen, suchen die Herzöge sie in die eigene Hand zu nehmen; sie übertragen sie an abhängige Beamte, deren Amt nicht erblich ist, und die infolgedessen in ihnen stets ihren Herrn sehen mußten. Bezeichnend für das Aufsteigen der Fürstengewalt ist vor allem das aufkommende Amt des Bailli. Der Name Bailli wird um die Mitte des 12. Jahrhunderts in verschiedenen Provinzen Frankreichs, in Burgund und in den Niederlanden gefunden. Er ist dort ein absetzbarer Beamter, der aus dem herrschenden Feudalwesen herausgewachsen ist und sich ihm nur schwer

ohne der Wohlthaten der alten Familie, der Zugehörigkeit zum Herrengut, verlustig zu gehen, ihre eigene Verwaltung erhielten, indem sie durch freie Wahl aus ihrer Mitte die Beamten nahmen, welche Verwaltung und Gericht versahen. Im übrigen herrschten in den einzelnen Gemeinden die mannigfachsten Verschiedenheiten in Bezug auf die verliehenen Freiheiten und Rechte. Selbst Städte und Dörfer, die von einem und demselben Herrn abhingen, boten in ihren Rechten und Freiheiten große Verschiedenheit, so die zum Bistume Metz gehörigen Gemeinden Epinal, Saarburg und Marsal.

einordnen läßt: ein Bevollmächtigter und ein Werkzeug des Fürsten. In Lothringen wird der Name des Bailli (baillivus ducis, ballif de Loregne) zuerst unter Mathäus II. genannt; er erscheint hier als Vertreter des Herzogs im ganzen Umfange von dessen Gebiet*) und gehört den vornehmsten Geschlechtern an. Später im 14. Jahrhundert ist Lothringen in drei Baillages oder herzogliche Amtsbezirke eingeteilt: in den von Nancy mit dem Amtssitze Nancy, den von den Vogesen mit dem Amtssitze Mirecourt und den von Deutschlothringen mit dem Sitze Wallerfangen.**) Als erster Beamter und Stellvertreter des Herzogs hat der Bailli in seinem Bezirke die Leitung und Oberaufsicht im ganzen Gebiete der Verwaltung, des Kriegswesens und der Finanzen. Er hält die Vasallen strenge zur Leistung ihrer dem Herzoge schuldigen Dienste an, die zur Zeit des Krieges unter keinem Vorwande weder des Alters noch der Gesundheit unterlassen werden dürfen; er beruft den Bann und Arrierebann und bietet die Dorfbewohner, freie wie unfreie Leute, auf, die im Falle eines feindlichen Einbruches zur Dienstleistung bei der Landwehr (ost commun) verpflichtet sind. Er überwacht ferner die Erhebung und den Eingang der Bodenzinsen und der sonstigen herzoglichen Einkünfte, führt an Stelle des Herzogs den Ehrenvorsitz in dem Assisenhofe der alten Ritterschaft und kann den Schöffengerichten Verweise erteilen. Seine Polizeigewalt erstreckt sich endlich über das herzogliche Gebiet hinaus auch auf die anderen, geistlichen wie weltlichen Herrschaften. Zu seiner Verfügung hat er neben sich Sachwalter (Prokuratoren), Einnehmer, vereidigte Kanzlisten (clercs jurés) und Büttel (sergents), die eine Art Polizeimannschaft bilden. Im Wesentlichen ist das Amt des

*) Auch in der Champagne gab es bis zum Jahre 1222 nur einen Bailli für die ganze Grafschaft.

**) Die Grafschaft Vaudémont war seit 1282 eingeteilt in zwei Baillages: Vaudémont und Chatel; die Grafschaft Bar ebenfalls in die zwei Baillages: Bar und St. Mihiel.

Bailli dazu bestimmt, das Ansehen und die Gewalt des Herzogs zunächst in dessen Domänen zu wahren und gegenwärtig zu halten, und darüber hinaus es unablässig auszudehnen auf Kosten der Feudalgewalt und der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Ohne Zweifel war es die wachsende und übergreifende Amtsgewalt des Bailli, die in der Zeit Herzog Theobalds II. und Friedrichs III. zu der steigenden Unzufriedenheit und zu dem Ausbruche der offenen Empörung des Adels den eigentlichen Anlaß gab.

Dem Bailli untergeordnet war der Prevot (praepositus) oder Markvogt, dessen Name schon im 10. und 11. Jahrhundert genannt wird, und unter diesem der Meier. Ursprünglich wohl ein Untergebener des Grafen und ein Wirtschaftsbeamter, dem die Einnahme aus den Domänen oblag, erweitert der Prevot rasch den Umfang seiner Befugnisse und wird wie der Bailli ein ausgesuchtes Werkzeug der sich ausdehnenden Fürstengewalt, während der Burggraf, an dessen Stelle er tritt, meist ein mit Lehen reich ausgestatteter Vasall wird, der zur Verwaltung in keiner Beziehung mehr steht. Der Prevot vereinigt wie der Bailli militärische, richterliche und administrative Rechte, nur mit geringerem Ansehen und in kleinerem Amtskreise wie dieser; er übt in seinem Bezirke die Polizeigewalt, läßt die Verfügungen des Herzogs öffentlich ausrufen, setzt die Märkte an und verkauft die Kirmes oder den Tanz. Mit den ihm untergeordneten Meiern und deren Schöffen hält er in jedem Jahre die allgemeinen Gerichtstage (plaids généraux) ab. Durchweg wird der Prevot dem niederen Adel entnommen; er ist in den meisten Fällen dem von ihm verwalteten Amtsbezirke seiner Herkunft nach fremd und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem erblichen Burggrafen. Seine völlige Abhängigkeit von dem Herzoge verbürgt diesem seine Treue und seinen Gehorsam, und als politischer Sachwalter des Herzogs ist er mit aller Kraft bemüht, dessen fürstliche Gewalt zu mehren und über die weltlichen wie geistlichen Herrschaften auszudehnen.

In dem Streite der Herzöge mit dem Kapitel von St. Dié und der Abtei von Remiremont dienten ihnen die Prevots als gefügigste und gewaltthätige Werkzeuge. Dank einer Gesetzgebung, welche die Amtsbefugnisse wenig scharf begrenzte, waren die Prevots zum Mißbrauche der Gewalt, zu Übergriffen und Erpressungen aller Art, durch die sie sich für den Kaufpreis ihres Amtes entschädigten, nur allzusehr versucht. Die Chronisten sind daher voll von Klagen über Gewaltthätigkeiten und Rechtsverletzungen seitens der Prevots, und die Herzöge sahen sich mitunter gezwungen, der Willkür und dem Übereifer dieser Beamten durch strenge Strafen zu steuern. Von dem Herzoge Mathäus wird berichtet, daß er befohlen habe, einen schuldigen Prevot auszupeitschen und zu verbannen und daß er in dem Gerichtssaale zur Beachtung solcher, die dem Bestraften nachahmen möchten, eine Peitsche nebst Ruten malen ließ. — Die Zahl wie der Umfang der einzelnen Markvogteien hat vielfache Wechsel erfahren, sie waren bald größer, bald kleiner; einige umfaßten fünfzehn oder zwanzig, andere vierzig und mehr Dorfschaften.*) In den größeren war dem Prevot wegen der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben ein Teil der Geschäfte abgenommen und auf besondere Beamte übertragen; es gab da noch einen Kastellan oder Burggrafen für den militärischen Schutz, einen Einnehmer für die Erhebung der Bodenrente; und da die Waldungen als die reichste Quelle des herzoglichen Einkommens galten, waren behufs ihrer Erhaltung und Ausbeutung seit dem 11. Jahrhundert über die einzelnen Waldbezirke Forstmeister (custodes nemoris, gruyers) gesetzt, die neben der Verwaltung zugleich die Forstpolizei und ein Strafrecht für alle Arten von Waldfrevel übten. Im allgemeinen fiel das Amt des Gruyer mit dem des Prevot zusammen, so daß es ebenso viele Waldbezirke wie Markvogteien

*) Der Ausdruck sénéchaussée, der in Bassigny üblich war, bezeichnet im wesentlichen dasselbe wie Prévôté.

gab. Unabhängig von dem Prevot waren die Beamten, welche das herzogliche Monopol für die Herstellung und den Verkauf des Salzes verwalteten, wie die Beamten der Bergwerke in dem Thale von St. Dié und im Leberthal, in St. Croix und Markirch.

Der Untergebene des Prevot ist der Meier, ein feudaler Beamter, der von dem Grundherrn, auf den herzoglichen Domänen von dem Herzoge eingesetzt, später nach Einführung des Rechtes von Beaumont jährlich von den Dorfbewohnern gewählt wird und dem Grundherrn den Eid auf den Altar leistet. Bei seiner Wahl hat er dem Herrn eine bestimmte Summe zu entrichten, dagegen ist er von Frohnden und Lasten frei, hat Teil am Gemeindelande wie an Wasser und Wald. Er vertritt der Gemeinde gegenüber den Grundherrn, verteilt die Hufe an die Zinsleute, erhebt für den Herrn den Bodenzins, setzt die Frohnden an und übt im Dorfe die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit, wobei er durch Schöffen (jurati, prud'hommes), die anfangs von den Herrn aus der Mitte der Bewohner ernannt, später wie der Meier von der Gemeinde gewählt werden, unterstützt wird.*) Der Meier ist im Dorfe der primus inter pares; anders als der Prevot benutzt er sein Ansehen mehr zu Gunsten der Dorfbewohner als gegen sie. In jedem Jahre hält er unter dem Vorsitze des herzoglichen Prevots die Gemeindeversammlung (plaid banal) ab, in der alle Bewohner des Dorfes zu erscheinen haben. Hier werden die Taille, der Bodenzins, die Frohnden und die sonstigen Gerechtsame des Grundherrn sowie neue Verordnungen des Herzogs bekannt gemacht, die Strafen für Polizeivergehen, Forstfrevel u. s. w. festgesetzt, die

*) Die Rechtsprechung durch Standesgenossen, ein altgermanischer Grundsatz, erhielt sich in Lothringen das ganze Mittelalter; sie fand statt in den Assisen, in den Prevotal- und Dorfgerichten. Der herzogliche Beamte, der den Vorsitz führte, hatte nur die Verhandlung zu leiten, das Urteil zu verkünden und auszuführen. Urteilsfinder oder Richter waren nur Standesgenossen des Angeklagten.

herrschaftlichen Gebühren und die Geldstrafen erhoben und die Gemeindebeamten: der Meier, die Schöffen, der Gemeindeschreiber, der Büttel, der Bannwart, der Förster, der Wegemeister, der Dorfhirt für das Jahr ernannt oder durch die Gemeinde frei gewählt.

Lange Zeit hatten die Herzöge keinen festen Aufenthalt; sie zogen mit ihrem Hofe von einer Burg zur anderen, um an Ort und Stelle die Einkünfte ihrer Domänen zu verzehren. Seit Gerhard von Elsaß war die Residenz wechselnd bald in Amance, in Neufchateau und Chatenois, bis Herzog Mathäus I. die Burg Nancy zum dauernden Aufenthalte wählte. Sie bildete von da an den Mittelpunkt für die gesamte domaniale Verwaltung und für die Organisation des Herzogtums. Um die Person des Herzogs bewegte sich der aus Vasallen und Ministerialen wie in der karolingischen Zeit zusammengesetzte Hof. Neben der übrigen Zahl der Clercs, der Kapläne und Notare finden sich die vier ersten Vasallen der Feudalzeit: der Seneschall, der Marschall, der Bannerträger und der Kämmerer, die auch an den bischöflichen Höfen in Metz, Tull und Verdun gefunden werden. Zu ihnen kommen im 13. und 14. Jahrhundert zwei neue Ämter: der Generalprokurator als oberster Sachwalter des Herzogs und der Generaleinnehmer zur Kontrole der Finanzen. Als vorzüglichstes Organ der fürstlichen Gewalt tritt endlich der herzogliche Rat (conseil ducal) hervor, der sich aus angesehenen und geschäftskundigen Personen, zu denen der Bailli von Nancy, der Generalprokurator, der Generaleinnehmer zählen, zusammensetzt und alle wichtigen Angelegenheiten des herzoglichen Hauses wie der gesamten Verwaltung berät. Unter dem Vorsitze des Herzogs übt er aber auch richterliche Befugnisse aus, indem er als ein erster Schöffenhof Urteile fällt, die sich lange Zeit indes nur auf Verbrechen der Edelleute, auf Mißbrauch der Gewalt und auf Rechtsverweigerung beziehen. Zahlreich sind die Versuche der Herzöge, die richterlichen

Befugnisse ihres Rates auszudehnen und die Jurisdiktion der alten Ritterschaft in den Assisen durch ihn zu entwurzeln.*)

Mit ungewöhnlicher Kraft entwickelt sich die Fürstengewalt der Herzöge unter den Nachfolgern Mathäus' II. und weckt dadurch die seit Herzog Dietrich schlummernde Eifersucht des Adels. Gleich den französischen Königen fanden die Herzöge in der Befreiung der hörigen Leute und in der Bildung freier Gemeinden das Mittel, die landesherrliche Gewalt auf Kosten der Feudalherrn zu stärken. Die Einführung des Rechtes von Beaumont schwächt das Domanialrecht und die Hörigkeit; das bisherige Verhältnis der hörigen Leute wird aus einem privatrechtlichen in ein öffentliches umgewandelt; und nicht nur in den Ringmauern der Städte, sondern auch auf dem platten Lande werden freie Gemeinden gefunden. Herzog Friedrich II. dehnt die Maßregel auf den größten Teil seiner Domänen aus und reizt durch die wirtschaftliche und soziale Umwälzung, die dadurch eingeleitet wurde, die Unzufriedenheit des Adels, der den Herzog für längere Zeit in dem Turme von Maxeville verschwinden läßt (s. o. S. 96). Die Edelleute verklagten die Politik des Herzogs als den Umsturz alles Rechtes und aller Ordnung; sie redeten nur, so berichtet Gilbert von Nogent, „von diesen fluchwürdigen Gemeinden, in denen die Leibeigenen sich gegen Recht und Gerechtigkeit der Herrschaft ihrer Herrn entziehen". Auch die unabhängige Jurisdiktion der alten Ritterschaft in den Assisen hielt der Herzog mit seiner landesherrlichen Gewalt für unvereinbar, und so wollte er in Zukunft die Urteile des Assisenhofes der Bestätigung durch die Herzöge unterwerfen.

Unter Friedrichs Nachfolger brach die Erbitterung des Adels in offene Empörung aus. Theobald II., ein ungestümer,

*) Auf dem Ruine des einst so mächtigen Assisenhofes der alten Ritterschaft und des Schöffentribunals von Nancy errichtete Herzog Karl IV. 1641 den souveränen Hof, der als höchster fürstlicher Gerichtshof in letzter Instanz seine Urteile sprach.

herrischer Fürst und ein gelehriger Schüler seines neuen Lehnsherrn Philipps IV., auf dessen Antrieb er auch den Tempelherrn in Lothringen, deren Hauptverbrechen ihr großer Reichtum war, den Prozeß machte, setzte die adelsfeindliche Politik seines Vaters fort. Er erließ eine Reihe von Verordnungen, die dem Adel die tiefsten Wunden schlugen und seinen teuersten Vorrechten an das Leben griffen. Es war ein für jene Zeit unerhörtes Vorgehen, daß er dem Adel alle Zweikämpfe untersagte und jedem Edelmann, der eine Burg oder ein Lehen besaß, verbot, Kriegsvolk ohne vorherige Erlaubnis des Herzogs zu bewaffnen; er untersagte ferner dem Assisenhofe, Urteile in letzter Instanz zu fällen, ohne die Bestätigung und das Siegel des Herzogs dazu einzuholen. Die Durchführung dieser Maßregeln bedeutete eine völlige Umwälzung in den bisherigen öffentlichen Zuständen zu Gunsten der landesherrlichen herzoglichen Gewalt. Wir sind nur wenig über die Einzelheiten dieser inneren Vorgänge in Lothringen unterrichtet, nur soviel ist klar, daß Theobald gleich den Königen Frankreichs die Unzufriedenheit und den Widerstand des Adels benutzte, um dessen Macht vollständig zu brechen. Bald standen die erbitterten Edelleute ihm bewaffnet im Felde gegenüber, aber bei Lüneville unterlagen sie in einem blutigen Kampfe. Er gebrauchte seine Macht, indem er einen Teil der Besiegten aus dem Lande jagte und die anderen zwang, ihre festen Burgen niederzureißen oder hohe Geldbußen zu zahlen. Den Grundherrn entzog er die hohe Gerichtsbarkeit; er untersagte ihnen, ohne Genehmigung des Herzogs einen ihrer Vasallen mit Tod oder Verbannung zu strafen und bedrohte jede Verschwörung wider die Person oder die Rechte des Landesherrn mit dem Verluste von Leben und Lehen. Auf einer Versammlung zu Colombey endlich setzte er den Edelleuten und anwesenden Prälaten zum Trotz eine Erbfolgeordnung durch, welche die Nachfolge im Herzogtume jeder Einmischung des Adels entziehen sollte.

Es schien, als sollte sich die herzogliche Landeshoheit mächtig auf den Trümmern der Adelsrechte aufrichten. Aber Theobald selbst zerstörte sein eigenes Werk. Auf seinem Todesbette widerrief er seine harten Maßregeln gegen den Adel und bat seinen Nachfolger, die „üblen Gewohnheiten", die er eingeführt habe, wieder zu beseitigen und die Urteile der alten Ritterschaft so gelten zu lassen, wie es zur Zeit seiner Vorfahren geschehen sei.

Der Widerruf Theobalds war ein Triumph für den Adel, er stärkte dessen Trotz und Begehrlichkeit. Noch im Todesjahre des Herzogs bekundete sich diese Wirkung darin, daß die angesehensten Vasallen, der Graf Johann von Dagsburg und der Graf Ludwig von Rixingen dem Sohne Theobalds den Lehnseid und die Anerkennung weigerten. Eine Menge anderer Unzufriedenen verband sich mit ihnen und griff gegen Friedrich III. zu den Waffen; aber zwischen Hessen und Lörchingen brachte der Herzog der empörten Ritterschaft eine solche Niederlage bei, daß sie bis zum Tode des Herzogs Rudolf keinen Versuch mehr wagte, sich gegen die herzogliche Gewalt aufzulehnen. Herzog Friedrich fuhr unterdes fort, durch Begünstigung der freien Gemeinden die Selbständigkeit der mächtigen Vasallen aufzulösen. Die französischen Könige waren ihm darin Beispiel und Lehrmeister. Nach dem Vorgange Ludwigs X. des Zänkers verbot er den Edelleuten, die Lehen hatten, ihre unterthänigen Bauern ohne Verhör und Urteil ins Gefängnis zu werfen, und bedrohte nach dem Beispiele desselben Königs mit hohen Strafen jeden Vasallen, der unter irgend einem Vorwande die Bauern bei ihrer Arbeit mißhandeln oder sich ihrer Güter, ihres Viehes und ihrer Gerätschaften als einer Beute oder eines Pfandes bemächtigen werde. Die erstaunlichen Fortschritte der landesherrlichen Gewalt offenbaren sich nicht zum wenigsten in den Bestimmungen, nach denen Angriffe auf Diener oder Gegenstände, die zum herzoglichen Hause gehören, mit der dreifachen Strafe gebüßt werden

sollen, wie die gleichen Vergehen gegen Angehörige oder gegen das Eigentum eines anderen Hauses. Aber die Zeit der fürstlichen Selbstherrschaft war für Lothringen noch nicht gekommen. Nach dem Tode Rudolfs, der seinen Sohn Johann, ein einjähriges Kind, zurückließ, erhob sich der bis dahin zur Ohnmacht und zum Gehorsame gezwungene Adel und übte Vergeltung. Er zwang die von allen Seiten bedrängten Vormünder des Herzogs, die seines Beistandes nicht entbehren konnten, diesen durch eine förmliche Anerkennung und Bestätigung aller seiner früheren Vorrechte zu erkaufen; und so leistete denn Burkhard von Finstingen im Namen seines Mündels den Schwur, daß er alle früheren Vorrechte der Ritterschaft wie der Leute der Kirche, aber auch die Freiheiten der neuen Gemeinden ehrlich und treu anerkennen und wahren werde. Nach diesem Siege ging die Ritterschaft auf neue Sicherung und Mehrung ihrer Rechte aus. So mußte ihr Herzog Karl II. 1392 zusichern, daß er keine ihrer Unterthanen mehr in seine Städte aufnehmen werde. Da die bevorrechtete Stellung des Adels indes mehr auf Herkommen und Gewohnheit als auf geschriebenen Urkunden beruhte, so war die Ritterschaft vor allem darauf bedacht, ihre Freiheiten und Rechte in Zukunft über jeden Zweifel und jede Anfechtung sicher zu stellen. Die berühmte Urkunde, welche Renatus und Isabella der Ritterschaft am 30. Januar 1431 ausstellten, um deren Treue und Anhänglichkeit in dem entbrannten Erbfolgestreite zu lohnen und für die Zukunft zu sichern, verbürgte dem Adel für immer seine bevorrechtete Stellung und gab ihm ein größeres Maß von Rechten als die Herzöge seit Theobald ihm in hundert Jahren entrissen hatten. Mit dieser Urkunde, die auch dem dritten Stande eine politische Bedeutung gab, tritt die Geschichte Lothringens in ein neues verfassungsmäßiges Leben ein.

Neunter Abschnitt.

Die Zeit des angovinischen Hauses. Vereinigung der Häuser Lothringen und Bar. Renatus von Anjou und Isabella von Lothringen. Verhältnis zu Burgund. Der lothringische Erbfolgestreit. Enge Verbindung zwischen Renatus und Karl VII. von Frankreich. Geheime Pläne. Einfall der Armagnaken ins Elsaß und Zug Karls VII. gegen Metz. Stellung der Städte Metz, Toul, Verdun zum Reiche. Vergebliche Belagerung von Metz. Die Herzöge Johann II. und Nikolas und ihr Verhältnis zu Frankreich und zu Burgund.

Die beiden Häuser Lothringen und Bar hatten sich in den endlosen Kämpfen dieser Zeit nahezu aufgerieben. In der Schlacht von Azincourt war Eduard III. von Bar nebst seinem Bruder Johann und dessen Sohne Robert gefallen, und von dem Mannesstamme des Hauses war nur noch ein Greis geblieben, der Kardinal Ludwig von Bar, Bischof von Verdun, dem das Herzogtum erblich zufiel. Zu seinem Erben wollte er seinen Großneffen, den Grafen von Guise, Renatus von Anjou, den Enkel seiner Schwester Isabella, den zweiten Sohn des Herzogs Ludwig II. von Anjou und Provence einsetzen, und alle Vasallen und Unterthanen sollten sich durch einen Eid verpflichten, ihn nach dem Tode des Kardinals als ihren Herrn anzuerkennen. In Lothringen war Herzog Karl II. dem Greisenalter nahe. Ihm waren nur zwei Töchter geblieben, Isabella und Katharina, denen er die Nachfolge im Herzogtume unter Ausschluß seines Brudersohnes Anton von Vaudémont mit Zustimmung der Ritterschaft zu übertragen gedachte.

Unter diesen Umständen bat der greise Kardinal, um der ewigen Feindschaft der Häuser Lothringen und Bar ein Ende zu machen, den alten Herzog Karl im Namen Gottes und des Friedens um die Hand Isabellas für seinen Großneffen Renatus, denn zwei erlauchte Häuser und zwei Länder, die bisher fast beständig gegen einander in Waffen gestanden, durch ihre Interessen aber unzertrennlich verbunden seien, würden durch diese Ehe dauernd geeinigt; ein solcher Bund werde für beide Staaten zu einer Quelle der Glückseligkeit werden, und durch die geeinte Macht würden sie allen kleinen benachbarten Staaten überlegen sein. Die Ritterschaft Lothringens zeigte sich einer Verbindung geneigt, die dem Herzogtume einen so bedeutenden Zuwachs an Macht versprach, und die Stände erwarteten davon Glück und Frieden. Die Vorstellungen des Kardinals und der Stände besiegten endlich auch den Widerwillen, den Herzog Karl in seinem Testamente 1409 gegen alle Unterthanen des Königs von Frankreich bekundet hatte. Zu Pfingsten 1419 ward die Heirat zwischen dem zehnjährigen Renatus und der Prinzessin Isabella beschlossen. Der Kardinal setzte seinen Großneffen zum Erben an Kindesstatt ein, wogegen dieser sich verpflichten mußte, nach dem Willen des Kardinals in Zukunft den Namen und das Wappen von Bar zu führen. Herzog Karl aber versprach, seine Tochter als Herzogin von Lothringen anerkennen zu lassen und von allen Vasallen, Städten und Unterthanen einen Eid zu nehmen, daß sie Isabella als Herzogin anerkennen und um ihretwillen auch ihrem Gemahle Renatus Gehorsam leisten würden. Herzog Karls einziger Bruder Friedrich, der mit Margareta von Joinville, einer Gräfin von Vaudémont, verheiratet war und 1415 bei Azincourt fiel, hatte einen Sohn, den Grafen Anton von Vaudémont, zurückgelassen, der von den Zeitgenossen als ein tapferer und hochherziger Fürst, als Freund der Gerechtigkeit und der Bedrückten gepriesen wird. Als einziger Mannessproß des alten herzoglichen Hauses durfte er bei dem Ausschlusse

Neunter Abschnitt.

Die Zeit des angovinischen Hauses. Vereinigung der Häuser Lothringen und Bar. Renatus von Anjou und Isabella von Lothringen. Verhältnis zu Burgund. Der lothringische Erbfolgestreit. Enge Verbindung zwischen Renatus und Karl VII. von Frankreich. Geheime Pläne. Einfall der Armagnaken ins Elsaß und Zug Karls VII. gegen Metz. Stellung der Städte Metz, Toul, Verdun zum Reiche. Vergebliche Belagerung von Metz. Die Herzöge Johann II. und Nikolas und ihr Verhältnis zu Frankreich und zu Burgund.

Die beiden Häuser Lothringen und Bar hatten sich in den endlosen Kämpfen dieser Zeit nahezu aufgerieben. In der Schlacht von Azincourt war Eduard III. von Bar nebst seinem Bruder Johann und dessen Sohne Robert gefallen, und von dem Mannesstamme des Hauses war nur noch ein Greis geblieben, der Kardinal Ludwig von Bar, Bischof von Verdun, dem das Herzogtum erblich zufiel. Zu seinem Erben wollte er seinen Großneffen, den Grafen von Guise, Renatus von Anjou, den Enkel seiner Schwester Isabella, den zweiten Sohn des Herzogs Ludwig II. von Anjou und Provence einsetzen, und alle Vasallen und Unterthanen sollten sich durch einen Eid verpflichten, ihn nach dem Tode des Kardinals als ihren Herrn anzuerkennen. In Lothringen war Herzog Karl II. dem Greisenalter nahe. Ihm waren nur zwei Töchter geblieben, Isabella und Katharina, denen er die Nachfolge im Herzogtume unter Ausschluß seines Brudersohnes Anton von Vaudémont mit Zustimmung der Ritterschaft zu übertragen gedachte.

Unter diesen Umständen bat der greise Kardinal, um der ewigen Feindschaft der Häuser Lothringen und Bar ein Ende zu machen, den alten Herzog Karl im Namen Gottes und des Friedens um die Hand Isabellas für seinen Großneffen Renatus, denn zwei erlauchte Häuser und zwei Länder, die bisher fast beständig gegen einander in Waffen gestanden, durch ihre Interessen aber unzertrennlich verbunden seien, würden durch diese Ehe dauernd geeinigt; ein solcher Bund werde für beide Staaten zu einer Quelle der Glückseligkeit werden, und durch die geeinte Macht würden sie allen kleinen benachbarten Staaten überlegen sein. Die Ritterschaft Lothringens zeigte sich einer Verbindung geneigt, die dem Herzogtume einen so bedeutenden Zuwachs an Macht versprach, und die Stände erwarteten davon Glück und Frieden. Die Vorstellungen des Kardinals und der Stände besiegten endlich auch den Widerwillen, den Herzog Karl in seinem Testamente 1409 gegen alle Unterthanen des Königs von Frankreich bekundet hatte. Zu Pfingsten 1419 ward die Heirat zwischen dem zehnjährigen Renatus und der Prinzessin Isabella beschlossen. Der Kardinal setzte seinen Großneffen zum Erben an Kindesstatt ein, wogegen dieser sich verpflichten mußte, nach dem Willen des Kardinals in Zukunft den Namen und das Wappen von Bar zu führen. Herzog Karl aber versprach, seine Tochter als Herzogin von Lothringen anerkennen zu lassen und von allen Vasallen, Städten und Unterthanen einen Eid zu nehmen, daß sie Isabella als Herzogin anerkennen und um ihretwillen auch ihrem Gemahle Renatus Gehorsam leisten würden. Herzog Karls einziger Bruder Friedrich, der mit Margareta von Joinville, einer Gräfin von Vaudémont, verheiratet war und 1415 bei Azincourt fiel, hatte einen Sohn, den Grafen Anton von Vaudémont, zurückgelassen, der von den Zeitgenossen als ein tapferer und hochherziger Fürst, als Freund der Gerechtigkeit und der Bedrückten gepriesen wird. Als einziger Mannessproß des alten herzoglichen Hauses durfte er bei dem Ausschlusse

der Töchter die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge im Herzogtume erheben. Er hatte indes weder dem Testamente seines Oheims vom Jahre 1409 noch dem Heiratsvertrage zwischen Renatus und Isabella widersprochen, ließ aber verlauten, daß er rechtmäßiger Erbe des Herzogtums sein werde, wenn Karl II. ohne männliche Nachkommen sterbe. Um daher gegen die Ansprüche Antons von Vaudémont das Nachfolgerecht seiner Töchter zu sichern, machte Herzog Karl 1425 ein neues Testament, in dem er die ältere Isabella und, wenn diese kinderlos sterben sollte, seine zweite Tochter Katharina, die mit dem Markgrafen von Baden verheiratet war, als Erbin von Lothringen einsetzte. Durch die Ritterschaft, die er durch große Versprechen und Zugeständnisse gewonnen hatte, ließ er sodann die Herzogswürde in Lothringen als erblich in weiblicher Linie erklären, und 83 Edelleute leisteten den Schwur, daß sie die Prinzessin Isabella und nach ihr die Prinzessin Katharina als Herrin und Fürstin (dames et souveraines) von Lothringen anerkennen würden.

Herzog Karl starb im Januar 1431, nachdem er sterbend seinen Schwiegersohn gemahnt hatte, die alte Freundschaft des Hauses Lothringen mit Burgund zu erhalten. Mit Zustimmung der Ritterschaft und der Stände, die sich zuvor ihre Rechte und Freiheiten verbriefen und außerdem versprechen ließen, daß in Zukunft über keine wichtige Staatsangelegenheit ohne ihre Zustimmung entschieden werden solle (s. o. S. 92), nahm Renatus von dem Herzogtume Besitz, hielt den herkömmlichen Einzug in Nancy und leistete nach altem Brauche den Eid, das Herkommen und die Gesetze des Landes zu wahren. Jetzt erst erhob sich Anton von Vaudémont, um sein Erbrecht geltend zu machen. Er hatte gleich nach dem Tode seines Oheims den herzoglichen Namen angenommen und sein Wappen mit dem von Lothringen vertauscht. Den Ständen gab er bekannt, daß Töchter in dem Herzogtume nicht erbfähig seien, zog vor Nancy und verlangte, als Herr und einzig berechtigter

Erbe des Herzogtums in die Hauptstadt aufgenommen zu werden. Als die Stadt ihm verschlossen blieb und die Stände seine Ansprüche zurückwiesen, zog er wieder ab mit der Drohung, bald werde er Herr im Lande sein, und begab sich, um Beistand zu finden, nach Flandern zum Herzoge Philipp dem Guten von Burgund. Beide Fürsten waren seit langem befreundet, da der tapfere Graf ein Verbündeter des Herzogs in dem Rachekriege gewesen war, den dieser gegen die Mörder seines Vaters geführt hatte. Aber auch Gründe politischer Art waren für Philipp bestimmend, die Ansprüche des alten Bundesgenossen auf das Herzogtum Lothringen zu unterstützen.

Die Vermählung Isabellas mit Renatus und der Übergang des Herzogtums Lothringen auf einen Prinzen des französischen Hauses Anjou schien in dem bisherigen Verhältnisse Lothringens und Burgunds einen bedeutsamen Wechsel anzukünden. Das Haus Anjou lag nämlich in alter Feindschaft mit dem Hause Burgund; in dem wilden Parteikampfe, der Frankreich entzweite, hatte es sich dem Grafen Armagnac und dem Dauphin angeschlossen, und wie die Königin Isabeau die Seele der burgundisch-englischen Partei war, so hatte Renatus' Mutter Jolanthe durch ihre Ratschläge viele Jahre alle Schritte des Dauphins und späteren Königs Karls VII., des Gemahles ihrer Tochter Maria, geleitet.*)

*) Ludwig von Anjou, der ältere Bruder König Karls V., führte nach dessen Tode die Regentschaft für seinen minderjährigen Neffen Karl VI. Von der Königin Johanna von Neapel ward er durch Adoption zur Nachfolge in Neapel berufen und ging während seiner Regentschaft in Frankreich darauf aus, für das italienische Unternehmen reiche Schätze zu sammeln. Als er 1382 seinen Zug gegen Neapel unternahm, um die Krone dieses Landes zu gewinnen, kam die Regentschaft in Frankreich an seinen jüngeren Bruder Philipp den Kühnen von Burgund, der die Kräfte Frankreichs in derselben Weise für seine flandrischen Unternehmen verwertete, wie Ludwig von Anjou es für sein neapolitanisches Abenteuer gethan hatte. Der Kriegszug Ludwigs gegen Neapel scheiterte unterdes vollständig; er starb, nachdem er alle Hilfs-

Dem Übergange des wichtigen Zwischenlandes Lothringen an ein ihm feindliches Haus konnte der Herzog von Burgund nicht unbesorgt zusehen. Als daher Anton von Vaudémont für seine Erbansprüche Hilfe heischend in Flandern erschien, gab Philipp der Gute dem Marschall von Burgund Befehl, er solle seinem lieben Vetter, dem Grafen Anton, soviel Volk als möglich zuführen. Der Marschall nahm die Scharen der sogenannten Bastarde in Dienst. Es waren dies außereheliche Söhne von hohen Edelleuten und Mädchen bürgerlichen Standes, die sich eine Ehre daraus machten, Bastardsöhne vornehmer Väter zu heißen, und die als Anführer roher Abenteurer sich Reichtum und kriegerischen Ruhm zu erwerben suchten. Auch der dem Herzoge ganz ergebene Graf von St. Paul, dem die Pariser Bürgerschaft 1411, ohne den König zu befragen, den Oberbefehl in der Stadt übertragen hatte, sowie der Herzog von Savoyen und der Prinz von Oranien boten dem Grafen geworbenes Kriegsvolk an, damit er gegen Renatus das Recht seiner Ansprüche im Felde beweise. Gegenüber dieser heranziehenden Gefahr suchte auch

---

quellen erschöpft hatte. Sein Sohn Ludwig II. von Anjou und Provence war vermählt mit Jolantha von Aragonien, die eine Tochter Don Juans, des Königs von Aragonien, und Jolanthas, der Schwester Ludwigs von Bar, war. Aus dieser Ehe erwuchsen dem Hause Anjou die Ansprüche auf die Krone von Aragonien und auf die Nachfolge im Herzogtum Bar. Ludwig II. verschwendete gleich seinem Vater nutzlos die Mittel seines Landes, um die Krone Neapels zu gewinnen. In den französischen Wirren schloß er sich enge der Partei des Herzogs von Orleans und des Grafen Armagnac an. Seine Tochter Maria vermählte er dem dritten Sohne Karls VI., der seine beiden älteren Brüder überlebte und als Karl VII. König von Frankreich wurde. Außer dieser Tochter hinterließ Ludwig II. zwei Söhne. Dem älteren, Ludwig III. fiel die Herrschaft über Anjou und Provence und die Ansprüche seines Hauses auf Neapel zu, der jüngere Renatus erhielt durch seine Mutter Jolantha, die, wie oben erzählt ist, eine Nichte des letzten Herzogs von Bar war, die Nachfolge in Bar und die Hand Isabellas von Lothringen.

Renatus von allen Seiten Kriegsvolk zusammenzubringen; er selbst begab sich zu seinem Schwager Karl VII. von Frankreich, der ihm den kriegserfahrenen General Barbazan mit 200 Lanzen gab; von anderer Seite zogen ihm zu Ludwig von Baiern, Herr von Heidelberg, der Markgraf von Baden, der Bischof von Metz, Konrad Bayer von Boppard, die Grafen von Salm und Saarbrücken, die Herrn von Rappoltstein und Blankenberg und der größte Teil der lothringischen Ritterschaft, so daß er über zehntausend Mann zu Fuß und zwölftausend zu Roß gebot. Unter dem Vorwande, daß der Graf von Vaudémont ihm als seinem Lehnsherrn bisher die Huldigung versagt habe, ließ er alle Besitzungen des Grafen einziehen, obgleich nach dem Lehnsrechte dem Vasallen die Frist eines vollen Jahres bis zur Lehnshuldigung gegeben war. Im Juni 1431 lag Renatus vor der Stadt Vaudémont und verwüstete die Umgegend durch Vernichtung der Baumpflanzungen und Weingärten, als der Graf zum Entsatze seiner Stadt heranzog und an einem Bache bei Bulgnéville sich mit viertausend Reitern und zweitausend Mann Fußvolk hinter Gräben und Pallisaden verschanzte. Renatus war an Kriegsvolk weit überlegen, gleichwohl rieten ihm Barbazan und die erfahrensten Leute davon ab, den Grafen in seiner verschanzten Stellung anzugreifen. Aber die jungen adligen Herrn spotteten dieser Vorsicht; wer Furcht habe vor Blättern, so meinten sie, müsse nicht in den Wald gehen, und drängten zum alsbaldigen Ansturm. Als ob es sich um einen ritterlichen Zweikampf oder um ein Turnier handelte, ließ Renatus nach damaligem Brauche den Grafen Anton zum Kampfe fordern; man schickte Boten hinüber und herüber und schlug auf beiden Seiten verschiedene Edelleute zu Rittern; dann stürmten die Lothringer, wie dies die Franzosen bei Crecy und Poitiers gethan, in tollkühner Heftigkeit gegen die Feinde an. Der Marschall von Burgund hatte sein schweres Geschütz durch Pikenträger dem Auge der Angreifenden verdeckt. Als diese nun heranstürmten, zog er

die Pikenträger und Bogenschützen auf die Flügel zurück und empfing die Anstürmenden mit einem furchtbaren Geschützfeuer, dessen Wirkung die pikardischen Bogenschützen noch zerstörender machten. In die verwirrten und wankenden Reihen des Gegners fielen dann die gewaffneten Reiter ein, und in weniger als einer Viertelstunde war die Schlacht entschieden. Barbazan nebst einer großen Zahl von Edelleuten war gefallen; Renatus selbst, dreifach verwundet, geriet in die Hände des Marschalls von Burgund, der ihn in den Turm nach Dijon bringen ließ, wo er sechs Jahre als Gefangener Philipps des Guten blieb.

Der Sieg hatte den Grafen von Vaudémont für den Augenblick zum Herrn in Lothringen gemacht. Um die Plagen eines fortgesetzten bürgerlichen Krieges von ihrem Lande abzuwenden, schloß Isabella mit dem Sieger einen vorläufigen Frieden ab, während dessen sechs Administratoren das Land regieren und die Frage des Erbfolgerechtes aufs neue untersuchen und entscheiden sollten. Alle Vorteile des gewonnenen Sieges fielen indes Philipp dem Guten zu. Er hatte den gefangenen Renatus in seiner Hand; durch ihn gingen alle Verhandlungen zwischen den beiden Parteien, und das Amt eines obersten Schiedsrichters, das dem Kaiser gebührte, nahm er für sich in Anspruch. Er erklärte den lothringischen Administratoren gerade heraus, daß er seinen Gefangenen niemandem anvertrauen und die Entscheidung, die ihm nach Kriegsrecht zustehe, keinem fremden Richter überlassen werde. Im April 1432 begab sich deshalb Isabella nebst den Bischöfen von Metz und Tull und einer Anzahl Edelleute zu Philipp und erlangte von ihm soviel, daß Herzog Renatus am ersten Mai aus dem Turme zu Dijon entlassen wurde unter der Bedingung, daß er nach einem Jahre an demselben Tage als Gefangener wieder zurückkehren solle. Als Unterpfand dieses Vertrages wurden die beiden Söhne Isabellas, Johann und Ludwig, sowie eine Anzahl fester Schlösser in Lothringen und Bar dem Herzoge von Burgund übergeben.

außerdem mußten dreißig lothringische Edelleute sich mit ihrem Eide für Renatus verbürgen.

Anton, der Sieger von Bulgnéville, fühlte sich inzwischen ebenso abhängig von seinem mächtigen Protektor wie der besiegte Renatus. Deshalb begaben beide sich Ende 1432 an den Hof Philipps nach Flandern, um gemeinsam eine Entscheidung in ihrer Sache auszuwirken. Als Mittel eines dauerhaften Friedens empfahl Philipp beiden eine Heirat zwischen Renatus' ältester Tochter Jolantha und Friedrich, dem ältesten Sohne des Grafen von Vaudémont; was aber die Hauptfrage betraf, wem das Herzogtum Lothringen zufallen solle, so sah Philipp seinen Vorteil darin, die Entscheidung möglichst in die Länge zu ziehen. Er gab deshalb beiden Teilen auf, ihm alle Urkunden, Nachweise und Gründe für ihre Ansprüche einzureichen, dann werde er nach Verlauf eines Jahres, sobald er alles untersucht und erwogen habe, ihnen Recht sprechen. Unterdes waren die sechs Administratoren in Lothringen, die das Land regieren und den Erbstreit schlichten sollten, zu dem Schlusse gekommen, daß ihnen ein Urteil über das Nachfolgerecht im Herzogtum nicht zustehe, denn das Herzogtum sei ein Lehen des Reiches und die Entscheidung gebühre deshalb allein dem Kaiser als dem Oberlehnsherrn und natürlichen Richter. So ward die Sache vor den Kaiser Sigismund gebracht. Dieser stellte am 24. April 1434, wie schon oben erzählt ist, in der Domkirche zu Basel ein feierliches Gericht an und ließ durch den Reichshofrat Chicala das Urteil sprechen, daß Kaiserliche Majestät, nachdem sie die Rechtsgründe beider Parteien untersucht und das Gutachten der Fürsten und Räte vernommen habe, dem Herzoge Renatus die Investitur mit dem Herzogtume Lothringen zuerkenne. Gegen dieses Kaiserliche Urteil erhob sich der Graf von Vaudémont. Er schickte seine Anwälte nach Brüssel, um seine Angelegenheit aufs neue dem Herzoge von Burgund zu empfehlen, und dieser, der sich mächtiger fühlte als der Kaiser und nach Kriegsrecht die Entscheidung für sich

in Anſpruch nahm, forderte Renatus auf, ſich als Gefangener wieder in den Turm nach Dijon zu begeben.

Während Renatus zu Dijon aufs neue in enger Haft gehalten wurde, ſtarb ſein älterer Bruder, Ludwig III. von Anjou. Ludwig war Erbe von Anjou und Provence und durch Teſtament der Königin Johanna von Neapel auch zum Erben dieſes Königreiches eingeſetzt worden. Durch ſeinen Tod waren ſeine Rechte auf die genannten Länder an den gefangenen Renatus übergegangen. Aus Neapel wurden daher Boten nach Lothringen geſchickt, die Renatus auffordern ſollten, nach Italien zu kommen und ſein Erbe in Beſitz zu nehmen.*) Dieſes neu aufgehende Glück machte indes Renatus' Lage noch ſchwieriger, denn es erhöhte den Wert des Gefangenen und ſteigerte den Preis, den Philipp für deſſen Freilaſſung forderte. Renatus aber konnte oder wollte den von Philipp geforderten Preis nicht zahlen; er blieb Gefangener und ernannte deshalb ſeine Gemahlin Iſabella zur Regentin ſeiner Staaten Anjou, Provence und Neapel, in denen ſie die Herrſchaft perſönlich übernehmen ſollte. Iſabella, eine männlich entſchloſſene Frau, der die kühne Sinnesart und das feurige Temperament ihres Hauſes innewohnte, beſtellte die Biſchöfe von Metz und Verdun als Regenten für Lothringen und Bar und eilte ſelbſt nach Neapel, um die Krone dieſes Landes für ihren Gemahl gegen Alfons von Aragonien, den Nebenbuhler von Renatus, zu behaupten. Sie ward in Neapel mit Begeiſterung aufgenommen; das Glück ſchien ihr anfangs günſtig, aber ſchon bald wandte die unbeſtändige Bevölkerung ſich wieder von ihr ab, und von ihren Freunden,

*) Als die Boten zu Renatus kamen, ſo erzählt Thierriat, war er im Gefängniſſe damit beſchäftigt, ein Rebhuhn zu malen. Die Geſandten meldeten ihm: Unſere gute Königin, unſere treffliche Herrin, teure Schwägerin hat Gott zu ſich genommen. Renatus antwortete: „Gott nehme ihre Seele zu ſich.“ Hierauf ſegnete er ſich, betete ein de profundis und malte, ohne die Boten weiter zu beachten, fort.

den Genuesen und Mailändern, verlassen, war sie nach kurzer Zeit auf ein paar feste Plätze zurückgedrängt, in denen sie sich bis zur Ankunft ihres Mannes zu halten suchte. Die schlimme Wendung der Dinge in Italien und der Druck der langen Gefangenschaft hatten nämlich Renatus endlich dazu gebracht, den Forderungen des Herzogs von Burgund nachzugeben und mit ihm einen Vertrag einzugehen, der im Januar 1437 in Ryssel (Lille) abgeschlossen wurde. Danach zahlte Renatus für seine Entlassung aus der Haft ein Lösegeld von 200 000 Goldgulden (4 800 000 Livres), übertrug seine Güter und Rechte in Flandern dem Herzoge von Burgund, um sie von ihm als Lehen zurück zu empfangen, und gab ihm die Städte Longwy, Neufchateau und Clermont als Pfand, so daß Philipp jetzt festen Fuß in Lothringen gewann. Auch die Verlobung Friedrichs von Vaudémont mit Renatus' ältester Tochter Jolantha wurde nach dem Willen des Herzogs von Burgund vollzogen und dadurch der spätere Rückfall Lothringens an den Mannesstamm des elsässischen Hauses vorbereitet. Um das ungeheure Lösegeld aufzubringen, schätzte der Adel des Herzogtums sich auf die Bitten Renatus' freiwillig und wetteifernd ein. Die aufgebrachte Summe deckte aber das Bedürfnis in keiner Weise. Deshalb berief Renatus die Stände nach Pont à Mousson und ließ sich von ihnen eine Gabe von hunderttausend Goldgulden bewilligen, die unter dem Namen eines Lösegeldes auf alle Unterthanen der beiden Herzogtümer umgelegt wurde, so daß auf jede Feuerstelle durchschnittlich zwei Goldthaler kamen. Es war dies die erste allgemeine Erhebung einer Steuer in den beiden Herzogtümern, in denen bis dahin die Worte Taille und Rançon (Lösegeld) unbekannt gewesen waren.

Kaum fühlte sich Renatus frei, als er das italische Unternehmen mit allem Eifer betrieb. Um Geld zusammen zu bringen, verpfändete er seine Domänen, nahm die Hilfe seines Schwagers, des französischen Königs, und den Beistand

der provenzalischen Stände in Anspruch und ließ in Marseille Schiffe zur Überfahrt rüsten. Im April 1438 trat er, begleitet von einem großen Teil der lothringischen Ritterschaft, die Kriegsfahrt gegen Neapel an. Von hier an gehört seine Regierung wie die seiner beiden Nachfolger aus dem angovinischen Hause kaum noch der lothringischen Geschichte an; sie geht in abenteuernde, auf die Erlangung fremder Königskronen gerichtete Pläne auf, die zu verwirklichen die Herzöge sich und ihr Land ganz in den Dienst der französischen Könige stellen.

Das erste neapolitanische Abenteuer des Herzogs Renatus endete mit einem gänzlichen Mißerfolge. Im Jahre 1442 fiel die Hauptstadt Neapel in die Gewalt des aragonischen Mitbewerbers, und Renatus durfte sich glücklich preisen, auf einer genuesischen Galeere als Flüchtling in die Provence zu entkommen, wo er, unbekümmert um die Klagen der lothringischen Administratoren, die dringend seine Heimkehr verlangten, bis 1444 von neuen Rüstungen und Kriegszügen träumte. Während er in Italien einer Königskrone nachjagte, war Lothringen aufs neue von kriegerischen Wirren und Verwüstungen heimgesucht. Adlige Räuber, wie der berüchtigte Robert von Commercy, brandschatzten Dörfer und Städte, und fremde entlassene Kriegsbanden, „die Schinder und Würger", durchzogen wie zur Zeit Karls VI. das Land nach allen Richtungen und verübten jeden denkbaren Greuel. Der Bauer, so wird berichtet, wird geschlagen, daß ihm das Fleisch in Stücken vom Leibe fällt, gehängt, gekreuzigt, geröstet; was mit den Frauen geschieht, entzieht sich der Beschreibung. Verläßt dann die Bande das Dorf, und ist der Bauer nicht imstande, seine Habe auszulösen, so wird das Haus verbrannt, die Obstbäume umgehauen, das Vieh, das nicht fortgeführt werden kann, getötet; kurz, was zerstörbar ist, wird zerstört. Das Land war endlich so ausgebrannt, daß die Banden, vom Hunger bedroht, sich gegen das Elsaß wandten. Auch der

Graf von Vaudémont, voll Verdruß darüber, daß Renatus die Verwaltung seiner Staaten nicht dem Verlobten der Jolantha, seinem Sohne Friedrich, übertragen, hatte aufs neue zu den Waffen gegriffen und durchzog an der Spitze von pikardischen, burgundischen und deutschen Söldnern verwüstend Lothringen, Bar und die Bistümer, plünderte Mirecourt, verbrannte Stenay und Dun und setzte sich in einer Anzahl lothringischer Plätze fest. Das deutsche Reich, an dessen Spitze seit 1440 Friedrich III. stand, sah diesen Wirren wie dem Einbruche der französischen Raubscharen ohnmächtig und unthätig zu und überließ die Herstellung der Ruhe und Ordnung dem Eingreifen des französischen Königs. In der Rolle eines Schutzherrn von Lothringen trat Karl VII. mit kriegerischer Macht auf und zwang die Grafen Anton und Friedrich in Hinsicht der Erbfolge die Entscheidung Kaiser Sigismunds anzuerkennen. Zu Rheims wurde Ende März 1441 dem Grafen Anton eine Entschädigung von 22 000 Pfund Turnosen zuerkannt; dafür verzichtete er auf alle Forderungen wegen der bisherigen Kriege und entsagte für sich und seine Nachkommen der herzoglichen Würde in Lothringen, so lange die direkten Nachkommen Karls II. nicht ausgestorben seien.

Aus den Gefahren der englischen Kriege ging Frankreich mit einem ungeheuren Gewinne hervor. In einem opfervollen Kampfe hatten zuletzt alle Klassen des Volkes an der Befreiung des Landes mitgewirkt, und zu dem unbewußt wirkenden Triebe nach staatlicher Einigung war den Franzosen der nationale Stolz und die nationale Begeisterung gekommen. Frankreich war seinen Bewohnern ein Vaterland geworden. Alles dies sicherte ihm ein Übergewicht über das deutsche Reich, in dem die Begriffe von nationaler Einheit, Größe und Ehre durch die Selbstsucht der territorialen Gewalten nahezu ausgetilgt waren. Das französische Königtum konnte daher den zurück-

gedrängten aber nie aufgegebenen Gedanken Philipps II. August, Frankreich zur vorherrschenden Macht Europas zu erheben, kühner wieder aufnehmen. Und kaum begann es sich von den tiefen Erschütterungen der englischen Kriege zu erholen und gegen die Magnaten neu zu befestigen, als Karl VII. sich auch schon anschickte, die „unveräußerlichen Rechte Frankreichs auf die natürlichen Grenzen", deren es seit langem beraubt sei, mit Waffengewalt geltend zu machen. Ein besonderer Anreiz dazu lag in der Gestaltung der Dinge an der Ostgrenze.

Während Frankreich sich neu aus seinen Ruinen erhob und in Lothringen der Erbstreit zwischen Renatus und Anton von Vaudémont ausgekämpft wurde, hatte Philipp der Gute das Werk seines Vaters und Großvaters, den Bau eines neuburgundischen Reiches aus Trümmerstücken des alten Lotharingiens, weitergeführt. Seit 1429 hatte er von den Habsburgern das Oberelsaß als Pfand erworben und damit zugleich eine mächtige Position gegen einen französischen Angriff wie ein gefährliches Vorwerk gegen das Reich gewonnen. Der Vertrag von Hesdin (Oktober 1441) bereitete seinen Einzug in Luxemburg vor, der zwei Jahre später erfolgte. Von hier aus vermochte er jeden Augenblick in das Herz von Lothringen vorzustoßen, wo er seit 1431 wie ein kaiserlicher Schutzherr gewaltet hatte. Sowohl der Kaiser wie der König von Frankreich hatten wiederholt den herausfordernden Stolz dieser jungen und anspruchsvollen Macht empfunden. Auf dem Konzile zu Basel hatte Philipp den Sitz vor den Kurfürsten des Reiches verlangt und für seine Boten dieselben Ehren gefordert, die den Gesandten der gekrönten Häupter erwiesen wurden. In dem lothringischen Erbfolgestreit hatte er dem kaiserlichen Urteilspruche trotzend das Amt eines obersten Schiedsrichters an sich gerissen, und in den Niederlanden verband er sich offen mit dem Herzoge von Geldern, den der Kaiser in des Reiches Bann gethan hatte. Mit Karl VII., „dem sogenannten Könige von Frankreich", wie er ihn nannte,

verhandelte er nicht wie ein kühner Vasall, sondern wie eine souveräne Macht mit ihresgleichen. Kaiser Sigismund hatte mißtrauisch alle Schritte Philipps beobachtet und schon im Jahre 1430 wegen dessen gefährlicher Pläne mit Karl VII. und den rheinischen Fürsten verhandelt. Aber jetzt stand an der Spitze des Reiches Friedrich III., und wie hätte dieser die Reichsländer, von denen er den Einbruch französischer Raubbanden nicht abzuwehren vermochte; vor einem Angriffe des mächtigen Burgund schützen können! Bei den großen Schwierigkeiten, die ihm in seinen östlichen Ländern entstanden, war er vielmehr der Hilfe des mächtigen Herzogs bedürftig, und dieser gedachte die Schwäche und die Verlegenheiten des Kaisers für die Verwirklichung seiner Pläne auszunutzen. Seit 1442 verhandelte Philipp in Besançon, Brüssel und Wien mit dem Kaiser über die Errichtung eines Königreiches Burgund, wobei von kaiserlicher Seite der Kanzler Schlick und der Graf Ulrich von Cilly thätig waren. Schon in diesen Verhandlungen erklärte Philipp, daß das neue Königreich nicht nur die niederländischen und burgundischen Gebiete, sondern auch Lothringen und Bar umfassen müsse. Unter gegenseitigem Mißtrauen schleppten sich indes die Unterhandlungen ohne Ergebnis hin.

Das französische Königtum hatte längst die Gefahren erkannt, die ihm von der Verwirklichung der burgundischen Pläne drohten. Wenn es Philipp gelang, die getrennten burgundischen Länder durch das dazwischen liegende Lothringen zusammen zu schließen, so war Frankreich im Osten durch ein mächtiges Zwischenreich eingedämmt und wieder in den Zustand zurückgeworfen, aus dem es sich seit Philipp II. August und Philipp IV. zu befreien gesucht hatte. Es mußte diesen Zusammenschluß mit allen Mitteln hintertreiben, und wie nahe lag da der Gedanke, die Gefahr dadurch zu beseitigen, daß man das Land, auf das die Absichten Burgunds gerichtet waren, mit kühnem Griffe zuvor selbst in Besitz nahm. Dem Gelingen eines solchen Unternehmens konnte es nur günstig

sein, daß die Herrschaft in Lothringen in der Hand eines französischen Prinzen lag, der ein Schwager Karls VII. war und sich in seinen französischen Erblanden mehr als in Lothringen zu Hause fühlte. Und was hatte Renatus selbst zu fürchten, wenn die lothringischen Länder an die Krone Frankreich kamen? Er vertauschte alsdann die Oberhoheit des Kaisers mit der der französischen Könige, und vor allem lockte noch die Aussicht auf den Gewinn der bisher freien Städte und der Bistümer Tull, Metz und Verdun.

Der vielhundertjährige Streit um Lothringen, der sich im zehnten Jahrhundert zu Gunsten des deutschen Reiches entschieden hatte, erneuerte sich auf diese Weise zur Zeit der sinkenden Macht des Reiches als ein Kampf der neuburgundischen Herzöge mit dem neuaufgerichteten französischen Königtume. Viele Jahre hindurch richtete dieser Kampf die Aufmerksamkeit Europas auf Lothringen, und dieses kleine Land sollte dadurch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Mittelpunkt der europäischen Politik werden, wie es Italien im Anfange des 16. Jahrhunderts ward.

Im Jahre 1444 kam in Tours die lange verhandelte Waffenruhe zwischen Frankreich und England zu stande. Eine der Abmachungen betraf die Verbindung Heinrichs VI. von England mit Renatus' jüngster Tochter Margareta, die in der Folge als Königin von England durch ihren heldenhaften Mut wie durch ihr tragisches Geschick bekannt wurde und die erste der Frauen ist, wegen deren das lothringische Haus den seltsamen Ruhm hat, daß ihm die drei schönsten und unglücklichsten Königinnen entstammen, welche die Geschichte nennt: Margareta von England, Maria Stuart und Maria Antoinette von Frankreich.

Eine Folge der in Tours verhandelten Waffenruhe war, daß zahlreiche, aus dem Auswurfe aller Nationen zusammen gelesene Söldnerbanden mit einem Male abgedankt wurden. Unbeschäftigt trieben sie sich scharenweise raubend und wege-

lagernd umher und drohten dem Lande, dem sie gedient hatten, im Frieden noch verderblicher zu werden als im Kriege. Wie dieses Gesindel los werden, und es doch bei Wiederbeginn des Krieges wieder zur Verfügung haben? Vielleicht konnte man sie anderswohin leiten, in die fetten geistlichen Fürstentümer oder gegen die reich gewordenen Städte am Rhein! Da kamen dem Könige fast zu gleicher Zeit zwei Gesuche, deren leichte Erfüllung ihn von der Last der unbequemen Mietvölker befreite und zugleich die Ausführung geheimer Pläne begünstigte.

Die Bürger von Metz, durch Handel und Verkehr reich geworden, waren seit langem Gläubiger des Herzogs Renatus, der große Geldsummen von ihnen entliehen hatte. Da von dem Herzoge nichts zu erlangen war, griffen die Metzer zur Selbsthilfe. Im März 1444 machte die Herzogin Isabella eine Pilgerfahrt nach Pont à Mousson, wo ein vom Papste Eugen IV. erteilter Ablaß gewonnen wurde. Auf dieser Fahrt wurde sie von Bürgern aus Metz überfallen, ihr Gepäck wurde geplündert, ihre Gewänder und Schmucksachen weggenommen. Der Vorgang war gegenüber den alltäglichen Überfällen und Raufereien in Lothringen nichts Ungewöhnliches, aber Renatus fand den Anlaß bequem, um sich an den Metzern, die ihm vor kurzem ein neues Darlehn von 50 000 Gulden abgeschlagen hatten, zu rächen und durch eine Fehde mit der Stadt sich auch von seinen Schulden loszumachen. In Tours, wo er im Mai mit Karl VII. zusammenkam, bat er diesen um Beistand gegen die Städter und schloß mit ihm ein Abkommen, als dessen Zweck die Bestrafung der Stadt Metz wegen der beleidigten Ehre der Herzogin angegeben wurde; wie die Folge aber zeigte, barg dies Abkommen ganz andere geheime Ziele. Ein zweites Hilfegesuch an den König kam von Kaiser Friedrich III., der mit den schweizerischen Eidgenossen im Kampfe lag. Diese hatten, nachdem sie die habsburgischen Versuche gegen ihre Reichsfreiheit heldenhaft abgewehrt, nach rechts und links um sich

gegriffen und ihren Bund auch auf andere Landschaften, auf Appenzell, St. Gallen und die Länder am Bodensee ausgedehnt. Der Aargau ging den Habsburgern nahezu verloren, und die freie Stadt Zürich, die sich mit Österreich verbündet hatte, drohte den Angriffen der Eidgenossen zu erliegen. Vergebens hatte der Markgraf Wilhelm von Baden, der Statthalter in den österreichischen Landen war, die Hilfe Philipps des Guten gegen die demokratischen Gemeinwesen angerufen; noch weniger erfolgreich war sein Hilfegesuch bei den Städten gewesen, die mit den Eidgenossen für eine gemeinsame Sache gegen den Adel stritten. Da kam Friedrich, als Haupt des österreichischen Hauses, zu dem schmählichen Entschlusse, die Hilfe Karls VII. zum Schutze des Hauses Habsburg anzurufen, und bat den König um Überlassung von 5000 Armagnacs, für die er zwanzig nicht näher bezeichnete Burgen und Flecken in seinen Erblanden als Winterquartiere anbot. Der Name Armagnacs war damals keine Parteibezeichnung mehr, sondern bedeutete namentlich in den Nachbarländern Frankreichs kurzweg französische Söldner. Das Gesuch kam dem Könige in seiner damaligen Lage höchst erwünscht. Aber nicht fünftausend gedachte er zu schicken. Bei Langres sammelte er anfangs August unter 140 Hauptleuten mehr wie 40 000 Pferde, d. h. gepanzerte Leute, ohne den Troß von Knechten, Pagen und Weibern, und dazu viel schweres Geschütz. Dieses Heer, das furchtbarste, das jene Zeit gesehen, und dessen Rüstung auf etwas ganz anderes hindeutete als auf einen Kampf gegen Bauern, stellte er unter den Oberbefehl des einundzwanzigjährigen Dauphins. Von Langres führte dieser das Heer nach dem Sundgau, wie gesagt wurde, gegen die demokratischen Eidgenossen. Die deutschen Herrn und Ritter im Elsaß, im Sundgau und den vorderen Landen leisteten in ihrem Hasse gegen die freien Gemeinden, die „Kuhtreiber und Pfeffersäcke", dem Dauphin allen möglichen Vorschub; auch viele vom lothringischen Adel hatten sich bei ihm eingefunden, so

Jakob von Lützelstein, Jakob von Lichtenberg und Hans von Finstingen, der ein Verräter und Kundschafter im Dienste des Königs war. In welchem Verhältnisse dieses Heer zum Kaiser und Reiche stehen sollte, war in keiner Weise vorgesehen. Unter nichtigem Vorwande nahm der Dauphin Mömpelgard, das dem Grafen von Wirtemberg, einem Verbündeten Burgunds, gehörte, in Besitz, beschimpfte die burgundischen Wappen und drang dann gegen die Schweizergrenze vor.

Wir wissen, wie der heroische Kampf und Untergang der eidgenössischen Bauern bei St. Jakob an der Birs die Schweiz vor der französischen Überflutung rettete. Wie einst 1241 die Mongolen, entsetzt über den unerschütterlichen Todesmut der eisengepanzerten Ritter, die ihrer Übermacht an der Katzbach erlagen, sich nach Osten zurückwandten, so gingen die siegreichen Armagnaken vor den gehäuften Leichen der speergewaltigen Kuhhirten zurück. Nach dem Tage von St. Jakob stand der Dauphin von weiteren Feindseligkeiten gegen die Eidgenossen ab. Als die Stadt Basel und das erschreckte Konzil ihn nach der Schlacht um Schonung der Stadt bitten ließ, erklärte er, daß er den Kampf für das Haus Österreich gegen die Eidgenossen nicht fortsetzen werde; er beeilte sich vielmehr, die tapfern Männer für sich zu gewinnen, und schloß am 28. Oktober zu Ensisheim mit den eidgenössischen Gemeinden und Städten einen Frieden ab, der als der Anfang jener engen Verbindung betrachtet werden kann, die sich später zwischen Ludwig XI. und den Schweizern bildete. Alle Welt erwartete jetzt, daß der Dauphin das gemietete Kriegsvolk aus den oberen Landen wieder zurückführen werde, aber wie groß war das allgemeine Staunen, als er allmählich die Maske von seinem Unternehmen wegnehmend, dessen wahre Absichten unverhüllt zeigte. Unter dem Vorwande, die Franzosen müßten selbst für ihren Unterhalt sorgen, weil das Haus Österreich den eingegangenen Vertrag nicht gehalten habe, führte er seine beutegierigen Scharen, über 30 000 Pferde, in das Elsaß und nach

Schwaben, wo sie sich wie ein zerstörender Strom über das Land ergossen. Der bestürzte römische Kaiser sandte Boten auf Boten an den Dauphin mit Klagen und Beschwerden darüber, daß ein so zahlreiches, wild hausendes Kriegsvolk den Boden des Reiches betreten habe. Der Dauphin antwortete mit unverkennbarem Hohne, er sei von dem römischen Kaiser und dem gesamten Adel gerufen worden und sei als Freund und Bundesgenosse des Reiches gekommen, um den Ungehorsam und die Frechheit der aufrührerischen Schweizer zu strafen. Dafür verlange er im Elsasse willige Aufnahme und Verpflegung seiner Kriegsleute. Jedermann solle versichert sein, daß er keine Feindseligkeiten gegen das Reich beabsichtige; er hoffe vielmehr die frühere Freundschaft mit den Fürsten und Ständen bestens zu unterhalten, nur wolle er gewisse Landschaften, die einst der Krone Frankreich unterworfen gewesen seien und sich deren Gebot entzogen hätten, wieder unter den Gehorsam des Königs bringen und die natürlichen Grenzen Frankreichs am Rheine wieder gewinnen. Auch verhehlte er nicht, daß er Straßburg belagern und nach Freiburg und Breisach französische Besatzungen legen werde. Es schien in der That so, als ob der Dauphin den ganzen Rheinstrom nehmen wolle. Die deutschen Fürsten, nur auf ihr Sonderinteresse bedacht und von Haß gegen die Städte und freien Bauern erfüllt, sahen dem Unternehmen des Dauphin unthätig zu. Ein nach Nürnberg berufener Ständetag beschloß zwar im August, um die Erregung der Städte für den Augenblick zu beruhigen, den Reichskrieg gegen Frankreich und ernannte den Pfalzgrafen Ludwig zum Reichsfeldherrn; im Ernste aber dachten die wenigsten daran, den Krieg auch wirklich zu führen. Manche Herrn weigerten sich offen, ihre Kontingente zu stellen, andere, wie der Markgraf von Baden, der Graf Ulrich von Wirtemberg und der Kurfürst Albrecht von Brandenburg, gingen darauf aus, den Dauphin zu einem neuen Angriffe auf die gehaßten Eidgenossen zu bewegen. Das Ende war, daß man mit dem

Dauphin einen schmählichen Waffenstillstand abschloß, der bis zum 22. November dauern sollte; dann gestattete der Winter einen Feldzug überhaupt nicht mehr. Fürwahr, es war nicht Schuld der deutschen Fürstenschaft und des Adels, daß Elsaß und Lothringen nicht schon damals dem Reiche entrissen wurden.

Unterdes raubten und brannten die Armagnaken bis unter die Mauern von Straßburg und machten das Elsaß und Schwaben zum Schauplatze nie gesehener Greuel. Alle Teufel der Habsucht und Wollust schienen mit ihnen losgelassen; um Geld zu erpressen oder auch in bloßer soldatischer Henkerlust schnitten sie die Bauern zu Riemen, nagelten sie mit Händen und Füßen an die Wände, rösteten sie in Backöfen und übten an den Weibern die unsagbarsten Schändlichkeiten. In Ensisheim hatte man sie auf Treu und Glauben eingelassen. Alsbald warfen sie die Bürger aus ihren Häusern, stellten die Pferde in Stuben und Kammern ein und häuften die Drangsale so, daß die Einwohner alles im Stiche ließen und ihrer siebenhundert sich mit Weib und Kind in grimmigster Winterkälte halbnackt auf die andere Seite des Rheines flüchteten. Die gepeinigten, von Fürsten und Adel verlassenen Bauern erhoben sich endlich unter dem Zeichen des Bundschuhs und begannen gegen ihre Würger und Dränger den kleinen Krieg mit all der wilden Grausamkeit, in welche die zur Empörung getriebene Geduld des Bauern allezeit ausartete. Im Schwarzwalde legten sie Verhaue an und machten auf die Schinder heimliche Jagd, wie auf wildes Getier. Erst als die Städte, erbittert über die Unthätigkeit der Fürsten, „die überall gerne nehmen, aber wenn es sich darum handelt, uns zu schützen und zu schirmen, nicht helfen wollen", damit drohten, daß sie sich zur Abwehr der Plagen mit den Schweizern verbinden würden, fanden die Herrn es ratsam, ernster mit Karl VII. zu verhandeln. Infolgedessen kam es endlich zu den Abmachungen von Trier, nach denen die Franzosen alle im Elsaß besetzten Orte bis zum

20. März 1445 räumen sollten. In der Osterwoche 1445 begannen sie den Rückzug, aber nicht aus Furcht vor den Drohungen deutscher Fürsten, denn diese, so äußerte sich Karl VII., fürchte er nicht; die wolle er alle schlagen, einen nach dem andern, sondern aus Furcht vor der erwachenden Volkskraft in den Bürgern und Bauern, die ingrimmig die Söldner niederschlugen, „wie eine gebundene Kuh". Mehr als zehntausend, so sagten die Schinder selbst, seien ihrer im deutschen Lande von den Städtern und Bauern niedergemacht worden.*)

Zu derselben Zeit, da Karl VII. den Dauphin mit einem Heere gegen den Rhein entsandte, hatte er selbst, von Herzog Renatus begleitet, ein zweites Heer aus der Champagne nach Lothringen geführt. Es war das erste Mal seit der Ottonenzeit, daß ein französischer König an der Spitze eines feindlichen Heeres die obere Maas überschritt. Karl richtete seinen Marsch zunächst gegen die zum Bistume Metz gehörige Stadt Epinal an der oberen Mosel. In einem vorausgesandten Manifeste verkündete er, daß er an die Grenze der Herzogtümer Bar und Lothringen gekommen sei, um verschiedene Länder, Herrschaften und Städte, die vor alters zur Krone Frankreich gehört hätten, unter seine Botmäßigkeit zurückzubringen. Die Stadt, die seit langem mit ihrem Oberherrn, dem Bischofe von Metz, im Streite lag, öffnete dem heranziehenden Könige die Thore, und ohne Rücksicht auf die Rechte des Reiches pflanzte Karl auf den Türmen die Banner Frankreichs auf und ließ sich von der Bürgerschaft Gehorsam schwören. Von Epinal zog er mit Renatus gegen Metz, während der Marschall von Brezé und Johann von Lützelstein einen anderen Kriegshaufen gegen Toul und Verdun führten.

Die genannten drei Städte, durch Gewerbefleiß und Handel zu Reichtum und Macht gelangt, hatten schon in der

*) Janssen, Frankreichs Rheingelüste.

ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter fortwährenden Kämpfen die Herrschaft ihrer Bischöfe abgeschüttelt und sich zu bürgerlicher Selbständigkeit erhoben. Das Einströmen höriger Leute vom Lande*) — die Stadtluft machte frei — hatte auch ihre Volkszahl bedeutend gemehrt. Grund und Boden befand sich meist in den Händen des städtischen Patriziates, das sich im Besitze des Stadtregimentes zu behaupten suchte und künstliche Genossenschaften gebildet hatte zu dem Zwecke, den alten Familien das ausschließliche Recht auf die Gemeindeämter gegenüber den gewerbetreibenden, nach gleichen politischen Rechten strebenden Volksteilen zu sichern. Eifersüchtig wehrten die Regierenden auch jede Einmischung des Bischofes in die städtischen Angelegenheiten ab. Obgleich manche von ihnen Abkömmlinge zinspflichtiger Leute der Abteien waren, forderten sie die Geistlichen, die sich auf das Privilegium ihrer Immunität steiften, vor die städtischen Gerichtshöfe, zogen sie zu den gemeinen Lasten heran und widersetzten sich hartnäckig jeder Mehrung des geistlichen Besitzes, indem sie die Übertragung von Liegenschaften an die Kirche verboten. Die Bischöfe hatten ihre alten städtischen Residenzen verlassen und ihren Sitz in einen festen Platz des Fürstbistums verlegt; der von Metz hatte seinen glänzenden Hofhalt in Vic aufgeschlagen, der von Tull in dem festen Liverdun.

Der steigende Geldreichtum der Bürger, denen im Laufe der Zeit die meisten Herrn tief verschuldet wurden, und mehr

---

*) In dem Schutzbriefe, den Kaiser Heinrich VI. 1195 der Stadt Verdun ausstellte, heißt es: „Um die zahlreichen Dienste und Beweise von Hingebung Unserer treuen Bürger von Verdun anzuerkennen, nehmen Wir sie und ihre Güter unter den besonderen Schutz Unserer Majestät. Wir erklären daher alle Angriffe und Feindseligkeiten, die zu ihrem Schaden unternommen werden, als gegen Uns verübt und werden sie, grade als ob sie gegen Uns gerichtet wären, strenge unterdrücken. Wir geben ferner jedermann das Recht, sich in ihrer Stadt frei niederzulassen und dort Bürger zu werden."

noch der Umstand, daß die großen Geldleute Lehen und Afterlehen, die ihnen als Pfänder für Darlehen übergeben waren, an sich brachten, ohne sich um die Lehnspflichten näher zu kümmern, reizte indes den Neid und den Haß der Mächtigen gegen die Städte auf und verwickelte sie in vielfache Zerwürfnisse und Kriege mit den verschuldeten Feudalherrn. Ununterbrochen hatten sie sich ihrer Feinde zu erwehren. Von dem Reiche, dessen Hilfe sie in schwieriger Lage anriefen, dessen geschwächte Macht aber weder die entfernten Westgrenzen zu schützen noch den Landfrieden zu wahren vermochte, sahen sie sich meist verlassen, und so hatten Toul und Verdun sich zeitweilig unter den Schutz der französischen Könige begeben. Anderseits suchten aber auch die Städter, die infolge des wachsenden Reichtums der Selbstsucht und politischen Charakterlosigkeit verfielen, der das geldreiche Bürgertum so leicht verfällt, sich unter allerlei Vorwänden den Beschwerden und Lasten zu entziehen, die ihnen das staatsrechtliche Verhältnis zum Reiche auferlegte. Pochend auf ihre Rechte und Freiheiten, die ihnen von den deutschen Königen und Kaisern, zuletzt von den Kaisern des luxemburgischen Hauses, wiederholt bestätigt waren, rühmten sie sich gerne ihrer Unabhängigkeit; weder dem römischen Könige noch dem Könige von Frankreich seien sie zu Abgaben und Diensten verpflichtet, und nach eigenem Ermessen hätten sie über Krieg und Frieden zu bestimmen. Sie wollten, wie dies auch später die Herzöge von Lothringen thaten, wohl die Vorteile des Reichsschutzes genießen, aber nicht die mit ihrer Reichsangehörigkeit verbundenen Pflichten auf sich nehmen; sie liebten es auch zeitweilig, zwei Schutzherrn zu haben, um keinem von beiden etwas zu leisten. An Macht und Reichtum ragte unter ihnen Metz hervor. Infolge seiner Lage an der Grenze Deutschlands, Frankreichs und Luxemburgs bildete es den natürlichen Durchgangspunkt und das Warenlager für den Handel zwischen Deutschland und Frankreich, Italien und den Niederlanden.

Durch sieben Thore gingen die Erzeugnisse dieser Länder aus und ein. Die Kunst seiner zahlreichen Gewerbetreibenden versorgte den Adel der umliegenden Gebiete mit Harnischen, Speeren, Sätteln und Lederzeug, Teppichen und Polstern, goldenen und silbernen Gefäßen und Schmucksachen. So hatte sich in der Stadt ein großer Reichtum angehäuft, der es der Bürgerschaft leicht machte, ihre Mauern mit dem besten Geschütze zu versehen, eine Waffenmacht von 700 Roß zu unterhalten und starke Verbündete für sich zu gewinnen. Ein mächtiger Mauerring mit 68 Türmen umschloß eine Bevölkerung von angeblich 80 000 Bürgern, ohne die Bewohner der Vorstädte zu rechnen, die in den häufigen Fehden Zuflucht hinter den Wällen der Stadt suchten. Als angesehene Reichsstadt war Metz zu einem Römermonate von 25 Mann zu Roß und 150 Mann zu Fuß veranschlagt, während die Reichsstadt Tull nur zwei Mann zu Roß und 15 zu Fuß und Verdun 5 zu Roß und 25 zu Fuß zu stellen hatten. Aber groß wie ihr Reichtum und ihre Macht, war auch die Zahl ihrer Feinde. Die Herzöge von Lothringen und Bar, die Grafen von Salm, Vaudémont und Luxemburg wie ein großer Teil der Ritterschaft waren den reichen Geldleuten der Stadt tief verschuldet. Um zu ihrem Gelde zu kommen, griffen die Städter mitunter zu eigenmächtiger Pfändung; häufiger aber noch geschah es, daß die verschuldeten Fürsten, Bischöfe, Grafen und Ritter sich ihrer Schulden dadurch zu entledigen suchten, daß sie sich unter irgend einem Vorwande mit überlegener Macht vor die Stadt legten und ihren ganzen Verkehr unsicher machten. Denn da die Stadt einen sehr ausgedehnten Handel hatte, so war die Unterbrechung ihres gewinnbringenden Verkehrs für die verschuldeten Herrn ein bequemes Mittel, die Bürgerschaft mürbe zu machen und ihr den Verzicht auf ihre Schuldforderungen abzunötigen. Auch sonst waren die Herren und Ritter nicht um Mittel verlegen, den Bürgern einen Teil des Geldes abzupressen, das

Handel und Gewerbfleiß ihnen einbrachte. In diesen und anderen Widerwärtigkeiten hatte die Stadt, so wichtig ihre Bedeutung für das Reich auch war, sich von dessen Hilfe verlassen und auf die eigene Kraft und Abwehr oder auf fremden Beistand angewiesen gesehen.*) Leicht hätte da

*) So hatten sich im August 1324 der Herzog Friedrich III. von Lothringen, der Graf Eduard von Bar, der Kurfürst Balduin von Trier, der König Johann von Böhmen und der Graf von Luxemburg verbunden, die reiche Stadt mit gemeinsamen Kräften zu bezwingen und die Beute gleichmäßig unter sich zu teilen. Als Vorwand zu diesem Raubzuge gaben sie an, daß Metzer Bürger Güter und Herrschaften, deren Lehnsherren die Fürsten seien, durch Pfandschaft an sich gebracht hätten. Da sie von den Metzern eine energische Abwehr erfuhren, luden sie sogar den König von Frankreich, Karl IV. ein, sich ihrem Bunde anzuschließen. Der Krieg setzte sich in gegenseitigen Raub- und Verwüstungszügen anderthalb Jahre fort. Das deutsche Reich regte sich nicht, weder zum Schutze der Stadt, noch zur Wahrung des Landfriedens.

Dem Herzoge Karl II. gab 1427 ein Korb Äpfel Anlaß, mit der Stadt einen Krieg zu beginnen, der nahezu drei Jahre dauern sollte. Die Abtei St. Martin vor Metz und das zu ihr gehörige Dorf lag eingeschlossen in dem Stadtgebiete von Metz, stand aber unter der Herrschaft des Herzogs, von dem die Äbte des Klosters die Investitur empfingen. Der von Karl II. eingesetzte Abt Chaillot hatte sich das Mißfallen des Herzogs zugezogen und stand mit den Klosterbrüdern in schlechtem Einvernehmen. Er zog sich deshalb in eine ihm gehörige Privatwohnung in der Stadt zurück. Im September 1427 ließ er im Klostergarten einen Tragkorb Äpfel brechen und in seine in der Stadt gelegene Wohnung bringen. Die Klosterleute machten dem herzoglichen Amtmanne von diesem Äpfeltransporte Anzeige, und dieser forderte den Abt zur Zahlung eines Ausfuhrzolles auf, weil das Obst aus dem Herzogtume Lothringen in die Stadt Metz gebracht sei. Die Stadtbehörde untersagte aber dem Abte, den verlangten Zoll zu zahlen, da solches den Rechten und Freiheiten der Stadt zuwider sei, zeigte sich aber bereit, die Sache vor den städtischen Gerichten entscheiden zu lassen. Der Herzog erklärte sich indes damit nicht zufrieden, und gereizt über den Widerstand, den seine ungestümen Forderungen fanden, befahl er dem Prevot von Preny, in das Metzer Gebiet einzufallen und sich alles, dessen er habhaft werden könne, als Pfand zu bemächtigen.

der Gedanke kommen können, daß es besser für die Stadt sei, zu Frankreich zu gehören als dem Reiche zu steuern und doch schutzlos zu sein; waren doch auch viele der einflußreichen patrizischen Familien durch Herkommen und Handelsverkehr wie durch persönliche Beziehungen mit Frankreich enge verbunden. In den englischen Kriegen hatten viele ihrer Söhne für die Sache Frankreichs gestritten, und angesehene Mitglieder des Patriziates, wie die Gournays und Dex, bezogen Pensionen des französischen Hofes. Anderseits aber wußte die Bürgerschaft zu wohl, wie schwer das Szepter der französischen

---

Die herzoglichen Leute überfielen sofort das Dorf Corny und trieben die Viehherde fort. Da die Metzer auf lothringischem Gebiete Vergeltung übten, kündete ihnen Karl II. den Krieg an und verbot alle Zufuhr aus seinem Gebiete nach Metz. Die aus der Stadt fielen dagegen über das Kloster und das Dorf St. Martin her und brannten beide bis auf die Abtei und die Pfarrkirche nieder. Dieser Krieg wurde fortgesetzt bis 1429 und nahm immer weitere Ausdehnung an. Ein großer Bund, dem die lothringische Ritterschaft, der Herzog von Bar, der Markgraf von Baden, die Herrn von Bolchen und Rodemachern, hochadlige Straßenräuber dieser Zeit, angehörten, brachte im Juli dieses Jahres zehntausend Mann zu Roß und zwanzigtausend zu Fuß gegen die Stadt auf. Sie legten sich vor die Thore, verheerten die umliegenden Dörfer und Flecken, mähten die Früchte auf den Feldern nieder, zerstörten die Weinberge, schälten die Bäume ab und griffen alle Angehörigen der Stadt auf, deren sie habhaft werden konnten. Die in der Stadt aber ließen sich nicht schrecken. Sie waren mit Kriegsleuten und Lebensmitteln gut versehen und machten fortwährende Ausfälle. Der Krieg dauerte in dieser Weise fort bis zum Dezember. Da gelang es dem Bischofe von Metz und dem Grafen Salm einen Frieden zu vermitteln, so daß die Stadt dem Herzoge Karl eine Summe von 60000 Gulden für Auslieferung der Gefangenen zu zahlen versprach. Obschon dieser Friede öffentlich verkündet wurde, wollte der Herzog, der gichtkrank in Nancy lag, von dem Übereinkommen nichts wissen und glaubte für Loslassung der Gefangenenen die Summe von 100000 Gulden und dazu die Unterwerfung der Stadt unter seine Herrschaft fordern zu müssen. Erst der Tod Karls machte den Feindseligkeiten ein Ende. Das deutsche Reich aber hatte den langen Widerwärtigkeiten wiederum unthätig und teilnahmlos zugesehen.

Könige auf den ungelehrigen Ständen Frankreichs laſte, um nicht vor dem bloßen Gedanken an eine franzöſiſche Oberherrſchaft zurückzuſchrecken. Und jetzt zog Karl VII., begleitet von dem Herzoge von Lothringen, mit großer Heeresmacht heran und forderte die Stadt auf, ſich ihm zu unterwerfen.

Als man in Metz von dem Herannahen des Königs hörte, rüſtete man zu entſchloſſenem Widerſtande. Die Mauern wurden verſtärkt, die Gräben vertieft, die Wohnungen, Gartenhäuſer und Baumanlagen vor den Thoren niedergelegt und ausreichende Vorräte in die Stadt geſchafft. Über 30 000 Landbewohner, die bei dem Anzuge des franzöſiſchen Heeres ihre Dörfer verließen, fanden Aufnahme in dem mächtigen Mauerring. Mitte September ſtand Karl vor der Stadt. Er richtete einige Kanonenſchüſſe gegen die Mauern und forderte die Bürgerſchaft durch einen Waffenherold auf, die Thore zu öffnen und dem Könige von Frankreich als ihrem rechtmäßigen Herrn zu huldigen. Am anderen Tage kamen als Abgeſandte der Stadt fünf Mitglieder des Rates in das Hauptquartier des Königs nach Nancy. Die Bürger von Metz, ſo erklärten ſie, ſeien ſich nicht bewußt, durch irgend etwas die Ungnade des Königs verdient zu haben; niemals ſeien ſie ihm entgegen oder Verbündete ſeiner Feinde geweſen, vielmehr hätten ihre edlen Geſchlechter gegen Engländer und Burgunder freiwillig für die Sache Frankreichs geſtritten. Gerne ſeien ſie bereit, dem Könige alle mit ihrer Ehre verträglichen Opfer zu bringen und ihn mit allen Ehrenbezeugungen zu empfangen, wenn er ohne Heer in die Stadt kommen wolle; im übrigen aber ſei die Stadt dem Könige zu nichts verpflichtet, ſie ſei eine freie, kaiſerliche Stadt und habe alle Zeit zum deutſchen Reiche gehört. Auf dieſe Rede der Abgeſandten antwortete im Namen des Königs der Parlamentsrat Raboteau. Wenn es nötig ſei, werde der König durch Zeugen, Urkunden und Chroniken darthun, daß ſie Unterthanen der Krone Frankreichs ſeien und auch zu allen Zeiten geweſen ſeien. Wohl

wisse der König, daß es ihre Art sei, stets Vorbehalte und Winkelzüge zu machen. Wenn statt seiner der römische König mit einem Heere gekommen wäre und Gehorsam gefordert hätte, so würden sie, um sich dessen Gebot zu entziehen, vorgeschützt haben, sie seien Unterthanen der Krone Frankreichs. Gerade so hätten sie in früherer Zeit stets ihre Zugehörigkeit zum deutschen Reiche als Vorwand genommen, um sich ihren Pflichten zu entziehen, wenn die Könige Frankreichs den schuldigen Gehorsam gefordert hätten. Wie die Stadt zum Reiche stehe, darüber werde der König sich später mit dem römischen Könige auseinandersetzen, für jetzt verlange er sofortige Unterwerfung. Auf diese Rede, die in bitteren Worten viele Wahrheiten enthielt, erhob sich der Ratsherr Nikolas Louve und erklärte laut: „So thun wir euch denn zu wissen, daß wir vorziehen werden zu sterben, ehe man uns vorwerfen soll, wir hätten den großen Adler des Reiches besudelt". Damit brachen die Unterhandlungen ab, und der König begann, die Stadt von allen Seiten einzuschließen.

Unterdes sandte Kaiser Friedrich III. auf Drängen der Stadt Tull im Oktober den Bischof Peter von Augsburg in das Lager des Königs, um sich wegen der Besetzung Epinals und des feindlichen Einbruches in die Bistümer zu beschweren und den Herzog von Lothringen an die Pflichten eines Reichsfürsten zu mahnen. Karl VII. stellte dem kaiserlichen Boten alle feindseligen Pläne gegen das Reich in Abrede; er sei erstaunt über die Klagen, welche die Schöffen von Tull gegen ihn erhoben hätten, mehr aber noch darüber, daß der Kaiser den Klagen so leichten Glauben geschenkt habe. Sein Vorhaben sei nur, das alte Herzogtum Lothringen wieder herzustellen, denn Renatus, der rechtmäßige Herzog von Lothringen, habe ein Recht auf die Landschaften und Städte, die einst zum Königreiche Austrasien gehört hätten. Die Beschwerden wegen Epinals beantwortete der König mit einem Spotte, der an den grausamen Hohn erinnert, mit dem Philipp von

Mazedonien einst über sein Verfahren gegen die Oreiten scherzte.*) Die Bewohner dieser Stadt, so erklärte er dem kaiserlichen Gesandten, hätten von jeher das Recht gehabt, sich ihren Herrn zu wählen; in großer Not hätten sie ihn herbeigerufen, und Pflicht der Könige sei es doch, Unglückliche zu schützen und Bedrückte aufzunehmen. Deutlicher noch war die Sprache, die Karl um diese Zeit vor den Boten des Kurfürsten von Trier, Jakob von Sierk, hören ließ, die gekommen waren, um über die Raubzüge Beschwerde zu führen, welche die französischen Truppen in das Trierische Gebiet gemacht hatten. Frankreich, so ließ sich der König aus, müsse das Land bis an den Rhein haben; auch wolle er streiten für den deutschen Adel und die deutsche Freiheit gegen das Haus Österreich; dieses müsse klein werden, und er wolle ihm in Ungarn und Böhmen ein Spiel spielen, dessen es sich nicht versehen solle.

Sieben Monate lang, vom Ende September bis zum April des folgenden Jahres, wehrte die wackere, durch Fluß, Gräben und Wälle geschützte Stadt alle Versuche und Stürme des Königs ab. Ein wilder Haß hatte sich zuletzt der Belagerten bemächtigt, so daß sie alle Franzosen, die ihnen bei den häufigen Ausfällen in die Hände gerieten, auf den Wällen gleich Räubern aufknüpfen ließen. An den Mauern von Metz brachen sich die weitgehenden Entwürfe des Königs. Unterdes hatten die ausgesprochenen Absichten Frankreichs, sich Lothringens und des Elsasses zu bemächtigen, auch eine neue Annäherung Philipps des Guten an das Reichsoberhaupt herbeigeführt, und nicht zum wenigsten war es die drohende Haltung Burgunds, die den König veranlaßte, im April 1445 die Belagerung von Metz aufzuheben. Vor seinem Abzuge erpreßte er von der Bürgerschaft ein Lösegeld von 84 000

*) Er habe gehört, so läßt Demosthenes Philipp sagen, daß es den Oreiten schlecht gehe, und da schicke es sich doch für Bundesgenossen und wahre Freunde, zu kommen und zu helfen. Philipp. Reden III. 13.

Goldgulden und erwirkte dem Herzoge Renatus einen Nachlaß ſeiner Schuld im Betrage von hunderttauſend Goldgulden. Das Unternehmen Karls VII., das ſo Großes bezweckt hatte, endete ſo wie ein gewöhnlicher Raub- und Beutezug. Von der Stadt Tull ließ er ſich ein Löſegeld von 5500, von Verdun ein ſolches von 3000 Goldgulden geben. Beide Städte mußten außerdem verſprechen, „unbeſchadet der Rechte des Kaiſers und ihres Verhältniſſes zum Reiche“ ſich unter den Schutz Frankreichs zu ſtellen; für dieſen Schutz ſollte Tull ein Jahrgeld von 400 und Verdun 500 Livres zahlen. Am 6. Juli kam auch zwiſchen dem Könige, dem Kaiſer und dem Herzoge von Burgund ein Vertrag zu ſtande, nach dem Mömpelgard, das noch immer von den Franzoſen beſetzt war, dem Grafen von Wirtemberg zurückgegeben, dem Herzoge Renatus aber das noch rückſtändige Löſegeld von Philipp dem Guten erlaſſen wurde. Wegen der übrigen Beſchwerden des Reiches wurde nahezu noch zwei Jahre ohne jedes Ergebnis verhandelt. Unterdes zogen die franzöſiſchen Raubbanden in Lothringen und in den Bistümern plündernd umher, bis der neu ausbrechende Krieg mit England ſie in andere Gegenden führte.

Ohne Zweifel barg das geheime Übereinkommen von Tours zwiſchen Karl VII. und dem Herzoge Renatus noch andere weitausſchauende Abſichten, die über die linksrheiniſchen Länder hinaus auf Italien gerichtet waren und zuſammenhingen mit den neapolitaniſchen Plänen des Hauſes Anjou, welche ſpäter die Nachfolger Karls VII. in ihre Politik aufnahmen.

Der mißlungene Raubzug Karls VII. gegen das Elſaß und die reichsfreien Städte blieb auf lange hinaus, bis auf den Raub der Bistümer durch Heinrich II., der kühnſte und gewaltſamſte Verſuch Frankreichs, ſeine Herrſchaft über die linksrheiniſchen Länder auszudehnen. Die beſtialiſche Wildheit, welche dieſen Einbruch franzöſiſcher Kriegsbanden in deutſche Reichsgebiete begleitete, war für die Zeitgenoſſen eine neue

Erſcheinung. Sie machte auf die Phantaſie der Mitlebenden einen ſtarken Eindruck und wirkte in der Erinnerung des deutſchen Volkes nachhaltig fort; ſie vertiefte den alten, ſchon den Zeitgenoſſen Kaiſer Heinrichs III. bewußten Haß gegen die Wälſchen, den während des zweiten Kreuzzuges der ſchadenfrohe Spott der Franzoſen über das Mißgeſchick der Deutſchen neu belebt und die treuloſe Staatskunſt des vierten und ſechſten Philipp weit in der Nation verbreitet hatte.

Nach der erfolgloſen Belagerung von Metz hatte ſich Renatus mit dem Könige nach Nancy begeben, um dort unter großen Feſtlichkeiten die Vermählung ſeiner beiden Töchter Jolantha und Margareta mit Friedrich von Vaudémont und mit Heinrich VI. von England zu vollziehen. Die jüngere Margareta mußte zuvor allen Anſprüchen auf das väterliche und mütterliche Erbe entſagen. Um aber ſeinen engliſchen Schwiegerſohn doch nicht leer ausgehen zu laſſen, übertrug ihm Renatus die Königreiche Majorka und Minorka, als deren Souverän er ſich betrachtete, zu künftiger Eroberung, falls er ſelbſt nicht ſchon früher Herr dieſer Reiche geworden ſei. Bald darauf verließ er Lothringen auf immer und begab ſich in die heitere Provence, wo er der nie erfaßten Kronen von Neapel, Sizilien, Jeruſalem und Aragonien vergeſſend als „Schäferkönig“ mit der ſchönen und gutherzigen Schäferkönigin Albertaz malte, betete und Verſe machte und mit der Pflege von Roſen, Obſtbäumen und ſeltenen Vögeln ſein Daſein erheiterte, bis ſein Tod 1480 die Lothringer wieder daran erinnerte, daß er gelebt habe. Er hatte nämlich, als im Jahre 1453 die Herzogin Iſabella in Angers geſtorben war, das Herzogtum Lothringen ſogleich ſeinem Sohne Johann von Calabrien übertragen, während er das Herzogtum Bar, das er für ſich behalten hatte, durch ſeinen

Schwiegersohn Friedrich von Vaudémont als Statthalter verwalten ließ.

Johann II. (1453—1470), der weniger ein Herzog von Lothringen als ein bald ergebener, bald trotziger und rebellischer Kronvasall Frankreichs war, gehört kaum der lothringischen Geschichte an. Von dem französischen Hofe empfängt er Pensionen und Ehrenstellen, wohnt als ein Pair Frankreichs den Krönungstagen und Hoffesten bei und führt das Aufgebot seiner lothringischen Vasallen in die Normandie und nach Guyenne zum Kampfe gegen die Engländer, immer geleitet durch die trügerische Hoffnung, daß er dadurch den Beistand des Königs gewinnen werde, um die Ansprüche seines Hauses auf die Kronen Neapels und Aragoniens zu verwirklichen. Seine abenteuernden Kriegszüge nach Italien und Spanien, durch die er sein Land an Mitteln und Menschen erschöpfte, liegen dem Plane unserer Geschichte fern. Als er 1461, arm an Geld und Ruhm, von einem verunglückten Zuge aus Italien zurückkehrte, war Karl VII. gestorben und der Dauphin als Ludwig XI. König von Frankreich geworden. In der Rolle eines französischen Paladins wohnte Johann mit einem zahlreichen Gefolge des lothringischen Adels in Rheims der Krönung des Königs bei, begleitete ihn von da nach Paris und bat ihn um Geld und Truppen zur Eroberung des Königreiches Neapel. Ludwig XI., schon in jungen Jahren ein Meisterstück von Heuchelei und Verstellungskunst, war den abenteuernden Plänen des Herzogs tief abgeneigt, stellte ihm aber gleichwohl seine Hilfe in Aussicht, um dadurch eine Verlobung seiner Tochter Anna mit Johanns ältestem Sohne Nikolas zu stande zu bringen. Mit einer reichen Beihilfe von 100000 Livres, die ihm die lothringischen Stände bewilligten, und im festen Vertrauen auf die Verheißungen des Königs rüstete Johann 1462 einen neuen Zug gegen Neapel aus. Ludwig XI. hatte den Schein angenommen, als sei er dem Unternehmen günstig, insgeheim aber ließ er den König Ferdinand in

Erscheinung. Sie machte auf die Phantasie der Mitlebenden einen starken Eindruck und wirkte in der Erinnerung des deutschen Volkes nachhaltig fort; sie vertiefte den alten, schon den Zeitgenossen Kaiser Heinrichs III. bewußten Haß gegen die Wälschen, den während des zweiten Kreuzzuges der schadenfrohe Spott der Franzosen über das Mißgeschick der Deutschen neu belebt und die treulose Staatskunst des vierten und sechsten Philipp weit in der Nation verbreitet hatte.

Nach der erfolglosen Belagerung von Metz hatte sich Renatus mit dem Könige nach Nancy begeben, um dort unter großen Festlichkeiten die Vermählung seiner beiden Töchter Jolantha und Margareta mit Friedrich von Vaudémont und mit Heinrich VI. von England zu vollziehen. Die jüngere Margareta mußte zuvor allen Ansprüchen auf das väterliche und mütterliche Erbe entsagen. Um aber seinen englischen Schwiegersohn doch nicht leer ausgehen zu lassen, übertrug ihm Renatus die Königreiche Majorka und Minorka, als deren Souverän er sich betrachtete, zu künftiger Eroberung, falls er selbst nicht schon früher Herr dieser Reiche geworden sei. Bald darauf verließ er Lothringen auf immer und begab sich in die heitere Provence, wo er der nie erfaßten Kronen von Neapel, Sizilien, Jerusalem und Aragonien vergessend als „Schäferkönig" mit der schönen und gutherzigen Schäferkönigin Albertatz malte, betete und Verse machte und mit der Pflege von Rosen, Obstbäumen und seltenen Vögeln sein Dasein erheiterte, bis sein Tod 1480 die Lothringer wieder daran erinnerte, daß er gelebt habe. Er hatte nämlich, als im Jahre 1453 die Herzogin Isabella in Angers gestorben war, das Herzogtum Lothringen sogleich seinem Sohne Johann von Calabrien übertragen, während er das Herzogtum Bar, das er für sich behalten hatte, durch seinen

Schwiegersohn Friedrich von Vaudémont als Statthalter verwalten ließ.

Johann II. (1453—1470), der weniger ein Herzog von Lothringen als ein bald ergebener, bald trotziger und rebellischer Kronvasall Frankreichs war, gehört kaum der lothringischen Geschichte an. Von dem französischen Hofe empfängt er Pensionen und Ehrenstellen, wohnt als ein Pair Frankreichs den Krönungstagen und Hoffesten bei und führt das Aufgebot seiner lothringischen Vasallen in die Normandie und nach Guyenne zum Kampfe gegen die Engländer, immer geleitet durch die trügerische Hoffnung, daß er dadurch den Beistand des Königs gewinnen werde, um die Ansprüche seines Hauses auf die Kronen Neapels und Aragoniens zu verwirklichen. Seine abenteuernden Kriegszüge nach Italien und Spanien, durch die er sein Land an Mitteln und Menschen erschöpfte, liegen dem Plane unserer Geschichte fern. Als er 1461, arm an Geld und Ruhm, von einem verunglückten Zuge aus Italien zurückkehrte, war Karl VII. gestorben und der Dauphin als Ludwig XI. König von Frankreich geworden. In der Rolle eines französischen Paladins wohnte Johann mit einem zahlreichen Gefolge des lothringischen Adels in Rheims der Krönung des Königs bei, begleitete ihn von da nach Paris und bat ihn um Geld und Truppen zur Eroberung des Königreiches Neapel. Ludwig XI., schon in jungen Jahren ein Meisterstück von Heuchelei und Verstellungskunst, war den abenteuernden Plänen des Herzogs tief abgeneigt, stellte ihm aber gleichwohl seine Hilfe in Aussicht, um dadurch eine Verlobung seiner Tochter Anna mit Johanns ältestem Sohne Nikolas zu stande zu bringen. Mit einer reichen Beihilfe von 100000 Livres, die ihm die lothringischen Stände bewilligten, und im festen Vertrauen auf die Verheißungen des Königs rüstete Johann 1462 einen neuen Zug gegen Neapel aus. Ludwig XI. hatte den Schein angenommen, als sei er dem Unternehmen günstig, insgeheim aber ließ er den König Ferdinand in

Neapel über die Absichten Johanns, dessen Tollheiten er in keiner Weise begünstigen werde, unterrichten. Das neue italische Abenteuer Johanns ging unglücklich aus wie das vorhergehende. Durch Zufall geriet indes ein Schreiben Ludwigs XI. an den König Ferdinand in seine Hände, aus dem er das unwürdige Trugspiel erkannte, das Ludwig gegen ihn getrieben hatte. Haßerfüllt gegen den verräterischen König, kehrte er im Anfange des Jahres 1464 von seinem gescheiterten Unternehmen heim und schloß sich jetzt enge dem Bunde an, den inzwischen die vornehmsten Herrn Frankreichs gegen die Regierung des elften Ludwig gebildet hatten. Häupter dieses Bundes, der unter dem Namen der ligue du bien public bekannt ist, waren des Königs eigener Bruder, der Herzog von Berry, die Herzöge von Bretagne und Bourbon und der Graf von Charolais, der Sohn des Herzogs Philipp von Burgund.

Seit den ergebnislosen Verhandlungen über die Erlangung einer burgundischen Königskrone hatte sich Philipps des Guten ganze Thätigkeit wieder auf die Niederlande gerichtet. Er unterdrückte dort die Freiheit der demokratischen Städte, entzog den Bürgern die Waffen und gründete in den blühenden germanischen Ländern eine volle französische Herrschaft, deren Folgen sich seitdem in einem sonderbaren Zwitter- und Doppelwesen jener Gebiete erhalten haben. Der alte Gegensatz seines Hauses zu dem verwandten Geschlechte der Valois erhielt unterdes neue Nahrung. Zwischen Karl VII. von Frankreich und seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, hatte sich frühe ein Haß gebildet, der mit jedem Jahre erbitterter geworden war. Zuletzt hatte der Dauphin an dem Hofe Philipps des Guten in Brüssel Aufnahme und Schutz gesucht. Philipp hatte ihn mit vielen Ehren aufgenommen, ihm reiche Jahrgelder für seinen Hofhalt angewiesen und seinen Sohn Karl, den ritterlich stolzen und tollkühnen Grafen von Charolais, bestimmt, für die Unterhaltung des Prinzen

zu ſorgen. Gerade dieſer Verkehr aber hatte in den ganz verſchieden gearteten Prinzen eine gegenſeitige Abneigung erzeugt, ſo daß der beſtehende politiſche Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Burgund ſpäter noch durch den perſönlichen Haß der Herrſcher verſtärkt wurde. Durch den Tod ſeines Vaters ward Ludwig 1461 König von Frankreich. Des Gefühles der Dankbarkeit wie jeder edleren Regung bar und nur bedacht auf Mehrung einer unbeſchränkten Königsgewalt, ſah Ludwig XI. in dem Herzoge, der ihn bisher beſchützt hatte, nur noch den gefährlichen Vaſallen, deſſen Macht auf jede Weiſe zu brechen ſei. Er begann deshalb, insgeheim alle Feinde des Herzogs zu begünſtigen und ihn wie ſeinen Sohn als Vaſallen der Krone Frankreichs durch Forderungen aller Art zu demütigen und zu kränken. Die Folge dieſer Umtriebe des Königs war, daß der Graf von Charolais in den oben genannten Bund eintrat, den die Großen Frankreichs gegen Ludwig XI. geſchloſſen und mehrere Jahre mit vielem Geſchicke geheim gehalten hatten. Dieſem Bunde näherte ſich auch der Herzog Johann, als er empört über die Treuloſigkeiten des Königs im Jahre 1464, von ſeinem erfolgloſen Unternehmen gegen Neapel zurückkehrte. Vergebens mahnte ihn der alte Renatus von dem Bündniſſe mit dem Grafen von Charolais ab. Auch Ludwig XI. ſuchte den Gekränkten wieder für ſich zu gewinnen, indem er ihm wiederholt reiche Hilfsgelder zu einem neuen italiſchen Unternehmen verſprach. Aber der Herzog, mächtig angezogen von dem geiſtesverwandten, tollen Grafen von Charolais, wies alle Anerbietungen Ludwigs zurück, denn er habe erfahren, was die Verheißungen eines Königs wert ſeien; als freier Fürſt ſei er dem Bunde der Prinzen beigetreten, und er hoffe dem falſchen Könige einen Faden zu drehen, den weder er noch ſeine Günſtlinge auflöſen würden. Johann führte den Verſchworenen ein ſtattlich ausgerüſtetes Heer zu, in dem vor allem eine Schar ſchweizeriſches Fußvolkes — es waren die erſten Schweizertruppen, die

Frankreich sah — ein allgemeines Aufsehen erregte wegen der ungewohnten kriegerischen Ordnung, mit der sie alle taktischen Übungen ausführte.

Wie später in Deutschland die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes und anderer Fürsten- und Magnatenverschwörungen alter und neuer Zeit immer das Nationalwohl vorschützten, wenn es sich um Befriedigung ihrer selbstsüchtigen Absichten handelte, so erließen damals die verschworenen französischen Großen als „Bund des öffentlichen Wohles" ein heftiges Manifest, in dem es hieß, nur Mitleid mit dem armen Volke und das Beste der Krone treibe sie, den König, der die Ratschläge des Adels verachte und in seinem Rate die Prinzen und Großen durch gemeine Leute ersetzt habe, zu einer Änderung seines Verhaltens zu zwingen. Im Juli 1465 zogen die Verbündeten nach einem siegreichen Kampfe gegen die königlichen Truppen bei Montlhéry vor Paris, wo der König, den die Pariser in Spottliedern verhöhnten, sich bald von aller Hilfe entblößt sah. In seiner Not griff Ludwig zu den Mitteln der Arglist, in denen er Meister war. Er beschloß, mit seinen Gegnern einzeln zu verhandeln, einem jeden alles zu versprechen und alle zu betrügen: „eine große Gnade," sagt Comines, „die Gott dem Fürsten verleiht, der es zu machen weiß." Er schloß mit jedem der Fürsten und Herrn besondere Verträge, gab alles preis, die königlichen Rechte und die Rechte der Stände und kaufte einen gegen den andern, um einen durch den andern zu verderben. Der kriegstüchtige aber geldarme Herzog von Lothringen, den der König durch den Vertrag von St. Maur (20. Oktober) für sich gewann, zog aus dieser Lage reichen Gewinn. Ludwig XI. entsagte nämlich allen bisherigen Hoheitsrechten über Neufchateau, Chatenoy, Montfort und Grant, so daß die lehnsrechtlichen Ansprüche der französischen Könige sich seitdem nur noch auf das westliche Bar erstreckten. Er gab dem Herzoge ferner hunderttausend Goldgulden bar zu einem neuen Unternehmen gegen Neapel und versprach ihm

zu demſelben Zwecke wie zu einem neuen Anſchlage auf die Stadt Metz 500 Lanzen zu je fünf Mann nebſt dem erforderlichen Solde und überdies noch eine jährliche Penſion von 24 000 Gulden, „damit er deſto leichter ſeine Staaten zu des Königs Nutzen in gutem Stande erhalte“. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs ward dieſer Vertrag im November 1465 von dem Parlamente gutgeheißen. Auch das geplante Ehebündnis des Prinzen Nikolas mit Ludwigs Tochter Anna, der ſpäteren Dame von Beaujeu, wurde, nachdem man Jahre lang nicht mehr davon geredet hatte, wieder aufgenommen. Im Juli 1466 begab ſich der Prinz nach Paris, um ſeine Vermählung mit Anna zu feiern. Der allgemeinen Annahme, als ſei die Ehe nie abgeſchloſſen worden, ſteht die Thatſache entgegen, daß Nikolas und die Prinzeſſin in Paris öffentlich als Mann und Frau mit einander lebten, und daß der ſonſt ſo vorſichtige König dem Prinzen einen beträchtlichen Teil des feſtgeſetzten Heiratsgutes auszahlte. Ohne Zweifel wollte der König ſeinen Schwiegerſohn nur als ein politiſches Werkzeug gegen Burgund gebrauchen Denſelben Zweck, Lothringen und Burgund zu entzweien, verfolgte er, wenn er die von Karl VII. beſetzte Stadt Epinal in den Beſitz des Herzogs Johann übergehen ließ. Kurze Zeit zuvor hatte er nämlich dieſe Stadt dem Marſchall von Burgund, Theobald von Neufchatel, aus einem der mächtigſten burgundiſchen Geſchlechter, das auch in Lothringen begütert war, übertragen. Die Bürger weigerten ſich aber, den Marſchall in ihre Mauern aufzunehmen, und beklagten ſich bitter bei dem Könige, daß er ſie dem feierlichen Verſprechen Karls VII. zuwider einem Fremden ausliefern wolle. Als ſie ſich zu einem ernſten Widerſtande rüſteten und zuletzt damit drohten, daß ſie ihre Zuflucht zum Kaiſer nehmen würden, entzog ſich der verſchlagene König der Schwierigkeit dadurch, daß er ſich aller Rechte auf die Stadt begab, die Bürger von dem geleiſteten Treueide losſprach und ihnen anheim ſtellte, ſich nach eigenem Belieben einen Fürſten

als Schutzherrn zu wählen. Insgeheim aber gab er ihnen den dringenden Rat, den Herzog von Kalabrien und Lothringen als Souverän und Schutzherrn zu nehmen. Und so geschah es. Die Stadt ließ sich ihre bisherigen Freiheiten und Stadtrechte von dem Herzoge gewährleisten und erkannte ihn zum großen Verdrusse des Burgunders als Oberherrn an.

Durch den Vertrag von St. Maur hatte sich Johann ganz in die Dienste des Königs gestellt, denn bald zeigte sich, daß die Summe von 100 000 Goldgulden und die jährliche Pension von 24 000 Gulden nur ein Sold war, für den er sich verpflichtet hatte, den Bruder des Königs, den rebellischen Herzog von Berry, zum Gehorsam zurückzuführen. Dieser hatte Zuflucht in der Bretagne gesucht, und Herzog Johann übernahm es jetzt, an der Spitze französischer Truppen sich dorthin zu begeben und als Häscher des Königs seinen früheren Verbündeten in seine Gewalt zu bringen. Als er von diesem wenig rühmlichen Zuge zurückkehrte, lockten ihn neue Abenteuer in Spanien. Die freien Katalonier waren gegen ihren König Johann II. von Aragonien, den Bruder des Königs Alfons von Sizilien, aufgestanden und hatten die Krone dem alten Renatus, als dem Enkel Johanns I. von Aragonien, angetragen. Renatus, der wegen seines Alters an einen Kriegszug über die Pyrenäen nicht mehr denken konnte, wies die Boten an seinen Sohn Johann; und dieser griff das neue Unternehmen mit um so größerer Leidenschaft auf, als er darin zugleich ein Mittel sah, auf einem Umwege in den Besitz der italischen Kronen zu gelangen. Die Kunde von dem beabsichtigten Kriegszuge des Herzogs gegen Spanien ward von dem ritterlichen Adel Lothringens mit unbeschreiblichem Jubel und Beifalle vernommen; man träumte von Ruhm, Reichtum und Ehren stellen; die sonst so kargen Edelleute boten dem Herzoge große Geldsummen an, die Frauen des Adels, selbst Bürgerinnen in den Städten verkauften oder verpfändeten ihre Schmucksachen, um zu den Kosten des großen und verheißenden

Unternehmens beizusteuern, und in der Umgebung Johanns tauchte sogar der Gedanke auf, das Herzogtum Lothringen an die Krone Frankreich zu verpfänden oder zu verkaufen, um Mittel zur Ausrüstung eines stattlichen Heeres zu gewinnen. Um so geringer zeigte sich aber die Teilnahme Ludwigs XI. für das spanische Abenteuer. Als der Herzog ihn bat, er möge ihm dieselbe Hilfe, die er ihm für einen neuen Zug gegen Neapel versprochen habe, für das spanische Unternehmen gewähren, nahm Ludwig eine so ablehnende Stellung an, daß der schon einmal Betrogene meinte, man dürfe sich nicht darüber wundern, daß der König sein feierlich gegebenes Wort breche, aber wundern dürfe man sich, daß er selbst immer wieder den Worten des Königs vertraut habe. Im Herbste 1468 zog Herzog Johann, von dem größten Teile der Ritterschaft und dem Grafen Friedrich von Vaudémont begleitet, zur Eroberung des Königreiches aus. Er überschritt die Pyrenäen, hielt einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt Kataloniens, die ihn mit enthusiastischem Jubel aufnahm, und schickte sich eben zur Unterwerfung Aragoniens an, als er am 13. Dezember 1470 einem hitzigen Fieber erlag.*)

Während der Zeit, daß Herzog Johann mit seinem

*) Unter seltsamem Gepränge, der Sitte der Zeit entsprechend, fand in Barcelona das Leichenbegängnis des Herzogs statt. Der Leichnam, angethan mit einem weißen Hemde, einer schwarzen Hose und einem Wams von schwarzer Seide, über das ein langherabwallendes schwarzsamtenes Gewand lag, wurde, umgeben von Leichenfackeln, unter Trompetenschall und Trommelwirbeln durch alle Straßen der Stadt getragen. Über ihm flatterte die lothringische Fahne. An allen Straßenecken hielt der Zug; die ganze Begleitung brach dabei jedesmal in lautes Wehklagen aus, und die Fahne senkte sich zur Erde, zum Zeichen, daß alles verloren sei. Hierauf ward der Leichnam auf einem mit schwarzer Seide ausgestatteten Feldbette neun Tage für jedermann zur Schau ausgestellt. An der Eingangsthüre des Gemaches war das vergoldete Schwert des Herzogs aufgehängt, und Tag und Nacht sangen Priester Litaneien und Psalmen.

spanischen Kriegszuge beschäftigt war, sollte sein Sohn, der Markgraf Nikolas, nebst dem Grafen von Salm, der das Amt eines Großmarschalls von Lothringen hatte, die heimischen Angelegenheiten verwalten. Nikolas, ein heißblütiger sinnlicher Prinz, dessen Wissenschaft fast allein in Tanzen, Reiten und galanten Spielen bestand, lebte indes die ganze Zeit über in Paris. Wiederholt forderten ihn die Stände auf, nach Nancy zu kommen, denn der Marschall von Burgund, erbittert wegen des Schimpfes in Epinal, zog raubend und verwüstend im Lande umher. Der Prinz aber war durch einen gewöhnlichen Liebeshandel mit der Tochter eines Kaufmanns aus Amiens, die, wie Bournon bemerkt, ihm nicht allein beschieden war, so vollauf beschäftigt, daß er die dringenden Mahnungen der Stände gänzlich unbeantwortet ließ. Erst auf die Nachricht, daß die Ritterschaft dem Grafen von Salm alle Gewalt übertragen wolle, eilte er nach Nancy, leistete bei seinem Einzuge in die Stadt den herkömmlichen Eid und nahm die Huldigung der Stände entgegen, um so bald als möglich zu den Reizen des Pariser Lebens zurückzukehren. In Paris erschien bei ihm eine Botschaft der Hauptleute aus Barcelona, die ihn aufforderte, nach Katalonien zu kommen und sich an die Spitze des Heeres zu stellen, weil auch der Prinz von Vaudémont nach Hause zurückgekehrt und in Joinville gestorben sei. Der Herzog kam dieser Aufforderung mit ganzer Seele entgegen; er war sofort entschlossen, das Kriegsunternehmen seines Vaters fortzusetzen, aber König Ludwig zeigte sich äußerst schwierig; er schalt auf die Abenteuerlust und den Unverstand des Herzogs Johann und wollte von einer Fortsetzung des tollen und aussichtslosen Handels nichts hören; nur in dem Falle, daß der junge Herzog sich zu einem offenen Bruche mit Karl von Burgund entschließe, wollte der König sich zu einer Unterstützung bereit finden lassen. Karl mit dem Beinamen der Kühne war 1467 seinem Vater Philipp in der Herrschaft über die burgundischen Länder gefolgt. Wegen der

unterlassenen Huldigung hatte Ludwig XI. ihn als widerspenstigen Vasallen vor das Parlament in Paris laden und auf einer Versammlung der Stände in Tours 1470 als Feind des Reiches erklären lassen. Ein kurzer Krieg, der hierauf zwischen Karl und dem Könige ausbrach, wurde im April 1471 durch einen Waffenstillstand unterbrochen, während dessen beide sich mit allen Listen und Tücken einer neuen, aus Italien gekommenen Staatskunst bekämpften. Dies war der Grund, weshalb Ludwig XI. dem Lothringer seinen Beistand in Spanien nur unter der Bedingung verhieß, daß er dem Burgunder offen seine Feindschaft erkläre. Ging der Herzog auf dieses Verlangen Ludwigs ein, so setzte er sich der Rache des leidenschaftlichen und mächtigen Burgunders aus und kam dann in die Lage, sich ganz und gar dem Schutze des unberechenbaren und treulosen Königs überantworten zu müssen. Dieses Bedenken mußte sich dem Herzoge aufdrängen. Überdies aber hatte Karl der Kühne selbst geheime Verhandlungen mit Nikolas angeknüpft und hatte ihm ein tiefes Mißtrauen gegen die Absichten des Königs einzuflößen gewußt. Das Ende war, daß der König wie der Herzog jeder sich von dem andern getäuscht glaubte; Nikolas glaubte, daß er die gehoffte Unterstützung für den spanischen Kriegszug nie von dem Könige erhalten werde, und dieser überzeugte sich, daß Nikolas ihm nicht als das gewünschte willige Werkzeug gegen Burgund dienen wolle. Das gegenseitige Mißtrauen steigerte sich 1472 zum offenen Zerwürfnisse. Ludwig löste die Ehe seiner Tochter mit dem Herzoge auf — die näheren Umstände sind nicht bekannt — und trug deren Hand dem Herzoge von Bretagne an.*) Unter diesen Umständen begann der Aufenthalt in Paris dem Herzoge Nikolas unheimlich zu werden und er beschloß, sich der Gewalt des Königs durch heimliche Flucht

*) Il lui ôta la princesse Anne, qu'il avait épousée ou du moins fiancée, pour la donner au duc de Bretagne. Calmet II. 891.

zu entziehen. Unter dem Vorwande, in dem nahen Walde von Vincennes jagen zu wollen, gelangte er ohne Aufsehen aus der Stadt und entfloh auf bereit gehaltenen Pferden glücklich über die Grenze. In Nancy fanden sich bald burgundische Gesandte bei dem Herzoge ein, die ihm ein enges Bündnis mit Karl dem Kühnen antrugen und als Preis dieses Bündnisses ihm Karls einzige Tochter, die reichste Erbin Europas in Aussicht stellten.

Mit Zustimmung der Ritterschaft, die sich für das burgundische Bündnis erklärte, begab sich Nikolas im März 1472 zu Karl dem Kühnen nach Flandern und schloß mit diesem im Mai einen Vertrag zu Schutz und Trutz ab. Er gelobte, als „Verwandter, Freund und Bundesgenosse“ dem Herzoge Karl überall und allezeit zur Seite zu stehen und dessen Truppen in alle Plätze und Städte seines Landes aufzunehmen. Dagegen verhieß Karl, den Herzog von Lothringen zu schützen und zu schirmen wider alle und jeden und ihm seine einzige Tochter Maria zu vermählen. Obgleich Maria noch ein Kind war, unterzeichnete sie ein Eheversprechen mit dem Lothringer unter der Bedingung, daß dieser alle übernommenen Pflichten gegen ihren Vater treu und gewissenhaft erfülle. Beide Verbündete begannen sodann, ohne den Ablauf des zwischen Burgund und Frankreich geschlossenen Waffenstillstandes abzuwarten, den Krieg gegen Ludwig XI. mit einem Einfalle in die Pikardie und Normandie. Sie zogen verheerend durch diese Provinzen, zerstörten die offenen Plätze und verbreiteten ein solches Entsetzen, daß man Karl den Beinamen des Gräßlichen gab. Nach einem vergeblichen Angriffe auf Beauvais und Rouen kehrten sie im Spätjahre in die Niederlande zurück, und Karl schloß dann im November mit Ludwig XI. einen neuen Waffenstillstand, der alles beim alten ließ. Ehe Nikolas noch mit seinem Kriegsvolke aus Flandern nach Nancy zurückkehrte, wurde aus unbekannten Gründen das Eheversprechen mit der jungen Maria gelöst; die

Verlobten gaben sich ihr Wort zurück, doch blieb das Bündnis der beiden Herzöge davon unberührt fortbestehen.

In Nancy begann der Herzog ein tolles ausschweifendes Leben; mit Maskeraden, Bällen, Ringelspielen und Turnieren unterhielt er hier seine neue Maitresse, die Tochter eines Nanziger Stadtsergeanten, und bestritt die Kosten seiner verschwenderischen Hofhaltung durch Beihilfen, die er unter dem Vorwande eines neuen spanischen Feldzuges sich von den gutgläubigen Ständen bewilligen ließ. Als die Bürger von Metz Spottverse über sein unwürdiges Leben verbreiteten, beschloß er, sich an ihnen durch eine Überrumpelung der Stadt zu rächen, und beauftragte damit einen deutschen Abenteurer Kratz. Hochbepackte Wagen, mit einer Vorrichtung versehen, um das Niederlassen des Fallgitters zu verhindern, sollten, von verkleideten Kriegsknechten begleitet, am 9. April früh morgens in das Thor Serpenoise einfahren und dort halt machen, während der Herzog mit Bewaffneten sich in der Nähe versteckt hielt, um in geeignetem Augenblicke hervorzubrechen. Allein die plumpe List mißlang; die aufgeschreckte Bürgerschaft machte die eingedrungenen Kriegsleute nieder und nahm dem herbeigeeilten Herzoge seine Standarte und vier Fahnen. Wie es in einer späteren Klageschrift der Stadt an den Kaiser hieß, hatte der Herzog seinen Leuten befohlen, alles was ihnen in der überrumpelten Stadt begegne, ohne Unterschied niederzumachen. Um den erlittenen Schimpf wegen des verfehlten Anschlags zu rächen, betrieb Nikolas im folgenden Jahre große Rüstungen und verhandelte mit Karl dem Kühnen aufs neue wegen eines Verlöbnisses mit der Prinzessin Maria. Aber gegenseitiges Mißtrauen hemmte lange den Fortgang dieser Unterhandlungen; Karl verlangte, daß der Lothringer zuvor alle Bedingungen des früheren Übereinkommens erfülle und ihm eine Anzahl fester Plätze in Lothringen einräume, Nikolas forderte zuerst den Vollzug eines Ehevertrages. Die Frage ist müßig, ob es Karl mit dieser Verheiratung seiner Tochter ernst

gemeint, oder ob es nur auf eine Täuschung des Herzogs abgesehen war, um durch den Besitz fester Plätze Herr in Lothringen zu werden. Im Juli 1473 schienen die Bedenken und Hindernisse zwischen beiden Parteien beseitigt, auch hatte Nikolas mehr als 20 000 Mann vereinigt, um aufs neue den Krieg gegen Metz zu beginnen, als er bei einem nächtlichen Liebeshandel durch den Sturz von einer Treppe fünfundzwanzigjährig den Tod eines Wüstlings fand. Das vielfach verbreitete Gerücht, der Herzog sei an dem Genusse einer von Ludwig XI. zubereiteten vergifteten Birne gestorben, beweist nur, wie die Zeitgenossen über Ludwig XI. dachten, und wie gefährlich ihnen eine enge Verbindung Lothringens mit Burgund für die politische Machtstellung Frankreichs erschien.

Zehnter Abschnitt.

Renatus II., Herzog von Lothringen und Bar. Seine wechselnden Beziehungen zu Frankreich und zu Burgund. Vertrag zu Nancy zwischen Karl dem Kühnen und Renatus. Karl dehnt seine Macht am Ober- und am Niederrhein aus. Bündnis der oberdeutschen Städte und der Eidgenossen gegen ihn. Er belagert Reuß. Aufgebot des Reiches gegen ihn. Renatus tritt von dem Nanziger Vertrage zurück und schließt sich den Gegnern Karls an. Rachezug Karls gegen Renatus. Trügerische Politik Ludwigs XI. Karl erobert ganz Lothringen und will Nancy zur Hauptstadt seines Reiches machen. Sein Rachezug gegen die Schweizer. Schlachten bei Granson und Murten. Erhebung Lothringens. Der lothringische Befreiungskrieg. Schlacht bei Nancy. Tod Karls des Kühnen.

Mit Herzog Nikolas war der Mannesstamm des Hauses Anjou in Lothringen erloschen. Da das weibliche Erbfolgerecht durch die Stände anerkannt war, so hatte den nächsten Anspruch auf die herzogliche Würde Isabellas und Renatus' älteste Tochter Jolantha, die sich mit Friedrich, dem tapferen Sohne Antons von Vaudémont, vermählt hatte und seit dem Tode ihres Gemahles (1470) mit ihrem Sohne Renatus zurückgezogen in Joinville lebte. Einmütig begrüßten die Stände sie als Herzogin. Kaum aber hatte sie die Regierung übernommen, als sie durch Urkunde vom 2. August 1473 abdankte zu gunsten ihres Sohnes Renatus, der als Enkel Antons von Vaudémont das Haupt der männlichen Linie des Hauses Lothringen war und die Rechte seiner beiden Großväter in sich vereinigte.

Der junge Herzog wies die meisten Vorzüge seines Geschlechtes auf, den hohen Wuchs, die edle Gesichtsbildung, den ritterlichen Sinn, die einfache und leutselige Art, die der Würde nichts nimmt, und wegen deren die Nachkommen Gerhards von den Lothringern allezeit geliebt waren. Er hatte zu Florenz in der Schule des Grammatikers Anton Vespuci eine gelehrte Bildung erhalten und war mit dem Neffen dieses Gelehrten, mit Amerigo Vespuci, der später der neuen Welt des Columbus den Namen geben sollte, durch Jugendfreundschaft verbunden. Seit dem Tode seines Vaters war er Herr der unabhängigen Grafschaft Vaudémont geworden, bald darauf hatte ihm der alte König Renatus auch das Herzogtum Bar übertragen. Die bisher getrennten, durch Haß und Streit vielfach entzweiten Häuser Lothringen, Bar und Vaudémont, waren auf diese Weise durch Renatus wieder vereinigt, und so war eine lothringische Staatseinheit geschaffen, die in dem neuen Wahlspruche und Feldgeschrei ihren Ausdruck fand: Une pour toutes! A jamais!

Durch die Vereinigung mit den bisher getrennten Gebieten gewann das Herzogtum einen bedeutenden Zuwachs an Umfang und äußeren Hilfsmitteln, aber dadurch, daß auch das westliche, dem französischen Könige lehnspflichtige Bar ein Teil des vergrößerten Staates geworden war, gerieten die Herzöge von neuem in die Lehnsabhängigkeit, von der sie acht Jahre zuvor durch den Vertrag von St. Maur befreit worden waren. Dieses lehnspflichtige Gebiet sollte in der Folge der Weg werden, auf dem das neu gestärkte, auf gewaltsame Ausdehnung seiner Grenzen bedachte Frankreich wie durch ein stets offenes Thor gegen den Bestand und die Unabhängigkeit Lothringens angreifend vorging.

Die Vergangenheit des Hauses Vaudémont, die alten freundschaftlichen Beziehungen des Grafen Anton zu Burgund wie das Bündnis des letzten Herzogs mit Karl dem Kühnen, alles das wies in dem Gegensatze der eifersüchtigen Mächte

Frankreich und Burgund dem jungen Renatus seine Stellung auf Seiten Karls des Kühnen an.*) Auch die lothringische Ritterschaft, die gleich der Mehrzahl des deutschen Adels in Karl, „dem großen Herzoge des Westens“, den Stolz und den Vorkämpfer ihres Standes sah, war durchaus für einen Anschluß Lothringens an Burgund gestimmt. Aber in Jolantha, der Mutter des jungen Herzogs, waren die Überlieferungen des Hauses Anjou mächtiger; mit allen Mitteln arbeitete sie für die Sache des verwandten französischen Königshauses. Der hohe Preis, den Karl der Kühne einst dem Herzoge Nikolas für einen festen Anschluß an Burgund geboten hatte, konnte Renatus II. nicht in Aussicht gestellt werden, denn er war bereits mit Johanna von Haricourt verheiratet. Karl war aufs genaueste über die Wünsche und die Neigungen Jolanthas wie über den Einfluß, den sie auf ihren Sohn ausübte, unterrichtet. In seiner gewaltthätigen, Gesetz und Recht mißachtenden Sinnesart ging er darauf aus, den jungen Renatus auf gleiche Weise in seine Gewalt zu bringen, wie er sich nicht lange zuvor des jungen Herzogs von Geldern bemächtigt hatte. Er sandte zu diesem Zwecke einen deutschen Hauptmann nach Joinville, der unter dem Vorwande, Jolantha zu beglückwünschen, Gelegenheit suchen sollte, den Herzog aufzuheben und in seine Hände zu liefern. Der Gewaltstreich gelang und verursachte in Deutschland und Frankreich ein großes Aufsehen. Jolantha rief die Hilfe des Kaisers und des Königs von Frankreich gegen den Räuber ihres Sohnes an. Ludwig XI., so wird erzählt, ließ auf die Kunde von diesem Vorgange sofort einen Neffen Kaiser Friedrichs III., der in Paris studierte, aufgreifen und erklärte, er werde diesen so lange als Pfand behalten, bis der Kaiser die Freilassung des geraubten Renatus erzwungen habe. Karl stand damals mit dem Kaiser in

*) Ausführlich über diese Verhältnisse: H. Witte: Lothringen und Burgund, Jahrbuch für lothr. Gesch. Bd. II. u. III.

lebhaften Verhandlungen und betrieb eifriger als zuvor die Erhebung Burgunds zum Königreiche. Es bedurfte dazu der kaiserlichen Pergamente, Titel und Siegel, und in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser, die in den letzten Monaten des Jahres in Trier stattfinden sollte, hoffte Karl für die Durchführung seiner hochfliegenden Entwürfe die kaiserliche Zustimmung zu erlangen. Das waren hinreichende Gründe für ihn, dem Gebote des Kaisers zu gehorchen und seinen Gefangenen wieder frei nach Joinville zu entlassen. Renatus, der in Ludwig XI. einen mächtigen Freund und zuverlässigen Beschützer zu haben meinte, schloß bald nach seiner Befreiung, im August 1473, auf Betreiben seiner Mutter, aber ohne Wissen der Stände mit dem Könige zu Neufchateau ein Bündnis, in dem er sich zum engsten Anschlusse an Frankreich verpflichtete. Sobald Karl davon Kunde erhielt, nahm er eine drohende Haltung an und zog an der Grenze Lothringens eine Menge Kriegsvolk zusammen, versuchte zugleich aber die Mittel der persönlichen Einwirkung. Um mit Renatus ohne den Schein einer Absicht zusammenzukommen, bat er diesen, ihm den nächsten Weg durch seine Staaten zu gestatten, damit er den Leichnam seines Vaters Philipp, der bisher in Brügge geruht hatte, nach Dijon in Burgund überführe. Renatus kam dem Wunsche des Herzogs entgegen und empfing Karl, als dieser auf dem Wege durch Lothringen nach Nancy kam, mit allen fürstlichen Ehren und Festlichkeiten. Bei dieser Gelegenheit sparte Karl weder Lockungen noch Warnungen, um Renatus von dem Bündnisse mit Ludwig XI. abzuziehen, und wußte den unerfahrenen und haltlosen jungen Fürsten ganz für sich zu gewinnen. Er stellte ihm mit Nachdruck die Gefahren vor, mit denen die listige und treulose Politik des französischen Königs alle schwächeren Nachbarstaaten bedrohe. In allen Verträgen, die Ludwig XI. abschließe, verfolge er nur den Zweck, Einfältige zu bethören, zu umgarnen und zu berauben. Durch heimliche

Machenſchaften, durch Verrat und durch den Schrecken, den er verbreite, werde er ſich bald zum Herrn eines großen Teiles der Erde machen. Vor allem ſeien die ſchlimmen Abſichten des Königs auf den Erwerb Lothringens gerichtet; für ſich allein, auf die eigene Kraft angewieſen, vermöge Renatus dem Könige nicht zu widerſtehen. Die einzige Wahl, die ihm bleibe, ſei ein enger Anſchluß an Burgund, denn beide Staaten ſeien gleichmäßig von Frankreich bedroht, und gleiches Intereſſe zwinge ſie zu verhüten, daß Frankreichs Macht ſich nicht auf dem Ruine der Nachbarſtaaten aufbaue. Das Eindringliche dieſer Mahnungen, die bei aller Wahrheit nur das eine Bedenken hatten, daß hier der Löwe ſein Jagdwild vor dem Tiger warnte, wurde noch dadurch erhöht, daß Karl im Luxemburgiſchen und in Burgund an den Grenzen Lothringens zahlreiches Kriegsvolk zuſammengezogen hatte, wie er angab, um feindſelige Anſchläge Ludwigs XI. gegen Lothringen zu verhindern. Renatus kam zu der Überzeugung, daß er an Karl von Burgund unter Umſtänden einen ſehr gefährlichen Feind haben werde, daß er aber bei Ludwig XI. trotz allen Verſicherungen der Freundſchaft niemals auf Treue und wirkſamen Schutz rechnen könne, und ſo entſchloß er ſich, aller Verbindung mit Ludwig XI. zu entſagen und ſich ganz in die Arme ſeines ehemaligen Räubers zu werfen. Im Oktober 1473 kam zu Nancy zwiſchen ihm und Karl ein Vertrag zu ſtande, nach dem Renatus den burgundiſchen Truppen freien Durchzug durch ſeine Staaten gewährte unter der Bedingung, daß die Truppen alles, was ſie auf dem Durchzuge nähmen, bar bezahlten; die feſten Plätze Epinal, Darney, Charmes und Amance wurden Karl zu ſeiner Sicherheit eingeräumt, ſo daß der obere Lauf der Moſel in den Beſitz des Burgunders kam. Karl gelobte dagegen, den Herzog von Lothringen zu ſchützen wider alle und wider jeden, der es verſuchen werde, die Perſon oder das Land ſeines Verbündeten zu ſchädigen. Die lothringiſche Ritterſchaft, die in den Dienſten des großen Herzogs

kriegerische Ehre und Ruhm winken sah, stimmte diesem Bündnisse mit Begeisterung zu und verbürgte sich, den Grafen Salm an der Spitze, für dessen dauernden Bestand. Dieser Vertrag von Nancy führte Karl den Kühnen nahe an das Ziel, das er durch die früheren mit Herzog Nikolas angeknüpften Verhandlungen zu erreichen gesucht hatte: er gab Lothringen in das Belieben Karls und schien der Anfang von dessen Einverleibung in das neuburgundische Reich zu sein.

Ende September 1473 war Herzog Karl unter Entfaltung eines erstaunlichen Reichtums und eines nie gesehenen Prunkes, mit dessen Beschreibung die Berichte aller Zeitgenossen angefüllt sind, mit Kaiser Friedrich III. in Trier zusammengekommen. Beide verfolgten bei dieser Zusammenkunft ihre besonderen Absichten. Der Kaiser wünschte seinen Sohn, den schönen und ritterlichen Maximilian, mit Karls Erbtochter Maria zu vermählen; Karl hoffte das lange geträumte Königreich Lothringen-Burgund, das von der Nordsee bis zur Mündung der Rhone reichen sollte, zu verwirklichen und das Reichsvikariat auf dem linken Rheinufer zu erhalten. Zwei Monate dauerten die Verhandlungen und die Feste. Die Vorbereitungen zur Krönung des Burgunders waren schon vollendet; in der Kirche St. Maximin waren zwei Throne errichtet, einer für den Kaiser, ein zweiter tiefer stehender für den neuen König; Krone, Szepter, Mantel, alle Insignien waren bereits zur Stelle, da wurde die Welt durch die Kunde überrascht, der Kaiser, der sich an dem herausfordernden, prahlerischen Prunke des Burgunders ein Mißfallen gesehen, habe in der Morgendämmerung des 27. November, ohne Abschied zu nehmen, Trier verlassen. Karl glaubte sich von dem Oberhaupte des Reiches mit der Königskrone geäfft; sein Mißmut wegen der schimpflich getäuschten Hoffnung kannte keine Grenzen. Hatte

er bisher für sein auszubauendes Reich zuerst kaiserliche Titel und Siegel gesucht, so wollte er jetzt ohne kaiserliche Diplome das neue Königreich mit Gewalt aufrichten und abrunden. Er beschloß daher, sich zunächst in den Besitz der niederrheinischen Gebiete zu setzen, wozu ihm die Umstände äußerst günstig schienen.

Der neu ernannte Erzbischof Ruprecht von Köln war nämlich mit seinen Domherrn, Ständen und Städten in einen heftigen Streit geraten und hatte sich deshalb um Hilfe an Karl gewandt. Diesem kam das Gesuch höchst erwünscht, da er als Beschützer des Erzbischofs eine neue mächtige Stellung am Niederrheine zu gewinnen hoffte. Um in der Ausführung seiner Absichten nicht gestört zu werden, verlängerte er den mit Ludwig XI. geschlossenen Waffenstillstand bis zum 1. Mai 1475, denn bis dahin glaubte er die Eroberung des Niederrheines vollendet zu haben. Zu gleicher Zeit suchte Karl seine Macht auch am Oberrheine auszudehnen. Vom Oberelsaß aus, das ihm der geldarme Erzherzog Sigmund von Tirol um 5000 Goldgulden verpfändet hatte, griff sein berüchtigter Landvogt Peter Hagenbach auf die eidgenössischen Gebiete in der Schweiz über. Begünstigt von dem Hasse des oberdeutschen Adels gegen die Eidgenossen, vermeinte der Landvogt den Übermut dieser „Älpler und Kuhhirten“ ebenso zu brechen, wie sein Herr ein Jahr zuvor das freche Bürgervolk von Lüttich niedergeschmettert habe. Die Gefahren, mit denen dies gewaltsame Umsichgreifen Burgunds das Reich sowie alle Städte und Gemeinden am Oberrheine bedrohte, führte die Eidgenossen mit dem bisher feindlichen Hause Österreich und mit den Städten in Schwaben und im Elsasse zusammen. In den ersten Tagen des April 1474 wurde zu Constanz die ewige Richtung beschworen, ein Vertrag, kraft dessen aller Krieg und Groll zwischen dem Hause Österreich und den Eidgenossen für alle Zeit abgethan sein sollte und jeder Teil dem anderen Hilfe in der Not zu gewähren versprach. Auf

demſelben Tage ſchloſſen die oberdeutſchen Städte Baſel, Colmar, Schlettſtadt, Straßburg, die Biſchöfe von Straßburg und Baſel und der Erzherzog Sigismund zur Abwehr der Übergriffe Karls einen zehnjährigen Hilfsbund, der „die Niedere Vereinigung“ hieß, und um das Oberelſaß wieder frei zu machen, ſtreckten die Verbündeten dem Erzherzoge Sigismund ſogar die Pfandſumme vor, für die er die elſäſſiſche Landſchaft dem Burgunder übergeben hatte. Kaum hatte das über Hagenbachs Tyrannei und unzüchtigen Mutwillen längſt erbitterte Volk am Oberrheine von dieſen Verträgen und von der Kündigung der öſterreichiſchen Pfandſchaft Kenntnis erhalten, als es im plötzlichen Aufſtande das burgundiſche Joch abwarf. Zu Breiſach ward Hagenbach ergriffen, unter freiem Himmel wegen ſeiner Frevel gerichtet und enthauptet. Die Stadt Bern ließ zu gleicher Zeit im Namen und in Vollmacht ſämtlicher Eidgenoſſen dem Herzoge von Burgund, ſeinen Statthaltern, ſeinen Amtsleuten und Unterthanen den Krieg ankündigen, „wegen hoher Mahnung des unüberwindlichen und allduchlauchtigſten Kaiſers, unſeres Herrn, dem Wir, des heiligen Reiches Glieder, von rechtswegen zu gehorchen haben“. Als Karl die Botſchaft von dem Tode ſeines Statthalters und von der Feindſeligkeit der Eidgenoſſen vernahm, geriet er in raſende Wut, aber vollauf beſchäftigt und feſtgehalten durch die Kölniſchen Händel, mußte er ſeine Rache auf beſſere Zeiten hinausſchieben. Am Niederrheine hatte ſich nämlich der Kampf um die kleine Feſte Neuß zuſammengezogen. Mit trefflicher Artillerie und dem auserleſenſten Heere der Zeit lag Karl ſeit dem 29. Juli vor der befeſtigten Stadt, deren Bürgerſchaft die Sache des Reiches gegen die gewaltigſte Kriegsmacht der Zeit ebenſo glorreich hielt und rettete, wie die todesmutigen Bauern im Südweſten ſie durch die Schlacht an der Biers gerettet hatten. Die denkwürdige Belagerung zog ſich hin bis zum Juni 1475. Hartnäckig harrte Karl bei dem einmal gefaßten Plane, die Stadt zu bezwingen, aus und

schien den Sturm nicht merken zu wollen, der von allen Seiten gegen ihn heranzog; denn sein gewaltthätiges Vorgehen in dem Erzstifte Köln hatte zuletzt auch Kaiser und Reich veranlaßt, ein Heer von hunderttausend Mann am Rheinstrome zusammenzuziehen.

Niemand war über diesen Verlauf der Dinge so erfreut wie Ludwig XI. Die Verlegenheiten Karls vor Neuß, aus denen der Stolz und die Leidenschaft des Herzogs keinen Ausweg fand, benutzte der König zunächst dazu, seine alten Gegner, Karls Verbündete aus der Zeit der Ligue du bien public, durch Arglist und Verrat aus dem Wege zu räumen. Nach allen Seiten war er thätig, scheute nicht Kosten und Mühen, um die Feinde des Herzogs zu mehren, die Kluft zwischen ihm und dem Kaiser zu erweitern und das Aufgebot des Reichsheeres zu beschleunigen. Mit den Schweizern hatte er schon eine Zeit lang vorher einen geheimen Vertrag, die sogenannte heilige Allianz, geschlossen, wodurch er die Kraft und die Geldgier der „armen Leute“ wie den Ehrgeiz des Schweizer Patriziates für Jahrhunderte in den Dienst Frankreichs stellte. Er trieb sie jetzt an, einen Einfall in die burgundische Grafschaft zu machen, er selbst wollte unterdes ein Heer in die Pikardie führen. Mit List, Gewalt und falschen Verheißungen brachte er endlich auch Renatus von Lothringen dazu, das mit Karl zu Nancy geschlossene Bündnis zu zerreißen. Er hatte nämlich, sobald ihm Kunde von dem Nanziger Vertrage gekommen war, Anjou und Bar, die nach dem Tode des alten Königs Renatus dessen Enkel Renatus von Lothringen zufallen mußten, besetzen lassen, zugleich aber Boten nach Nancy geschickt, die den Herzog wegen dieser Gewaltthat beschwichtigen und ihn der fortgesetzten Treue und Freundschaft des Königs versichern sollten. Der alte König Renatus, so ließ er dem Herzoge sagen, gehe damit um, Karl von Burgund als Erben der Provence einzusetzen; darum habe der König von Frankreich es für nötig erachtet, die Länder Anjou und Bar gegen

einen Handſtreich Karls zu ſichern, um ſie dem Herzoge Renatus, als dem rechtmäßigen Erben, zu erhalten und ſpäter auszuliefern. Der eigentliche Zweck dieſer Geſandtſchaft aber war, den Herzog zu einem Bruche mit Karl von Burgund zu treiben. Renatus war gegen ſeinen bisherigen Verbündeten ſchon mißgeſtimmt, weil dieſer ſeine Beſchwerden über die Ausſchreitungen der burgundiſchen Truppen in Lothringen unbeachtet gelaſſen hatte. Da er jetzt auch von der Niederen Vereinigung eingeladen wurde, ihrem Bunde gegen die bedrohlichen Anſchläge Karls beizutreten, gab er dem Zureden und Drängen des Königs nach und ſchwur in die Hände der Geſandten einen feierlichen Eid, daß er jeder Verbindung mit dem Herzoge von Burgund entſagen, dagegen als Bundesgenoſſe dem Könige von Frankreich wider den Herzog Karl ſowie gegen alle Feinde ſeiner Perſon und ſeines Königreiches jeden Beiſtand leiſten werde. Den Anſchluß an die Niedere Vereinigung verſprach er ganz nach dem Willen des Königs zu vollziehen. Um ſich indes gegen die bekannte Treuloſigkeit des Königs zu ſichern, verlangte er von dieſem ein feierliches urkundliches Verſprechen, daß der König ihn gegen alle Feindſchaft des Burgunders ſchirmen, auch die lothringiſchen Räte, die vordem das Nanziger Bündnis begünſtigt hätten, niemals mit ſeiner Rache verfolgen wolle. Der König, ohne ſich über dieſes Mißtrauen verletzt zu zeigen, war zu allem bereit und gelobte urkundlich und feierlich, daß er Lothringen gegen alle Angriffe Karls verteidigen, auch mit dem Herzoge von Burgund oder deſſen Anhängern keinen Frieden oder Waffenſtillſtand eingehen werde, in dem der Herzog von Lothringen nicht einbegriffen ſei. Dieſes neue Bündnis wurde anfangs geheim gehalten, auch der Ritterſchaft und den Ständen Lothringens wurde es nicht mitgeteilt, weshalb dieſe ſpäter erklärten, Renatus habe ohne ihr Wiſſen und gegen ihren Willen, nur verleitet durch ſeine Mutter Jolantha und einige Räte, den Vertrag mit Burgund gebrochen und dadurch das Verderben

auf Lothringen herabgezogen. Im April 1475 trat Renatus der Niederen Vereinigung bei, und anfangs Mai, als der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Burgund abgelaufen war, ließ er sich nach dem Willen Ludwigs XI. auch in das Bündnis aufnehmen, in dem Ludwig und Kaiser Friedrich sich zu gemeinsamer Kriegsführung gegen Karl geeinigt hatten.

Das deutsche Reich hatte unterdes zur Abwehr der feindseligen Absichten Karls seine zersplitterten Kräfte wieder einmal gesammelt; und ein Reichsheer, zahlreich und stattlich, wie seit der Hohenstaufenzeit keines im Felde erschienen, war zum Entsatze von Neuß herangezogen. Renatus nahm jetzt das Aufgebot des Kaisers und seine alten Beschwerden über die Räubereien der burgundischen Truppen in Lothringen als Vorwand, dem Herzoge Karl das bisherige Bündnis zu kündigen und den beschlossenen Bruch offen zu vollziehen. Am 9. Mai erschien im Lager Karls vor Neuß ein von Renatus abgesandter Mohr, — ein lothringischer Waffenherold wagte nicht, die Botschaft zu übernehmen — warf im Namen seines Herrn dem Burgunder einen blutigen Handschuh vor die Füße und suchte sich dann eiligst zu entfernen. Karl ließ ihn festnehmen, bewirtete und beschenkte ihn reichlich, weil die überbrachte Botschaft eine gute gewesen sei, und trug ihm auf, seinem Herrn zu melden, daß der Herzog von Burgund bald nach Lothringen kommen werde.

Ohne einen Augenblick zu warten, begann Renatus nach dieser Absage den Krieg. Aber weder dem Kaiser noch dem Könige von Frankreich war es ernstlich um den Kampf mit Karl zu thun; beide verfolgten ihre besonderen Zwecke. Ludwig XI. wollte die Umstände benutzen, um sich vollends zum Herrn im eignen Lande zu machen und sich dort ungestört aller seiner Feinde zu entledigen; des Kaisers Gedanken bewegten sich um das burgundische Heiratsprojekt, und kaum hatten vor Neuß die Feindseligkeiten zwischen Karl und dem

Reichsheere begonnen, als auch schon die Kunde sich verbreitete, daß zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Karl ein Friede vereinbart werde. Der päpstlichen Staatskunst, der alles daran lag, die burgundische Macht gegenüber der drohend anwachsenden Gewalt Frankreichs zu erhalten und zugleich wegen der Türkengefahr den Frieden im deutschen Reiche zu wahren, war es nämlich gelungen, Karls hartnäckigen Sinn zu besiegen und zum Frieden zu stimmen. Die Nähe des mächtigen Reichsheeres, die Nachrichten aus den oberen Landen, daß die Eidgenossen in Hochburgund eingedrungen seien und einen Ort nach dem andern genommen hätten, zuletzt Karls heißes Verlangen, den Abfall des Lothringers zu rächen, gaben den Vorstellungen des päpstlichen Legaten noch eine besondere Kraft, und so kam zwischen dem Kaiser und dem Herzoge ein Friede zustande, in dem die schon zu Trier verhandelte Vermählung des Erzherzogs Maximilian mit Karls Tochter Maria aufs neue vereinbart wurde. Karl versprach, dem Erzbischofe Ruprecht keine Hilfe mehr zu gewähren, und zog am 17. Juli von der unbezwungenen Stadt ab. Zwei Monate später vertrug sich auch Ludwig XI. mit Karl und unterzeichnete mit ihm zu Soleuvre bei Luxemburg einen Waffenstillstand auf neun Jahre. Ludwig überließ dabei die Eidgenossen und den Herzog von Lothringen der Rache Karls, wogegen dieser mit Preisgabe seiner ritterlichen Ehre versprach, den Connetable von St. Paul, der als Verräter von Ludwig XI. verfolgt, aus Frankreich nach den Niederlanden in den Schutz Karls geflohen war, den mörderischen Händen des Königs auszuliefern.

Mit dem Ungestüm, das allem Denken und Thun Karls eigen war, verfolgte er jetzt den Racheplan gegen die Eidgenossen und den bundesbrüchigen Lothringer. Den Abfall des Herzogs Renatus von dem beschworenen Vertrage betrachtete er als einen glücklichen Umstand, den er ganz auszunützen gedachte; denn dieser Abfall entband ihn jeder Rücksicht und

erlaubte ihm, seine auf Lothringen gerichteten Absichten mit rücksichtsloser Gewalt durchzuführen. Schon wenige Tage nach seinem Abzuge von Neuß erließ er ein offenes Schreiben, in dem er alle Gründe, mit denen Renatus den Bruch des beschworenen Vertrages zu rechtfertigen suchte, als nichtig und haltlos zurückwies. Der von den burgundischen Truppen verursachte Schaden, so schrieb Karl, sei gering gewesen, er selbst habe sich beeilt, den Beschwerden darüber abzuhelfen; der Krieg, den er im kölnischen Gebiete geführt habe, sei keine Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich gewesen, und somit habe auch für den Herzog von Lothringen keine Pflicht oder Notwendigkeit bestanden, zum Schutze des Reiches die Waffen zu nehmen; endlich sei Renatus als Herzog von Lothringen und Graf von Vaudémont auch durch keine Lehnspflicht gegen den König von Frankreich gezwungen gewesen, dessen Sache zu führen und seine bisherigen Bundesgenossen anzugreifen. Da somit Herzog Renatus ohne allen Grund die beschworenen Verträge gebrochen habe, werde Karl gegen ihn als gegen einen, der Treue und Glauben vernichtet habe, in gebührender Weise verfahren. Mit Hilfe des allmächtigen Gottes hoffe er zu beweisen, welch ein Unterschied es sei, ihn zum Gönner und Freund oder zum Widersacher und Feinde zu haben. Den lothringischen Adel mahnte er ab, dem Herzoge Renatus, der unter nichtigen Vorwänden und ohne Wissen der Ritterschaft sich von dem beschworenen Vertrage losgesagt habe, irgend welchen Beistand zu leisten, vielmehr erwarte er, daß die Ritterschaft Brief und Siegel achten werde, womit sie den Nanziger Vertrag verbürgt habe. Kurz zuvor im Juli war Eduard IV. von England, Karls Schwager, mit bedeutenden Streitkräften in Calais gelandet, um vereinigt mit dem burgundischen Kriegsvolke in Frankreich vorzudringen. Aber so leidenschaftlich war Karls ganzes Denken auf die Rache an dem Verrate des Lothringers gerichtet, daß er die lange betriebene Vereinigung mit den Engländern aufgab und

mit Ludwig XI., seinem gefährlichsten Feinde, den oben genannten Frieden von Soleuvre einging.

Renatus hatte gleich nach seiner Absage an Karl die Feindseligkeiten im Felde begonnen. Er vertrieb die burgundischen Besatzungen aus Lothringen und fiel, unterstützt von 400 Lanzen, die Ludwig XI. unter dem Befehle des Herrn von Craon zu ihm stoßen ließ, in das Luxemburgische ein. Dammweiler wurde erobert und die Feste Pierreforte niedergebrannt; dann aber ermattete das Unternehmen, denn Ludwig XI. hatte sich inzwischen in Soleuvre mit dem Herzoge von Burgund vertragen. Der französische Befehlshaber wurde auffallend lässig und führte endlich sein Kriegsvolk moselaufwärts nach Hatton Chatel, wo er unthätig stehen blieb, als die ersten burgundischen Heerhaufen unter dem Grafen Campobasso und dem Marschall von Luxemburg gegen die lothringischen Grenzen anrückten. Renatus eilte nach Hatton Chatel und forderte Craon auf, seine Truppen mit den lothringischen zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Der Franzose aber gab ihm zu verstehen, daß er von seinem Herrn, dem Könige, keinen Befehl habe, sich mit dem Burgunder in einen Streit einzulassen. Die oberrheinischen Städte Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Thann, Freiburg hatten Renatus 6000 Mann Hilfsvölker zugeschickt, aber die neue rätselhafte Haltung Ludwigs XI. brachte Unsicherheit und Verwirrung in alle ihre Pläne und Beschlüsse. Um ihren Bundesgenossen, den Herzog von Lothringen, glaubten sie ganz außer Sorge sein zu dürfen, denn was hatte dieser zu befürchten, wenn Ludwig XI. und Karl von Burgund wirklich dabei waren, sich friedlich zu vertragen? War Renatus ja doch vertragsmäßig in jeden Frieden und jeden Waffenstillstand eingeschlossen, den der König mit Burgund eingehen würde! Und wenn der Herzog Karl trotzdem den Lothringer oder die oberdeutschen Verbündeten angreifen sollte, so hatte ja der König feierlich gelobt, daß er seine Bundesgenossen

mit aller Macht schützen werde! Renatus, der keine Kenntnis hatte von dem, was zwischen Karl und Ludwig XI. verhandelt worden war, baute bei dem Einbruche des burgundischen Heeres noch immer fest auf das feierliche urkundliche Versprechen des Königs, „denn hier", so rief er seinen bestürzten Räten in Pont à Mousson zu, „hier ist sein Brief, von seiner Hand geschrieben, in dem er mir verspricht, in eigener Person mit seiner ganzen Macht zu Hilfe zu eilen, wenn der Burgunder heranzieht, um mich anzugreifen". Unter diesen Zweifeln und Fragen kam ihm die Botschaft, daß sein furchtbarer Gegner mit 40000 Mann und vielem schweren Geschütz aus dem Luxemburgischen heranziehe. Auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, verteilte Renatus seine Truppen in die zahlreichen festen Plätze des Landes, übergab den Schutz seiner Hauptstadt dem Bastard von Calabrien, einem natürlichen Sohne Renatus' I., und eilte zu dem Könige nach Senlis, um ihn gegenüber dem feindlichen Anzuge Karls an den Vertrag und die feierlich gelobte Hilfe zu mahnen. Ludwig empfing den Herzog mit allen Zeichen der Freundschaft, that aber über dessen Berichte und Klagen ganz erstaunt, als ob nichts vorgefallen sei, und beteuerte mit grausamer Verstellung: „Beim Leiden unseres Herrn, wenn ich wüßte, daß das, was Ihr sagt, wahr sei, würde ich selbst in Person nach Lothringen kommen, um es zu schützen". Um den Betrogenen los zu werden, gab er ihm zuletzt unter dem Befehle des Admirals von Frankreich 800 Lanzen, deren er sich in allen Fällen bedienen könne; insgeheim aber trug er dem Admiral auf, an der Grenze stehen zu bleiben und sich in keinen Kampf mit dem Burgunder einzulassen. Ganz anders zeigte sich Ludwig XI. gegen die Gesandten der Niederen Vereinigung, die bald nachher, ebenfalls um Hilfe bittend, an seinem Hofe erschienen. Er versprach ihnen gegen Karl seinen Beistand und forderte sie auf, dem Herzoge Renatus jede mögliche Hilfe zu leisten. Die Absichten des doppelzüngigen Königs

waren klar. Während er im Inneren seines Reiches mit allem aufräumte, was dem unbeschränkten Königswillen noch entgegenstand, wollte er die Waffen des mächtigen Burgund nicht gegen sich richten. Er rechnete darauf, daß Karl in der Verfolgung seiner maßlosen Entwürfe mit den Eidgenossen und mit dem Reiche, das bei aller Zerrissenheit noch immer als eine furchtbare Macht galt, zusammenstoßen und zerschellen werde, wenn er nicht zuvor das Ende eines Pyrrhus oder Richard Löwenherz finde; er wollte fremde Kräfte, die Oberdeutschen, die Eidgenossen, das Reich, für seine geheimen Ziele wirken lassen, um im günstigen Augenblicke die Frucht fremder Arbeit einzusammeln.

Unterdes war Karl in Lothringen eingedrungen und hatte eine Stadt nach der anderen genommen. Der erste feste Platz, der ihm entgegenstand, war die Stadt Briey zwischen Metz und Diedenhofen. Als sie zur Übergabe gezwungen war, gab er allen gefangenen lothringischen Edelleuten die Freiheit, hinzugehen, wohin sie wollten, behandelte die Einwohner mit jeder Schonung und verbot seinen Truppen alles Plündern, dagegen ließ er achtzig Schweizer, die sich unter der Besatzung fanden, wider die Kapitulation und das gegebene Wort hinrichten. So offenbarte er seinen Haß gegen die Schweizer und wollte zugleich bekunden, daß er Lothringen als sein Land betrachte, und daß der Krieg nicht den Lothringern, sondern nur dem Herzoge Renatus gelte. Von Briey zog er über Mars la Tour gegen Pont à Mousson, das sich nach achttägiger Einschließung unterwarf. Dann die Hauptstadt Nancy zur Seite lassend, bezog er auf der Höhe von Neuville ein befestigtes Lager, während abgesonderte Heerhaufen die Städte an der Mosel und am Fuße der Vogesen unterwerfen sollten. Zwar erließ der Kaiser jetzt ein Ausschreiben, in dem er die benachbarten Stände bei dem Verluste der kaiserlichen Gnade mahnte, dem Herzoge von Lothringen Hilfe zu leisten, wenn dieser sie auf Grund des kaiserlichen

Briefes darum angehe, aber der gute Wille der oberdeutschen Städte war durch den sonderbaren Verlauf der Dinge unsicher gemacht, und die anderen Reichsstände schienen kaum ein Interesse zu haben, einen Fürsten zu schützen, dessen unmittelbare Vorgänger französische Prinzen waren und fast alle Beziehungen zum Reiche aufgegeben hatten. Vor Frankreich und dem deutschen Reiche sicher, machte Karl sich in kürzester Zeit zum Herrn Lothringens. Der Widerstand, den ihm einzelne Städte entgegensetzten, riß ihn zu wilder Grausamkeit hin. Am 7. Oktober kam er vor die kleine Stadt Charmes. Sie erwiderte seine erste Aufforderung, die Thore zu öffnen, mit einigen Büchsenschüssen. Als sie am folgenden Tage sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, ließ er die ganze Besatzung nebst den Anführern in schimpflicher Weise an Weidenbäume aufknüpfen, die Häuser plündern und dann die Stadt niederbrennen. Die Stadt Dompaire, die ihm tapferen Widerstand leistete, wurde nach ihrem Falle ebenfalls ausgeplündert und niedergebrannt, die Weiber der Schändung preisgegeben und die angesehenen Einwohner als Gefangene fortgeschleppt. Es schien, als wolle er, entgegen der in Briey bewiesenen Schonung, jede Regung des Widerstandes durch Schrecken niederschlagen. Ohne den Versuch einer Abwehr zu machen, öffneten ihm darauf die meisten Städte des Landes, Liverdun, Neufchateau, Chatenoi, zuletzt auch Epinal die Thore. In Deutschlothringen, wo die Bauern in den Bergwäldern Verhaue anlegten und zu entschlossenem Widerstande rüsteten, überlieferten sich die Städte Daus, Lützelburg, Finstingen u. a. gleich beim ersten Erscheinen burgundisches Kriegsvolkes; überall war hier der Mut gebrochen, „weil der König von Frankreich unseren gnädigen Herrn dem Herzoge von Burgund überantwortet hat“. Nur die einzige Stadt Saarburg, die den wichtigen Paß in das Elsaß, die Zaberner Stiege, beherrschte, machte von der allgemeinen Verwirrung und Mutlosigkeit eine ruhmvolle Ausnahme und behauptete sich, indem sie, von

Straßburger Kriegsleuten unterstützt, alle Angriffe mit ungebrochenem Mute zurückschlug. Herzog Renatus verlieh ihr deshalb als Lohn der bewiesenen Tapferkeit und Treue das Vorrecht, daß ihr Banner im Kriege allen anderen vorangetragen werde.

Am 24. Oktober begann Karl die Einschließung von Nancy, der einzigen Stadt des Landes außer Saarburg, die noch nicht in den Händen des Feindes war. Der Bastard von Calabrien hatte sie in guten Verteidigungszustand gesetzt: er hatte die Vorstädte geschleift, die Bäume vor den Thoren niedergelegt und die Wälle mit trefflichem Geschütze versehen. Ungefähr 2500 Deutsche und 500 Gascogner bildeten die Besatzung. Noch immer auf den Beistand des Königs vertrauend, hatte Renatus ihr baldige Hilfe zugesagt. Mit den 800 Lanzen, die ihm Ludwig XI. gegeben, war er unterdes bis an die Grenzen seines Landes nach Bar le Duc gekommen; hier aber schützte der französische Heerführer einen Befehl des Königs vor, der ihm verbiete, weiter zu gehen. Denn nicht zu dem Entsatze Nancys, wie Renatus gläubig gehofft hatte, sondern zu einem ganz andern Zwecke hatte der König diese Truppen mitgeschickt. Der Herzog von Burgund hatte noch immer nicht den schmachvollsten Teil des Vertrages von Soleuvre, die Auslieferung des Connetable von St. Paul, erfüllt. Es mochte ihn verdrießen, einen Mann zu verraten, dem er mit seiner Ritterehre Sicherheit gelobt hatte, und so hatte er die Auslieferung des Connetable hinausgezögert, weil er glaubte, nach der Einnahme von Nancy, die er bis zu einem bestimmten Tage sicher erwartete, werde er sich der Schmach dieser Bedingung leicht entziehen können. Sobald jener Heerhaufe von 800 Lanzen an die Grenzen Lothringens gekommen war, erschien in dem Lager Karls bei Neuville ein Bote des Königs und verlangte auf Grund des abgeschlossenen Vertrages die Auslieferung des Connetable, der sich zu Bergen im Hennegau befand. Wollte Karl in seinem Unternehmen

gegen Nancy nicht durch französische Einmischung gestört sein, so blieb ihm nichts übrig, als das Verlangen des Königs zu erfüllen. Er stellte deshalb die von dem königlichen Boten geforderte Vollmacht aus und sandte seinem Kanzler Hugonet den Befehl zu, den Connetable nach Peronne zu bringen und an einem bestimmten Tage, bis zu dem er im Besitze Nancys zu sein hoffte, dem Könige auszuliefern. Er hatte dabei die geheime Absicht, dem Könige augenblicklich zwar zu Willen zu sein, aber nach dem Falle von Nancy seinem Kanzler sofort Gegenbefehl zu geben. Nancy widerstand indes länger, als Karl erwartet hatte, und an dem angesetzten Tage lieferte Hugonet, der ein abgesagter Feind des Connetable war, diesen dem Könige aus. Der Connetable ward nach Paris gebracht und auf dem Greveplatze enthauptet, und jetzt gebot der König seinem Generale bei Strafe des Hochverrates die 800 Lanzen sofort nach Frankreich zurückzuführen. Damit war Renatus jede Aussicht auf Hilfe genommen, und es blieb ihm nur die einzige ehrenvolle Wahl, sich in seine Hauptstadt zu werfen und alles an deren Verteidigung zu setzen. Aber er fand nicht die mutige Entschlossenheit, die sonst seinem Geschlechte eigen war; er folgte dem abziehenden französischen Heere und begab sich Hilfe suchend aufs neue an den Hof des Königs, wo man seine Anwesenheit und seine Klagen bald beschwerlich fand.

Am 29. November 1475 öffnete Nancy ohne Aussicht auf Hilfe und Entsatz dem Herzoge von Burgund die Thore. Um seiner Hauptstadt die Greuel eines im Sturme genommenen Platzes zu ersparen, hatte der arme Renatus selbst den Bastard von Calabrien ermächtigt, eine Kapitulation mit dem Feinde einzugehen. Karl versprach, Gut und Freiheit der Einwohner zu schonen, und gewährte der Besatzung einen ehrenvollen Abzug. Am 30. November hielt er unter Entfaltung eines außerordentlichen Prunkes seinen Einzug in die bezwungene Stadt. Aber nicht wie ein fremder Eroberer, wie ein alter

Landesherzog wollte er erscheinen, freiwillig aufgenommen und anerkannt von dem Adel und der Bürgerschaft. Ehe er in das Stadtthor einritt, leistete er den Eid, wie ihn die Landesherzoge bei dem Antritt ihrer Herrschaft zu leisten pflegten, und empfing gleich diesen die Huldigung und den Treueid der Stände. Er spendete dem Volke reiche Geldgeschenke, gab jedem Gehör, war zugänglich zu jeder Stunde und sprach in eigener Person Recht. In einer feierlichen Versammlung der Stände gelobte er, die alten Rechte und Freiheiten des Landes zu wahren, den Wohlstand der Bürger zu mehren und den Stand der Handwerker zu schützen. Er wies hin auf sein freundschaftliches Verhältnis zum Kaiser, auf seine Verträge mit dem Könige von Frankreich und verhieß dem Lande Frieden, Gedeihen und Sicherheit. Die schöne, in anmutiger Ebene gelegene Stadt schien ihm mehr als Dijon zum natürlichen Mittelpunkte seines neuen Königreiches geschaffen, er wollte sie deshalb erweitern und zur Hauptstadt seiner Länder machen. Die Stände klatschten ihm Beifall, das Volk begrüßte ihn mit jauchzendem Zuruf. Auch die reichsfreien Städte brachten dem neuen Gebieter Lothringens ihre Huldigungen dar; Metz schenkte ihm eine prächtige Schale, gefüllt mit 900 goldenen Münzen, und Tull, das noch kurz zuvor sich für Renatus erklärt hatte, warb um seine Huld und bereitete ihm bei seinem Besuche einen glänzenden Empfang. Das große burgundisch-lothringische Königreich schien seiner Vollendung nahe. Mit dem Herzoge von Mailand, der in dem Herzoge von Burgund eine Stütze für seine italischen Pläne suchte und ihm deshalb die italischen Mietsheere anbot, stand Karl in nahen Beziehungen; die Regentin von Savoyen, Jolantha, Ludwigs XI. Schwester, beunruhigt durch innere Parteien und geängstet durch die Ränke ihres Bruders, hatte sich ebenfalls um seine Freundschaft beworben; der alte König Renatus, aufgebracht gegen Ludwig XI. wegen der Besetzung von Anjou und Bar, wollte Karl zum Erben der Provence ein-

ſetzen. Von der Nordſee bis zum Mittelmeere, ſo glaubte man, werde das neue Königreich gleich einem unüberſteiglichen Walle Frankreich im Oſten einengen und abſchließen. An dem maßloſen Wollen und dem unbegrenzten Stolze Karls ſollte indes ſein Werk untergehen.

Ohne ſich Zeit zu nehmen, den neuen Gewinn zu befeſtigen und zu ſichern, brach Karl, der Strenge des Winters trotzend, am 11. Januar 1476 mit einem ritterlichen Heere von 30 000 Mann gegen die Eidgenoſſen auf. Er wollte an ihnen vielfaches Unrecht rächen: ihre Raubzüge in die Freigrafſchaft, die gewaltſame Volksjuſtiz an ſeinem Statthalter Hagenbach und als jüngſten Frevel die Vertreibung ſeines Vaſallen, des Grafen von Romont im Waadtlande. Begleitet von dem größten Teile ſeines Hofes, umgeben von allem Reichtume ſeines Vaters und dem Glanze ſeiner Dienerſchaft, ſchien er nicht zu einem gefährlichen Unternehmen gegen die Männer von Sempach, ſondern zu einem frohen ritterlichen Feſte auszuziehen. Die Eidgenoſſen ſelbſt erſchraken bei der Nachricht, daß der große Herzog des Abendlandes mit dem ausgeſuchteſten Ritterheere gegen ſie heranziehe; ſie ließen es nicht an Verſuchen fehlen, ihn für ſich zu gewinnen, und zeigten ſich bereit, dem franzöſiſchen Bündniſſe zu entſagen; aber Karl wollte von keinen Verhandlungen hören und ſtürmte in ſeiner Racheluſt vorwärts. Ludwig XI. war indes auch nicht unthätig geblieben. Der Landammann von Uri, der von Schwyz, von Unterwalden und von Zug, der Bürgermeiſter von Zürich, der Stadtſchultheiß von Luzern, vor allen Niklas von Diesbach in Bern, das ganze Schweizer Patriziat ſtand insgeheim in ſeinem Solde; durch dieſe hob er den Mut und ſtärkte den Widerſtand der Eidgenoſſen, während er mit berechnender Liſt und ſeiner Kenntnis von Karls Gemütsart dieſen in ſeiner

Unbesonnenheit und Tollheit weiter trieb, indem er ihn gütlich mahnte, die armen Leute doch in Ruhe zu lassen. Er triumphierte im geheimen, als Karl seinen Rachezug unternahm; sein geübtes Auge sah voraus, daß der „tolle Burgunder" im Begriff sei, die mächtigste Herrschaft des damaligen Europa zu zerstören, und daß ihm, dem Könige, alsdann die reichen Trümmerstücke zufallen würden. Um den kommenden Dingen nahe zu sein, begab er sich, eine Pilgerfahrt zur Notre Dame du Puy vorschützend, nach Lyon. Sorgfältig mied er jede offene Feindseligkeit, er erneute sogar dem Herzoge von Zeit zu Zeit seine friedlichen Versicherungen, und ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen, trieb er, dem Grundsatze Philipps IV. folgend, fremde Kräfte ans Werk, bis das Glück sich von dem Gegner abwandte.

Unter den Höhen von Granson, wo das eidgenössische Bauernvolk über das aus allen Nationen und Waffengattungen zusammengesetzte Heer des burgundischen Herzogs siegte und aufs neue das Geheimnis enthüllte, daß die ritterlichen Heere der Kraft und den taktischen Übungen eines nationalen Fußvolkes nicht gewachsen seien, verlor Karl am 2. März 1476 die reichsten Schätze seiner Väter und auf immer den Zauber seiner Macht und Furchtbarkeit.

Keinem kam die Botschaft von dem großen Siege der Schweizer erwünschter, als dem französischen Könige; seine Freude durchbrach selbst die starre Maske, hinter der er sich auch fortan noch zu bergen suchte. Er äußerte seinen Verdruß darüber, daß der Burgunder zu wenige gefallen seien. Weiter aber ließ er sich nicht aus. Als die Schweizer, verdrießlich über seine Zurückhaltung, ihn mahnten, ihnen die in der heiligen Allianz versprochene Hilfe zu leisten, flüchtete er sich hinter sein Gewissen und meinte, er müsse zuvor seine Priester fragen, ob es nicht Sünde gegen Gott sei, den Feinden des Herzogs, mit dem er im Waffenstillstande lebe, beizustehen. Und die klugen Priester, welche die Absicht ihres

Herrn vortrefflich verstanden, gaben zur Antwort, der König dürfe den Herzog Karl nicht bekriegen, dieser aber habe sich in so vielen Stücken gegen den König verfehlt, daß der König ein Recht habe zu erklären, er werde andere nicht hindern, Karl anzugreifen, und er habe nichts dagegen, daß dieses geschehe. Unterdes blieb der König wie eine Spinne im Mittelpunkte ihres Gewebes lauernd und beobachtend in Lyon.

Dorthin war auch Renatus dem Könige gefolgt. Von dem Kaiser verlassen, von dem französischen Könige betrogen, von dem Burgunder verjagt, erregte der Herzog ohne Herzogtum durch seine Jugend und seinen ärmlichen Aufzug in Lyon das allgemeine Mitleid. Die in der Stadt lebenden deutschen Kaufleute legten lothringische Farben und Abzeichen an und begleiteten ihn, wenn er ausging, um dadurch mehr noch ihren Haß gegen die Welschen als ihre Teilnahme für den verjagten Fürsten zu bekunden. Dies war aber auch alles. Nach dem Siege der Schweizer bei Granson hatte Renatus der Niederen Vereinigung und der Stadt Straßburg zu wissen gethan, er wolle sein Land wohl wiedergewinnen, wenn man ihm die nötige Hilfe leiste; so lange er lebe, werde er ein guter Deutscher sein; er erbot sich sodann, auf einem Tage der Verbündeten selbst zu erscheinen und seine Sache vorzutragen. Aber zu Ensisheim, wo die Verbündeten auf Betreiben des Grafen Oswald von Tierstein gegen Ostern zusammenkamen, erhielten die lothringischen Gesandten den Bescheid, daß man dem Herzoge zwar nach allem Vermögen getreulich helfen wolle, auf sein persönliches Erscheinen aber, von dem man sich keinen Vorteil versprach, verzichte; nur wenn der König von Frankreich ihm Hilfe leiste und ihn mit Kriegsvolk und sonstigen Mitteln ausrüste, werde man ihn gerne sehen. Renatus wurde unterdes von dem Könige mit leeren Verheißungen hingehalten, als ihm eine Hilfe von anderer Seite kam. Kurz vor Ostern wurde er zu seiner

sterbenden Großmutter, Marie von Harocourt, in die Normandie gerufen. Die todkranke Prinzessin war über seine Ankunft hoch erfreut, ließ ihm und seinem Gefolge seidene Kleider reichen und gab ihm all ihr bares Geld, ungefähr 200 000 Gulden, die er zur Anwerbung von Söldnern benutzen sollte. Als er mit diesen Mitteln versehen zu seiner Mutter nach Joinville kam, fanden sich dort Boten der von Karl aufs neue bedrohten Eidgenossen ein, die ihn aufforderten, sich in ihre Mitte zu begeben. Er nahm die Aufforderung mit Freuden an, wollte aber nichts thun ohne die Zustimmung des Königs und bat diesen, ihm ein Geleit von hundert Lanzen zu geben, damit er unter solchem Schutze ungefährdet durch Lothringen nach dem Oberrheine gelangen könne. Unter dem Namen von rückständigen Jahrgeldern gab ihm der König Geld und ein Geleit von 400 Reisigen, die ihn mitten durch Lothringen bis an die Grenzen des Elsaß bringen, aber bei Todesstrafe jede Feindseligkeit gegen die Burgunder meiden sollten. Den burgundischen Befehlshabern in Lothringen ließ er mitteilen, es handle sich um einen friedlichen Durchzug. Im geheimen aber hoffte er durch das Erscheinen des verjagten Landesherrn das Gemüt des Volkes aufzuregen. Rührende Erzählungen über die Not und das Elend des angestammten Herzogs gingen dem Erscheinen von Renatus im Lande vorauf; seine Jugend, seine Verlassenheit, seine Not sollte den Lothringern gezeigt und dadurch der Ingrimm des Volkes über die Gewaltthätigkeiten des Burgunders geweckt werden. Als Renatus sich der Stadt Tull näherte, kam ihm der Magistrat entgegen und bat ihn, nicht in die Stadt einzutreten, damit diese nicht den Zorn des Herzogs Karl auf sich ziehe; aber die Bürger kamen heraus und brachten reichlich Wein, Fleisch, Brot, Hafer für die Pferde und anderes. Zu St. Nicolas wohnte er der Messe bei, als eine alte Frau an ihn herantrat und ihm heimlich einen Beutel mit 400 Gulden in die Hand drückte, den er mit leisem

Kopfnicken dankend annahm. Über Luneville ging die Reise nach Saarburg. Wohin er kam, strömte allenthalben das Landvolk aus den Dörfern herbei, brachte ihm Fleisch und Brot, das Beste, was es hatte, und erregte durch seine hingebende Anhänglichkeit das Staunen der französischen Hauptleute. In Saarburg hatten sich die Herrn von Bitsch, Saarwerden, Finstingen, Rixingen u. a. zu seiner Begrüßung eingefunden; die Bürgerschaft, die Besatzung und die Herrn mit 800 Berittenen holten ihn festlich ein und bewirteten ihn und das französische Geleite drei Tage lang.*) Alles, was der Herzog auf seinem Wege sah, bekundete ihm die Liebe und Treue des Volkes und dessen Haß gegen die aufgezwungene fremde Herrschaft. Mitte Mai traf er mit einem Gefolge von Lothringern — die Franzosen hatten sich in Saarburg verabschiedet — in Straßburg ein, zur Zeit als die Eidgenossen an ihre Verbündeten, an die oberrheinischen Städte und den Erzherzog von Österreich, den Aufruf zu beschleunigten Rüstungen gegen Karls neuen Angriff ergehen ließen.

Nach der Niederlage bei Granson war Karls ganzes Denken darauf gerichtet gewesen, die von den Bauern erlittene Schmach furchtbar zu rächen. Noch vor Ostern hatte er 60 000 Mann und 150 Stück schweres Geschütz zusammengebracht und zog durch die Freigrafschaft hinauf gegen Lausanne. Hier strömten ihm viele Fürsten- und zahlreiche Herrn vom Adel zu, die in Karl den Vorfechter ihres Standes sahen und gleich ihm den Übermut der Bauern für immer zu brechen wünschten. Von Lausanne zog er über Peterlingen gegen die Stadt Murten hinauf, die Hadrian von Bubenberg mit nur 2000 Mann 14 Tage lang gegen die ganze burgundische Macht hielt, bis das heranziehende Heer der Eidgenossen

*) In Saarburg wunderten sich die Franzosen vor allem über die Zahl und die Fülle der täglichen Mahlzeiten, deren fünf waren, und fragten, ob es deutsche Art sei, so oft an einem Tage zu essen.

Hilfe brachte. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen brach Renatus eilig von Straßburg auf, und mit 300 Berittenen, die den Eidgenossen um so willkommener waren, als sie selbst Mangel an Reiterei hatten, traf er bei den Schweizern kurz vor dem Beginne der Schlacht ein, deren Ausgang auch Lothringens Schicksal entscheiden mußte. Die Eidgenossen empfingen den länderlosen Herzog als einen unschuldig Verfolgten und nahmen sein Erscheinen als ein Zeichen der guten Sache, für die sie stritten.

Am 22. Juni fand unter dem Bannwalde von Murten bei wolkenumdüstertem Himmel die berühmte Schlacht statt, in welcher der wütende Ansturm und der gewaltige Speerstoß der Kuhhirten die an Zahl dreifach überlegene Macht Karls, das glänzendste Ritterheer Europas, auseinanderwarf und vernichtete. An 26 000 Tote, Herrn, Grafen, Freie, Ritter und Knechte, Burgunder, Lombarden, Savoyer bedeckten das Schlachtfeld, das Karl selbst mit dem von Cannae verglich. Er selbst kam fliehend, Tag und Nacht reitend, mit dreißig Mann an den Genfer See. Aber schlimmer noch als die Niederlage selbst erwies sich für ihn die entschwundene Furcht seiner Gegner und das entschwundene Vertrauen seiner Verbündeten. Den Ständen in Burgund und Flandern kam der Mut des Widerstandes zurück, und Ludwig XI., jetzt ganz ein Freund der Schweizer, drängte auf Karls Vernichtung; er versprach im geheimen Sold und Beistand mit der ganzen Macht Frankreichs.

Renatus hatte vor der Schlacht durch den Grafen von Tierstein den Ritterschlag erhalten; er hatte tapfer in den Reihen der Eidgenossen gestritten, so daß sie ihm das erbeutete prachtvolle Zelt des Burgunders zum Geschenke machten. Jetzt setzte er alles daran, seine Aufnahme in das Bündnis der Eidgenossen mit den oberdeutschen Städten zu erlangen und die Kraft der Eidgenossen für seine Sache zu gewinnen. Aber weder die oberrheinischen Städte noch die Schweizer, denen

kriegerische Unternehmungen fern von ihrem Lande noch nicht zusagten, bekundeten nach der furchtbaren Anspannung ihrer Kräfte Lust oder Eile, dem ungestümen Drängen des Herzogs zu folgen. Auf einer Tagung zu Freiburg im Uechtlande ratschlagten die Schweizer und die Häupter der Niederen Vereinigung nebst vielen andern Feinden des Burgunders drei Wochen lang darüber, was weiter gegen Karl zu thun sei. Es ward viel geredet, allerlei Pläne wurden entworfen, vieles versprochen, aber zuletzt nichts Ernstliches beschlossen. Renatus überließ daher die weiteren Verhandlungen mit den Schweizern dem Grafen von Leiningen und eilte Mitte Juli nach Straßburg zurück, um dort aufs neue Söldner zu werben und dem kleinen Kriege, den kühne Parteigänger in Lothringen begonnen hatten, nahe zu sein.

Schon gleich nach der Schlacht von Granson, zur Zeit, als Renatus noch bei seiner Mutter in Joinville weilte, hatten nämlich einige entschlossene Männer in Lothringen sich verschworen, die kleinen im Lande zerstreuten burgundischen Besatzungen zu überrumpeln und dadurch zu einer allgemeinen Erhebung den Anstoß zu geben. Der Bastard von Vaudémont, Johann von Bronn, Heinrich und Friedrich von Tantonville, Johann von Aigremont u. a. erstiegen in der Osternacht 1476 im geheimen Einverständnisse mit dem Schloßhauptmanne des Platzes die Mauern von Vaudémont und machten die burgundische Besatzung nebst dem Kommandanten von Walberg zu Gefangenen. Der Bruder des letzteren, der mit einigen Truppen in dem benachbarten Vezelise lag, war über diesen kühnen Handstreich so erschreckt, daß er mit seinen Leuten eilig den Platz verließ und nach Nancy flüchtete. An einer anderen Stelle setzten Philibert von Bresey und ein Edelmann Vachier der Besatzung der zwischen Tull und Nancy gelegenen Stadt Gondreville früh und spät so heftig zu, daß sie im Dunkel der Nacht heimlich abzog und den Lothringern den Platz überließ. Bald

hier, bald da begann der offene und der geheime Bandenkrieg. Kleine Truppenteile der Burgunder wurden überfallen, die kleinen Besatzungen verjagt, die Zufuhren abgefangen; einzelne freiwillige Scharen wagten sich sogar bis unter die Thore vor Nancy. Während Renatus sich noch in Straßburg aufhielt, trat eines Tages ein gewisser Doron, ein Bürger aus Bruyères vor ihn mit den Worten: „Herr, Ihr seid wohl eingeschlafen; wenn Ihr wollt und mir einiges Volk gebet, werde ich Euch zum Herrn von Bruyères und der ganzen Gegend machen.“ Renatus gab ihm einen deutschen Hauptmann nebst 120 Leuten mit, und durch eine verwegene List brachte Doron Burg und Stadt Bruyères in seine Gewalt. Dies war der Beginn einer allgemeinen offenen Erhebung. Auf die Kunde von dem glücklichen Handstreiche in Bruyères griffen die Bürger von Arches, St. Dié und Remiremont zu den Waffen und zwangen die burgundischen Besatzungen abzuziehen. Der Bastard von Vaudémont und der Hauptmann Fortune, ein waghalsiger Gascogner, brachten einen Haufen von 2500 Mann zusammen, stürmten ohne Geschütz das feste Bayon und rissen durch diesen Erfolg viele noch zaghaft Schwankende mit sich fort, so daß man trotz allem Mangel an grobem Geschütz einen Sturm auf das feste Luneville unternahm. Von sieben Uhr abends bis zum andern Morgen ward von einem Thore bis zu dem andern auf diesen starkbefestigten Platz Sturm gelaufen; dreimal erstiegen die Stürmenden die Mauern und wurden dreimal herabgeworfen; endlich gewannen sie ein Thor nebst den anstoßenden Türmen, konnten aber nicht weiter kommen, weil sie vor einem zweiten inneren Thore durch den Brand der anstoßenden Häuser und durch ein heftiges Feuer von großen Holzmassen zurückgehalten wurden. Da kam ihnen aus Straßburg ein Zuzug von 2000 Mann mit Belagerungsgeschütz und brachte die Stadt zu rascher Übergabe.

Renatus hatte auf die Kunde von diesem Umschwunge der Dinge endlich Straßburg verlassen und war nach Loth-

ringen geeilt. Als es hieß, daß er ſich Epinal nähere, erhoben ſich auf die bloße Nachricht davon die Bürger dieſer Stadt und zwangen die entmutigte, von aller Zufuhr abgeſchnittene burgundiſche Beſatzung, ſich gegen das Verſprechen freies Abzuges zu ergeben. Raſch wie es verloren, ward das Land zurückgewonnen. Nur die Hauptſtadt Nancy, die der tapfere Herr von Bièvre verteidigte, leiſtete noch bald erlahmenden Widerſtand. Das aus den kleineren Städten des Landes verjagte Kriegsvolk Karls hatte ſich nämlich fliehend nach Nancy geworfen, und infolge dieſer Anhäufung von Menſchen war in der Stadt bald ein entſetzlicher Mangel an Lebensmitteln entſtanden. Bald nährte ſich die Beſatzung nur noch von Hunde- und Pferdefleiſch. Seit Ende Auguſt aber hatte ſich Renatus mit den vereinigten lothringiſchen Haufen und 6000 Deutſchen, die ihm die oberdeutſchen Verbündeten geſchickt hatten, vor die Stadt gelegt und hielt ſie enge umſchloſſen. Als Ende September die Not der Belagerten wuchs, begannen die zahlreichen engliſchen und pikardiſchen Söldner, die unter der Beſatzung waren, zu meutern und drohten, daß ſie dem Herzoge Renatus die Thore öffnen und die Stadt übergeben würden. Der tapfere Kommandant beſchwor ſie kniefällig, nur noch wenige Tage auszuhalten, da Herzog Karl mit ſtarker Hilfe im Anzuge ſei.

Nach der furchtbaren Niederlage bei Murten war Karl in einen wechſelnden Zuſtand von Raſerei und Stumpfſinn verfallen. Er ließ ſich Bart und Nägel wachſen und wechſelte die Kleidung nicht. Stundenlang ſaß er da, ſchweigend vor ſich hinſtarrend, mit verfallenen Zügen, Speiſe und Trank vergeſſend; ſeine Diener wagten es nicht, ſich ihm zu nähern; dann ſprang er wieder auf und lief knirſchend und ſich raufend umher. Die Nachricht, daß ſeine offenen Feinde eine große Beratung zu Freiburg im Uechtlande hielten und in Lothringen ſich alles gegen ihn erhebe, riß ihn endlich aus dieſem Zuſtande heraus und ließ ihn an die notwendigen Anſtalten zur Abwehr denken. Er wandte ſich an die burgundiſchen

Stände, erinnerte sie an die Ausdauer der alten Römer nach dem Unglücke von Cannae und an den Ruhm der alten Burgunder, die größer gewesen seien als die Römer, und forderte von ihnen ein Aufgebot von 40 000 Mann, damit er Rache an den Schweizern nehme; aber die Stände antworteten, daß sie nach dem Verluste so vieler junger Leute nicht mehr als 3000 aufzubringen vermöchten. Auch die niederländischen Stände, die er um bedeutende Hilfe zur Behauptung seines Herzogtums Lothringen anging, zeigten sich gegen seine Forderungen kalt und ablehnend. Trotz alledem war seine Lage noch keine verzweifelte. König Ludwig XI., der die Schweizer gemahnt hatte, den Krieg gegen Karl bis zu dessen Vernichtung zu führen, fuhr Karl gegenüber fort, die friedlichste Gesinnung zu heucheln; er gedenke, so ließ er ihm sagen, den Waffenstillstand von Soleuvre treu zu halten und er habe mit dem Aufstande in Lothringen nichts gemein. Die Schweizer aber waren einer Fortsetzung des Krieges abgeneigt, und eifrige Vermittler waren von allen Seiten bemüht, den Frieden zwischen Karl und den Eidgenossen herzustellen. Der Papst, der Kaiser Friedrich und der König Matthias Corvinus von Ungarn waren darin einig, daß man die wankende Macht des Burgunders erhalten müsse. Der Papst sah in ihr einen Schutz gegen die gefürchtete Übermacht Frankreichs, der Kaiser glaubte durch Karls Erhaltung seine Hausinteressen gegen die Schweizer zu sichern, und der König von Ungarn wiederum sah in Karl einen Bundesgenossen gegen den Kaiser. Auf einem Tage zu Basel, den die Eidgenossen wie auch Herzog Karl beschickte, machte der päpstliche Legat Alexander von Forli Vorschläge zu einem ewigen Frieden. Alles scheiterte indes an dem Stolze und dem Starrsinne Karls. Er bot den Schweizern, die zu ihrer Sicherheit die Herstellung Lothringens wollten, den Frieden an, wollte aber ihren Bundesgenossen, den Herzog Renatus, darin nicht eingeschlossen wissen, denn der sei kein Deutscher, sei von seinem Blute, und

gegen ihn werde er die Feindschaft nicht aufgeben. So nahmen die Dinge ihren Fortgang.

Während diese erfolglosen Verhandlungen geführt wurden, setzte Karl alle Kräfte daran, der bedrängten Stadt Nancy zu Hilfe zu kommen. In Rivières sammelte er die Trümmer seines Heeres und befahl seinem Generale, dem Grafen Campobasso, aus den Niederlanden Verstärkungen herbeizuführen. Dieser Graf Campobasso, der in der burgundischen Tragödie die Verräterrolle eines Jago und Judas Ischariot spielen sollte, war ein Neapolitaner, der es in Italien stets mit der Partei der Anjous gehalten hatte. Nach dem verunglückten Unternehmen Renatus' I. mußte er aus Neapel flüchten, hatte sich dann eine Zeitlang bei den Herzögen Johann und Nikolas aufgehalten und war endlich in die Dienste des Herzogs von Burgund getreten, für den er Kriegsbanden in Italien warb, die sich durch ihre unnatürlichen Laster vor allen gehaßt und verachtet machten. Karl hatte dem Grafen viele Wohlthaten erwiesen, er hatte ihm hunderttausend Goldgulden gegeben und hielt fünfhundert Reiter zu seinen Diensten. Insgeheim aber hatte Campobasso längst mit Ludwig XI. und mit Renatus, man weiß nicht genau aus welchen Gründen, verräterische Unterhandlungen angeknüpft. Schon während der ersten Belagerung Nancys hatte seine Untreue die Einnahme der Stadt verzögert und dadurch das Schicksal des Grafen von St. Paul herbeigeführt. Bald nachher machte er, wie Commines berichtet, Ludwig XI. das Anerbieten, er wolle gegen gewisse Bedingungen Anstalten treffen, daß der König sich des Herzogs, der oft ohne Begleitung ausritt, lebend oder tot bemächtigen könne. Ludwig aber, so berichtet dessen Genosse und Schmeichler Commines weiter, habe den Gedanken an Mord und Verrat abgewiesen und einen offenen Übertritt des Grafen verlangt; er habe sogar Karl vor seinem Günstlinge warnen lassen; Karl aber habe in dieser Warnung nur eine List des Königs gesehen, der ihn seines treuesten Mannes

berauben wolle. In der That war Karls Vertrauen auf die Treue des Grafen allen Warnungen zum Trotz von da an fester als zuvor. Der Rachegeist des ehrlos von Karl geopferten Connetable von St. Paul schien mit dem Verräter zu sein. Nach dem ergebnislosen Kongresse in Freiburg trat Renatus aufs neue mit Campobasso in Verbindung und bewog ihn durch Geld und sonstige Versprechen, die Ankunft der Truppen, die er zum Entsatze Nancys aus den Niederlanden herbeiführen sollte, zu verzögern. Nach dem allgemeinen Urteile hätte Campobasso, wenn er mit den bei Diedenhofen zusammengezogenen Truppen entschlossen gegen Nancy marschiert wäre, die Stadt entsetzen und Renatus zum Abzuge zwingen können so aber blieb er unthätig bei Diedenhofen stehen, hielt die von Bièvre sehnlichst und sicher erwartete Hilfe zurück nnd führte dadurch, soviel an ihm lag, den Fall der hart bedrängten Stadt herbei. Dies war der Grund, weshalb der Herr von Bièvre ihm bei der ersten Begegnung nach dem Falle Nancys mehrere Male das Wort Verräter ins Gesicht schleuderte. Am 6. Oktober sah sich der tapfere Befehlshaber in Nancy durch die hungernden und meuternden Engländer und Pikarden gezwungen, die Stadt dem Herzoge Renatus zu übergeben unter Bedingungen, die seinen Truppen freien Abzug und den lothringischen Edelleuten in Nancy, die sich in den Dienst Karls des Kühnen gestellt hatten, Straflosigkeit zusicherten. Zwei Tage später erst rückte Karl über Neufchateau mit den bei Rivières gesammelten Truppen in eiligen Märschen über Tull heran. Hier vernahm er die Übergabe Nancys und erfuhr zugleich die Wirkung des weichenden Glückes. Dieselbe Bürgerschaft Tulls, die ihm, dem Siegreichen, nicht lange zuvor einen glänzenden Empfang bereitet hatte, weigerte ihm jetzt, ihre Neutralität vorschützend, einen vorübergehenden Aufenthalt in ihrer Stadt. Nachdem er bei Dieulouard die von Campobasso geführten niederländischen Reiterscharen an sich gezogen und die Reste der Nanziger Besatzung aufgenommen hatte, sah er sich wieder an

der Spitze eines Heeres von 20 000 Mann und fühlte sich so stark, daß er sich zu dem Schwure vermaß, er wolle vor dem Dreikönigentage wieder im Besitze seiner Hauptstadt sein, oder den Tod gefunden haben. Renatus war von Nancy dem gegen Pont à Mousson ziehenden Feinde entgegengerückt, konnte aber eine Entscheidung im offenen Felde gegen Karls überlegenes Heer um so weniger wagen, als seine schlecht bezahlten deutschen Söldner zu meutern begannen und endlich unter Toben und wildem Geschrei abzogen. Er suchte deshalb die Burgunder am weiteren Vorrücken nur so lange zu hindern, bis er die eben wiedergewonnene Hauptstadt notdürftig mit Vorräten versehen hatte. Sobald dies geschehen war, verteilte er seine übrigen Truppen auf die wichtigsten Plätze des Landes, nahm der Besatzung in Nancy das feierliche Versprechen ab, sich zwei Monate gegen Karls Angriffe zu halten, und eilte, von nur zwölf Reitern begleitet, anfangs November über das schneebedeckte Gebirge, um die Hilfe seiner oberrheinischen Bundesgenossen und der Schweizer herbeizurufen. Am 25. Oktober, zwanzig Tage nach der Kapitulation des Herrn von Bièvre, stand Karls Heer vor Nancy und begann in diesem Kriege die dritte Belagerung der Stadt, auf welche bald die Augen aller Mächte gerichtet waren.

Über Straßburg, wo er die Stimmung günstig fand, wo man aber nichts ohne die Schweizer unternehmen wollte, eilte Renatus nach Basel. Hier waren die oberdeutschen Stände und Städte versammelt. Mit Thränen in den Augen schilderte er ihnen seine bedrängte Lage und bat um schleunige Hilfe zur Rettung seiner Hauptstadt. Er fand viele freundliche Worte; man erkannte an, daß die Sicherheit des Bundes von der Erhaltung Lothringens abhange, wollte sich indes auf kein Unternehmen einlassen ohne die Hilfe der Eidgenossen. Diese aber vertrösteten den Herzog auf einen Tag in Luzern, wohin die oberrheinischen Verbündeten ihre Vertreter schicken sollten. Renatus eilte unterdes von Kanton zu Kanton, Hilfe

heischend und durch seine ritterliche Schönheit, sein zutrauliches und leutseliges Wesen die Einfalt der rauhen Älpler für sich gewinnend. Er schmeichelte ihren Gewohnheiten, Neigungen und Vorurteilen, nahm teil an ihren Jagden, ihren Leibesübungen und kriegerischen Spielen. In Bern trat er, um Stimmung zu machen, begleitet von einem gezähmten Bären auf; er gewann hier die Zuneigung der Zünfte, der Metzger und Gerber, aber darüber hinaus erhielt er nur allgemeine Versicherungen, daß man im Frühjahre zu einer Kriegsfahrt bereit sein werde. Denn der Winterschnee lag tief in den Thälern und schreckte von einem Zuge in ungewisse Ferne zurück; auch mahnte der päpstliche Legat die Eidgenossen von neuen Feindseligkeiten, als einem unklugen und gottlosen Thun ab, da der Herzog von Burgund ja gerne mit ihnen in Frieden leben wolle. So schien sich für Renatus die ersehnte Hilfe der Eidgenossen in unabsehbare Weite zu verlieren. Da bewirkten, was Bitten und Mitleid nicht vermochten, die Goldthaler Ludwigs XI. Er streckte Renatus 40 000 Livres vor und verbürgte jedem, der sich unter die Fahnen des Herzogs stellen werde, außer dem Handgelde einen monatlichen Sold von vier Gulden. Auf einem Tage in Luzern am 25. November ward eine allgemeine Werbung in den Kantonen gestattet; es sollte erlaubt sein, in allen Kirchen die Waffnung gegen den gemeinsamen Feind zu verkünden. Mit einem Male schien alles zu Gunsten des armen Renatus verändert; aus allen Kantonen strömte es herbei, um sich anwerben zu lassen, „in allem Volke war ausgelassene Fröhlichkeit“. Renatus hatte 6000 Mann begehrt; aber achttausend streckten zugleich die Arme nach dem klingenden Handgelde und den vier Gulden monatlichen Soldes aus; tausend halbwüchsige Knaben mußten gewaltsam zurückgehalten werden. Die alte fluchschwangere Gier nach Gold hatte das Volk der Älpler und Kuhhirten ergriffen; die lange Geschichte des schweizerischen Mietvolkes hatte begonnen! Zu Weihnachten

sollten die geworbenen Mannschaften sich in Basel vereinigen.

In der umschlossenen Hauptstadt Nancy war unterdes die Not der Belagerten aufs höchste gestiegen. Wie Eilboten meldeten, waren die Vorräte und die Pferde aufgezehrt, und Hunde, Mäuse und Ratten dienten bereits als Nahrung. Aber nicht geringer als in der belagerten Stadt war das Elend in dem Heere der Belagerer; denn alle festen Plätze im Lande umher waren in den Händen der lothringischen Hauptleute, die den burgundischen Truppen die Zufuhren und Verstärkungen abschnitten, vereinzelte Posten überfielen und durch kühne Streifzüge die Burgunder in steter Unruhe hielten, so daß das einschließende Heer nahezu selber umschlossen war und einen empfindlichen Mangel an Lebensmitteln hatte. Zu dem Mangel kam ein ungewöhnlich strenger Winter; Nässe und Kälte rafften Mannschaften und Pferde in Menge dahin; allein in der Christnacht erfroren 400 Mann in den Laufgräben und Zelten. Und zu alledem gesellte sich in Karls Heer noch der Verrat. Campobasso stand mit Renatus in fortwährenden Verhandlungen. Damals erbot er sich um den Sold von vierhundert Lanzen, um 20 000 Goldgulden und eine Grafschaft, die Belagerung Nancys zu vereiteln und ihm den unversöhnlichen Feind tot oder lebend in die Hände zu liefern. Renatus führte die Verhandlungen mit dem Verräter durch seinen Hofmarschall Suffren de Baschi. Als dieser während einer finsteren Nacht nebst einigen kühnen Leuten durch die Reihen der Belagerer in die umschlossene Stadt zu gelangen suchte, um die nahende Hilfe anzukündigen und den Mut der Besatzung aufrecht zu erhalten, wurde er beim Übersteigen der Laufgräben ergriffen und vor Karl gebracht, der trotz allen Anstrengungen Campobassos, den Gefangenen zu retten, bei St. Georg schwur, daß der Spion hangen solle. Da erbot sich der Mann in seiner Todesangst, Karl eine sehr wichtige Entdeckung zu machen, wenn er ihm

das Leben schenke; dieser aber, der in dem Gebahren des Mannes nur den Wunsch sah, das Leben zu erhalten, gebot dem Profoß, die Hinrichtung sofort zu vollziehen. Unter dem Galgen beschwor Suffren den Profoß bei dem Leiden Christi, die Hinrichtung aufzuschieben und ihn noch einmal vor den Herzog zu führen, denn er wisse ein Geheimnis, das für das Schicksal des Herzogs Karl von größter Wichtigkeit sei. Als nun einige hinliefen, dem Herzoge solches zu melden, bewachte Campobasso Karls Vorzimmer und ließ niemand zu ihm gelangen. So ward Suffren, wie Karl es gleich anfangs befohlen, beim Scheine der Fackeln im Angesichte der Belagerten aufgeknüpft. Die in der Stadt rächten sogleich den Tod des Hofmarschalls durch die Hinrichtung von 120 burgundischen Gefangenen, die sie vor Karls Augen am höchsten Punkte der Stadt henken ließen. Von da an nahm die Wildheit und Grausamkeit der Kriegführung täglich zu; die Lothringer begannen, alle gefangenen Burgunder erbarmungslos abzuschlachten, und Renatus selbst ließ seinen Getreuen den Befehl zugehen, alle vom burgundischen Heere, die ihnen in die Hände fielen, öffentlich an den Wegen aufzuknüpfen.

In Basel war unterdes das geworbene eidgenössische Kriegsvolk aus allen Kantonen zusammengeströmt. Aber schon hier stockte das Unternehmen wieder. Die Söldner weigerten sich weiter zu marschieren, bevor ihnen ein Aufgeld von 1500 Gulden gezahlt sei. Die Geldmittel des Herzogs aber waren erschöpft; sein Gesuch bei der Bürgerschaft der Stadt um ein Darlehn ward abgelehnt, denn die Baseler Geldleute erklärten, nicht auf künftige, unsichere Eroberungen hin borgen zu können. Erst als der Graf von Tierstein sich bei den reichen Bürgern für das Darlehn verbürgte und seine Kinder als Pfand gab, wurde das Geld herbeigeschafft. Am 26. Dezember brachen die Eidgenossen, geführt von Hans Waldemar aus Zürich, von Basel auf, und in unsäglichem Wirrwarr ging es über Schlettstadt nach St. Dié und Luneville.

Renatus selbst, die Hellebarde auf der Schulter, ging dem Haufen zu Fuß voran; er wollte sie ehren, indem er sich ihren Gebräuchen anpaßte. Am 4. Januar kam er mit den Schweizern und dem Kriegsvolke der oberdeutschen Verbündeten, das sich ihm unterdes angeschlossen hatte, vor St. Nicolas an, wo auch die Grafen von Bitsch, Salm und Leiningen nebst vielen andern Herrn aus Lothringen und Bar sich gesammelt hatten.

Ludwigs XI. ganze Aufmerksamkeit war auf das große Drama gerichtet, dessen letzte Entwicklung sich bei Nancy vorbereitete. Obgleich alle Zeichen auf den Zusammenbruch der burgundischen Macht deuteten, mied er jedes offene Hervortreten, aber unsichtbar war er allenthalben gegenwärtig. Er hielt überall Kundschafter, ließ dem Herzoge Renatus Hilfsgelder zugehen und feuerte die Schweizer an; er verabschiedete ferner mehrere Compagnieen, von denen er annahm, daß sie ohne Dienst und Sold zu dem lothringischen Heere laufen würden, und gestattete einer Anzahl französischer Edelleute, sich zu dem Herzoge Renatus zu begeben. Das bei St. Nicolas vereinigte Heer der Schweizer, Oberdeutschen, Lothringer und der hinzugekommenen Franzosen mochte 20 000 Mann zählen; das der Belagerer aber war durch die täglichen Kämpfe, durch Desertionen, Kälte, Hunger und Seuchen zusammengeschmolzen, so daß Karl, abgesehen von seiner trefflichen Artillerie, höchstens noch über 12 000 entmutigte Leute gebot. Einsichtige hatten ihm vergebens geraten, sein Heer von Nancy weg nach den Niederlanden zu führen, dort neu zu rüsten und im Frühjahre, wenn die Verbündeten auseinander gegangen seien, das Unternehmen mit Aussicht auf besseren Erfolg wieder aufzunehmen. Vergebens wiesen sie ihn hin auf die schlimmen Absichten des französischen Königs, auf die gefährdete Lage seiner Staaten und die Verlassenheit seiner Tochter, wenn das Glück sich gegen ihn wende. Sein stolzer Trotz machte ihn taub gegen alle Gründe der Vernunft. „Nimmermehr," so

erwiderte er, „soll man von mir sagen, daß ich vor den Lothringern, die ich so oft geschlagen, und vor einem Knaben geflohen sei; wenn es nicht anders sein sollte, so werde ich allein kämpfen.“ Mehr und mehr schloß er sich von andern ab und wies jeden Rat zurück; niemand wagte, sich ihm zu nahen. Mißtrauen, der stete Gefährte des weichenden Glückes, erfüllte ihn gegen seine ganze Umgebung; nur der Mann allein, der ihn bereits verraten hatte, behauptete sich unerschüttert in seinem Vertrauen und bestärkte ihn in seinem verhängnisvollen Starrsinne. Mit dem Einflusse, den Campobasso auf Karl übte, hing auch dessen auffallende Unthätigkeit vor Nancy zusammen. Er war fest von dem nahen Falle der Stadt überzeugt; die Nachricht von dem Anzuge der Schweizer erklärte er hartnäckig für falsch, denn der päpstliche Legat hatte ihm mitgeteilt, daß die Schweizer versprochen hätten, Frieden und Freundschaft mit ihm zu halten. Erst als einige Posten, die er bei St. Nicolas hatte, flüchtig und versprengt von dort herkamen und von den Vorgängen in jener Stadt Nachricht brachten, ließ er sich von dem Anrücken des Feindes überzeugen. In St. Nicolas hatten nämlich die Schweizer einige Proben von ihrer Kriegsführung gegeben. Von der überraschten burgundischen Besatzung, die dort lag, hatte bei der plötzlichen Ankunft der Schweizer nur ein Teil gen Nancy entfliehen können, ein anderer Teil hatte sich versteckt. Nach diesen durchsuchten die Schweizer alle Häuser und Schuppen. Die meisten Burgunder, welche sie fanden, machten sie augenblicks nieder, andere schleppten sie zum Flusse, banden sie zu vier oder sechs zusammen und hielten sie mit ihren Spießen unter Wasser, bis sie tot waren. Selbst die Scheu vor dem Heiligtume der Kirche that ihrer Mordarbeit nicht Einhalt. Eine Anzahl von Karls Leuten hatte sich in die Kirche von St. Nicolas geflüchtet, die Schweizer drangen ihnen nach, ergriffen sie und stürzten sie aus den Turmluken hinaus in die emporgehaltenen Speere der unten Stehenden.

Auf die Kunde von diesen Dingen berief Karl, was er selten that, seine Hauptleute zusammen und verlangte ihre Meinung. Die meisten waren der Ansicht, er solle sich auf Pont à Mousson zurückziehen und sich dort zu halten suchen; sobald Nancy entsetzt sei, würden die Schweizer nach Hause zurückkehren, und Renatus, dessen Mittel erschöpft seien, werde dann sobald kein zweites Heer zusammenbringen. Karl hörte aller Meinungen an, um zuletzt gegen den Rat aller zu erklären, daß er während der Nacht die Stadt mit aller Macht bestürmen und am andern Morgen dem Gegner die Schlacht liefern werde. Er befahl, sofort alles zum Sturme vorzubereiten. Aber die Besatzung der Stadt, obgleich sie von der nahen Hilfe keine Kunde hatte, denn die Feuerzeichen vom Kirchturme in St. Nicolas waren in Nancy unbemerkt geblieben, schlugen den nächtlichen Ansturm mit großem Verluste für Karl zurück. Zu derselben Zeit, in der Karl die Meinung seiner Hauptleute hörte, hatte auch Renatus seine Hauptleute zu einem Kriegsrate versammelt, und man hatte einmütig beschlossen, gleich am kommenden Morgen zum Entsatze der Stadt vorzurücken. Während der Nacht hörte man den Donner der Geschütze, und in Furcht und Sorge, Nancy könne dem Sturme erliegen, erwartete man den anbrechenden Morgen.

An dem Tage, an dem die Schweizer in St. Nicolas eintrafen, hatte Campobasso nebst seinen beiden Söhnen mit 240 Lanzen das burgundische Lager verlassen und war nach der Maas marschiert, wo der Herr von Craon mit französischen Truppen stand. Dieser aber, den Waffenstillstand seines Herrn mit dem Herzoge von Burgund vorschützend, lehnte die Aufnahme des Grafen ab und wies ihn nach St. Nicolas an den Herzog Renatus. Als Campobasso vor Renatus in St. Nicolas erschien, nahm dieser ihn ehrenvoll auf, übertrug ihm auf sein Bitten das Schloß Commercy und wollte ihn mit seinen Leuten in die Reihen seiner Streiter stellen. Aber

hier zeigte sich, daß die rohen schweizerischen Kuhhirten ritterlicher empfanden, als der Fürst, dem sie sich verdungen hatten; sie wiesen den Grafen zurück und erklärten dem Herzog Renatus, an der Seite eines verräterischen Welschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter noch ihrer Waffen gemäß. Auf diese Weise auch von den Eidgenossen zurückgewiesen, zog Campobasso flußabwärts auf der Straße nach Metz und sperrte nahe der Stelle, wo Mosel und Murte zusammenfließen, durch umgestürzte Wagen die Brücke, die unterhalb Bouxières auf das rechte Ufer der Murte führte. Auf dieser Straße mußte nämlich Karls Heer nach einer Niederlage die Flucht nehmen, und hier hoffte Campobasso eine Anzahl burgundischer Edelleute, an denen reiches Lösegeld zu gewinnen war, in seine Gewalt zu bekommen. Im übrigen hatte Campobasso dafür gesorgt, daß auch nach seinem Abzug der Verrat in Karls Heer nicht fehle. Er hatte eine Anzahl mit ihm einverstandener Offiziere zurückgelassen, die bei dem ersten Angriffe die Flucht nehmen und andere zum Ausreißen veranlassen sollten; andere hatten den Auftrag erhalten, dem Herzoge Karl auf der Flucht zu folgen, und wenn sie seiner nicht mächtig würden, ihm das Leben zu nehmen.

Am 5. Januar 1477, es war ein Sonntag und der Tag vor Dreikönigen, begann unter heftigem Schneegestöber die vielbeschriebene Schlacht bei Nancy. Zwei Monate zuvor hatte Karl sich vermessen, daß er vor Dreikönigen die Macht wieder gewinnen oder das Leben verlieren wolle. Die Schlacht vernichtete das mühevolle, mit mehr Glück als Geschicklichkeit errichtete Werk Philipps des Guten, die neuburgundische Monarchie, und das Leben Karls; sie war nach dem Urteile der Einsichtigen verloren, ehe sie begann, auch wenn in den burgundischen Reihen nicht der Verrat für Renatus gestritten hätte.

Nach dem nutzlosen nächtlichen Sturme auf die Stadt hatte Karl am frühen Morgen die Laufgräben und sein Lager vor Nancy verlassen und war auf der Straße nach St. Nicolas eine Stunde südwärts von Nancy bis nahe bei Jarville vorgerückt. Auf demselben Wege marschierte in umgekehrter Richtung an demselben Morgen Renatus von St. Nicolas über Neuville gegen Nancy heran. Die genannte Straße zog sich auf dem linken Ufer der Murte hin, eingeengt zwischen dem vielfach gewundenen Flusse auf der einen und bewaldeten Abhängen auf der andern Seite, so daß sie dem anrückenden Heere des Herzogs Renatus eine Ausbreitung nicht gestattete. Unterhalb Jarville aber treten die Höhen im Westen von der Straße und dem Flusse weiter zurück und bilden dadurch eine Ebene, die nach Westen in weitem Bogen von Hügelketten umzogen und von einigen Bächen, die sich von den Höhen in die Murte ergießen, durchschnitten wird. Ein heute geschwundener Wald zog sich damals neben der Straße die Anhöhen hinauf. Hier, wo der Raum zwischen Fluß und Anhöhen sich erbreitert, unterhalb Jarville, hatte Karl seine Stellung gewählt. Zur linken hatte er den Fluß, zur rechten den Wald und die Höhen, vor sich den tief eingeschnittenen Bach von Jarville, der von dichten Dornhecken eingefaßt, eine vortreffliche Deckung bot. Kurz vor diesem Bache, auf einer kleinen Höhe, welche die von St. Nicolas kommende Straße beherrschte, stand sein schweres Geschütz, das unter den Schweizern, die in dicht geschlossenen Haufen einherzogen, furchtbare Zerstörungen anrichten mußte. Sein ganzes Fußvolk war in einem langen Schlachtenviereck aufgestellt, in dessen Mitte er selbst, umgeben von den vornehmsten Herrn aus Burgund und den Niederlanden auf schwarzem Rosse hielt. Zu beiden Seiten dieses Haufens stand die Reiterei, ein Teil links am Flusse unter dem Generale Galeatto, ein anderer rechts zum Walde hinan unter dem Statthalter von Flandern. Trefflich für die Abwehr, mußte diese Stellung

höchst verderblich werden im Falle einer Niederlage. Denn für den Rückzug bot sich nur die Straße über Nancy nach Metz. Auf dieser mußte, abgesehen von den lothringischen Truppen, die im Rücken Karls in Nancy standen, zunächst ein morastiger Grund, durch den der Bach Laxon floß, einem aufgelösten fliehenden Heere unberechenbares Unheil bringen. Weiterhin führte die Straße über die von Campobasso gesperrte Murtebrücke bei Bouxières, die um so mehr in Betracht kam, als an dem Schlachttage die Eisdecke des Flusses durch Thauwetter gelöst war. Aber Karl hatte nicht an den Rückzug denken wollen; ihm, dem der Wille zur Macht gleich dem Willen zum Leben war, konnte ohne die Macht auch das Leben nichts mehr gelten. Sein Schicksal sollte sich an diesem Tage, an dieser Stelle entscheiden. Die Verbündeten, die 20 000 Mann stark, früh morgens von St. Nicolas gegen Neuville aufgebrochen waren, hatten nach dem Rate der Schweizer die Absicht, grade auf den Feind loszugehen, um ihm keine Zeit zu Gegenanstalten zu lassen. Bei Neuville ordneten sie die Schlacht. In das Vordertreffen ward das schweizerische Fußvolk unter Wilhelm Herter von Straßburg und 2000 Reiter unter dem Grafen Oswald von Tierstein gestellt. Den eigentlichen Schlachthaufen 8000 Mann Fußvolk nebst zahlreicher Reiterei führte Herzog Renatus selbst. Bei ihm befanden sich die Grafen von Bitsch, Salm, Leiningen nebst vielen Herrn aus Deutsch-lothringen, und neben der herzoglichen Fahne sah man die Banner Sigmunds von Österreich, der Bischöfe von Basel und Straßburg und die der oberdeutschen Städte wehen. Etwa tausend Büchsenschützen wurden als Nachhut aufgestellt. Da brachten Kundschafter die Nachricht, daß die von dem Flusse und dem Walde eingeengte Straße ganz von dem feindlichen Geschütze beherrscht und ein Angriff im Angesichte des Feindes unmöglich sei; dagegen sei der Wald zur Linken unbesetzt, so daß man durch ihn dem Feinde in die Flanke und in den Rücken kommen könne. Der Tag war nebelig, ein starker

Schneegestöber verbarg dem Burgunder vollends die Bewegung der Gegner, die ihn vorne durch ein Geplänkel von einigen hundert Reitern beschäftigten; und so gelang es Wilhelm Herter, einen Teil der Schweizer durch den Wald in der tiefen und steilen Schlucht eines beeisten Baches unbemerkt auf die Höhe und in die rechte Flanke des Feindes zu bringen. Durchnäßt und erschöpft kamen sie dort gegen Mittag an. Sie machten halt, warfen sich nach ihrer Volkssitte auf die Kniee und sprachen das Schlachtgebet. In diesem Augenblicke durchbrach die Sonne den Nebel, und Karl, das Unheil gewahrend, rief seiner Umgebung zu: „Was sind das für Leute?“ Er traf sofort Anstalten, seinen rechten Flügel zu verstärken, und ließ seinem Geschütze eine veränderte Richtung geben. Da klang dreimal von der Höhe der tiefe langgezogene Ton des Urihornes, dessen Schall zu Granson und Murten dem Reiterheere Karls so furchtbar geworden war, und zugleich stürzten die Reihen der Eidgenossen gleich einer Lawine auf die Linien der Burgunder herab. Karls Geschütz konnte nur wenige Schüsse thun; es war bald zum Schweigen gebracht, und der wuchtige Speerstoß der Schweizer — sie faßten den langen Speer, um die Kraft des Stoßes zu verstärken, in der Mitte — warf die Burgunder an dieser Stelle bald in wilde Unordnung. Karls linker Flügel, der unter Galeatto auf der Wiese längs der Murte stand, wurde um diese Zeit von der Reiterei Tiersteins und von einem andern Haufen der Schweizer, der in den Hohlwegen hinter Gebüsch und Hecken herangekommen war, mit Heftigkeit angegriffen. Als Galeatto das Getümmel und die Verwirrung auf dem andern, rechten Flügel gewahrte, gab er die Sache seines Herrn verloren; er ließ an der Furt bei Tromblaine das Eis brechen und suchte auf das andere Ufer des Flusses zu gelangen. Sein Volk drängte über die halbgelöste Eisdecke nach; viele ertranken; die, welche davon kamen, eilten in der Richtung nach Metz oder suchten im Schutze des Waldes zu entkommen. So auf

beiden Seiten entblößt, sah sich das burgundische Hauptheer bald von allen Seiten angegriffen, denn auch der lothringische Gewalthaufe, der auf der Straße gegenüber halt gemacht hatte, war inzwischen durch die Dornhecke und den Bach von Jarville zum Angriffe vorgegangen. Durch die errungenen Vorteile befeuert, drängten die Lothringer und Schweizer mit wildem Ungestüm nach der Mitte des Schlachthaufens hin, in dem Herzog Karl hielt. Karl selbst zeigte in diesem Augenblicke die Ruhe des besonnenen, überall gegenwärtigen, mahnenden und ordnenden Feldherrn; er stritt mit dem kalten Mute der Überzeugung, daß sein Geschick sich an diesem Tage erfüllen werde. Als er am Morgen vor der Schlacht zu Pferde sitzend den Helm aufs Haupt heben wollte, war, wie erzählt wird, der Zimier, ein vergoldeter silberner Löwe, den er selbst befestigt hatte, herunter auf den Sattelknopf gefallen. Hoc est signum Dei, „das ist ein Zeichen von Gott", hatte er gemurmelt, und dann hatte er einem seiner Diener einen versiegelten Zettel gegeben, wie es nach seinem Tode sollte gehalten werden. Mehrere Male brachte er die andringenden Massen vor sich zum Weichen; seine Freunde fielen vor und neben ihm, er selbst von einer Hellebarde getroffen, stürzte, schwang sich aber wieder auf. Da sah er hinter sich die Flammen seines Lagers, das von denen in der Stadt bei einem Ausfalle in Brand gesetzt war, und das unabwendbare Schicksal des Tages erkennend, wandte er sich mit dem Rufe: auf gen Luxemburg, nebst seinen Getreuen zur Flucht.

Die Schlacht hatte gegen Mittag begonnen und dauerte bis zum Einbruche der Nacht; da war der Rückzug der Burgunder zur Flucht, zum allgemeinen verzweifelten und besinnungslosen Rennen um das Leben, der Sieg der Verbündeten zum bloßen Schlachten geworden. Was nicht beritten war, fiel dem erbarmungslosen Grimme der Schweizer zum Opfer, die nach ihrer Gewohnheit alles niedermachten, was sie erreichen konnten und von Lösegeld nichts wissen wollten; was von

dem Schlachtfelde entkam, drängte sich auf der Straße nach Metz der Murtebrücke bei Bouxières zu, wo Campobasso sich den Flüchtigen entgegenstellte und wo das Gedränge und Morden sich grausiger erneute. Sechshundert Leichen fand man hier auf einem Haufen liegen. Die Zahl der an diesem Tage Erschlagenen wurde auf sieben bis achttausend berechnet; Gefangene wurden kaum gemacht, nur einige burgundische Führer, unter ihnen Karls unehlicher Bruder, der Bastard Anton von Burgund, sowie der Graf von Nassau und der Markgraf von Neuburg wurden verwundet vom Schlachtfelde eingebracht. Auf die, welche entkommen waren, machten an dem folgenden Tage die Bauern eine mörderische Jagd; sie durchsuchten Wälder und Gebüsche und lauerten an den Ausgängen der Hohlwege, um alles abzuschlachten, was ihnen von Burgundern in die Hände fiel. Ein schwacher Rest der Geflüchteten kam um Mitternacht vor den Mauern von Metz an, wo sie zu Tode gehetzt sich in die schneebedeckten Stadtgräben warfen und bei dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi die in der Stadt um Einlaß baten.

Nicht weit von Nancy unter einer kleinen Anhöhe lag der oben erwähnte sumpfige Grund, den der Bach Laxon durchfloß. Hier entdeckte man am zweiten Tage nach der Schlacht unter andern, der Kleider beraubten Toten den nackten Leichnam Karls, an seiner Seite den treuen Sire de Bièvre und über und neben ihm einen Haufen anderer Edelleute, die hier in der letzten Stunde Burgunds mit den Schweizern oder mit den Genossen Campobassos um ihr und ihres Herrn Leben in furchtbarem Kampfe gerungen hatten. Halb eingefroren im Eise, den Kopf bis auf die Zähne gespalten, Schenkel und Gesäß durchbohrt, die eine Wange abgefressen von Wölfen, so ward der „große Herzog des Westens“ gefunden, der auch nach der Vernichtung seines Heeres dem Gegner noch so furchtbar erschien, daß der Gedanke, er könne wiederkehren, die Freude des Sieges bei

Renatus nicht aufkommen ließ. Erst als untrügliche Zeugen ihm den gefundenen Leichnam als den des Herzogs von Burgund bekundeten, schwand seine Besorgnis; und als er im Trauerkleide mit lang herabwallendem goldenen Barte an die Bahre Karls herantrat, wie alte Sitte es wollte, wenn jemand in ritterlichem Kampfe seinen Gegner erschlagen hatte, mag er mit mehr Seelenruhe als Rührung die bekannten Worte gesprochen haben: „Teurer Vetter, Eure Seele habe Gott; Ihr habt mir sehr viel Übel und Schmerz bereitet.“ *) Zur Erinnerung an den Tag, der ihm seine Hauptstadt und sein Land zurückgegeben hatte, ordnete Renatus eine Dankprozession an, die jedesmal am Jahrestage der Schlacht in Nancy abgehalten wurde, bis Ludwig XIII. sie nach der gewaltsamen Besetzung des Landes 1634 untersagte.

Die Schlacht von Nancy, die eine europäische Berühmtheit erhielt, ist die Epopoe Lothringens geworden. Sie verlieh dem Herzoge Renatus weit über sein Verdienst den Ruf eines großen Feldherrn und den Glanz eines volkstümlichen Helden und Befreiers, sie hob wie kein anderes Ereignis vorher oder nachher das schon erstarkte lothringische Selbstgefühl und bestärkte die Herzöge in dem schon vorher erhobenen Anspruche, daß ihr Land ein freies, von niemandem abhängiges Staatsgebiet sei.

---

*) Die herkömmliche Erzählung von dem Tode Karls, er sei auf der Flucht bei dem Sprunge über den Bach Laxon mit dem Pferde gestürzt, von den verfolgenden Feinden eingeholt, und von einem tauben Kriegsmanne, der den Zuruf des Herzogs: Sauve Bourgogne als vive Bourgogne verstanden habe, ungekannt erschlagen worden, ist wenig beglaubigt. — Der Leichnam Karls wurde in der Kirche St. Georges zu Nancy beigesetzt und blieb dort, bis 1550 die verwitwete Königin Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, ihn durch Karls V. Vermittlung von der regierenden Herzogin in Lothringen, Christine von Dänemark, ausgeliefert erhielt und nach Brügge bringen ließ.

Elfter Abschnitt.

Ludwig XI. sucht sich der burgundischen Länder zu bemächtigen. Maria von Burgund und Maximilian. Wachsende Eifersucht Frankreichs auf die Macht des Hauses Habsburg. Renatus II. und Ludwig XI. Ludwigs trugvolle Politik. Er gewinnt Anjou und Provence und besetzt Bar. Drohende Haltung gegen Renatus. Sein Tod. Renatus erhält Bar zurück und tritt seine Ansprüche auf Neapel an Karl VIII. ab. Die Verfassung des Herzogtums Bar. Schwäche des vergrößerten Lothringens. Renatus und die Bistümer. Sein Verhältnis zum Reiche und zu Frankreich. Sein Testament. Enger Anschluß seines Sohnes Anton an Frankreich.

Den größten Gewinn aus dem Tode Karls und dem Zusammenbruche der burgundischen Macht hoffte Ludwig XI. zu ziehen; er sah den lange erwarteten Tag der Ernte für sich gekommen. Sobald der einzige Mann, den er fürchtete, gefallen war, legte er die Scheu ab, mit der er bisher noch seine Pläne verhüllt hatte. Als er, so berichtet Commines, die Nachricht von der Schlacht bei Nancy erhielt, gab er seinem Hofe ein Freudenfest; aber bei dem Mahle verloren alle die Eßlust, denn sie wußten, daß der König von nun an, wo er keinen Menschen mehr zu scheuen habe, ein grausamer Despot sein werde; „denn obschon er leutselig und volksfreundlich that, war seine innerste Natur tückisch und boshaft". Durch teuflischen Verrat und Überfall, durch Anklagen und Prozesse, in denen die Exekution dem Urteile meist vorausging, entledigte er sich vollends seiner Gegner im Inneren,

der mächtigeren Vasallen, und ward der Schöpfer einer königlichen Selbstherrschaft, so daß Frankreichs geschlossene Macht bald allen Nachbarstaaten furchtbar wurde. Nach außen streckte er seine Fänge nach der burgundischen Beute, der großen Hinterlassenschaft Karls, aus. Gleich nach der Nanziger Schlacht ließ er allen Städten seines Landes den Tod des Herzogs melden und zugleich seinen Entschluß kund thun, daß er das Herzogtum Burgund und alle Länder des Herzogs, die französische Lehen seien, wieder an die Krone zurückbringen wolle. Die Stände von Burgund, die Ludwigs Absichten fürchteten, hatten nach der Nanziger Schlacht den schweizerischen Eidgenossen einen engeren Bund vorgeschlagen, der zum Schutze gegen Ludwigs Unterjochungspläne alle Länder zu beiden Seiten des Jura in eine Konföderation freier Völker zusammenfassen sollte. Aber die Sieger von Nancy, die mit der Beute des Schlachtfeldes zufrieden, sofort nach Hause abgezogen waren, lehnten den Vorschlag der burgundischen Stände ab. Ludwig XI. aber ließ ohne Verzug durch seine Generäle Craon und Chaumont an der Spitze von 700 Lanzen Burgund als ein verwirktes Kronlehen besetzen und die in Dijon versammelten Stände auffordern, dem Könige von Frankreich Gehorsam zu schwören. Um den Zorn des Königs zu meiden, kamen die Stände schon am 19. Januar der Aufforderung nach und leisteten die befohlene Huldigung. Dabei baten sie sich eine Menge von Rechten und Vorteilen aus, die der König ohne Bedenken zusicherte, in der Absicht, sie bei erster Gelegenheit wieder zu beseitigen. Während seine Generäle Burgund besetzten, zog er selbst nach der Pikardie und schickte seine Vertrauten nach allen Gegenden, um die bestürzten und ratlosen Befehlshaber Karls durch Versprechen und Drohungen zur Übergabe der ihnen anvertrauten Plätze zu bringen. St. Quentin, Ham, Montdidier, Vervins, fast alle Städte öffneten ihm ohne Widerstand die Thore, auch Arras fand es ratsam, sich der Aufforderung des Königs nicht zu widersetzen. Durch Artois

drang Ludwig mit einem Heere gegen Flandern vor und ließ zu gleicher Zeit in die Freigrafschaft, ein deutsches Reichsland, Truppen einrücken, „um die Rechte seiner teueren Anverwandten Maria von Burgund sicher zu stellen“.

Maria, Karls des Kühnen einzige Tochter und Erbin, befand sich nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters in ähnlicher Lage, wie in späterer Zeit die Stammmutter des neuen österreichischen Hauses Maria Thersia im ersten Jahre ihrer Regierung. Sie war erst zwanzig Jahre alt, ohne Truppen und Geld, der besten Freunde beraubt, die mit ihrem Vater vor Nancy gefallen oder gefangen waren, von habgierigen Feinden umlauert und dazu bedroht von dem Aufruhre der demokratischen Bürgerschaften von Brügge, Brüssel und Antwerpen, die ihrem verhaltenen Hasse wegen der Gewaltthätigkeiten des gefallenen Herzogs in tumultuarischen Aufzügen Luft machten. Um mit Frankreich zu einem leidlichen Frieden zu kommen, schickte sie ihren Kanzler Hugonet mit mehreren Räten zu dem Könige nach Peronne. Ludwig XI. erklärte den Gesandten, die Prinzessin Maria thue am besten, sich mit seinem Sohne, dem Dauphin Karl, zu vermählen; stehe ihr dieses nicht an, so solle sie ihm beide Burgund, sowie die Grafschaft Artois, Boulogne und die Städte an der Somme abtreten, sechzigtausend Goldgulden zahlen und außerdem geloben, sich ohne seine Zustimmung nicht zu vermählen. Er sei der Prinzessin, die er aus der Taufe gehoben, sehr gewogen, und werde alles mögliche für sie thun, aber gleichwohl sei er entschlossen, die Stücke seines Landes, die an Burgund gekommen, wieder mit Gewalt an sich zu bringen, wenn man sie ihm nicht gutwillig gebe. Der Vorschlag, Maria von Burgund mit dem Dauphin Karl zu vermählen, ist dem nüchternen Könige selbst kaum ernst gewesen, denn der Dauphin war ein siebenjähriges, verwachsenes Kind, Maria aber war zwanzigjährig und bedurfte, wie ihre Hofmeisterin Frau von Hallwyn den versammelten Ständen erklärte, eines Mannes und nicht

eines Kindes, denn ein Kind zu haben, sei sie schon selber imstande. Auch war Maria seit der Zusammenkunft in Trier dem ritterlichen, bildschönen Erzherzoge Maximilian in heißer Liebe zugethan und hatte ihm durch Briefe ihre Hand versprochen. Ludwigs wahre Absicht ging dahin, die junge verlassene Fürstin in unlösliche Wirrnisse zu stürzen, sie selbst in seine Gewalt zu bekommen und mit List und Trug ihrer Länder zu berauben. Mit gleißnerischen Reden ließ er die flandrischen Stände gegen sie aufreizen; ihre ersten Ratgeber Hugonet und Imbrecourt fielen in Gent der Volkswut zum Opfer, und sie selbst ward wie eine Gefangene umstellt und beobachtet. Aber aus dem Labyrinthe der Ränke und Wirrnisse, in dem ihr königlicher Pathe und „Schützer" sie umkommen lassen wollte, fand Maria den Ausweg. Indem sie dem Zuge ihres Herzens folgte, diente sie unbewußt zugleich ihrem politischen Vorteile. Als sie die Hoffitte abwerfend, am 20. August 1477 zu Gent den ritterlichen Maximilian, „das edle deutsche Blut, nach dem ich so lange verlangt und das ich nun einmal mit Freuden bei mir sehe", in jungfräulicher Unschuld, mit Thränen in den Augen öffentlich, unter freiem Himmel begrüßte, hatte sie die verschlungenen Gewinde der französischen Staatskunst siegreich durchbrochen. Ludwigs Tücken selbst hatten zuletzt auch bei den Ständen, die allmählich des Königs Absichten erkannten, dem österreichischen Heiratsprojekte die Bahn geebnet. — Durch die Vermählung Marias von Burgund mit dem Erzherzoge Maximilian war die reiche Hinterlassenschaft Karls des Kühnen, die Freigrafschaft und die Niederlande, deren Besitz Maximilian in der blutigen Schlacht bei Guinegate am 7. August 1479 siegreich gegen Ludwig XI. behauptete, den Händen Frankreichs entzogen und zu einem starken Vorwerke der österreichischen Macht im Westen des Reiches geworden.

Der Heimfall der burgundischen Länder an das Haus Österreich ist ein bedeutsamster Abschnitt in der Geschichte des

tausendjährigen Kampfes um die Westmarken des Reiches; er sollte zugleich den Ausgangspunkt neuer weltgeschichtlicher Verwicklungen und Kämpfe bilden. Darauf wies der natürliche Gang der Geschichte, die in den Dingen liegende Notwendigkeit, hin. Fast auf allen Seiten von natürlichen Grenzen eingeschlossen: im Westen von dem freien Meer, im Süden von den Pyrenäen und im Südosten von den Alpen und dem Jura, hatte Frankreich frühe seine Kräfte in dieser Abgeschlossenheit und Sicherheit entwickeln und sammeln können, wogegen das deutsche Reich, weit offen nach Osten, hin und her flutete und nur in seltenen Augenblicken zu einer gleichen Sammlung seiner Kräfte kam. Wenn Frankreich sich auszudehnen trachtete, wozu die jedem gesunden Volkstume eigenen Triebkräfte drängten, so konnte dies nur nach Norden oder Osten über die offen liegenden Länder des alten Austrasien geschehen. Seit Philipp II. August war das französische Volk in diesem Vordrängen nach Nordosten begriffen; die Politik der letzten Kapetinger wie der valesischen Könige war auf den Erwerb der reichen niederländischen Gebiete gerichtet gewesen. Da kamen nach dem Falle des neuburgundischen Reiches diese Länder an das Haus Österreich, das sich der Ausdehnung Frankreichs jetzt als ein mächtiger Wall entgegenstellte; dies mußte zu einem weltgeschichtlichen Kampfe der beiden großen Mächte führen. Die lothringischen Länder erhielten dadurch eine neue Bedeutung. Seit langem das begehrte Mittel, durch dessen Erwerb die burgundischen Herzöge die getrennten Stücke ihrer Herrschaft zusammenschließen wollten, wird Lothringen von jetzt an das wichtige Verbindungsland zwischen den Niederlanden und den Besitzungen des Hauses Habsburg im Südwesten des Reiches und in Italien; für Frankreich aber wird es die Schwelle zum Rheine. Drohend und werbend wird von jetzt an das französische Königtum suchen, den kleinen Staat ganz in seinen Machtbereich zu ziehen.

Als Preis seines Sieges über Karl den Kühnen hatte Herzog Renatus die Freigrafschaft, die Grafschaft Luxemburg und Stücke des Herzogtums Burgund zu gewinnen gehofft. Vertrauend auf den ferneren Beistand seiner Verbündeten im Elsasse und auf die Freundschaft der Schweizer, gedachte er aus seinen Ländern und aus Trümmerstücken des burgundischen Reiches einen vergrößerten, unabhängigen Staat zwischen Deutschland und Frankreich aufzurichten und den Traum der neuburgundischen Herzöge in anderer Gestalt zu verwirklichen. Er hatte deshalb gleich nach der Nanziger Schlacht eine Anzahl Plätze in diesen Ländern besetzen lassen. In der Ausführung eines solchen Planes mußte er vor allem mit Ludwig XI. rechnen, und dieser schmeichelte den Hoffnungen des Herzogs, indem er ihm nach dem Untergange Karls nicht nur die Versicherung seines Schutzes und seiner beständigen Freundschaft erneuerte, sondern ihm auch den Titel eines Generalstatthalters im Herzogtume Burgund verlieh. Die Absichten des Königs waren hierbei indes auf ein ganz anderes Ziel gerichtet. In der Nanziger Schlacht war der sogenannte Bastard Anton von Burgund, ein natürlicher aber legitimierter Sohn Philipps des Guten, ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, Gefangener des Herzogs Renatus geworden. Seiner Nichte Maria zur Seite gestellt, wäre er für diese ein mächtiger Berater und ein Schutz gegen die schlimmsten Tücken Ludwigs XI. gewesen. Der König, der die Bedeutung dieses Mannes zu schätzen wußte, fürchtete mit Recht, daß der Bastard ihm ein gefährliches Hindernis für die Durchführung seiner feindseligen Absichten auf die burgundischen Länder werden könne, und suchte ihn um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen. Er lag deshalb dem Herzoge Renatus mit Bitten, Schmeicheleien und großen Verheißungen an, ihm den Gefangenen auszuliefern. Der Bastard, der den Handel erriet, warnte Renatus vor der allbekannten Tücke und Treulosigkeit des Königs und bot für seine Freilassung eine Summe von

200000 Livres. Aber unbelehrt durch alles Bittere, was er bisher selbst von der Unzuverlässigkeit Ludwigs erfahren hatte, und kirre gemacht durch lockende Versprechen, wollte Renatus sich durchaus die Gunst des Königs verdienen; er reiste selbst mit seinem Gefangenen nach la Tour du Plessis, wo Ludwig Hof hielt, und lieferte diesem die wertvolle Beute aus. Und was der Bastard warnend vorausgesagt hatte, geschah. Sobald der König seine Absicht erreicht hatte, belehrte er den Herzog, wie wenig Nutzen es dem Fuchse bringe, mit dem Tiger jagen zu wollen. Er befahl ihm, seine Truppen aus den besetzten Teilen Burgunds und Luxemburgs wegzuführen, und wurde in seinem Verhalten so unheimlich, daß Renatus, für seine Freiheit fürchtend, sich heimlich vom Hofe des Königs entfernte und Tag und Nacht ritt, um sich jenseit der französischen Grenzen in Sicherheit zu bringen. Das Einzige, was ihm aus der Hinterlassenschaft Karls des Kühnen zufiel, war das Städtchen Damviller nebst drei kleinen Plätzen an der Nordgrenze seiner Staaten.

Nicht glücklicher erfüllten sich die Hoffnungen, die Renatus auf den Gewinn des großväterlichen Erbes, der Herzogtümer Anjou und Bar, der Grafschaft Provence sowie der Königskrone von Neapel, gesetzt hatte. Er fand auch hier an Ludwig XI., dem Schöpfer eines einheitlichen Frankreich, einen furchtbaren Mitbewerber. Der alte König Renatus, der sich noch immer in der heiteren Provence in der Gesellschaft der gutherzigen Laval die rauhen Wirklichkeiten des Lebens wegtäuschte, hatte durch Testament 1474 seinen Enkel Renatus II. zum Erben des Herzogtums Bar eingesetzt, Anjou und die Provence aber seinem Brudersohne Karl von Maine übertragen. Die Provence, von alters eine Dependenz des deutschen Reiches, war ein einfaches Lehen, das auch an Frauen übergehen konnte, wenn besondere Bestimmungen dies nicht ausschlossen, Anjou aber war eine Apanage, die rechtmäßig an die Krone zurückkehrte. Die Bestimmungen, welche König Renatus über die

genannten Länder getroffen hatte, beantwortete Ludwig XI. damit, daß er Anjou und das westliche Bar sofort besetzen ließ. Aufgebracht über dieses gewaltthätige Verfahren Ludwigs XI., war König Renatus auf einen abenteuerlichen Plan Karls des Kühnen eingegangen, der ihm gegen die Abtretung der Provence, die ein Stück des neuburgundischen Königreiches werden sollte, ein Fürstentum in Italien zusicherte. Sobald Karl der Kühne in dem Kampfe gegen die Schweizer bei Granson unterlegen war, bedrohte Ludwig XI. den König Renatus wegen dieser Verhandlungen mit einem Hochverratsprozesse und wußte den alten geängstigten Mann dahin zu bringen, daß er das Testament ganz nach dem Willen des Königs abänderte. Man kam überein, daß Ludwig für Renatus unglückliche Tochter Margareta, die als Gemahlin Heinrichs VI. von England gefangen im Tower saß, das Lösegeld zahlte und sich dafür alle Anrechte Margaretas auf das Herzogtum Lothringen übertragen ließ. Anjou und Provence sollten dem schwächlichen und hinsiechenden Karl von Maine verbleiben, nach dessen Tode aber an die Krone gelangen. Das eingezogene Bar gab Ludwig dem Könige Renatus vorläufig zurück. An diesen Vertrag knüpften sich zwischen dem Herzoge Renatus und seinem Großvater, wie zwischen diesem und dem Könige Ludwig wegen des Besitzes der Provence lange und durchsichtige und ränkevolle Verhandlungen, die dem Gegenstande unserer Geschichte fern liegen.*) Was das Herzogtum Bar betraf, so übertrug der König Renatus 1479 dessen Verwaltung seinem Enkel unter der Form einer Pacht auf sechs Jahre, wobei er sich die Souveränität und den Titel vor behielt. Sofort ließ Ludwig XI. das westliche Bar aufs neue besetzen und wußte den alten König durch Drohungen

*) Eingehend handelt über diese dunklen und verwickelten Vorgänge Duvernoy, Politique des ducs de Lorraine, in den Memoires de l'Académie de Stanislas 1891.

so einzuschüchtern, daß dieser ihm das besetzte Gebiet ebenfalls unter der Form einer Pacht überließ. Vor Abschluß dieses Vertrages aber hatte König Renatus einen schriftlichen Protest niedergelegt, in dem er alle Handlungen, die er, veranlaßt durch Gewalt, Überredung oder sonstige Mittel, zum Schaden seiner Tochter Jolantha oder seines Enkels vornehmen werde, im voraus für rechtlos und unverbindlich erklärte; als seinen wahren Willen bekundete er dagegen, daß das Herzogtum Bar weder als Ganzes noch zum Teil seinem Enkel entfremdet werde, sondern ungeteilt bei dem Hause Lothringen verbleiben solle. Am 10. Juli 1480 starb König Renatus und bald nach ihm die vereinsamte Königin Margareta, der Ludwig XI. nach ihrer Befreiung aus dem Tower das Schloß Dampierre als Wohnsitz angewiesen hatte. Sofort nahm Ludwig das westliche Bar in vollen Besitz, weil alle Rechte der Königin Margareta auf ihn übergegangen seien. Dem Adel, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft bestätigte er ihre bisherigen Rechte und Freiheiten „in Anbetracht der großen Liebe und Zuneigung, welche die Bewohner des Landes ihm und der Krone Frankreich bewiesen hätten". Der hinsiechende Karl von Maine, der dem alten Renatus unter dem Schutze Ludwigs XI. in der Herrschaft über die Provence und über Anjou gefolgt war, starb schon im Dezember 1481. Er hatte in seinem Testamente König Ludwig zu seinem Erben ernannt, und dieser nahm nach dem Tode des Prinzen von beiden Provinzen unmittelbaren Besitz.

So hatte Ludwig das ganze Erbe des alten Königs Renatus an sich gezogen. Aber seine Absichten blieben dabei nicht stehen. Die Rheingrenze, die vor Philipp IV. aufgetaucht, von Karl VII. der französischen Eroberung als Ziel gesetzt war, aber sich ihm entzogen hatte, faßte Ludwig aufs neue ins Auge. In seinen letzten Jahren beschäftigte ihn der Gedanke, sich Lothringens mit Gewalt zu bemächtigen. Eine Denkschrift, die er 1483 dem venetianischen Gesandten über-

reichte, läßt an dieser Absicht des Königs nicht zweifeln. Er nimmt darin als Erbe der Königin Margareta die Hälfte des Herzogtums für sich in Anspruch, klagt den Herzog Renatus als einen unruhigen, unbotmäßigen Vasallen an, der sich dem Erzherzoge Maximilian verbündet und den Durchzug durch sein Land gestattet habe; er werde ihn behandeln wie einen rebellischen Unterthanen und Hochverräter, denn wenn man auch sagen wolle, daß Lothringen gewissermaßen ein Lehen des deutschen Reiches sei, so habe der Herzog doch den größten Teil seiner Länder von Frankreich und sei ein Unterthan des französischen Königs. Die gefährlichen Absichten des Königs auf die lothringischen Länder, die sich in diesen Drohungen bekundeten, sollten sich indes nicht verwirklichen. Am 30. August 1483 starb der Tiberius Frankreichs, und die inneren Unruhen, die während der Minderjährigkeit seines zurückgelassenen dreizehnjährigen Sohnes Karl Frankreich aufs neue verwirrten, boten Renatus sogar die Möglichkeit, das verlorene Bar wieder zu gewinnen. Die von Ludwig XI. so hart niedergehaltenen feudalen Gewalten erhoben sich von neuem, um die Fessel abzuwerfen, die ihnen der demokratische König mit List und Gewalt angelegt hatte. An ihre Spitze stellte sich der Herzog von Orleans, der Gemahl von Ludwigs zweiter Tochter Johanna, und suchte die Regentschaft, die Ludwigs älteste Tochter Anna, die sogenannte Dame von Beaujeu, für ihren geistig und körperlich schwachen Bruder führte, an sich zu reißen. „Im Namen des Volkes“ forderten die adligen Verschwörer die Herstellung ihrer Rechte und Privilegien, wie denn zu allen Zeiten sich die herrschende Partei das Volk nannte und jeden Angriff auf ihre Macht als einen Angriff auf das allgemeine Wohl, auf Recht, Sitte und Vaterland erklärte. Gegen diesen Bund der rebellischen Großen wußte die weltkluge Dame von Beaujeu den Herzog Renatus an ihre Seite zu bringen, in gleicher Weise, wie einst Ludwig XI den Herzog Johann gegen die Ligue du bien publi-

gewonnen und gebraucht hatte. Als ein gelehriger Schüler der treulosen Fürstenpolitik seiner Zeit verhandelte Renatus eine Zeitlang mit beiden Parteien und scheute sich nicht, mit beiden Verträge auf das Evangelium und alle Heiligen zu beschwören. Zuletzt bot er der bedrängten Dame von Beaujeu und dem kleinen Könige seine Hilfe an um den Preis, daß ihm das Erbe des Hauses Anjou, das Herzogtum Anjou und die Provence, sowie das Herzogtum Bar, zurückgegeben werde. Am 23. September 1484 kam es zwischen beiden zum Abschlusse eines Vertrages, durch den sich der Herzog ganz in den Dienst der Regentin stellte. Dafür übertrug ihm diese die Würde eines französischen Großkammerherrn, gab ihm eine Pension von 36 000 Livres sowie einige hundert Lanzen und setzte ihn wieder in den Besitz des eingezogenen Herzogtums Bar, das so aufs neue mit Lothringen vereinigt wurde. Das Verlangen des Herzogs nach Herausgabe der Provence wußte die kluge Tochter Ludwigs XI. dadurch zu vereiteln, daß sie hinter dem Rücken des Herzogs die provenzalischen Stände dazu brachte, in einer Sitzung den Anschluß ihres Landes an die Krone Frankreich zu beschließen. Den Unmut, den der getäuschte Herzog darüber empfand, beschwichtigte sie leicht, indem sie ihm die Hilfe Frankreichs zur Eroberung Neapels in Aussicht stellte. Die Unruhen, die im folgenden Jahre im Königreiche Neapel ausbrachen, schienen die kühnsten Hoffnungen des Herzogs verwirklichen zu wollen. Empört über die militärische Tyrannei und Grausamkeit des Königs Ferdinand und seines Sohnes hatten die neapolitanischen Barone den Papst aufgefordert, einen Sprößling des erlauchten Hauses Anjou auf den Thron von Neapel zu rufen. Innozenz VIII. mahnte deshalb den Herzog Renatus, die Rechte seines Hauses auf Neapel geltend zu machen, und gestattete ihm, zur Ausrüstung des Unternehmens in ganz Lothringen, sowie in den drei Bistümern einen Zehnten von den geistlichen Gütern zu erheben. Auch die Hilfe der Genuesen

und Venetianer, denen man neapolitanische Seeplätze versprach, wurde ihm zugesichert, und eine genuesische Flotte war schon zu dem Kriegszuge ausgerüstet. Aber Renatus vermochte die Mittel zu den notwendigen Rüstungen nicht aufzubringen. Unter allgemeinem Beifalle widersetzte sich der Bischof von Tull der päpstlichen Bulle, und die lothringischen Stände waren es müde, für weite abenteuerliche Kriegszüge des Herzogs den Reichtum des Landes zu opfern und das Herzogtum aus der Ferne regieren zu lassen. Auch die Regentin von Frankreich zeigte keine Eile, die versprochene Hilfe zu dem italischen Unternehmen bereit zu stellen. So zog sich die Ausführung des Kriegszuges zwei Jahre hin, und als der Herzog endlich gerüstet war, hatten sich die Dinge in Neapel völlig geändert. König Ferdinand hatte die rebellischen Barone teils beseitigt, teils für sich gewonnen; in Frankreich aber war Karl VIII. zur Regierung gekommen, und der geistesarme, mit Ritterromanen genährte und von großen Thaten träumende König, der seine Phantasie mit der Vorstellung eines glänzenden Unternehmens, der Eroberung Italiens und des alten byzantinischen Reiches, entzündet hatte, erklärte, daß er als Erbe des Hauses Anjou den Kriegszug gegen Neapel selbst unternehmen werde. Damit verblaßten für Renatus alle Aussichten auf den Erwerb der neapolitanischen Königskrone, und so verstand er sich 1488 dazu, seine unerfüllbaren Ansprüche auf Neapel gegen eine Pension von 24 000 Livres an Karl VIII. abzutreten. Gleichwohl fuhr er fort, sich König von Sizilien und Jerusalem, Herzog von Anjou und Graf von Provence zu nennen und seinem Sohne den Titel eines Herzogs von Kalabrien beizulegen.

Die letzten Herzöge von Lothringen hatten ihre Thätigkeit, ihre Kraft und ihren kriegerischen Mut wie die Mittel ihres Landes verbraucht in ritterlichen Abenteuern und in der Jagd

nach fremden Kronen, nach denen sie immerfort haschten, ohne sie auch nur einmal zu fassen. Der unfreiwillige Verzicht des Herzogs Renatus auf die auswärtigen Eroberungen war daher für die lothringischen Staaten eine Glück verheißende Wendung und führte die Herzöge zu der von Mathäus II. begonnenen Politik zurück, durch Beschränkung der feudalen Rechte eine fürstliche Landeshoheit aufzurichten und die lothringischen Länder zu einem geschlossenen Staatsganzen zusammenzuschließen.

Die lange Zeit feindlichen Herzogtümer Lothringen und Bar waren durch Renatus wieder miteinander verbunden worden; aber jedes hatte seine besonderen Institutionen, seine Stände, seine Rechtsgewohnheiten behalten; es war keine Verschmelzung sondern nur eine Vereinigung durch die Person des Herzogs.

Die Grafschaft Bar aus der Zerstückelung des alten Königreiches Lothringen hervorgegangen, im Norden an Luxemburg, im Westen an die Champagne und im Süden an die Freigrafschaft grenzend, war durch die Maas in eine östliche und westliche Hälfte geteilt. Zwei erbliche Grafengeschlechter hatten über das Land geherrscht, ehe es durch den Kardinal Ludwig an Renatus von Anjou kam. Das erste war ausgegangen von dem Grafen Friedrich von Ardenne (946), das zweite von der Erbgräfin Sophie von Bar, der Tochter Friedrichs II., die mit dem Grafen Ludwig von Mömpelgard (1033) vermählt war (o. S. 84). Ein hochherziges, kühnes und streitlustiges Geschlecht, lebten die Grafen von Bar in ewigen Fehden mit ihren Nachbarn, richteten die Fürstengewalt im Lande fast unabhängig von dem Adel auf und statteten ihre hörigen Leute durch Einführung des Rechtes von Beaumont früher und in weiterem Umfange mit Rechten und Freiheiten aus, als dies von den lothringischen Herzögen geschah. Schon seit dem Jahre 1350 nahmen die Abgeordneten des dritten Standes, die aus den Schöffen und den

und Venetianer, denen man neapolitanische Seeplätze versprach, wurde ihm zugesichert, und eine genuesische Flotte war schon zu dem Kriegszuge ausgerüstet. Aber Renatus vermochte die Mittel zu den notwendigen Rüstungen nicht aufzubringen. Unter allgemeinem Beifalle widersetzte sich der Bischof von Tull der päpstlichen Bulle, und die lothringischen Stände waren es müde, für weite abenteuerliche Kriegszüge des Herzogs den Reichtum des Landes zu opfern und das Herzogtum aus der Ferne regieren zu lassen. Auch die Regentin von Frankreich zeigte keine Eile, die versprochene Hilfe zu dem italischen Unternehmen bereit zu stellen. So zog sich die Ausführung des Kriegszuges zwei Jahre hin, und als der Herzog endlich gerüstet war, hatten sich die Dinge in Neapel völlig geändert. König Ferdinand hatte die rebellischen Barone teils beseitigt, teils für sich gewonnen; in Frankreich aber war Karl VIII. zur Regierung gekommen, und der geistesarme, mit Ritterromanen genährte und von großen Thaten träumende König, der seine Phantasie mit der Vorstellung eines glänzenden Unternehmens, der Eroberung Italiens und des alten byzantinischen Reiches, entzündet hatte, erklärte, daß er als Erbe des Hauses Anjou den Kriegszug gegen Neapel selbst unternehmen werde. Damit verblaßten für Renatus alle Aussichten auf den Erwerb der neapolitanischen Königskrone, und so verstand er sich 1488 dazu, seine unerfüllbaren Ansprüche auf Neapel gegen eine Pension von 24 000 Livres an Karl VIII. abzutreten. Gleichwohl fuhr er fort, sich König von Sizilien und Jerusalem, Herzog von Anjou und Graf von Provence zu nennen und seinem Sohne den Titel eines Herzogs von Kalabrien beizulegen.

Die letzten Herzöge von Lothringen hatten ihre Thätigkeit, ihre Kraft und ihren kriegerischen Mut wie die Mittel ihres Landes verbraucht in ritterlichen Abenteuern und in der Jagd

nach fremden Kronen, nach denen sie immerfort haschten, ohne sie auch nur einmal zu fassen. Der unfreiwillige Verzicht des Herzogs Renatus auf die auswärtigen Eroberungen war daher für die lothringischen Staaten eine Glück verheißende Wendung und führte die Herzöge zu der von Mathäus II. begonnenen Politik zurück, durch Beschränkung der feudalen Rechte eine fürstliche Landeshoheit aufzurichten und die lothringischen Länder zu einem geschlossenen Staatsganzen zusammenzuschließen.

Die lange Zeit feindlichen Herzogtümer Lothringen und Bar waren durch Renatus wieder miteinander verbunden worden; aber jedes hatte seine besonderen Institutionen, seine Stände, seine Rechtsgewohnheiten behalten; es war keine Verschmelzung sondern nur eine Vereinigung durch die Person des Herzogs.

Die Grafschaft Bar aus der Zerstückelung des alten Königreiches Lothringen hervorgegangen, im Norden an Luxemburg, im Westen an die Champagne und im Süden an die Freigrafschaft grenzend, war durch die Maas in eine östliche und westliche Hälfte geteilt. Zwei erbliche Grafengeschlechter hatten über das Land geherrscht, ehe es durch den Kardinal Ludwig an Renatus von Anjou kam. Das erste war ausgegangen von dem Grafen Friedrich von Ardenne (946), das zweite von der Erbgräfin Sophie von Bar, der Tochter Friedrichs II., die mit dem Grafen Ludwig von Mömpelgard (1033) vermählt war (o. S. 84). Ein hochherziges, kühnes und streitlustiges Geschlecht, lebten die Grafen von Bar in ewigen Fehden mit ihren Nachbarn, richteten die Fürstengewalt im Lande fast unabhängig von dem Adel auf und statteten ihre hörigen Leute durch Einführung des Rechtes von Beaumont früher und in weiterem Umfange mit Rechten und Freiheiten aus, als dies von den lothringischen Herzögen geschah. Schon seit dem Jahre 1350 nahmen die Abgeordneten des dritten Standes, die aus den Schöffen und den

Bürgern der Städte gewählt wurden, nach dem ausdrücklichen Willen des Grafen neben Adel und Geistlichkeit an den Ständeversammlungen einen regelmäßigen und dauernden Anteil. Außer zahlreichen Vasallen, zu denen die Grafen von Vaudemont, Luxemburg, Apremont und andere große Herrn zählten, hatten die Grafen von Bar die Vogtei über die reiche Abtei St. Mihiel und das Schutzrecht über das Bistum Verdun. Bis auf Heinrich III., den Schwiegersohn und Verbündeten König Eduards von England, waren sie freie und unabhängige Herren ihrer Länder diesseit und jenseit der Maas. Es ist oben (S. 152) erzählt worden, welchen Anteil Graf Heinrich als Bundesgenosse Eduards I. und Adolfs von Nassau an dem Kriege hatte, den beide Könige gegen Philipp IV. unternahmen, und wie er nach dem schimpflichen Ausgange dieses Krieges, von seinen Bundesgenossen preisgegeben, für den jenseit der Maas gelegenen Teil seiner Länder ein Vasall Frankreichs wurde. Bis auf die Zeiten des Königs Stanislaus war dieses Lehnsverhältnis die Quelle nie endender Streitigkeiten über die Souveränitätsrechte und die höchste Gerichtsbarkeit in Bar und bot den französischen Königen allezeit Anlaß, sich in die Angelegenheiten des Herzogtums einzumischen.

Die Verfassung der Grafschaft Bar unterschied sich in wesentlichen Dingen von der des Herzogtums Lothringen.* Den zahlreichen Großen des Landes gegenüber hatten die Grafen schon frühe eine ausgedehnte, fast unabhängige Fürstenmacht gewonnen. Der Adel bildete hier nicht wie in Lothringen eine geschlossene, auf seine Privilegien eifersüchtige Körperschaft, von deren Zustimmung der Graf oder Herzog

*) Die territoriale Einteilung war dieselbe wie in Lothringen. Die Grafschaft zerfiel in zwei Baillages, die von Bar mit acht Prevoteen und die von St. Mihiel mit 18 Prevoteen. Die Prevotalgerichte entschieden in der Grafschaft Bar auch in Straffachen, während diese in Lothringen den lokalen Schöffengerichten zufielen. Den Prevots waren die Meier (Maires) untergeordnet wie in Lothringen.

in allen Fragen des öffentlichen Rechtes abhängig war; noch weniger übte er eine selbständige Jurisdiktion aus, wie sie die alte Ritterschaft Lothringens als Hof der Assisen besaß. Schon seit dem zwölften Jahrhundert vermochten die Grafen Verfügungen zu erlassen, die für ihr gesamtes Gebiet Geltung hatten. Die letzte Entscheidung in Rechtssachen lag bei dem Rate (Curia), der von dem Grafen aus den ersten Hofbeamten, aus angesehenen Edelleuten und rechtskundigen Klerikern gebildet wurde. Als höchster, wandernder Gerichtshof hielt er seine Sitzungen abwechselnd in Bar, in St. Mihiel und Pont à Mousson, bis Graf Theobald ihm 1302 einen festen Sitz in St. Mihiel, außerhalb des lehnspflichtigen Bar, anwies. Seitdem hielt er als Cour des Grands-Jours oder als Parlament von St. Mihiel, das als letzte Berufungsinstanz über die Sprüche der unteren Gerichte entschied, seine Sitzungen nur in dieser Stadt. Der Graf oder Herzog ließ die Gerichtstage durch Ausruf verkünden, er selbst führte den Vorsitz, und die Urteile wurden in seinem Namen gesprochen und verkündet. Nach der Vereinigung der beiden Herzogtümer hüteten sich die Herzöge wohl, den Assisenhof und das Ständerecht Lothringens auf Bar zu übertragen, wo sie eine nahezu unbeschränkte Gewalt übten; vielmehr suchten sie die Fürstengewalt, die sie in Bar hatten, auch in Lothringen zu erwerben. Aus dem Parlamente von St. Mihiel ging später 1641 nach der Vernichtung des feudalen Assisenhofes in Lothringen der souveräne Hof (Cour souveraine) Herzog Karls IV. hervor.

Eine Hauptschwäche des neuen, vergrößerten Staates lag in seiner Zerrissenheit durch die Bistümer und durch die freien Städte. Von den beiden größeren Stücken, aus denen das Bistum Metz bestand, trennte das eine, das sogenannte Metzer Land, Lothringen von dem nördlichen Bar, das andere, das Gebiet von Vic zwischen Seille und Saar, schnitt das östliche Lothringen in zwei Teile. Noch lästiger fast erwies sich das

Bistum Tull zwischen Mosel und Maas, das sich mit seinen drei festen Plätzen Liverdun, Void und Vichery zwischen Lothringen und das südliche Bar einschob. Das Bistum Verdun aber lag mitten im Barer Lande und durchschnitt auf weiter Strecke den Lauf der Maas, wie das Bistum Tull den der Mosel durchschnitt. Die ewigen Geldverlegenheiten, welche die Bistümer seit dem 14. Jahrhundert infolge der unaufhörlichen Fehden und Kriege mit den weltlichen Machthabern, infolge der Landplage der Söldnerbanden und der Mißwirtschaft weltlich gesinnter Bischöfe drückten, waren schon von den früheren Herzögen benutzt worden, zahlreiche Güter und Rechte der Kirche an ihr Haus zu bringen. Renatus indes ging mit bedachtem Plane darauf aus, das weltliche Gut der Bistümer als Hausgut zu erwerben und die getrennten Stücke seines Staates dadurch zusammenzuschließen. Zu diesem Zwecke suchte er auf die Bischofsstühle Mitglieder seines Hauses zu bringen, und das gelang ihm über die Maßen gut. Die Art, wie dies geschah, kann als Beispiel für die groben Mißbräuche dienen, die bei der Besetzung hoher kirchlicher Würden fast zur Regel geworden waren und mehr als alles das Leben der damaligen Kirche schädigten und vergifteten. Im Jahre 1484 gelang es ihm, seinen Oheim Heinrich von Vaudémont, einen dem herzoglichen Hausinteresse ganz dienstbaren Mann, auf den Bischofsstuhl von Metz zu bringen. Dieser nahm im Jahre 1500 zum Koadjutor Renatus' Sohn, seinen Großneffen Johann, ein Kind von zwei Jahren, das fünf Jahre später dem Großoheim in dem Bischofsamte folgte. Von da blieb das Bistum bis zum Tode des Kardinals von Guise (1574) nahezu ein Jahrhundert mit einer kurzen Unterbrechung eine Domäne des Hauses Lothringen. Heinrich von Vaudémont überließ als Bischof im herzoglichen Hausinteresse die Verwaltung der kirchlichen Güter seinem Neffen Renatus, und dieser führte die Verwaltung in einer Weise, die nicht nur der Stadt Metz, in der dem Bischofe noch immer einige Rechte zustanden,

sondern auch dem Reiche, auf dessen Kosten die lothringische Hauspolitik ihr Ziel verfolgte, zum großen Nachteile gereichen mußte. Der Kaiser sah sich daher veranlaßt, 1486 den Bischof an seine Reichspflichten zu mahnen und den Vasallen des Bischofs die Annahme von Lehen aus dessen Hand zu verbieten; in Metz aber entbrannte zwischen dem Magistrate und dem Bischofe mit neuer Heftigkeit der alte Streit über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit. Auch das Bistum Verdun und das Bistum Tull, das die geistliche Vorherrschaft in Lothringen hatte, machte Renatus zu einem Patrimonium seiner Familie. Tull brachte er an Ulrich von Blankenberg, einen nahen Verwandten seines Hauses, und in Verdun nötigte er 1508 durch Vermittlung Ludwigs XII. seinen Sohn Ludwig, einen Knaben von neun Jahren, den Stiftsherrn zur Wahl auf. Der bischöfliche Stuhl von Tull blieb nur 33 Jahre, der von Verdun aber mit einer Unterbrechung bis zum Jahre 1661 von Mitgliedern des herrschenden Hauses Lothringen besetzt. Wie Renatus und seine Nachfolger ihre Hausmacht auf Kosten der Bistümer weiter ausdehnten und abrundeten, und daß die völlige Einverleibung der bischöflichen Güter in das Herzogtum nur durch die französische Vergewaltigung des Landes gehindert wurde, ist oben (S. 116 ff.) schon erwähnt worden.

Mit Renatus II. tritt auch das Streben der Herzöge Theobald II. und Friedrich III. nach Herstellung einer unbeschränkteren Fürstenmacht wieder ausgeprägter hervor. Schon durch die Vereinigung der bisher getrennten Gebiete hatte Renatus an äußerem und innerem Ansehen bedeutend gewonnen; in dem Befreiungskriege gegen Burgund war die Hingebung des Adels, des Klerus und des Volkes an ihn eine unbegrenzte gewesen; sein Sieg über Karl den Kühnen hatte die Begeisterung des ganzen Landes gesteigert, das Band zwischen Fürst und Volk noch stärker geknüpft und um ihn selbst einen weitstrahlenden Ruhmesglanz gebreitet. Dies alles gab

der landesherrlichen Gewalt des Herzogs eine neue Stütze und Stärke, und bald gingen seine Nachfolger kühner darauf aus, die überlieferte Machtstellung des Adels zu brechen und nach dem Vorgange der französischen Könige an Stelle des Feudalstaates den neuen Beamtenstaat zu setzen. Renatus selbst umkleidete sich mit größerem Prunke; er richtete seinen Hofstaat nach französischem Vorbilde glänzender ein und umgab sich mit einer stattlichen Leibwache von achtzig Schweizern. Um Nancy einer fürstlichen Hauptstadt würdig zu machen, begann er es mit schönen Thoren, Brücken, Brunnen, Palast- und Kirchenbauten zu schmücken. Durch Genealogen und Verfasser von Staatsschriften ließ er den Ursprung seines Hauses auf Gottfried von Bouillon, auf Karl den Großen zurückführen und Lothringen als ein freies, unabhängiges Fürstentum hinstellen, das nur für einzelne Gebietsteile dem deutschen Reiche lehnspflichtig sei. Der Gedanke Giselberts, Lothringen zu einem in sich geschlossenen, unabhängigen Mittelreiche zwischen Deutschland und Frankreich zu machen, lebte in ihm wieder auf; und trotz allen Treulosigkeiten und Tücken des französischen Hofes, die er selbst erfahren, glaubte er diesen Gedanken durch eine blinde Gefolgschaft im Dienste der französischen Krone am besten verwirklichen zu können. Als er sich 1495 auf dem Reichstage zu Worms einfand, wo Maximilian von den andern anwesenden Reichsfürsten die Huldigung empfing, wußte er sich der Feierlichkeit des Lehnsaktes zu entziehen; er empfing seine Belehnung, indem er frühe abreiste, im stillen, wobei er sich von der sonst üblichen Versicherung, daß er „den König für seinen rechten, natürlichen Herrn halte", entbinden ließ. Anderseits begünstigte er die Ränke des französischen Hofes in Brabant und Geldern gegen Maximilian und wohnte der Krönung Ludwigs XII. als einer der zwölf großen Vasallen Frankreichs in der Rolle eines Herzoges von der Normandie bei. Seinen siebenjährigen Sohn und dereinstigen Nachfolger Anton

aus seiner zweiten Ehe mit Philippine von Geldern,*) einer Nichte des Herrn von Beaujeu, schickte er zur Erziehung nach Paris an den Hof seines alten Freundes aus der Zeit der Regentschaft, des Herzogs Ludwig von Orleans, der als Ludwig XII. 1498 König von Frankreich geworden war.

Zwei Jahre vor seinem Tode machte Renatus sein Testament. Mit den zerstreuten Gütern seines Hauses in Flandern und im Hennegau, in der Normandie und Pikardie stattete er seinen zweiten Sohn Klaudius aus, von dem das in die Geschichte Frankreichs so tief eingreifende Haus Guise entstammt.**) Seinem ältesten Sohne Anton übertrug er die Nachfolge in Lothringen und Bar und bestimmte, daß beide Herzogtümer für immer ungetrennt bleiben, auch die Grafschaft Vaudémont und die Markgrafschaft Pont à Mousson niemals als Apanage vergeben und dadurch von dem Gesamtstaate abgelöst werden sollten. Um die Unabhängigkeit seiner

---

*) Renatus' erste Ehe mit Johanna von Harcourt war 14 Jahre kinderlos geblieben; auf den Rat der Dame von Beaujeu löste er diese Ehe und heiratete die Nichte des Herrn von Beaujeu, Philippine von Geldern, die als eine der schönsten und klügsten Frauen ihrer Zeit gepriesen und zu den Heiligen Lothringens gezählt wird. Gequält durch heftige Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, ging sie nach Renatus' Tode in das Klarissinnenkloster zu Pont à Mousson, in dem sie lange Zeit die Dienste einer Thürschließerin versah und noch 27 Jahre lebte. Sie zeichnete ihre Briefe mit den Worten: „Soeur Philippe de Geldern, pauvre ver de terre, poussière mortelle, rien inutile." Ihr Grabmal in der Franziskanerkirche zu Nancy ist das Meisterwerk des Bildhauers Ligier Richier.

**) Diese auswärtigen Besitzungen waren an das Haus Lothringen gekommen teils im 13. Jahrhundert durch Herzog Theobalds II. Heirat mit Elisabeth von Rumigny, der letzten Erbin des Hauses Rumigny (1231), teils durch Renatus' II. Großmutter Marie von Harcourt († 1476). Es waren die Herrschaften Harcourt, Elboeuf, Aumale und Lillebonne; dazu kamen aus der Erbschaft des Hauses Nemours, das von Luise von Anjou, einer Schwester Karls von Maine, ausging, die Grafschaften Guise und Mayenne.

Staaten auch für die Zukunft zu sichern und ihr Aufgehen in eines der großen Nachbarreiche zu verhindern, setzte er eine Erbfolge fest, die wie ein gemildertes salisches Gesetz erscheint. Darnach sollte für den Fall, daß sein ältester Sohn Anton ohne männliche Erben stürbe, zunächst sein zweiter Sohn Klaudius, und wenn auch dieser ohne männliche Nachkommenschaft bliebe, sein dritter, und bliebe auch dieser ohne Söhne, sein vierter Sohn folgen. Erst wenn auch dieser keine männliche Nachkommenschaft zurückließe, sollte das Herzogtum an weibliche Angehörige des Hauses übergehen. Diese Erbfolgeordnung wurde indes den Ständen nie vorgelegt, durch deren Zustimmung sie allein ein Staatsgrundgesetz hätte werden können. Das Testament blieb also, was es war, der Ausdruck eines persönlichen Willens, an dessen Stelle jeder folgende Herzog den seinen setzen konnte. Die Unklarheit und Verwirrung, die durch dieses Testament mit Bezug auf das Recht der weiblichen Erbfolge geschaffen wurde, sollte 120 Jahre später zum Keime verderblicher Zerwürfnisse innerhalb des herzoglichen Hauses werden.

Renatus II. starb 10. Oktober 1508. Nach einer kurzen Regentschaft der Herzogin Philippine übernahm sein Sohn Anton noch in demselben Jahre die Regierung seiner Staaten. Der damals neunzehnjährige Fürst war seit seinem neunten Jahre am Hofe und unter den Augen Ludwigs XII. groß geworden, und zwischen ihm und dem Könige hatte sich ein Verhältnis starker gegenseitiger Zuneigung gebildet, die lange Zeit das ganze politische Denken Antons bestimmte. Ludwig nannte den Prinzen nur seinen Sohn und ließ sich auf fast allen Reisen und Kriegszügen von ihm begleiten. Im Dezember 1508 rüstete Ludwig, der der berüchtigten Liga von Cambray beigetreten war, seinen Raubzug gegen die Republik Venedig. Auf sein Geheiß führte der junge Herzog dem französischen Heere eine stattliche Schar von Berittenen zu, unter ihnen die vornehmsten lothringischen Edelleute in den Farben des

herzoglichen Hauses gelb-weiß-blau, die Schabraken der Rosse geziert mit dem lothringischen Kreuze. In der Schlacht bei Agnadello (14. Mai 1509), welche die Republik von San Marco dem Untergange nahe brachte, stritt Anton an der Seite des Königs, und dieser schmeichelte nach seinem Siege der lothringischen Tapferkeit, indem er allen Edelleuten in der Schar Antons den Ritterschlag erteilte.

Das vertrauliche Verhältnis, das zwischen Ludwig XII. und dem Herzoge Anton bestanden hatte, knüpfte sich auch zwischen diesem und dem fünf Jahre jüngeren Franz I. Beide verkehrten miteinander, als wären sie Brüder. Wie sein Vater Renatus einst bei der Krönung Ludwigs XII., so stellte Anton 1515 bei der Krönung Franz' I. unter den Paladinen Frankreichs den Herzog von der Normandie dar. Seine Vermählung mit Renata von Bourbon, der Schwester des berühmten Connetable, zog ihn noch fester in die Bannkreise des französischen Hofes. Im Juni 1513 ward die Ehe im Schlosse zu Amboise in Gegenwart des Königs und des gesamten Hofes geschlossen, und Franz ließ die Vermählung seines Freundes durch eine Reihe glänzender Feste mit grenzenloser Verschwendung feiern. Zwei Monate später zog Anton mit den schwergepanzerten lothringischen Reitern und einer Kompagnie von hundert französischen Lanzen, deren Führer Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", war, im Gefolge des Königs über die Alpen und kämpfte in der entscheidenden Schlacht von Marignano (7. September 1515) gegen die Schweizer, die alten Verbündeten und Retter seines Hauses, die an diesem Tage den Ruf ihrer Unbesiegbarkeit verloren. Wiederholt weilte Anton in dem folgenden Jahre am Hofe des Königs in Paris, und als die Herzogin Renata 1517 ihren ersten Sohn gebar, kam Franz nach Bar le Duc und hielt zum „Zeichen der brüderlichen Freundschaft, die ihn mit dem Herzoge verbinde", den kleinen Prinzen über die Taufe. Wenige Jahre später ward der kleine Prinz wie ein Unterpfand

der Treue an den königlichen Hof gebracht. Auch als politischer Unterhändler war Herzog Anton wiederholt für die Sache des Königs thätig. Seit dem Jahre 1517 war er bei den Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg bemüht, die Wahl Karls V. zum römischen Könige zu hintertreiben und den goldspendenden König von Frankreich zu empfehlen. In Gemeinschaft mit dem Marschall von Fleurange unterhandelte er ferner mit Franz von Sickingen, den er für den französischen König zu gewinnen hoffte, und als im Juni 1520 Franz I. und Heinrich VIII. von England in dem sogenannten Lager von Goldbrokat zwischen Guines und Ardres zusammenkamen, um sich unter Schwüren ewiger Freundschaft zum Kriege gegen Karl V. zu verbinden, war Herzog Anton als diplomatischer Ratgeber dem Könige zur Seite. Wenn für das Verhältnis der Staaten auch das Gesetz der Statik gilt, daß die Körper nach der Seite fallen, nach der sie sich neigen, so schien die Zeit nicht mehr ferne zu sein, in der die lothringische Freiheit und Unabhängigkeit vor dem Throne des Valois hingestreckt lag.

Zwölfter Abschnitt.

Der große Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg. Franz I. und Herzog Anton. Die kirchlich-soziale Bewegung. Herzog Anton rüstet gegen die aufständischen Bauern im Elsaß. Das Blutbad bei Zabern. Maßregeln gegen das Eindringen der neuen kirchlichen Lehren in Lothringen. Veränderte politische Stellung Antons gegenüber Frankreich.

Der Kampf, den die Könige Frankreichs seit langer Zeit in gedeckter Stellung vom Hinterhalte aus gegen das deutsche Reich und dessen europäische Machtstellung geführt hatten, wurde durch Franz I., den ritterlich thuenden Soldatenkönig (le beau de salon et le héros des tournois), in den offenen Angriff übergeleitet. Kühner als Philipp IV. und Philipp VI. unternahm er es, die dem deutschen Reiche entfallende Krone des Abendlandes an sich zu nehmen oder einem Kurfürsten aufzusetzen, der nur ein Diener Frankreichs sein werde. Mit dem Schlagworte von dem Rechte der Nationen und den natürlichen Grenzen hatte Philipp IV. den Kampf um die Vorherrschaft Frankreichs in Europa und den Angriff auf die westlichen Grenzmarken des Reiches eingeleitet. Infolge des jähen Zusammenbruches des neuburgundischen Mittelreiches und durch die Vermählung Maximilians mit der Tochter Karls des Kühnen, welche das reiche burgundische Erbe an das Haus Habsburg und den Träger der deutschen Kaiserkrone brachte, mußte aus dem bisherigen Kampfe Frankreichs um die „natürlichen Grenzen“ ein Kampf wider die Vorherrschaft des Hauses

Habsburg werden. Zu dem alten Schlagworte französischer Politik trat von jetzt ab ein neues, gleichbedeutendes, das seit Franz I. hieß: Tod dem Hause Österreich! Abaisser la maison d'Autriche! Alle Könige und Staatsmänner Frankreichs haben es seitdem wiederholt; dreihundert Jahre lang hat es das politische Denken des französischen Volkes beherrscht; die öffentliche Meinung wurde damit bearbeitet, der Haß und der Ehrgeiz der Nation damit genährt, die Geschichte in der Schule damit durchtränkt, und 1793 fiel das Haupt Maria Antoinettes nur dem wilden Hasse, den jenes Schlagwort tief in das Gemüt des Volkes gepflanzt hatte.

Franz I. unternahm den Kampf gegen Karl V. nicht, wie oft gesagt wurde, aus Besorgnis vor der wachsenden Macht des Hauses Habsburg, sondern in vollem Bewußtsein seiner militärischen, finanziellen und diplomatischen Überlegenheit. Trotz allen Reichtümern Spaniens und Amerikas waren die Geldsummen, über die Karl V. verfügte, viel niedriger als die, welche dem Könige Frankreichs zu Gebote standen. Denn durch eine ausgebildete Staats- und Finanzwissenschaft hatten die französischen Könige es verstanden, den Reichtum des Landes aus den Taschen der Unterthanen in die königliche Kasse zu leiten und an Stelle der einfachen Bewegungen des Feudalstaates jene zusammengesetzte, aber sehr bewegliche Maschine des modernen Beamten- und Polizeistaates aufzurichten, die auf Geldwirtschaft gegründet ist und durch Geld in Bewegung gehalten wird. Geld aber war damals die Triebfeder im Kriegswesen. Der Waffendienst, einst die Sache lehnspflichtiger Leute, war zum Handwerk und schließlich zur Großindustrie geworden und kostete erstaunlich viel Geld; und Geld war es, woran es Karl V. fast immer fehlte. Als er 1520 in Deutschland erschien, war er genötigt, von Franz von Sickingen die Summe von 20 000 Goldgulden zu borgen; vor der Schlacht von Pavia war kein Sold da, die kaiserlichen Truppen zu bezahlen, und die Schlacht war verloren, wenn der Kaiser ein paar Tage

zögerte; aus Hunger griffen die Kaiserlichen die Franzosen an. Auch in dem verhängnisvollen Zeitpunkte 1552 waren die Geldmittel Karls zu Ende, und vor allen Dingen war es die mißliche Finanzlage des Kaisers, die Moritz von Sachsen, der für den Verrat der Städte Metz, Tull und Verdun reiche Geldsummen von dem Könige von Frankreich erlangt hatte, zu benutzen wußte, um über den kranken und wehrlosen Kaiser herzufallen. Die neue Finanzwirtschaft und die dadurch erlangten Geldmittel aber erlaubten den Königen Frankreichs die besten kriegerischen Rüstungen. Das Heer, mit dem Karl VIII. 1494 in Italien erschien, ward wegen seiner Ausstattung und inneren Einrichtung wie ein Wunder militärischer Kunst angestaunt, und die Armee, mit der Franz I. 1515 die Alpen überschritt, war nach allen Zeugnissen die beste und zahlreichste, die eine europäische Macht bis dahin ins Feld gestellt hatte. Und was bedeutete gegenüber dem geschlossenen monarchischen Frankreich, dessen Könige über alle Mittel und Kräfte des reichen Landes verfügten, das heilige römische Reich, jenes bunte Gewimmel von städtischen Republiken und fürstlichen Herrschaften, die nichts so sehr fürchteten als eine Stärkung der Centralgewalt und, unter sich in stetem Hader, nur darin einig waren, keine Reformen zur Stärkung der Reichsgewalt zuzulassen! Und dieser zerrüttete, formlose Reichskörper trug in sich die kirchlich-soziale Revolution, die eindrang in die Burgen der verarmten, hungernden Ritter und in die Lehmhütten der geplagten Bauern, während die Fürsten und die städtischen Obrigkeiten im Namen des reinen Evangeliums gierig die Hände nach dem Gute ihrer kirchlichen Mitstände ausstreckten. Die Könige Frankreichs brauchten nur der kirchlichen Revolution und der auf gewaltsame Mehrung ihres Besitzes und ihrer landesherrlichen Rechte bedachten Fürstenmacht in Deutschland begünstigend die Hand zu reichen, um die Kaisergewalt trotz allen ihren scheinbaren Machtmitteln lahm zu legen.

Karl V. fand sich im Anfange seiner Regierung Frankreich gegenüber gerade wie Maximilian in einer viel unsicheren Lage, als wenn der erklärte Kriegszustand bestanden hätte. Er gab deshalb die Politik der ewigen Unentschlossenheit auf, die sich gegenüber den französischen Übergriffen seit der Zeit der luxemburgischen Kaiser erschöpft hatte in ohnmächtigen Protesten und unwirksamen Drohungen wie in unzähligen Reichstagen, die nur darin fruchtbar waren, daß jeder alte einen neuen in seinem Schoße trug. Gegen die herausfordernden Angriffe Franz' I. erhob sich jetzt die Reichsgewalt zu einem mächtigen Gegenschlage. Das Jahr 1521 eröffnet die mehr als „zweihundertjährige Zeit der Thränen und Leiden", den langen Kampf zwischen Habsburg und Frankreich um die Vorherrschaft in Europa, um den Besitz der westrheinischen Länder und der Zugänge nach Italien. An beide streitende Mächte angrenzend und für beide politisch und strategisch von großer Wichtigkeit, lag der kleine Staat Lothringen da, und mehr als gewöhnlicher Klugheit hätte es bedurft, zwischen den aufeinanderstoßenden Kolossen das kleine Staatsschiff glücklich durchzusteuern.

Herzog Anton hatte, wie oben erzählt ist, den französischen König 1520 in das sogenannte Lager von Goldbrokat begleitet, wo Heinrich VIII. von England und Franz I. das Bündnis gegen Karl V. beschwören wollten. Damals schon, in den Tagen Wolseys, nahm Englands Politik die bis heute mit Glück und Beharrlichkeit verfolgte Richtung, den Gegensatz der festländischen Mächte im eigenen Interesse zu verschärfen und die Staaten Europas durch wechselseitige Eifersucht im Schach zu halten, während es selbst ungestört um sich griff, bis es Herrin aller Meere, aller Schiffe und Kolonien sein werde. Bei ihrer Zusammenkunft wetteiferten beide Könige in der Entfaltung einer ungeheuren Pracht und in ritterlichen Spielen vor den Augen der zahlreich anwesenden Damen des französischen Hofes, unter denen sich auch Anna Boleyn befand.

Franz I. hatte hier das Mißgeschick, über dem Beifalle der Damen den Zweck der Zusammenkunft ganz zu vergessen; er machte im Ringspiel seinen englischen Gast zum Gelächter der Damen aber auch zum Bundesgenossen Karls V.*) Franz hatte indes noch ein zweites Mißgeschick, indem er das Vertrauen des Herzogs von Lothringen in die Aufrichtigkeit seiner Politik erschütterte. Wie Thierriat berichtet, machte nämlich der Herzog bei dieser Zusammenkunft Beobachtungen, die ihn zu der Erkenntnis brachten, daß er von dem französischen Könige in sehr eigennütziger Absicht benutzt werde. Welchen Wert man auch dieser Mitteilung beimessen mag, soviel ist gewiß, daß die allzu engen Beziehungen des Lothringers zu dem französischen Hofe seit dem Lager von Goldbrokat lockerer wurden, und daß der Herzog sich seitdem Karl V. zu nähern begann. Andere Umstände, wie das Zerwürfnis des Connetable von Bourbon mit Franz I. und dessen leichtfertiger und ränkesüchtiger Mutter Luise von Savoyen, trugen ohne Zweifel dazu bei, das einmal erwachte Mißtrauen des Herzogs in die Absichten des Königs zu bestärken. Der von Franz tief gekränkte Connetable unterhandelte von seiner Residenz Moulins aus seit 1522 ununterbrochen mit Karl V. wegen seines Abfalles und fand sich im Sommer 1523 bei seinem Schwager Anton in Nancy ein, um dort, wie man vermutet, die Antwort Karls V. auf seine Vorschläge zu erwarten. Wie sehr sich der Eifer Antons für die Sache seines königlichen Freundes abgekühlt hatte, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1524, als Franz zur Wiedereroberung Mailands aufs neue die Alpen überschritt, mit seiner lothringischen Ritterschaft dem Aufrufe des Königs nicht folgte. Er schützte ernste Sorgen

*) Nach den Memoiren du Bellays zeigten die Könige vor den Damen ihre Geschicklichkeit in Wettkämpfen. Heinrich forderte den französischen König zum Ringen auf; Franz stellte dabei seinem Gegner ein Bein und brachte ihn zum Fallen, worüber die anwesenden Hofdamen lachten.

vor, die ihn gebieterisch in seinen Staaten zurückhielten. Hinreichenden Vorwand dazu boten ihm die kirchlich-sozialen Bewegungen im Reiche. Anton gedachte in Lothringen nach dem Beispiele Frankreichs eine unabhängige und fest geordnete Staatsgewalt zu errichten, ein Ziel, das er lange Zeit mit Hilfe des französischen Königtums zu erlangen meinte. In dem Eindringen ketzerischer Lehren aber sah er die Gefahr einer allgemeinen Unterwühlung der staatlichen Ordnung und Einheit wie der fürstlichen Autorität herannahen. Dieselben nüchtern politischen Grundsätze und autokratischen Neigungen, die schon vorher seine Stellung zu den Ansprüchen der Kurie bestimmt hatten, regelten auch sein ganzes Verhalten zu der revolutionären kirchlichen Bewegung. Im Interesse der fürstlichen Gewalt hatte er 1519 die Jurisdiktion der Kurie in seinem Lande hart eingeschränkt und die Verkündigung päpstlicher Bullen von seiner Genehmigung abhängig gemacht. Derselben Staatsraison folgend untersagte er durch Verordnung vom 26. September 1523 bei Verlust von Freiheit und Vermögen die Verbreitung kirchlicher Irrtümer durch Lehre oder Schrift und gebot bei gleicher Strafe, alle ketzerischen Bücher und Schriften an die Ämter auszuliefern. Da griff die kirchlich-soziale Massenbewegung der Bauern, die von Oberschwaben aus gewaltig anschwellend den Rhein überschritten hatte, auch nach Lothringen über.

Ein ununterbrochener, bald versteckter, bald offener wirtschaftlicher Kampf zwischen Grundherrn und frohnpflichtigen Bauern durchzieht die ganze mittelalterliche Geschichte. Die Bauern strebten nach Freiheit von Abgaben und Lasten; das Ziel der Grundherrn war, Zinsen und Frohnden zu mehren, das der Dorfgemeinde gehörige Wald- und Weideland zur Abrundung des grundherrlichen Besitzes zu benutzen und alle bäuerlichen Landarbeiter zu Leibeigenen herabzudrücken. Vom zwölften Jahrhundert an war es den Bauern gelungen, ihre

Lage merklich zu bessern. Die Lücken, die in der ländlichen Bevölkerung durch die Züge nach dem Morgenlande, durch den Abfluß in die aufkommenden städtischen Gemeinwesen und in die Kolonialgebiete des Ostens entstanden, nötigten die Grundherrn, ihren hörigen Leuten ein erträglicheres Dasein zu bieten und die Hufen unter annehmbaren Bedingungen zu vergeben. So wurde der Menschenmangel und die Notwendigkeit, die Unterthanen im Lande zu halten oder durch neue zu ersetzen neben kirchlich-religiösen Ideen der eigentliche Antrieb zu den Befreiungen. Der vordem der Willkür und der Gnade des Herrn überlassene Hörige ward gegen Leistung eines mäßigen Bodenzinses und fest bestimmter Dienste ein Erbpächter; und jeder Landbauer war als Erbpächter willkommen. Gerade der Wunsch, neue Unterthanen ins Land zu ziehen, hatte ja auch den Anlaß zu dem Rechte von Beaumont gegeben, das im 13. Jahrhundert einer großen Anzahl Gemeinden in Lothringen und Bar verliehen wurde (S. 94). Auch die zahlreichen Seuchen, Kriege und Hungersnöte, die fast in jedem Jahrzehnt einmal das Land verödeten, erwiesen sich in dieser Hinsicht als Wohlthäter der Bauern, denn neue Unterthanen vermochten die Grundherrn nur durch Besserung der wirtschaftlichen Lage in die verödeten Gebiete heranzuziehen. Nach den Verheerungen, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die bretonischen Banden sowie Seuchen und Hungersnot in Lothringen angerichtet hatten, hielt der Graf Friedrich von Vaudémont es für nötig, die Befreiung auf alle Unterthanen seines Landes auszudehnen, und hob die Mainmorte in den Orten seiner Grafschaft, in denen sie bis dahin noch bestand, ohne jede Entschädigung auf. Gleiches geschah etwas später in dem Bistume Tull. Hier hatten Brand und Plünderung während des lothringischen Erbfolgekrieges weite Gebiete verheert und menschenleer gemacht; da beschloß das Domkapitel, um neue Ansiedler anzuziehen, in allen zum Bistume gehörigen Landschaften die Unfreiheit zu beseitigen. Am Ende des 14. Jahr-

hunderts war die Hörigkeit aus dem größten Teile des Herzogtums Lothringen geschwunden, nur in den östlichen Gebietsteilen, in Deutschlothringen, bestand sie stellenweise noch fort. Der Wohlstand der Bauern hatte sich damals allenthalben in Deutschland gehoben: bei der geringen Volksdichtigkeit waren die Erzeugnisse des Bodens reichlich vorhanden, Fleischnahrung gab es im Überflusse, das Wildbret mochte fast wertlos sein. In einzelnen Gegenden fand sich der Bauer so wohl, daß er durch Luxus und Übermut die Satire der höfischen Kreise herausforderte. Dieser Zustand begann sich im Beginne des 15. Jahrhunderts zu ändern.

Eine Menge näherer und entfernterer Ursachen wirkten damals zusammen, die Lage der unteren Klassen in den Städten wie auf dem Lande rasch und unaufhaltsam zu verschlechtern. Die ländliche Bevölkerung wuchs stark an, Ödland oder Kolonialgebiete, in die der Überschuß der Menschen abfließen konnte, gab es nicht mehr oder war selten geworden, die Städte schlossen sich teils aus eigenem Entschlusse, teils gezwungen gegenüber dem Zuzuge vom Lande ab. In Lothringen hatte Herzog Karl II. schon 1392 den Edelleuten das Versprechen geben müssen, keine von ihren Unterthanen mehr in seine Städte aufzunehmen, und Herzog Anton wurde 1519 durch die Stände gezwungen, das Versprechen Karls II. zu erneuern. So vergrößerten sich die Familien der Bauern; die alten Hufen wurden geteilt, bis sie zuletzt zur Ernährung ihrer Inhaber nicht mehr reichten. Der steigende Reichtum und das Anwachsen großer Kapitalien in den Händen einzelner Stadtleute, das in dieser Zeit ungemein rasch vor sich ging, hatte für den Bauer nur wachsende Verschuldung zur Folge, denn die reich gewordenen städtischen Bürger legten ihre überschüssigen Gelder meist in Grundrente an, deren Ertrag sie von dem Landbauer unnachsichtig eintrieben. Zu allem dem kam, daß die weltlichen wie kirchlichen Grundherrn dem verführerischen Beispiele des protzenden Patriziates in den Städten folgten und zu einer

neuen verschwenderischen Lebenshaltung übergingen, für welche die Mittel nur aus der schaffenden Arbeit des Bauern genommen werden konnten. Während sie selbst sich von allen Lasten befreiten und alle Auflagen auf die Schultern des Landarbeiters abwälzten, steigerten sie anderseits ihre Anforderungen an die Bauern, verlangten für Nutzung von Wald, Weide und Wasser drückende Abgaben und gingen allmählich dazu über, alle ihre zinspflichtigen Bauern als Leibeigene in Anspruch zu nehmen, um aus der Leibeigenschaft wiederum das Recht zu neuen Forderungen abzuleiten. Und das gelang mit Hilfe des eindringenden römischen Rechtes und dessen schroffen Eigentumsbegriffen und Erbschaftsbestimmungen um so besser, als die Grundherrn meist auch die obrigkeitlichen Rechte in der Mark übten und sich über alles Recht unbedenklich hinwegsetzten. So wurde der Bauer aus der relativen Freiheit, zu der er sich im 13. Jahrhundert erhoben hatte, immer tiefer zu neuer Hörigkeit herabgedrückt, mit immer neuen Erbschaftssteuern, Abgaben und Frohnden beschwert, von dem Wald-, Weide- und Wasserrecht grausam ausgeschlossen, und wo die Umwandlung nicht gutwillig vor sich ging, da griffen die Herrn zur rohen Gewalt oder zu Fälschungen mit Pergamenten und Urkunden, die dem Bauer das Seinige streitig machten. In keiner früheren Zeit war die Ausbeutung und Beraubung der Armen und Schwachen durch die Macht und Amtsgewalt der Starken so schamlos und roh gewesen, und allenthalben erschallten im 15. Jahrhundert die Klagen über die Vergewaltigung und Auspressung der niederen Leute durch Adel, Pfaffen und Handelsgesellschaften der Städte, durch habgierige Amtleute, Juristen und Schreiber. „Alle Jahr," so schreibt der Nürnberger Rosenplüt, „erhöhen die Grundherrn dem Bauer die Gülte; so er etwas darüber sagt, schlägt man ihn nieder als ein Rind; mögen sein Weib und seine Kinder sterben und verderben, da gibt es keine Gnade." Das Schlimmste war indes, daß es im Reiche keine starke Central-

gewalt mehr gab, welche die neuen Strömungen auf dem sozialen und wirtschaftlichen Gebiete einsichtig zu beherrschen, zu leiten und eine gesunde Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Gutsherrn und Bauern zu vollziehen vermocht hätte. Schrankenlose Selbstsucht der Besitzenden und Mächtigen gewann auf allen Gebieten die Oberhand, und die nach einer Umgestaltung der Zustände drängende Bewegung mußte bei dem Mangel eines starken Führers auf dem Throne zur wilden Revolution werden. Zu derselben Zeit, da in Frankreich die „armen Leute" die Krone retteten, begannen sich in Deutschland die unterdrückten und enterbten Leute zusammenzurotten und zu empören. Nach einer Reihe schnell unterdrückter lokaler Aufstände brach 1524 der gewaltige Sturm los.

In einer Zeit, in der alle staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen auf religiösen Grundlagen und kirchlichen Satzungen beruhen, hüllen auch die sozialen Bewegungen sich in das Kleid kirchlich-sektiererischer Meinungen, aus denen sie ihre Berechtigung herleiten und ihre Stärke gewinnen. Die neue lutherische Lehre von der „evangelischen Freiheit eines Christenmenschen" erhöhte in den gährenden Massen seit 1520 die Spannung und schlang um die Unzufriedenen in Mittel- und Süddeutschland das einigende Band. Dieselbe Freiheit eines Christenmenschen, in deren Namen die Fürsten und städtischen Obrigkeiten die Kirchen und Abteien plünderten und die Güter der Kirche an sich rissen, bot auch den enterbten Massen das Schlagwort, mit dem sie sich gegen den Druck und das Unrecht der geistlichen und weltlichen Herrn erhoben, mit dem sie ihre Forderungen als Ausfluß eines göttlichen Gebotes, ihren Kampf als das Werk göttlicher Gerechtigkeit adelten. Durch das religiöse Feuer der Prädikanten entflammt, begann in den oberdeutschen und fränkischen Ländern der Kreuzzug der Unterdrückten gegen Fürsten und Herrn, gegen das bürgerliche Patriziat in den Städten und gegen den weltlichen Be-

der geiſtlichen Körperſchaften. Vom Breisgau und von Baſel her überſchritt die Bewegung den Rhein und verbreitete ſich raſch über den Sundgau, über die Grafſchaft Mömpelgard, über die Reichsſtädte und über die zahlloſen kleinen Herrſchaften, in die das Elſaß zerſtückelt war. Bald ſtanden 30 000 Bauern geeinigt unter der Führung Georg Ittels von Rosheim und Erasmus Gerbers von Molsheim. Überall erlagen die Herrn dem erſten Anſturm der Bauern, denn überall fehlte es an Kriegsvolk und an Mitteln zum Widerſtande. Nach einem vereitelten Verſuche, die Stadt Straßburg zu überraſchen, zog der Haufe der Bauern Ende April 1525 gegen Zabern, die Reſidenz des Biſchofs; und Biſchof und Adel, ohnmächtig zur Abwehr, ſchickten Boten an den Herzog von Lothringen, er möge kommen und die Stadt beſetzen, denn der Aufruhr werde bald auch die Vogeſen überſchreiten und Lothringen und ganz Frankreich ergreifen.

Auch nach Lothringen waren die Feuerfunken des großen Brandes hinübergeflogen. Die zwölf Artikel, das Programm der politiſchen, kirchlichen und ſozialen Forderungen der Unzufriedenen, das um ſo ſchärfer und beſtimmter gefaßt ward, je weiter es ſich nach Weſten verbreitete, enthielt kaum eine Forderung, die Recht und Billigkeit hätte verweigern können. Sie fanden auch in Deutſchlothringen überall Anhang; denn die Artikel, ſo ſagten dort die Leute, ſeien vernünftig, und ſie ſelbſt ſeien auch oft ohne Recht und Urſache beſteuert und ausgeſogen worden. Die unfreien Bauern in den deutſchlothringiſchen Herrſchaften Bitſch, Finſtingen, Mörchingen, Forbach, Saareck und Kriechingen erklärten ſich darum für den Anſchluß an die Brüder im Elſaß. Bis nach Daus dehnte ſich die Bewegung aus, aber ſie fand bei der beſſeren wirtſchaftlichen Lage der Bauern in Lothringen nicht die Nahrung, die ſie in den rechtsrheiniſchen Ländern und im Elſaß gefunden hatte. Die Klagen der Unzufriedenen, die ſich in Herbitzheim und bei Daus ſammelten, betrafen

vorzugsweise die Bußen wegen Waldfrevels und die hohen Taxen auf den Wein. Auch gegen die herzogliche Gewalt richtete sich die Unzufriedenheit nicht; bei Daus und anderswo erklärten die Bauern, daß sie im Gehorsame des Herzogs und in der Verteidigung der katholischen Religion leben und sterben wollten, doch solle man ihnen gestatten, ihr Vieh auch in das junge Holz zu treiben und einiges andere aus den zwölf Artikeln gewähren. Es hatten ferner, wie die späteren Gerichtsverhandlungen ergaben, die bei Saargemünd, Püttlingen und Daus zusammenströmenden Bauernhaufen keine Gewalt verübt, niemanden gezwungen, sich ihnen anzuschließen, und jedem die Freiheit gelassen, wieder heimzukehren. Sie schonten im allgemeinen die Schlösser und deren Bewohner, zeigten sich dagegen erbittert gegen die reichen Klöster und Abteien. So stürmten und verwüsteten die Bitscher Bauern die Abtei Stürzelbronn; die aus dem Westrich plünderten das Kloster Herbitzheim und machten es zu ihrem Hauptquartier. Überhaupt waren alle Klassen der Gesellschaft einig in der Feindschaft gegen die verweltlichte Kirche, gegen die geistlichen Herrn, die ihren Reichtum durch Prunk und Luxus offenbarten und aufgehört hatten, die Dienste zu leisten, für welche sie so große Vorrechte genossen und die Ehrfurcht der Völker forderten. Der Adel neidete der Kirche ihre Reichtümer, nach denen er selber lüstern die Hände ausstreckte, der Arme haßte sie, weil ihre Hirten, „die ihre Schafe nicht mehr weideten, sondern ausweideten", selbst zu Ausbeutern geworden waren, das reiche geldmächtige Bürgertum in den Städten eiferte gegen sie, weil es sich in seinem rücksichtslosen Wucher und Ausbeutungsgeschäfte durch ihre Lehren und Vorschriften behindert sah. Die sogenannte Reformation war nur eine Seite einer ungeheuren sozialen Bewegung.

Sobald die ersten Unruhen sich in Lothringen kund gaben, zog der Herzog eine starke militärische Macht zusammen. Die nötigen Geldmittel trieb er von den erschreckten Stiftern

und Klöstern ein, die er nach allen Kräften steuern ließ. In wenigen Tagen hatte er 16 000 Mann bei Daus unter den Waffen und bewies dadurch, wie stark schon die fürstliche Territorialgewalt in Lothringen geworden war. Dieses rasche und starke Auftreten des Herzogs hielt die Bewegung im Westen der Vogesen in ganz engen Schranken. Aus den Ämtern St. Avold, Bolchen, Forbach, Homburg, Daus, Mörchingen, Püttlingen, Saargmünd, Saareck und Saarburg betrug die Zahl der Aufständischen, die sich bei Saargmünd und Herbitzheim zusammenzogen, um dem elsässischen Bauernheere bei Zabern zuzuziehen, kaum fünfzehnhundert, und von diesen kehrte auf die Kunde von der Annäherung des Herzogs ein Teil bei Herbitzheim, ein anderer bei Diemeringen in ihre Dörfer zurück.*) Bei dieser Lage der Dinge hätte der Herzog, und dies war der Rat seiner verständigsten Hauptleute, sich darauf beschränken können, die Vogesenpässe zu bewachen und den Aufstand im Elsaß sich selbst zu überlassen. Auch ließ ihm Gerber von Molsheim, der Feldhauptmann des Bauernheeres, versichern, daß er einen Angriff auf die Länder des Herzogs keineswegs beabsichtige. Herzog Anton aber meinte, daß eine bloß abwartende Stellung seinem Heere verderblich werden könne; auch glaubte er die Gefahr im eigenen Lande nicht abwarten zu dürfen, und beschloß so den Marsch gegen Zabern. Sein Bruder Graf Claudius von Guise, der Statthalter des bei Pavia gefangenen Königs Franz, stand mit einem Heere in der Champagne und führte ihm von da sechstausend Söldner zu: deutsche Landsknechte, italische Schützen, Burgunden, Auvergnaten, Piemontesen, Albanesen und Stratioten, ein Kriegsgesindel aus dem Auswurfe aller Nationen, das in Kämpfen und Schandthaten versucht, für wahre Teufel galt. Mit einem Heere, das auf nahezu 30 000 Mann

*) Lepage, Documents inédits sur la guerre des Rustauds. Nancy 1861.

angewachsen war, rückte der Herzog von Saarburg gegen Zabern vor. Diese Stadt war am 13. Mai in die Gewalt der Aufständischen gekommen, denn da der Bischof die Stadt dem Schutze des Lothringers gegen den Willen der Bürger übergeben wollte, hatten diese den Bauern die Thore geöffnet und dem Bunde zugeschworen.

Sobald der Herzog gegen Zabern heranzog, schickte ihm Erasmus Gerber einen Boten entgegen und bot einen Waffenstillstand an, während dessen man über einen gütlichen Ausgleich verhandeln könne. Anton aber betrachtete den Vorschlag als eine List, durch welche die Bauern nur Zeit gewinnen und neue Hilfshaufen heranziehen wollten; er befahl den Boten zu ergreifen und als Gefangenen nach Saarburg zu bringen. Als er vor Zabern angekommen war, ließ er nach der Sitte der Zeit durch einen Waffenherold die Bauern auffordern, zum Kampfe herauszukommen oder ihm die Thore zu öffnen; die über die widerrechtliche Gefangennahme ihres Boten erbitterten Bauern empfingen indes den Herold mit Flintenschüssen. Während dessen brachte am 16. Mai ein Benediktiner dem Herzoge die Meldung, daß 6000 Bauern bei dem zwei Meilen von Saarburg entfernten Dorfe Lupstein lägen und die Nacht erwarteten, um sich mit denen in Zabern zu vereinigen. Deshalb ward der Graf von Guise und der Graf von Vaudémont, ein dritter Bruder des Herzogs, mit einem Teile der Söldner und einigem groben Geschütz gegen Lupstein entsandt, und vor diesem Dorfe entspann sich ein hartnäckiger Kampf mit einem Haufen der Aufständischen, die sich gedeckt durch die Wagenburg mit großer Tapferkeit schlugen. Durch das feindliche Geschützfeuer, in fast allen Kämpfen „der Bauern Tod", aus ihrer Stellung vertrieben, warfen sich die Aufständischen in das Dorf, wo sie sich von den Häusern und der Kirche aus verzweifelt wehrten und jede Aufforderung zur Übergabe abwiesen. Da ließ der Graf von Guise das aus Holzbauten bestehende Dorf an allen Ecken in Brand setzen, umzog es, damit keiner entkomme, mit seinen welschen

Landsknechten, so daß alle, welche darin waren, mehr als 5000 Bauern, nebst den Einwohnern des Dorfes in den Flammen umkamen; was zu entfliehen suchte, ward in die Flammen zurückgetrieben oder unbarmherzig niedergestochen. Diesem grausigen Vorspiele folgte am anderen Tage, dem 17. Mai, der schmachvolle Verrat und das in der Geschichte der Barbarei fast einzig dastehende Blutbad von Zabern. Unter dem schlimmen Eindrucke des Brandes von Lupstein und in der Überzeugung, daß es unmöglich sei, sich gegen die Übermacht der Lothringer in Zabern zu halten, unterhandelte Gerber von Molsheim mit dem Herzoge wegen freies Abzuges. Man kam überein, daß die Bauern die Waffen niederlegen, hundert Geiseln stellen und sich dann unbehindert ein jeder in seine Heimat zurück begeben sollten. Diese Kapitulation wurde von dem Herzoge beschworen und unterzeichnet. Die Bauern in der Stadt legten hierauf die Waffen nieder, öffneten die Thore und ließen den Grafen Salm am Morgen des 17. Mai mit Bewaffneten ein. Als sie nun unbewehrt, mit weißen Stäben in den Händen aus den Thoren durch die Reihen der Landsknechte auszogen, fing einer der Knechte mit einem Bauern Händel an, und der plötzlich ertönende Ruf: „Schlagt los, es ist uns erlaubt", gab das Zeichen zu einem allgemeinen Überfalle und Würgen. Die verratenen Bauern drängten nach der Stadt zurück, um wieder in den Besitz ihrer Waffen zu kommen. Aber die Landsknechte stürmten mordend mit Lanzen und Kolben hinter ihnen her, während von der Stadt aus die Truppen des Grafen von Salm in die zurückflutenden verzweifelten Massen einhieben. Mehr als 16000 wehrlose Bauern, Weiber und Kinder, wurden abgeschlachtet, die Häuser der Stadt, selbst die der bischöflichen Diener ausgeraubt, Frauen und Mädchen ins Lager geschleppt und geschändet. Der Feldhauptmann der Bauern, Gerber von Molsheim, ward in dem Schlosse ergriffen und trotz der abgeschlossenen Kapitulation nach einem kurzen Scheinverhöre hingerichtet. Nur

mit Mühe hinderte der Herzog von Guise die Zerstörung der ganzen Stadt, der die entfesselte Wildheit der Söldner das Schicksal von Lupstein zugedacht hatte.*)

Das Gräßliche und Ungeheuerliche des Vorganges hatte selbst einige der Fürsten entsetzt, so daß sie es ablehnten, noch ferner gemeinsame Sache mit dem Lothringer zu machen. Noch an demselben Tage brach der Herzog von Zabern auf und zog über Molsheim, dessen erschreckte Einwohner die angedrohte Plünderung durch große Geldsummen abkauften, dem lothringischen Städtchen St. Pilt zu, um die hier versammelten Bauernhaufen zu zerstreuen und durch das Leberthal in seine Staaten zurück zukehren. Bei Scherrweiler in der Nähe von Schlettstadt verlegten ihm aber 20 000 elsässische Bauern in ausgezeichneter Stellung, gedeckt durch ihre Wagenburg, den Paß. Obschon es bereits 6 Uhr abends war, beschloß der Herzog den Angriff; aber unbekannt mit der Örtlichkeit wurden die Seinen bei zweimaligem Ansturme zurückgeworfen. Da führte der Vogt von Reichenweier, der wie andere Herrn dem Bunde der Bauern zugeschworen hatte, die lothringische Reiterei verräterisch in den Rücken der Kämpfenden. Die Bauern, von vorn durch das Feuer der feindlichen Artillerie

*) Der Anlaß zu dem entsetzlichen Vorgange wird verschieden erzählt. Nach einem Berichte versuchte einer der welschen Landsknechte einem der abziehenden elsässischen Bauern die Uhr zu nehmen. Dieser stieß den Söldner zurück mit den Worten: „Weg du Schandluder", worauf der Welsche ausrief: „Il a crié: Vive le gentil Luther, ce sont des hérétiques, il faut les tuer". Nach einem anderen Berichte fielen dem Herzoge nach Abschluß der Kapitulation Briefe in die Hände, in denen der Feldhauptmann der Bauern Verbündete jenseits des Rheines aufforderte, ihn zu erwarten und Geld und Proviant herbeizuschaffen, denn er wolle wieder ins Elsaß zurückkehren und den Kampf von neuem aufnehmen. Dieser Umstand habe dem Herzoge den erwünschten Vorwand gegeben, den Vertrag für gebrochen zu erklären und die abziehenden Bauern überfallen zu lassen. Befragt, ob er den aufgefangenen Brief geschrieben habe, antwortete Erasmus Gerber dem Herzoge: „Ich kann nicht schreiben"; hierauf gefragt: „Hast du ihn diktiert", erwiderte er: „Gott allein ist mein Richter und weiß es".

bedrängt und im Rücken durch die Reiterei angegriffen, wichen, — es war schon Abend, und die Flammen des brennenden Scherrweiler beleuchteten die Szene, — aus ihrer Stellung, um in dem naheliegenden Walde Schutz zu suchen, setzten sich aber dadurch dem Gemetzel der von allen Seiten auf sie eindringenden Reiterei aus. Bis in die Nacht dauerte das Morden; klafterhoch lagen an einzelnen Stellen die Leichen der Erschlagenen übereinander gehäuft; denn von 12000 toten Bauern und 3000 Lothringern war der enge Raum des Schlachtfeldes bedeckt. Noch 200 Jahre später sah Calmet in der Umgebung von Scherrweiler in den hier und da errichteten Kapellen die aufgehäuften Gebeine der Erschlagenen aus jenen Tagen. Herzog Anton, der nach dem Siege beim Scheine der Fackeln 300 Gefangenen die Köpfe abschlagen ließ, blieb, einen Angriff neuer Bauernhaufen fürchtend, die ganze Nacht zu Pferde; seine Sorge war unnütz; im Elsaß herrschte über 30000 erschlagenen Bauern die Ordnung und die Ruhe des Grabes. Am folgenden Tage kehrte er wie der Graf von Guise, der ohne Wissen und Befehl der Königin seinen Posten verlassen hatte, eilig in seine Staaten zurück und ließ in allen Kirchen ein Tedeum wegen des rasch errungenen Sieges singen. Das welsche Kriegsvolk aber führte eine reiche Beute, das Gut der Erschlagenen und Geplünderten, und eine Menge geraubter Mädchen, auf unzähligen Wagen über die Grenze davon.

Herzog Anton, dem die Geschichte den Beinamen des Guten gegeben hat mit demselben Rechte, mit dem sie der Tochter Heinrichs VIII. von England den Namen der jungfräulichen Königin beilegte, erhöhte durch die rasche Niederwerfung des gewaltigen Aufstandes sein landesherrliches Ansehen; er empfing als Lohn seiner Thaten zugleich ein Breve des Papstes, den Dank der lutherischen Fürsten und die Huldigungen eines schlechten Poeten Laurenz Pilladius, der den edelmännischen Sieg über die wehrlosen Bauern in den

gekünstelten lateinischen Versen einer Rustiziade pries. Aber der fromme Hans Stockmar von Schaffhausen, der, von einer Pilgerfahrt aus dem heiligen Lande heimkehrend, das Werk von Blut und Trümmern sah, schleuderte dem Herzoge den Fluch nach: „Gott geb ihm nach seinem Verdienen den Lohn, dem Wüterich."

Die gebrochene Kapitulation und das furchtbare Blutbad von Zabern heftete dem lothringischen Charakter von da an dauernd den Makel der Untreue und Tücke an, und bis ins folgende Jahrhundert hinein wurden im Westen und Süden des Reiches, „allen Deutschen zur treuen Warnung", Lieder von dem lothringischen Verrate gesungen.*)

Wie nach allen mißlungenen Erhebungen folgte der Niederlage der aufständischen Bauern in den rechtsrheinischen Ländern die härtere Knechtschaft und das größere Elend. Unter dem frischen Eindrucke des niedergeworfenen Aufstandes vollzog sich

---

*) Die Eroberung des Schlosses Dachstein durch die Lothringer gab Anlaß zu dem nachstehend mitgeteilten, 1592 gedruckten „kläglich neuen Liede von der lothringischen Bezahlung, damit er die deutschen Knechte und Bauern zu Dachstein und viel anderen Orten bezahlt, verehrt und begabt hat":

Laßt euch das nur ein Warnung sein
Ihr Deutschen, jung und alt gemein,
Lothringen halt kein Glauben.
Ist voller Dück und Mörderstück;
Wer will ihm mehr vertrauen!

Gedenket an die Bauern Schlacht,
Wie er die Bauern hat umgebracht;
Weiß Stäblein hieß er tragen.
Danach zu Pferd, rannt's zu der Erd,
Thät's mörden und erschlagen.

Sein Bauern er nicht anders hielt,
Mit Äxten ihnen die Köpf zerspielt,
Ließ schlagen wie die Hunde. [behend
Haschard man nennt, der d' Bauern
Schlachtet zu Grub und Grunde!

O reicher Gott in deinem Thron,
Laß dich erbarmen durch deinen Sohn
Den Jammer und große Note.
Hilf jedermann von dem Tyrann,
Nimm von uns weg den Spotte.

Verschaff bei Teutschen Einigkeit,
Nimm hin Mistrauen und Zagheit,
Laß die Herzen zusammensetzen
Mit deutschem Blut und Heldenmut
Uns unseres Leides ergetzen!

dort die neue Gestaltung des Verhältnisses zwischen Gutsherrn und Bauern. Die siegestrunkenen Herrn, lediglich darauf bedacht, eine neue Erhebung für alle Zeit unmöglich zu machen, legten den Niedergeworfenen neue ungemessene Frohnden und Lasten auf und übten, wie es nur in Kämpfen geschieht, in denen sich ganz verschiedene soziale Klassen entgegenstehen, noch Jahre lang mit frechem Witze an allen Verdächtigen eine wilde, grausame Rache. Deutschland schien unter dem Strafgerichte der Herren auf die Stufe jenes asiatischen Barbarenlandes gesunken, in das bei Äschylus der Lichtgott die Furien verweisen will, „wo mörderköpfendes, augauswühlendes Gericht wütet, wo Mord, Gemetzel, Entmannung, Schändung, alles Jammers Übermaß an der Tagesordnung ist, wo Aufgespießte jammerlaut, Verstümmelte verröchelnd verenden." Alle bäuerlichen Reformen, nach denen man schon zur Zeit Kaiser Sigismunds geschrieen hatte, wurden um zweihundert Jahre bis zum Tage der neuen großen Revolution hinausgeschoben; die gutsherrlichen Rechte wurden ins ungemessene ausgedehnt, ganze Bauerndörfer „gelegt".*). Die Verkünder der neuen kirchlichen Lehre aber, die in den Kreisen der Mächtigen und Reichen die Stützen ihrer evangelischen Sache suchten und fanden, verkündeten den Unterdrückten, daß die Leibeigenschaft die gottgewollte Ordnung

*) Namentlich geschah das im Nordosten Deutschlands. In Brandenburg gewährte Kurfürst Joachim II. 1540 dem Adel gegen Übernahme seiner (des Kurfürsten) Schulden das Recht, die Bauern gegen Entschädigung zu „legen". Unter seinem Nachfolger wurden die Rechte der Gutsherrn noch weiter ausgebildet. Die Bauern sollten zu Frohndiensten angehalten werden können, ohne daß eine Grenze dafür festgesetzt wurde. Auf dem Landtage 1572 ward dem Adel gestattet, auf Kosten der Wald- und Bruchhütungen, die für den Viehstand des Bauern unentbehrlich waren, sein Gutsfeld zu vergrößern. So verwandelte der Adel seine angemaßten Befugnisse in Rechte, während er die übernommenen finanziellen Verpflichtungen von sich abwälzte. Von 1540—1640 hat der transelbische Adel auf diese Weise den Grund zu seiner bevorrechteten Stelluug im preußischen Staate gelegt.

sei, und predigten neben der Leibeigenschaft auch die leibeigene Gesinnung.*) Herrengewalt und kirchliche Lehre vereinigten sich so, den Bauer in eine neue schlimmere Knechtschaft herabzudrücken, die unser ganzes Volksleben verwildern und entarten ließ. Stumpf und teilnahmlos sah der rechtlos gewordene Bauer dem wachsenden Hader der kirchlich-politischen Parteien, dem Ruine des Reiches wie dem Übermute der Fremden zu, um zuletzt zur Zeit des großen Krieges dem unmenschlichen Drucke der heimischen Sklaverei das wilde ungebundene Soldatenleben vorzuziehen. „Die Entartung und Verwilderung des Bauernstandes war der Kern der Krankheit, an der Deutschland über zweihundert Jahre gelitten hat.“**)

Auch in Lothringen folgten den Bluttagen von Zabern und Scherrweiler eine Anzahl von Hinrichtungen, Konfiskationen und Geldstrafen. Mehr als dreihundert der meist Belasteten gingen, an der Großmut des „guten Herzogs“ zweifelnd, außer Landes und suchten Unterkunft in der Schweiz. Indes blieben die Verfolgungen, wie es auch der Aufstand gewesen war, auf eine Anzahl Ämter in Deutsch-Lothringen beschränkt, wo Johann von Helmstadt und Jakob Bermeringer, der Prevot von Chateau-Salins, mit der Bestrafung der Schuldigen beauftragt wurden. Eine Besserung der bäuerlichen Verhältnisse fand aber hier ebensowenig statt wie in den rechtsrheinischen Ländern, vielmehr nahmen die Herren die Gelegenheit wahr, alte Gerechtsame ihrer Hintersassen zu

*) Luther: „Von weltlicher Gewalt und wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei.“ Gesinde und Dienstleute sagt er an a. St. seien „leibeigne Güter wie ander Vieh“, das die Herrschaft verkaufen könne, wie sie wolle. In gleichem Sinne sagt Melanchthon: „Es ist ein Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollen leibeigen sein. Es ist ein solch wild ungezogen Volk die Teutschen, daß man es billig noch viel härter halten solle“ — „Verkürzung, Zurücksetzung und Beraubung der ärmeren Klassen“, sagt darum Döllinger mit Recht, „ist allenthalben die Signatur der Reformation genannten Umwälzung“.

**) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie.

unterdrücken oder zu beschränken, so das Recht des Fischfanges, der Jagd und das alte Recht des Waffentragens. Zahlreiche Klagen lassen sich in den lothringischen Urkunden dieser Zeit vernehmen über neue ungerechtfertigte und drückende Lasten, über die Willkür, mit der die kleinen Herrn den Unterthanen neue Abgaben für Waldnutzung und Weidgang aufbürden und sie zu Leibeigenen herabzudrücken versuchen.*) Es geschah ferner, was in Norddeutschland fast allgemein war, daß die Herrn sich von den Leuten Ablösungsgelder für persönliche Dienste zahlen ließen, die Dienste aber trotzdem weiter forderten. Auf diese Weise verschlimmerten sich auch in Deutschlothringen die bäuerlichen Zustände. Neue Mißbräuche der Herrengewalt, die mit den bisherigen Grundrechten nicht zusammenhingen, bildeten sich rasch von neuem aus und erhielten sich trotz manchen gutgemeinten Verordnungen der Herzöge, bis die gewaltige Flutwelle der Revolution sie endlich hinwegfegte.

In der kirchlichen Bewegung, die bei ihrer Geburt schon den Bürgerkrieg im Schoße trug, erkannte der nüchterne, ganz politisch denkende Herzog Anton ein Element allgemeiner Zersetzung. Durch ihr Eindringen glaubte er den Frieden, die Ordnung und die Einheit seiner Staaten, die bisher durch das dreifache Band der Religion, der Liebe zu den freien Institutionen und einer seltenen Anhänglichkeit an das Fürstenhaus zusammengehalten waren, aufs höchste gefährdet. Griff die neue kirchliche Lehre platz, so war zu befürchten, daß sie das Volk in zwei feindliche Parteien auseinanderreiße, von denen die eine nach dem lutherischen Deutschland, die andere nach dem katholischen Frankreich hinblickte, und daß dieser Zustand

*) So machte die Stadt Saarburg im Jahre 1531 eine Eingabe an den Herzog, in der bittere Klage darüber geführt wird, daß die benachbarten Herrn von Lützelburg, von Hemingen und Harzweiler ihre Unterthanen zu Leibeigenen machen wollten, ihnen die Heirat nach Saarburg verböten und von den Bürgern allerlei ungerechtfertigte Abgaben verlangten.

jeder fremden Einmischung die Thore öffnen werde. Gleich nachdem er den Bauernaufstand im Elsasse niedergeworfen hatte, war er deshalb aufs neue bedacht, dem Vordringen der kirchlichen Neuerungen in seine Staaten zu wehren. Voll Besorgnis, „das Feuer der Ketzerei glimme noch unter der Asche fort und könne jeden Augenblick wieder auflodern", schloß er 1526 mit den Kurfürsten von Trier und von der Pfalz einen Vertrag auf zehn Jahre, in dem die Verbündeten einander gelobten, „nach dem Gebote der heil. römischen Kirche zur Ehre Gottes und für die Ruhe und Erhaltung ihrer Staaten" die neue kirchliche Lehre mit gemeinsamen Mitteln von ihren Ländern fern zu halten. Strenge Abwehr der kirchlichen Neuerungen blieb von da an ein unerschütterlicher Grundsatz der herzoglichen Politik, und Lothringen galt fortan als ein sicherstes Bollwerk der alten Kirche. Niemals gelang es den neuen kirchlichen Lehren, sich dauernd in Lothringen festzusetzen, und diesem Umstande war es zu verdanken, daß nahezu ein Jahrhundert hindurch, während in Deutschland die kirchlich-politischen Leidenschaften das oberste zu unterst kehrten und Frankreich sich in einem grausamen Bürgerkriege zerfleischte, der kleine, von außen umbrandete Staat der lothringischen Herzöge fast wie eine friedliche Oase in einer Wüste von Barbarei seine innere Ruhe und Ordnung wahrte. Und daneben war Lothringen in dieser Zeit ohne Vergleich der freieste monarchische Staat Europas und bewies dadurch, daß die Freiheit nichts in sich hat, was dem wahren Wesen des Katholizismus widerstrebt.

Mißtrauisch geworden gegen die Absichten Frankreichs, hatte der Herzog Anton seit der Zusammenkunft im Lager von Goldbrakat gegenüber Franz I. eine kluge Zurückhaltung beobachtet. Anderseits hatte er sich vorsichtig, ohne die Eifersucht des Franzosen zu erregen, zu derselben Zeit dem neu gewählten Kaiser Karl V. zu nähern gewußt. In dem großen Kampfe der Häuser Frankreich und Habsburg wollte er seinem

kleinen Staate mit Zustimmung beider Mächte eine neutrale Stellung sichern, und das war auch eine der Ursachen gewesen, daß er 1524 dem Könige Franz nicht in den Krieg gegen Mailand folgte. Am 14. Januar 1526 wurde König Franz, der Besiegte von Pavia, aus der kaiserlichen Gefangenschaft entlassen; vier Monate später schloß er, Eid und Verträge mißachtend, mit dem Papste, den Venetianern, dem Könige von England, mit den Florentinern und dem Herzoge von Mailand die große Liga gegen den Kaiser „für die Sicherheit und Freiheit Italiens". Der König wie der Papst luden den Herzog Anton ein, dem Bunde beizutreten; aber getreu der einmal angenommenen Haltung, erklärte dieser wie im Jahre 1524, daß die Sorge um seine Staaten ihm zur Pflicht mache, in dem Streite der großen Mächte neutral zu bleiben. Mit vieler Umsicht und großem Geschick hat er es verstanden, diese bei der Lage seines Landes schwierige Politik viele Jahre durchzuführen. Dabei war er fortwährend als Vermittler zwischen den streitenden Mächten nach allen Seiten thätig; er schrieb unermüdlich an den Kaiser, an den Papst und den König Franz, und selbst noch im Oktober 1543 ließ er sich gichtkrank in einer Sänfte zu Karl V. nach Valenciennes bringen, um das Friedenswerk zwischen diesem und dessen Gegner zu fördern. Wohin seine Sorgen indes gerichtet waren, bekundete er dadurch, daß er an der Westgrenze seines Landes die Burg Void und die Stadt Liverdun, die der Bischof und das Kapitel von Toul ihm überlassen hatten, mit starker Besatzung versah. Auch ließ er sich von den Ständen außerordentliche Beihilfen gewähren, um die Grenzfestungen im Westen in Verteidigungszustand zu setzen. Bei alledem verstand er es, Franz I. bei guter Laune zu erhalten, so daß dieser kurz vor dem Frieden von Cambray der Herzogin Renata aus den konfiszierten Gütern ihres Bruders die Herrschaft Mercoeur nebst einer Rente von 2000 Livres gemäß einem Artikel des Madrider Friedens zuweisen ließ. Nach dem

Abschlusse des Friedens von Cambrai begab sich Anton 1530 nach Paris und beglückwünschte den König zu der Rückkehr seiner beiden Söhne, die bis dahin als Geiseln in Madrid zurückgehalten waren. Zwei Jahre später brachte er, einem Wunsche des Königs folgend, seinen fünfzehnjährigen Sohn Franz, den der König aus der Taufe gehoben, an den französischen Hof, damit er dort als Genosse des Dauphin erzogen werde.

Bis zum Ende des Jahres 1539 setzten sich diese äußerlich freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Herzoge und dem französischen Hofe fort. Noch im Oktober dieses Jahres verlieh der König durch eine offene Urkunde dem Herzoge und dessen Kindern, Franz und Anna von Lothringen, die französische Staatsangehörigkeit, so daß sie in Frankreich wie Eingeborene des Landes ohne jedes Hemmnis Besitz erwerben und Erbschaften übernehmen konnten. Da brachte die nahe Familienverbindung, die in diesem Jahre zwischen dem herzoglichen und kaiserlichen Hause abgeschlossen wurde, eine entscheidende Wendung in dem bisherigen Verhältnisse hervor.

Seit dem Jahre 1531 wurden am kaiserlichen Hofe zu Brüssel wie auf den Reichstagen die Beschwerden verhandelt, die Herzog Anton wegen der Einmischung des Kammergerichtes in die Angelegenheiten des Herzogtums und wegen der Heranziehung Lothringens zu den Reichslasten erhoben hatte (S. 131). Das Entgegenkommen, das Anton in dieser Angelegenheit trotz den ablehnenden Gutachten des Reichstages von Regensburg bei dem Kaiser fand, erklärt zum Teil die Bereitwilligkeit, mit der er 1532 die vom Reichstage zu Speyer beschlossene Türkenhilfe, den sogenannten Landfrid, leistete.*) Während die Verhandlungen über das staatsrechtliche

*) Er stellte ein Hilfskorps auf, für dessen Unterhalt er monatlich 4000 Gulden zu entrichten versprach. Die Steuer, die zu diesem Zweck erhoben wurde, wurde in Lothringen „Landfrid" genannt.

Verhältnis Lothringens zum Reiche sich bis zum Abschlusse des Nürnberger Vertrages 1542 fortspannen, erhob sich der Streit über die Erbfolge in dem Herzogtum Geldern. Karl, der letzte Herzog dieses Landes, war 1538 kinderlos gestorben. Seine einzige Schwester und Erbin Philippine von Geldern war vermählt gewesen mit Renatus II. und war Mutter des Herzogs Anton. Dieser hoffte jetzt das ausgedehnte, zwischen dem Bistum Lüttich und dem Zuidersee liegende Gebiet an sein Haus zu bringen und für seine Ansprüche die kaiserliche Anerkennung zu erhalten. Die in Roermonde versammelten Stände erkannten indes als den einzig berechtigten Erben den Herzog von Cleve an. Dem Streite, der sich darüber entspann, machte Karl V. dadurch ein Ende, daß er auf Grund älterer Rechte und Verträge Geldern mit den Niederlanden vereinigte.*) Um den Herzog für die entgangene Erbschaft zu entschädigen, brachte ihm Karl V., als er 1539 durch Lothringen gegen Gent zog, ein für beide Teile vorteilhaftes doppeltes Ehebündnis in Vorschlag. Danach sollte Antons

*) Die Geldernschen Länder hatte vormals Karl der Kühne an sich gebracht. Der Herzog Arnulf von Geldern hatte nämlich seinen rohen und verwilderten Sohn Adolf, von dem er bekriegt und lange Zeit in Gefangenschaft gehalten worden war, enterbt und seine Länder an Karl den Kühnen verkauft, von dem sie an seine Tochter Maria und deren Gemahl Maximilian übergingen. Dieser gab sie dem natürlichen Erben Adolf zurück unter der Bedingung, daß sie bei dem Fehlen von direkten Nachkommen des Herzogs wieder an das Haus Österreich zurückfallen sollten. Adolfs Sohn Karl, ein Feind Österreichs, blieb ohne Erben, achtete aber aus Haß gegen Österreich jenen Vertrag nicht und wollte durch eine Vermählung seiner Base, der Prinzessin Anna von Cleve, mit Franz von Lothringen (Antons Sohn) seine Länder an Lothringen bringen. Die Stände setzten indes 1538 nach Karls Tode den Herzog Wilhelm von Cleve in den Besitz des Landes, wogegen Anton das Erbrecht seiner Mutter geltend machte. Karl V. erkannte den Beschluß der Stände nicht an und nahm das Land auf Grund des oben genannten Vertrages selbst in Besitz. Anna von Cleve heiratete 1540 den König Heinrich VIII. von England.

älteſter Sohn Franz mit Chriſtine von Dänemark, deren Mutter Eliſabeth eine Schweſter des Kaiſers war, und des Herzogs Tochter Anna mit dem Prinzen von Oranien, Renatus von Chalon, einem bevorzugten Günſtlinge Karls V., vermählt werden. Schon im Auguſt 1540 wurde im Schloſſe zu Bar die Prinzeſſin Anna dem Oranier vermählt, wobei ihr die Erbrechte auf Lothringen im Heiratsvertrage ausdrücklich vorbehalten wurden. Die Ehe des Prinzen mit der Nichte des Kaiſers wurde im Juli 1541 in Brüſſel vollzogen.

Bei der großen Einwirkung, die in jener Zeit Familienbündniſſe fürſtlicher Häuſer auf die politiſchen Verhältniſſe ausübten, — wurde doch kaum ein wichtiger politiſcher Vertrag abgeſchloſſen ohne Heiratsprojekt — war die Bedeutung dieſer Heiraten nicht zu verkennen. Durch die Verwandtſchaft mit dem Kaiſerhauſe ſchien das herzogliche Haus ganz in die Arme des Kaiſers geführt und dem Einfluſſe der welſchen Politik völlig entzogen zu werden. Die Enttäuſchung und die Mißſtimmung am franzöſiſchen Hofe bei der Kunde von dieſen Vorgängen war um ſo größer, als man glaubte, den lothringiſchen Prinzen, der bis zum Jahre 1539 am Hofe mit dem Dauphin erzogen worden war, ganz an die Sache Frankreichs gefeſſelt zu haben. Der Ärger des Königs äußerte ſich ſofort in allerlei Schwierigkeiten und Plackereien, die er dem Herzoge mit Bezug auf das lehnsrechtliche Verhältnis in dem weſtlichen Bar machte. Er forderte ihn auf, einige Unterthanen in Bar „die gegen den König und deſſen Staaten Umtriebe machten“, auszuliefern; dann beſtritt er dem Herzoge das Recht der oberſten Gerichtsbarkeit in dem weſtlichen Bar und verſuchte ihm zuletzt eine Erklärung abzupreſſen, durch die Anton ſich nicht nur für Bar, ſondern auch für Neufchateau, Commercy und die Grafſchaft Clermont in den Argonnen als Vaſallen der Krone Frankreich bekennen ſollte. Der Herzog lehnte dieſe Zumutungen fürs erſte ab, und Franz ſchien ſich dabei zu beruhigen. Feindſeliger und drohender wurde die

Haltung des Königs im Jahre 1541. Er verhandelte damals mit den Türken und den Venetianern über ein neues Bündnis gegen den Kaiser, den er auf dem Reichstage zu Augsburg vor allen Fürsten des Friedensbruches, des Mordes und Raubes anklagen ließ.*) Die Türken, im Bunde mit Frankreich, waren im Anfange des Jahres aufs neue in Ungarn vorgedrungen, hatten die österreichischen Truppen, die Ofen belagerten, aufgerieben und die Hauptkirche dieser Stadt in eine Moschee verwandelt. Auch Schweden und Dänemark wie die protestantischen Fürsten Deutschlands suchte Franz aufzureizen, und wenn er nicht sogleich dem Kaiser den Krieg erklärte, so lag der Grund davon vor allem in den Vorstellungen des Papstes, der Franz von dem Kriege abhielt, weil der Kaiser einen neuen Kriegszug gegen die afrikanischen Seeräuber vorbereitete. Die schwierige Lage, in der Karl sich befand, hielt Franz I. indes für äußerst günstig, um seinen Unmut an dem Herzoge von Lothringen auszulassen und seine früheren Forderungen drohend zu wiederholen. In der That ließ sich der Herzog wie sein Sohn Franz durch die Drohungen des Königs dahin bringen, am 22. April eine Erklärung zu unterzeichnen, durch die beide sich als Vasallen des Königs von Frankreich nicht nur für das Barer Land, sondern auch für die anderen obengenannten Gebietsstücke bekannten. Sie versprachen für sich und ihre Nachkommen, daß sie bei Verlust aller ihrer Lehen dem Könige von Frankreich wider jedermann gehorchen und dienen, auch den königlichen Truppen in allen Kriegen freien Durchzug durch ihre Länder gewähren würden, vorbehaltlich der

*) Karl hatte zwei Agenten des Königs Franz, die das Bündnis mit den Venetianern und den Türken zu stande bringen sollten, auf ihrer Reise durch das mailändische Gebiet aufgreifen lassen, um den Inhalt ihrer Instruktionen zu erfahren. Franz fühlte sich ferner dadurch gekränkt, daß Karl das Herzogtum Mailand, das er dem Sohne des Königs in Aussicht gestellt hatte, seinem eigenen Sohne Philipp übergab.

Gerechtsame des heil. Römischen Reiches.*) Dieser Vertrag machte Lothringen für die französischen Könige zu einem offenen Lande, durch das ihnen der Zugang nach dem Rheine ungehindert war. Aber damit war die Reihe der Demütigungen für den Herzog noch nicht beendet. In den letzten Monaten des Jahres 1541 machte der Kaiser als Schützer der abendländischen Christenheit seinen zweiten Zug gegen die afrikanischen Seeräuber. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens, in dem Karl durch furchtbare Stürme und wolkenbruchähnliche Regengüsse größere Verluste erlitt als ihm jemals ein Feind beigebracht hatte, war für Franz ein Anreiz zu neuen Vergewaltigungen. Am 15. November 1541 zwang er dem Herzoge und dessen Sohne die weitere Erklärung ab, daß ihnen die Hoheitsrechte und Regalien in den Bar'schen Ländern nur durch die Gnade des Königs und nur auf Lebenszeit überlassen seien, daß sie ferner aus dem augenblicklichen Besitze keinerlei Rechte für ihre Nachfolger zum Nachteile der Krone Frankreichs herleiten wollten. Zu seiner größeren Sicherheit ließ Franz I. sich überdies von dem Herzoge die Stadt und Herrschaft Stenay, deren Besitz den Franzosen den Zugang zu den spanischen Niederlanden öffnete, mit allen Dependenzen übergeben. Ohne Zweifel würde Franz I. seine Feindseligkeiten und Plackereien gegen Lothringen noch weiter getrieben haben, wenn nicht der neue Ausbruch des Krieges zwischen ihm und Karl V. in den ersten Monaten des Jahres 1542 seine ganze Aufmerksamkeit nach

*) „Sous l'obligation et hypothèque de tous et chacun de leurs biens présents et advenir, estans des dites reprises, de le servir, honorer et obeyr de leurs peronnes envers tous et contre tous, sans nuls excepter et en toutes guerres et divisions que lui et ses successeurs en la Couronne pourroient avoir ... et encore de lui bailler et faire bailler passage par leurs pays, terres et seigneuries pour les gens de guerre qu'il vouldroit faire passer ou repasser pour son service dans les dicts pays ou aulcuns d'iceulx."

einer andern Seite gerichtet hätte. Es gelang der Geschicklichkeit des Herzogs, für die Dauer dieses Krieges seinem Lande die Neutralität zu sichern, die Karl V. durch eine Erklärung vom 10. Juli 1542 ausdrücklich anerkannte. Der strategisch wichtige Platz Stenay blieb nur kurze Zeit in französischen Händen. In dem Frieden zu Crespy (September 1544), der den Krieg zum Vorteile des Kaisers beendete, nahm Karl V. Stenay als ein Lehn seines Herzogtums Luxemburg in Anspruch und gab es in die Hände des Lothringers zurück.

Die wachsende Feindseligkeit Frankreichs, die sich in den erwähnten Vorgängen bekundet hatte, mußte in dem Herzoge ernste Besorgnisse für die Zukunft seines Landes erregen, und was man von dem gewaltthätigen Sinne des Königs erwarten durfte, war nicht lange zuvor aller Welt klar geworden, als Franz I. 1535 mitten im Frieden, ohne Kriegserklärung sich des Herzogtums Savoyen bemächtigt hatte. Darum suchte der Herzog gegen die von Frankreich her drohenden Gefahren Hilfe und Sicherheit in einem festeren Anschlusse seiner Staaten an das Reich. Dies führte bei dem Entgegenkommen, das der Kaiser den Souveränitätsgelüsten des Herzogs bewies, zu der Beendigung des Streites, der seit 1531 über das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum Reiche geführt wurde. Am 26. August 1542 ward zu Nürnberg zwischen dem römischen Könige Ferdinand, den Kurfürsten des Reiches und den Bevollmächtigten des jungen Herzogs Franz — Herzog Anton war am 14. Juni gestorben — der oben (S. 133) besprochene Vertrag abgeschlossen, der von da an für das Verhältnis Lothringens zum Reiche rechtlich, wenn auch nicht thatsächlich bestimmend wurde. Es war ein Erzeugnis der Not und des guten Willens, sich über Dinge zu vertragen, über die man sich nicht einigen konnte, also ein Scheinvertrag, der den Streit in Wahrheit nicht löste, sondern nur verwickelter machte, indem sein unklarer Inhalt jeder

Partei gestattete, ihn nach Gutdünken auszulegen. Am 23. Juli 1543 ward der Vertrag von dem Kaiser vollzogen und wurde später 1603 von Kaiser Rudolf aufs neue bestätigt. Die nächste Wirkung dieses Übereinkommens war, daß sich die feindselige Stimmung und die aggressive Leidenschaft des französischen Hofes gegen Lothringen steigerte. Vor allem war dies bei dem Dauphin der Fall, der im Dezember 1544 auch öffentlich gegen den Abschluß des Friedens von Crespy protestierte. Zu Nancy wie am kaiserlichen Hofe zu Brüssel war man über den Ärger, den der festere Anschluß Lothringens an das Reich in Paris erregt hatte, wohl unterrichtet. Als Herzog Franz schon im Juni 1545 mit Hinterlassung eines dreijährigen Sohnes starb, versah man sich von der feindseligen Gesinnung des französischen Hofes des Schlimmsten, und wie die Briefe Granvellas und des Kaisers an die verwitwete Herzogin beweisen, hatte man das Vorgefühl, daß Frankreich eines Tages versuchen werde, durch Überfall und Gewalt sich Lothringens zu bemächtigen.*)

*) Druffel: Beiträge zur Reichsgeschichte I. 716.

Dreizehnter Abschnitt.

Die kirchliche Revolution in Deutschland und die Politik der französischen Könige. Die große Fürstenverschwörung gegen Karl V. Bündnis der Fürsten mit Heinrich II. von Frankreich. Einfall Heinrichs II. in Lothringen. Verhältnis der Städte Metz, Toul und Verdun zum Reiche. Heinrich II. besetzt Toul und Nancy. Die kirchlichen und politischen Parteien in Metz. Verrat der Stadt Metz an Frankreich. Die Städte verlieren ihre reichsständischen Freiheiten. Vergebliche Versuche, Metz zurückzugewinnen. Rückwirkung des Raubes der Reichsstädte auf das Verhältnis der Bistümer zum Reiche und auf die Stellung des Herzogtums Lothringen.

Zu den zerstörenden Kräften, die seit 300 Jahren an dem Verfalle des deutschen Reichsgebäudes gearbeitet hatten, gesellte sich im Anfange des 16. Jahrhunderts die große kirchliche Bewegung, um die letzten Stützen der kaiserlich-monarchischen Gewalt zu brechen und Frankreich den ersten erfolgreichen Einbruch in die Westmarken des Reiches zu ermöglichen. In ihrer Schroffheit und Unduldsamkeit, in ihrer rücksichtslosen Richtung auf den Gewinn weltliches Besitzes und politischer Gewalt erwies sich die neue kirchliche Partei für das schon zerfallende Reich als ein wirksamstes Element der Zerstörung. Die „reine evangelische Lehre", die doch alle umfassen und den Mühseligen und Beladenen Trost und Erquickung bringen sollte, wandte sich von vornherein an die Mächtigen der Erde, an die Fürsten und städtischen Obrigkeiten, und diese begriffen mit dem Instinkte der Selbstsucht,

daß der Ruin der alten Kirche vor allen Dingen ihrer weltlichen Macht zu gute kommen werde. In kirchlicher Hinsicht war die Bewegung von Anfang an ein Erzeugnis negativer Wirkungen gegen die alte Kirche; in politischer und sozialer war sie eine Konfiskation und eine Übertragung des großen kirchlichen Besitzes an die aristokratischen weltlichen Mächte. Und nicht nur eine ungeheure Mehrung von Besitz und Reichtum, sondern auch einen außerordentlichen Zuwachs an politischen Rechten brachte sie den weltlichen Machthabern, indem sie auf die Fürsten und städtischen Obrigkeiten auch die bisherige geistliche Jurisdiktion der Bischöfe übertrug. Sie stellte das kirchliche Leben und das Gewissen des einzelnen unter die staatlich polizeilichen Vorschriften und schuf so das landesherrliche Kirchenregiment.* Und mehr noch! Während die neue Lehre den Unterthanen der Landesherrn duldenden Gehorsam zur Pflicht machte, fanden ihre Theologen und Juristen gleichwohl, daß die Auflehnung der Territorialherrn gegen das Reichsoberhaupt, „den Madensack", wie ihn Luther einmal nannte, im Namen der reinen Lehre erlaubt sei. Eine ungeheure Erregung der Leidenschaften, die das gesunde überlegte Urteil verhinderte oder zurückdrängte, eine Verwirrung aller Begriffe von Erlaubt und Unerlaubt, von Recht und Unrecht, die in der sittlichen Würdigung vieler geschichtlichen Personen dieser Zeit sich bekundet und bis auf unsere Tage fortgedauert hat, war das unmittelbare Erzeugnis der kirchlichen Neuerung. Rasch und mächtig beschleunigte sie den unseligen Gang, den die deutschen Dinge bisher genommen hatten. Nachdem die Erhebung der Ritterschaft und der Bauern und mit ihr die Idee einer Wiederherstellung der Reichseinheit und der Kaisergewalt von den Fürsten niedergeworfen war, wurde die Hand an den Abbruch der

*) Treffend sagt Sebastian Frank: „Ein jeder glaubt der Obrigkeit zu lieb und muß den Landesgott anbeten. Stirbt der Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, so wechselt auch das Gotteswort."

alten Reichsordnung gelegt und unter dem Schilde des kirchlichen Eifers der Kreuzzug zur Eroberung der reichen Stifte und der fetten Bistümer begonnen. Die evangelische Leidenschaft ward zur Maske skrupelloser Macht- und Ländergier, und die fürstliche Selbstsucht in dem Betriebe politischer Geschäfte tilgte rasch die letzte Spur nationalen Denkens. Schon 1526 hatte Philipp von Hessen mit Frankreich, Dänemark, Schweden und mit dem Schützlinge des Türken, dem ungarischen Gegenkönige Zapolya, die Fäden einer weitreichenden Verschwörung gegen den Kaiser angeknüpft und leitete damit die Geschichte der hochverräterischen Bündnisse mit dem Auslande ein, durch die das Schicksal des deutschen Volkes bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt worden ist.

Mit scharfem Blicke erkannten Frankreichs Könige und Staatsmänner, wie leicht sich diese kirchlich-politische Umwälzung für ihre traditionelle Eroberungspolitik gegen das Reich verwerten, und wie die alten Pläne Philipps IV. und Karls VII. sich mit Aussicht auf große Erfolge an diese Bewegung anknüpfen und fortspinnen ließen. Ihre Politik gegen Deutschland stellten sie daher ganz unter den Gesichtspunkt der kirchlich-politischen Gegensätze. Um seine Intriguen gegen das Reich religiös zu umhüllen, ließ schon Franz I. 1535 den protestantischen Ständen durch seinen Gesandten Wilhelm Bellay vorlügen, er habe das augsburgische Bekenntnis genau studiert und stehe ihren Ansichten weit näher, als man glaube; gleichzeitig lud er Melanchthon und Bucer ein, an seinen Hof nach Paris zu kommen. Sein Nachfolger Heinrich II., „der König saturninischer Geburt", wie ihn der spanische Gesandte nannte, betrachtete die kirchliche Neuerung comme le fléau destructeur de la puissance royale; durch ihr Eindringen hielt er das Werk der Könige, die aus Frankreich einen Staat geschaffen hatten, für äußerst gefährdet, denn ihr Sieg werde das Land in die alte

feudale Zerrissenheit zurückwerfen und ihm für alle Zeit die innere Ruhe und die äußere Macht und Größe nehmen. Er erklärte es daher für seine vornehmste Aufgabe, mit allen Mitteln die Ketzerei in seinem Lande auszutilgen, und gebot den Gerichtshöfen, gegen die Neuerer mit der rücksichtslosesten Strenge vorzugehen.*) Aber während er durch Güter-

*) Den Ausschlag für oder gegen die Reformation gaben überall die weltlichen Interessen. Für den habsburgischen Kaiser konnte von einer Sprengung der alten Kirche keine Rede sein; sie war die ideelle Unterlage seiner Gewalt und das notwendige Bindemittel seiner weit zerstreuten Länder. Karl V. bedurfte den Papst für seine italische Politik wie für seine Machtstellung in Spanien. Die Landesherrn in Deutschland schlossen sich der Bewegung an, um zu säkularisieren; die Umwälzung bedeutete ihnen die Emanzipation von der Reichsgewalt und eine ungeheure Mehrung ihres Besitzstandes; der selbstsüchtigen städtischen Plutokratie, deren geschäftliche Spekulationen die Kirche als Wucher verurteilte, handelte es sich keineswegs um sittliche Neuerung, sondern um die Abwerfung materieller Lasten. Den gedrückten Bauern und den kleinen Leuten in den Städten erweckte die Neuerung chiliastische Hoffnungen auf eine gerechte Ordnung auf Erden, sie sahen anfangs in ihr eine Gelegenheit, zur Freiheit und zu menschenwürdigen Lebensbedingungen zu gelangen. Als die soziale Bewegung 1525 in Blut ertränkt war und der Reformator den armen Leuten zwar ein Urteil über die himmlischen Dinge sowie den Bruch freiwillig abgelegter Gelübde zugestand, aber eine Meinung über Frohnden und Leibeigenschaft, über Jagd- und Weiderecht zu haben, für gottlos und verdammlich erklärte, sah die große Masse des Volkes dem weiteren Verlaufe der Bewegung stumpf und teilnahmlos zu, und Luther war seitdem einer der unpopulärsten Männer im Reiche. An dem weiteren Fortgange der kirchlichen Umwälzung nahm die große Masse des Volkes keinen Teil mehr. — In Spanien und Frankreich hatten die Regierenden in der Hauptsache bereits erreicht, was die deutschen Fürsten erst erstrebten; sie hatten die geistlichen Güter schon in Besitz genommen; in Spanien vor allem hatte die Krone durch Einverleibung der drei Großmeistertümer eine nie gesehene Unabhängigkeit und materielle Stärke erlangt. Die Könige beider Reiche belehnten mit den Bistümern ihre Günstlinge und Minister, mit den Abteien ihre Hauptleute und waren so mächtig geworden, daß sie daran denken konnten, das päpstliche Ansehen lediglich

einziehungen, Zungenausreißen und Scheiterhaufen die Ketzerei im eigenen Lande auszurotten suchte, war er um so eifriger darauf bedacht, ihre Ausbreitung im Lande seiner Feinde zu fördern und im deutschen Staatskörper das Übel zu verewigen, das er aus dem französischen mit allen Mitteln auszutreiben suchte.*) An allen protestantischen deutschen Höfen unterhielt er zu diesem Zwecke Unterhändler und Späher, die Mißtrauen und Argwohn gegen den Kaiser aussäen, Verständnisse anknüpfen und Hoffnungen erwecken sollten, ohne den König indes zu irgend etwas zu verbinden.

---

für ihre politischen Zwecke zu gebrauchen; ihre Geistlichkeit hing zuerst vom Könige und in zweiter Linie erst vom Papste ab. So hatten diese Könige also wenig Eile, die neue Lehre zu umfassen, von der sie wenig zu hoffen, aber vieles zu fürchten hatten. Bei der höheren ökonomischen und sozialen Entwicklung der romanischen Länder fand die neue Lehre dort auch bei den unteren Klassen keinen Eingang, da sie ihnen keine größeren Freiheiten und Vorteile bieten konnte. — Der Behauptung, daß die kirchliche Umwälzung wesentlich „geistiger Natur" d. h. der Kampf einer höheren Geistesbildung gegen eine rückständige gewesen sei, stehen die Thatsachen entgegen, daß gerade die beiden ärmsten und barbarischsten Länder des damaligen Europa: Schottland und Schweden im Vorderkampfe der Bewegung standen und die gebildetsten Geister Deutschlands und Englands sich vor ihr abschlossen. „Ubicunque regnat Lutherianismus, ibi litterarum est interitus" sagt Erasmus. Zu behaupten, daß die freie Wissenschaft erst durch die Reformation möglich geworden sei, ist ein grober Zirkelschluß, der den zu beweisenden Satz selbst zum Beweise heranzieht. Überhaupt war die ganze Bewegung kein erhebender Völkerfrühling, sondern ein verwüstender Sturm, in dem sich nur „der Zerstörungsjubel einer verfallenden Welt" vernehmen ließ. Hervorgegangen aus der Auflehnung des Individuums gegen die kirchliche Autorität, endete die deutsche Reformation damit, Vernunft und Freiheit zu verneinen, und nahm von ihrer Mutter, der verderbten aber vornehmen und geistreichen Renaissance zuletzt nur die roheste Unfläterei hinüber.

*) Le roi considerait la réformation comme un fléau destructeur de la puissance royale, et plus il la craignait dans son royaume, plus il se croyait intéressé à la répondre parmi ses ennemis. Sismondi.

Der siegreiche Ausgang des schmalkaldischen Krieges 1547 hatte Karl V. in Deutschland auf eine Machthöhe gebracht, die seit der Hohenstaufenzeit kein römischer König mehr erstiegen hatte. Die beiden Fürsten des Reiches, von denen ihm bisher alle Hemmnisse und Beschwerungen gekommen waren, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, waren auf Gnade und Ungnade in seine Hände gegeben; Norddeutschland lag ihm zu Füßen, die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rheine hatten die Gnade des Kaisers gesucht und seine Truppen in ihre Thore eingelassen. In Frankreich war König Franz, der nie ruhende Feind, in England Heinrich VIII., ein sehr zweideutiger Bundesgenosse Karls, in demselben Jahre gestorben. Keine innere und keine auswärtige Macht konnte ihn nach menschlichem Ermessen hindern, die „deutsche Libertät", dies war der Name, mit dem die konstituierte ständische Anarchie im Reiche, die zügellose Unbotmäßigkeit der Fürsten sich zierte — zum Besten des Reiches zu beseitigen und die Idee des Kaisertums in strengeren monarchischen Formen wieder zu beleben. Aber körperlich siech nnd von Natur geneigt zu zauderndem Erwägen, ließ er sich alle Vorteile seines Sieges unter den Händen entziehen. Auf dem Reichstage, den er im September 1547 in Augsburg eröffnete, mied er ängstlich sogar jeden Schein, als könne er daran denken, an der unhaltbar gewordenen Verfassung des Reiches etwas zu ändern.* Obwohl er selbst ein treuer Sohn seiner Kirche war, zeigte

*) Nichts widerspricht so sehr den geschichtlichen Thatsachen als die einem französischen Könige und empörten Reichsständen nachgesprochene Behauptung, Karl V. habe die Verfassung des Reiches ändern und die Fürsten in „viehische Dienstbarkeit" bringen wollen. Vielmehr hat Karl V. dazu beigetragen, daß das unselige Reichssystem, das bis 1806 bestand, erhalten blieb. Abgesehen von dem Fehlgriffe, daß er Spanien und Deutschland unter dieselbe Krone zu bringen suchte, muß es als der verhängnisvollste Fehler des Kaisers angesehen werden, daß er

er sich zu klug und besonnen, als daß er ihr das hätte zurückbringen wollen, was ihr unwiderbringlich verloren war. Unbeirrt durch alle Enttäuschungen und Zurückweisungen, die sein unausgesetztes Bemühen um eine Versöhnung der kirchlich-politischen Parteien erfahren hatte, beharrte er in seiner Neigung, Mittelwege zu gehen und Formen des Ausgleiches zu suchen, die nur den Widerstand stärkten, das Mißtrauen und die Schwierigkeiten auf beiden Seiten mehrten und den betäubten Gegnern Zeit ließen, sich zu sammeln und ihn um alle Erfolge seines Sieges zu bringen.

Durch den Erzbischof Marillac von Vienne, der sich seit 1548 als französischer Gesandte bei Karl V. aufhielt, besoldete Heinrich II. in allen Gegenden Deutschlands eine Anzahl Agenten, welche die Protestanten und andere Unzufriedene zu einer neuen Erhebung gegen den Kaiser ermuntern sollten. Zu ihnen gehörten auch der Geschichtschreiber Sleidanus und der Stadtmeister von Straßburg, Jakob Sturm, die am Rheine und in den oberländischen Städten thätig waren. Andere Agenten bestärkten die Stadt Magdeburg in ihrer Widersetzlichkeit; bei den Söhnen des gefangenen Landgrafen Philipp fand sich der Bischof de Fresse von Bayonne ein; ein Italiener, in dem niemand einen französischen Unterhändler vermutete, war in der Umgebung des Kurfürsten Moritz. Aber auch die fürstlichen Verschwörer selbst waren nicht unthätig geblieben. Schon bald nach dem Schlusse des Augsburger Reichstages hatten der Herzog Otto der Ältere von Braunschweig und Graf Albrecht von Mansfeld dem Könige von Frankreich ein Bündnis zum „Besten der wahren christlichen Religion und der Freiheit des deutschen Vaterlandes" angetragen. Die geächteten Bandenführer des niedergeworfenen schmalkaldischen Bundes, Sebastian

---

seine überlegene Macht nicht benutzte, und daß er die Länder der beiden hochverräterischen Fürsten, von denen ihm alle Hemmnisse kamen, nicht einzog.

Schärtlin, Friedrich von Reifenberg, Hans von Heideck, die nach ihrer Niederlage sich in französische Dienste begeben hatten, gingen geschäftig zwischen dem französischen Hofe und den Verschworenen hin und her. Aber Heinrich II., dem der Handel zwar trefflich gefiel aber noch nicht reif schien, hielt sich lange Zeit vorsichtig zurück, erst dann, so ließ er sich aus, wenn durch den Beitritt anderer Fürsten „der Bund zu christlichem Widerstande“ sich erweitert habe und er die Zahl der Fürsten und Städte genauer kenne, werde er bereit sein, sich über eine Hilfeleistung vernehmen zu lassen. Andere Verschwörer machten den Versuch, auch die nordischen Mächte in ihren Bund zu ziehen. Der Markgraf Johann von Brandenburg und der Herzog Albrecht von Preußen ängsteten den König von Dänemark, als führe der Kaiser heimliche Anschläge gegen ihn im Schilde; nicht gegen Frankreich, sondern gegen Dänemark sammle er Kriegsvolk am Rheine. Indes schlugen die Versuche, Polen, Dänemark und Schweden für ein Bündnis gegen den Kaiser zu gewinnen, fehl; der Dänenkönig lehnte es ab, sich an Umtrieben zu beteiligen, die dem Kaiser Anlaß geben könnten, ihn mit bewaffneter Macht anzugreifen; er riet sogar den Verschwörern ernstlich von einem Vorhaben ab, dessen Ausgang ihnen den Rest ihrer Freiheit kosten könne. Unterdes zogen sich die Verhandlungen mit Heinrich II. unter steten Anträgen der Fürsten und ausweichenden Antworten des Königs einige Jahre in aller Heimlichkeit hin. Erst als Moritz von Sachsen, ein Fürst von ungemessenem Ehrgeize und von durchdringendem Verstande, ein Meister in den Künsten der Lüge und Heuchelei und unbedenklich in der Wahl der Mittel, sich den Verschwörern, die ihn lange argwöhnisch beobachtet hatten, näherte, kamen die Dinge in rascheren Fluß. Karl V. hatte diesem jungen Fürsten stets eine besondere Zuneigung bekundet, er hatte auf ihn die Fülle der Ehren und Wohlthaten gehäuft und setzte in ihn jenes unerschütterliche blinde Vertrauen, das an dem

Schicksale Cäsars und Wallensteins einen so verhängnisvollen Anteil gehabt hat. Heimlich aber war Moritz schon lange dem Kaiser gram, weil dieser ihm nach der Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nicht auch die Bistümer Magdeburg und Halberstadt und den ganzen Besitz der kursächsischen Länder hatte zugestehen wollen. Unter seiner Leitung kamen die Verschworenen, denen sich noch der junge Landgraf Wilhelm von Hessen und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zugesellt hatten, im Mai 1551 in Torgau zusammen und beschlossen, im günstigen Augenblicke gegen den ahnungslosen Kaiser die Waffen zu erheben. Dem Könige Heinrich, der noch immer vorsichtig zurückhielt, teilten sie ihren Beschluß mit und stellten ihm eindringlich vor, daß der Kaiser nicht nur die deutschen Fürsten von der alten Freiheit in eine ewige viehische Knechtschaft drängen wolle, sondern auch den König von Frankreich und die andern Fürsten unter sein Joch zu bringen gedenke, sobald er die deutsche Libertät vernichtet habe. Darum sei gemeinsame Abwehr geboten. Für seinen Beistand stellten sie dem Könige eine Menge Vorteile in Aussicht und versprachen, alles, worüber man sich vergleichen würde, durch Brief und Siegel zu sichern. Am 5. Oktober 1551 kam es dann auf dem einsam gelegenen Waldschlößchen Friedewalde in Hessen zwischen den verschworenen Fürsten: dem Kurfürsten Moritz, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg und dem allerchristlichsten Könige Heinrich II. von Frankreich, „unserem besonders werten Herrn und Freunde, dessen Vorfahren der deutschen Nation viel Liebes und Gutes gethan haben", zu jenem Bündnisse, das für alle Zeiten als ein Denkmal deutscher Schande dafür zeugen wird, bis zu welchem Grade das nationale Gewissen unter der Einwirkung des kirchlich-politischen Parteigeistes in Deutschland verwildert und entartet war. Es wurde vereinbart, daß die verbündeten

Fürsten bis zum 11. März 1552 mit 7000 Reitern und 40 000 Mann Fußvolk den Kaiser, der unbesorgt in Süddeutschland weilte, überfallen sollten; mit einem zweiten, gleich starken Heere solle der König am Rheine erscheinen und sich, wenn die Not es erfordere, mit dem Kriegsvolke der Verbündeten vereinigen. Um den Kaiser noch mehr zu beschäftigen, werde es gut sein, ihm auch ein Feuer in den Niederlanden anzuzünden, damit er überall zu löschen habe. Die übrigen, an der Rebellion unbeteiligten Stände des Reiches sollten durch Schrecken in Unthätigkeit erhalten werden, „denn alle Stände", so kam man überein, „die sich unserem löblichen Unternehmen widersetzen oder dem Kaiser und dessen Anhängern beistehen, es sei mit Rat, That, Geld, Geschütz, Leuten, Durchzug, seien es Geistliche oder Weltliche, werden wir aufsuchen mit Feuer und Schwert, damit sie für solche gegen das gemeinsame Vaterland begangene Untreue mit Gottes Hilfe die verdiente Züchtigung erhalten". Heinrich II. nahm in diesem Vertrage die verschworenen Fürsten gewissermaßen in Sold. Er versprach für die ersten drei Monate des Krieges gegen den Kaiser 240 000 Kronen, für jeden folgenden Monat 70 000 zu zahlen. Für diese Hilfeleistung und dafür, „daß der König sich in so lobenswerter Sache gegen die Deutschen nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhalte", wurde Heinrich II. dadurch entschädigt, daß die Verschworenen ihm mehrere Städte überließen, die von alters her zum Reiche gehörten, namentlich Kammerich, Metz, Tull und Verdun unter dem Namen eines Reichsvikarius in Besitz zu nehmen. Außerdem versprachen sie, wenn Gott der löblichen Sache günstig sei, mit allem Vermögen dahin zu wirken, daß der König auch die ihm entgangenen Erbstücke: die Freigrafschaft, Flandern und Artois wieder erlange; auch gelobten sie, in Zukunft kein Reichsoberhaupt zu wählen, das nicht Seiner Majestät Freund sei und sich dazu verpflichte; sollte aber dem Könige daran gelegen sein, selbst ein solches Amt zu übernehmen, so

würden sie ihm lieber als irgend einem andern zu Gefallen sein. Auch in Frankreich haben ehrgeizige Vasallen, Heerführer und Prinzen des königlichen Hauses kurz dauernde Aufstände entfacht und Bündnisse mit fremden Mächten geschlossen, um von dem Königtume die Gewährung persönlicher Vorteile und größerer Unabhängigkeit zu erzwingen. Jedoch den Vernichtungskampf gegen das Reich zu beginnen, Provinzen von dem Vaterlande loszureißen und dieses für alle Zeit dem Landesfeinde zu öffnen, davor sind dort auch die ärgsten Empörer zurückgeschreckt. Der schlimmste Verräter, den die Geschichte Frankreichs nennt, ist der Marschall Biron zur Zeit Heinrichs IV.; aber sein Verrat bezweckte im Grunde doch nur, mit Hilfe Spaniens in Frankreich einen vollständigen Umsturz der Verfassung und dadurch einen Zustand herbeizuführen, wie er im heiligen römischen Reiche deutscher Nation schon lange bestand. Auch haben kirchliche Antriebe in Frankreich niemals einen dauernden Sieg über das Nationalgefühl davon getragen; selbst in den schlimmsten Tagen der Liga war das katholische Frankreich durch nichts zu bewegen, um der Religion willen das Land an Spanien auszuliefern. Nur in dem ideologischen und theologischen Deutschland haben die Hüter der Nation, die Fürsten, es nie verschmäht, zur Erhaltung der „Libertät“ und zum Besten des „reinen Evangeliums“ sich mit jedem Erzfeinde des Reiches zu vertragen und die christliche Freiheit durch Franzosen und Türken und Luther durch Mohammed zu retten. Denn auch des Beistandes des Türken hatten sich die Verschworenen versichert, und sie rechneten darauf, daß er den römischen König Ferdinand so beschäftigen werde, daß dieser seine Lande nicht verlassen könne. Die Urkunde des zu Friedenwalde vereinbarten Vertrages brachte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ein fürstlicher Bandenführer, der sich sofort in den Bund hineindrängte, um am Main und am Rheine ungestörter rauben und plündern zu

können, zu dem Könige nach dem Schlosse Chambord. Hier ward das Übereinkommen am 15. Januar 1552 von Heinrich II. feierlich beschworen, während der Markgraf es mit seinem Eide bekräftigte „im Namen der deutschen Nation".

Zu derselben Zeit, da man in Friedewalde die Grenzstädte des Reiches dem Könige überließ, empfing dieser zu Fontainebleau eine Gesandtschaft, die von Straßburg aus nach Frankreich geschickt worden war. Unter den Gesandten befanden sich auch die Bürgermeister von Nürnberg und Straßburg, doch teilte man diesen nicht mit, daß man dem Könige Reichsstädte abtreten wolle, denn sonst würden jene Städte, wie Vieilleville bemerkt, sich zur Abwehr gerüstet haben. Und noch anderes war im Rate der Verbündeten beschlossen. Wie aus einem abmahnenden Schreiben Melanchthons an den Kurfürsten Moritz hervorgeht, dachten die Verschworenen an einen großen Raubzug gegen das geistliche Besitztum; man sprach davon, alle Bischöfe auszurotten und zum Besten des reinen Evangeliums und der Libertät die Bistümer unter sich auszuteilen. Zu allen Zeiten hat man gesagt, daß das selbst süchtigste, weil gefräßigste aller Tiere sich in das Gewand des unschuldigsten und duldenden zu hüllen liebe, doch vielleicht zu keiner Zeit und in keinem Lande, nur England ausgenommen, hat Selbstsucht und Verrat sich frecher mit dem Mantel der Tugend und Lauterkeit umhüllt, als es zu jener Zeit in dem deutschen Reiche geschah.*)

Es kam den Verschworenen vor allem darauf an, ihre kriegerischen Rüstungen zu vollenden, ohne den Argwohn des Kaisers zu erregen, und den ungerüsteten Gegner plötzlich, aus dem Hinterhalte zu überfallen. Der Anschlag gelang über alles Erwarten. Karl V. lag damals gichtkrank in

*) Ulrich von Hutten in seiner Vermahnung an die freien Städte deutscher Nation nennt die Fürstenschaft den Wolf, der nacheinander die Rechte des Kaisers, die Freiheit des Adels und der Städte wie das

Innsbruck. Moritz wußte ihm wie dem römischen Könige Ferdinand durch täuschende Verhandlungen und wiederholte Versicherungen seiner Treue jeden Argwohn fern zu halten. Umsonst hatte Karls Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, ihn vor den Umtrieben und geheimen Anschlägen

---

Besitztum der Armen verschlinge und in seiner Selbstsucht die Ursache aller Schmach sei, womit die Fremden die deutsche Nation überhäufen:

Er hat gefressen lange Zeit
Und doch steht ihm sein Rach' so weit;
Der Rhein ihm den möcht füllen nit.
Entgegen hilft kein Flehn, kein Bitt.
Den Adel hat er gefressen schon,
Jetzt will er zu den Städten gon.
Sag an, du Wolf, wann bist du voll?
Denkst nit, daß etwa käm ein Tag,
Der dir bisher verborgen lag,
Daß du müßt speien aus den Fraß?
Ist auch ein Fürst, der habe zu viel?
Ich frage, ist einer, der habe genug
Und nit auf weitere Nutzung lug?
— — — — — — — —
Auch haltens Brief und Siegel kein,
Ihr „Ja" ist gleich und auch ihr „Nein".
Kein Glaub, kein Treu ist bei ihnen mehr,
Sie achten weder Gott noch Ehr.
Sie nehmen keins Ernst's sich an,
Allein auf ihren Nutz sie gan.
Da pflegen sie der Prasserei
Und wohnen den Panketen bei.
Da wird verzehrt der Armen Gut,
Ob's denen nit ist wohl zu Mut.
Denn was der Arm' erschwingen mag,
Wird all verschlemmt auf solchen Tag.
Brot, Steuer, Ungelt und dergleich,
Als ob es käm zu Nutz dem Reich.
— — — — — — — —
Da noch ein Kaiser war im Reich,
Da durft ein jeder klagen gleich,
Wenn er ward mit Gewalt beschwert.
Dann ward des Reiches Macht gewehrt.
Das war des Armen einzig Trost,
Dadurch er von Gewalt erlost.
Wem aber soll man klagen itz?
Ich hab in dem nit sonder Witz;
Doch will ich sagen, wie ich's fand:
Verraten ist das deutsche Land;
Das Reich die Fürsten han verkauft,
Den Kaiser sie abgefertigt han.
Und alle Gewalt des Kaisers hie
Von ihm gegeben, behalten sie.
Und Wahrheit mögens leiden nit,
Ist wider ihre Art und Sitt.
— — — — — — — —
Drum, fromme Städt, macht euch bereit,
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstan
Und helfen deutscher Nation,
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn
Die uns die Fremden auferlegt.
Daß sie uns reden schmählich nach
Des sind die Fürsten ein Ursach.
Die scheuen sich vor keiner Schand
Das wissen jetzt auch fremde Land.

des Kurfürsten Moritz gewarnt; aber er konnte und wollte an den Verrat und die Tücke eines Mannes, den er über alle liebte, und von dem er täglich Beteuerungen der Treue und Ergebenheit erhielt, nicht glauben und blieb gegen alle Warnungen taub, bis er sich im März plötzlich überfallen und zu eiliger Flucht nach Kärnten genötigt sah. Vielleicht war es ein Rest von Scham, wenn Moritz und seine Mitverschworenen ein gedrucktes Schreiben an die Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn und an die ehrbaren Stände und Städte des Reiches erließen, in dem sie als Grund ihrer Empörung die Gefährdung der evangelischen Religion, die Gefangenschaft der Fürsten und die überhand genommenen Beschwerden des Reiches vorschützten; aber wie ein frecher Scherz mußte es erscheinen, wenn der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein Mann, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Raub, Brandschatzung und Verrat zum Zwecke persönlicher Bereicherung gewesen war, in einem Schmähbriefe über die verletzten Rechte und Freiheiten des Reiches jammerte.

Unterdes war Heinrich II. Mitte März als „Schützer des heil. römischen Reiches und als Rächer der Freiheit Germaniens aus göttlicher Eingebung" mit einem starken Heere gegen die obere Maas herangezogen, um die Frucht des deutschen Selbstverrates für sich einzusammeln.

Der Vertrag von Chambord, wegen dessen Heinrich II., der Todfeind jeder kirchlichen Neuerung im eigenen Lande, in dem protestantischen Deutschland als der Retter und Rächer der politischen und kirchlichen Libertät gepriesen ward, bildet die Exposition zu der großen deutschen und lothringischen Tragödie, deren letzter Akt ein Jahrhundert später spielt. In überreichem Maße haben spätere Geschichtschreiber der Deutschen Heinrich II., als den „Räuber" von Metz, Toul und Verdun des Verrates und der Treulosigkeit angeklagt; die geschichtliche Gerechtigkeit fordert das beschämende Geständnis, daß dieser Vorwurf von Heinrich II. auf die deutsche Fürstenschaft abzuwälzen

ist, durch die der französische König sich die willkommene Rolle eines „Räubers“ am Reiche aufnötigen ließ. Nicht mit Unrecht fertigt daher Vieilleville einen Zeitgenossen, der dem Könige wegen der Wegnahme der Reichsstädte Verrat und Treulosigkeit vorwirft, mit den verächtlichen Worten ab: Dieser alberne Schulmeister verrät seine ganze Unwissenheit über jenes Unternehmen, denn aller Verrat und Trug, wenn es solchen gab, ging aus von den deutschen Fürsten, die Se. Majestät zu dieser Besitzergreifung drängten.*)

In Lothringen war Herzog Anton im Juni 1544, während der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. noch fortdauerte, gestorben. Noch in seinen letzten Tagen war er eifrig bemüht gewesen, den Frieden zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu vermitteln und seinem Lande die stets gesuchte Neutralität zu erhalten. Nach kaum einjähriger Herrschaft starb auch sein Sohn und Nachfolger Franz I. und hinterließ einen drei Jahre alten Sohn Karl, für den seine Mutter, die Herzogin Christine, eine geistig bedeutende Frau, die Leitung der Geschäfte übernahm. Am französischen Hofe wurde die Regentschaft der kaiserlichen Nichte höchst ungerne gesehen, und um sie aus dieser Stellung zu verdrängen, suchte man sich des Prinzen Nikolas, eines jüngeren Bruders des verstorbenen Herzogs, zu bedienen. Nikolas war dem geistlichen Stande bestimmt worden und früh in den Besitz der Bistümer Metz und Verdun gelangt. Jetzt, nach dem Tode seines Bruders gab er das geistliche Amt auf, legte sich den Titel Graf von Vaudémont und Markgraf von Nomeny bei und nahm, da eine klare Bestimmung über eine einzusetzende Regentschaft fehlte, die vormundschaftliche Regierung für sich in Anspruch. Die von dem französischen Hofe veranlaßten

*) Ce pédant ivrogne était ignorant du fond de cette entreprise, car toute la perfidie, si il-y-en avait aucune, provenait des princes allemands, qui poussèrent Sa. Majesté à cette investiture.

oder begünstigten Umtriebe gegen die Herzogin schienen Karl V. so bedenklich, daß er durch seine Gesandten in Paris erklären ließ, er werde jedes feindliche Unternehmen gegen die Regentin als gegen sich gerichtet ansehen; zugleich sandte er seiner Nichte den Abt von Luxeuil und einige Räte, um ihr in ihrer schwierigen Lage zur Seite zu sein. Die wegen der Regentschaft erhobenen Schwierigkeiten wurden unterdes dadurch beseitigt, daß die im November zu Neufchateau versammelten Stände die Herzogin als Regentin anerkannten, ihr aber den Prinzen Nikolas als Mitregenten zur Seite stellten. Im Namen des unmündigen Herzogs empfingen hierauf die Vormünder die kaiserlichen Lehen und gelobten bei der Huldigung, alles zu thun, „wozu treue Fürsten und Vasallen des Reiches ihrem Herrn, dem römischen Kaiser, und dem heiligen römischen Reiche nach Recht und Herkommen verpflichtet seien.“ Bei der Regentin bestand unterdes das Mißtrauen gegen Frankreich fort; sie war sich von dieser Seite nur Übles gewärtig, und da man den baldigen Wiederausbruch des Krieges zwischen dem Kaiser und dem Könige Heinrich II. vorher sah, ließ sie sich von den Ständen außerordentliche Beihilfen bewilligen, um die festen Plätze an der Westgrenze, namentlich die starke Bergfeste la Mothe in Verteidigungszustand zu setzen. Wegen dieser Maßregeln forderte Heinrich II. von ihr eine Erklärung und lud sie zuletzt zu einer Besprechung nach Joinville ein. Christine wagte diese Einladung nicht abzulehnen, bewies aber durch die Vorsicht, die sie anwandte, wessen sie sich von dem Könige versah; denn vor ihrer Reise legte sie einen Protest nieder gegen alle Zugeständnisse, die man ihr mit Gewalt abnötigen könnte. Bei der Zusammenkunft in Joinville nahm Heinrich der Regentin das Versprechen ab, daß sie die Befestigung der Grenzplätze einstellen und bis zur Großjährigkeit ihres Sohnes in dem bisherigen Zustande der Dinge nichts ändern werde. Der Brüsseler Hof mahnte indes zu fortdauernder Wachsamkeit, und in Lothringen selbst war

die Besorgnis vor einem plötzlichen Überfalle des französischen Königs so groß, daß der lothringische Gesandte auf dem Reichstage, den Karl im Juli 1550 nach Augsburg berufen hatte, die Frage aufwarf, wie das Herzogtum bei einem plötzlichen Einbruche Frankreichs bis zur Ankunft der Reichshilfe zu schützen sei.

Im März 1552 hatten die verschworenen deutschen Fürsten gemäß ihrem Übereinkommen mit Heinrich II. ihr Kriegsvolk in Thüringen gesammelt, um den Kaiser, der krank in Insbruck lag und nur wenige Leute bei sich hatte, unversehens zu überfallen. Um dieselbe Zeit hatte auch Heinrich II. alles zu einem Feldzuge gerüstet. Ein französisches Heer, dessen einzelne Abteilungen von dem Connetable von Montmorency, dem Herzoge Claudius von Guise und dem Herrn von Coligny geführt wurden, setzte sich gegen die obere Maas in Bewegung. Dieser Heereszug war für die Franzosen ein großes nationales Unternehmen; denn wie dem Parlamente und dem Lande in einem lit de justice verkündet wurde, handelte es sich um nichts geringeres, als „das alte Königreich Austrasien, das Erbe Frankreichs", zurückzugewinnen. Das hohe Ziel, auf das Philipp IV. hingewiesen, nach dem Karl VII. gelangt hatte, sollte in einem starken Anlaufe genommen werden. Alles drängte sich heran, um an dem großen Unternehmen teil zu haben; Handwerker, Bediente, Künstler, Gelehrte, Edelleute brannten danach, wie ein Franzose berichtet, unter das Kriegsvolk eingereiht zu werden und die Ufer des Rheines zu sehen. An 60 000 Mann, die deutschen und die schweizerischen Banden eingerechnet, waren zu dem Heereszuge gesammelt. Ganz Paris war wie von einem Taumel erfaßt, und unendlicher Jubel des Volkes begleitete den Auszug des Königs; alles schrie: „Nach dem Rhein, nach dem Rhein". Und bei diesem Heere des absoluten und

katholischen Königs von Frankreich, der auszog, die deutsche Libertät und die Freiheit des reinen Evangeliums zu retten, hatten sich auch, wie um den wunderlichen Karneval zu vollenden, die Gesandten Venedigs und des Papstes eingefunden, welche die berühmte Stadt Straßburg, „das Wunder am Rhein", sehen wollten. Von Fontainebleau aus ließ der König ein Sendschreiben in deutscher Sprache an die Kurfürsten, Fürsten, Städte und Stände des Reiches ergehen, daß er aus göttlichem Eingeben und aus lauterer Liebe zur deutschen Nation einen Bund mit deutschen Fürsten und Städten geschlossen habe um der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten willen. Er bezeugte bei Gott dem Allmächtigen, daß er aus dem mühseligen und schweren Vorhaben, aus der großen Gefahren und Unkosten des Unternehmens keinen andern Gewinn suche und erhoffe, als daß er aus freiem königlichen Gemüte die Freiheit der deutschen Nation und des heil. römischen Reiches fördere und dadurch einen unsterblichen Namen wie vordem Flamininus in Griechenland zu erlangen gedenke.

Bei der Annäherung des königlichen Heeres begab sich die Regentin Christine zu dem Könige nach Joinville, um Zusicherungen für die Neutralität und Sicherheit ihres Landes zu erhalten. Der König empfing sie höflich, erklärte ihr aber, die Sicherheit seiner Armeen erfordere Maßregeln, die den Kaiserlichen unmöglich machten, ihn zu beunruhigen. Christine, die den Sinn dieser Worte richtig deutete, eilte zurück, um ihre Hauptstadt gegen einen plötzlichen Überfall des Königs zu sichern. Am 12. April näherte dieser sich über Vaucouleurs der reichsfreien Stadt Toul.

Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts waren die reichsfreien Städte Lothringens mehr und mehr in ein loses Verhältnis zum Reiche gekommen. Nachdem sie die freie Wahl der Schöffenmeister und der übrigen städtischen Obrigkeiten von den Bischöfen ertrotzt und kaiserliche Urkunden ihnen die erlangten Rechte und

Freiheiten wiederholt gesichert und bestätigt hatten, genossen sie bei ihrer geographischen Lage an der Westgrenze des Reiches und bei der Schwäche der Reichsgewalt eine thatsächliche Unabhängigkeit. Sie rühmten sich deshalb wiederholt, daß sie von jeder Abhängigkeit frei, weder dem deutschen Könige noch dem Könige von Frankreich zu Diensten und Abgaben verpflichtet seien, auch stehe ihnen zu, nach eigenem Ermessen über Krieg und Frieden zu beschließen. Anderseits pflegten sie ihre Zugehörigkeit zum Reiche und ihre Pflichten gegen dieses um so lauter hervorzuheben, wenn eine fremde Macht wie Frankreich Miene machte, ihre Freiheit und städtische Unabhängigkeit anzutasten. Ihr rechtliches Verhältnis zum Reiche unterschied sich in keinem wesentlichen Punkte von dem der übrigen Reichsstädte. Sie nahmen an den Reichs- und Kreistagen teil, deren Beschlüsse für sie bindend waren, und hatten zu den allgemeinen Lasten des Reiches, zu dem Romzug, dem Landfrid und der Unterhaltung des Kammergerichtes beizusteuern. In Wirklichkeit aber hatten sie sich seit dem Sinken der Kaisergewalt diesen Reichslasten auf alle Weise zu entziehen gesucht; auch legten sie auf den Reichstagen gelegentlich Verwahrung ein gegen die Lasten, mit denen das Reich sie beschwere. Und dies geschah nicht ohne Grund. Denn oft genug hatten sie sich in Zeiten der Not, wenn sie von raublustigen Herrn und fremden Kriegsbanden bedrängt oder in ihren Rechten von den Bischöfen geschädigt wurden, von der Hilfe und dem Schutze des Reiches verlassen gesehen. So hatte sich die Stadt Metz seit 1484 wiederholt ohne Erfolg über die Eingriffe des Bischofs Heinrich (S. 356) und seines lothringischen Anhanges in ihre Rechte und Freiheiten bei dem Kaiser beschwert. Als nun 1488 ein Reichstag nach Speier ausgeschrieben wurde, schickte auch Metz zwei Abgeordnete hin mit der Weisung, ihre Beschwerden dort aufs neue vorzubringen, die Stadt aber wegen der ihr aufgebürdeten Lasten zu entschuldigen und in keinem Falle zu

Bitten und Anträgen ihre Zustimmung zu geben. Ihre ablehnende Haltung sollten sie vor allem damit begründen, daß Metz, obwohl es das einzige Thor und die Vormauer des Reiches sei, doch niemals in der Not die Hilfe des Reiches gefunden habe. Die Oberhoheit des Kaisers bestand unter diesen Umständen mehr in dem Namen als in der That. Wenn der Kaiser einmal erschien, so begrüßten ihn die Stadthäupter und die Bürgerschaft als ihren Herrn und erwiesen ihm die äußerlichen Ehren. Bei gewissen Anlässen wurden auch wohl von dem Magistrate der Bürgerschaft die Verpflichtungen vorgelesen, welche die Städte gegen das Reich hatten, und in Streitigkeiten mit den Bischöfen ließen sich die Zünfte mitunter ein Vidimus über die Rechte des Kaisers und des Bischofs in der Stadt erteilen; dies war aber im wesentlichen auch alles, wodurch im 15. Jahrhundert die Oberhoheit des Reiches in der Bürgerschaft gegenwärtig erhalten wurde.

In eine engere Beziehung zum Reiche waren die Städte wieder gekommen, seitdem die burgundischen Länder an das Haus Österreich gefallen und die Kaiser dieses Hauses als Herrn der Niederlande unmittelbare Nachbarn Lothringens geworden waren. Als König Max 1488 in Brügge gefangen gehalten wurde, hatte ihm die Stadt Metz Hilfe gegen die Rebellen geschickt. Im November 1492 kam er selbst nach Metz. Er wurde von der Bürgerschaft und der Geistlichkeit feierlich empfangen. Die Bürger brachten ihm bei dieser Gelegenheit ihre alten Beschwerden über den Bischof vor, und da er diese begründet fand, stellte er zwei Urkunden aus, durch die er der Stadt, „um ihre in feindlichen Bedrängnissen und Kriegsnöten bewährte Treue und Standhaftigkeit mit reichen Gnadenbeweisen zu lohnen", alle Immunitäten, Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten bestätigte. Im Jahre 1498 kam Max nach Toul. Das Volk empfing ihn mit dreimaligem Kniebeugen; die Magistrate überreichten ihm huldigend eine

mit Goldthalern gefüllte goldene Schale nebst den Schlüsseln der Stadt. Er bekräftigte dagegen der Stadt alle Freiheiten, die sie unter den früheren Kaisern genossen habe, die Annahme der Schlüssel aber lehnte er ab, „denn die Bürgerschaft habe Seine Kaiserliche Stadt hundert Jahre und länger gehütet und werde sie auch förderhin hüten zum Wohlgefallen Gottes“. Die langen Kriege zwischen Karl V. und Franz I. gaben dem Verhältnisse der genannten Städte zum Reiche eine neue Bedeutung, und unter Karl V. werden ihre Berührungen mit dem Reiche wieder häufiger; namentlich gilt dies von Metz. Es ist bekannt, welchen Wert Karl dieser Stadt, als „der Vormauer, dem Thore und dem einzigen Eingange in das Reich“ für dessen Sicherheit beimaß; er selbst weilte wiederholt in der Stadt und mahnte sie zur Wachsamkeit gegen äußere und innere Feinde. Anderseits finden wir die Bevollmächtigten der genannten Städte unter Karl V. wieder auf den meisten Reichsversammlungen und Städtetagen, und in der Erfüllung ihrer Reichspflichten zeigen sie in dieser Zeit eine größere Pünktlichkeit als manche andere Städte in der Mitte des Reiches. Bei den Vorteilen, die sie in ihrem losen Verhältnisse zum Reiche und den mit dieser Stellung verbundenen Freiheiten und Rechten fanden, hätte ihnen nichts hassenswerter erscheinen können als die Herrschaft eines Monarchen, der an unbeschränkte Herrschaft gewöhnt war und von seinen Unterthanen unbedingten Gehorsam forderte. Und jetzt sollten sie plötzlich widerstandslos, durch Verrat und Überrumpelung, in die Gewalt Heinrichs II. kommen.

Am 12. April hatte König Heinrich sein Hauptquartier in dem Schlosse Sorcy bei Vaucouleurs. Hier fanden sich bei ihm Abgeordnete der beiden Städte Toul und Verdun ein, die er aufgefordert hatte, ihm, sobald er komme, die Thore zu öffnen. Wiederholt hatten in früherer Zeit beide Städte sich unter den Schutz französischer Könige gestellt und den Vorfahren Heinrichs Schutzgelder gezahlt. Ihre Bevollmächtigten

hielten es deshalb nicht für geraten, dem Verlangen des Königs zu widersprechen, sondern erklärten ihm ehrfurchtsvoll, daß die Städte ihn gerne und mit Ehren aufnehmen würden. Am folgenden Tage zog der König mit seinem Gefolge, wie bestimmt war, in Toul ein, während sein Heer sich auf den Wiesen am linken Ufer der Mosel lagerte. Aber plötzlich sah die Bürgerschaft, die nur an einen Durchzug des Königs gedacht hatte, die Stadt von deutschen Landsknechten in französischem Solde verräterisch besetzt.*) Schon am zweiten Tage zog der König wieder ab, ließ aber eine Besatzung von 700 Mann unter dem Herrn von Esclavolles als Statthalter zurück und legte der Bürgerschaft eine Kriegssteuer von 2000 Gulden auf. Neun Tage später berief der Gouverneur den Rat und die Bürgerschaft zusammen; er ließ sie wissen, der König zweifle nicht an ihrer Treue, gleichwohl sei es nötig, daß sie ihre Waffen ablieferten und in den bischöflichen Palast zusammentrügen. Sobald dies geschehen war, wurden die Bürger aufgefordert, dem Könige von Frankreich als ihrem Herrn den Eid der Treue zu leisten. Zwar erklärte die Bürgerschaft, daß ihre Stadt eine Stadt des Reiches sei, und dem Gehorsam, den sie diesem schuldete, könne sie sich nicht ganz entziehen.

*) Die Stadt hatte im letzten Jahre durch Pest und Hungersnot sehr gelitten und zählte nicht mehr als 5000 Einwohner. Über den Verrat an der Stadt klagt ein altes, von Mone mitgeteiltes Volkslied:

Alsbald man die Fähnlein sah
Wol über die Mauer einfliegen;
Sie (die Bürger) meinten, sie wären ihr Freund.
Vermerket große Wunder:
Zwo Scharen mit Frauen fein,
Jegliche trug besunder
Ihr Silbergeschirr mit Wein.
Sie täten die Knechte umfahn,
— Sie meinten, sie wären ihr Feund —
Dem Silber täten sie nahen,
Die Frauen erslahen.

aber der Gouverneur achtete dieſer ſchüchternen Widerrede nicht; er nahm die Schlüſſel der Stadt an ſich, erklärte den Schöffenmeiſter Johann Boileau für abgeſetzt und gebot, daß ihm als dem Statthalter des Königs alle geziemenden Ehren erwieſen würden, die bisher der Schöffenmeiſter genoſſen habe. Raſch vollzog ſich ſo der Übergang aus der bisherigen Freiheit in den franzöſiſchen Gehorſam. Boileau vermochte die der Bürgerſchaft und ihm ſelbſt angethane Schmach nicht zu ertragen; er verließ die vergewaltigte Stadt und begab ſich nach Port St. Vincent, wo er bald nachher ſtarb.

Von Toul war der König am 14. April gegen Nancy aufgebrochen. Der Connetable von Montmorency, der ihm voraus zog, forderte den Befehlshaber der Stadt, den Herrn von Hauſſonville, zur Übergabe des Platzes auf, und die Regentin, die den ungleichen Kampf der kleinen Beſatzung gegen das große Heer des Königs für nutzlos hielt, auch auf die Hilfe des Kaiſers nicht rechnen konnte, unterwarf ſich der Gewalt und den Bedingungen, die ihr der König auferlegen werde. Am Abende des 14. April hielt Heinrich II. ſeinen Einzug; franzöſiſche Truppen beſetzten die öffentlichen Plätze der Stadt, und franzöſiſche Edelleute lagerten ſich in den Sälen des herzoglichen Palaſtes ein. Gleich am folgenden Morgen gab der König bekannt, daß die Regentſchaft der Herzogin Chriſtine geendet habe, und daß er den jungen Herzog Karl nach Frankreich bringen werde, um ihn dort mit den königlichen Prinzen erziehen zu laſſen. Vergebens bat die Herzogin, ſie nicht von ihrem Sohne zu trennen; ihren Bitten und Klagen hielt der König entgegen, daß die Sicherheit Frankreichs es nötig mache, Lothringen eine Zeitlang in Beſitz zu nehmen; die Maßregel ſei einmal von dem königlichen Rate beſchloſſen, und man könne daran nichts ändern. Die herzoglichen Beamten und Diener, Lothringer, Fläminger und Deutſche, wurden entlaſſen und durch Franzoſen erſetzt. Wenige Tage nachher ward der neunjährige Prinz Karl nach

Rheims gebracht, während die Herzogin mit ihren beiden Töchtern über Straßburg den Weg nach den Niederlanden nahm.*) Heinrich II. sicherte sich Nancy durch eine starke Besatzung von 5000 Mann Fußvolk und hundert Berittenen, die er unter den Befehl des Marschalls St. André stellte, und begab sich am 17. April zur Heerschau nach Jouy-aux-Arches, wo der Connetable von Montmorency das übrige Kriegsvolk des Königs vereinigt hatte.

In Metz, gegen das sich der neue Anschlag des Königs richtete, war durch ein fast undurchsichtiges Gewirre der verschiedensten, ineinander laufenden Interessen und Leidenschaften der Verrat vorbereitet. Auf die besonderen Zustände in dieser Stadt müssen wir deshalb kurz eingehen. Die gesamte Leitung der städtischen Angelegenheiten lag in den Händen der bevorzugten Patrizierfamilien; in den regierenden Körperschaften, dem Rate der Dreizehn und dem Schöffenrate, war die eigentliche Bürgerschaft nicht vertreten. Die höchste Stelle in der Stadtverwaltung nahm der Schöffenmeister ein, der jedes Jahr aus sechs Mitgliedern der vornehmsten Familien durch das Los bestimmt wurde; er leitete vor allem die auswärtigen Angelegenheiten der Stadt und war mit größeren Rechten ausgestattet als die Bürgermeister oder Städtemeister anderer städtischer Gemeinwesen. Die rechtlose, von der Teilnahme an den öffentlichen Dingen ausgeschlossene Bürgerschaft war seit langem von den herrschenden patrizischen Familien, die

*) Eine Zeitlang dachte Karl V. daran, der bedeutenden Frau die Statthalterschaft der Niederlande zu übertragen, wozu der Prinz von Oranien und andere Edelleute rieten. (Oranien hoffte damals die Hand der ältesten Tochter der Herzogin zu erhalten.) Granvella aber leitete die Wahl des Kaisers auf Margareta von Parma. Wie ganz anders hätte sich die Geschichte der Niederlande gestalten können, wenn der Wunsch des Prinzen von Oranien, der später das thätigste Werkzeug der politischen und kirchlichen Revolution in den Niederlanden wurde, sich erfüllt hätte.

fast ohne Ausnahme welscher Abstammung waren, durch eine tiefgehende Unzufriedenheit, zum Teil auch durch nationale Verschiedenheit getrennt, denn unter den Gewerbetreibenden war ein sehr starker Bruchteil deutsch redender Einwohner;*) aber auch die vornehmen Familien waren durch Parteihader und allerlei Eifersucht unter einander entzweit. Schärfer hatten sich die Gegensätze herausgebildet, seit die kirchlichen Neuerungen 1522 in die Stadt Eingang gefunden hatten. Die Bürgerschaft wie die Mehrheit der städtischen Magistrate zeigten sich dem neuen Wesen abgeneigt; und 1525 nach dem Ausbruche des Bauernkrieges wurden scharfe Maßregeln gegen alle kirchlichen Neuerungen erlassen. Vorschub erhielt die Bewegung indes durch französische Flüchtlinge, die in die Stadt gekommen waren, und durch einige einflußreiche Männer der städtischen Aristokratie. Auf dem Reichstage zu Augsburg mahnte deshalb Karl V. die Metzer Gesandten, keine Neuerungen in der Stadt aufkommen zu lassen und kein Bündnis gegen ihn einzugehen, denn beides war nahezu gleichbedeutend geworden. Um gegen die kirchlichen und die damit verbundenen politischen Gefahren einen Schutz und Rückhalt zu haben, verhandelte die Stadt damals sogar mit dem alten Feinde ihrer städtischen Unabhängigkeit, dem Herzoge von Lothringen, über ein Bündnis. Man wollte dem Herzoge die seit mehr als zwei Jahrhunderten beseitigte Würde eines Grafen von Metz übertragen und ihm mit dem Titel eines Vikarius des Reiches bedeutende Rechte zubilligen, wofür er versprechen sollte, die Steuerlasten zu erleichtern und alle Freiheiten, welche die Stadt von alters her besessen habe, zu schützen. Dem Kaiser gegenüber rechtfertigte die Stadt diesen Vertrag durch die ihr drohenden Gefahren; die Verhandlungen selbst aber hatten, soviel wir wissen, keine weiteren Folgen.

*) Das kaiserliche Edikt wegen der Lehre Luthers wurde im März 1522 in Metz in deutscher Sprache angeschlagen.

Unter den Mitgliedern der aristokratischen Familien, die für die Einführung der neuen Lehre in Metz arbeiteten, waren am eifrigsten die sehr reichen und mächtigen Patrizier Philipp Dex und die Brüder Robert und Gaspard von Heu. Im Jahre 1533 gelangte Robert von Heu als Schöffenmeister an die Spitze des Stadtregimentes und suchte in dieser Stellung die Neuerung auf jede Weise zu fördern. Er trat mit dem schmalkaldischen Bunde, den er um Unterstützung seiner Metzer Glaubensgenossen bat, in enge Beziehung und bezog als Kundschafter und diplomatischer Agent des Kurfürsten von Sachsen sogar ein Jahrgeld von hundert Gulden. Er unternahm es ferner, den Herzog Anton dem Kaiser zu entfremden und den schmalkaldischen Verbündeten zu nähern; und zu diesem Zwecke betrieb er eine Heirat des lothringischen Prinzen Franz mit Anna von Kleve, deren Schwester die Frau des Kurfürsten von Sachsen war. Die Verlobung des Prinzen mit des Kaisers Nichte, Christine von Dänemark, machte indes diesen Entwürfen ein Ende.

In den ersten Tagen des Jahres 1541 kam Karl V., als er sich aus den Niederlanden zu dem Regensburger Reichstage begab, nach Metz. Die Stadt bereitete ihm einen glänzenden Empfang; sie erneuerte ihm den Schwur der Treue und erhielt von ihm die Bestätigung ihrer alten Rechte wie die Zusicherung des immerwährenden kaiserlichen Schutzes. Karl besichtigte die Wälle und das Geschützwesen der Stadt, und wie im Vorgefühle dessen, was elf Jahre später geschah, empfahl er den städtischen Behörden stete Wachsamkeit nach außen und standhafte Abwehr der Ketzerei. Als jedoch im nächsten Jahre Gaspard von Heu, ein leidenschaftlicher Calvinist, durch das Los an die Spitze der städtischen Verwaltung gelangte, nahm die kirchliche Bewegung in Metz einen neuen stürmischen Charakter an. Um der Sache der Reformation jeden Vorschub zu leisten, suchte der neue Schöffenmeister sich des Beistandes der schmalkaldischen Verbündeten zu versichern. Durch

ihn ermutigt, begannen auch die Straßburger Prediger sich in die kirchlichen Angelegenheiten der Stadt einzumischen, und zuletzt fand sich aus der Schweiz Calvins Genosse Farel ein und begann in seiner leidenschaftlich rücksichtslosen Weise vor der Menge zu predigen. Von da verbitterte sich der religiöse Streit von Tag zu Tag; zwischen dem Schöffenmeister und dem Rate der Dreizehn kam es zu den heftigsten Auftritten, und der Bürgerkrieg schien jeden Tag ausbrechen zu wollen.

Während in der Stadt alles gährte, lagerte sich im Anfange des Sommers, zur Zeit als Franz I. den Krieg gegen Karl V. wieder begann, der protestantische Graf von Fürstenberg, ein zügelloser Abenteurer und Söldnerführer, mit einem Haufen deutscher Landsknechte, die er für Franz I. geworben hatte, vor der Stadt. Franz hatte diesem Manne für seine bisher geleisteten Dienste, Gott weiß, mit welchem Rechte, die Herrschaft Gorze bei Metz übertragen. Über die Absichten des Grafen hatte man nur Vermutungen. Während die Söldner draußen lagen, kam er eines Tages mit bewaffneten Begleitern in die Stadt und kehrte bei dem Syndikus Johann von Niedbruck, einem eifrigen Anhänger der neuen Lehre, ein. Da rotteten sich plötzlich die Bürger zusammen und schrieen Verrat, denn Fürstenberg sei im Einverständnisse mit einigen Patriziern und beabsichtige mit Hilfe der draußen gelagerten Truppen einen Handstreich gegen die Freiheit der Stadt. Mit Not entkam Fürstenberg aus den Thoren; einer seiner Leute wurde von den aufgeregten Bürgern erschlagen. Wollte Fürstenberg, wie einige meinen, die Stadt dem Könige Franz gleich im Beginne des Krieges in die Hand spielen, oder wollte er ihr mit Hilfe seiner deutschen Söldnerbanden die Herrschaft der neuen Lehre aufzwingen, was wiederum einen Anschluß der Stadt an den König Franz nach sich gezogen hätte: diese Frage wird unaufgeklärt bleiben. Unberechtigt war die Erregung der Bürgerschaft bei dem Verhältnisse, in dem Fürstenberg zu dem französischen Könige stand, gewiß

nicht. Fürstenberg lagerte sich hierauf mit seinem Kriegsvolke in Gorze ein, das er zum Sammelplatze der Calvinisten machte, und wohin sich auch bald nachher Farel begab, als ihm der weitere Aufenthalt in Metz untersagt wurde. Als Sühne für die ihm angethane Gewalt verlangte er von dem Magistrate in Metz die Wiederaufnahme der ausgewiesenen Calvinisten, freie Predigt des Evangeliums und, was die Hauptsache war, für sich eine Entschädigung von 50000 Goldgulden.

Während über diese Forderungen zwischen Fürstenberg und der Stadt in Pont à Mousson verhandelt wurde, schickten die patrizischen Neuerer in der Stadt zwei der ihrigen nach Straßburg, um durch die Vermittlung Bucers und des Stadtmeisters Jakob Sturm eine Einmischung des schmalkaldischen Bundes herbeizuführen. In der That kamen im Oktober Abgesandte des Landgrafen von Hessen, Wirtenbergs und Frankfurts nebst Jakob Sturm nach Metz, wo sie wegen der in der Stadt ausgebrochenen Pest ihre Wohnung vor den Thoren nahmen. Sie suchten bei dem Magistrate den Forderungen Fürstenbergs und der Calvinisten allen möglichen Nachdruck zu geben, aber der Magistrat stellte ihrem Begehren die wiederholten Mahnungen des Kaisers entgegen und erklärte die Wünsche der Abgeordneten für unerfüllbar. Als diese Verhandlungen nutzlos verliefen, begab sich Gaspard von Heu als Schöffenmeister im Oktober selbst nach Deutschland, um nun eine gewaltsame Einmischung des schmalkaldischen Bundes zu Gunsten der Neuerer zu erwirken. Der Landgraf von Hessen zeigte sich zu einer solchen Einmischung geneigt, obschon der Regensburger Reichstagsabschied, der die volle Zustimmung der protestantischen Stände gefunden hatte, ausdrücklich verbot, für protestantische Unterthanen gegen ihre katholische Obrigkeit mit Gewalt Partei zu ergreifen. Viel bedenklicher mußte es erscheinen, daß der Schöffenmeister auch mit dem Sohne des Königs Franz, dem Herzog von Orleans, der als Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Luxemburg

stand, Verbindungen angeknüpft und von diesem, wie der Schöffenmeister selbst bekundete, das „freiwillige Anerbieten" erhalten hatte, er sei bereit, die Metzer Protestanten in seinen Schutz zu nehmen.*) Diese und andere gefährlichen Umtriebe des Schöffenmeisters veranlaßten endlich die Stadtbehörden zu einem entschiedenen Vorgehen. Sie erhoben gegen ihn die offene Anklage, daß er die Freiheit der Stadt verraten wolle, und entsetzten ihn seines bisherigen Amtes.

Nicht lange nach diesen Vorgängen in der Stadt ward auch dem Treiben Fürstenbergs ein Ende gemacht. Nach Gorze, wohin Farel seine Thätigkeit verlegt hatte, waren mehr und mehr französische Unterthanen gekommen, die sich dort an dem calvinistischen Gottesdienste beteiligten. Dieser Umstand, sowie zahlreiche Beschwerden darüber, daß unter dem Schutze Frankreichs Stifter und Klöster beraubt und jederlei Gewaltthätigkeiten verübt würden, veranlaßten den an der Grenze stehenden Herzog Claudius von Guise zu einem bewaffneten Einschreiten. Am Ostertage 1543 brachen plötzlich während des Gottesdienstes Kriegsleute des Herzogs in Gorze ein, sprengten die versammelten Frauen und Männer auseinander und bekamen das Schloß in ihre Gewalt. Der Umstand, daß die ergriffenen Franzosen als Rebellen behandelt wurden, spricht dafür, daß der Überfall nicht ein bloßes Werk des Herzogs von Guise war, sondern mit dem Willen des Königs erfolgte. Fürstenberg, der seine Räubereien bisher im Namen des reinen Evangeliums geübt hatte, änderte bald nachher seine Pläne und bot durch Vermittlung Granvellas seine Dienste dem Kaiser an.

Während durch den Fall von Gorze den Calvinisten der feste Haltpunkt im Bistume Metz verloren ging, waren die

*) O. Winkelmann. Der Anteil der deutschen Protestanten an den kirchlichen Reformbestrebungen in Metz. Jahrb. für loth. Gesch. IX. 202.

städtischen Obrigkeiten dem fortgesetzten Drängen und Drohen der Schmalkaldener soweit gewichen, daß sie im März den Protestanten das Recht der Predigt in einer Kirche zugestanden und einer Anzahl ausgewiesener Bürger die Rückkehr gestatteten. Diese Nachgiebigkeit schwellte die Hoffnung der Neuerer zu dem Glauben an einen völligen Sieg ihrer Sache an und steigerte ihre Forderungen zu einem Übermaße, dessen Folgen sich rasch gegen sie wandten. Sie verlangten nicht nur Freiheit der Predigt in allen anderen Kirchen der Stadt, sondern forderten auch für den leidenschaftlichen Farel und für Calvin selbst Aufnahme in die Stadt zur Veranstaltung einer Disputation. Auf Betreiben Jakob Sturms ließen sich ferner die schmalkaldischen Verbündeten herbei, von dem Magistrate die beantragte Disputation für Calvin gebieterisch zu verlangen. Diese bedrohliche Einmischung von Fremden in die Angelegenheiten ihres freien Gemeinwesens veranlaßte die Stadtbehörden, an deren Spitze als Schöffenmeister Richard Raigecourt stand, eine Botschaft an den Kaiser zu schicken, damit ihre Stadt vor der schlimmsten aller neuen Sekten bewahrt bleibe. Karl V., der sich auf dem Kriegszuge gegen den rebellischen Herzog von Jülich-Kleve befand, sandte im Oktober seinen Rat Boisot mit Weisungen und Vollmachten versehen nach Metz, um mit den städtischen Behörden die Maßregeln zu vereinbaren, welche der Stadt Ruhe und Sicherheit gewähren sollten. Das Ergebnis der Beratungen war ein Edikt, das am 15. Oktober verkündet wurde. Die katholische Sache wurde dadurch in der Stadt im alten Umfange wieder hergestellt; die Verbreitung und der Besitz von ketzerischen Schriften wurde mit Strafe bedroht, die protestantischen Prediger ausgewiesen und allen Bürgern bei hohen Geldstrafen und Verlust des Bürgerrechts geboten, jede Verbindung, die sie mit auswärtigen Fürsten und Städten zum Schutze ketzerischer Meinungen eingegangen seien, in einer bestimmten Frist zu lösen. Die Ausführung dieses Ediktes gab

der Stadt für eine Reihe von Jahren die innere Ruhe und Ordnung zurück, und die mächtige Stellung, die der Kaiser in den nächsten Jahren nach dem Frieden von Crespy einnahm, ließ keinen Gedanken des Widerstandes bei dem calviniſtiſch geſinnten Patriziate in der Stadt aufkommen; auch die Angehörigen der mächtigen Familien Heu und Dex fügten ſich mit Widerſtreben und Vorbehalten dem kaiſerlichen und ſtädtiſchen Willen.

So blieben die Dinge in Metz, bis ſich in Deutſchland die große Fürſtenverſchwörung gegen den Kaiſer bildete und der hochverräteriſche Bund mit Heinrich II. von Frankreich geſchloſſen wurde. Wie weit die Beziehungen reichten, die das calviniſtiſche Patriziat in Metz mit ſeinen alten Verbündeten, den ſchmalkaldiſchen Fürſten und Städten, damals unterhielt, iſt im einzelnen noch nicht aufgedeckt; nur ſoviel iſt gewiß, daß die Brüder Heu, die Patrizier Dex, Gournay und andere, von denen die meiſten franzöſiſche Penſionen bezogen, mit den verſchworenen Fürſten und mit Heinrich II. im Einverſtändniſſe waren, um gemäß dem Vertrage von Chambord dem neuen Reichsvikarius, dem Protektor der Libertät und des neuen Evangeliums, die Stadt in die Hände zu ſpielen. Mit ihnen verband ſich zuletzt noch ein anderer, von ganz verſchiedenen Intereſſen geleiteter Mann, in deſſen Händen, wie es ſcheint, ſchließlich alle Fäden des verräteriſchen Unternehmens zuſammenliefen: der Biſchof und Kardinal Robert von Lenoncourt.*)

Seit nahezu zweihundert Jahren hatten die Biſchöfe ihre weltlichen Rechte über die Stadt den ſtädtiſchen Obrigkeiten überlaſſen müſſen, auch ihre Reſidenz in der Stadt hatten ſie aufgegeben und dazu das nahegelegene Städtchen Vic gewählt.

---

*) Lenoncourt war geiſtlicher Biſchof; weltlicher Adminiſtrator des Bistums war der Kardinal Karl von Lothringen (le grand cardinal).

Einen Verzicht auf ihre angeblichen Souveränitätsrechte aber hatten sie nie gethan, und so benutzten sie jede ihnen günstig scheinende Gelegenheit, um ihre Herrschaft in der Stadt wieder herzustellen. So hatte der Bischof Heinrich seit 1484 versucht, die geistliche Gerichtsbarkeit in der Stadt im ganzen Umfange des kanonischen Rechtes wieder geltend zu machen, und darüber war der alte Streit über die bischöflichen und städtischen Rechte mit neuer Heftigkeit entbrannt. Robert von Lenoncourt, der auch von französisch gesinnten Erzählern als ein politisch berechnender und auf seine persönlichen Interessen bedachter Mann geschildert wird, war wie Marillac und de Fresse mit den Plänen Heinrichs II. vertraut und diesem völlig ergeben. Er mochte Grund haben zu glauben, daß er mit Hilfe des Königs die Stadt wieder ganz unter die bischöfliche Herrschaft bringen werde. Mit Robert von Heu, dem er eine seiner Nichten vermählt hatte, wie mit Gaspard von Heu fand er sich, wenn auch aus ganz verschiedenen Beweggründen, in demselben Plane zusammen; und diese Männer zogen dann den Schöffenmeister Jakob von Gournay, dessen Bruder Michel, ferner Philipp von Dex und andere einflußreiche Mitglieder des Patriziates in ihr Einverständnis. Eine Menge der verschiedenartigsten Interessen: Herrschsucht, Ehrgeiz, Gier nach Gewinn und kirchliche Leidenschaft vereinigten sich so zu einem fast unentwirrbaren verräterischen Gewebe, um eine der französischen Herrschaft abgeneigte und mit allen Mitteln der Abwehr aufs beste ausgerüstete Stadt ohne Waffengewalt dem Feinde auszuliefern.*) Im französischen Heere war man des Erfolges im voraus gewiß. Als der Connetable gegen

*) In den Türmen und Magazinen der Stadt fand sich nach Viville im Jahre 1500 die für jene Zeit außerordentlich große Zahl von 20 Bombarden, 48 andern groben Geschützen, 205 Feldschlangen, mehreren hundert Gabelbüchsen, über 5000 Pfund Pulver, mehr als 3000 Pfund Salpeter und 1270 Pfund Schwefel.

Metz heranzog, schickte der Magistrat ihm Abgeordnete entgegen und erbot sich, den Truppen unter bestimmten Bedingungen Lebensmittel zu liefern und den König in die Stadt aufzunehmen, wenn er nur mit einem kleinen Gefolge kommen werde. Der Franzose fand dieses bedingte Anerbieten so unsinnig, daß man, wie er sagte, dem Könige nicht einmal davon reden könne. Der König, so ließ er sich weiter gegen die Abgeordneten aus, kenne im übrigen ihre Gesinnung für den Kaiser nur allzugut; er pflege aber die Schlüssel zu den Orten, in die er gelangen wolle, bei sich zu tragen, und so möchten sie zusehen, wie sie ihre Stadt gegen ihn verteidigen könnten.

Am 10. April erschien der Connetable, nachdem er die Burg Gorze, die von einer kleinen Abteilung Kaiserlicher besetzt war, zerstört und die Besatzung niedergemacht hatte, vor dem Theobaldsthore und ließ dem Magistrate überbringen, er sei gekommen in der Meinung, die königliche Armee durch die Stadt marschieren zu lassen, damit sie auf einer Wiese jenseit der Stadt ihr Lager nehme. Auch möge man gestatten, daß der König mit seiner Leibwache in der Stadt verbleibe, um wegen der Lebensmittel bessere Anstalten treffen zu können; sollte man sich dessen weigern, so drohte er alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Magistrat und Bürgerschaft versammelten sich, um zu beraten, was zu thun sei. Man beschloß, die Freiheit der Stadt aufs äußerste zu verteidigen und nicht vom Reiche zu lassen. Diesem Beschlusse gemäß wurden alle Maßregeln wie bei früheren Belagerungen getroffen; die Bürger nahmen die Waffen und begaben sich auf die angewiesenen Posten. Unterdes hatten sich die vornehmsten der Verschwörer, die auch der Versammlung beigewohnt hatten, zu dem Connetable hinausbegeben und erklärten ihm, man wolle ihn mit einem Fähnlein und den Leuten seines Hauses gerne in die Stadt einlassen. Der Connetable

setzte sich sofort zu Pferde und befahl den Abgeordneten ein gleiches zu thun, denn er wolle sogleich mit ihnen in die Stadt reiten. Als sie nun zu dem halbgeöffneten Thore Serpenoise kamen, ließ sich wie von ungefähr ein Herr von Peloux mit hundert leichten Reitern sehen, und der Connetable bemerkte den Abgeordneten, sie könnten immerhin auch diese mit einlassen, weil sie ohne Verzug zurückgehen und dem Könige über den Zustand der Lebensmittel in der Stadt Bericht geben würden. Die Einreitenden bemächtigten sich sofort des Thores, und fünf bis sechshundert Reiter, die in den Vororten standen, drangen unmittelbar darauf in die Stadt ein. Die Bürger, die zur Verteidigung aufgestellt waren, schrieen über Verrat und Treubruch und erwarteten das Zeichen zum Kampfe, aber zu ihrem Staunen ward ihnen mitgeteilt, sie sollten sich von ihrem Posten weg in ihre Häuser begeben. Sobald der Connetable mit seinen Leuten in der Stadt Stellung genommen hatte, ließ er dem Magistrate bedeuten, er möge die bewaffneten Mannschaften, die ohne Nutzen da seien, entlassen, denn er sei stark genug, die Stadt zu behaupten, bis der König komme und ihnen seinen Willen mitteile.

Der Verrat der Stadt geschah am 10. April; am 18. wollte der König seinen feierlichen Einzug halten und die Huldigung des Magistrates und der Bürgerschaft entgegennehmen. Die Mehrzahl der Ratsherrn erklärte indes dem Connetable, daß die Stadt eine kaiserliche Stadt sei und sich nicht vom Reiche losreißen lasse. Deshalb beschloß der Connetable, vor der Ankunft des Königs jeden Widerstand des Rates zu brechen und die Bürgerschaft von jedem Widerspruche abzuschrecken. Zu diesem Zwecke legte er sich zu Bette und ließ die widerstrebenden Ratsherrn zu sich berufen, denn er sei sterbenskrank und beabsichtige, sein Testament zu machen. Als jene sich nun in seinem Zimmer eingefunden hatten, warf der angeblich Kranke, so wird erzählt, plötzlich die Bettdecke ab,

sprang auf den Schöffenältesten zu und durchbohrte ihn mit seinem Degen; zu gleicher Zeit drang seine Leibwache herein und stach und schlug auf die Versammelten ein, bis keiner mehr am Leben war. Am 18. April hielt der König mit großem Gepränge seinen Einzug in die verratene und von Schrecken gelähmte Stadt. Er ließ die Bürgerschaft entwaffnen, bemächtigte sich des Proviants und aller Geschütze, entfernte die bisherigen Behörden, um sie durch Franzosen seiner Wahl zu ersetzen, und ließ sich „unbeschadet der Rechte des Reiches" den Eid der Treue schwören.*) Die beiden Säulen, die den kaiserlichen Adler trugen, wurden niedergelegt und an ihrer Stelle ein Siegesbogen errichtet, auf dem der Name des Königs als „des heil. römischen Reiches Protektor" stand. Nach dem Wortlaute des Vertrages von Chambord sollte Metz wie die andern dort genannten Städte auch nach der französischen Besitznahme Bestandteile des deutschen Reiches bleiben und der König in seiner Eigenschaft als ihr Landesherr sollte ein Stand des Reiches mit dem Titel eines Reichsvikars werden. Thatsächlich unterschied sich das Verhältnis, in das die Stadt gebracht wurde, in nichts von völliger Unterjochung. Unter der Aufsicht französischer Soldaten führte der Bischof Lenoncourt die Posse einer Volksabstimmung zu Gunsten des Königs auf, und eine Besatzung von 5000 Mann, die der König dort zurückließ, sollte die Bürgerschaft in ihrer guten Gesinnung stärken und vor jedem Abfalle von der beschworenen Treue bewahren.

*) „Nous, ayant entendu de Vous, que pour le bien du Saint-Empire, recouvrement et conservation de la dite liberté, a été en jours passés, faite et accordée entre Vous et les princes de la dite Germanie, ligue offensive et défensive, à l'encontre de Charles V., pour les biens de laquelle ligue vous vous êtes acheminé jusqu'en cette ville, ne voulant défavoriser la dite ligue, nous jurons de ne jamais supporter le dit Empereur, ainsi au contraire de vous porter toujours honeur, faveur, assistance, suppliant Votre Majesté de nous vouloir prendre en sa protection et en sauvegarde, sans préjudice des droits du Saint-Empire."

Lenoncourt hatte gehofft, die Stadt wiederum unter die bischöfliche Gewalt zu bringen. Aus den Archiven hatte er deshalb Urkunden und Briefe, die seinen Ansprüchen entgegen standen, entfernt und suchte dem Könige überdies einzureden, daß die Wiederherstellung der bischöflichen Souveränität die sicherste Gewähr für den Gehorsam der Stadt sei; anderes Falles werde sie nicht aufhören, alles in Bewegung zu setzen, um sich wieder der Herrschaft des Königs zu entziehen. Heinrich II. kümmerte sich indes ebensowenig um die angeblichen Hoheitsrechte des Bischofs wie um das bestehende Stadtrecht; er setzte 1554, so wie er es in Tull gethan hatte, ohne Rücksicht auf den Bischof und den Magistrat einen neuen Schöffenmeister nach eigener Wahl als Stadtoberhaupt ein. Als bald nachher sich zwischen der Bürgerschaft und dem Nachfolger Lenoncourts, dem Bischofe Franz von Beaucaire, ein Streit über die Stadtrechte erhob, endete der König den Zank dadurch, daß er sich im Anfange des Jahres 1556 von Beaucaire als dem geistlichen Bischofe und von dem Kardinale Karl von Lothringen als dem weltlichen Administrator des Bistums alle Souveränitätsrechte über die Stadt — die beide gar nicht besaßen — abtreten ließ. So verlor die verratene Stadt auch ihre reichsständische Selbstständigkeit. Noch weniger wie die Hoffnungen des Bischofs Lenoncourt erfüllten sich die Erwartungen der religiösen Neuerer, wenn überhaupt der Eifer für das reine Evangelium die Triebfeder ihres verräterischen Handelns gewesen war. Denn nimmermehr konnte Heinrich II. zugeben wollen, daß die mächtige Grenzstadt, die jetzt in seinen Händen war, zu einer Brutstätte der von ihm gehaßten und gefürchteten Sekte werde. Von einer Anerkennung der Calvinisten und deren Rechte in Metz war überhaupt keine Rede; vielmehr arbeiteten die königlichen Statthalter auf deren gänzliche Vernichtung hin. Als die Calvinisten 1559 wiederholt um freie Ausübung ihrer Religion baten, erhielten sie von dem Statthalter Santerre den bösen Bescheid, sie sollten den König mit Bitten nicht

weiter beschweren, Neuerungen würden nicht gestattet werden; sollte aber jemand sich einmischen wollen oder Versammlungen halten, so werde der Gouverneur gezwungen sein, ein Einsehen zu thun, daran jeder sich ein Exempel nehmen solle. Wollte einer von ihnen in seiner Religion leben und sterben, dann möge er sich anderswohin, in die Dörfer oder nach Augsburg hin, verfügen. — Bald nach der verräterischen Einnahme von Metz begannen die angesehensten Familien die Stadt zu verlassen; nach dem Zeugnisse Vivilles blieb kaum ein Mitglied der vornehmen Geschlechter (Paraiges) zurück, weil sie sich nicht überwinden konnten, unter einer Herrschaft zu leben, die sie als eine fremde verabscheuten. Die bitter enttäuschten Calvinisten, die Santerre als Rebellen bedrohte, flohen meist nach Straßburg und nach der Pfalz. Im übrigen begnügte sich Heinrich II. wie seine nächsten Nachfolger mit dem Titel eines Protektors und Vicarius des heil. römischen Reiches; erst Heinrich III. nahm 1585 den Namen eines Souverain Seigneur der Stadt und der Bistümer an.

Am dritten Tage nach seinem Einzuge in Metz zog Heinrich II. gegen Straßburg. Er gedachte auch das Elsaß an sich zu reißen und, gestärkt durch den Bund der verschworenen Fürsten, über den Rheinstrom in das Reich einzubrechen, dessen Ostgrenzen von den verbündeten Türken bedroht waren. Der Marschall Vieilleville hatte ihm geraten, in den Städten, durch die er ziehe, keine Garnisonen zurückzulassen, sondern die Patrizier und die Magistrate für sich zu gewinnen und in dem Glauben zu erhalten, als habe er seinen Zug lediglich zum Schutze der deutschen Freiheit unternommen; denn wenn er seine wahre Absicht offenbare, werde es ihm nicht so leicht gelingen, die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms und andere am Rheine gelegene Plätze zu besetzen. Der König, der auch in Straßburg seine Agenten hatte, glaubte indes, es werde ihm dort das Spiel ebenso leicht werden wie in Metz; und der Connetable rühmte

mit rohem Wachtmeisterwitz, er werde in die Hauptstadt des Elsaßes hineintreten wie in Butter. Aber die Stadt, durch Kundschafter belehrt über die Vorgänge in Toul und Metz, war auf ihrer Hut. Sie zeigte den Franzosen, die in die Stadt einzureiten versuchten, die Mündungen der Kanonen und wies die schönen Reden des Connetable mit den Worten ab, er möge nicht denken, daß er es mit Tröpfen zu thun habe, die ihn mit sechs Kompagnien in die Stadt einließen; wolle der König aber mit einem Geleite von nur 39 Reisigen einziehen, so solle er willkommen sein. Von Straßburg abgewiesen, wandte sich Heinrich II. nach dem Unterelsaß, nahm Hagenau und Weißenburg ein und gönnte seinen Edelleuten und Knechten den Stolz, ihre Rosse im Rheine getränkt zu haben. Überall, wo die Franzosen hinkamen, hausten sie auf eine schreckliche Weise. Wie Vieilleville selbst berichtet, flüchteten sich die Bevölkerung überall vor der soldatischen Zügellosigkeit, so daß kein Mensch auf dem Wege gefunden wurde, mit dem man hätte reden können. Von Seiten des Reiches erhob sich nur der ungefährliche Einspruch einzelner Fürsten gegen die verübten Schandthaten. Die rheinischen Kurfürsten, der Bischof von Würzburg, die Herzöge von Jülich und Württemberg, die in Worms zusammenkamen, baten den König in schonendster Weise, doch die deutschen Gebiete nicht länger zu verwüsten. Den von Heinrich vorgeschlagenen Rheinbund unter französischem Protektorate lehnten sie ab. Erst die Nachrichten, daß kaiserliches Fußvolk von den Niederlanden in die Champagne eingedrungen sei, und daß der Kaiser sich mit den protestantischen Fürsten vertragen habe, bewogen den König, sein Kriegsvolk aus dem Elsaße wegzuführen und über Luxemburg nach Lothringen zurückzukehren. Am 12. Juni stand er vor Verdun. Seit langem war hier die Bürgerschaft über die Anmaßung und den Druck des Patriziates, das alle städtischen Ämter für sich beschlagnahmt hatte, erbittert. Lenoncourt, der auch Bischof von Verdun war, und

mit Hilfe des Königs die bischöfliche Herrschaft über die Stadt wieder herzustellen hoffte, benutzte diese Stimmung der Bürgerschaft, um vor Ankunft des Königs eine Volksabstimmung zu Gunsten der wiederherzustellenden bischöflichen Gewalt und des Königs von Frankreich herbeizuführen. Er versammelte die Bürger und setzte ihnen auseinander, daß die bisherigen Zustände unerträglich seien; darum sei der König gekommen, um sie als gute Unterthanen zu behandeln, so daß sie frei und sonder Zwang über eine neue Ordnung der Dinge abstimmen sollten. Unter großen Feierlichkeiten und von dem Zurufe des Volkes begrüßt, zog Heinrich in die Stadt ein und machte der Bürgerschaft das vieldeutige Versprechen, er wollte sie halten wie seine übrigen Unterthanen. Er übergab die Stadt der Hut des Herrn von Tavannes, den er mit einigen hundert Mann Besatzung zurückließ, besetzte einige unbedeutende Plätze im Luxemburgischen und hielt Ende Juli seinen Einzug in Paris.

Ohne Zögern machte Heinrich II. sich daran, die geraubten Städte „mit Händen und Füßen, mit Zähnen und Nägeln“ gegen alle Versuche einer Wiedereroberung zu sichern. In Toul ließ er die Vorstädte niederlegen, die Abteikirche von St. Mansuy und den größten Teil des Klosters, die einem heranziehenden Feinde Deckung gewähren könnten, durch Feuer vernichten; selbst die herrliche Kathedrale wollte der Herzog von Nevers nehmen, um sie zu einem Bollwerke zu verwenden. Erst 1200 Livres, die ihm das Domkapitel zu Befestigungswerken gab, brachten ihn von dem barbarischen Gedanken ab. In Verdun beschloß der König, da, wo die bischöflichen Gärten lagen, eine Citadelle zu errichten. Vor allem aber suchte er Metz durch Gräben, Mauern und Türme unangreifbar zu machen. Außerhalb der Stadt ließ er alle Gebäude, unter ihnen die Kirchen und Klöster, deren sich ein Feind mit Vorteil hätte bedienen können, sowie einen Teil der Vororte zerstören. Auch innerhalb der Stadt wurden

nach und nach zwei Viertel mit altehrwürdigen und prächtigen Kirchen und Klöstern weggeräumt, um Platz für das Arsenal und die neuen Befestigungen zu gewinnen. Reiche Vorräte an Korn, Heu, Hafer und Schlachtvieh wurden vom Lande hereingebracht und Hand- und Roßmühlen angelegt. An diesem so verstärkten Bollwerke brach sich die gewaltige Anstrengung des Kaisers, der, das verlorene Reichsgebiet mit der Hauptstadt des Mosellandes wieder zu gewinnen und sich die Wege dorthin frei zu machen, alles preisgab, was der Gedanke seines Lebens gewesen war: die Glaubenseinheit, das Interim, die Kaisermacht und die Züchtigung der rebellischen Fürsten. Er wollte, wie er sagte, Metz wiedergewinnen oder davor sterben. Nicht weniger als 54 000 Mann auserlesenes Kriegsvolk mit ausgezeichnetem Belagerungsgeschütz — ein für jene Zeit unvergleichliches Heer mit erprobten Feldherrn — führte Karl zur Wiedereroberung der großen Festung, zur Tilgung nie gesehener Schmach im Herbste 1552 gegen Metz heran. Die ungeheure Anstrengung war vergebens. Mehr als an den neu errichteten Bollwerken und den vertieften Gräben brach sich die Kraft der Belagerer an der Feindschaft der elementaren Gewalten, der Kälte und Nässe, des Fiebers und des Hungers, und an dem Zwiespalte im eigenen Lager des Kaisers. Mit ehrloser Gleichgültigkeit sah das deutsche Volk, d. h. die Fürsten und Stände, der acht undsechszigtägigen Belagerungsarbeit und der nutzlosen fünfzigtägigen Beschießung der Stadt zu; und so entartet war in den herrschenden Kreisen des Volkes das nationale Empfinden geworden, daß man über den unersetzlichen Verlust an Macht und Ehre sich mit dem schalen und schadenfrohen Witze abfand: „die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Tanz versagt."

Einen sehr kühnen Versuch, die Stadt den Franzosen zu entreißen, machten 1554 die Franziskanermönche in Metz. Im geheimen Einverständnisse mit dem kaiserlichen Befehlshaber

in Diedenhofen, brachten sie kaiserliche Kriegsleute als Mönche verkleidet in die Stadt. Diese sollten in einer bestimmten Nacht die Thorwachen überrumpeln und einer Schar Kaiserlicher, die in aller Stille von Diedenhofen an die Stadtthore herankamen, die Stadt in die Hände liefern. Eine große Anzahl Metzer Bürger war in das kühne Unternehmen eingeweiht. Aber der Anschlag wurde verraten. Der Gouverneur Vieilleville legte sich in der bestimmten Nacht mit einer starken Truppenzahl in einen Hinterhalt, fiel über die sorglos heranziehenden Kaiserlichen her und machte sie nieder. Die Franziskaner und eine große Anzahl Bürger wurden hierauf verjagt und die Stadt den Franzosen erhalten. Kurz zuvor hatten einige Patrizier eine Beschwerde über die französische Vergewaltigung der städtischen Freiheiten an das Kammergericht abgefaßt. Als der Statthalter von dem Vorhaben Kunde erhielt, ließ er den Verfasser der Klage und den, der sie überbringen sollte, in dem Flusse ersäufen; die übrigen mußten kniefällig Abbitte thun.

Zwei Jahre nach seinem Mißerfolge gegen Metz, der ihm das bittere Wort entrang, daß es keine Männer mehr um ihn gebe, trat Karl V., innerlich gebrochen, von dem politischen Schauplatze ab. Das deutsche Reich überließ seitdem die Wahrung seiner Rechte an den verratenen Städten wie die Fortsetzung des Kampfes gegen Heinrich II. dem spanischen Könige Philipp II. In den Verhandlungen, die dem Frieden von Cateau-Cambresis vorausgingen, forderte Philipp als Sieger in dem vorausgegangenen Kriege auch von Frankreich, daß die geraubten Städte Metz, Tull und Verdun dem Reiche zurückgegeben würden; die französischen Bevollmächtigten konnten darauf aber mit Recht entgegnen, daß diese Angelegenheit nicht den König von Spanien, sondern das deutsche Reich angehe; und so ließ der am 3. April 1559 abgeschlossene Friede die genannten Reichsstädte bis auf weiteres im Besitze Frankreichs. Auf dem Reichstage, der in demselben Jahre in

Augsburg zusammenkam, beschäftigte man sich auch mit der Frage der Restitution der Reichsstädte. Ausgewanderte und verjagte Magistrate und Bürger von Metz bestürmten die versammelten Kurfürsten und Stände mit Bitten um Hilfe für ihre Heimat. Wochen und Monate lang wurde über die Angelegenheit beraten, Anträge wurden gestellt und Gutachten eingefordert; dann kam es zu dem beschämenden, nichtssagenden Beschlusse, man wolle durch Abgeordnete die entrissenen Reichsteile gütlich von der Krone Frankreich zurückverlangen; für den gewissen Fall aber, daß König Heinrich sich dessen weigern sollten die Gesandten ihm erklären, er habe selber zu ermessen, ob solches zu freundlichem nachbarlichem Willen dienlich sein möge. Die Abgeordneten von Straßburg lehnten sogar ab, an einer solchen Botschaft teilzunehmen, weil sie fürchteten, König Heinrich möge solches der Stadt übelnehmen. Ebenso kläglich gingen die Verhandlungen der Reichstage vom Jahre 1570, 1576 und 1582 über dieselbe Frage aus; es blieb bei redseligen Anträgen und Gutachten und bei nutzlosen Verwahrungen, die gegenüber den rohen Thatsachen nur bewiesen, daß dem reichsständischen Deutschland über unflätigem theologischem Gezänke und dynastischen Begehrlichkeiten alles, was an nationale Ehre und Thatkraft mahnen könnte, gänzlich abhanden gekommen war, während „groß und klein", so klagte 1570 Kaiser Maximilian, „sich den fremden Potentaten zum Kriegsdienste verkauft und ihnen so erlaubt, ihres Gefallens deutsche Mannschaft, Macht und Städte an sich zu ziehen."

Der Übergang der reichsfreien Städte in die Gewalt Frankreichs hatte auf das Verhältnis der Bistümer zu dem deutschen Reiche zunächst keine unmittelbare Einwirkung. Zwar bemächtigte sich Heinrich II. 1555 der bischöflichen Stadt Marsal und legte französisches Kriegsvolk hinein; später wurde auch die bischöfliche Stadt Albersdorf mit einer französischen Besatzung versehen, doch blieben im übrigen die

Fürſtbistümer rechtlich und thatſächlich Beſtandteile des deutſchen Reiches, und die Biſchöfe blieben im Beſitze ihrer herkömmlichen Rechte. Wie zuvor empfingen ſie die Inveſtitur mit den weltlichen Gütern aus der Hand des Kaiſers; durch ihre Geſandten waren ſie auf den Reichstagen vertreten und holten in Prozeßſachen das Urteil der kaiſerlichen Kammer ein. Indes war vorauszuſehen, daß Frankreich auf die Dauer die Rechte des Reiches nicht achten, ſondern in der Verfolgung ſeiner politiſchen Pläne darauf ausgehen werde, ſeine Souveränität auch über die Bistümer auszudehnen. Von weſentlicher Bedeutung für den Erfolg dieſer Politik mußte das Maß der Fügſamkeit und Ergebenheit ſein, mit der die Biſchöfe den Wünſchen der Könige entgegenkamen. Das Bemühen des franzöſiſchen Hofes ging ſomit naturgemäß dahin, auf die Biſchoffitze Männer zu bringen, die durch Herkunft oder Neigung ſeinen Intereſſen vollſtändig ergeben waren. Die gleiche Abſicht hatten indes die lothringiſchen Herzöge in ihrem Hausintereſſe ſeit langem mit Glück verfolgt. Die Bistümer Metz und Verdun waren ſeit Renatus geradezu ein Erbſtück des Hauſes Lothringen geworden, und wir wiſſen, wie ſkrupellos die einander folgenden Biſchöfe dieſes Hauſes den weltlichen Vorteilen ihrer herzoglichen Vetterſchaft bis dahin gedient hatten. Seit dem Ausbruche der kirchlichen Wirren und Unruhen hatten ſie in ihren Diözeſen fortwährend die andringende Ketzerei zu bekämpfen und das Kirchengut vor der Begehrlichkeit der weltlichen Herrn zu ſichern. In dieſer ſchwierigen Lage waren ſie um ſo mehr geneigt, den gefährdeten weltlichen Beſitz in irgend einer Form an das nahe verwandte Herzogshaus zu bringen, da dieſes ſich als eine feſte Abwehr gegen das Eindringen der kirchlichen Neuerungen erwies. Der Biſchof Nikolas von Verdun überließ deshalb 1546 dem jungen Herzoge Karl die ganze Herrſchaft Hattonchatel, und 1550 ſollte der ganze weltliche Beſitz des Bistums dem herzoglichen Hauſe übertragen werden, als der

Kaiser gegen diese Entfremdung von Reichsgut Einspruch erhob. Der Bischof Toussaint von Hocedy in Tull wollte 1561 alle bischöflichen Regalien dem Herzoge Karl überlassen und erneuerte diese Cession im folgenden Jahre. Das Domkapitel aber erhob Einspruch und wandte sich an den Papst wie an den Kaiser Ferdinand, der den Vertrag zwischen dem Bischof und dem Herzoge als den Rechten des Reiches zuwider für nichtig erklärte. Von dem Bistume Metz wurden Ramberweiler, Baccarat und und Moyen dem herzoglichen Hause verpfändet, und 1552 ging der Kardinal Karl von Lothringen als weltlicher Administrator damit um, ihm das ganze mit dem Untergange bedrohte Fürstbistum zuzuwenden. Ein Vertrag, der 19 Jahre später, am 13. September 1573, abgeschlossen wurde, um den gesamten weltlichen Besitz der Metzer Kirche an das Herzogtum zu bringen, kam nicht zur Ausführung, und dies war, wie die Dinge einmal lagen, für Lothringen wie für das Reich ein unberechenbarer Nachteil: denn hätte sich diese Vereinigung vollzogen, so würde die spätere Vergewaltigung Lothringens den Franzosen nicht so leicht geworden sein. Bei der Ohnmacht Deutschlands, dessen Fürsten sich nach einem Worte des Kaisers so benahmen, als wollten sie das Reich mit Willen den Franzosen unter die Füße werfen, und bei der vordringenden Eroberungspolitik Frankreichs mußte indes das Schicksal der Bistümer über kurz oder lang dem der geraubten Reichsstädte folgen; und drei Jahrzehnte nach dem Scheitern des oben erwähnten Vertrages machte Heinrich IV. schon den Versuch, die Bistümer seinem Königreiche einzuverleiben.

Lothringen war durch den Reichsverrat der deutschen Fürsten thatsächlich in die Gewalt Frankreichs gegeben. Toul und Metz beherrschten den Lauf der Mosel; Metz selbst war für Frankreich der Kernpunkt einer ganzen Befestigungslinie von Dünkirchen bis Belfort, das sichere Ausfallsthor gegen den Rhein und der feste Sammelplatz nach einer Niederlage. Der

Vertrag vom Jahre 1541 hatte den französischen Truppen freien Durchzug durch das Herzogtum gesichert; jetzt standen französische Garnisonen in festester Stellung mitten im Lande: in Toul, Metz, in Marsal und Albersdorf; die Hauptstadt Nancy war in französischen Händen, und der junge Herzog Karl wurde am Hofe zu Paris in französischer Denkart und im Gehorsame gegen den König, der ihn mit seiner jüngeren Tochter verlobte, groß gezogen. Mit Recht konnte daher Heinrich II. sich rühmen, er habe sich Lothringens in einer Weise versichert, daß er dort gleichen Gehorsam zu finden hoffe wie in seinem Königreiche, und daß ihm der Weg durch dieses Land zum Rheine offen sein werde, wenn er es verlange.

Vierzehnter Abschnitt.

Innere Zerrüttung Frankreichs nach dem Tode Heinrichs II. Das Haus Guise und der Anteil Lothringens an den politisch-religiösen Wirren Frankreichs. Herzog Karl III. Seine innere Regierung. Stärkung der herzoglichen Landeshoheit. Politische und kirchliche Reformen. Allgemeine Sittenverwilderung. Der Hexenprozeß. Gründung der Universität Pont à Mousson. Sammlung und Redaction der lothringischen Coutumes. Seine Haltung während der französischen Bürger- und Religionskriege. Verwüstende Durchzüge deutscher calvinistischer Kriegsvölker durch Lothringen. Karl III. schließt sich der Liga an und macht gegen Heinrich IV. die Rechte seines Hauses auf den französischen Thron geltend. Umschwung der Stimmung in Frankreich. Karl erkennt Heinrich IV. als König an. Vertrag zu Folembray.

Auf der Bahn der erfolgreichen Trug- und Gewaltpolitik, durch die es Heinrich II. gelungen war, mit Hilfe deutscher Fürsten sich der Vormauern und Thore des Reiches zu bemächtigen, sah Frankreich sich durch innere unheilvolle Ereignisse plötzlich aufgehalten. Gerade wie im 14. Jahrhundert durch die englischen Kriege und den Parteikampf der Häuser Orleans und Burgund, so wurde es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die Wirren eines greuelvollen Bürgerkrieges in eine ungeheure Zerrüttung geworfen und von dem Wege nach auswärtigen Eroberungen wiederum auf die eigene Rettung hingewiesen. Und wie es in den Wirren des 14. Jahrhunderts geschehen war, so ward Lothringen auch jetzt wiederum in die Geschicke seines mächtigen Nachbarlandes in folgenschwerer Weise hineingezogen.

Herzog Renatus II. hatte seinem jüngeren Sohne Claudius, der sich 1513 mit Henriette von Bourbon vermählte, die in Frankreich gelegenen Besitzungen seines Hauses: die Baronieen Elboeuf, Joinville, Mayenne und die Grafschaften Aumale und Guise durch Testament zugewandt. Unter den ritterlichen Heerführern Franz' I. leuchtete Claudius von Guise, so ward er nach der ihm zugefallenen Grafschaft benannt, durch Tapferkeit in den Schlachten und durch staatsmännische Klugheit in den Geschäften des Friedens hervor. Sein Heldenmut bei Marignano, wo er aus vielen Wunden blutete, sowie die Umsicht, mit der er nach der Schlacht von Pavia während der Gefangenschaft des Königs die Ordnung in Frankreich aufrecht erhielt, machte ihm einen großen Namen und gab ihm Anspruch auf die höchsten Ehren am Hofe. Seine Tochter ward die Gemahlin Jakobs V. von Schottland und Mutter Maria Stuarts. Von seinen sechs Söhnen gewann der eine, Franz, den Ruhm, Metz gegen Karl V. behauptet, Calais den Engländern und Diedenhofen den Spaniern entrissen zu haben. Das Volk sah daher in ihm den Mann, der Frankreichs Sicherheit verbürge; der Adel fühlte sich wegen seiner königlichen Freigebigkeit an ihn gefesselt, und Heinrich II. verlieh ihm die Würde eines Generalstatthalters im Königreiche, d. h. er übertrug ihm die Ausübung der königlichen Gewalt so lange, bis er es für gut finde, sie wieder selbst zu übernehmen. Claudius' zweiter Sohn Karl, ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Äußeren, außerordentlicher Bildung und strengem Lebenswandel, ward Erzbischof von Rheims und Kardinal von Lothringen. Beide Brüder übten bald in allen Staatsangelegenheiten eine unbegrenzte Herrschaft aus, der eine an der Spitze der Heere, der andere im Rate der Krone und in der Verwaltung der Finanzen. Die Verlobung ihrer Nichte Maria Stuart mit dem Erben der Krone, Franz II., schien Frankreich ganz in ihre Hand zu geben.

Die Prinzen von Geblüt, Anton von Bourbon, König von

Navarra, ein kleinmütiger Charakter, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, empfanden es mit Neid und Bitterkeit, daß sie als nächste Angehörige des Thrones vor Fremden, denn als solche galten ihnen die Guisen, zurücktreten mußten.*) Mit den übrigen Mißvergnügten am Hofe begegneten sie sich in der Überzeugung, daß die Macht dieser Fremden, in deren Händen alles liege, eine unerträgliche Anmaßung sei, und in ihrem Mißmute schlossen sie sich, die kirchliche Frage in die Parteipolitik herabziehend, der kirchlichen Neuerung an. Ein großer Teil des unzufriedenen Adels im südlichen und mittleren Frankreich folgte ihrem Beispiele. Am Hofe und unter dem Adel bildeten sich so zwei Parteien; alles, was gegen die herrschende Macht der Guisen war, schloß sich den Prinzen an.

Der Calvinismus, den Franz I. und Heinrich II. mit Blutgerüst und Scheiterhaufen verfolgt hatten, zählte damals an 400 000 Anhänger, die in einzelnen kleinen Gemeinden über Frankreich verstreut waren. Eine größere Gemeinschaft verband sie noch nicht; nur in den einzelnen Provinzen standen sie unter sich in geheimer Verbindung, denn noch fehlte ihnen ein mächtiges Haupt, und die Gesetze waren gegen sie noch in voller Kraft. Von Anfang an hatte der Protestantismus eine enge Beziehung zur Politik, alle seine Sekten zeigten schon bei ihrer Geburt die widerchristliche Neigung, als politische Parteien zur Macht zu gelangen. Wie in Deutschland die neue Lehre nur dadurch so rasch emporkam, daß sich ihrer viele Fürsten und freie Städte annahmen,

*) Das Haus Bourbon leitete sich her von einem jüngeren Sohne Ludwigs IX., Robert von Clermont, der die Erbtochter des gräflichen Hauses Bourbon heiratete. Mit Karl von Bourbon, dem bekannten Connetable, starb 1527 die Hauptlinie des Hauses aus. Zur Zeit Heinrichs II. war Haupt der jüngeren Linie Anton, der mit Johanna d'Albret, der Erbin von Nieder-Navarra (diesseit der Pyrenäen), vermählt war. Seine Brüder waren der Kardinal Karl von Bourbon und Ludwig I., Prinz von Bourbon-Condé.

denen sie als Vorwand und Rechtfertigung für die offene Auflehnung gegen die Reichsgewalt gelegen kam, so richtete sich jetzt in Frankreich der Calvinismus mächtiger auf, als die Prinzen des königlichen Hauses und andere angesehene Parteihäupter sich seiner bedienten, um alle mit der Regierung Unzufriedenen um sich zu sammeln. Der in seinem Ehrgeize gekränkte Prinz von Condé machte ihn zum Werkzeuge seines Hasses gegen die am Hofe herrschende Partei der Guisen. Durch Condé ermutigt, traten die Calvinisten in Paris freier und herausfordernd auf. Während der Abwesenheit des Königs hielten sie öffentliche Aufzüge und Gottesdienst unter freiem Himmel, wobei kriegerisch gerüstete Edelleute das Volk, das nahe kam, mit den Waffen bedrohten. Die Vorgänge in Paris waren für die Calvinisten in den Provinzen das Zeichen, sich ebenfalls kühner zu erheben und eine Art religiöser Republik im Staate zu organisieren. Ein dreifacher Haß, wurzelnd in den ehrgeizigen Ansprüchen auf die Gewalt wie in der Verschiedenheit des Stammes und des kirchlichen Glaubens, trennte in kurzem die Partei der Bourbonen und der Guisen. Der plötzliche Tod Heinrichs II., der, im Turniere durch einen Lanzenstoß ins Auge schwer verwundet, im Juli 1559 starb, machte den Kabalen und dem offnen Kampfe der Parteien die Bahn frei. Sofort bemächtigen sich die Guisen des sechzehnjährigen schwächlichen Königs Franz und schließen nicht nur die Bourbonen, sondern auch die Königin Mutter, Katharina von Medicis, von der Regierung aus. Dies treibt den leidenschaftlich ehrgeizigen Prinzen Condé dazu, sich offen an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen und sich zugleich zum Haupte der zahlreichen calvinistischen Gemeinden aufzuwerfen. Dadurch kühn gemacht, gehen die verwegensten Parteigenossen Condés die abenteuerliche Verschwörung von Amboise ein, deren Zweck war, den König und die Guisen durch Überfall in ihre Gewalt zu bringen und die Regentschaft dem Calvinisten Anton von Navarra zu übertragen. Der entdeckte und vereitelte Anschlag

diente nur dazu, die Allgewalt der Guiſen zu befeſtigen, denn am anderen Tage ward Guiſe als Statthalter des Königs ausgerufen. Da ſtarb Franz II. ſchon im Dezember 1560, und ihm folgte ſein elfjähriger Bruder Karl IX.

Mit dem Leben Franz' II. hörte die Diktatur der Guiſen auf; die Geſchäfte kamen in die Hände der bis dahin zurückgeſetzten Königin Mutter, und um der Macht der Guiſen und ihres Anhanges zu begegnen, verſtändigte ſich dieſe mit den Prinzen und zog die Führer der Calviniſten in den königlichen Rat. Als gelehrige Schülerin ihres Landsmannes Macchiavelli *) alles für erlaubt haltend, was der Sicherung ihrer Macht diente, übte die Königin von nun an eine Schaukelpolitik, durch die ſie die Wagſchale des Kampfes in der Schwebe hielt, alle Parteien gegeneinander ausſpielte, um eine durch die andere zu beherrſchen. Die Gewaltthätigkeiten, durch welche die Prinzen und ihr calviniſtiſcher Anhang im Rate der Königin jetzt ihre Gegner in Schrecken ſetzten, veranlaßten den Kardinal von Lothringen, ſich als Haupt und Hort der katholiſchen Kirche hinzuſtellen, wie Condé ſich zum Haupte der Calviniſten erklärt hatte. Gleich einem Sturme wirft ſich jetzt die kirchliche Leidenſchaft in den politiſchen Hader und entfacht einen grauenvollen, an empörendſten Vorgängen unvergleichlichen Krieg, der ſich nach jedem Stillſtande immer wieder heftiger entzündet, alle ſeine Urheber verſchlingt und in Frankreich das oberſte zu unterſt kehrt.

Es liegt dem Plane unſerer Geſchichte fern, dem Verlaufe des zweiunddreißigjährigen Bürgerkrieges zu folgen und in das wüſte Labyrinth von verbrecheriſchen Ränken und Unthaten einzugehen, die von dekadenten Königen, von Prinzen, Marſchällen und den erſten Männern am Throne angezettelt und verübt wurden. Nur den bedeutungsvollen, folgenſchweren

*) Macchiavellis berühmtes Buch war für Lorenzo von Medicis, den Vater Katharinas, geſchrieben.

Anteil müssen wir herausheben, den das regierende Haus Lothringen an diesen inneren Wirren Frankreichs nahm, weil sich daraus der nie ruhende Haß erklärt, mit dem die Bourbonen später die Nachkommen Gerhards von Elsaß verfolgt haben. Doch zuvor wird es nötig sein, auf die innere Regierung Herzog Karls III. und auf die Zustände Lothringens in dieser Zeit einen kurzen Ausblick zu thun.

Heinrich II. hatte 1552 nach der Besetzung Nancys den Sohn der Herzogin Christine, den neunjährigen Prinzen Karl, nach Paris entführt. Der Prinz wurde am französischen Hofe wie ein Unterpfand zurückgehalten und dort mit Maria Stuart — sie war in demselben Jahre wie Karl geboren — nach den Absichten des Königs erzogen. Im Jahre 1559 vermählte ihm der König seine zweite Tochter Claudia; er glaubte durch diese Heirat sich die Unterwerfung und den Gehorsam Lothringens vollständig gesichert zu haben. Nach Heinrichs II. plötzlichem Tode wohnte Karl noch in Rheims der Krönung des jungen Königs Franz bei und begab sich von da, von dem jungen königlichen Paare und dem ganzen Hofe bis Bar le Duc begleitet, in seine Staaten, um die Regierung, die bis dahin der Graf von Vaudémont als Vormund geführt hatte, selbst zu übernehmen.

Der junge Herzog hatte in hohem Grade jene stolze Haltung und äußere Würde, die, gepaart mit einer zugleich vornehmen und leutseligen Art, bei den Fürsten des lothringischen Hauses so hervorstechend war, daß nach einem Worte des Marschalls von Retz die übrigen Fürsten neben ihnen nur wie gemeines Volk aussahen. Er galt als einer der schönsten Männer Europas, und sein Bild war deshalb in dem Besitze aller Könige und Fürsten. Groß geworden in den Grundsätzen des unbeschränkten französischen Königtums, für das er eine aufrichtige Bewunderung hatte, gedachte er

ſich von den Schranken frei zu machen, mit denen bis dahin die Herzogsgewalt in Lothringen umzogen war. Er bekundete dieſe Abſicht gleich bei ſeiner Ankunft in Nancy, indem er ſich weigerte, vor ſeinem Eintritte in die Stadt durch den herkömmlichen Eid das Recht der drei Stände zu beſtätigen. Mißgeſtimmt über die kalte Aufnahme, die er im Lande fand, begab er ſich wieder an den Hof nach Paris und kehrte erſt nach dem Tode Franz' II. in ſein Land zurück. Den wiederholten Verſuchen, die er machte, die monarchiſchen Grundſätze Frankreichs nach Lothringen zu übertragen, die Jurisdiktion des Aſſiſenhofes durch den herzoglichen Rat zu beſeitigen und die Berufung der Stände zu umgehen, ſetzten letztere einen unerſchütterlichen Widerſtand entgegen; ſie verweigerten ihm mit Ruhe und Feſtigkeit alle Beihilfen, bis er ſich 1562 dazu verſtand, in der herkömmlichen Weiſe ſeinen Einzug in Nancy zu halten und das Recht der Stände durch feierlichen Eidſchwur zu bekräftigen. So erhielten ſich in Lothringen noch lange die Vorrechte der Ritterſchaft wie das verfaſſungsmäßige Recht der Stände, während in allen Staaten umher die fürſtliche Gewalt ſich von allen Schranken, die ihr durch die berechtigten Körperſchaften gezogen waren, frei machte. Wie wenig übrigens der Herzog ſich durch ſeinen Eid gebunden glaubte, bewies er dadurch, daß er gleich nach ſeinem feierlichen Einzuge in Nancy in die Hände eines Notars einen geheimen Proteſt niederlegte, in dem er erklärte, er habe den herkömmlichen Eid nicht nach ſeinem Willen, ſondern nur gezwungen geleiſtet. Geheime Proteſte dieſer Art d. h. Wortbruch und Meineid wie Verrat und gemeine Liſt galten damals auf dem politiſchen Kampfplatze als ganz erlaubte Mittel und kennzeichnen die ſittliche Atmoſphäre, in die man bei dem Beginn der Neuzeit, in dem ſogenannten Reformationszeitalter, eingetreten iſt. Wie weit lagen doch ſchon die guten Zeiten zurück, in denen das gegebene Wort für unverbrüchlich galt, da Johann der Gute, weil er den eingegangenen Vertrag

nicht erfüllen konnte, wieder in die englische Gefangenschaft zurückkehrte, oder da Graf Guido von Flandern, den Philipp IV. verräterisch gefangen hielt, auf sein gegebenes Wort aus dem Kerker entlassen wurde, nach Flandern ging, um seine Enkel zu segnen, und dann, treu seinem Worte, achtzigjährig in sein Gefängnis zurückkehrte, um zu sterben.

Herzog Karl, dem die Lothringer den Namen des Großen beigelegt haben, war in diesem Punkte wie in allem ein Fürst neuzeitlicher Richtung. Die feudalen Einrichtungen seines Landes durch die monarchische Fürstengewalt zu verdrängen, seine Staaten äußerlich abzurunden und innerlich in ein besonderes Rechtsterritorium umzuwandeln mit einem einheitlichen Rechte, wie es schon Herzog Simon beabsichtigt hatte, ist der Gedanke, von dem alle seine Regierungshandlungen beherrscht werden. Während er in Lothringen dem gesetzlichen Widerstande der Stände weichen mußte, beseitigte er in Bar, wo er durch die Stände nicht gebunden war, die Rechtsprechung durch den Adel, die sogenannten Grands Jours, und setzte an ihre Stelle einen fürstlichen Gerichtshof von geschulten Juristen, der in letzter Instanz entscheiden sollte. Auch die zahlreichen neuen territorialen Erwerbungen, die er machte, verband er zunächst nur lose mit dem Hauptlande, um in ihnen durch die Mitwirkung der Stände nicht beschränkt zu sein. Wenn er zum großen Verdrusse der Ritterschaft Plebejer in die ersten Stellen brachte, oder zahlreiche Adelsbriefe zu bestimmten Taxen an Bürgerliche austeilte,*) wenn er für die herrschaftlichen Gerichte das schriftliche Verfahren

*) Die Zahl der von Karl III. ausgegebenen Adelsbriefe betrug 421. Ursprünglich adelten nur die Könige und dies auch nur in seltenen Fällen. Diesem Beispiele folgten im 14. Jahrhunderte auch die Herrn der kleineren Staaten, die ursprünglich Lehnsleute waren, die Fürsten zweiter Hand, so daß selbst die Bischöfe von Metz und die zu Territorialherrn gewordenen großen Lehnsträger Adlige machten. In Lothringen geschah die erste Adelung im Jahre 1382 durch den Herzog

sich von den Schranken frei zu machen, mit denen bis dahin die Herzogsgewalt in Lothringen umzogen war. Er bekundete diese Absicht gleich bei seiner Ankunft in Nancy, indem er sich weigerte, vor seinem Eintritte in die Stadt durch den herkömmlichen Eid das Recht der drei Stände zu bestätigen. Mißgestimmt über die kalte Aufnahme, die er im Lande fand, begab er sich wieder an den Hof nach Paris und kehrte erst nach dem Tode Franz' II. in sein Land zurück. Den wiederholten Versuchen, die er machte, die monarchischen Grundsätze Frankreichs nach Lothringen zu übertragen, die Jurisdiktion des Assisenhofes durch den herzoglichen Rat zu beseitigen und die Berufung der Stände zu umgehen, setzten letztere einen unerschütterlichen Widerstand entgegen; sie verweigerten ihm mit Ruhe und Festigkeit alle Beihilfen, bis er sich 1562 dazu verstand, in der herkömmlichen Weise seinen Einzug in Nancy zu halten und das Recht der Stände durch feierlichen Eidschwur zu bekräftigen. So erhielten sich in Lothringen noch lange die Vorrechte der Ritterschaft wie das verfassungsmäßige Recht der Stände, während in allen Staaten umher die fürstliche Gewalt sich von allen Schranken, die ihr durch die berechtigten Körperschaften gezogen waren, frei machte. Wie wenig übrigens der Herzog sich durch seinen Eid gebunden glaubte, bewies er dadurch, daß er gleich nach seinem feierlichen Einzuge in Nancy in die Hände eines Notars einen geheimen Protest niederlegte, in dem er erklärte, er habe den herkömmlichen Eid nicht nach seinem Willen, sondern nur gezwungen geleistet. Geheime Proteste dieser Art d. h. Wortbruch und Meineid wie Verrat und gemeine List galten damals auf dem politischen Kampfplatze als ganz erlaubte Mittel und kennzeichnen die sittliche Atmosphäre, in die man bei dem Beginn der Neuzeit, in dem sogenannten Reformationszeitalter, eingetreten ist. Wie weit lagen doch schon die guten Zeiten zurück, in denen das gegebene Wort für unverbrüchlich galt, da Johann der Gute, weil er den eingegangenen Vertrag

nicht erfüllen konnte, wieder in die englische Gefangenschaft zurückkehrte, oder da Graf Guido von Flandern, den Philipp IV. verräterisch gefangen hielt, auf sein gegebenes Wort aus dem Kerker entlassen wurde, nach Flandern ging, um seine Enkel zu segnen, und dann, treu seinem Worte, achtzigjährig in sein Gefängnis zurückkehrte, um zu sterben.

Herzog Karl, dem die Lothringer den Namen des Großen beigelegt haben, war in diesem Punkte wie in allem ein Fürst neuzeitlicher Richtung. Die feudalen Einrichtungen seines Landes durch die monarchische Fürstengewalt zu verdrängen, seine Staaten äußerlich abzurunden und innerlich in ein besonderes Rechtsterritorium umzuwandeln mit einem einheitlichen Rechte, wie es schon Herzog Simon beabsichtigt hatte, ist der Gedanke, von dem alle seine Regierungshandlungen beherrscht werden. Während er in Lothringen dem gesetzlichen Widerstande der Stände weichen mußte, beseitigte er in Bar, wo er durch die Stände nicht gebunden war, die Rechtsprechung durch den Adel, die sogenannten Grands Jours, und setzte an ihre Stelle einen fürstlichen Gerichtshof von geschulten Juristen, der in letzter Instanz entscheiden sollte. Auch die zahlreichen neuen territorialen Erwerbungen, die er machte, verband er zunächst nur lose mit dem Hauptlande, um in ihnen durch die Mitwirkung der Stände nicht beschränkt zu sein. Wenn er zum großen Verdrusse der Ritterschaft Plebejer in die ersten Stellen brachte, oder zahlreiche Adelsbriefe zu bestimmten Taxen an Bürgerliche austeilte,*) wenn er für die herrschaftlichen Gerichte das schriftliche Verfahren

*) Die Zahl der von Karl III. ausgegebenen Adelsbriefe betrug 421. Ursprünglich adelten nur die Könige und dies auch nur in seltenen Fällen. Diesem Beispiele folgten im 14. Jahrhunderte auch die Herrn der kleineren Staaten, die ursprünglich Lehnsleute waren, die Fürsten zweiter Hand, so daß selbst die Bischöfe von Metz und die zu Territorialherrn gewordenen großen Lehnsträger Adlige machten. In Lothringen geschah die erste Adelung im Jahre 1382 durch den Herzog

vorschrieb (1583) und, „um sein armes Volk zu erleichtern,“ Normen für die zu leistenden Abgaben der Gemeinden gab: so zielten diese Maßregeln neben anderem Guten, das sie bezweckten, zuletzt doch alle dahin, mit Hilfe der Gemeinen die landesherrliche Gewalt auf Kosten der Feudalherrn weit über die bisherigen Grenzen auszudehnen. Das Mißvergnügen, das der Adel über diese und andere Maßregeln des Herzogs empfand, verdichtete sich endlich zu einer Verschwörung, als Karl in den Kriegen der Liga die Edelleute zu außergewöhnlichen Leistungen und zur Unterhaltung der Mietsheere heranziehen wollte. Auch die vielgerühmte lothringische Ritterschaft bestätigte die oft erprobte Wahrheit, daß die Treue und Hingebung der bevorrechteten Klassen und Körperschaften an ihre Souveräne immer da ihr Ende finden, wo sie mit den Interessen und Vorteilen der Privilegierten in Widerstreit geraten. Im Jahre 1592 beschlossen die Edelleute von Lothringen und Bar, die Hilfe des französischen Königs „gegen die Tyrannei“ des Herzogs anzurufen. In einer „unterthänigsten Klage“, die im November 1592 zu Nancy unterzeichnet wurde, appellierten sie als des Königs „allerunterthänigste, geneigtwilligste und getreueste Vasallen, Diener und Unterthanen“ von dem Herzoge, den sie bisher in Geduld ertragen hätten und dessen Tyrannei offenbar sei, an die Majestät von Frankreich als an ihren „Cäsar und rechten Magistrat“. Gleich den fürstlichen Verschwörern in Deutschland forderten sie den König auf, mit kriegerischer Gewalt sie aus der Dienstbarkeit zu befreien, „denn es gehe dem Adel an seine Freiheiten, da man ihn mit Schatzungen belegen und dem Spanier (dem damaligen Gegner des französischen

---

Johann; unter Karl III. belief sich die Zahl der neu erteilten Adelsbriefe wie gesagt auf 421, und die Adelung wurde dann wie in den übrigen Staaten mehr und mehr zu einem ausgedehnten schmutzigen Handel, dem sich der alte Adel vergeblich widersetzte. Am ärgsten wurde in Lothringen der Unfug später unter dem Herzog Leopold.

Königs und dem Verbündeten der Liga) unterwürfig machen wolle."*) Ob dieſe Klage je an Heinrich IV. gelangte, und welches Ende die Adelsverſchwörung nahm, wiſſen wir nicht; aber ſie bleibt ein Beweis dafür, wie ſehr die Ritterſchaft ihre politiſchen Vorrechte und ihr Fortbeſtehen durch den Herzog gefährdet ſah.

Als den wichtigſten Teil der Staatsverwaltung betrachtete Karl nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen Könige die Finanzen. Wenn er in einer Verordnung vom Jahre 1595 erklärte, daß er alles thun wolle, um die Laſten des armen Volkes zu erleichtern, ſo that er doch mehr, um ſelber reicher zu werden und die herzoglichen Kaſſen zu füllen. Domänen, die verpfändet oder in andere Hände übergegangen waren, brachte er an das herzogliche Haus zurück, in vielen Fällen ohne die die Rechte der Inhaber zu beachten, denn Domänen, ſo erklärte er, könnten niemals veräußert werden. Um die Einnahmen aus den Domanialgütern zu mehren, erhöhte er die Pachtgelder und trieb Rückſtände ſchonungslos ein; daneben wußte er durch Verbrauchsſteuern, durch Eingangs- und Ausfuhrzölle und durch hohe Salzpreiſe — das Salz war herzogliches Monopol —, ſowie durch außerordentliche Beihilfen, die er ſich von den Ständen bewilligen ließ, ſeine Einnahme ſo zu ſteigern, daß er über Geldmittel verfügte, wie ſie manchem weit größeren Staate nicht zu Gebote ſtanden. Dieſe Geldwirtſchaft geſtattete ihm, an den katholiſchen Höfen in Wien und München, in Paris und Rom Geſandtſchaften zu unterhalten, zahlreiches Kriegsvolk zu werben, neue Verkehrswege anzulegen, eine Univerſität zu gründen, ſeine Hauptſtadt zu verſchönern und zu einer erſten Feſtung Europas zu machen. Und zu alledem erwarb er zahlreiche neue Gebiete und Herrſchaften: Clermont, Hatton-

*) Underthenigſte Klag und treuhertzige Erinnerung der Ritterſchaft in Lothringen und Herzogthumb Bar an die Königliche Majeſtät in Frankreich. gedruckt Straßburg 1593.

Chatel, Bilstein, Homburg und St. Avold sowie die Städte Marsal, Pfalzburg, Saaralben und Saarburg. Auch Bitsch, mit dem der Graf Philipp von Hanau-Lichtenburg belehnt war, brachte er wieder in lothringischen Hausbesitz, indem er 1572 den Grafen des Treubruches beschuldigte und Bitsch wie Lemberg gewaltsam einzog. Um seine kostspieligen Bauten in Nancy ohne allzu starke Erschöpfung seiner Geldmittel auszuführen, griff er zu einem eigenartigen Mittel, durch das er zugleich polizeiliche Ordnung und Sicherheit in seinen Staaten herstellte. Als am Ende der ligistischen Kriege sich eine große Menge räuberisches Gesindels umhertrieb und Straßen und Wege unsicher machte, ließ er alle vagabundierenden Leute, wo man sie fand, aufgreifen und, statt sie in der herkömmlichen Weise mit Leibesstrafen zu züchtigen, zu den öffentlichen Arbeiten verwenden. Die Aufgegriffenen wurden gefesselt nach Nancy geführt und dort zwangsweise zum Baue der Festungswerke angehalten. So gewann er kostenlos eine große Anzahl Arbeiter und machte das Land zugleich von der Plage der Wegelagerer und Landstreicher frei.

Durch seine geographische Lage war Lothringen mit den verschiedensten Gebieten, an die es grenzte, in Handelsverbindungen gebracht. Um seine Länder von anderen möglichst unabhängig oder vielmehr die benachbarten Gebiete seinen Staaten zinsbar zu machen und das Geld im Lande zu behalten, suchte Karl III. den einheimischen Gewerbfleiß zu beleben, zog von außen geschickte Handwerker und kunstfertige Leute an und erschwerte die Einfuhr fremder Erzeugnisse durch Eingangszölle. Er legte eine Menge neuer Verkehrsstraßen und Brücken an, sicherte die Wege und errichtete in Pont à Mousson, in St. Nicolas, in Saargemünd u. a. O. offene Märkte, d. h. er hob die bestehenden Märkte dadurch, daß er ihnen die landesherrliche Bestätigung erteilte und deren Besucher, Käufer und Verkäufer nebst ihrer Habe unter den herrschaftlichen Schutz stellte; denn der wandernde Kaufmann konnte infolge seines Gewerbes, das ihn

heute hierhin, morgen dorthin führte, nicht einer lokalen Gerichtsbarkeit unterstellt sein, sondern stand im Schutze und Banne des Landesherrn. Die Taxen, mit denen der Umlauf der Waren belegt war, gehörten deshalb wie die Gerichtsbarkeit in betreff der Maße und Gewichte zu den Hoheitsrechten des Herzogs. — Kaum hat ein Fürst dieser Zeit so viele polizeiliche Verordnungen und administrative Maßregeln erlassen wie Herzog Karl. Sie erstrecken sich auf fast alle Verhältnisse des Verkehrslebens, auf Gleichheit der Hohl- und Längenmaße, auf den Ankauf und Verkauf von Lebensmitteln, auf die Beschaffenheit der Gasthäuser wie der Speisen und Getränke, um Gäste vor Prellereien der Wirte zu schützen, auf Zahl und Zusammensetzung der Gerichte bei öffentlichen Mahlzeiten, auf Jagd und Fischfang, auf die Anlage der Straßen und Wege, auf die Einschränkung der Prozeßlust, auf die Höhe des Zinsfußes und die Ausfuhr von Gold und Silber u. s. w. Es beginnt die Zeit des neuen Polizeistaates; aber so kleinlich manche dieser Verordnungen heute erscheinen mögen: sie galten damals als ein Beweis für die Sorge, die der Landesherr um das Wohl seiner Staaten hatte.

Die bewegende Frage der Zeit war die religiöse; nicht als ob das Interesse für sie die herrschenden Kreise in Wahrheit erfüllt und beseelt hätte, sondern weil alle dynastischen und politischen Motive mit den religiösen verschmolzen. Wie in den italischen Städten des 13. und 14. Jahrhunderts alle Gegensätze im öffentlichen und privaten Leben welfische oder gibellinische Gestalt und Farbe annahmen, so tauchten sich im 16. Jahrhundert alle Fragen der Parteipolitik in das Gift der kirchlichen Gegensätze ein, und dadurch vor allem ward jene Verwilderung des Kampfes erzeugt, die alle Bande des Rechtsbewußtseins und der Sitte zerstörte. Von Deutschland, von Frankreich und den Niederlanden her drangen die neuen kirchlichen Lehren auf Lothringen ein, und es schien, als müßten die Wellen der neuen Bewegung über diesem Lande zusammen-

schlagen. Viele unzufriedenen Mitglieder der Ritterschaft nahmen sich hier der neuen Ideen an, organisierten ihre Anhänger, führten wie die Chatillons und Montmorencys in Frankreich eine drohende Sprache und setzten sich gewaltsam in den Besitz von Kirchen und Abteien. Im Jahre 1564 überreichten sie dem Herzoge eine Eingabe, in der sie freie Ausübung ihres Bekenntnisses forderten und zu verstehen gaben, daß deutsche Fürsten bereit seien, ihren Forderungen mit Gewalt Gehör zu verschaffen. In St. Mihiel, in Bar le Duc, in Mattaincourt, das den Namen des kleinen Genf erhielt, in St. Nicolas u. a. O. fand die neue Lehre Anhang; im Bitscher Lande begann der protestantische Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg, der vom Herzoge mit Bitsch belehnt war, in rücksichtsloser Weise zu reformieren und die Abtei Stürzelbronn zu vergewaltigen. Mit den französischen und deutschen Calvinisten, dem Prinzen Condé und der leidenschaftlich calvinistischen Königin von Navarra, mit dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge von Wirtenberg standen die Neuerer in gefährlichen politischen Verbindungen. Von dem Prinzen Condé wie von den genannten deutschen Fürsten ergingen infolgedessen drohende Mahnungen an den Herzog, die Predigt des reinen Evangeliums in seinem Lande frei zu geben.

Karl betrachtete die neue Lehre von demselben politischen Gesichtspunkte wie die Könige Frankreichs, und wie vordem Herzog Anton sie betrachtet hatte. Er erklärte deshalb, daß, „so lange Gott ihm die Regierung beschere, er den geistlichen Stand und dessen Einheit ohne andere Lehre und ohne Änderung zu erhalten, auch zu beschirmen und zu beschützen entschlossen sei". Den drohenden Forderungen der calvinistischen Fürsten, die in ihren eigenen Ländern das jus reformandi in rücksichtsloser Härte gegen ihre katholischen Unterthanen übten, konnte er mit Recht entgegen halten, daß er sich in die kirchlichen Angelegenheiten ihrer Staaten nicht eingemischt habe, und so gedenke er auch die kirchlichen Dinge in seinen Staaten nach eigenem Gutdünken

zu ordnen. Durch einen Erlaß vom 14. September 1572 erneuerte und erweiterte er die Bestimmungen des Herzogs Anton über die kirchlichen Neuerer. Die umherziehenden Prädikanten, meist ausgetretene Mönche und Priester, wies er aus dem Lande, verbot das Feilbieten von Schriften und Zeitungen durch hausierende Leute und stellte den Anhängern der neuen Lehre die Wahl, entweder zur alten Kirche zurückzukehren oder das herzogliche Territorium zu verlassen. Doch bewies er auch hier die Mäßigung, die sich in seinen übrigen Regierungshandlungen bekundet, indem er denen, die in der neuen Lehre bleiben wollten, die Frist eines vollen Jahres gab, damit sie in dieser Zeit ihre Liegenschaften ohne Schaden verkaufen könnten. Spätere Erlasse Karls verboten den Handwerkern, fremde, aus anderer Herren Ländern kommende Gesellen ohne die Erlaubnis der Behörde aufzunehmen, und untersagten den Druck fremder Bücher ohne Genehmigung der Universität Pont à Mousson. Im übrigen hatte die kirchliche Bewegung in Lothringen nur ein kurz dauerndes Leben, wie sie ja auch in ihrer örtlichen Verbreitung sich nur an einzelnen Orten gezeigt hatte. Der Verfasser des protestantischen Martyrologiums bezeichnet deshalb Lothringen als das Land, über das Gott am wenigsten seine Gnaden verbreitet habe, und dessen Bewohner so blind und götzendienerisch seien, daß sie die Hirten, die Gott zu ihrer Erleuchtung sende, nicht aufnehmen wollten. In der That schloß unter allen deutschen Ländern Lothringen sich am festesten gegen die neuen Lehren ab; aber in keinem Lande gab es auch weniger blutige Auftritte und Beschlüsse in Sachen der Religion wie in Lothringen. Die Maßregeln, die von dem Herzoge ergriffen wurden, den alten Glauben zu erhalten, standen an Zahl und Härte weit zurück gegen die grausamen und empörenden Mittel, die in den Territorien protestantischer Fürsten angewandt wurden, um die neue Lehre einzuführen oder im Namen eines Glaubens, der sich auf die Gewissensfreiheit berief, Menschen zu verfolgen, deren

einziges Verbrechen darin bestand, daß sie dem Glauben ihrer Väter treu bleiben wollten. Die geringe Zahl an peinlichen Strafen, die gegen Sektierer in Lothringen vollzogen wurden, betraf fast alle aufrührerische Akte.

In seinem Privatleben zeigte sich Karl als einen Mann von äußerer Frömmigkeit und streng kirchlicher Richtung; in zwölf Jahren soll er nur einmal die Messe versäumt haben, und bis in sein Alter hielt er strenge die kirchlichen Fasten. Aber bei aller äußeren Verehrung der Kirche gaben im Widerstreite von kirchlichen und politischen Interessen letztere für ihn regelmäßig den Ausschlag. Er wies jedes Eingreifen der Kirche in seine landesherrlichen Rechte zurück; keine päpstliche Bulle durfte ohne sein Placet im Herzogtum verkündet werden, und um politischer Vorteile willen trug er kein Bedenken, für seinen Sohn und Nachfolger um die Hand einer strengen Calvinistin zu werben. Er zog ferner die kirchlichen Güter stark zu den Ausgaben für seine politischen Zwecke heran und ließ deshalb 1573 ein genaues Verzeichnis der kirchlichen Güter und Einkünfte für die herzogliche Rechnungskammer aufstellen.

Neben den Maßregeln, die Karl zur Abwehr der kirchlichen Neuerungen von seinen Staaten ergriff, stehen die zahlreichen Verordnungen, durch die er der allgemeinen Zügellosigkeit und Sittenverwilderung, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter Klerikern und Laien einen schier unglaublichen Grad erreicht hatte, entgegenzuwirken suchte.

Jede plötzliche Wandlung in der Gedanken- und Vorstellungswelt der Menschen hat überall und immer auf die Lebensgestaltung einen erheblichen Einfluß ausgeübt; und wie die Ausgleichung in der Natur mit gewaltigen Stürmen verbunden ist, so war auch das gestörte Gleichgewicht im Glauben und Denken der Menschen allezeit von gewaltigen Erschütterungen der vererbten Sitte und Moral begleitet. Indem die kirchliche Revolution ein alt geheiligtes System, auf dem die Gewohnheiten und Meinungen der Menschen, die Ordnung

in Staat und Familie ruhte, aufs tiefste erschütterte, stellte sie mit einem Male alles in Frage, in den Gedanken der Menschen wie in den äußeren Zuständen. Was die Rechtfertigung durch den Glauben bedeutete, mochte unter den Anhängern der neuen Lehre kaum einer verstehen; aber die Lehre von dem Unwerte der guten Werke und von der Freiheit eines Christenmenschen wirkte überall als Entfesselung des rohen Naturtriebes. Das Licht, das von da aus in die Welt fiel, war darum ein Licht von eigener Art; und in dem unklaren Weltbilde, das von dem neuen Lichte umflossen wurde, lugte überall das unheimliche, entsetzliche Bild des Teufels hervor, mit dem die Einbildungskraft der Reformatoren die ganze sichtbare Welt bevölkert hatte. Die nächste Folge der kirchlichen Umwälzung war ein Abwerfen von allen Zügeln der Scheu und Scham, eine unerhörte Wildheit und Unfläterei der Sitten, so daß Luther selbst zu der Meinung kam, daß der jüngste Tag bevorstehe.*) Nimmt man zu allem dem eine barbarische Justiz, die, selbst ein Produkt der aus den Fugen geratenen Zeit, wieder auf die allgemeine Verwilderung zurückwirkte und berufsmäßige Verbrecher an Wildheit, Grausamkeit und Gottlosigkeit übertraf, so muß man sich wundern, daß nicht der größte Teil der Nation zu berufsmäßigen Verbrechern wurde. Und das galt in höherem oder geringerem Maße — von dem Schandleben der meisten Fürstenhöfe zu schweigen — für die katholisch gebliebenen wie für die zur neuen Lehre übergeführten Gebiete.

---

*) „Die Welt ist so böse und unbändig geworden (seit der Verkündigung der neuen Lehre), daß sie keine Disziplin, Zucht, Strafpredigt und Reformation mehr will. Nachdem das Wort des Evangelii offenbart ist, ist die Welt gar rege geworden; sie knackt sehr; ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nun so gemein geworden und in Brauch gekommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden."

Wie sich in Deutschland und Frankreich keine politische, kirchliche oder soziale Bewegung vollzog, die nicht auf das Grenzland Lothringen zurückgewirkt hätte, so blieb auch die allgemeine Sittenverderbnis und Verwilderung, der Deutschland im 16. Jahrhunderte verfiel, hier nicht ohne tiefgreifende Einwirkung. Aus den zahlreichen Verordnungen, die Karl III. zwischen den Jahren 1573 und 1600 wider die herrschenden Auswüchse in seinem Lande erließ, tritt uns das Bild eines von aller Zucht und kirchlichen Autorität entbundenen Klerus und eines sittlich verwilderten, aller Gottesfurcht und Frömmigkeit entfremdeten Volkes entgegen. So wenig Eingang die kirchlichen Neuerungen selbst in Lothringen fanden, so hatte doch die Erschütterung der bisherigen kirchlichen Autorität und der Zweifel an der Geltung der religiösen Begriffe, auf denen alle gesellschaftlichen Zustände im letzten Grunde ruhen, hier die gleiche Wirkung wie in den anderen deutschen Territorien. Fluchen und Schwören, greuelhafte, gotteslästerische Reden, unflätige Schlemmerei, Saufen, Fressen und grobe Unzucht, frecher Spott über kirchliche Gebräuche und daneben ein düsterer Aberglaube, teuflische Beschwörungen und verbrecherische zauberische Praktiken füllen das tägliche Leben. Die an sich schon verfallene Kirchenzucht sank in die tiefste Entartung. Viele Geistliche, verwirrt durch die neuen, von Frankreich und Deutschland einströmenden Lehren, hatten ihre Stellen verlassen; niemand wollte mehr Priester sein. So war an manchen Orten der Gottesdienst ganz in Wegfall gekommen, und wo dies nicht der Fall war, da begegneten religiöse Übungen pöbelhaftem Spotte. An vielen Orten hatten Priester Weiber genommen und lebten in offenem Konkubinate, feierten mit ihren Standesgenossen Gelage und Lustbarkeiten oder bankettierten öffentlich mit Laien. Auch die Klöster hatten sich geleert, und viele geistliche Pfründen waren in die Hände von Weibern gekommen. Von der Strenge der Regel und der Statuten waren die Klosterleute so weit

abgewichen, daß sie sich den Reformen, die der Kardinal Karl von Lothringen auf Grund eines päpstlichen Breve einführen wollte, mit Gewalt widersetzten. Als die Abgeordneten des Kardinals in St. Mihiel erschienen, um die verwilderten Zustände zu untersuchen und abzustellen, griffen die Klosterleute zur Wehr und bedrohten die bischöflichen Boten mit Flintenschüssen, wenn sie näher kämen.*) Nicht viel anders war es in dem berühmten Frauenstifte Remiremont.

Mit der allgemeinen Roheit, Völlerei und Unzucht ging eine erschreckende Auflösung des Familienlebens zusammen. Wie aus den Erlassen Karls hervorgeht, gaben Väter ihre Töchter, Männer ihre Frauen der Unzucht preis; Bigamie war nichts Ungewöhnliches; Männer tauschten ihre Weiber, und in dem Dorfe Lagney bei Toul hatten alle Männer ihre Frauen und Frauen ihre Männer in gegenseitigem Einverständnisse gewechselt.

Diese allgemeine Sittenverwilderung und der zunehmende Frevelsinn der Zeit, gepaart mit der alles beherrschenden Teufelsimagination, in der seit Luther die ganze sichtbare und unsichtbare Welt erschien, — der mittelalterliche Teufel der Volksphantasie war nur ein burlesker, leicht zu übertölpelnder Geselle gewesen — bildete den geistigen Nährboden, auf dem der entsetzlichste Greuel, den Wahn, Furcht und juristische Barbarei jemals geschaffen hat, groß wurde: der Hexenprozeß. Auch Lothringen sollte an ihm seinen reichlichen Anteil haben. Es ist ein Beweis für die furchtbare Gewalt, mit der das grauenhafte Weltbild, in dem die Teufelsgestalt aus allen Enden und Ecken heraussah, die Gemüter schreckte und die Vernunft gefangen nahm, daß ein im übrigen einsichtiger, maßvoller und wohlgesinnter Fürst wie Karl III.,

*) Die eigentlichen Reformatoren des verkommenen Klosterlebens in Lothringen wurden die Väter Didier Lacour und Fourrier, der zugleich Gründer einer Congregation für die Erziehung von Mädchen ward, die sich rasch über Burgund, Frankreich und zuletzt über Amerika ausbreitete.

der alles thun wollte, „um sein armes Volk zu erleichtern“, den Kriminalprozeß wegen Zauberei und teuflischer Buhlschaft in seinem Lande autorisierte und einer Justiz freien Lauf ließ, welche die Teufel beschämen konnte, daß Menschen in der Kunst zu peinigen den höllischen Geistern weit überlegen seien. Karls Generalprokurator Nikolas Remigius ließ, wie er in seinem lateinisch geschriebenen Werke über Zaubergeister und Unholde (Daemonolatria) ehrlich von sich selbst rühmt, in den sechzehn Jahren seiner Amtsthätigkeit in Lothringen nicht weniger als achthundert Hexen auf Grund ihrer durch die Folter erpreßten Bekenntnisse zum Scheiterhaufen verurteilen. Auch die aberwitzigsten Aussagen der durch die Qualen der Folter wahnsinnig gemachten Menschen hat Remigius nach eigenem Geständnisse gläubig aufgenommen; in Furcht und Schauder überall die Werke der Unholde sehend, wollte er selbst die Kinder angeblicher Hexen nicht nur, wie sonst üblich, mit Ruten zerfleischen, sondern durch Feuer gänzlich vertilgen.*) Und dabei war Remigius ein grundgelehrter Jurist und in seinem übrigen Leben ein ehrlicher Mann. So sehr hatte sich in einem Geschlechte, das die festen Grundlagen religiöses Wandels verloren hatte und in Teufelsfurcht und entfesselter Sinnenlust groß geworden war, das Wort des Herrn verkehrt: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“

*) „Wir haben für Recht erkannt, daß Kinder, welche in ihrer frühesten Jugend von den Eltern dem bösen Geiste übergeben waren und Gutes und Böses schon unterscheiden konnten, nackt ausgezogen und dreimal um den Platz, wo ihre Eltern den Feuertod erlitten mit Ruten gehauen werden sollten. Diese Strafe ist bis heute üblich geblieben; aber nach allen Gesetzen hätte man sie zerreißen und durch Feuer vertilgen sollen, damit von ihnen fortan den Menschen kein Schaden geschehe. Denn heilsamer Eifer ist immer dem schädlichen äußeren Scheine vorzuziehen.“ Daemonolatria.

Im Jahre 1572 unternahm Herzog Karl mit Hilfe seines Oheims, des Kardinals von Lothringen, die Gründung einer hohen Schule der Wissenschaften in Pont à Mousson. In einem Lehrkörper mit festen Grundsätzen wollte er eine Stütze gewinnen für seine politischen und kirchlichen Reformen und eine dauernde Bürgschaft für die Ruhe und Ordnung seines Landes; durch ihn sollten die Beamten und leitenden Kräfte seiner Staaten gebildet werden nach einem Muster, das ihm die Verwirklichung seiner Absichten zu sichern schien. Die Universität sollte das innere Band seiner Staaten, die geistige Trägerin der Staatsgewalt und das ausgesuchte Kampfmittel gegen die unkirchlichen und zersetzenden Mächte der Zeit sein. Als Lehrer und Leiter seiner neuen Schöpfung beschloß er Väter der neugegründeten Gesellschaft Jesu zu berufen. Die Jesuiten, die mit dem Rüstzeuge der Wissenschaft und der neuen humanistischen Bildung die Positionen ihrer Gegner angriffen und erschütterten und mit großem Nachdrucke ins Allgemeine und Weite wirkten, waren ohne Zweifel die gelehrtesten Männer und die geschicktesten Lehrer, die sich in den katholischen Territorien fanden. Durch ihre rasche und siegreiche Zurückeroberung verlorener Gebiete hatten sie bewiesen, daß der Katholizismus, der im 16. Jahrhundert äußerlich ein goldenes Zeitalter der Kunst heraufgeführt hatte, auch innerlich der Lebenskraft nicht entbehre; und so glaubte Karl, in ihnen die Männer zu finden, deren er für seine Zwecke bedürfe. Er übertrug ihnen die Leitung der hohen Schule und legte den Unterricht in der Theologie, der Philosophie und in dem humanistischen Studium ganz in ihre Hände, während die Rechts- und Arzneiwissenschaft nach den Statuten der Universitäten von Paris und Bologna durch weltliche Lehrer gelehrt wurde. Die neue Universität ward mit den Gütern der altberühmten und reichen Abtei Gorze ausgestattet; eine Bulle Gregors XIII. gab ihr die kanonische Einrichtung, und im Jahre 1573 konnte sie eröffnet werden. Der schottische Jesuitenpater Edmund

Hay war der erste Rektor, und der Pater John Hay, wahrscheinlich aus derselben Familie wie der Rektor, ward der erste Kanzler der neuen Hochschule. Von Karl III. mit vielen Privilegien ausgestattet, kam die Universität rasch in Aufnahme. Aus Deutschland, Frankreich, Burgund, aus den Niederlanden, selbst aus England zog ihr die studierende katholische Jugend zu, so daß sie, ohne die vier bis fünfhundert Angehörigen der medizinischen und juristischen Fakultät zu zählen, im Jahre 1603 von mehr als 1500 Studenten der Theologie und Philosophie besucht war.*) In den folgenden Jahren nahm sie einen noch größeren Aufschwung, und erst die Wirren des dreißigjährigen Krieges und die gewaltsame Besetzung des Landes durch Ludwig XIII. brachten sie in raschen Verfall.

Neben den politischen und kirchlichen Reformen, durch die Herzog Karl seinen Staaten die innere Festigkeit und Geschlossenheit zu sichern suchte, wollte er durch eine einheitliche Gestaltung des Rechtes den dritten Grundpfeiler der lothringischen Einheit schaffen. Mit dem Aufkommen des Feudalwesens im 10. Jahrhundert war das geschriebene fränkische Recht mehr und mehr in Vergessenheit geraten, und an seiner Stelle waren neue Rechtsgewohnheiten, wie sie der neuen Gesellschaftsordnung angemessen schienen, in Übung gekommen. Verschieden und mannigfaltig wie die Herrschaftsgebiete, die im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit waren, hatten sich die Gewohnheitsrechte (Coutumes) in den drei Amtsbezirken

*) Vitry (Histoire occidentale) zeichnet die Zöglinge der Anstalt aus den verschiedenen Nationen: Les Anglais sont ivrognes et poltrons. les Français fiers, mous, efféminés, les Allemands furibonds et obscènes dans leurs propos de table, les Bourgignons des brutaux et des sots, les Lombards avares, méchants et lâches, les Romains séditieux, violants, se rangeants le moins, quant aux Flamands ils sont prodigues, aiment le luxe, la bonne chair et la débauche et ont des moeurs très relâchés.

Lothringens wie im Bassigny, in St. Mihiel, Epinal, in Châtel a. d. Mosel, in den Grafschaften Clermont und Vaudémont, ferner in Marsal, in la Bresse, in Blankenberg und im Leberthale ausgebildet, so daß nach einem Worte Voltaires ein Reisender in Lothringen öfter das Recht als die Pferde wechseln mußte. Aufgeschrieben waren die Coutumes nicht, sie wurden erhalten durch Überlieferung, hier und da auch wohl durch eine Aufzeichnung, die aber des amtlichen Charakters entbehrte und von den Gerichten nicht zugelassen wurde. Die Verschiedenheit und Unklarheit dieser mannigfachen lokalen Rechtsgewohnheiten hatte das ganze Mittelalter hindurch Parteien und Richter oft in Verlegenheiten gebracht, die man dadurch zu beseitigen suchte, daß man das Gutachten von angesehenen erfahrenen Männern über die anzuwendenden Rechtsgrundsätze einholte (enquête par turbe), oder auch zum Mittel des Zweikampfes seine Zuflucht nahm. Herzog Simon hatte einst die verschiedenen Coutumes in eine einheitliche Redaktion bringen wollen, war aber mit diesem Vorhaben auf den hartnäckigsten Widerstand der Ritterschaft gestoßen, die in diesem Versuche einen Angriff auf ihre Rechte vermutete. Später hatte man in einigen Herrschaftsgebieten und Städten, so in der Grafschaft Vaudémont, Blankenberg, Bitsch, Epinal, Remiremont und vor allen in Bar eine Aufzeichnung der geltenden Rechte und Gewohnheiten wahrscheinlich nach dem Muster des Schwabenspiegels gemacht; aber die Verschiedenheit und die daraus hervorgehende Ungewißheit in der Rechtsprechung war damit keineswegs beseitigt. Um dies zu erreichen, beauftragte Karl im Jahre 1571 die Baillis der einzelnen Amtsbezirke, mit Hilfe einer gemischten Kommission aus Leuten aller drei Stände die in den Herzogtümern Lothringen und Bar sowie die in den kleinen nach und nach erworbenen Herrschaften bestehenden Rechtsgewohnheiten zu sammeln und einheitlich zu gestalten. Man begann mit der Revision der Gewohnheitsrechte in Bar, von denen man schon 1507 eine

Sammlung gemacht hatte, ging dann zu der Redaktion derer von Bassigny, Clermont, St. Mihiel u. s. w. über. Widersprechendes wurde ausgeschieden, Lücken ausgefüllt und die einzelnen Coutumes in Übereinstimmung mit sich selber gebracht. Die so hergestellten Texte wurden den Ständen zur Prüfung vorgelegt, und wenn sie von diesen gutgeheißen wurden, von dem Herzoge dem Drucke übergeben und als Richtschnur für die Rechtsprechung aufgestellt. Viel schwieriger gestaltete sich die Kodifikation des lothringischen Rechtes im engeren Sinne. Die Hindernisse und Schwierigkeiten, auf die man stieß, waren zahllos. Vieles war nur mündlich überliefert, anderes in zweifelhafter und anfechtbarer Aufzeichnung vorhanden; vor allem aber machte der Adel, der in dem Unternehmen des Herzogs eine Schmälerung seiner Rechte fürchtete oder Bestimmungen einfügen wollte, die den Rechten und Wünschen des dritten Standes zuwiderliefen, dem Fortgange des Werkes allerlei Hemmnisse. Volle zehn Jahre gingen so unter den Vorarbeiten hin, und erst am Ende des Jahres 1594 konnte die abgeschlossene Sammlung den drei Ständen zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. Im Juli 1595 wurde sie von den Ständen gutgeheißen und dann durch den Druck veröffentlicht.*) Sie galt nur für das Herzogtum Lothringen im engeren Sinne, während sie in Bar, wo die Coutumes von St. Mihiel, und in Epinal, in la Bresse und anderen Orten, wo eine Anzahl von Partikularrechten fortbestanden, als subsidiäres Recht galt. Über die Bedeutung und den Wert des Unternehmens sprach sich die Versammlung

*) Der Titel war: Les coustumes generales du Duché de Lorraine, ès bailliages de Nancy, Vosges et Allemagne: Recueil de style à observer ès instructions des procédures tant des assises, que ès sièges superieurs et inferieurs des Bailliages de Nancy, Vosges et Allemagne; avec le règlement pour le sallaire des juges, procureurs et autres Ministres de Justice. Eine deutsche Übersetzung zum Gebrauche in Deutsch-Lothringen wurde 1599 in Frankfurt gedruckt.

der Stände 1595 aus, indem sie dem Herzoge dafür dankte, daß er das, was bisher unter der Hut sachverständiger Männer nur dem Gedächtnisse anvertraut gewesen sei, schriftlich habe niederlegen lassen; „denn dadurch sei der Kunst der Rabulisten die Macht genommen, durch Unterschiebung und Fälschung der Worte den Sinn des Gesetzes zu entstellen oder zu verkehren und so der Gerechtigkeit eine Nase zu drehen".

Mit der einheitlichen Redaktion der Coutumes hing die Einführung eines festen Kalenderjahres für Lothringen zusammen. Eine überreiche Quelle von Streitigkeiten und Prozessen war bis dahin die Unsicherheit und das Schwankende der Zeitrechnung gewesen. An dem einen Orte hatte man sich gewöhnt, das Jahr mit dem Feste Mariä Verkündigung (25. März), an dem anderen mit dem Ostertage, an einem dritten mit dem Weihnachtstage beginnen zu lassen; daraus entstanden wegen der abweichenden Datierung der Urkunden und Gerichtsakten zahllose Wirrnisse. Um diesen Anlaß zu Prozessen zu beseitigen, bestimmte Karl durch einen Erlaß vom 15. November 1579, daß für alle Urkunden, Gerichtsakten und amtliche Schriftstücke der 31. Dezember als der letzte Tag des Jahres zu gelten habe. Diesem Erlasse ließ er drei Jahre später (1582), als Papst Gregor XIII. allen Fürsten der Christenheit seinen verbesserten Kalender zuschickte, eine zweite Verordnung folgen, welche den Gebrauch des neuen verbesserten Kalenders für die lothringischen Staaten einführte.

In demselben Jahre, in dem Karl III. die Gewohnheitsrechte für das westliche Bar neu aufzeichnen ließ, war der alte Streit über die Hoheitsrechte in diesem Landesteile durch einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich Karl IX. äußerlich beigelegt worden. Franz I. hatte, wie oben erzählt ist, das staatsrechtliche Verhältnis, in dem das westliche Bar zu der Krone von Frankreich stand, dazu benutzt, dem Herzoge Anton durch allerlei Zwang sein Mißfallen über dessen

Verbindung mit dem Hause Österreich fühlbar zu machen. Der Streit setzte sich fort unter König Heinrich II., als die Vormünder des Herzogs Karl die höchste Gerichtsbarkeit in Bar für die Herzöge von Lothringen in Anspruch nahmen und die Einmischung des Pariser Parlaments in die Rechtshändel dieses Gebietes als unberechtigt abwehrten. Seit aber Herzog Karl III. selbst die Regierung seines Landes übernommen hatte, war die alte Streitfrage nicht mehr aufgeworfen worden, bis sie plötzlich bei Gelegenheit eines Familienfestes sich wieder neu erhob. König Karl IX. war 1564 auf Einladung des Herzogs nach Bar gekommen, um den erstgeborenen Sohn Karls und seiner Schwester Claudie über die Taufe zu halten. Bei seinem Einzuge in die Stadt Bar ließ der König die Gefängnisse öffnen, denn es war Brauch, daß ein Souverän bei seinem ersten Einzuge in eine ihm gehörige Stadt der Mehrzahl aller Personen, die wegen begangener Verbrechen gefangen saßen, die Freiheit zurückgab. Diesen Gnadenakt betrachtete der Herzog als einen Eingriff in seine Hoheitsrechte und geriet darüber mit dem Könige in ein Zerwürfnis, das erst nach siebenjährigen Verhandlungen im Januar 1571 durch einen Vergleich, das sogenannte Konkordat von Bar, beendet wurde. Karl IX. war damals in großen Geldverlegenheiten, denen der Herzog mit bedeutenden Anleihen zu Hilfe kam, und dies war ohne Zweifel der Grund für die scheinbaren Zugeständnisse, die dem Herzoge in diesem Vertrage gemacht wurden. Nach dem Übereinkommen sollte es fortan dem Herzoge und seinen Nachkommen zustehen, alle Regalien und Souveränitätsrechte unbehindert in Bar auszuüben, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, die Unterthanen mit Steuern zu belasten, Münzen zu schlagen und Gericht zu hegen, so daß die Unterthanen durch königliche Befehle von ihren ordentlichen Gerichten nicht abgezogen würden; alles dies aber solle geschehen „unbeschadet der Lehenspflichten, die der Herzog dem Könige schulde, und unbeschadet der Rechte, welche

das Parlament von Paris habe, Appellationen von dem Obergerichte in Bar anzunehmen". Dieses unklare, widerspruchsvolle Konkordat, dessen letzter Teil aufhob, was der erste gab, schien gleich dem Nürnberger Vertrage nur dazu zu dienen, Schwierigkeiten, die man nicht zu lösen vermochte oder zu lösen willens war, für den Augenblick zu überdecken durch gegenseitige Zugeständnisse, die jeder Partei die ihr zusagende Auslegung gestatteten, die aber gerade dadurch zu einer Quelle neuer Zerwürfnisse werden mußten.

Während Herzog Karl seine ganze Thätigkeit darauf richtete, seine Staaten innerlich neu zu ordnen und umzugestalten, war das Nachbarland Frankreich durch einen greuelvollen Bürgerkrieg, der unter dem Namen der Religion mehr und mehr für dynastische und herrschsüchtige Zwecke ehrgeiziger Parteimänner geführt wurde, der staatlichen Auflösung nahe gebracht. Die Eifersucht und die Feindschaft der Prinzen gegen das Haus Guise war 1562 dahin gelangt, daß der Prinz Condé eine offene Erklärung als Kriegsmanifest erließ, in dem gesagt war, daß die Pariser Regierung, in der fremde, lothringische Prinzen die Hauptstimme führten, aufgehört habe, national und rechtmäßig zu sein. Da die Hugenotten sich aber zu schwach fühlten, der Macht der Guisen die Spitze zu bieten, riefen sie die protestantischen Fürsten Deutschlands und England zu ihrer Hilfe auf. England versprach Geld und Mannschaften unter der Bedingung, daß man ihm Havre de Grace überlasse; von Deutschland aber, wo Hessen, Baden, Pfalz und Württemberg große Geldsummen für die Hugenotten beisteuerten, kamen zahlreiche Söldnerbanden, die als Bundesgenossen der Hugenotten freien Durchzug durch Lothringen verlangten. Im Jahre 1562 sandte der alte Landgraf Philipp von Hessen ein paar tausend Reiter und Hakenschützen, die über Zabern und Saarburg plündernd und

brandschatzend nach der Champagne vordrangen. Nach dem Wiederausbruche des Bürgerkrieges 1567 erschien Johann Casimir, der zweite Sohn des Kurfürsten von der Pfalz mit 8000 Reitern und einer Anzahl von Landsknechten an den Grenzen Lothringens und forderte ebenfalls ungehinderten Durchzug zu den Heeren der Hugenotten. Herzog Karl, der seinem Lande Ruhe und vollständige Neutralität zu erhalten wünschte, und es jetzt mit einem Male durch wilde Söldnerbanden bedroht sah, wäre kaum imstande gewesen den Durchzug mit eigener Macht zu wehren; versuchte er es aber oder rief er die Hilfe der Guisen an, so mußte er fürchten, daß sein Land zum eigentlichen Schauplatze des Kampfes werde. In dieser Lage zog er eine vorübergehende Plage der Gefahr eines dauernden Krieges vor. Er gestattete dem deutschen Kriegsvolke den Durchzug, den zu verhindern er nicht imstande war, unter der Bedingung, daß sie sich des Raubens und Plünderns enthielten und die Lebensmittel, deren sie bedürften, bar bezahlten. Er selbst hielt sich indes für alle Fälle kriegsbereit; er ließ Munition und Lebensmittel auf den Wegen, welche die Soldtruppen nahmen, in Sicherheit bringen, die festen Plätze in stand setzen und erließ an seine Unterthanen strenge Verbote, sich von Fremden anwerben zu lassen. Die Durchzüge fremder Söldnerheere, die in Deutschland, dem großen Handelsmarkte für Menschenfleisch, bald für, bald gegen die Hugenotten geworben wurden, dauerten Jahrzehnte lang fort, so daß von 1562 bis 1576 einund zwanzig solcher Banden vom Rheine zur Maas hin und von der Maas zurück zum Rheine die lothringischen Länder durchzogen. Karl begnügte sich, die durchziehenden fremden Truppen an einem längeren Aufenthalte in seinem Lande zu hindern, und blieb im übrigen ein bloßer Zuschauer der Vorgänge in Frankreich, einzig darauf bedacht, den Krieg selbst von seinem Lande fern zu halten. Gleichwohl waren die Leiden und Plagen, welche die durchziehenden Kriegsvölker den Landschaften und Orten,

ihrem Wege brachten, unzählbar. Wegen der beständigen Gefahr der Überfälle und Plünderungen ging alles in Waffen: Edelleute, Bürger und Bauern. Viele Dörfer umgaben sich mit Gräben und Mauern oder stellten ältere verfallene Schutzwehren wieder her, und jede zehnte Feuerstelle hatte einen Mann für Schanzarbeiten zu stellen.

Die Vorgänge und überraschenden Wandlungen, die sich unterdes auf der blutigen Schaubühne in Frankreich vollzogen, wo die verächtlichen Nachfolger Heinrichs II. charakterlos hin- und herschwankten und der Haß der kämpfenden Parteien nach kurzen Friedensschlüssen mit größerer Raserei wieder ausbrach, stehen bis zum Jahre 1584 mit der Geschichte Lothringens in keinem unmittelbaren Zusammenhange. Mehr und mehr tritt im Fortgange des erbitterten Kampfes dessen politischer Charakter hervor. Im Jahre 1570 ward der große Guise durch die Kugel eines fanatisierten calvinistischen Edelmannes meuchlings getötet. Dann gewinnt, wie es so oft in Frankreich geschah, der politisch-nationale Gedanke über alle Parteiinteressen die Oberhand. Die Vermählung Heinrichs von Navarra, des Hauptes der Hugenotten, mit des Königs Schwester Margareta von Valois sollte alle Parteien einigen, und ein großes, von Coligny geplantes Unternehmen zum Sturze des Hauses Österreich, zu dem selbst der Kardinal von Lothringen die Hand bot, sollte den innern Krieg nach außen ablenken. Die Mitwirkung Englands dachte man sich durch eine Verbindung von Katharinas jüngstem Sohne, dem Herzoge Franz von Alençon, mit der Königin Elisabeth zu sichern. Vor allem aber rechnete man auf den Beistand der protestantischen deutschen Fürsten, die durch reiche Pensionen, — ihr Betrag berechnete sich auf jährlich hunderttausend Livres — in guter Stimmung erhalten wurden, denn erst mit ihrer Hilfe meinte man die alten Eroberungspläne des Hauses Valois in Deutschland, Italien und den Niederlanden verwirklichen zu können. Sogar Indien hoffte man den Spaniern

zu entreißen. Der Admiral Coligny, die eigentliche Seele der antihabsburgischen Pläne, kam an den Hof und gewann die volle Herrschaft über den unselbständigen König Karl IX. Die politische Leitung der Dinge fiel ganz in seine Hand. Allenthalben wurde gerüstet und verhandelt; Kaspar von Schomberg betrieb eine enge Verbindung zwischen dem französischen Hofe und den protestantischen Fürsten Deutschlands zum Zwecke eines gemeinsamen Angriffes auf die Niederlande. Für den Sommer 1572 erwartete man den großen allgemeinen Krieg, dessen Ausbruch zunächst Lothringen in die Gewalt Frankreichs gebracht hätte. Da durchriß das Verbrechen der Bartholomäusnacht (24. August 1572), veranlaßt durch zwei Frauen, von denen die eine, die Witwe des großen Guise, den Mord ihres Gemahles, die andere, Katharina von Medicis, die verlorene Herrschaft über ihren Sohn an Coligny rächen wollte, mit einem Male das große Gewebe, wie später das Messer Ravaillacs die Pläne Heinrichs IV. durchschnitt.

Mit neuer Wut entbrennt der Kampf der Parteien; die Verwirrungen und die Kabalen jeder Art werden ärger als zuvor. Da stirbt im Mai 1574 Karl IX., und ihm folgt Heinrichs II. und Katharinas dritter Sohn Heinrich III., mit dem Frankreich am Bodensatze eines abgelebten Geschlechtes angelangt ist. Der neue König überläßt anfangs die Führung des Krieges den lothringischen Prinzen, den Söhnen des ermordeten Franz von Guise, deren Ansehen um so höher steigt, je mehr der König sich durch Feigheit, durch Ausschweifungen und unwürdige Günstlinge verächtlich macht. Aber der Kriegsruhm und die steigende Popularität der Guisen fingen bald an, dem kleinmütigen Könige Besorgnis zu erregen; und wie man allgemein glaubte, hatte Heinrich III. wie seine herrschsüchtige Mutter mehr Furcht vor den Siegen der Guisen wie vor einem Siege der Gegenpartei. Diese Furcht des Königs war der wesentlichste Grund für

den Erlaß des Pazifikations-Ediktes von Poitiers (September 1577). In diesem Edikte erklärte Heinrich III., daß die Hugenotten nicht mit Unrecht zu den Waffen gegriffen hätten und daß alles, was sie gethan, zum Heile des Staates gedient habe. Er gewährte ihnen freie Religionsübung, eigene Richter in den Gerichten und alle bürgerlichen Rechte; er überließ ferner dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé, dem er schon vorher zum großen Ärgernisse der Katholiken die Statthalterschaft der Pikardie übertragen hatte, neue Sicherheitsplätze als Bürgschaft des Friedens und gebot endlich die Auflösung aller Bündnisse und geheimen Einverständnisse. Dies zielte vor allem auf die kurz zuvor geschlossene Liga zur Erhaltung der alten Lehre.

Das Pazifikationsedikt erregte den Argwohn aller Katholiken gegen den König; ihre Führer, Heinrich von Guise und der Herzog von Mayenne, schrieen über Verrat und erklärten ihren Entschluß, ohne, und wenn es sein müsse, auch gegen den König die Sache der Religion zu verteidigen. Unter diesen Umständen erhob sich mächtig die Liga, eine Revolution im Namen der Religion, der sich Städte und ganze Provinzen, die verschiedensten Elemente, aus Beweggründen der verschiedensten Art anschlossen, während Papst Gregor XIII. ihr seine Anerkennung versagte. Das Haupt dieser Vereinigung war gegeben in Heinrich von Guise, einem Manne von glänzenden Eigenschaften, angesehen bei allen Parteien schon wegen der Verdienste seines Vaters und als „ein König der Gemüter" beliebt bei der Menge wie kein anderer. Der geschreckte und haltlose König glaubte der Gefahr, die ihm von dem wachsenden Ansehen der lothringischen Prinzen drohte, am besten dadurch zu begegnen, daß er sich selbst zum Haupte der mächtigen Verbindung erklärte. Gleichwohl konnte die Partei, zu deren Werkzeug er sich machte, ihm niemals vertrauen, und die Leiter der Liga blieben im stillen doch die Guisen.

So lagen die Dinge, als 1584 des Königs jüngster Bruder, Katharinas vierter Sohn, der Herzog von Alençon oder, wie er nach Heinrichs III. Thronbesteigung hieß, der Herzog von Anjou, kinderlos starb. Da von den vier Söhnen Heinrichs II. die beiden ältesten, Franz II. und Karl IX., keine Erben hinterlassen hatten, und Heinrich III., nach dem Tode des Herzogs von Alençon der einzige noch lebende Sproß des valesischen Hauses, auch kinderlos blieb, so stand das baldige Erlöschen des Zweiges Valois bevor. Wer sollte nach Heinrich III. Erbe der Krone von Frankreich sein? Diese Frage wandelte den bisherigen Bürgerkrieg in einen ebenso leidenschaftlichen Successionskrieg; sie drängte zugleich den Herzog von Lothringen aus seiner bisherigen neutralen Haltung heraus und zog ihn mitten in die Wirren und Parteiungen des Nachbarlandes.

Das nächste Anrecht auf den französischen Thron in männlicher Linie hatte nach dem Absterben des valesischen Zweiges das Haus Bourbon, dessen Haupt, Heinrich von Béarn, König von Navarra und Führer der Hugenotten war. Ein calvinistischer König auf dem französischen Throne bedeutete aber nach der allgemeinen Ansicht eine große Umgestaltung nicht nur der inneren Verhältnisse, sondern noch vielmehr der äußeren Beziehungen. Vor allem mußte Spanien, gegen das die protestantischen Antipathien gerichtet waren, die Gefahren eines unvermeidlichen Krieges voraussehen, wenn die französische Krone auf das ihm stets feindliche Haus Bourbon, das sich zum Erben der Gedanken und Pläne Colignys gemacht hatte, überging. Angesichts dieser Bedenken und Gefahren wurde von den Ligisten die Frage aufgeworfen, ob die Abstammung des Hauses Bourbon von dem heiligen Ludwig ein ausreichendes Recht auf den Thron begründe, wo es sich um die Erhaltung des Glaubens handle; waren doch außer dem Könige von Navarra noch andere Erben da, denen man den Schutz der nationalen Religion anvertrauen könne. Als solche nannten die einen die Prinzen des Hauses

Lothringen, deſſen jüngerer Zweig, die Guiſen, ſchon einen Fuß auf dem Throne ſtehen hatten. Die Königin Katharina, geängſtigt durch den Gedanken, daß ein Hugenott die Krone der Valois tragen könne, hatte die Abſicht, auf den Thron Frankreichs den Sohn ihrer Tochter Claudia zu bringen; andere wiederum wieſen auf das ſpaniſche Königshaus hin, auf Philipps II. Tochter Iſabella Clara Eugenia, deren Mutter die jüngſte Tochter Heinrichs II., Eliſabeth von Frankreich, war. Wem aber auch die Nachfolge zufallen mochte, unter allen Umſtänden wollte die Liga Heinrich von Navarra ausſchließen. Was die letzte Abſicht des Herzogs von Guiſe geweſen iſt: ob er, wie behauptet wird, damit umging, Heinrich III. als König zu beſeitigen, wie einſt die Karolinger das merovingiſche Königtum beſeitigt hatten, und ſelbſt den Thron einzunehmen, wird immer unaufgeklärt bleiben; ſein plötzlicher gewaltſamer Tod hat dies alles verdeckt, und keine beglaubigte Thatſache kann als Beweis für dieſe ehrgeizige Abſicht angeführt werden. Dagegen war das herzogliche Haus Lothringen in dieſer Zeit äußerſt thätig, ſein angeſtammtes Recht auf den Thron Frankreichs nachzuweiſen. Zu dieſem Zwecke ließ es ſeine Herkunft auf Karl den Großen zurückführen, ſo daß die Valois, die Abkömmlinge Hugo Kapets, der die Karolinger verdrängte, gegenüber den Prinzen des Hauſes Lothringen nur als Uſurpatoren erſchienen. Schon im Jahre 1580 veröffentlichte Roſières, ein Geiſtlicher an der Kirche zu Tull, ſein Werk über die Herkunft der Herzöge von Lothringen (stemmatum Lotharingiae et Barri ducum tomi septem). Der Zweck des Werkes war unverkennbar. Heinrich III. wird darin wegen ſeiner Hinneigung zu den Hugenotten heftig angegriffen, Hugo Kapet, der Gründer der neuen Dynaſtie, als Tyrann und Kronräuber dargeſtellt und dem Hauſe Lothringen, das ſeinem Urſprunge nach älter und edler als alle franzöſiſchen Königsreihen ſei, ein beſſeres Recht auf die Krone Frankreichs zuerkannt als der herrſchenden

Dynastie. Heinrich III. ließ den Verfasser in die Bastille werfen und zu einem schmählichen Widerrufe zwingen. Als Rosières los kam, begab er sich an den lothringischen Hof und ward von Karl III. zu seinem geheimen Ratgeber ernannt. Demselben Zwecke wie diese und andere Genealogien dienten die vielen lothringischen Heiligengeschichten, deren Zahl Richard auf fünfhundert brachte; sie sollten die Rechtgläubigkeit und die christlichen Tugenden des lothringischen Fürstenhauses hoch erhaben über alle anderen erscheinen lassen.

Die Aussicht auf ein hohes Ziel that sich bei der damaligen Stellung der Parteien in Frankreich dem lothringischen Hause auf. Wenn das Erbfolgerecht des ketzerischen Hauses Bourbon beseitigt wurde, so hatte der Markgraf von Pont à Mousson, der Sohn Karls III. und Enkel Heinrichs II. ein ebenso gutes oder vielmehr ein besseres Recht auf den französischen Thron als irgend ein anderer Prinz. Mehr als zweiundzwanzig Jahre war Herzog Karl dem Kampfe der Parteien, in dem seine nächsten Anverwandten standen, fern geblieben; von dem Augenblicke an, wo der Krieg zu einem Kampfe um die Thronfolge wurde, trat er als kühner Werber um die Königskrone des heiligen Ludwig auf, und in diesem Sinne wählte er zum neuen Wahlspruche seines Hauses: Durat adhuc spes avorum.

Gegen Ende des Jahres 1584 fanden in Nancy, dann im Januar des folgenden Jahres in Joinville im Beisein des Herzogs Besprechungen statt, zu denen sich außer den Häuptern der Liga, den Herzögen von Guise und Mayenne, noch andere Mitglieder des Hauses Lothringen, die Herzöge von Aumale und Elboeuf, sowie ein Bevollmächtigter des Kardinals von Bourbon, eines jüngeren Bruders Antons von Navarra, eingefunden hatten. Man verhandelte über die Herstellung der Glaubenseinheit und den Ausschluß des ketzerischen Königs von Navarra von dem französischen Throne. Auch Philipp II. von Spanien hatte zwei Bevollmächtigte geschickt. Philipp

war bisher den geheimen Wühlereien und indirekten Angriffen Frankreichs, das den niederländischen Aufstand durch Geld und geheime militärische Unterstützung fortwährend genährt hatte, nicht entgegen getreten; auch mit den Guisen war er bisher nicht im Bunde gewesen: er übte jetzt nur das Recht der Vergeltung und der Abwehr, wenn er sich entschloß, gleiches mit gleichem zu erwiedern und den französischen Rebellen die Hand zu reichen. Er versprach den Verbündeten 50 000 Thaler monatlicher Subsidiengelder, so lange sie in den Waffen bleiben würden. — Um die Sache nicht sofort auf die Spitze zu treiben und um Uneinigkeit zu verhüten, erkannte man das nächste Anrecht auf die französische Krone dem ältesten Prinzen von Geblüt, dem Kardinal von Bourbon zu, der versprechen mußte, als König das Bündnis mit Spanien zu erneuern, alle Beziehungen zu den Türken abzubrechen*) und die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in Frankreich zur

*) Franz I. war der erste der christlichen Monarchen Europas gewesen, der mit den Türken, die als ein barbarisches, außerhalb der europäischen Gemeinschaft stehendes Volk betrachtet wurden, in amtlichen Verkehr getreten war. Er hatte 1535 mit Soliman II. einen Vertrag geschlossen, der für die Politik seiner Nachfolger bestimmend wurde und Frankreich große wirtschaftliche und politische Vorteile in der Türkei sicherte. Durch eine neue Kapitulation, die Karl IX. 1569 mit den Türken geschlossen hatte, erlangte Frankreich das unerhörte Vorrecht, daß alle fremden Schiffe in der Levante nur unter französischer Flagge segeln durften. Heinrich III. erlangte 1581 den Vortritt seiner Botschafter vor denen aller anderen christlichen Mächte. Später setzten Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. diese für Frankreich so vorteilhafte Politik fort; sie gewannen die Türken durch Geldzuschüsse und Aussichten auf neue Gebietserweiterungen, denn die Türken waren ihnen unentbehrlich für die Ausführung ihres Hauptplanes, der die Erniedrigung oder Vernichtung des Hauses Habsburg bezweckte. Durch einen Vertrag vom Jahre 1604 bedang sich Frankreich den Schutz der Christen in der Türkei aus, und diesen hat es seitdem als Vorrecht für sich in Anspruch genommen, ohne daß ein solches von Österreich oder Deutschland anerkannt wurde.

Ausführung zu bringen. Aber nicht bloß als eine Schutzwehr des alten Glaubens gegen die Gefahren des Calvinismus stellte sich die Liga dar; um ihren Anhang zu erweitern, trat sie auch als Schützerin des Adels und der Gemeinden auf, die sich in ihren alten Rechten und Freiheiten durch das unbeschränkte Königtum gefährdet sahen.

Herzog Karl und Heinrich von Guise wurden in Joinville zu Generallieutenants der Liga ernannt, und beide beschlossen sofort in den Kampf einzutreten und sich zu Herrn aller Provinzen zu machen. Dem Herzoge von Guise, der Metz, Tull und Verdun den Königlichen entreißen sollte, kam Karl zu diesem Zwecke mit einem Regimente Fußvolk und 20000 Thalern Kriegsgelder zu Hilfe. Man sprach von dem alten Königreiche Austrasien, das man nach Eroberung der genannten Städte wiederherstellen wolle, und dessen Hauptstadt wie in alter Zeit Metz werden sollte. Während Heinrich von Navarra sich jenseit der Loire in Guyenne und den benachbarten Provinzen behauptete, eroberte Guise, von dem lothringischen Kriegsvolke unterstützt, Maizières, Tull und Verdun, deren Bürgerschaften sich für die Ligisten erhoben; Metz aber, das er ohne Erfolg mit 12000 Mann angriff, wurde durch den Herzog von Epernon dem Könige erhalten. Unterdes war der Herzog von Aumale in die Pikardie, Mercoeur in die Bretagne, Elboeuf in die Normandie eingedrungen. Herzog Karl selbst wandte sich gegen das feste Sedan, das dem Herzoge von Bouillon gehörte und als ein Bollwerk des Calvinismus galt. Er hoffte, durch Eroberung dieses Platzes seine Staaten nach Norden zu erweitern. Heinrich III., der sich wieder den Calvinisten genähert hatte, hielt vor diesem mächtigen Auftreten der Liga nicht stand; er beeilte sich, alles zuzugestehen, was sie forderte, ohne doch das Mißtrauen der Verbündeten durch seine Unterwerfung zu mindern. Durch die Convention von Nemours, die er im Juli 1585 mit den Ligisten abschloß, teilte er den Häuptern

des gegen ihn geschlossenen Bundes Provinzen und Sicherheitsplätze zu, wie sie es verlangten. Dem Herzoge von Guise überließ er Tull, Verdun und Chalons, den Herzögen von Aumale, Mercoeur und Mayenne die festen Plätze in der Pikardie, in der Bretagne und in Burgund, dem Herzoge von Lothringen gab er außer 12000 Thalern Entschädigung für aufgewandte Kriegskosten eine Compagnie von 500 hommes d'armes und versprach außerdem zehn Gensdarmes und fünfzehn Schützen als Leibwachen des Herzogs zu besolden. Was die kirchliche Frage betraf, so wurde die Ausübung jeder anderen als der katholischen Religion im Umfange des Königreiches verboten, und endlich wurde die bewaffnete Erhebung der Liga als eine gute, dem Könige wohlgefällige Sache erklärt. Seit diesem Tage war die Liga eine anerkannte Macht im Staate und rüstete sich im Namen des Königs zum Kriege gegen Heinrich von Navarra und die hugenottische Partei.

Heinrich von Navarra ließ unterdes am Rheine sieben bis achttausend deutsche Landsknechte, vier bis fünftausend Reiter und über fünfzehntausend Schweizer für sich anwerben. Er gedachte zunächst das Haupt der Liga, den Herzog Karl, zu verderben und die ganze Schwere des Krieges auf Lothringen zu wälzen, dessen Besitz ihm die freie Verbindung mit seinen Verbündeten in Deutschland und mit den Schweizern sichern sollte. Im Frühjahre 1587 hatte sich am Rheine und im Elsaß ein Söldnerheer von nahezu 30000 Mann gesammelt, das der Herzog von Bouillon, Robert von der Mark, ein eifriger Calvinist, und der preußische Burggraf zu Dohna im Namen Johann Casimirs dem Könige von Navarra zuführen sollten. Unter Plündern, Rauben und Brennen brachen diese bunt zusammengesetzten Scharen, die man mehr wandernden Heuschrecken als einem regelmäßigen Heere verglich, durch das Zornthal in Lothringen ein. Sie nahmen Pfalzburg und Saarburg, verwüsteten die Gegend um Lörchingen

und St. Quirin und zogen dann in zwei Haufen getrennt über Blankenberg gegen Lüneville und Nancy. Herzog Karl, zu schwach, sich dem ersten Vordringen des Heeres zu widersetzen, nahm den Grafen Karl von Mansfeld und den Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg, einen bedeutenden Kriegsmann, der unter Alexander Farnese gedient hatte, mit 2 Regimentern Landsknechte und 2000 Reitern in Dienst*) und zog den Herzog von Guise, der mit einem Heere in der Champagne stand, an sich. Ohne sich auf einen entscheidenden Kampf einzulassen, dessen Ausgang ihm zweifelhaft schien, beschränkte er sich darauf, die von dem unfähigen Grafen Dohna geführten Haufen durch Märsche und Überfälle zu beunruhigen, zu ermüden und an der Verwüstung des Landes zu hindern. Bei Pont St. Vincent am Zusammenflusse von Madon und Mosel standen die beiden Heere so nahe einander gegenüber, daß eine entscheidende Schlacht unvermeidlich schien. Aber Herzog Karl wußte das Ungestüm des Herzogs von Guise, der schlagen wollte, zu zügeln; mehrere Tage blieb er, den Feind beobachtend und belästigend, in seiner Stellung, bis die hungernden deutschen und schweizerischen Söldner im gegnerischen Lager ihre Führer zwangen, sie aus Lothringen nach der Champagne zu führen. Karl feierte den Abzug der Söldnerheere wie einen großen Sieg und ließ eine Denkmünze schlagen, die auf der einen Seite eine auf Wolken getragene Victoria zeigte, in der einen Hand eine Palme, in der andern eine Krone haltend und mit der Umschrift: Ipsa sibi pretium virtus. Die Rückseite wies das lothringische Wappen mit einem gekrönten Helme, der als Zimier einen aufsteigenden Adler trug, und am Rande die Wappen von Neapel, Jerusalem, Aragonien, Anjou, Bar und Geldern. Von dem Herzoge von

*) Dem Markgrafen war eine persönliche Besoldung von monatlich elfhundert Gulden zugesichert; ferner war in dem Vertrage ausbedungen, daß der Oberstlieutenant und die Kapitäne monatlich 300, die Lieutenants 85 und jeder Reiter 14 Gulden erhalten solle.

Guiſe und dem Markgrafen von Pont à Mouſſon verfolgt, zogen die Söldner raubend und plündernd durch die Champagne, ohne daß die Führer der ärgſten Unordnung zu wehren vermochten. Empfindliche Verluſte, die ihnen der Herzog von Guiſe bei Vimori und Auneau im Gebiete von Chartres beibrachte, zwangen ſie endlich, Ende November, zum Abzuge, der ihnen geſichert wurde unter der Bedingung, daß ſie aufhörten zu rauben und zu plündern. Die Flucht ihrer Führer — der Herzog von Bouillon flüchtete nach Genf, wo er einige Tage nach ſeiner Ankunft ſtarb — war für die Söldner das Zeichen zur völligen Auflöſung. Gleich wilden Tieren wurden ſie dann von wütenden Bauern, welche für die erlittenen Plagen und Qualen Rache nahmen, verfolgt und niedergemacht; kaum viertauſend von ihnen entkamen durch die Freigrafſchaft nach der Schweiz. Das Anſehen des Herzogs von Guiſe ſtieg durch ſeinen Sieg über die Söldner aufs höchſte, man feierte ihn als den Retter Frankreichs vor den Barbaren, und er ging jetzt entſchloſſener an die Ausführung der in Joinville gefaßten Pläne.

Während die ligiſtiſchen Heere an der Maas und der Loire dem Einbruche der deutſchen Kriegsvölker wehrten, hatte ſich in König Heinrich III. wieder eine neue Wandlung vollzogen. Die Allgewalt der Liga, vor allem das ſteigende Anſehen Guiſes war ihm von Tag zu Tag verhaßter geworden, und im geheimen hatte er mit Heinrich von Navarra, den er öffentlich bekämpfte, wieder angeknüpft; denn trotz ſeiner ſteigenden Ratloſigkeit hatte er noch immer gehofft, beide Parteien für ſich zu gewinnen. Die geheimen Verhandlungen des Königs mit Heinrich von Navarra waren indes den Ligiſten nicht verborgen geblieben; deshalb kamen gleich nach der Vertreibung der deutſchen und ſchweizeriſchen Söldnerheere im Januar 1588 der Herzog von Guiſe und die übrigen Führer der Liga bei dem Haupte des Hauſes Lothringen in Nancy zu einer neuen Beratung zuſammen. Hier wurden die alten

politischen und religiösen Forderungen der Liga erneuert und der Beschluß gefaßt, von dem Könige aufs neue zu verlangen, daß er alles, was die Liga gethan und beschlossen habe, öffentlich anerkenne und billige und die Einheit des Glaubens wiederherstelle. Paris war damals in gewaltiger Gährung. Übertriebene Nachrichten von dem Anzuge deutscher Heeresmassen, die im geheimen Bunde mit dem Könige in Frankreich eingebrochen seien, um die Katholiken zu morden, hatten in der Bürgerschaft eine ungeheure Erregung und ein aufs höchste gesteigertes Mißtrauen gegen den König erzeugt. Diese Aufregung wuchs noch, als Heinrich III., der außer seinen Lieblingen keinen Anhang hatte, Truppen in den Vorstädten zusammenzog. Deshalb forderte der Ausschuß des Pariser Gemeinderates, als die neuen Forderungen der Liga nicht sogleich von dem Könige bewilligt wurden, den Herzog von Guise auf, in die Stadt zu kommen und seine Anhänger zu schützen; eine Volksmacht von 20 000 Gewerbsleuten sei bereit, jedem seiner Winke zu folgen. Am 9. Mai zog Guise trotz dem wiederholten Verbote des Königs, der ihm die Reise nach der Hauptstadt untersagt hatte, mit nur sieben Begleitern, wie ein triumphierender Held von der Menge umjubelt, in Paris ein, um die in Nancy aufgestellten Forderungen dem Könige vorzutragen.

Am 12. Mai, als der König viertausend Schweizer aus den Vorstädten in die Stadt gezogen hatte, brach in Paris der Sturm des wütenden Volkes aus. Die Aufständischen, so ließ Guise dem hilfesuchenden zitternden Könige sagen, seien Stiere, die sich losgerissen hätten, und deren er nicht mächtig sei. Dieser Tag, der Tag der Barrikaden, machte Guise zum Herrn der Hauptstadt, der Bastille und des Arsenals. Alle Ämter und Stellen wurden an die Anhänger der Liga und der Guisen übertragen, und diese blieben bis zum Jahre 1594 die eigentlichen Könige der Hauptstadt. Wohl nie hat ein Mann einen solchen Zauber auf die Massen ausgeübt wie der siegreiche Herzog von Guise. Nach dem Tage der Barrikaden

hatte er es in der Hand, den letzten der Valois zu stürzen, aber in dem entscheidenden Augenblicke versagte ihm die rücksichtslose Entschlossenheit der That. Er ließ den König aus Paris entkommen, und dieser fand in seiner Furcht und in seinem Hasse den sonst fehlenden Mut zu der „rettenden That", die er bereits früher in St. Maur und in Paris beabsichtigt hatte: durch Meuchelmord sich des Herzogs von Guise zu entledigen. — Am 21. Dezember ward der Herzog von Guise zu Blois, wohin er nebst seinem Bruder, dem Kardinal Ludwig von Guise, der wiederholten und dringenden Einladung Heinrichs III. zu einer Unterhandlung gefolgt war, in das Schlafzimmer des Königs gelockt und vor dessen Augen wie ein wildes Tier abgeschlachtet; sein Bruder, der Kardinal wurde ergriffen und hingerichtet.

Während diese Dinge sich in Paris und Blois zutrugen und anderseits eine Versammlung der Hugenotten in La Rochelle Heinrich von Navarra zum Protektor erklärte, hatte Herzog Karl sich aufs neue gegen die Maas gewandt, um die Eroberung der belagerten Plätze Sedan und Jametz, deren Besitzer, der Herzog von Bouillon, in Genf gestorben war, nachdrücklicher zu betreiben. Die Stände hatten ihm zu diesem Zwecke außerordentliche Beihilfen bewilligt, und Papst Sixtus V. gestattete ihm, einen Zehnten von allen kirchlichen Gütern zu erheben. Nach dreizehnmonatlicher Umlagerung fiel endlich Jametz Ende Dezember 1588 durch Hunger. Den calvinistischen Einwohnern, die bei ihrem Bekenntnisse bleiben wollten, wurde die Frist eines Jahres bewilligt, innerhalb dessen sie ihre Güter verkaufen und ungehindert auswandern konnten. Das feste Sedan aber widerstand allen Stürmen der Lothringer. Um aber die Stadt in seine Gewalt zu bekommen und seine Staaten nach dieser Seite auszudehnen, trug Herzog Karl, das Haupt des katholischen Hauses Lothringen und der Liga, kein Bedenken, die Sache der Religion hinter die politischen und dynastischen Interessen zurück zu stellen. Er trug der

Tochter und Erbin des Herzogs von Bouillon, Margarete von der Mark, einer leidenschaftlichen Calviniſtin, der die Traditionen ihres Hauſes und die eigene Überzeugung nie geſtattet hätten, den Calvinismus abzuſchwören, die Hand ſeines Sohnes an. Heinrich IV. aber vereitelte die Abſichten des Herzogs dadurch, daß er die Hand der Erbin von Sedan einem ſeiner Getreuen verſchaffte, dem Vicomte Heinrich von Turenne, der ihm kurz zuvor viertauſend deutſche Landsknechte vom Rheine durch Lothringen zugeführt hatte und von Sedan aus den Herzog in ſeinen Staaten beſchäftigen ſollte. Der kühne Mann bewährte das in ihn geſetzte Vertrauen, indem er in der Hochzeitsnacht, da keiner ſich arges von ihm verſah, das Brautbett verließ und durch einen kühnen Überfall die Stadt Stenay den Lothringern entriß.

Die Ermordung des Herzogs von Guiſe hatte unterdes das ganze Reich in Aufſtand gebracht und den Krieg an allen Punkten entzündet. Nachdem man ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, erhob ſich in Paris die Wut des Volkes gegen einen König, der als feiger Meuchelmörder die letzte Illuſion von der Unverletzbarkeit des Königtums vernichtet hatte. Die Sorbonne erklärte das Volk des Treueides entbunden, und die fanatiſchen Parlamentsmitglieder riefen den Herzog von Mayenne, des Ermordeten Bruder, zum Generalſtatthalter des Reiches und der Krone Frankreichs aus. In ſteigender Ratloſigkeit wollte der König, deſſen Macht ſich zuletzt nur noch auf einige Städte beſchränkte, ſich aufs neue der Liga nähern und ſuchte zu dieſem Zwecke die Vermittlung des Herzogs von Lothringen. Er erbot ſich, dem Sohne Karls, dem Markgrafen Heinrich von Pont à Mouſſon, den Oberbefehl über die fremden Truppen nebſt der Statthalterſchaft in Metz, Tull und Verdun zu übertragen, und ſtellte ihm die ſpätere Vereinigung dieſer Städte mit Lothringen in Ausſicht. Als dieſer Verſuch des Königs vor allem an dem Widerſpruche des Herzogs von Mayenne ſcheiterte, der jede Ver-

handlung mit einem Meuchelmörder zurückwies, warf Heinrich III. sich nach dem Rate, den ihm die sterbende Mutter gegeben haben soll, ganz in die Arme Heinrichs von Navarra. Beide Könige zogen im Juli 1589, nachdem sie ihre Heere durch deutsche und schweizerische Söldner verstärkt hatten, mit dreißig- bis vierzigtausend Mann vor Paris und setzten der Stadt heftig zu, bis das Messer Jakob Clements dem Leben Heinrichs III. am 1. August ein Ende machte. Allgemein erwartete man jetzt, daß der Herzog von Mayenne, der als Generalstatthalter der Krone Frankreichs ausgerufen war, den altersschwachen Kardinal von Bourbon beiseite schieben und, auf die Gunst der Massen gestützt, die Krone Frankreichs kühn für sich nehmen werde. In Paris hatte alles die grüne lothringische Schärpe angelegt. Aber Mayenne wie seine Räte schraken vor den vielen Schwierigkeiten, die sich boten, zurück oder wollten das kühne Unternehmen doch nur im Bunde mit Spanien wagen. Fürs erste half man sich damit, daß man den alten Kardinal von Bourbon als Karl X. zum Könige ausrief und den Herzog von Mayenne als dessen Stellvertreter ernannte. Aber der Kardinal von Bourbon war seit dem blutigen Tage von Blois —, Heinrich III. hatte auch ihn dorthin gelockt —, ein Gefangener und befand sich in diesem Augenblicke in der Gewalt dessen, den man durch seine Wahl beseitigen wollte. Dazu kam, daß sich im Felde das Glück mehr und mehr der Sache Heinrichs von Navarra zuneigte. Am 14. März 1590 gewann dieser in der Ebene von Ivry über den Herzog von Mayenne und den Markgrafen von Pont à Mousson, der mit einem Hilfskorps von 1200 Reitern und 3000 lothringischen Fußsoldaten gekommen war, einen Sieg, der von seinem Anhange und ihm selbst wie ein Gottesurteil zu Gunsten des legitimen Königtums betrachtet wurde. Dieser Sieg gestattete ihm aufs neue gegen Paris zu ziehen.

Zu der Zeit, als dieses geschah, im Mai 1590, starb der von den Ligisten zum Könige ausgerufene Kardinal

von Bourbon, und die vielköpfige Liga fand nicht den Entschluß oder die Möglichkeit, an Stelle des Gestorbenen einen neuen Gegenkönig aufzustellen. Denn schon begann das katholische Frankreich auseinander zu streben in eine streng ligistische und eine royalistische Partei. Erstere, der kirchlichen Idee folgend, wollte die Thronfolge des häretischen Bourbonen ganz ausschließen; letztere, an dem salischen Rechte festhaltend, erklärte Heinrich von Navarra als den legitimen Thronfolger, wollte ihn aber durch einen Eid verpflichten, die katholische Religion im Reiche aufrecht zu erhalten und sich selbst in ihr unterrichten zu lassen. Und auch unter die Mitglieder des lothringischen Hauses hatte Eifersucht den Samen der Zwietracht geworfen. Der Herzog von Mayenne zerfiel mit dem jungen Herzoge von Guise, der eine Partei um sich gebildet hatte; und der Herzog Karl, der ernstlich daran dachte, die Rechte seines Hauses geltend zu machen, fand in der jüngeren Linie seines Hauses, in dem Herzoge von Mayenne und in dessen Neffen, dem jungen Herzoge von Guise, Nebenbuhler und Gegner seiner Pläne und ließ infolgedessen seinen Eifer für die Sache der Liga allmählich erkalten. Gegenüber dieser Zersetzung im Lager der Ligisten schloß sich die Partei Heinrichs von Navarra, der seinen Leuten wirksam ins Gedächtnis rief, daß sie Franzosen und er ihr rechtmäßiger und angestammter Herrscher sei, nur fester zusammen. Paris war unterdes von Heinrich aufs äußerste bedrängt. Da nahte aus den Niederlanden, von Philipp II. entsandt, Alexander von Parma mit spanischem Kriegsvolke dem Herzoge von Mayenne zu Hilfe, entsetzte durch seine überlegene Kriegskunst die bedrängte Stadt und brachte Heinrich um alle bisher errungenen Vorteile. Dieser Erfolg, der die Hauptstadt in einen Rausch von Freude und Bewunderung versetzte, ließ in den Anhängern der Liga, bei denen das religiöse Moment überwog, den schon früher gehegten Gedanken wieder aufleben, die Sache Frankreichs und des Katholizismus unter den Schutz des Königs von Spanien

zu ſtellen und die Entſcheidung über die Thronfolge in deſſen Hand zu legen. Philipp war in dritter Ehe mit Eliſabeth von Frankreich, einer Enkelin Katharinas, verheiratet. Aus dieſer Ehe ſtammte die oben genannte Prinzeſſin Iſabella Clara Eugenia, die, wenn das ſaliſche Recht beſeitigt wurde, auf den Thron Frankreichs begründeten Anſpruch erheben konnte. Nach langem Bedenken erſt ging der vorſichtige König von Spanien auf den Plan ſeiner ligiſtiſchen Anhänger ein. Er forderte ſie auf, nach Ausſchluß der häretiſchen Linie ſeine Tochter als Königin von Frankreich anzuerkennen uud ihm dann die Wahl ihres Gemahles zu überlaſſen.

Der Gedanke an ein ſpaniſches Protektorat wurde in allen ligiſtiſchen Kreiſen, von dem Adel wie von den Gemeinden, mit Beifall aufgenommen, denn man verſprach ſich davon eine ausgedehnte kommunale Freiheit, gleich der der deutſchen Reichsſtädte, ſowie Befreiung des dritten Standes von den drückendſten Laſten. Die Schwierigkeit, die ſich indes dem ſpaniſchen Protektorate entgegenſtellte, beſtand zunächſt in einer befriedigenden Löſung der Frage, wer der Gemahl der Prinzeſſin werden ſolle, wenn ſie zur Königin Frankreichs erwählt werde; dann war Heinrich von Navarra noch keineswegs beſeitigt; alles hing von einem entſcheidenden Erfolge der Waffen ab. Was den künftigen Gemahl der Prinzeſſin betraf, ſo ging die Meinung allgemein dahin, daß er ein Franzoſe ſein müſſe. Philipps Wunſch, ſeine Tochter mit dem Erzherzoge Ernſt von Öſterreich, einem Bruder Kaiſer Rudolfs, zu verbinden, begegnete allgemeinem Widerſpruche. Neben dem Erzherzoge wollte Philipp ſich indes auch zwei andere Bewerber gefallen laſſen: den Sohn des ermordeten Herzogs von Guiſe, an den ſich die Gunſt und Begeiſterung des Volkes geknüpft hatte, und den Sohn des Herzogs von Lothringen, doch dieſen nur unter der Bedingung, daß Lothringen nie mit Frankreich vereinigt werde. Wenn das herzogliche Haus Lothringen in

diesem Augenblicke seinem hohen Ziele ganz nahe zu sein schien, so schob die Eifersucht des Herzogs von Mayenne alles wieder in das Weite. Seit langem an den Besitz der Macht gewöhnt und nur auf den eigenen Machtgewinn bedacht, war er nicht gewillt, dem älteren Zweige seines Hauses ein Vorrecht vor dem seinigen zu gönnen; er faßte die Rücksicht auf seinen lothringischen Neffen als eine persönliche Demütigung auf, denn seine Verdienste um das allgemeine Wohl seien so groß, daß man ihm oder seinem Sohne keinen andern vorziehen könne. In einer Zusammenkunft aller lothringischen Prinzen, die im Anfange des Jahres 1593 in Rheims stattfand, vermochte man die Ansprüche und Gegensätze der eifersüchtigen Oheime und Neffen nicht zu versöhnen.

Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Karl, jede Rücksicht auf den Herzog von Mayenne fallen zu lassen; er trat offen als Bewerber um die Krone Frankreichs auf und machte vor den Ständen in Paris das Recht seines Hauses auf den Thron der Valois geltend. Zu diesem Zwecke hatte er von dem Präsidenten Alix eine Denkschrift verfassen lassen, welche sein Bevollmächtigter, der Baron Bassompierre, den Ständen in Paris überreichte. Es wurde darin zunächst hingewiesen auf das Herkommen des Hauses Lothringen von den Karolingern, die durch Hugo Kapet, den Usurpator, verdrängt worden seien. Wolle man aber davon absehen und nur die Verwandtschaft des lothringischen Hauses mit dem Hause Valois berücksichtigen, so sei Renatus von Anjou, aus dem Stamme der Valois, der Urgroßvater Karls III. gewesen; und wenn auch diese Abstammung als zu entfernt gelten sollte, so stehe der Markgraf Heinrich, der Claudia von Frankreich, die Tochter Heinrichs II., die Schwester der drei letzten Könige, zur Mutter habe, unstreitig als der nächste Erbe und Blutsverwandte Heinrichs III. da. Diesen Gründen konnte man zu Gunsten Heinrichs von Navarra nur die Geltung des monarchischen Rechtes, das salische Gesetz entgegenhalten. Deshalb suchte die Denkschrift das Recht des

Hauses Lothringen auch durch die kirchliche Idee zu stützen. Von den Zeiten seines erlauchten Ahnen Gottfried von Bouillon habe das lothringische Geschlecht gegen Häretiker und Türken gekämpft und wie kein anderes den Glauben rein und unbefleckt erhalten. Die Bourbonen aber seien von dem Glauben der Väter abgefallen und außerdem auch von dem königlichen Stamme so weit abgezweigt, daß man sie dem Neffen des letzten Königs nicht vorziehen könne. Groß auch seien die Verdienste des Hauses Lothringen allezeit um die französische Sache gewesen, wie die vielen Waffenbündnisse bezeugten, die es mit den Königen Frankreichs in schwerer Zeit geschlossen habe. Es wurde ferner darauf hingewiesen, daß die Erhebung eines lothringischen Prinzen auf den Thron Frankreichs diesem ungewöhnliche Vorteile biete, denn Lothringen habe große Summen von der französischen Krone zu fordern und besitze Anrecht auf ein Drittel des französischen Gebietes, auf Anjou, Maine, Provence, auf Blois und Soissons. Die Wahl des lothringischen Prinzen werde alle diese Rechte und Ansprüche annullieren, werde Frankreich nicht nur durch zwei schöne Provinzen mit einer kriegerischen Bevölkerung vergrößern und dessen Grenzen bis zum Rheine erweitern, sondern ihm auch das Anrecht des Hauses Lothringen auf Geldern wie auf die Königreiche Jerusalem und Sizilien zubringen.

Während der Herzog mit diesen und anderen Gründen, in denen Falsches und Wahres nebeneinander lag, sowie mit reichen Geldspenden die Stände für die Ansprüche seines Hauses und die Ausschließung des Bourbonen zu gewinnen suchte, hatten die Dinge im Felde wie in dem Denken der Nation eine für Heinrich von Navarra immer günstigere Wendung genommen. Wir übergehen hier die kriegerischen Vorgänge, in denen die bourbonische Partei von deutschen und schweizerischen Söldnern, der Herzog von Mayenne von den Spaniern unterstützt wurde, und bemerken nur, daß der Tod des Herzogs von Parma (Dezember 1592) und die erlahmende Unterstützung der Liga

durch Philipp von Spanien in der Wagschale des Glückes für Heinrich von Navarra schwerer wogen als ein Sieg im Felde. Bedeutsamer und entscheidender noch war der Umschlag, der sich allmählich in dem Denken des Volkes vollzogen hatte. Die nationale Idee gewann das Übergewicht über die kirchlichen Antriebe; selbst unter den Bischöfen gab es eine große Zahl, welche zu Gunsten Heinrichs die natürlichen Rechte des geborenen Königs hervorhoben. Mehr und mehr trat in den Provinzen wie in den Parlamenten die Abneigung gegen eine Herrschaft der Fremden und gegen eine drohende Zerstückelung des Königreiches hervor; denn die Liga blieb, was sie von Anfang an gewesen war, eine Verbindung der Großen mit Spanien; und wie in Deutschland der Protestantismus und die Verbindung der calvinistischen Fürsten mit dem Auslande das geborstene Reich vollends auseinander sprengte, so würde der Sieg der Liga Frankreich in eine Anzahl Fürstentümer und freier städtischer Gemeinwesen auseinander gerissen haben. Bald wollte man von einer Herrschaft der Fremden, und als solche galten auch die Lothringer, nichts mehr wissen. Im Jahre 1593 erließ der höchste Gerichtshof eine Mahnung an den Herzog von Mayenne, er möge darauf achten, „daß die Krone Frankreichs nicht unter dem Scheine der Religion in fremde Hände gerate“; alles was zur Erhebung eines fremden Königs geschehe, widerspreche den Grundgesetzen Frankreichs und sei nichtig. Wie einst in den großen englischen Kriegen die Franzosen sich zuletzt in der höchsten Gefahr um das Haus Valois scharten, so sammelten sie sich jetzt um den Bourbonen als den einheimischen nationalen Prinzen. Diesem Wechsel der Stimmung kam noch zu gute, daß man des wilden blutigen Kampfes müde geworden war; selbst in der leidenschaftlich erregten Hauptstadt sehnte man sich, aus der Unordnung und Not des nie endenden Krieges herauszukommen. Unter diesen Umständen wurde die Kunde, daß Heinrich von Navarra im Begriffe stehe, zum alten Glauben

zurückzukehren, und sich darin unterrichten lasse, das letzte ausschlaggebende Moment; sie zog den größten Teil der Nation vollends auf die Seite des Bourbonen. Viele, die in ihm den Häretiker bekämpft hatten, fanden jetzt keinen rechtmäßigen Grund mehr, ihm den Gehorsam zu versagen; und da Heinrich im Felde, wo den Ligisten die spanischen Hilfskräfte ausblieben, sich mehr und mehr als den Überlegenen zeigte, begann auch in den Reihen der in sich zwieträchtig gewordenen Liga der Abfall um sich zu greifen, und die ligistischen Führer fanden es ratsam, sich dem Prinzen zu nähern, den sie soeben noch geächtet hatten.

Dem Hause Lothringen entschwand die französische Krone, auf die seine Absichten gerichtet waren, wie ein Trugbild in die Ferne. Herzog Karl erkannte, daß ihm das Erbe der Valois nicht beschieden sei, und so konnte es sich für ihn, den klug rechnenden Fürsten, nur noch darum handeln, aus der augenblicklichen Lage des Gegners möglichsten Gewinn zu ziehen. Ehe noch die bedrängte Stadt Paris dem Bourbonen die Thore öffnete, hatte der mit dem lothringischen und bourbonischen Hause verwandte Herzog Ferdinand von Toskana zwischen Karl III. und dem Könige Heinrich Verhandlungen angebahnt, die schon im Juli 1593 zu einem Waffenstillstande und zum Austritte Karls aus der Liga führten. Nach den Angaben Sullys ließ sich der Herzog dafür, daß er die Sache der Ligisten aufgab, die ungeheure Summe von 3 700 000 Livres durch den Bourbonen auszahlen; denn Heinrich selbst hatte Eile, als König allgemein anerkannt zu werden und seinen stärksten Gegner und Nebenbuhler für sich zu gewinnen. Karl zögerte nicht, Heinrich von Navarra als rechtmäßigen König von Frankreich anzuerkennen. Im Oktober 1595 ließ er in allen Amtsbezirken seiner Staaten verkünden, daß der Krieg mit Heinrich von Navarra beendet sei. Im Dezember wurde der Friede endgültig zwischen beiden zu Folembray abgeschlossen. In diesem Friedensvertrage sicherte Heinrich den Kindern des

Herzogs den Nachlaß ihrer Mutter Claudia von Frankreich zu: dem Herzoge selbst versprach er 900 000 Thaler (2 500 000 Francs) teils als Mitgift der verstorbenen Herzogin, teils als Ausgleich der vielen Darlehn, die Karl dem letzten Valois gemacht hatte. Toul und Verdun sollten dem Markgrafen von Pont à Mousson verbleiben, die Festung Marsal, die in Heinrichs Gewalt gekommen war, wurde Karl zurückgegeben. Dun und Stenay gegen das von Karl eroberte Jametz ausgetauscht. Ferner sollten die Ansprüche, welche das Haus Lothringen auf das Herzogtum Anjou, auf die Provence, auf die Grafschaft Blois und das Gebiet von Coucy erhob, durch den Friedensschluß in keiner Weise benachteiligt werden. Durch die Annahme dieses Artikels, der den lothringischen Herzögen Ansprüche auf ganze Provinzen Frankreichs zugestand, bekundete Heinrich IV., wie sehr ihm für den Augenblick daran gelegen war, das Haupt des lothringischen Hauses ganz von der Liga und von Spanien zu trennen und für sich zu gewinnen. Gewiß aber dachte der doppelzüngige Bourbone im Ernste nicht daran, diesen Vertrag jemals auszuführen, und aus diesem Grunde wohl hatte er dem Parlamente von Paris eine Revision des Übereinkommens vorbehalten. Am 24. Dezember 1601, als Heinrich in unbeschränktem Besitze der Gewalt war, legte er dem Parlamente den Friedensvertrag von Folembray zur Prüfung vor, und das gelehrige Parlament folgte gewiß nur den Wünschen des Königs, wenn es die Summe von 900 000 Thalern, die Heinrich so freigebig dem Herzoge zugestanden hatte, auf 250 000 herabsetzte, weil der Herzog schon mehr als drei Millionen Livres für seinen Austritt aus der Liga erhalten habe; den Artikel, der von Ansprüchen des lothringischen Hauses auf Anjou, Provence, Blois und Coucy handelte, tilgte es als unvereinbar mit der Würde und den Staatsgrundsätzen Frankreichs ganz aus.

Während Karl in dem Vertrage von Folembray nach entfernten Provinzen ausgeblickt hatte, die ihm doch nie werden

sollten, hatte er in verhängnisvoller Kurzsichtigkeit einen nahe liegenden und leicht zu erreichenden Gewinn übersehen. Die französischen Ansprüche auf die Souveränität in dem westlichen Bar, die bisher eine Quelle unzähliger Belästigungen und Kränkungen für die Herzöge gewesen waren, wurden in den Verhandlungen, die dem Frieden vorausgingen, wie in dem Friedensschlusse selbst nicht berührt, und so blieb dieser Anlaß unabsehbarer Streitigkeiten bestehen und diente den kommenden Männern Frankreichs als Mittel, ihre Angriffe auf die Freiheit und Unabhängigkeit Lothringens mit dem Scheine des Rechtes zu umkleiden. Dagegen suchte Karl auf einem anderen Gebiete seine Staaten den Einwirkungen Frankreichs zu entziehen.

In den kirchlichen Angelegenheiten stand Lothringen unter der Jurisdiktion der Bischöfe von Tull, Metz und Verdun. Dies hatte für die Herzöge nicht das geringste Bedenken, so lange die Bischöfe Fürsten des deutschen Reiches waren, um so weniger, als die Bistümer selbst oft in den Händen lothringischer Prinzen lagen. Seit die bischöflichen Städte aber in die Gewalt Frankreichs übergegangen waren, mußte man voraussehen, daß die französischen Könige ihr Absehen darauf richten würden, die Bistümer nicht bloß dem deutschen Reiche zu entfremden, sondern auch dem Einflusse des unzuverlässigen Hauses Lothringen zu entziehen und sie an Bischöfe französischer Nationalität und Gesinnung zu bringen. Die notwendigen und häufigen Beziehungen und Korrespondenzen, welche die Bischöfe mit den lothringischen Pfarrgeistlichen für gewöhnlich unterhielten, wurden alsdann für den französischen Hof eine Quelle nützlicher Kenntnisse über die Gesinnung der Bewohner und zugleich eines tief greifenden Einflusses, den französisch gesinnte Prälaten zu Gunsten Frankreichs üben konnten. Um von seinen Staaten solche Einwirkungen fern zu halten, betrieb Karl seit dem Jahre 1598 in Rom die Errichtung eines besonderen Bistums für Lothringen, dessen Mittelpunkt Nancy sein und dessen Inhaber und Benefiziaten von dem

regierenden Herzoge vorgeschlagen werden sollten. Er hatte für diesen Plan schon die Zustimmung des Bischofs von Tull erhalten, dessen Diözese infolge der Gründung eines neuen Bistums hätte geteilt werden müssen. Heinrich IV. wollte aber um keinen Preis den Vorteilen, die ihm aus der Einmischung eines französischen Prälaten in die kirchlichen Angelegenheiten Lothringens erwachsen konnten, entsagen. Er beauftragte deshalb den französischen Kardinal d'Ossat in Rom, dem Plane des Herzogs entgegen zu arbeiten, und die Bemühungen des Kardinals hatten um so mehr Erfolg, als Papst Clemens VIII. gegen den Herzog von Lothringen wegen der unten zu erwähnenden Heirat des Markgrafen von Pont à Mousson mit einer calvinistischen Prinzessin mißstimmt war. Die Errichtung eines Bistums in Nancy wurde nach mehrjährigen Verhandlungen im Anfange des Jahres 1602 von dem Papste endgültig abgelehnt. Dagegen bewilligte Clemens VIII. durch eine Bulle vom 15. März 1602 die Errichtung einer Stifts- oder Kollegialkirche in Nancy, deren Vorsteher den Titel eines Primas erhielt, Mitra und Krummstab trug und mit einigen bischöflichen Rechten ausgestattet wurde.

Eine seltsame Verbindung der Häuser Lothringen und Bourbon, ein Satyrspiel nach dem blutigen Kriegsdrama, sollte den geschlossenen Frieden von Folembray dauernd befestigen. Heinrich IV. hatte eine Schwester, Katharina von Bourbon, eine leidenschaftliche Calvinistin ohne seelischen Reiz und ohne körperliche Schönheit, die man schon mit mehreren Prinzen zu verheiraten gesucht hatte. Den strengeren Hugenotten gab sie durch ihre vielen Liebeshändel, worin sie mit ihrem Bruder zu wetteifern schien, Anstoß; den Katholiken war sie wegen ihres unduldsamen Calvinismus mißliebig. Diese Schwester wurde von Heinrich IV. dem Herzoge Karl, dem einstigen Haupte der Liga und dem Vorkämpfer des Katholizismus — er war seit Claudias Tode (1575) Witwer — zur Ehe vorgeschlagen. Da die Prinzessin sich aber weigerte,

einen Fürsten zu heiraten, der bedeutend älter sei als sie und aus einer früheren Ehe Kinder habe, die ihm folgen könnten, so kamen Heinrich und Karl überein, sie dem Sohne Karls, dem Markgrafen Heinrich von Pont à Mousson, zu vermählen. Beide glaubten, bei diesem sonderbaren Handel zu gewinnen; der König dadurch, daß er dem Herzoge die Anhänglichkeit der Ligisten und der strengen Katholiken entzog und seinen Absichten auf Lothringen für spätere Zeit die Wege bereitete, der Herzog, indem er sein Haus dem entrückten Throne wieder näher brachte; und da Heinrichs Ehe mit Margareta von Valois kinderlos blieb, gedachte er zu seinen alten Ansprüchen auf die Nachfolge in Frankreich neue für seinen Sohn zu gewinnen.*) Vielfache Hindernisse stellten sich indes diesem Heiratsplane entgegen. Der Prinz, um mehrere Jahre jünger als die ihm zugedachte Braut, zeigte für diese Verbindung ebenso wenig Geschmack und Neigung wie die Prinzessin, die sich den Grafen von Soissons zum Manne wünschte und ihrem Bruder geradezu erklärte, sie wünsche sich nicht auf dieselbe Weise einen Mann zu erwerben wie Heinrich sich ein Königreich erworben habe, durch

*) Karl III. der in jeder Weise auf Erweiterung seiner Macht bedacht war, opferte dieser Politik unbedenklich auch das Glück seiner Kinder. Seine Tochter Antonie vermählte er mit Johann Wilhelm, dem letzten Herzoge von Jülich-Cleve-Berg, einem verrufenen, bösartigen Schwachkopfe. Dessen erste Frau Jakoba von Baden hatte man morgens tot im Bette gefunden, und über ihren Tod hatte sich das schlimmste Gemunkel verbreitet. Die neue Herzogin hatte am Hofe zu Cleve und Düsseldorf keine glückliche Tage. Als sie, schon arg enttäuscht, am Hofe zu Cleve ankam, beschäftigte sich ihr Gemahl im Zimmer mit der Fliegenjagd und setzte diese Beschäftigung in ihrer Anwesenheit fort. Da man am Hofe Nachkommenschaft wünschte, ward die Prinzessin dem Herzoge beigegeben; aber nachts war sie oft gezwungen, die Wächter, die man im Vorzimmer aufgestellt hatte, zu Hilfe zu rufen, um sie dem Wahnsinnigen zu entziehen, der sie in seiner Tollheit zu würgen versuchte. Als der Herzog 1609 starb, fielen die Fremden über das Land her. Sie verließ Düsseldorf und kehrte nach Lothringen zurück, wo sie 1610 starb.

einen Religionswechsel. Dazu kam, daß der Prinz und die Prinzessin nahe verwandt waren, und daß der Papst sich hartnäckig weigerte, den erforderlichen Ehedispens zu erteilen. Aber Bedenken und Schwierigkeiten gab es für König Heinrich einmal nicht; er bestand auf der Vollziehung der Ehe, und da kein Bischof in Frankreich sich bereit finden ließ, die Trauung gegen den Willen des Papstes zu vollziehen, so brachte er eines Tages das Paar in seinem Kabinette zusammen und zwang seinen Bastardbruder Karl von Bourbon, der Bischof von Rouen war, dort über das Paar den ehelichen Segen zu sprechen.*) Die so geschlossene Ehe erklärte der Papst für nichtig, weil sie die Gesetze der Kirche verletze, und sprach gegen den Herzog von Bar, so nannte sich der Markgraf Heinrich nach seiner Vermählung, die Exkommunikation aus. Der in seinem Gewissen beunruhigte Prinz begab sich April 1600 selbst nach Rom, um von dem Papste die nötigen Dispense zu erhalten. Jahre lang wurden die Verhandlungen darüber zwischen der Kurie, dem französischen und lothringischen Hofe geführt und waren am Ende des Jahres 1603 einem Abschlusse nahe, als die Prinzessin, die kinderlos und beim Volke unbeliebt blieb, starb. Herzog Heinrich vermählte sich zwei Jahre später mit Margareta von Gonzaga, die eine Tochter des Herzogs von Mantua und eine Nichte der Königin Maria von Medicis war.

---

*) Le dit jour 30 Janvier 1599, au matin Sa Majesté manda au dit sieur duc de Bar, de le venir trouver dans son cabinet: ce qu'il fit et Sa Majesté alla prendre madame sa soeur à son lever et la mena par la main dans son cabinet où était le dit sieur duc de Bar. Lors Sa Majesté commanda à Monseigneur l'archevêque de Rouen, son frère naturel, fils d'Antoine et de Mlle de Beraudière de les épouser, de quoy il fit quelques difficultés, voulant que cela se fit à l'église; mais Sa Majesté le commanda de passer outre, disant que sa présence valait bien une messe. Le dit sieur archevêque donc obéit, et ayant son rochet les épousa par paroles de présent.

Der Friede von Folembray hatte dem zehnjährigen Kampfe, den das Haus Lothringen im Namen der Legitimität und des unversehrten Glaubens gegen die Nachkommen Hugo Kapets um die Krone Frankreichs geführt hatte, ein Ende gemacht, aber in den Bourbonen lebte die Erinnerung an das kühne und ehrgeizige Unternehmen des lothringischen Hauses wie an ein strafwürdiges Verbrechen fort und unterhielt in ihm den Haß und das Mißtrauen gegen die einstigen Nebenbuhler um die Herrschaft. In den Nachfolgern Heinrichs IV. wirkte diese Erinnerung als eine der mächtigsten Antriebe mit, wenn sie das lothringische Geschlecht mit unversöhnlicher Leidenschaft verfolgten und zu vernichten suchten. Heinrich IV., jahrelang nur mit der Befestigung seines neuen Königtums beschäftigt, wußte diese Stimmung gegen das verhaßte Geschlecht öffentlich zu verbergen, aber oft hörte man ihn in seinen letzten Jahren noch ausrufen, indem er sich in gewohnter Weise, wenn er innerlich erregt war, am Barte zupfte: „Dieses verwünschte Geschlecht der Liga ist noch nicht ausgestorben, diese verwünschte Liga".*)

*) Ranke, Französ. Geschichte.

Fünfzehnter Abschnitt.

Frankreichs neue Machtstellung. Heinrich IV. nimmt die Politik Heinrichs II. wieder auf. Bedrohte Lage Lothringens. Tod Karls II. Herzog Heinrich II. Heiratsprojekt Heinrichs IV., um Lothringen zu gewinnen. Zwiespalt im herzoglichen Hause. Heinrichs IV. Bestreben die Bistümer unter französische Souveränität zu bringen. Er wird von Ravaillac ermordet. Neue Wirren in Frankreich. Politik der Regentin Maria von Medicis. Innere Regierung Herzog Heinrichs II. Die allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Zustände Lothringens im 16. Jahrhundert.

Während Frankreich im Innern durch einen greuelvollen Bürgerkrieg zerrissen und seine Macht nach außen völlig gelähmt wurde, lag das durch den furchtbaren Blutverlust im Bauernkriege geschwächte deutsche Reich regungslos in der Narkose, in der es durch seine Fürstenpolitik und den kirchlichen Sektengeist über zweihundert Jahre gehalten wurde. Aller Spannkraft seines Denkens und jedes gemeinsamen Wollens beraubt, ließ es ungenützt die Gelegenheit vorübergehen, seine westlichen Grenzen wieder herzustellen und die Herausgabe der geraubten Städte und Gebiete zu erzwingen, höchstens daß auf den Reichstagen nach schwerfälligen Verhandlungen harmlose Wünsche in dieser Hinsicht ausgesprochen wurden. Das neue bourbonische Frankreich aber erhob sich verjüngt aus dem Ruine des Krieges rasch zu neuer Einheit und Kraft. Der Friede von Vervins, den Heinrich IV. im Mai 1598 mit Spanien schloß, gab ihm die erwünschte

Ruhe, das königliche Ansehen im Innern wieder aufzurichten, und entzog seinen Gegnern den letzten Rückhalt, den sie bisher an der Macht Spaniens noch gehabt hatten. Die päpstliche Absolution, die er gewann, beseitigte den religiösen Widerstand der strengen Katholiken gegen seine Herrschaft, und das vielgenannte Edikt von Nantes, im Grunde nur eine Erneuerung der vielen früheren Friedensschlüsse mit den Hugenotten, war im wesentlichen eine Wiederherstellung der Glaubenseinheit, indem es den Katholizismus als Religion des Staates, als Regel, hinstellte,*) von welcher der König im allgemeinen Interesse zu Gunsten der Protestanten Ausnahmen machte. Eine rasche und durchgreifende Umgestaltung aller Dinge, eine gewaltige Mehrung aller Kräfte des Reiches war das Werk von Heinrichs ersten Regierungsjahren; die letzten Spuren des Krieges wurden getilgt, das halbverwüstete Land zu neuem Wohlstande verjüngt, die königliche Gewalt nahezu unbeschränkt gemacht, der Staatsschatz gefüllt und die Kriegsmacht neu hergestellt. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war Frankreich wieder die stärkste und geschlossenste Macht Europas, und sofort nahm Heinrich den Gedanken wieder auf, dessen Verwirklichung seit Karl VII. das Ziel aller französischen Staatskunst gewesen war: der Sturz des Hauses Österreich und die Vorherrschaft Frankreichs in Europa. Alles was der Geist früherer französischer Könige von Eroberungen geträumt und von Berückungsplänen erdacht hatte, faßte der erste Bourbone zu einem großen Systeme zusammen. In fast allen Ländern Europas, in Holland, Savoyen,

*) Das Edikt lockerte nur die strenge Regel der alten Kirche; stellte aber ihre Lehre als die im französischen Staate geltende hin. Der katholische Gottesdienst ward überall wieder hergestellt und die geistlichen Körperschaften in den Besitz ihrer alten Güter und Rechte wieder eingesetzt. In den Gebieten, wo die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes nach den früheren mit den Ligisten gemachten Verhandlungen ausgeschlossen war, wie in Paris, blieb sie ausgeschlossen.

Dänemark, England knüpfte er die Fäden zu einer großen Verschwörung gegen das Haus Habsburg an. Mit der skrupellosen Wortbrüchigkeit, die dem Könige eigen war, fuhr er nach dem Friedensvertrage von Vervins fort, die Holländer mit Geld und Kriegsleuten gegen Philipp zu unterstützen. In Spanien selbst unterhielt er seit 1602 geheime Beziehungen zu den Morisken; zahlreiche Agenten des Königs suchten unter ihnen geschäftig einen allgemeinen Aufstand gegen Philipp III. zu schüren und ihnen den Beistand Frankreichs vorzuspiegeln.*

In Deutschland hatte der Protestantismus so zu sagen ein angeborenes Verhältnis zur französischen Politik; hatte doch die protestantischen Fürsten König Franz gegen den Kaiser unterstützt und Heinrich II. in den Besitz der reichsfreien Städte gebracht. Der Aahauser Bund der calvinistischen Fürsten, die sogenannte Union, wurde 1608 im engsten Einverständnisse mit Heinrich IV. geschlossen, wie die Fürstenverschwörung 1551 im Einverständnisse mit Heinrich II. gemacht war. Zweck des Aahauser Bundes sollte nach der öffentlichen Erklärung seiner Mitglieder der Schutz der evangelischen Glaubensfreiheit und der „verletzten Reichsgesetze" sein; sein geheime und wahre Absicht aber war ein Raubzug gegen die geistlichen Fürstentümer, der Sturz des Hauses Österreich und eine gewaltsame Umgestaltung des Reiches unter der Leitung Frankreichs. Leibnitz, den der Einfluß des kirchlichen Parteigeistes seiner Zeit nicht hinderte, die Verbindung der französischen Könige mit dem calvinistischen Deutschland von den staatsmännischen Gesichtspunkte aus zu würdigen, ist vielleicht der erste, der in seiner 1688 verfaßten Staatsschrift es ausspricht, daß alle französische Staatskunst darauf hingezielt habe, den deutschen Reichsständen das Schreckbild einer

*) Die Umtriebe Heinrichs IV. waren 1609 Anlaß zur Vertreibung der Morisken, die sich dann aus Spanien in großer Zahl nach Frankreich flüchteten.

„viehiſchen Knechtſchaft“ unter dem Hauſe Öſterreich vorzuhalten, der ſie ohne fremde Hilfe ſich nicht entziehen könnten, um ſo das neue Kirchentum im franzöſiſchen Dienſte zum Kampfe gegen das Haus Öſterreich zu verwerten. Wie vordem Heinrich II. gethan, ſo ſtellte ſich Heinrich IV., der im eigenen Lande den Katholizismus ſelbſt an den Stätten des eifrigſten Calvinismus wieder aufrichtete, den calviniſtiſchen Fürſten Deutſchlands als uneigennützigen Hort und Schützer der deutſchen Libertät und der chriſtlichen Freiheit gegen das Haus Öſterreich dar, gegen jenes Haus Öſterreich, das den Proteſtanten ſeiner Erbländer damals den Genuß viel größerer Freiheiten und Rechte zugeſtand, als der ehemalige Hugenotte ſeinen früheren Glaubensgenoſſen einzuräumen willens war. Heinrich IV. hat den Gedanken, die beſtehenden Staats- und Rechtsverhältniſſe Europas umzugeſtalten und eine Republik des ewigen Friedens zu errichten, ſpieleriſch in die Welt hinausphantaſiert. Wie weit er ſich und andere mit der Ausführbarkeit „des großen Planes“ betrog,*) wird ſchwer zu ermitteln ſein. Das unverkennbare Ziel, das er in ſeinem ſcheinbar phantaſtiſchen Plane verfolgte, war indes, durch einen allgemeinen Umſturz Frankreichs Herrſchaft bis an den Rhein auszudehnen, und wenn dieſes gelang, mit Hilfe der calviniſtiſchen Fürſten dem Hauſe Öſterreich die Kaiſerkrone zu entreißen und an Stelle der ſchreckhaft ausgemalten Übermacht Habsburgs die wirkliche Weltherrſchaft Frankreichs aufzurichten. Der jülich-cleviſche Erbfolgeſtreit bot dem Könige den gewünſchten Anlaß, ſeine Pläne ins Werk zu ſetzen.

In Lothringen ſah Herzog Karl dem Beginnen des Königs mit banger Beſorgnis zu. Er konnte nicht verkennen, daß Heinrich IV., wenn er mit ſeinen Verbündeten den Kampf

*) Der von Sully dem Könige ſuggerierte Plan iſt ohne Zweifel nicht in der Ausführlichkeit und mit den Einzelheiten feſtgeſetzt worden, wie ihn Sully berichtet, aber er bildete den Gegenſtand zahlreicher Geſpräche zwiſchen dem Könige und dem Miniſter.

gegen das Haus Habsburg anfange, sich sofort zum Herrn Lothringens machen werde. Er hielt daher die festen Plätze des Landes an der Westgrenze, namentlich das starke La Mothe in kriegsbereitem Zustande, betrieb mit allem Eifer die neue Umwallung seiner Hauptstadt und erneute alte Verträge mit den katholischen Fürsten des Reiches und den freien Schweizerkantonen. Als er 1608 unter ernsten Sorgen um die Zukunft seines Landes starb, folgte ihm in der gefährdeten Herrschaft sein Sohn Heinrich, der bisherige Herzog von Bar, ein gutmütiger, schwacher und ängstlich unentschlossener Fürst.* Der neue Herzog war schon 45 Jahre alt; aus seiner zweiten Ehe mit Margareta Gonzaga hatte er nur zwei Töchter, Nicoletta und Claudia. Wenn die an sich zweifelhafte Geltung des salischen Rechtes für Lothringen beseitigt und das Recht der weiblichen Nachfolge anerkannt wurde, so ging nach seinem Tode das Herzogtum, wie es einst nach dem Tode Karls II. geschehen war, an die älteste Tochter über. Dies war auch der Wunsch des Herzogs für den Fall, daß ihm eine männliche Nachkommenschaft nicht beschieden sei. Heinrich IV. zog diese Lage der Dinge in seine Berechnungen. Durch eine Vermählung seines Sohnes, des Dauphins Ludwig, mit Nicoletta, der Erbin Lothringens, glaubte er die Vereinigung dieses Landes mit Frankreich, die er für die Verwirklichung seiner Pläne als notwendig betrachtete, ohne Kampf vorzubereiten. Obgleich der Dauphin erst acht und Nicoletta nur drei Jahre alt war, beschäftigte ihn dieser Gedanke seit 1608 so sehr, daß er fast

*) Karl III. hinterließ aus seiner Ehe mit Claudia von Frankreich sieben Kinder, deren Aufzählung zum Verständnisse der folgenden Erzählung dient: 1) Heinrich II., der im Herzogtum folgte; 2) Karl, später Bischof von Metz, Kardinal von Lothringen und erster Primas von Nancy; 3) Franz von Vaudémont, den Vater Karls IV.; 4) Christine, Gemahlin des Großherzogs Ferdinand Gerhard von Toskana; 5) Antonie, Gemahlin des letzten Herzogs von Jülich-Cleve-Berg (S. 489 Anm.); 6) Catharina, Äbtissin von Remiremont; 7) Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Maximilian von Baiern.

in allen Gesprächen mit der Königin Maria von Medicis auf diese Heirat zu sprechen kam; keine Verbindung, so meinte er, seinen heimlichen Haß gegen das Haus Lothringen verratend, könne vorteilhafter sein als diese, und dazu gewähre sie ihm die besondere Genugthuung, daß Frankreich mit der Beute eines Hauses vergrößert werde, das ihm unsägliche Übel bereitet habe.*)

Am lothringischen Hofe war die Herzogin, ein Base der Königin Maria von Medicis, dem Plane Heinrichs IV. durchaus zugethan. Nachdem der König durch eine Summe von zehntausend Goldthalern des Herzogs vertrauteste Räte und durch ein Geschenk von viertausend Thalern den lothringischen Gesandten in Paris für seinen Plan gewonnen hatte, schickte er im September 1609 einen seiner Vertrauten, den lothringischen Marquis von Bassompierre, dessen Vater den Frieden von Folembray verhandelt hatte, nach Nancy, um dem Herzoge Heinrich seine Wünsche kund zu thun.

Der spanische Gesandte in Paris Cardenas hatte indes von dem Plane des Königs erfahren und sandte heimlich einen vertrauten italischen Priester nach Nancy, um den Herzog vor den Absichten Heinrichs IV. zu warnen. Statt des französischen Heiratsprojektes brachte der Gesandte eine Verlobung der Prinzessin Nicoletta mit dem Infanten Philipp in Vorschlag und stellte dem Herzoge die ganze Hilfe Spaniens in Aussicht, wenn der König von Frankreich versuchen sollte, sein Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen. Ernster noch war der Widerstand, den des Herzogs Bruder, der Graf Franz von Vaudémont, dem Plane Heinrichs IV. entgegensetzte; denn eine Vermählung Nicolettas mit dem Dauphin werde Lothringen zu einer Beute Frankreichs machen und dem herzoglichen Hause den Untergang bringen. Die Absicht des französischen Königs sei nur,

*) Que ce lui serait un grand contentement de voir, que ce royaume fût agrandi des dépouilles d'une maison, dont il avait reçu des maux indisibles. Mémoires de Richelieu.

durch diese Heirat einen Titel zu gewinnen, um sich eines Tages Lothringens auf die eine oder andere Weise zu bemächtigen. — Von zwei Seiten gedrängt und geschoben, wählte der ängstliche, unentschlossene Fürst zuletzt einen Ausweg, den ihm der Präsident Bonnet angeraten hatte. Er stimmte der von Heinrich IV. gewünschten künftigen Verbindung der beiden Kinder zu und überließ das Weitere der Zukunft, denn bei der Jugend des Dauphins und Nicolettas, so meinte er, werde die Zeit von zehn Jahren bis zur wirklichen Vermählung schon Rat und Hilfe bringen. Um die künftige Verbindung Lothringens mit Frankreich noch besser zu sichern, wurde auch eine Vermählung von Nicolettas Schwester Claudia mit dem Bruder des Dauphins, dem Herzoge Gaston von Orleans, in Aussicht genommen. Wie man vorausgesehen hatte, führte dieser Entschluß des Herzogs zu einem offenen Zerwürfnisse mit dem Grafen von Vaudémont, der die Ehe Nicolettas mit einem Fremden aufs heftigste bekämpfte. Wenn diese Ehe abgeschlossen würde, so drohte er dem Bruder, werde in Lothringen der bürgerliche Krieg ausbrechen; er selbst werde eher mit seinem ganzen Hause untergehen, bevor er einer Verbindung zustimme, die ein Verrat an der lothringischen Sache sei. Indes wurden die Artikel des Ehevertrages nach den Wünschen des Königs abgefaßt und unterzeichnet.

Während Heinrich IV. in weiter Berechnung den lothringischen Ehehandel betrieb, war er zugleich damit beschäftigt, die Bistümer, die rechtlich noch Bestandteile des deutschen Reiches waren, aus ihren Beziehungen zu diesem zu lösen und Frankreich einzuverleiben. Er verbot 1603 den Bischöfen, die von dem Regensburger Reichstage veranlagten Beiträge zu den Reichskosten zu zahlen sowie in Rechtssachen die Entscheidung des Kammergerichtes in Speyer anzurufen, denn dies sei unvereinbar mit seinem Protektorate. Im Jahr zuvor (1602 hatte er in Metz einen höchsten königlichen Gerichtshof eingesetzt. Vorwand dazu hatten ihm die wiederholten Streitig-

keiten geboten, die zwischen der Bürgerschaft und den königlichen Beamten ausgebrochen waren; der eigentliche Zweck aber, den er dabei verfolgt hatte, war der gewesen, der Einmischung des deutschen Reiches in die Angelegenheiten der drei Bistümer ein Ende zu machen. Er gab daher den Bischöfen auf, Appellationssachen nicht mehr an das Kammergericht, sondern an das Parlament in Metz zu bringen. Diesem Übergriffe des Königs traten aber nicht nur die Bischöfe, vor allen der Bischof Erich von Tull, entgegen, sondern auch die Kaiser Rudolf und Mathias erhoben in Wahrung der Reichsrechte gegen das eigenmächtige Vorgehen des Königs Widerspruch. In Metz, wo der Bischof und Kardinal Karl von Lothringen 1606 gestorben war, suchte Heinrich IV. seine Absichten noch in anderer Weise durchzusetzen, indem er seinen achtjährigen Bastardsohn Heinrich von Bourbon, der damals noch nicht einmal der katholischen Kirche angehörte, zum Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle in Vorschlag brachte. Das Domkapitel, eingeschüchtert durch den Statthalter, den Herzog von Epernon, brachte den Bastard dem päpstlichen Stuhle in Vorschlag; da Paul V. aber Schwierigkeiten machte, wurde nach den Wünschen des Königs das Bistum dem sechzigjährigen Kardinale Givry, von dem der König eine Förderung seiner politischen Pläne erhoffte, mit der Bestimmung übertragen, daß es nach dem Tode des Kardinals an Heinrich von Bourbon komme. Letzterem wurde vorläufig eine jährliche Rente von 10000 Thalern aus den Einkünften des Bistums zugewiesen. Kaum war der greise Kardinal (Juli 1609) in Metz angelangt, als ein Edikt des Königs erschien, daß die Befugnisse des königlichen Statthalters in allen Städten und Orten des Bistums gerade wie in der Stadt Metz gelten und alle Ämter im Namen des Königs vergeben und verwaltet werden sollten. Dies Edikt bedeutete nichts mehr und weniger als die Einverleibung des Bistums in Frankreich. Auf Grund dieses Erlasses begann Epernon in die ganze Verwaltung des Bistums

einzugreifen und von den Unterthanen des Bistums den Treueid für den König zu fordern. (In den Bistümern Verdun und Tull war die Huldigung für den König schon einige Jahre zuvor erzwungen worden.) Gegenüber dem Kardinal Givry sprach Heinrich IV. bei dieser Gelegenheit die sichere Erwartung aus, daß er als Bischof in der neuen Stelle denselben Eifer im Dienste des Königs zeigen werde, den er zuvor bewährt habe. Aber Givry bewies nicht die fügsame und dienende Natur, die der König in ihm zu finden gehofft hatte. Mit Nachdruck und Würde verteidigte er die Rechte des Bistums gegen die Willkür des Königs und ließ sich darin auch nicht beirren, als der Herzog von Epernon ihn mit rohen Gewaltmitteln, Einlegung von Soldaten in den bischöflichen Palast u. a. mürbe zu machen suchte. Erst nach dem Tode des unbeugsamen Kardinals gelang es Epernon 1613, das erneuerte Edikt Heinrichs IV. durch Gewalt und brutale Drohungen gegenüber dem Widerstande der Bistumsverwalter durchzusetzen.*

Während des Jahres 1609 war Heinrich IV. mit den Rüstungen zu seinem „großen Unternehmen“ beschäftigt. Der Tod des letzten Herzogs von Jülich-Cleve-Berg und der Streit um dessen reiche Hinterlassenschaft, in dem Union und Liga einander gegenüberstanden, konnte dem Könige für die Ausführung seiner Entwürfe nicht gelegener kommen. Auf einem Unionstage zu Hall wurde im Februar 1610 unter dem Vorsitze des französischen Gesandten die gemeinsame Aktion beraten. Die Unierten sollten im Frühjahre 1611 „zur Aufrechterhaltung des Reichsfriedens“ den Reichskrieg mit einem Einfalle in die fränkischen und rheinischen Bistümer und mit der Besetzung des Elsasses wie der vorderösterreichischen Länder beginnen, während der König mit vier großen Heeren gegen Spanien, Italien, Flandern und den

*) Sauerland. Die Annexion des Fürstbistums Metz. Jahrb. V.; und v. Hammerstein. Der Metzer Bischof Kardinal Givry. Jahrbuch X.

Niederrhein vorrücken werde. In Paris erging Heinrich sich in prahlerischen Drohungen gegen den spanischen Gesandten, wobei er seinen persönlichen Haß gegen Spanien besonders kund that; denn den politischen Antrieben zu dem Kriege hatten sich bei ihm noch andere sehr niedriger Art zugesellt.

Der alternde, sechsundfünfzigjährige König, dem von jeher ein wechselnder Geschlechtsverkehr Lebensbedürfnis war, hatte 1608 eine heftige Leidenschaft für die eben erblühende Tochter des Connetable von Montmorency gefaßt. Da er sie nicht einfach in die Zahl seiner Maitressen einreihen konnte, betrieb er ihre Vermählung mit seinem Vetter, dem unbedeutenden Prinzen von Condé, um auf diese Weise die Prinzessin in seine unmittelbare Nähe zu ziehen. Die Art, wie er der eben vermählten Dame seine Huldigungen darbrachte, erregte selbst am französischen Hofe Aufsehen und machte den König zum Gegenstande verächtlicher Bemerkungen bei den fremden Gesandten. Der Prinz war indes nicht gewillt, seine junge Frau den verliebten Launen des Königs zu überlassen; er entfernte sich vom Hofe und sah sich gezwungen, seine Häusehre durch rasche Flucht nach den Niederlanden vor der Leidenschaft des Königs zu sichern. Die Flucht war so eilig, daß die Prinzessin am Brüsseler Hofe mit den notwendigen Kleidern ausgestattet werden mußte, um angemessen zu erscheinen. Durch diese Flucht ward die Leidenschaft des Königs nur noch gesteigert; er wandte die unwürdigsten Mittel an, um die Frau, als deren Ritter er sich erklärte, in seine Gewalt zu bekommen, und forderte endlich unter allerlei Vorwänden den Statthalter der Niederlande auf, die Prinzessin nach Frankreich zurückzusenden, wie diese selber es wünsche. Die Anwesenheit des Prinzen Condé am Brüsseler Hofe unter diesen Umständen war Philipp III. äußerst unbequem, er wünschte jedes Zerwürfnis mit dem französischen Könige zu vermeiden. Gleichwohl lehnte er, strenge bedacht auf Wahrung guter Sitten, das Verlangen Heinrichs ab und gebot dem Erzherzoge Albert,

dem Prinzen jede Gunst zu gewähren, da er Spaniens Schutz gesucht habe nicht wegen eines Verbrechens gegen seinen König, sondern um seine bedrohte Ehre zu retten. Der Prinz seinerseits knüpfte mit allen französischen Mißvergnügten Verbindungen an; er erklärte die Ehe Heinrichs mit Maria von Medicis für unrechtmäßig und stellte sich Heinrich gegenüber als den einzig berechtigten Thronerben dar. Die Auslieferung des prinzlichen Paares bildete bald den Knotenpunkt aller spanisch-französischen Verhandlungen, und die Zurückweisung, welche die Forderung des Bourbonen an dem Brüsseler Hof fand, trieb den Leidenschaftlichen weiter auf die Bahn, die ihm seine politischen Entwürfe vorgezeichnet hatten.

Im Frühlinge 1610 standen drei Heere des Königs kriegsbereit. Das eine unter Lesdignières sollte gegen Italien ziehen und mit den Truppen des Herzogs von Savoyen vereinigt Mailand erobern; das zweite unter Montbazon war bestimmt, über die Pyrenäen nach Spanien vorzudringen und eine Erhebung der Morisken zu veranlassen; ein drittes Heer, das sich in Chalons, Metz und Mezières gesammelt, wollte der König selbst gegen die Niederlande führen, während die Unierten die Bistümer Speyer, Worms und Mainz brandschatzten und sich rasch des Elsasses bemächtigten. Ein prahlerisches Manifest an die Deutschen, er komme ohne allen persönlichen Ehrgeiz, um als guter Nachbar und gemeinsamer Freund aller die Beschwerden der deutschen Stände und Städte zu schlichten, sollte dem Einbruche des Königs voraufgehen. Es war ein Augenblick allgemeinster Spannung, in dem man alles für möglich hielt; und bei der bekannten Machtlosigkeit des Hauses Habsburg glaubte man auf Seiten Heinrichs IV. mit einem Sprunge, ohne Schwierigkeiten, das Ziel der kühnsten Entwürfe erreichen zu können. Das Kaiserhaus war durch das offene Zerwürfnis des Kaisers mit seinem Bruder Mathias gelähmt und durch eine allgemeine Gährung in seinen Erblanden bedroht, und die Lage Spaniens zeichnete ein Bericht

des französischen Botschafters kurz mit den Worten: „Ihre Kassen sind leer, und sie fürchten sich sehr, mit Eurer Majestät in Streit zu geraten“. Aber auch ein tiefes Mißtrauen in die Uneigennützigkeit des Königs bekundete sich selbst bei den Mächten, welche dessen Politik bisher gefördert hatten. Venedig, England und die Niederlande, die schon an dem unwürdigen Liebeshandel des Königs Anstoß genommen hatten, begegneten seinen Anträgen mit kühler Zurückhaltung, und den Holländern schien sogar eine Ahnung zu kommen, daß der Ehrgeiz des sich uneigennützig preisenden Königs ihnen gefährlicher werden könne als die hinsiechende Macht Spaniens. Am lothringischen Hofe versah man sich von dem Könige eines Gewaltstreiches, wie ihn einst Heinrich II. geführt hatte; vor allem fürchtete man eine gewaltsame Entführung der Prinzessin Nicoletta. Man traf deshalb Anstalten, die Prinzessin an dem verwandten bayerischen Hofe in Sicherheit zu bringen.*) Da kam die Nachricht, daß am 14. Mai ein wilder kräftiger Mann mit tiefrotem Haare und Barte, Ravaillac genannt, der sich im Verhöre für einen Lakaien des Prinzen Condé ausgegeben, dem Leben des Königs durch zwei Messerstiche ein Ende gemacht habe.

In dem Augenblicke, da Heinrich IV. ermordet wurde, war Frankreich an äußeren und inneren Machtmitteln allen Staaten Europas überlegen, und Paris war die Stelle, von der alle Kabinette hoffend oder bangend Krieg oder Frieden erwarteten. Sein plötzlicher Tod und die Regentschaft der Königin führte eine völlige Umgestaltung der äußeren und inneren Dinge in Frankreich herbei.

Maria von Medicis hatte den beabsichtigten Kampf ihres Gemahls gegen das Haus Österreich stets als einen unheilvollen Frevel betrachtet; sie lenkte darum von den Wegen Heinrichs IV.

---

*) Elisabeth von Lothringen, eine Tochter Herzog Karls III., war mit Maximilian von Baiern verheiratet. (S. 496 Anm.)

ab, näherte sich dem eben noch angefeindeten Hause Habsburg und gedachte, durch einen Freundschaftsbund der beiden großen Monarchien Frankreich und Spanien den Frieden der Christenheit dauernd herzustellen. Ein doppeltes Ehebündnis zwischen den Kindern aus beiden Häusern, eine Vermählung des jungen Königs Ludwig mit der spanischen Infantin Donna Anna und des spanischen Prinzen Philipp mit Elisabeth von Frankreich, sollte den alten Widerstreit der beiden bisher feindlichen Mächte beseitigen und den allgemeinen Frieden zurückführen. Von der beabsichtigten Vermählung des Dauphins mit der ältesten Tochter des lothringischen Hauses konnte infolge dieser geänderten Politik keine Rede mehr sein. Im Jahre 1611 kam die Herzogin Margareta an den Hof nach Fontainebleau, um bei ihrer Tante Maria von Medicis das alte, von ihr begünstigte Heiratsprojekt wieder zu beleben; aber man hatte sich mit Spanien bereits verständigt. Damit zerstreuten sich auch die Besorgnisse, welche die Pläne Heinrichs IV. noch kurz zuvor in dem Grafen von Vaudémont und der lothringischen Ritterschaft hervorgerufen hatten.

Frankreich wurde unterdes aufs neue in furchtbare innere Wirren geworfen, die seine Macht auf lange Zeit lähmten. Die mißvergnügten aber bisher niedergehaltenen Großen, die nach Heinrichs Tode glaubten, „daß die Zeit der Könige jetzt vorüber und die Zeit der Prinzen und Herrn gekommen sei", richteten sich unter Condés Führung gegen die Regentin und das erstarkte Königtum auf, und ihre Unzufriedenheit verbündete sich mit den Beschwerden des dritten Standes und den Forderungen der grollenden Hugenotten. Aufs neue füllt sich Frankreichs Geschichte mit Unruhen und blutigen Greueln, die von ehrgeizigen Prinzen und Gouverneuren, von kühnen Günstlingen und herrschsüchtigen Weibern hervorgerufen werden und mehr als zehn Jahre den Staat in die politische Ohnmacht zurückwerfen, aus der ihn Heinrich IV. erhoben hatte. Die einzelnen Akte des wechsel- und ränke-

vollen Dramas, das aufs neue Frankreich erschütterte, der Kampf der Regentin mit der Partei der Prinzen und Gouverneure, die wachsende Feindschaft zwischen der Königin und ihrem Sohne, das feige Verbrechen, durch das der junge König sich der Mutter und des Marschalls d'Ancre entledigte, und die dann folgende Herrschaft des Emporkömmlings und königlichen Günstlings Luynes gehören lediglich der französischen Geschichte an. — Im Anfange des Jahres 1619 entfloh die Königin durch ein kühnes Wagnis ihrer Gefangenschaft in Blois, indem sie bei Nacht mittels einer Strickleiter sich aus einem Fenster des Schlosses herabließ, und stellte sich an die Spitze der Prinzen und Gouverneure, die sich zum Sturze des allmächtigen Günstlings verbunden hatten. Wiederum stand Frankreich sich in zwei feindlichen Parteien gegenüber, von denen die eine zu dem Könige und dessen Günstlinge, die andere zur Königin Mutter hielt. Und wie vordem in den Tagen der Liga und 160 Jahre zuvor in dem Kampfe Burgunds mit den Armagnaks warben beide Parteien um die Bundesgenossenschaft des Herzogs von Lothringen, nicht, als ob es sich um ein Glied des deutschen Reichskörpers, sondern um einen mächtigen Vasallen der Krone Frankreich gehandelt hätte. Der Herzog von Epernon, Gouverneur von Metz, neben dem Herzoge von Mayenne der mächtigste Beschützer der Königin, kam 1618 an den Nanziger Hof, um den Herzog für die Partei der Königin und der Prinzen zu gewinnen. Sobald Epernons Anwesenheit am Nanziger Hofe in Paris bekannt wurde, ließ der König durch den Marquis von Bleinville, den er als außerordentlichen Gesandten nach Nancy schickte, den Herzog auffordern, ihm alle seine Truppen, Reiter und Fußvolk, zur Verfügung zu stellen und allen seinen Unterthanen zu verbieten, sich mit Epernon und der Partei der Königin zu verbinden. Der ruheliebende Fürst, der mehr auf die Pflege seiner Gärten und Weinberge und auf die Verschönerung seiner Hauptstadt als auf Kriegs- und Parteihändel

bedacht war, wich den Anträgen Epernons wie der Aufforderung des Königs aus, indem er erklärte, daß er im Kampfe der inneren Parteien Frankreichs seine bisherige Neutralität strenge beobachten werde. Mit dieser Erklärung gab sich der König zufrieden; und die Regierungszeit Heinrichs II. blieb für Lothringen eine Zeit ungestörten Friedens und eines rasch steigenden Wohlstandes. Bei aller Friedensliebe aber verkannte der Herzog nicht die Gefahren, die seinem Lande von dem unruhigen Nachbarlande drohten; er verstärkte darum die festen Plätze an der Westgrenze und ließ sich von Ständen zu diesem Zwecke wiederholt bedeutende Geldhilfen und Zölle auf aus- und eingehende Waren: auf Bier, Wein und Kornfrüchte bewilligen. Als die inneren Wirren in Frankreich begannen, befahl er allen Amtleuten, auf je zehn Feuerstellen einen Mann zu Fuß kriegerisch auszurüsten, und empfahl den Edelleuten die Beschaffung von Kriegspferden, damit im Falle der Not ein starkes Reiterheer zur Stelle sei. Mit großem Eifer und einem ungeheueren Kostenaufwande setzte er die von Karl III. begonnene Erweiterung und Befestigung seiner Hauptstadt fort: Vaganten und Bettler wurden dazu verwandt, das Material herbeizuschleppen; auch die Armen, die öffentliche Almosen empfingen, wurden zwangsweise zu den Bauarbeiten herangezogen und Säumige mit Verlust ihrer Unterstützung und Ausweisung aus der Stadt bedroht. Unter Leitung des lothringischen Architekten Nikolas Marschall aus St. Mihiel und des Neapolitaners Johann Baptist Stabile ward die starke Befestigung Nancys 1623 vollendet. Drei Gräben und acht gewaltige Bastionen nebst sieben Mittelwällen umschlossen die erweiterte Stadt; die Mauern erhoben sich in einer Höhe von fünfzig Fuß mit einem fünf Fuß hohen Erdaufwurf; die prächtigen Thore, von den besten Künstlern mit bildnerischem Schmucke reichlich versehen, galten als die schönsten ihrer Zeit. Nancy zählte seitdem zu den ersten und sehenswertesten Festungen Europas.

Mit dem deutschen Reiche trat Heinrich II. wieder in engere Beziehungen. Er warb um die Gunst des Kaisers Mathias, und durch den Marquis von Haraucourt, einen gewandten Diplomaten, ließ er die Schwierigkeiten beseitigen, die sich über dem vieldeutigen Nürnberger Vertrage erhoben hatten. Seit dem Jahre 1495 hatte sich kein lothringischer Herzog mehr persönlich auf einem Reichstage eingefunden. Herzog Heinrich erschien 1613 selbst in Regensburg und leistete nach alter Weise für die empfangenen Reichslehen dem Kaiser die Huldigung. Von viel weiter reichender Bedeutung aber war es, daß der Graf Franz von Vaudémont bei dem Ausbruche der böhmischen Unruhen 1618 den Titel eines Generals der ligistischen Armee auf der linken Rheinseite annahm. Die alte Würde eines lothringischen Reichsfeldmarschalls kam damit wieder in Erinnerung, und große Aussichten konnten sich im Gange der Ereignisse dem Hause Lothringen in dieser neuen Stellung eröffnen.

Während sich Lothringen vorzubereiten schien, in die heillosen Wirren und Kämpfe des Reiches einzugreifen, war Herzog Heinrich zugleich darauf bedacht, nach dem Beispiele der Herzöge Anton und Karl III. die innere Einheit seiner Staaten weiter zu befestigen und die landesherrliche Gewalt über die durch die Verfassung Lothringens gezogenen Schranken hinaus zu erweitern. Aber der gleiche Widerstand, den der „große" Herzog Karl auf dem Wege zu diesem Ziele gefunden hatte, stellte sich noch energischer dem kleineren und unbedeutenderen Sohne entgegen. Reichlich und freigebig bewilligten zwar die Stände die Auflagen und außerordentlichen Beihilfen, ohne welche die glänzende Hofhaltung, die verschwenderische Freigebigkeit und die kostspielige Bauthätigkeit des Herzogs nicht möglich gewesen wäre; aber sie bewiesen daneben eine unerschütterliche Festigkeit überall, wo es sich darum handelte, die verfassungsmäßigen Rechte zu wahren und fürstliche Übergriffe oder willkürliche Auslegung der Gesetze zurückzuweisen. Selten

bewilligten sie eine Steuer, ohne auf ihr Bewilligungsrecht hinzuweisen und sich vom Herzoge eine Urkunde darüber ausstellen zu lassen, daß ihren Rechten dadurch kein Abbruch geschehe und keine Folgerungen für die Zukunft daraus gezogen werden könnten. In dringenden Fällen, wie in Zeiten plötzlicher Kriegsnot, ließ der Herzog sich wohl durch einen Teil der Stände oder durch den Assisenhof zur Auflage einer Steuer ermächtigen, aber selbst da hielten die Stände an dem Rechte ihrer nachträglichen Bewilligung unweigerlich fest. Auch in Bar, wo der Herzog viel unbeschränktere Rechte besaß, fand er es mit Rücksicht auf die lothringische Verfassung für gut, die drei Stände des Landes bei der Umlage von Steuern zu Rate zu ziehen. — Mit der gleichen Eifersucht wachten die lothringischen Stände über ihrem Rechte als gesetzgebende Körperschaft. Ohne daß ihrer treuen Anhänglichkeit an das Fürstenhaus dadurch Eintrag geschah, handelten sie nach dem Grundsatze der antiken Freistaaten, daß Mißtrauen gegen die Herrscher in diesen Dingen die sicherste Schutzwehr der Volksrechte sei. Im Jahre 1614 veranstaltete der Schöffenmeister Bourgeois, der Präsident des Kriminalgerichtshofes in Nancy,*) eine neue Ausgabe der Coutumes, die einzelne Änderungen enthielt, und fügte ihr eine Prozeßordnung für die niederen Gerichte bei. Sofort verklagten die Stände dieses Vorgehen des Schöffenmeisters als ein Attentat auf das gesetzgebende Recht der Stände und beschuldigten den Präsidenten als einen dem Gemeinwohle gefährlichen Bürger. Der Herzog mußte versprechen, den alten Wortlaut der Coutumes wieder herzustellen, und die Stände selbst ernannten 1621 eine Kommission, die mit einer Revision der Coutumes und der Abfassung einer Prozeßordnung beauftragt wurde. Letztere kam allerdings nicht zu stande; erst 1628 erließ Heinrichs Nachfolger Karl IV. einseitig eine Verordnung über den Prozeßgang. — In zahl-

*) Siehe S. 90 Anmerkung.

reichen Adreſſen und in durchweg ernſter reſpektvoller Sprache haben die Stände dem Herzoge ihre Proteſte, Wünſche und Mahnungen mit einem in den heutigen konſtitutionellen Staaten ſeltenen Freimute dargelegt;*) ſo, wenn ſie ihn (1622) aufforderten, Adelsbriefe nur an Leute von wirklichem Verdienſte auszugeben und nicht an Leute, die das einzige Verdienſt hätten, bezahlen zu können im übrigen aber nur dem Volke zum Spotte dienten, oder wenn ſie den ſtets geldbedürftigen Herzog mahnten, die Zahl der überflüſſigen Hofbedienten zu verringern und dieſe Leute und ebenſo ſeine Garden in allem, wo ſie ſich in Ausübung ihres Amtes verfehlten, den ordentlichen Gerichten zuzuweiſen. Solche Mahnungen mochte der verſchwenderiſche prunkſüchtige Herzog um ſo mißvergnügter vernehmen, je kleiner und ſchwächlicher er war. Man hörte ihn wohl ſagen, er wolle nicht ſein wie der König von Böhmen,**) ein

*) Die Eingabe gegen willkürliche Deutung und Anwendung des Rechtes vom Jahre 1614 lautete: „Quil plaise à son Altesse declarer que les ordonnances faites contre les coutumes, droictz, usages et libertez des trois Etats ne soient valables, et que les juges ne pourront estre contrainets à les suivre en jugement, ni dehors, d'autant que c'est une voie pour abolir les dictz droictz sans ouyr les parties . . . Qu'il ne soit permis à aulcun juge de donner sentence contraire aux coutumes generales sous le prétexte d'interpreter leur sens".

Im Jahre 1622 richtete der dritte Stand an den Herzog eine Eingabe wegen der hohen Beſteuerung des Kornes: Son Altesse est de la part du Tiers Etat tres humblement suppliée, qu'il ne soit de nouveau imposé sur les bledz et moulures, attendu qu'il sont déjà assez chers, et que c'est la seule nourriture de leur pauvre famille, même que l'on ne rehausse le prix du sel jâ fort hault pour le besoin que chaque maison en a et que les sels étrangers sont deux fois meilleur marché que ceux du pays; de plus qu'il lui plaise les maintenir en bonne intelligence avec ses voisins ainsi que Messeigneurs, ses prédecesseurs d'heureuse memoire ont fait".

**) Ferdinand, den die böhmiſchen Stände für abgeſetzt erklärt hatten.

Unterthan seiner Stände; und darum klingt es nicht unwahrscheinlich, daß er in seinen letzten Regierungsjahren ernstlich darauf gedacht habe, sich der lästigen Aufseher und Mahner in der einen oder anderen Weise zu entledigen. Der Ausführung dieser Absicht, wenn sie überhaupt gegenüber dem Widerstande der Stände möglich gewesen wäre, kam indes der Tod des Herzogs 1624 zuvor. Während in den übrigen Staaten Europas die absolute Fürstengewalt alle Freiheiten des Volkes aufsog, und die Mehrzahl der deutschen Höfe sich in wahre Sultanate verwandelte, die unter dem Namen der Staatsraison die heiligsten Rechte und offenbarsten Interessen der Einzelnen wie der Gemeinden vernichteten, erhielt sich in Lothringen noch lange das verfassungsmäßige Recht der Stände, und die Lothringer durften sich ohne Widerrede rühmen, das freieste und am besten regierte Volk der Christenheit zu sein.

Am Ende des 16. Jahrhunderts galt Lothringen als eines der gesegnetesten Länder Europas. Von vielen gepriesen wegen seiner landschaftlichen Schönheit, war es von wenigen übertroffen an Gewerbfleiß und an mannigfachen Erzeugnissen des Bodens. Die Bevölkerung, die im 14. und 15. Jahrhundert durch das ewige Fehdewesen, durch die Raubzüge fremder Kriegsbanden und die Verheerungen der in jedem Jahrzehnt wiederkehrenden Pest immerfort in ihrem Wachstume wie in ihrem Wohlstande zurückgedrängt worden war, hatte sich seit den friedlichen Zeiten des Herzogs Anton um nahezu das Doppelte gemehrt. Im Jahre 1538 berechnete man die Einwohnerzahl auf 400000 Menschen, fünfzig Jahre später unter Karl III. auf nahezu 800000. Dieses Wachstum war im wesentlichen eine Folge natürlicher Volksvermehrung und hing nur zum geringen Teile mit den neuen territorialen Erwerbungen Karls III. zusammen. Erwägt man, daß damals die Hauptländer Europas von der Dichtig-

keit der heutigen Volkszahl noch weit entfernt waren, daß Frankreich zur Zeit Heinrichs IV. nach den höchsten Ansätzen fünfzehn Millionen, die sehr dicht bevölkerten Niederlande stark drei Millionen Menschen zählen, so mußten die sehr waldreichen lothringischen Länder jener Zeit zu den relativ gut bevölkerten gerechnet werden. Außer der Hauptstadt Nancy und dem offenen Handelsplatze St. Nikolas zählte man 77 Städte d. h. mit Mauern umschlossene Orte, von denen 48 zu dem Herzogtum Lothringen — 18 in Deutsch-Lothringen — 29 zu dem Herzogtume Bar gehörten.

In dem politischen Leben des Landes haben die Städte nie eine nennenswerte Rolle gespielt. Während die Geschichte der Niederlande ihr ganz besonderes Gepräge durch die Städte erhielt, durch deren wirtschaftliche Macht Politik, Leben und Gesellschaft bestimmt wurde, erlangten die lothringischen Städte, von der Reichsstadt Metz abgesehen, niemals eine Bedeutung, die ihnen eine solche Einwirkung gestattet hätte. Lothringen blieb allezeit ein Bauernland. Fast alle Städte betrieben neben einzelnen Gewerben Viehzucht und Ackerbau, besaßen eigene Feldmarken mit ausgedehntem Wald und Weideland und zahlreiche Gemeindeherden, denen arm und reich Kühe, Schafe und Schweine nach einem bestimmten Maße zuwies. Innerhalb des Weichbildes konnten so alle Lebensbedürfnisse für die städtischen Bewohner erzeugt werden. Seit dem 15. Jahrhundert hatten die Städte an Wohlstand und Bevölkerung gewonnen und waren in den zwei ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts noch in fortwährender Zunahme begriffen, wie man aus dem Umstande schließen darf, daß die meisten städtischen Gemeinwesen das Einzugsgeld für Zuwandernde auf das doppelte, dreifache und vierfache erhöhten. Die Einwohnerzahl von Epinal war in den letzten Regierungsjahren Karls III. auf 14 000 gestiegen, St. Nicolas zählte 10 000, und von Mirecourt schrieb der Pater Fourrier 1620, daß es in 25 Jahren 15—18 000 Seelen haben werde. Viele der Bürger waren

durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichtum gelangt; sie kauften Hausgüter erloschener oder zu Grunde gerichteter Adelsfamilien an, ließen sich von den geldbedürftigen Herzögen Adelspatente ausfertigen und suchten dann als Edelleute in den Ständeversammlungen Eintritt zu erhalten.*) Das Handwerk war seit Karl III. nicht gebunden; in allen Städten des Herzogtums konnte der Handwerker, wofern er mit guten Sittenzeugnissen versehen war und das Einzugsgeld (droit d'entrée) entrichtet hatte, sich niederlassen und sein Handwerk frei ausüben. Dagegen war durch einen Ständebeschluß im Jahre 1519 und später 1569 den Prevots und Beamten des Herzogs vorgeschrieben, Bürgerbriefe an die Lehnsleute des Adels nur dann auszuhändigen, wenn diese sich ausdrücklich verpflichteten, unter der Jurisdiktion ihrer bisherigen Herren zu bleiben.

Seit langem schon hatten die meisten städtischen Gemeinden das Recht erlangt, ihre Magistrate, den Maire oder Meier und zwölf Beisitzer oder Schöffen, aus der gesamten Bürgerschaft ohne Unterschied des Standes frei zu wählen und die Güter und Einkünfte der Gemeinde selbständig zu verwalten.

*) Die Mitgliederzahl der alten Ritterschaft, die im Anfange des 14. Jahrhunderts 291 betrug, war durch die beständigen Kriegsfehden und durch Zweikämpfe ungemein zusammengeschmolzen. Man ergänzte daher ihre Zahl durch angesehene Familien, die von Töchtern der alten Geschlechter abstammten (pairs fieffés). Diesen war gestattet, in die Ständeversammlung einzutreten, wozu jedes Mitglied der Ritterschaft allezeit das Recht hatte. Aber auch geadelte Leute (les anoblis), die mit Hilfe ihres Reichtums in den Besitz großer Domänen gelangt waren, suchten sich in die Ständeversammlung einzudrängen, fanden aber darin lange einen hartnäckigen Widerstand des alten Adels. Nach einer Angabe bei Digot (V 57) zählte man am Ende des 16. Jahrhunderts in Lothringen mehr als 400 geadelte Leute, die im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit waren aber weder der Ritterschaft noch der Klasse der pairs fieffés angehörten. Im Jahr 1614 klagten die Stände, daß die neu geadelten Leute weit entfernt seien von der Selbstlosigkeit der alten Ritterschaft.

Eine jede Gemeinde hatte ferner ihre eigene bewaffnete Macht, deren Zahl und Zusammensetzung sie selber bestimmte, ihren Bellfried (Sturmglocke), ihr Rathaus, ihr Banner und Wappen, ihre Trinkstuben und Märkte. In ruhigen Zeiten diente ein Teil der waffentragenden Bürger zur Bewachung der Thore und der Gehege; gab es Krieg, so las man auf je zwanzig Einwohner, in besonderen Fällen auf je zehn, einen aus, waffnete ihn und heftete ihm das gelbe lothringische Kreuz auf das Kleid.

Die Zahl der Dörfer im Herzogtume Lothringen belief sich am Ende des Jahrhunderts auf 1648; im Herzogtume Bar zählte man deren 1250, doch mochte die Zahl der Haushaltungen in ihnen meist nur die Hälfte oder ein Drittel der heutigen betragen. Das Dorf bestand meist aus einer Reihe langgestreckter, mit kleinen Fenstern versehener Holzbauten, die mit Stroh gedeckt und vom Bauer roh und unförmlich gezimmert, im Innern aber nicht ohne behagliche Einrichtung waren. An freier Stelle lag der Backofen der Gemeinde; in einzelnen Dörfern fand sich auch eine Badestube, und auf erhöhter, meist ummauerter Stelle erhob sich die kleine Kirche, vor der die alte mächtige Linde, in französisch redenden Gebieten auch wohl die Ulme stand. Um das Dorf breitete sich das angebaute, nach fränkischer Art in lange Streifen geteilte Ackerland, das zur Abwehr des Viehes oder Wildes meist mit Latten umgeben war. In dem gebirgigen Teile des Landes bestanden die Dörfer aus vereinzelten, oft weit auseinander liegenden Wohnungen, deren Mittelpunkt die Kirche oder Kapelle bildete.

Da die ländliche Bevölkerung meist nur auf dem Eigen oder Lehen des Herrn saß, so hatte sie an der ständischen Vertretung, die einzig auf dem Grundbesitze ruhte, keinen Anteil. Die meisten Bauerndörfer aber waren frei; nur in den entlegenen östlichen Bezirken Deutsch-Lothringens war die Unfreiheit noch zu finden. Ein Edikt Karls III. vom 1. April 1598 hatte allen Gemeinden des Herzogtums das Recht verliehen,

ihre Meier frei zu wählen, und hatte jedem Mitgliede der Gemeinde zur Pflicht gemacht, bei Strafe von drei Livres den Jahrgedingen oder jährlichen Gemeindeversammlungen beizuwohnen und die auf ihn gefallene Wahl zu einem Gemeindeamte anzunehmen. Vierzehn Tage nach St. Remy, am 1. Oktober, sammelten sich die Eingesessenen der Gemeinde, nachdem sie die Messe gehört, unter dem Vorsitze des Meiers und in Anwesenheit des Herrn oder seines Prevots zu dem Jahrgedinge auf freiem Platze an der Linde oder Ulme. Hier wurde der Meier, die Schöffen und die sonstigen Gemeindebeamten gewählt und vereidigt, die Rechte des Herrn, die Pachtgelder und Grundzinsen aufgezählt, die Termine für die Zahlung bestimmt, die Strafen für Wald- und Feldfrevel festgesetzt, verfallene Geldbußen eingezogen und neue polizeiliche Vorschriften ausgerufen. Zuletzt wurden die Rechnungen der ausscheidenden Beamten geprüft und Klagen der Unterthanen gegen deren Verhalten angebracht.

Von der Höhe, die der bäuerliche Wohlstand in den besten Zeiten des Mittelalters erreicht hatte, war es in Lothringen wie überall bedeutend abwärts gegangen; auch das Mißverhältnis, das sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in allen Kulturstaaten Europas zwischen den Arbeitslöhnen und dem Preise der Nahrungsmittel, vor allem des Fleisches, gebildet hatte, war in Lothringen nicht ausgeblieben. Aber immerhin war hier die Lage der Bauern noch eine erträgliche geblieben gegenüber den meisten rechtsrheinischen Ländern, in denen unter dem Einflusse des römischen Rechtes und der lutherischen Lehre von dem Rechte der Herrschaft die Leibeigenschaft in schlimmer Gestalt wieder erblüht, der Bauer seines Nutzrechtes an Wald und Weide beraubt, allen Launen und Plackereien des Herrn überantwortet und zuletzt in die Rechtlosigkeit des slavischen Ackerbauers herabgedrückt worden war. Die tägliche Nahrung des lothringischen Bauern bestand am Ende des Jahrhunderts noch in kräftigen Suppen, in Brot und ausreichender Fleischkost; doch klagte schon 30 Jahre

ſpäter im Jahre 1622 der dritte Stand in einer Eingabe an den Herzog, daß Korn faſt die einzige Nahrung der armen Leute geworden ſei. Groß war noch die Menge der Pferde und Rinder, die den größten Teil des Jahres im Freien auf den mit Obſtbäumen bepflanzten Dorfwieſen unterhalten wurden; keine Hecken oder Verſchläge hinderten deren gemeinſame Benutzung. In den Vogeſen und im Weſtrich rechnete man im Durchſchnitt zwei Pferde von ſchwerem, ſtarkknochigem Schlage auf jeden Haushalt. Große Schweineherden, die in den ausgedehnten Buchen- und Eichenwäldern genährt wurden, lieferten die nötige Fleiſchkoſt; die Zahl dieſer Tiere, die jeder Haushalt der Dorfherde zutreiben konnte, war in den einzelnen Gemeinden auf acht, zwölf, ja ſechzehn genau feſtgeſetzt. Scharen von Hühnern und anderem Geflügel belebten die Dungſtätten des eingefriedigten Hofes, und auf den Wieſen und Stoppelfeldern weideten die mächtigen Gänſeherden. Für den Wohlſtand, deſſen ſich der lothringiſche Bauer und Bürger in jener Zeit noch erfreute, zeugen auch die Vorſchriften, die Herzog Karl 1583 erließ, um der Verſchwendung bei Hochzeiten, Kirchweihfeſten und ſonſtigen Gelegenheiten zu ſteuern, bei denen oft hundert Perſonen an vielen Tiſchen mit zahlreichen Gerichten bewirtet wurden. Im übrigen waren die Laſten, die auf dem Bauernſtande lagen, die Abgaben und perſönlichen Leiſtungen, keineswegs gering; das Pachtverhältnis, in dem er zu ſeinem Herrn (Seigneur) ſtand, war in den einzelnen Herrſchaftsgebieten aber verſchieden und mannigfach abgeſtuft.

Die herzogliche Gewalt hatte in Lothringen nie die Machtfülle der franzöſiſchen Könige über ihre Vaſallen erlangen können; anderſeits hatte auch der lothringiſche Adel nie die heißbegehrte Selbſtändigkeit zu erringen vermocht wie der Adel im nahen ſüdweſtlichen Deutſchland, wo es den Vaſallen bei dem Fehlen einer herzoglichen Gewalt gelungen war, das lehnsrechtliche Band abzuwerfen und ihre Verwaltungsgebiete und Grundherrſchaften in kleine Souveränitäten umzuwandeln. So

stellte Lothringen auch in dieser Beziehung sich als ein Zwischenland dar, in dem deutsche und französische Zustände auf einander stießen und sich mischten. Als landesherrliche Rechte hatten die Herzöge das Münz- und Bergregal, die Salinen und den Judenschutz; auch die Jagdgesetzgebung und die Oberaufsicht über die Waldungen des Landes hatten sie an sich gezogen. Was die Gemeindeverwaltung betraf, so hatten sie ihren Einfluß neben der Gewalt des Seigneur, des Grund- und Gerichtsherrn, zur Geltung gebracht, so daß die Gemeinden unter der Aufsicht des Herzogs und des Herrn zugleich standen. Die Rechte der Herrn gegen die abhängigen Gemeinden waren in sehr mannigfacher, nicht immer genau zu bestimmender Weise abgegrenzt.

Das wichtigste Herrenrecht war die hohe Gerichtsbarkeit, deren Zeichen der Galgen war. Gerade die Ausübung der Gerichtsbarkeit in Verbindung mit der Grundherrschaft gab dem Herrn eine so ausgedehnte Gewalt über die von ihm abhängigen Grundholden. Denn als Gerichtsherr hatte er den Bann, konnte Gebot und Verbot erlassen, Steuern und Frohnden auferlegen und die Säumigen strafen; er konnte die Unterthanen zwingen, Wege und Bauten auszubessern und seine Burg zu bewachen; er konnte zuletzt die Ausübung der Jagd und Fischerei, die Eheschließung und die Aufnahme von Fremden verbieten. Diese nutzbaren Rechte und nicht die Ehre allein waren der Grund, weshalb die Herrn so sehr nach dem Besitze der Gerichtsbarkeit gestrebt hatten und so hartnäckig an ihm festhielten.*) Eine Menge herzoglicher Verordnungen hatte indes schon der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit scharfe Schranken gezogen. Karl III. mochte wohl den Wunsch haben, die kleinen herrschaftlichen Gerichtshöfe, die weder für ihre Unparteilichkeit noch für ihre Rechtskenntnis

*) Darmstädter: Die Befreiung der Leibeigenen in Savoyen, der Schweiz und in Lothringen.

eine Bürgschaft boten, zu unterdrücken; aber er wagte gleichwohl nicht, an dieses kostbare Vorrecht des Adels die Hand zu legen, sondern begnügte sich damit, den schlimmsten Mißbräuchen zu steuern und eine gewisse Einheit in der Anwendung der Strafen herbeizuführen. Darum wies er die herrschaftlichen Amtleute an, über die vorkommenden Fälle an das Schöffengericht in Nancy*) zu berichten und dessen Meinung einzuholen, bevor sie einen Beschluß faßten. Auch hatte er ihnen zur Pflicht gemacht, das schriftliche Verfahren einzuführen und durch einen vereidigten Kanzlisten die Verhandlungen und Urteile schriftlich aufnehmen zu lassen.

Neben der Gerichtsbarkeit übte der Herr (Seigneur) die Polizeigewalt; er bestimmt Maß und Gewicht, gibt die Erlaubnis zu Tanz und Spiel, zur Eröffnung von Schenkstuben, Gasthäusern und Schlächtereien; er kann Fremden, Zigeunern und liederlichen Weibern den Aufenthalt in der Gemeinde verbieten und wacht über die Beobachtung guter Sitten und die Heiligung des Sonntages.

Das Recht des Herrn auf die Hufe, die der Bauer baute, war in der Regel ein bloßes Obereigentum, wofür er den Bodenzins empfing. Die Zahlung des Bodenzinses war somit seitens des Bauern die Anerkennung des Obereigentums des Herrn; der Zins ruhte deshalb unablösbar und unveränderlich auf dem Grundstücke, war aber in der Regel äußerst niedrig und konnte in Geld wie in Abgaben von Bodenfrüchten, Obst oder Hühnern gezahlt werden. Im übrigen durfte das bäuerliche Gut frei geteilt, veräußert, verpfändet und vererbt werden;

*) Der Schöffenhof war nicht, wie der Name anzugeben scheint, ein kommunaler Gerichtshof. Der Schöffenmeister und die sechs Schöffen, die ihn bildeten, waren gelehrte Juristen. Er urteilte in allen Kriminalsachen des Herzogtums, wer auch immer der Angeschuldigte war, in letzter Instanz. Gehörte der Übelthäter dem Adel an, so war der Schöffenhof gehalten, das Verfahren in Anwesenheit zweier Edelleute vorzunehmen.

nur in dem Falle, daß der Inhaber den Zins mehrere Jahre nicht zahlte, fiel es wieder an den Grundherrn, als den Obereigentümer; doch konnte auch in diesem Falle der Bauer es wiedergewinnen, wenn er den rückständigen Zins in Jahr und Tag zahlte. Außer dem Ackerstücke genoß der Bauer das Nutzrecht in der Mark: die Holznutzung im Bannwalde und das Recht, Pferde und Rinder auf die gemeinsame Weide wie die zugemessene Anzahl von Schweinen in den herrschaftlichen Wald zu treiben. Noch ging der Landbewohner, wenigstens in den Vogesen, in Waffen und hatte sich das alte Recht der Jagd erhalten, so sehr die Prevots und Forstmeister (gruyers) es zu beschränken suchten; auch das Recht, in den Bächen an drei Tagen der Woche für seinen häuslichen Bedarf zu fischen, war ihm geblieben.

Ein wichtiges, über ganz Lothringen verbreitetes Vorrecht des Grund- und Gerichtsherrn bestand in den Bannrechten: dem Mühlen-, Backofen- und Kelterbann. Alle in der Gemeinde eingesessenen Personen mußten ihr Korn in der herrschaftlichen Mühle mahlen, ihr Brot im Bannofen backen und ihre Trauben in der Bannkelter pressen lassen; auch die Inhaber von Lehen waren von dieser Verpflichtung nicht ausgenommen. Zu diesen Rechten des Herrn, die ebenso viele Lasten für die Unterthanen bedeuteten, kam noch das Recht, eine besondere Herde in der Gemeindewiese und ein Taubenhaus zu halten, sowie das Vorrecht der hohen Jagd.

Die Frohnen oder persönlichen Dienste, die den Unterthanen oblagen, waren mancherlei Art. Sie wurden teils zum allgemeinen Nutzen, im Interesse des öffentlichen Verkehrs und der öffentlichen Sicherheit: zur Unterhaltung von Straßen, Brücken und Befestigungen, teils im wirtschaftlichen Interesse des Herrn bei Bestellung von Äckern, Wiesen und Weinbergen, bei Ausübung der Jagd und Fischerei gefordert. In der Regel war die Frohne auf eine bestimmte Anzahl von Tagen im Jahre begrenzt, an manchen Orten aber

auch in das Belieben des Herrn gestellt und erzeugte dann durch ihre Auswüchse Haß und Erbitterung.*) Das Gewöhnliche war, daß der Fröhner von dem Gutsherrn beköstigt wurde; es gab dann bestimmte Vorschriften darüber, was ihm an Fleisch, Brot, Wein oder Bier zu liefern war; stellenweise wurde er von einem freundlichen Herrn sogar mit Wein und Kuchen bewirtet.

Soziale Verhältnisse lassen sich niemals auf mathematische Regeln bringen. Welcher Art auch die Umstände sind, unter denen Menschen mit einander verkehren: ihre gegenseitigen Beziehungen, das was sie zu einander gesellt oder feindlich auseinander treibt, sind nicht durch ihre Interessen allein bedingt, so daß, weil die Interessen sich feindlich gegenüberstehen, darum auch die Menschen einander feindselig sein müßten. Als eine wichtige, meist unbekannte oder unbeachtete Größe wirkt hier das Sympathiegefühl, das aus der Art der persönlichen Berührung entspringt. Jedes Urteil über das Verhältnis des Untergebenen zum Herrn ist darum einseitig, wo jene unbekannte Größe, das persönliche Verhalten des Herrn zu seinem Knecht, des Unternehmers zum Lohnarbeiter, des Hohen zum Niedrigen, des Stärkeren zum Schwächeren außer Rechnung bleibt. Das rechtliche Verhältnis des lothringischen Herrn zu seinen Unterthanen schloß manche Härten in sich, aber diese erscheinen gemildert durch manche anmutende Züge, die auf das innere Verhältnis beider nicht ohne Einwirkung waren. Ein gemütliches patriarchalisches Wesen tritt hervor

*) Dazu gehörten vor allem die Dienste, die der Herr zu seinem Vergnügen in Ausübung der Jagd und Fischerei forderte, wenn er die Unterthanen als Treiber aufbot und von ihnen beanspruchte, daß sie die Hunde fütterten, das erlegte Wild zum Schlosse brächten, die Löcher im Eise der Teiche für die Fische offen hielten u. a. m. Auch das Schlagen der Froschteiche, damit die Herrschaft durch das Gequake der Tiere nicht im Schlafe gestört werde, kam in Lothringen unter den Auswüchsen des Frohndienstes vor.

schon in den mancherlei Ehrenrechten, die der Grund- und Gerichtsherr, der Seigneur, zu fordern berechtigt war. Er hatte den Anspruch von allen Unterthanen mit dem Hute begrüßt zu werden; in der Kirche beim Gottesdienst hatte er einen besonderen Platz, nahm das Weihwasser und die Hostie zuerst und ging in der Prozession als nächster hinter dem Priester einher. In dem Kirchengebete wurde seiner und seiner Dame gedacht, daß Gott ihn segne, „auf daß er durch sein gutes Beispiel und seine Fürsorge die Eintracht wahre, das Gute fördere und die Not der Armen erleichtere". Traten freudige Ereignisse in seinem Hause ein, so durfte er in der Kirche ein Tedeum singen lassen, und nach seinem Tode ward er durch ein Grabmal in der Kirche geehrt. An Festtagen, Kirmessen und bei Volksbelustigungen trat der mehr humane Charakter des Verhältnisses vor allem in vielfachen gemütlichen Beziehungen zu Tage. Zu Neujahr begaben sich die Unterthanen ins Herrenhaus, um dem Herrn und seiner Dame ein fröhliches Neujahr zu wünschen, wobei kleine sinnige Geschenke überreicht wurden. Der Anbruch festlicher Tage wurde durch den Bannwart im Namen Gottes, des kirchlichen Schutzheiligen und des Gutsherrn mit Trommelschlag verkündet. Am Nachmittage nach der Vesper sammelte sich dann jung und alt im Schloßhofe, wo der Herr und die Herrin den Tanz eröffneten, meist den freigebigen Wirt machten und an den Lustbarkeiten der Leute teilnahmen. Auch sonst war das Leben des Bauern nicht arm an Gemüt; seine Familienfeste, Hochzeiten, Kindtaufen wie seine Rechtshandlungen waren noch mit alten sinnigen Bräuchen umgeben und trugen viele farbenreiche Züge. — Alles in allem genommen war nach dem Grade des Rechts- und Freiheitsbegriffes die damalige soziale Lage der unteren Klassen der heutigen vorzuziehen; vor allem erscheinen die Beziehungen des Herrn zu seinem Unterthanen und Fröhner in sich gesunder, humaner und sittlicher als die des besitzreichen Herrn zu seinem Lohnarbeiter in der heutigen, in sich unwahren

Staats- und Gesellschaftsordnung, die den Schwachen zwar für politisch frei erklärt, aber ihn wirtschaftlich zum Sklaven macht, die dem Armen gestattet, als freier Bürger über Staatsangelegenheiten scheinbar mit zu entscheiden, aber ihn gleichzeitig zwingt, wenn er nicht Hungers sterben will, seine angebliche Freiheit Tag für Tag einem Herrn zu verkaufen, der keine Verantwortung für das Schicksal des ihm Dienenden kennt, sondern nur das eine Interesse an ihm hat, seine Kraft zum geringsten Entgelt für sich auszupressen, und der ihm in der Regel viel fremder und verständnisloser gegenübersteht, als Mitglieder ganz verschiedener Nationen sich gegenüberstehen könnten.

Unter den lothringischen Seigneurs besaßen zwar einzelne weit ausgedehnte Güter und Einkünfte, welche die mancher rechtsrheinischen Fürsten überstiegen. Die Mehrzahl der Edelleute aber war seit dem 15. Jahrhundert in immer schwierigere Verhältnisse geraten und hatte nach dem Bericht Vaubourgs am Ende des Jahrhunderts kaum 3000 Livres Rente. Die wachsenden Ausgaben, die das kriegerische Leben mit sich brachte, hatten viele von ihnen zu Grunde gerichtet; sie waren Schuldner der reichen Bürger geworden, und viele adlige Güter waren infolgedessen in die Hände neu geadelter Leute übergegangen; gab es doch zur Zeit Karls III. über vierhundert herrschaftliche Gerichtsbarkeiten, die im Besitze der Neugeadelten (anoblis) waren. Da nämlich die Einkünfte, die aus dem Bodenzinse kamen, unveränderlich blieben, wurdrn sie zu dem standesgemäßen Leben der Edelleute in demselben Maße unzureichender, in welchem die um sich greifende Kapitalwirtschaft den Geldwert herabdrückte und der steigende Luxus die Ansprüche an das Leben größer machte. Kaum ist eine Revolution für das Glück und die Zufriedenheit des Einzelnen wie ganzer Klassen unheilvoller gewesen als die wirtschaftliche, der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft. Die meisten, die sich über Wasser halten wollten, drängten sich in Hof- oder Beamtenstellen ihres Oberlehnsherrn oder vermieteten in Kriegszeiten für Geld

ihre Dienſte an die Kriegführenden; andere legten ſich auf Handelsgeſchäfte oder griffen zu einer gewerblichen Thätigkeit. Die handel- und gewerbetreibenden Bürgerſchaften, die in dieſer Thätigkeit des Adels einen Eingriff in ihre Intereſſen ſahen, erhoben deshalb wiederholt Beſchwerden auf den Ständetagen, und dies veranlaßte Karl III. den handeltreibenden Edelleuten die Wahl zu ſtellen, entweder ihrem Adel zu entſagen oder ſich von den Handelsgeſchäften zurückzuziehen. Später geſtattete Karls Nachfolger Heinrich II. dem Adel den Handel in Tuchen wie in Gold- und Silberwaren, ohne daß dadurch dem Stande Abbruch geſchehen ſolle. Nicht ungewöhnlich war es ferner, daß ein und dieſelbe Gemeinde mehreren Herrn unterſtand, die ſich in die Gerichtsbarkeit und die Einnahmen in oft ſehr ungleichem Verhältniſſe teilten; auch war eine und dieſelbe Burg mitunter im Beſitze von mehreren Eigentümern, von denen der eine den Eingangsturm, der andere den Bergfried, der dritte dieſen und der vierte jenen Teil der Gebäude hatte, in dem er mit einigen Knechten und einigen ſchlecht genährten Roſſen hauſend eine elende Wirtſchaft führte.

Die franzöſiſche Herrſchaft in Lothringen hat ſpäter mit der politiſchen Stellung der Seigneurs deren grundherrſchaftliche Gerichtsbarkeit beſeitigt und die Allgewalt des Staates in jeder Beziehung zur Geltung gebracht. Aber die zahlreichen nutzbaren Rechte, die Monopole, Bannrechte und Steuern, die mit der einſtigen Stellung des Seigneurs verknüpft waren, hat ſie im großen und ganzen unangetaſtet gelaſſen. Dadurch kam der Bauer unter einen doppelten Druck; zu den alten Laſten und Beſchwerlichkeiten, die blieben, geſellten ſich die neuen, die ihm der Staat auferlegte, ohne ihm ſonſt einen Vorteil oder eine Erleichterung zu bieten. Das wirtſchaftliche Übergewicht und der Druck des Grundherrn wurde damit unerträglich. Hier brachte erſt die Revolution die erſehnte und gerechte Befreiung.

Die wirtschaftliche Bedeutung Lothringens war vor allem bedingt durch seine Bodengestalt. Im Osten und Südosten des Landes, an den Abhängen und am Fuße der Vogesen waren wie heute weitgestreckte Wälder, fischreiche Seen und üppige Wiesenflächen ausgebreitet; nach Westen gegen Mosel und Maas hin dehnte sich die wellige, wein- und kornreiche Hochebene aus. Ein lebhafter Holzhandel führte trotz den Erschwerungen, die ihm durch die zahlreichen Wegegelder auf den Flüssen entstanden, Vogesenhölzer die Murte, Saar und Mosel hinab nach dem Rheine und nach den Niederlanden. Durchschnittlich gingen nach den Angaben Guyots*) jährlich 36 000 Bohlen und 750 rohe oder behauene Tannenstämme moselabwärts, denn für die Mehrzahl der Möbel und für Bekleidung der Fußböden brauchte man schon im 16. Jahrhundert mit Vorliebe statt der Eiche das Tannenholz. — Die ins Gebirge hoch hinaufsteigenden Weideplätze, auf denen zahlreiche Herden den größten Teil des Jahres zubrachten, luden zur Alpenwirtschaft ein. Die Käsereien, unter denen die von Münster und Gérardmer am bekanntesten waren, lieferten ihre Erzeugnisse nach dem Elsaß, nach Burgund und Luxemburg. — Die Seen und Gebirgsbäche boten einen großen Reichtum an Fischen, so daß man, wie Volcyr berichtet, die Fasten leicht hinbrachte, ohne der Zufuhr von Seefischen benötigt zu sein. Einträglich blieb in Lothringen auch die Bienenzucht, die in den protestantischen Gebieten Deutschlands, in denen seit der Kirchenspaltung Wachs zu kirchlichen Zwecken nicht mehr gebraucht wurde, gänzlich in Verfall geriet. Der Honig vertrat die Stelle des Zuckers, und der Bedarf an Wachs war so groß, daß den Bienenzüchtern frei gestellt war, den Grundzins in Wachs zu entrichten. — Der schwere, fette Boden der Hochebene brachte reiche Getreideernten, die den Bedarf des Landes in guten Jahren um das Dreifache überstiegen, und deren Überschüsse

*) Guyot. Les forêts lorraines.

an Weizen und Hafer in die Städte des Elsasses, in die Bistümer und nach Luxemburg ausgeführt wurden. In dem Thale der Mosel, der Maas und Orne herrschte der Weinbau vor. Hier hatte man in den letzten Jahrzehnten so viele Ackerfelder in Rebland umgewandelt, daß im Jahre 1600 eine Verordnung nötig schien, welche die Gelände wieder in den alten Zustand zurückzuversetzen gebot. Die Weine von Pagny und Bar genossen eines vortrefflichen Rufes und wurden mosel- und maasabwärts nach England und in die Niederlande verschickt. Im Lande selbst bevorzugte man indes die Weine der Champagne und Burgunds so sehr, daß Heinrich II., um dem Mißbrauche und der Verschwendung zu steuern, 1623 eine Verordnung erließ, nach der die ausländischen Weine mit Ausnahme der spanischen nicht teurer verkauft werden durften, wie die einheimischen; Zuwiderhandelnde wurden mit Konfiskation der Ware und harten Geldstrafen bedroht. Auch Hopfen wurde fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Heinrich II. machte, um diese Industrie zu heben, die Braugerechtigkeit zu einem Monopole.

Der gewerbliche Aufschwung, den Lothringen im 16. Jahrhundert genommen, ist auf den meisten Gebieten später nicht wieder erreicht worden. Der einst so ergiebige Bergbau hatte am Ende des Jahrhunderts allerdings seine Blütezeit schon hinter sich; doch lieferten die altberühmten, seit Renatus II. erweiterten Werke im Leberthale, im Thale von St. Dié und in Wallerfangen noch immer einen lohnenden Ertrag. Um die Ausbeutung der Minen im Leberthale hatten die lothringischen Herzöge einen langdauernden Streit geführt mit den Grafen von Rappoltstein, denen ein Teil des Thales und die Hälfte der Stadt Markirch gehörte, wie mit den Erzherzögen Sigmund und Ferdinand, den Herrn der vorderösterreichischen Lande, bis 1526 die Verdrießlichkeiten durch einen Schiedsspruch beendet wurden, der dem Erzherzoge Ferdinand einen Teil des Gewinnes zusicherte. Zur Zeit, als

der Bergbau noch in Blüte ſtand, wurden hier aus dreißig Gruben Bleiglanz, Graphit, Kobalt, Kupfer, Arſen und Silbererz gefördert; ein Dutzend Hüttenwerke war damit beſchäftigt, die gegrabenen Erze zu mahlen, zu waſchen, zu ſchmelzen und zu läutern, und über zwölfhundert Wohnungen für die Bergleute, die Schmiede, Maurer, Zimmerer und die Bergbeamten zogen ſich das Thal entlang. Das in mehreren Gruben geförderte Silber war, wie Sebaſtian Münſter aus eigener Anſchauung berichtet, von einer Reinheit, Weiße und Gediegenheit, „daß gleiches ein Bergmann nicht geſehen und ein Münzer oder Goldſchmied es ohne Feuer hätte verarbeiten mögen“. In den Jahren 1535 bis 1544 berechnete ſich der Reinertrag der Bergwerke im Leberthale auf 212 500 und in den ſieben Jahren von 1532 bis 1539 der von La Croix im Thale von St. Dié auf nahezu 440 000 Barrer Franken. Die Minen von La Croix lieferten in den Jahren 1538 bis 1545 in die Münzſtätte von Nancy 9680 Mark Silber.*) Im Thale der oberen Fentſch bei Hayingen, bei Grandfontaine am Abhange des Donon und bei Groß Moyeuvre wurden Eiſenerze gegraben; doch war der große Erzreichtum Lothringens, aus dem heute die Hälfte aller in Deutſchland gewonnenen Eiſenerze ſtammt, damals noch wenig bekannt oder beachtet. In den Bergwerken von Wallerfangen wurde der ſchwer zu fördernde Laſurſtein gewonnen, der ſehr geſchätzt war wegen der bei der Ausmalung von Kirchen benutzten Laſurfarbe. Andere Stellen der Vogeſen lieferten Alabaſter, Jaspis, Amethiſt und verſchiedene Arten von Marmor, die meiſt zu Altartiſchen, Grabmälern und bildlichem Kirchenſchmucke verwandt wurden. Treffliche Vorſchriften, erfüllt vom Geiſte des Wohlwollens und chriſtlicher Gerechtigkeit, ſicherten den Bergleuten Leben, Geſundheit und Lohn, verhüteten Streitigkeiten und regelten Pflichten und Rechte der Bergleute und Beamten, „ſo daß kaum eine Irrung,

*) Digot IV 115.

die Gruben und andere Dinge betreffend, fürfallen mag, worüber es keinen Entscheid gibt, und läßt man jederman hantieren und werben ohne allen Beschwerd, was mit Ehren zugeht“ (Seb. Münster). Um tüchtige Bergleute anzuziehen, hatte schon Renatus II. allen zuwandernden fremden Bergleuten, die sich eines guten Rufes erfreuten, Freiheit von jeder Auflage und sicheres Kommen und Gehen zugesichert; auch die Häuser und Herbergen der Bergleute waren von jeder Steuer frei, und den Bergleuten selbst war gestattet, das Holz zum Baue von Wohnungen aus den herzoglichen Wäldern frei zu entnehmen. Ein herzoglicher Beamter, der Landrichter, leitete die gesamten Arbeiten, erstattete dem Herzoge in jedem Monate Bericht und übte mit einem Schöffen und vier andern Beisitzern, die aus der Zahl der Knappen genommen waren, die Gerichtsbarkeit. Ein anderer Beamte, der Hauptmann, kontrollierte die Aus- und Einfahrt und wachte über die Sicherheit der Gruben, und der Zahlmeister zahlte an jedem vierten Tage den Lohn aus. Als Regel galt die achtstündige Arbeitszeit.

Im Anfange des 17. Jahrhunders war der Bergbau mehr und mehr in Verfall geraten; ein Teil der Werke war abgebaut, andere waren tief und wassernötig geworden, so daß ihre Ausbeute kaum noch lohnte und stellenweise nicht mehr die Kosten deckte. Versuche, die man an anderen Stellen machte, erfüllten die gehegten Hoffnungen nicht. Die bisher achtstündige Arbeitszeit wurde verlängert, dagegen die Löhne mehr und mehr gekürzt, obschon die Preise der Lebensmittel gestiegen waren. Andere Ursachen, wie der sinkende Silberwert, gehäufte Unfälle und Feuersbrünste trugen dazu bei, den Verfall noch zu beschleunigen. Die besten Arbeiter zogen nach und nach ab, bis endlich 1632 die verwüstenden Einfälle der Schweden und die Pest auch in den letzten Gruben die Arbeit zum Stillstande brachten, und die einst so belebten Thäler verödeten.

Während der Bergbau gegen Ende des Jahrhunderts rasch abnahm, hatten andere Gewerbszweige, die Salzsiederei, die Papier- und Glasfabrikation, deren Betrieb durch Abgabenfreiheit, herzogliche Privilegien und Schutzzölle gefördert wurde, einen hohen Aufschwung genommen. Der Gewinn aus den Salinen in Marsal, Vic und Moyenvic, deren reiche Salzlager schon in der Zeit Ludwigs des Frommen ausgebeutet wurden, nebst dem der Salinen in Rosieres, Salonnes, Daus und Salzburg (Château Salins) wurde auf jährlich 600 000 Barrer Franken berechnet, die einen heutigen Wert von zwei Millionen darstellen. Das hier gewonnene Salz galt als vorzüglich rein und wurde nach Burgund, nach der Schweiz und in die benachbarten Gebiete des deutschen Reiches ausgeführt. Die Herzöge, zu deren landesherrlichen Regalien das Salzmonopol gehörte, steigerten, um ihre Einkünfte zu mehren, wiederholt den Preis des Salzes für ihre Unterthanen; namentlich that dies Karl III. zur Zeit des Krieges der Liga, und Heinrich II., um die Kosten seiner kostspieligen Bauten bestreiten zu können, so daß, wie die fortdauernden Beschwerden des dritten Standes bezeugen, die Lothringer das in ihrem Lande gewonnene Salz doppelt und dreifach so teuer bezahlen mußten, als die Fremden. — Eine blühende Industrie war die Herstellung des Papiers, womit zahlreiche Mühlen in Fronard, Epinal, Ville sur Saulx, Champigneulles, Arches, Bar und in anderen Orten beschäftigt waren. Durch Dichtigkeit, Weiße, Feinheit und Stärke machte das lothringische Papier dem englischen den Rang streitig und war in allen umliegenden Ländern geschätzt. Wie Nikolas Remy bezeugt, bezogen nicht nur die Druckereien in Metz, Tull, Verdun, in Nancy, Epinal und Pont à Mousson, sondern auch viele deutsche und niederländische Druckereien den größten Teil ihres Papieres aus den lothringischen Mühlen. Zu Gunsten dieser Industrie erließen die Herzöge wiederholt das Verbot, Lumpen und Hadern aus dem Lande

auszuführen.*) Die Einführung des Seidenbaues, die Karl III. mit großen Kosten versuchte, mißlang, dagegen war in den Gemarkungen einzelner Städte, bei Epinal, Châtel a. d. Mosel u. a. der Flachs- und Hanfbau ausgedehnt und mit ihm eine gewinnreiche Herstellung von Leinenspitzen verbunden. Andere Erzeugnisse lothringischen Gewerbfleißes waren Kupfer- und Eisendraht, Seife und Schießpulver, dessen Herstellung, begünstigt durch reiche Salpeterlager, in den Pulvermühlen von Nancy und Pierrefite betrieben und durch hohe Eingangszölle gegen das gerühmte Straßburger Pulver geschützt wurde.

Obenan unter den Erzeugnissen des lothringischen Kunstfleißes stand damals die Glasfabrikation. Die ausgedehnten Waldungen des Landes, die Billigkeit des Holzes, das ausschließlich als Feuerung für die Glasöfen und zur Herstellung der Potasche diente, sowie die Vorrechte, mit denen die Herzöge die Meister und Arbeiter dieser Industrie auszeichneten, hatten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zusammengewirkt, Zahl und Beschaffenheit der Glashütten zu heben. Darney und Lettenbach, wo die Mönche von St. Quirin um das Jahr 1500 in tiefem Walde eine Glashütte errichtet hatten, wurden vorzugsweise Ausgangspunkte für Verbreitung und Vervollkommnung dieses Kunstgewerbes in Lothringen. Die Herzöge statteten geschickte Arbeiter mit Waldberechtigungen und sonstigen Freiheiten aus, und wenn auch nicht, wie es in der Republik Venedig geschah, allen Glasmeistern der Adelsbrief verliehen wurde, so betrachteten die Glasarbeiter in den Vogesen sich doch infolge ihrer zahlreichen Privilegien als verriers

*) Lange Zeit deckten Deutschland und Frankreich ihren Bedarf an Papier durch Einfuhr aus Italien, das zu Fabiano bei Bologna 1320 schon 22 Papierfabriken hatte; auch Genua und ein Platz am Gardasee beschäftigte sich mit dieser Fabrikation. Anfangs wurde hier das Papier aus Pflanzenfaserstoff hergestellt, an dessen Stelle erst im 15. Jahrhundert die aus Lumpen und Hadern auf künstlichem Wege wiedergewonnenen Leinen- und Hanffasern traten.

gentilshommes. Ein herzoglicher Freibrief vom Jahre 1448, der den Meistern und Werkleuten in Darney frühere Vorrechte bestätigte, machte sie gleich den Edelleuten frei von allen regelmäßigen und außerordentlichen Zinsen und Lasten wie von dem Kriegsdienste; im ganzen Umfange des Herzogtums sollten sie frei und ungehindert Gläser in allen Formen und Farben anfertigen und ihre Erzeugnisse ohne Hemmung frei führen und verkaufen dürfen. Sie wurden ferner berechtigt, in den Domänenwäldern Holz für den gewerblichen Bedarf und ihren häuslichen Gebrauch zu fällen, die Jagd mit Hunden auszuüben und hundert Schweine in Eckern- und Eichelmast zu halten, wofür sie an die herzogliche Kasse jährlich sechs Kleingulden zu zwei Groschen zu entrichten hatten. In späterer Zeit schlossen sich diese gentilshommes verriers zu Gesellschaften, Kompagnien oder Hansen zusammen. Die in St. Quirin, Darney, Hattingen, Pont à Mousson und Raon in den Vogesen gegossenen Spiegel, Schalen, Scheiben und Glaskugeln, die nach den Aussagen des Präsidenten Alix und Nikolas Remys in gleicher Größe und Schönheit an keinem anderen Orte gefertigt wurden, gingen nach den Niederlanden, nach England und weiter in die nordischen Länder. Auch ins Ausland trugen die lothringischen Glasbläser ihre Kunst. So wurde von Glasarbeitern aus dem Bitscher Lande, einem gewissen Henselt mit mehreren Gefährten 1556 die erste Glashütte in England errichtet, in der man Fensterglas herstellte.

Seit es Barthelemy Clesel und den Brüdern Balthasar und Barthelemy Jaquemin, die 1594 bei dem Baue des neuen herzoglichen Palastes in Nancy die Fenster und Spiegel lieferten, gelungen war, große gewölbte Spiegel in St. Quirin und Hattingen herzustellen, gingen die Erzeugnisse der lothringischen Glasindustrie sogar nach Italien und schmückten in Florenz selbst die Säle der Medizäer. Auch venetianische Gläser versuchte man in den lothringischen Hütten zu fertigen

und goß farbige Tafeln zu malerischen Zwecken, obgleich die Zeit dieser schönen Kunst schon vorüber war.*)

Um Handel und Verkehr zu erleichtern, wandten Karl III. und Heinrich II. auch der Verbesserung der Land- und Wasserwege ihre Aufmerksamkeit zu. Sie trugen den Gemeinden auf, die Straßen und Wege, die ihr Gebiet durchzogen, in gutem Zustande zu erhalten, zu verbessern und, wo es nötig schien, zu erbreitern. Jede Gemeinde hatte wenigstens acht Tage im Jahre auf die Unterhaltung der Straßen zu verwenden und war für alle Schäden, die durch schlechte, unfahrbare Straßen innerhalb ihres Gebietes entstanden, verantwortlich. Beide Herzöge beschäftigten sich ferner mit dem Plane, die Saar zwischen Herbitzheim und Saarbrücken zu vertiefen und schiffbar zu machen sowie Mosel und Maas durch einen Kanal zwischen Toul und Foug zu verbinden, ein Gedanke, der erst hundert Jahre später durch Vauban ausgeführt werden sollte. Der Belebung des Handels dienten vor allem die Marktgerechtigkeiten, die Karl III. den Städten Pont à Mousson, Stenay, Poussay, Mirecourt und Port St. Nicolas teils erweiterte, teils neu verlieh, und die viele fremde Waren dorthin brachten. Vor allem war die offene Stadt St. Nicolas mit einem Hafen an der Murte und ihrer prächtigen gotischen Basilika, dem nationalen Heiligtume Lothringens, zu der Renatus II. 1481 den Grundstein gelegt hatte, weit und breit als Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels bekannt. Seit alter Zeit kamen jährlich zahlreiche Pilgerscharen aus Frankreich, Burgund, aus dem Elsaß und der Schweiz dorthin, um die Reliquien des Heiligen zu verehren und gegenseitig Waren anzubieten und abzukaufen. Karl III. hatte die Zahl der jährlichen Freimessen für St. Nicolas auf vier erhöht, ihre Vorrechte gemehrt

*) An der gesamten Erzeugung und Ausfuhr des deutschen Reiches an Glaswaren ist heute Lothringen wieder in hervorragender Weise mit mehr als einem Zehntel beteiligt.

und 1597 eine sehr ausführliche Marktordnung erlassen. Den Kaufleuten jedes Landes und jedes Bekenntnisses, die dorthin kamen, war volle Sicherheit für ihre Person und ihre Waren gewährleistet, „wofern sie nur durch Worte und Thaten niemandem Ärgernis gäben“. Während ihres Meßaufenthaltes sollten sie gegen alle Belästigungen, während der ersten vierzehn Tage sogar gegen Schuldprozesse gesichert, ihre Waren von allen Abgaben und Lasten frei sein. Eine Handelsbörse mit stattlich eingerichteten Sälen war für den Verkehr der einheimischen und fremden Kaufleute, Wechsler, Gold- und Juwelenhändler errichtet, ein großes Kaufhaus diente als Niederlage für die von außen gekommenen Waren; blieben diese unverkauft, so konnten sie dort lagern bis zur nächsten Messe. Vereidigte Beamte waren bestellt, um Gewicht und Maß der Waren zu bestimmen; vereidigte Makler vermittelten Tausch und Verkauf, und ein Handelsgerichtshof, dem vier Kaufleute als Beisitzer angehörten, gab in zweifelhaften und streitigen Fällen die Entscheidung.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatten sich in Lothringen die Handwerker nach dem Vorbilde der deutschen Zünfte in den rheinischen Städten zu Körperschaften verbunden. Sie hatten wie diese ihre Satzungen, ihre Meister, ihre Gesellen (compagnons) und Lehrlinge. Um das Aufblühen des Gewerbes zu fördern, hatten auch die deutschen Bischöfe von Metz, Konrad von Boppard und Georg von Baden, zahlreiche Gewerbetreibende aus den rheinischen Städten in ihre bischöflichen Städte Vic, Moyen und Marsal herübergezogen und nach den Satzungen der deutschen Zünfte organisiert. Angesehen in Lothringen waren vor allem die Goldarbeiter und Tuchweber, deren Körperschaft sich über viele Städte: St. Nicolas, Mirecourt, Charmes, St. Dié, Lüneville u. a. verbreitete und selbst viele Edelleute zu ihren Mitgliedern zählte. Aber dieselben Mißbräuche, die in den rheinischen Städten das Leben der Zünfte anfraßen und den Verfall des Handwerkes herbei-

führten, der Gegensatz zwischen Meistern und Gesellen und die Überfüllung mit Bäckern, Metzgern, Brauern, Schenken, Wirten und Köchen, wozu bald noch das Vordringen der englischen Waren kam, zehrten am Ende des 16. Jahrhunderts auch an dem Zunftwesen der lothringischen Städte, und das Handwerk verlor vieles von dem Ansehen, das es im Anfange des Jahrhunderts genossen hatte.

Der Anteil, den Lothringen an dem gelehrten wissenschaftlichen Leben der Zeit nahm, war vorwiegend auf die neu gegründete Universität in Pont à Mousson beschränkt. Aus ihr ging eine Menge gelehrter Kommentatoren, Juristen, Kontroversisten und Geschichtsschreiber hervor, die für die Kenntnis der lothringischen Geschichte auch heute noch von Wert sind. Der rasche Aufschwung, den die Universität in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung nahm, erregte selbst die Eifersucht der Pariser Universität, und diese veranlaßte 1603 einen Parlamentsbeschluß, der allen französischen Studenten in Pont à Mousson, damals 500 an der Zahl, den weiteren Aufenthalt untersagte. Die Maßregel hatte indes den Erfolg, daß die Zahl der Studierenden in den folgenden Jahren noch stetig zunahm. — Die bildenden Künste fanden an den Herzögen Karl III. und Heinrich II. die Förderung, die ihnen von prunkliebenden und baulustigen Fürsten kommen kann. Zahlreiche Namen von Architekten, Bildhauern, Malern und Kupferstechern dieser Zeit bezeugen, daß Lothringen an künstlerischen Talenten nicht arm war. Von Architekten und Bildhauern seien hier genannt Florentin Drouin und Nikolas Marchal, der neben Jean Baptist Stabili aus Neapel den Bau der prächtigen Werke von Nancy leitete. Von den Malern, die in dem Dienste der Herzöge beschäftigt waren, schmückte Belange den herzoglichen Palast und die galerie des cerfs, Claudius Deruet die Kirche der Karmeliter mit seinen Bildern aus. Der letztere begab sich dann nach Paris, wo er die Gunst Ludwigs XIII. und

Richelieus gewann. Auch Georg Allemand fand Anſehen und Reichtum in Paris, wo ſeine Gemälde ſehr geſucht waren. Claude Gelée aus Chamagne malte unter Deruet in der Karmeliterkirche, verließ dann aber Lothringen für immer, um nach Rom zu gehen, wo er unter dem Namen Claude Lorrain die Welt entzückte durch den Zauber des Lichtes, den er über ſeine berühmten Landſchaften breitete. Mehr als die zuletzt Genannten gehören dem Kunſtleben Lothringens an die Kupferſtecher, Zeichner und Radierer Peter Woriot, deſſen Stiche noch heute geſchätzt ſind, und Peter Callot, ein Künſtler von roh genialem Humor und realiſtiſcher Derbheit, unerſchöpflich an erfinderiſcher Kraft in Genreſcenen, Belagerungen, bibliſchen Geſchichten, Legenden und Martyrien, in Karnevalsthorheiten wie in großen hiſtoriſchen Gegenſtänden. Auf ſein bedeutendſtes Werk Misères et malheurs de la guerre, in dem ſich die ganze künſtleriſche und ſittliche Kraft Callots zuſammenfaßt, wird uns die folgende Geſchichte Lothringens noch einmal zurückführen.

Hören wir das Urteil Fremder aus jener Zeit, ſo war Lothringen ein bevorzugtes und glückliches Land; und wenn der für ſeine italiſche Heimat begeiſterte Taſſo ſchreibt, daß dem Segen und den Schönheiten der Riviera, den Geſtaden Calabriens und dem Golfe von Neapel vor den allgemein geprieſenen Schönheiten der Provence und Lothringens doch der Vorrang gebühre, ſo beweiſt er gerade durch dieſe Zuſammenſtellung, wie hoch bei den gebildeten Zeitgenoſſen die Vorzüge Lothringens eingeſchätzt wurden.

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite
Übersicht der vorzugsweise benutzten Schriften und Quellenwerke III
Vorwort VI

Erster Abschnitt.

Der Zerfall der karolingischen Monarchie. Der Vertrag von Verdun und das Mittelreich Kaiser Lothars. Lotharingien, das Reich Lothars II. Angriffe Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen auf Lothringen. Die Verträge von Mersen und Ribemont. Zwentibold wird König von Lothringen. Innere Zerrüttung des Landes; zügellose Macht des Adels. Die Herzöge Reginar und Giselbert. Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutschen Reiche. Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Weltgeschichtliche Stellung Lothringens 1

Zweiter Abschnitt.

Fortdauernde Wirren in Lothringen. Tod Giselberts. Empörung des Herzogs Konrad. Erzbischof Bruno von Köln. Kirchliche und politische Änderungen. Trennung Lothringens in zwei Herzogtümer. Wiederholte Einfälle der westfränkischen Könige. Zug Ottos II. vor Paris. Friedensvertrag am Flüßchen Chiers. Neuer Friedensbruch. Die Kapetinger in Frankreich. Neue Unruhen in Lothringen. Herzog Gozelo vereinigt beide Lothringen. Empörung Gottfrieds. Graf Gerhard vom Elsaß wird mit Oberlothringen belehnt 37

Dritter Abschnitt.

Lage und Bodenbeschaffenheit Oberlothringens. Die germanische Besiedlung im 5. Jahrhundert. Klostergründungen. Volksart und Sprache. Verfassungszustände. Die alte Ritterschaft und der Assisen-

Seite

hof. Der Kampf des Adels mit der herzoglichen Gewalt. Der Clerus. Cluny und der Investiturstreit. Freilassungen und Bildung des dritten Standes. Das Recht von Beaumont. Die Ständeversammlungen. Die territoriale Zersplitterung. Die Bistümer und freien Städte. Unaufhörlicher Kriegszustand 72

Vierter Abschnitt.

Umfang der heroglichen Gewalt. Der Lehnbrief Alfons von Kastilien. Begründung einer herzoglichen Landeshoheit. Das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum deutschen Reiche während des Mittelalters. Allmähliche Entfremdung vom Reiche. Der Nürnberger Vertrag 109

Fünfter Abschnitt.

Steigende Macht Frankreichs seit Philipp August II. Philipp IV. der Schöpfer der neuen französischen Staatskunst gegenüber dem deutschen Reiche. Die Lehre von den natürlichen Grenzen. Erste Übergriffe in die deutschen Reichsgebiete und die Schwäche der deutschen Abwehr. Vergewaltigung der Abtei Beaulieu und das Bistum Tull. Adolf von Nassau wendet sich gegen Philipp IV. Bündnis mit England. Das westliche Bar wird Frankreich lehnspflichtig. Lehnsabhängigkeit der lothringischen Herzöge von Frankreich. Albrecht von Österreich und Philipp IV. Zusammenkunft beider Könige an der Maas und Abgrenzung des Reiches im Westen. Französische Staatsschriften über das Verhältnis Lothringens zum Reiche. Staatsschrift des Advokaten Peter Dubois. Erfolge der Politik Philipps IV. Innere Vorgänge in Lothringen 136

Sechster Abschnitt.

Philipp von Valois und Ludwig von Baiern. Fortgesetzte Schwächung und Entwürdigung der Reichsgewalt. Verräterische Verbindung Heinrichs von Baiern mit Philipp VI. Wachsende Entfremdung der westlichen Grenzländer vom Reiche. Schutzherrschaft französischer Könige über deutsche Reichsgebiete in Lothringen. Verhältnis der Herzöge Friedrich III., Rudolf und Johann I. zu den Königen Frankreichs. Innere Zustände Lothringens. Fortdauernde Fehden und Raubzüge fremder Kriegsvölker. Frankreichs Zerrüttung infolge der englischen Kriege und die Politik der luxemburgischen Kaiser mit Bezug auf Lothringen. Karl IV. macht Pont à Mousson zu einer Markgrafschaft des Reiches. Der Vertrag von Prag. Fortgesetzte Vorstöße Frankreichs 176

Seite

Siebenter Abschnitt.

Das neuburgundische Reich und das Herzogtum Lothringen. Herzog Karl II. Sein Verhältnis zu Ruprecht von der Pfalz und zu den Parteien am französischen Hofe. Versuch des Herzogs von Orleans, Lothringen zu erobern. Enger Anschluß Karls II. an die Herzöge von Burgund und verändertes Verhältnis zu dem französischen Hofe. Die Händel in Neufchateau. Steigendes Zerwürfnis des Herzogs mit dem französischen Hofe. Das Mädchen von Orleans 214

Achter Abschnitt.

Innere Organisation des Herzogtums. Versuche der Herzöge zur Begründung einer unbeschränkten Territorialgewalt. Der Bailli, der Prevot, der Meier. Der herzogliche Hof. Aufsteigende Fürstengewalt seit Matthäus II. Herzog Theobald II. und der Adel. Die Ritterschaft gewinnt die verlorenen Vorrechte zurück . . . 232

Neunter Abschnitt.

Die Zeit des angovinischen Hauses. Vereinigung der Häuser Lothringen und Bar. Renatus von Anjou und Isabella von Lothringen. Verhältnis zu Burgund. Der lothringische Erbfolgestreit. Enge Verbindung zwischen Renatus und Karl VII. von Frankreich. Geheime Pläne. Einfall der Armagnaken ins Elsaß und Zug Karls VII. gegen Metz. Stellung der Städte Metz, Toul, Verdun zum Reiche. Vergebliche Belagerung von Metz. Die Herzöge Johann II. und Nikolas und ihr Verhältnis zu Frankreich und zu Burgund 252

Zehnter Abschnitt.

Renatus II., Herzog von Lothringen und Bar. Seine wechselnden Beziehungen zu Frankreich und zu Burgund. Vertrag zu Nancy zwischen Karl dem Kühnen und Renatus. Karl dehnt seine Macht am Ober- und am Niederrhein aus. Bündnis der oberdeutschen Städte und der Eidgenossen gegen ihn. Er belagert Reuß. Aufgebot des Reiches gegen ihn. Renatus tritt von dem Nanziger Vertrage zurück und schließt sich den Gegnern Karls an. Rachezug Karls gegen Renatus. Trügerische Politik Ludwigs XI. Karl erobert ganz Lothringen und will Nancy zur Hauptstadt seines Reiches machen. Sein Rachezug gegen die Schweizer. Schlachten bei Granson und Murten. Erhebung Lothringens. Der lothringische Befreiungskrieg. Schlacht bei Nancy. Tod Karls des Kühnen . 265

Seite

Elfter Abschnitt.

Ludwig XI. sucht sich der burgundischen Länder zu bemächtigen. Maria von Burgund und Maximilian. Wachsende Eifersucht Frankreichs auf die Macht des Hauses Habsburg. Renatus II. und Ludwig XI. Ludwigs trugvolle Politik. Er gewinnt Anjou und Provence und besetzt Bar. Drohende Haltung gegen Renatus. Sein Tod. Renatus erhält Bar zurück und tritt seine Ansprüche auf Neapel an Karl VIII. ab. Die Verfassung des Herzogtums Bar. Schwäche des vergrößerten Lothringens. Renatus und die Bistümer. Sein Verhältnis zum Reiche und zu Frankreich. Sein Testament. Enger Anschluß seines Sohnes Anton an Frankreich 341

Zwölfter Abschnitt.

Der große Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg. Franz I. und Herzog Anton. Die kirchlich-soziale Bewegung. Herzog Anton rüstet gegen die aufständischen Bauern im Elsaß. Das Blutbad bei Zabern. Maßregeln gegen das Eindringen der neuen kirchlichen Lehren in Lothringen. Veränderte politische Stellung Antons gegenüber Frankreich 363

Dreizehnter Abschnitt.

Die kirchliche Revolution in Deutschland und die Politik der französischen Könige. Die große Fürstenverschwörung gegen Karl V. Bündnis der Fürsten mit Heinrich II. von Frankreich. Einfall Heinrichs II. in Lothringen. Verhältnis der Städte Metz, Toul und Verdun zum Reiche. Heinrich II. besetzt Toul und Nancy. Die kirchlichen und politischen Parteien in Metz. Verrat der Stadt Metz an Frankreich. Die Städte verlieren ihre reichsständischen Freiheiten. Vergebliche Versuche, Metz zurückzugewinnen. Rückwirkung des Raubes der Reichsstädte auf das Verhältnis der Bistümer zum Reiche und auf die Stellung des Herzogtums Lothringen 393

Vierzehnter Abschnitt.

Innere Zerrüttung Frankreichs nach dem Tode Heinrichs II. Das Haus Guise und der Anteil Lothringens an den politisch-religiösen Wirren Frankreichs. Herzog Karl III. Seine innere Regierung. Stärkung der herzoglichen Landeshoheit. Politische und kirchliche Reformen. Allgemeine Sittenverwilderung. Der Hexenprozeß. Gründung der Universität Pont à Mousson. Sammlung und Redaktion der lothringischen Coutumes. Karls Haltung während der französischen Bürger- und Religionskriege. Verwüstende

Siebenter Abs

Das neuburgundische Reich und das Herz
Karl II. Sein Verhältnis zu Ruprech
Parteien am französischen Hofe. Vers
Lothringen zn erobern. Enger Ansc
von Burgund und verändertes Ve
Hofe. Die Händel in Neufchatea
Herzogs mit dem französischen H

Achte

Innere Organisation des Her
Begründuug einer unbeschrä
der Prevot, der Meier. Der
gewalt seit Matthäus II.
Die Ritterschaft gewinnt d

Die Zeit des angovini
ringen und Bar. Ren
Verhältnis zu Burg
Verbindung zwisch
Geheime Pläne.
Karls VII. gegen
zum Reiche.
Johann II. und
Burgund

Renatus II.,
Beziehung
zwischen
am Ober
und de
Reich
zurü
gege
gu
m

...rgens. ...
...richs IV., un
...eglichen Haus
...sche Souveränität
...ordet. Neue Wirren in
...ia von Medicis. Innere
...allgemeinen sozialen und ...
...im 16. Jahrhundert . . . .

—

...ringischen Herzöge findet sich am Ende.

Druckfehler.

19	von	oben:	Höchster lies Höchsten.
3	„	„	den lies dem.
21	„	„	Lothringens lies Lothringen.
11	„	unten:	vor wie nach lies nach wie vor
2	„	oben:	Friedrich IV. lies Friedrich III

* von G. Kreysing in Leipzig.

Durchzüge deutscher calvinistischer Kriegsvölker durch Lothringen. Karl III. schließt sich der Liga an und macht gegen Heinrich IV. die Rechte seines Hauses auf den französischen Thron geltend. Umschwung der Stimmung in Frankreich. Karl erkennt Heinrich IV. als König an. Vertrag zu Folembray.

Fünfzehnter Abschnitt.

Frankreichs neue Machtstellung. Heinrich IV. nimmt die Politik Heinrichs II. wieder auf. Bedrohte Lage Lothringens. Tod Karls III. Herzog Heinrich II. Heiratsprojekt Heinrichs IV., um Lothringen zu gewinnen. Zwiespalt im herzoglichen Hause. Heinrichs IV. Versuch, die Bistümer unter französische Souveränität zu bringen. Er wird von Ravaillac ermordet. Neue Wirren in Frankreich. Politik der Regentin Maria von Medicis. Innere Regierung Herzog Heinrichs II. Die allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Zustände Lothringens im 16. Jahrhundert 492

Eine Übersicht der lothringischen Herzöge findet sich am Ende des zweiten Bandes Nr. 642.

Druckfehler.

Seite 25	Zeile 19	von	oben:	Höchster lies Höchsten.
„ 45	„ 3	„	„	den lies dem.
„ 51	„ 21	„	„	Lothringens lies Lothringen.
„ 131	„ 11	„	unten:	vor wie nach lies nach wie vor.
„ 190	„ 2	„	oben:	Friedrich IV. lies Friedrich III.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Geschichte Lothringens

(Der tausendjährige Kampf um die Ostmark)

von

Hermann Bernhardi.

Zweiter Band.

Wiesbaden 1901.

Geſchichte Lothringens

(Der tauſendjährige Kampf um die Weſtmark)

von

Hermann Derichsweiler.

Zweiter Band.

„Ehrlicher Deutſcher, dein edles Vaterland wurde unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgeſogen, daß von einem ſo herrlichen corpore nichts übrig geblieben als das bloße Skelett.“

Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Wiesbaden 1901.
C. G. Kunzes Nachfolger
(W. Jacoby).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
205544
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1901 L

Erster Abschnitt.

Lothringen im Anfange des 17. Jahrhunderts. Der dreißigjährige Krieg. Herrschende Vorurteile über den Charakter dieses Krieges. Frankreichs Machtstellung. Politik Richelieus. Herzog Karl IV. Sein Charakter. Er regiert anfangs gemeinsam mit seiner Gemahlin Nicoletta; beseitigt durch einen Staatsstreich deren Mitregierung. Erste Zerwürfnisse mit Frankreich. Französische Übergriffe auf lothringisches Gebiet; erste Reunionen. Ludwig XIII. erkennt das Nachfolgerecht Karls nicht an. Streitigkeiten mit dem Bischofe von Verdun. Karl begibt sich zu dem Könige nach Paris. Die gegnerische Partei Richelieus. Die Herzogin von Chevreuse und Gaston, des Königs Bruder. Karl schließt sich den Gegnern Richelieus an. Graf Montagu kommt nach Nancy und wird auf lothringischem Gebiete durch Richelieu überfallen. Unterwerfung von la Rochelle.

— —

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war das kleine Staatswesen Lothringens in einer aufsteigenden inneren Entwicklung. Ein stolzes Gefühl nationaler Eigenart, Einheit des religiösen Glaubens und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, drei starke Bande, die einem Volke Zusammenhalt und Widerstandskraft verleihen, gaben dem lothringischen Staate trotz seiner räumlichen Zersplitterung und der sprachlichen Verschiedenheit seiner Bewohner*) eine feste innere Geschlossenheit. Freie, der weiteren

*) In Deutschlothringen und im Westrich war das Französische auch bei dem Adel im 16. Jahrhundert noch wenig gekannt. So schrieb der Graf Johann Ludwig von Saarwerden 1516 dem Bischofe von

Ausbildung fähige Institutionen sicherten
Anteil an der Gestaltung der Landesgesch
Opferwilligkeit des einzelnen und machte
und Fehler der Regierenden weniger schädlic
Wohlstand, der aus dem natürlichen Reich
und der Ergiebigkeit des Bodens floß,
als heutzutage; die Volkszahl war in stetige
alle Blüte der inneren Zustände und alle St
gefühls vermochte nichts daran zu ändern,
Geschicke des Staates bedingt waren durch
durch das Machtverhältnis seiner beiden
Osten und Westen. Nicht anders war es in
gewesen. — In dem Antagonismus der Häu
Frankreich, der unter Franz I. in den offe
lichen Kampf überging, hatte der Herzog A
den aufeinanderstoßenden Mächten eine
winden und seinem Staate eine schützende Ne
gewußt. Aber diese Neutralität, das hatte
schichte gezeigt, war nur solange möglich,
Reich, unter dessen Schutz ganz Lothringen
der französischen Angriffe stark zu erwehren
der Richtung, welche die französische Ero
Philipp IV. genommen hatte, konnte kein Zwe
Frankreich die angestrebte Vorherrschaft in Eu
ringen mit dem Verluste seiner Freiheit und
Frankreich sofort aufgehen müsse. In einer De
Karl IV. 1634 dem Kaiser Ferdinand über
er mit großer Klarheit darauf hin, daß Lo
Opfer von Frankreichs Übergewicht sein we

Tull, er möge ihm nur deutsch schreiben, da er d
reden noch schreiben könne. Es war etwas gew
aus den deutsch und aus den französisch redend
Kinder eine Zeitlang tauschten, um ihnen so die
Sprache zu verschaffen.

Reich mit Erfolg angreifen zu können, müsse Frankreich sich zuerst Lothringens, des Einganges in das Reich, bemächtigen; darum sei die Erhaltung Lothringens ein Lebensinteresse des Reiches und des Hauses Österreich. Aus dieser Erkenntnis der gegenseitigen Bedingtheit sei 1552 der Nürnberger Vertrag hervorgegangen, und in dieser Erkenntnis sei Lothringen bis jetzt der treueste Bundesgenosse des Kaisers geblieben. — Wie die Dinge lagen, war Lothringens Geschick unauflöslich an das des deutschen Reiches geknüpft. Als Richelieu die Politik Heinrichs IV. zur Vernichtung des deutschen Kaiserhauses wieder aufnahm, konnte es darum für einen Herzog von Lothringen, der sich und sein Land nicht freiwillig der Gewalt Frankreichs ausliefern wollte, überhaupt keine Wahl mehr geben. Der große Krieg, der über das deutsche Reich entschied, besiegelte auch das Schicksal Lothringens.

Unter den verderblichsten Vorurteilen, mit denen kirchlicher Sektengeist, Unwissenheit und nationale Selbstentwürdigung das Gemüt und die Einsicht des deutschen Volkes umsponnen haben, hat sich kaum eines so hartnäckig erhalten wie die Meinung, der dreißigjährige Krieg, der Deutschlands nationale menschliche Kultur auf Jahrhunderte hinaus vernichtete, sei ein Geisterkampf gewesen, der um religiöse Freiheit und ideale Güter geführt worden sei. Länger als zwei Jahrhunderte haben freche Erfindungen und die den Fremden nachgesprochenen Schlagworte von „viehischer Knechtschaft des Hauses Österreich", von der „Errettung der deutschen Libertät und der religiösen Freiheit" das Urteil der theologischen und ideologischen Deutschen über Personen und Dinge irre geleitet und ihnen den Gesichtspunkt verrückt, aus dem allein die Raubgier der Fremden und die vaterlandslose Selbstsucht einheimischer Dynasten zu betrachten waren. Die ausdauernde Wiederholung derselben Dichtung pflegt ja die Menschen schließlich von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Heute hat das neu erstandene deutsche Reich einen festeren Orientierungspunkt für die Betrachtung der Vergangenheit gegeben,

und die ernste Arbeit der Wissenschaft hat sch
Nebel zerstreut, welche fromme Beschränktth
Parteigeist um die Geschichte der sogenannte
gelegt hat. Und doch fehlt noch viel daran,
verstummt seien, durch welche die schlimmst
Nation in ein ideales Märchenreich erhoben
als Unholde und verstockte Bösewichte der N
wurden. Viele Zeichen dürften im Gegente
der kirchliche Parteigeist auch heute noch
eifriger für die Erhaltung und Stärkung vorg
als empfänglich für geschichtliche Belehrunge

---

*) Man lese hierüber die höchst bemerkensw
Adolf Menzels zu dem zweiten, dritten und v
„Neueren Geschichte der Deutschen", eines Gesch
Rücksicht auf die Zeit seines Erscheinens durch Un
sinnung, durch Geistesgröße und durch die Unersch
die überkommenen Anschauungen über das sogen
zeitalter auf Grund umfassendster Studien einer Re
weit über das vielgepriesene Werk Taines erhebt,
der angeerbten Vorstellungen über die französische
licher Weise aufdeckte, wie Menzels großes Werk a
Vorstellungen über die Männer und Verhältnisse
lution aufstörte. Was Menzel in diesen Vorred
zweiten Auflage des Werkes einfach unterdrückte,
den stumpfen Widerstand des kirchlichen Parteigeiste
geschichtliche Wahrheit sagte, gilt unverändert, v
Maße noch heute: „Auf protestantischer Seite ist
die Männer der Reformation sich stets als Hero
zustellen . . . . Eine Geschichte, welche für den
dieselbe Wichtigkeit hat, als für den Franzosen die
lution, ist mit Abrechnung einzelner Auftritte von
unserer sogenannten Gebildeten nicht gekannt. An
hauptsächlich der Partei- oder vielmehr Sektengeis
drei Jahrhunderten gespalten hält, die Schuld, in
schreiber durch die Beweggründe der Neigung oder
Anfeindung bestimmt, dasjenige zu verschweigen, w
zum Vorwurfe gereichen oder was irgend zu einen

Wie die kirchliche Bewegung gleich in ihren ersten Anfängen in den Dienst sehr weltlicher Berechnungen gezogen wurde und an ihrer raschen Ausbreitung nicht so sehr das religiöse Bedürfnis als vielmehr weltlich dynastische Interessen und die Habsucht städtischer Plutokraten — die Entscheidung stand in Deutschland nicht bei dem Volke, sondern lediglich bei den Gewalthabern — Anteil hatten, so waren es wiederum nicht kirchlich-religiöse Leidenschaften, sondern politische Interessen und dynastische Begehrlichkeiten, die das Reich in den Abgrund des furchtbaren Krieges zogen. Dies haben schon kundige Zeitgenossen des Krieges deutlich erkannt und ausgesprochen. Daß nicht um ideale Güter und „Religionen, sondern um Regionen" gestritten werde, und daß darum die heuchlerische Maske der Religion (vanus ille religionis praetextus), die man zur Verhüllung der Selbstsucht brauchte, endlich abgethan werden müsse, sprach 1640 Chemnitz, der schwedische Historiograph und Gegner Österreichs aus. Das gleiche bezeugte der

---

zur Entschuldigung der Gegner gedeutet werden könnte . . . Wer von diesem Wege abwich, mußte sich stets auf die größten Verunglimpfungen und Anfeindungen gefaßt halten, und muß es allem Lobpreisen und Selbstruhm deutscher Unparteilichkeit zum Trotz noch heute . . . . Ein deutscher Geschichtschreiber muß darum besorgt sein, dafür, daß er einen der größten und wohlmeinendsten deutschen Kaiser gegen ausländische, von den Feinden der Nation ersonnene Verleumdungen gerechtfertigt hat, sich selbst gegen Verdächtigungen bedenklicher oder gefährlicher Denkungsweise zu wahren, und muß sich gefaßt halten, das, was er aktenmäßig als freche Erfindung dargethan hat, nächstens in neuen, mit vielstimmigem Lobe begrüßten Geschichtsbüchern als ausgemachte Wahrheit abermals vorgeführt zu finden, um in deutschen Lehrbüchern und Hörsälen noch viele Jahrzehnte hindurch wiederzuhallen." — In demselben Sinne schrieb zwei Jahre vorher der redliche Joh. Friedr. Böhmer: „Weil ich den Papst nicht für den Antichrist und Rom für die babylonische Hure halte, so spricht mir Herr Waitz die deutsche Gesinnung ab." Sehr scharf über die protestantisch-liberale Geschichtsklitterung spricht sich August Comte Cours de Philosophie positive Bd. V a. a. St. aus.

schwedische Kanzler Oxenstierna, als er im Jahr
die Gefahr des Mißerfolges geschwunden, im sch
rate das nüchterne Geständnis machte, daß es
Adolf vor allem um Eroberungen gehandelt h
nur Gerede war: „Pommern und die Seeküste,
Schwedens gegen den Kaiser sind, das war
Ursache, welche Seine selige Majestät in die
Und vernichtend für die deutschen Fürsten, d
Sache der Religion und der Freiheit zu dien
Vorteile Frankreichs und Schwedens das
ist das Urteil eines vornehmen und unterric
jener Zeit, des Biographen Guebriants: „U
ihnen gibt es nicht einen, der die Waffen
für die Religion oder die Freiheit; jeder ver
Interessen, und nur um ihrer Interessen
uns die Zugänge in das Reich geöffnet".*)
sames Mummenspiel will es ferner erscheinen
diesem sogenannten Zeitalter der religiösen
wunderlich getauschten Rollen der Parteien beo
und Holland, „die protestantischen Vormächt
1625 der katholischen Regierung Frankreic
liehen, um das Bollwerk der Calviniſten, la
nichten. Die Führer der Hugenotten im Si
rebellische Edelleute, rufen für sich die Hilfe
Majestät Spaniens auf; endlich ein Papst, Urb
den Eifer des Hauses Habsburg für die

*) Il n'y a point de quatre (princes) l'un
pour la religion ni pour la liberté de l'Empire, e
interêt, et si quelqu'un a pris notre party, nous
la préference: si bien que c'est un pur miracle q
prudence de nos ministres, que nous ayons fait
en Allemagne ou plutôt, que nous n'en ayon
avec honte et par eux mêmes, qui nous avaien
Lelaboureur, Guébriant.

damit, daß er die Franzosen auffordert, von der Belagerung la Rochelles abzulassen und die Österreicher aus Mantua zu verjagen, denn diese Sache sei ebenso gottgefällig, wie die Zerstörung des Bollwerkes der Hugenotten.

Was die Religion betrifft, so meinte Richelieu, müsse man zwischen Regierungen und Völkern sehr unterscheiden; diese würden wohl von religiösen Antrieben geleitet, jene aber nicht. — Religiöse Erregungen waren den Regierungen meist nur der Wind, dessen sie bedurften, um ihre politischen Segel zu schwellen; sie gaben für die Unthaten, die man um ihrer selbst willen verübte, allezeit den Vorwand ab, wie heute in dem klassischen Reiche des Materialismus und der Frömmelei, dem liberal verschrieenen England, jede noch so barbarische Vergewaltigung fremdes Rechtes mit dem Mantel der Civilisation und der Humanität umhüllt wird. Gewiß mag die dumpfe konfessionelle Schwüle, die im Anfange des 17. Jahrhunderts über einem verwilderten, in kirchlichem Hasse und unflätigem Gezänke groß gewordenen Geschlechte lag, manche Erscheinungen des gräßlichsten aller Kriege erklären, aber das Volk hatte an dem Beginne wie an dem Fortgange des Krieges keinen bestimmenden Anteil; das Volk war mehr als je der unbehilfliche und gebundene Riese, der für sich allein keinen Pfeil vom Bogen abschießen kann und stumpf zusieht, wie er selber zermalmt wird. Volksmeinung konnte zumal in dem Deutschland, in dem der Fürst nach dem schmachvollen Grundsatze: cujus regio ejus religio auch das Gewissen und die Überzeugung der Masse zu bestimmen hatte, auf die Politik der Landesregierungen einen Einfluß nicht ausüben. — In allen Wendungen und Wandlungen des großen Kriegsdramas, von dem Aufstande des slavo-czechischen Adels, der sich wie vordem die hussitische Bewegung in entfesseltem Hasse gegen Eigentum und Leben der Deutschen wandte, und von der Rebellion des pfälzischen Kurfürsten, der „Türken und Tartaren ins Reich rufen wollte, um sein gutes Recht auf Böhmen zu verfechten", bis zu den

letzten Mordbrennereien unersättlicher schwedisch
es sich in erster Linie um dynastische Bege
politische Machtfragen gehandelt, an deren Lös
die man von zeitlichem und ewigem Verde
wollen vorgab, nur den Anteil unsagbares
Elendes gehabt hat. Und von diesem Elende s
das ein Schauplatz und Opfer des Kampfes n
liches Maß zugemessen werden.

Wie ganz entgegengesetzt hatten sich doch
großen Krieges die Dinge in Frankreich und
gestaltet! Während die zerrissene und in sich e
Nation mehr und mehr dem tragischen Gesc
alle Verständigung der Parteien ausschließt
der Widersprüche und Mißverständnisse an den
Untergang knüpft, richtete sich Frankreich unt
scharfblickender Staatsmänner aus seiner bisher
rasch zu neuer Einheit und Überlegenheit au
land hatte die kirchliche Umwälzung dem Part
Sieg über die Nation und die Kaisergewalt ve
zu schrankenloser Selbstsucht entfesselt; in Fran
Richelieus Staatskunst dabei, die inneren P
nichten, den Trotz der Prinzen, der Senioren
mente zu brechen, die Hugenotten aller politi
berauben, um alle Kräfte der Nation in dem
sammen zu fassen und den schwerfälligen Inh
lichen Gewalt sodann dem eigenen gewaltthä
unterwerfen.

Unter dem Titel eines Prinzipalministers
Generalissimus der königlichen Heere; er erh
über Krieg und Frieden zu entscheiden, und s
galt gleich der seines königlichen Herrn. In
und mit dem Bewußtsein der überlegenen Mac
unterbrochenen Kampf um die Vorherrschaft
das austrasische Reich und die Zugänge nach

auf und knüpfte die politischen Fäden da an, wo sie der Hand Heinrichs IV. entfallen waren.

Es ist unzählige Male wiederholt worden, daß für Frankreich der Kampf eine Notwendigkeit gewesen sei, um sich von der erstickenden Umklammerung durch die Übermacht Habsburgs frei zu machen. Durch niemand wird diese Ansicht von der Furchtbarkeit des Hauses Habsburg mehr widerlegt als durch Richelieu selbst; keiner hat über die Gefahr, die von dieser Macht drohe, geringschätziger geurteilt wie er. „Der Spanier", sagt er, „hatte kein Geld weder in Spanien noch in Flandern und Italien; alle seine Völker waren unzufrieden, erschöpft und ruiniert durch die Heere, die, da sie nicht bezahlt wurden, allenthalben nach Willkür von Beutemachen lebten". Spanien selbst betrachtete sich, wie aus den Briefen Granvellas hervorgeht, schon zur Zeit Philipps II. den Franzosen nicht mehr gewachsen, und Coligny hatte schon 1571 dem Könige Karl IX. vorgestellt, daß Spanien nicht zu fürchten sei, denn König Philipp sei von Geldmitteln entblößt, Frankreich aber überreich an Menschen und Mitteln, und das französische Kriegsvolk sei dem spanischen durch Kriegsübung überlegen. „Wären die Franzosen", so schreibt Alba um dieselbe Zeit an den König, „nicht durch so viele Wirren behindert gewesen, und wäre Eure Majestät ihren Plänen nicht zuvorgekommen, so würde es ihnen leicht gewesen sein, sich zu Herrn der ganzen Christenheit zu machen". — Die spanische Monarchie lag im Anfange des 17. Jahrhunderts in sichtbarem Absterben, ihre große Ausdehnung war zugleich ihre unheilbare Schwäche; die große Verschiedenheit, die weite Entfernung und die weit auseinandergehenden Interessen ihrer Provinzen machten ein Zusammenfassen ihrer Kräfte nicht möglich wie in dem einheitlichen Nachbarstaate Frankreich. Trotz seiner so furchtbar geschilderten Übermacht war Spanien nicht imstande gewesen, eine aufständische Provinz niederzuwerfen, die zu bezwingen es doch den besten Teil seiner

letzten Mordbrennereien unersättlicher schwedischer Generale hat es sich in erster Linie um dynastische Begehrlichkeiten und politische Machtfragen gehandelt, an deren Lösung die Nation, die man von zeitlichem und ewigem Verderben retten zu wollen vorgab, nur den Anteil unsagbares Jammers und Elendes gehabt hat. Und von diesem Elende sollte Lothringen, das ein Schauplatz und Opfer des Kampfes wurde, ein reichliches Maß zugemessen werden.

Wie ganz entgegengesetzt hatten sich doch im Beginne des großen Krieges die Dinge in Frankreich und in Deutschland gestaltet! Während die zerrissene und in sich entzweite deutsche Nation mehr und mehr dem tragischen Gesetze verfiel, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung der Widersprüche und Mißverständnisse an den Kampf und den Untergang knüpft, richtete sich Frankreich unter der Führung scharfblickender Staatsmänner aus seiner bisherigen Zerrüttung rasch zu neuer Einheit und Überlegenheit auf. In Deutschland hatte die kirchliche Umwälzung dem Partikularismus den Sieg über die Nation und die Kaisergewalt verschafft und ihn zu schrankenloser Selbstsucht entfesselt; in Frankreich war eben Richelieus Staatskunst dabei, die inneren Parteien zu vernichten, den Trotz der Prinzen, der Senioren und der Parlamente zu brechen, die Hugenotten aller politischen Macht zu berauben, um alle Kräfte der Nation in dem Königtume zusammen zu fassen und den schwerfälligen Inhaber der königlichen Gewalt sodann dem eigenen gewaltthätigen Willen zu unterwerfen.

Unter dem Titel eines Prinzipalministers ward Richelieu Generalissimus der königlichen Heere; er erhielt das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, und seine Unterschrift galt gleich der seines königlichen Herrn. In dieser Stellung und mit dem Bewußtsein der überlegenen Macht nahm er den unterbrochenen Kampf um die Vorherrschaft in Europa, um das austrasische Reich und die Zugänge nach Italien wieder

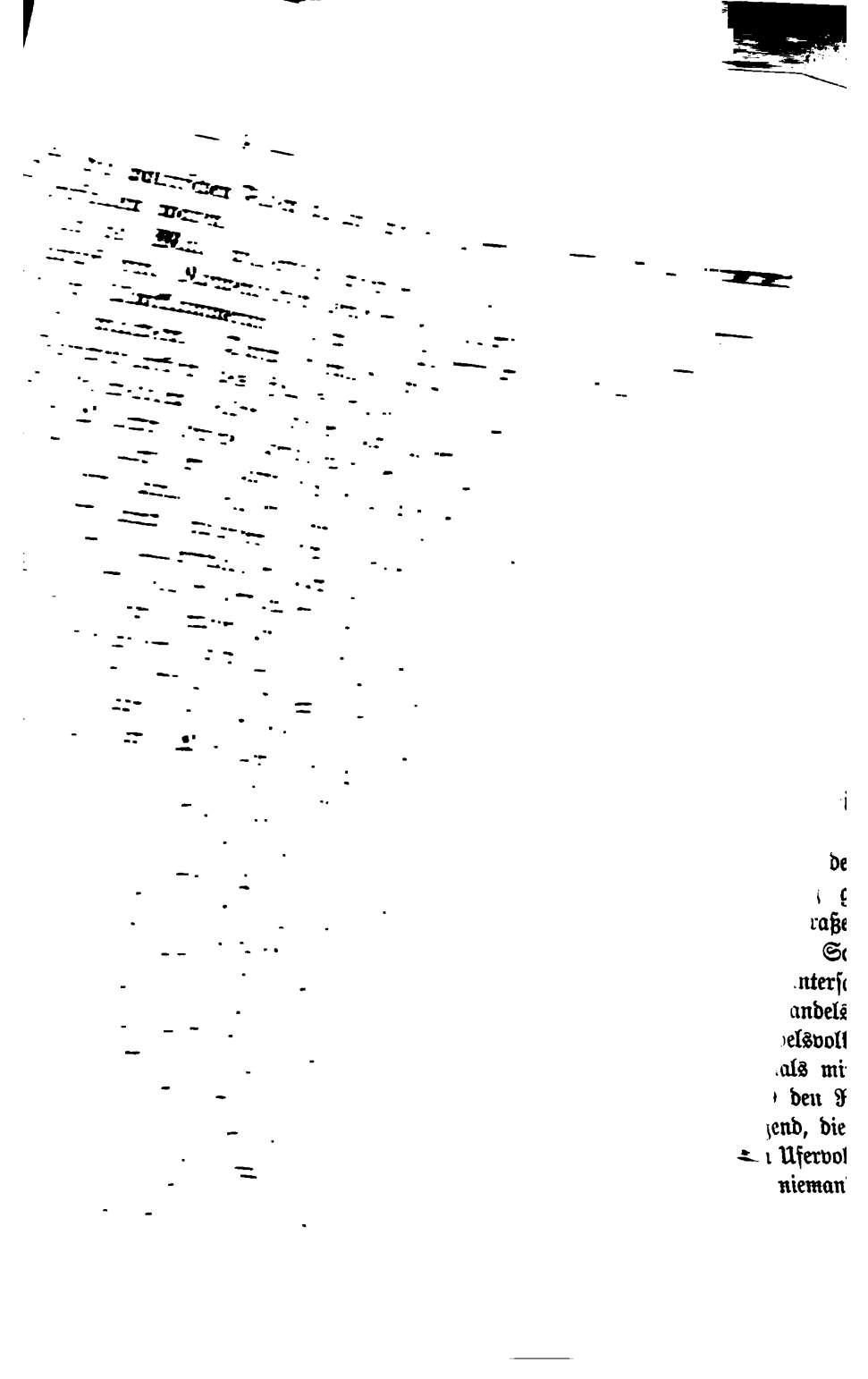
auf und knüpfte die politischen Fäden da an, wo sie der Hand Heinrichs IV. entfallen waren.

Es ist unzählige Male wiederholt worden, daß für Frankreich der Kampf eine Notwendigkeit gewesen sei, um sich von der erstickenden Umklammerung durch die Übermacht Habsburgs frei zu machen. Durch niemand wird diese Ansicht von der Furchtbarkeit des Hauses Habsburg mehr widerlegt als durch Richelieu selbst; keiner hat über die Gefahr, die von dieser Macht drohe, geringschätziger geurteilt wie er. „Der Spanier", sagt er, „hatte kein Geld weder in Spanien noch in Flandern und Italien; alle seine Völker waren unzufrieden, erschöpft und ruiniert durch die Heere, die, da sie nicht bezahlt wurden, allenthalben nach Willkür von Beutemachen lebten". Spanien selbst betrachtete sich, wie aus den Briefen Granvellas hervorgeht, schon zur Zeit Philipps II. den Franzosen nicht mehr gewachsen, und Coligny hatte schon 1571 dem Könige Karl IX. vorgestellt, daß Spanien nicht zu fürchten sei, denn König Philipp sei von Geldmitteln entblößt, Frankreich aber überreich an Menschen und Mitteln, und das französische Kriegsvolk sei dem spanischen durch Kriegsübung überlegen. „Wären die Franzosen", so schreibt Alba um dieselbe Zeit an den König, „nicht durch so viele Wirren behindert gewesen, und wäre Eure Majestät ihren Plänen nicht zuvorgekommen, so würde es ihnen leicht gewesen sein, sich zu Herrn der ganzen Christenheit zu machen". — Die spanische Monarchie lag im Anfange des 17. Jahrhunderts in sichtbarem Absterben, ihre große Ausdehnung war zugleich ihre unheilbare Schwäche; die große Verschiedenheit, die weite Entfernung und die weit auseinandergehenden Interessen ihrer Provinzen machten ein Zusammenfassen ihrer Kräfte nicht möglich wie in dem einheitlichen Nachbarstaate Frankreich. Trotz seiner so furchtbar geschilderten Übermacht war Spanien nicht imstande gewesen, eine aufständische Provinz niederzuwerfen, die zu bezwingen es doch den besten Teil seiner

letzten Mordbrennereien unersättlicher schwedischer Gener
es sich in erster Linie um dynastische Begehrlichkeit
politische Machtfragen gehandelt, an deren Lösung die
die man von zeitlichem und ewigem Verderben r
wollen vorgab, nur den Anteil unsagbares Jamm
Elendes gehabt hat. Und von diesem Elende sollte L
das ein Schauplatz und Opfer des Kampfes wurde,
liches Maß zugemessen werden.

Wie ganz entgegengesetzt hatten sich doch im P
großen Krieges die Dinge in Frankreich und in
gestaltet! Während die zerrissene und in sich entzw
Nation mehr und mehr dem tragischen Gesetze
alle Verständigung der Parteien ausschließt und
der Widersprüche und Mißverständnisse an den Kr
Untergang knüpft, richtete sich Frankreich unter
scharfblickender Staatsmänner aus seiner bisherig
rasch zu neuer Einheit und Überlegenheit auf.
land hatte die kirchliche Umwälzung dem Parti
Sieg über die Nation und die Kaisergewalt ve
zu schrankenloser Selbstsucht entfesselt; in Frar
Richelieus Staatskunst dabei, die inneren P
nichten, den Trotz der Prinzen, der Senioren
mente zu brechen, die Hugenotten aller poli
berauben, um alle Kräfte der Nation in de
sammen zu fassen und den schwerfälligen S
lichen Gewalt sodann dem eigenen gewalt
unterwerfen.

Unter dem Titel eines Prinzipalminis
Generalissimus der königlichen Heere; er
über Krieg und Frieden zu entscheiden, v
galt gleich der seines königlichen Herrn.
und mit dem Bewußtsein der überlegene
unterbrochenen Kampf um die Vorherr
das austrasische Reich und die Zugäng



Krieger und Reichtümer eingesetzt hatte. Die Gesamtkosten des niederländischen Krieges berechneten sich im Jahre 1608 auf zweihundert Millionen Dukaten; im Jahre 1600 schon waren fast sämtliche Staatseinnahmen, auch die geistlichen Abgaben an die Gläubiger zur Deckung der Zinsen verpfändet, so daß dem Könige höchstens anderthalb Millionen Dukaten zu freier Verfügung blieben.*) Der Staatsrat in Madrid mahnte deshalb, lieber alle Beleidigungen Heinrichs IV. zu erdulden, als Krieg zu beginnen, zu dem es an Geld und Mitteln fehle. Seit Jahren war der Staat auch nicht mehr imstande, seine Bürger gegen innere und äußere Feinde zu schützen; jährlich plünderten Engländer und Holländer ungestraft die spanischen Küsten und Seeplätze. Als 1607 die Holländer in die Meerenge von Gibraltar einliefen, konnte ihnen nur ein kleines Geschwader von acht Galeeren entgegengestellt werden; sie bohrten die feindlichen Schiffe in den Grund, nahmen 500 spanische Mann gefangen und ertränkten sie nach ihrer damaligen Gewohnheit im Meere. Auch die Hugenotten in la Rochelle verübten an den Spaniern ungestraft Seeraub und freuten sich der Ohnmacht und Not dieser Anhänger des Antichristen. So stand es mit der spanischen Macht. — Und was bedeutete das Haus Habsburg in Österreich? Die deutschen Nachfolger Karls V. verfügten über eine Hausmacht, die kaum so groß war als die manches Kurfürsten; die Weltmacht Karls stand ihnen nicht mehr zu Gebote. Das ganze Jahrhundert seufzten sie unter den Angriffen und Schlägeu der Türken, deren Macht schon niederging, und waren auf die Freundschaft benachbarter Fürsten und auf die Unterstützung des Reiches angewiesen. Und dazu war ihre eng begrenzte Macht durch innere Wirren lahm gelegt und das Haus lange Zeit in sich gespalten. Als der Erzherzog Maximilian sich 1587 nach dem Tode Stephan

*) Philippson, Heinrich IV. und Philipp III.; II. 47.

Bathoris nutzlos um die polnische Krone bewarb, zeigte sich das Haus Österreich so ohnmächtig, daß es allen Schimpf nnd Übermut der Polen ungestraft hinnehmen mußte. Und nun das sogenannte deutsche Reich, dessen Krone die Habsburger trugen! Es bedeutete als Einheit in den großen Entscheidungen Europas gar nichts mehr. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts eine große aber lose Genossenschaft fürstlicher Territorien und freier Städte, seit dem Kirchenstreit vollends ohne alles Verständnis für ein großes allgemeines Interesse, war es nach außen nur ein bejammernswertes Reich des Friedens, zu Angriff und Abwehr gleich unbehilflich und ohnmächtig. Die groß gewordenen landesherrlichen Gewalten, durch die Umgestaltung des Kirchenwesens an Macht noch größer geworden, bildeten nur eine begehrliche politisch-kirchliche Opposition, welche alle guten Maßregeln der Reichsgewalt zu hintertreiben suchte, die Reichstage sprengte, den Gegnern des Kaisers heimlichen Vorschub leistete und ihm alle Mittel zu des Reiches Verteidigung unter dem Namen „unleidlicher Pressuren" abstritt. In den wichtigsten Aufgaben des Reiches verstanden sich dessen Mitglieder nicht mehr; die Reichstage, in denen sich eine Einheit des Reiches noch darstellte, schienen nur da zu sein, um dessen Zerrissenheit aller Welt zu offenbaren. Der Verlust aller Weltmachtstellung zu Lande und auf dem Meere war das Ergebnis der bisherigen Entwickelung gewesen; und dabei waren die Städte verarmt, die Landstraßen verödet, der Seehandel verloren. König Erich von Schweden durfte den Hanseaten die Fahrt nach Narva untersagen und versperrte ihnen ungestraft die russischen Handelswege, so daß die Deutschen aus der Ostsee als Handelsvolk gänzlich verdrängt wurden. Die Holländer, die damals mit der ganzen Macht Spaniens kämpften, sperrten 1579 den Rhein, und die große deutsche Nation war nicht vermögend, diesen herausfordernden Übermut eines kleinen abgefallenen Ufervolkes gebührend zurückzuweisen. „Dem Kaiser bestritt niemand die Ehre über die

ganze Christenheit zu herrschen, aber niemand wollte von der Ausübung dieses Rechtes etwas wissen", und so war der deutsche Kaiser, wie der Herzog Rohan sagte, der erste an Ehren und der letzte an Gewalt. Der große Augenblick, den das Schicksal im Laufe des großen Krieges dem Kaiser Ferdinand bot, auf Wallensteins Waffen gestützt, das alte, von den Hohenstaufen preisgegebene Kaiserrecht wieder herzustellen, ging durch den Kleinmut des Kaisers und Richelieus unterirdische Arbeit ungenützt und unwiderbringlich verloren. So beschaffen war die habsburgische Macht und die Kaisergewalt, gegen die Richelieu den alten Kampf um die austrasischen Länder und um die Vorherrschaft in Europa wieder aufzunehmen beschloß.

Als der Kardinal in die Erbschaft Heinrichs IV. eintrat, gedachte er den überlieferten Kampf nicht zu führen wie Franz I. mit offenem Angriff, sondern mit jenen Mitteln, durch die einst die Politik Roms der Ruhe, der Freiheit und dem Wohlstande der andern Völker so furchtbar und verderblich geworden war. Ihr Geheimnis bestand darin, die innere Zwietracht der Nachbarvölker zu mehren, sich zum Schützer der Schwachen aufzuwerfen und die Kleinen zum Kampfe gegen die Mächtigen zu vereinigen. Um die Herstellung einer geordneten Staatsgewalt, die er in Frankreich mit aller Energie seines Willens geschaffen hatte, in Deutschland für immer unmöglich zu machen, warf Richelieu sich, wie es Heinrich II. und IV. gethan hatte, zum Schützer der germanischen Freiheit, d. h. der ständischen Selbstsucht und Unbotmäßigkeit, „gegen die Tyrannei der Kaisergewalt" auf, denn die Sicherheit Frankreichs, so erklärte 1645 Mazarin den Straßburger Abgeordneten, hange lediglich davon ab, daß die Stände Deutschlands nicht in Sklaverei gerieten. Gegenüber den kirchlichen Parteien fand Richelieu nach dem Rate des Pater Joseph seinen Vorteil in dem Doppelspiele, den Schein der Neutralität zu wahren, die eine Hälfte der Nation gegen die andere zu

hetzen, beiden den Schutz Frankreichs zu versprechen und Union und Liga an den von ihm geleiteten Fäden zur Untergrabung der kaiserlichen Macht zu verwenden. So kam es, daß auf dem verhängnisvollen Reichstage zu Regensburg 1630 Protestanten und Katholiken geeinigt gegen den Kaiser standen. Während der Kardinal den geistlichen Höfen versichern ließ, daß er darauf bedacht sei, die katholische Macht zu stärken, ließ er durch seinen Agenten Baubecourt den protestantischen Ständen beibringen, die geistlichen Kurfürsten hätten erklärt, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen würden, bis alles in protestantischem Gebiete gelegene Kirchengut sich in ihren Händen befinde.*) Unbehindert durch alle Bedenken, die einem Kardinale der katholischen Kirche kommen mußten, schloß er den Bund mit den ketzerischen Mächten: Holland, Dänemark und Schweden. Als der päpstliche Nuntius ihm wegen des schwedischen Bündnisses Vorstellungen machte, erwiderte er, daß der Angriff des Schweden die kaiserliche Macht in Italien schwächen und dem päpstlichen Ansehen zu gute kommen werde, und diese Rücksicht auf das Wohl des Papstes beruhige seine Gewissen über die Verbindung mit dem ketzerischen Könige. An den katholischen Höfen in Spanien, Baiern, Österreich unterhielt er eine Anzahl rühriger Agenten und Spione, deren Haupt der berüchtigte, in diplomatischen Ränken grau gewordene, Pater Joseph genannte François de Tremblay, war. Die äußere Askese des Kapuziners mußte dazu dienen, die bedenkliche und angegriffene Moral des Kardinals vor dem katholischen Europa zu decken. Öffentlich schrieb er gegen die Protestanten und im stillen berechnete er, welche Hilfe Frankreich von diesen ziehen könne; er wußte, daß der Kaiser ohnmächtig sei ohne die Liga, und

*) Hurter, Französische Feindseligkeiten. — Durch Berulle 1624 ins Ministerium berufen, täuschte Richelieu den spanischen Gesandten so sehr, daß dieser über Richelieu berichtete: Il n'y en a pas deux en France aussi zélés pour le service de Dieu, pour notre couronne et le bien public.

arbeitete unabläſſig daran, Baiern auf Frankreichs Seite zu ziehen. — Den Angriffen gegen die Kirche und den geiſtlichen Stand hat kaum jemand ſo viel Vorſchub geleiſtet wie der Kardinal, indem er die Kirche zum gemeinen Werkzeuge der Politik und dynaſtiſcher Intereſſen entwürdigte und die verwerflichen Grundſätze ſeiner Staatskunſt „mit ſeinem Kardinalmantel“ deckte. Sobald er die Leitung der Geſchäfte übernommen hatte, richtete er den Blick auf zwei Gebiete, deren Erwerb ihm für die Durchführnng ſeiner weitreichenden Pläne unerläßlich ſchien: auf Savoyen, das den Zugang nach Italien frei machte, und auf Lothringen, die Schwelle zu dem großen deutſchen Kriegstheater.

Die gefährdete Herrſchaft in Lothringen hatte ſeit 1624 Herzog Karl IV., der Neffe und Eidam Herzog Heinrichs II., ein junger Fürſt, mit den ſchönſten Gaben des Leibes und Geiſtes überreich ausgeſtattet. Sein Vater, der Graf Franz von Vaudémont, hatte ihn im Jahre 1614 elfjährig an den franzöſiſchen Hof gebracht, zur Zeit da die Guiſen hoch in der Gunſt der Regentin Maria von Medicis ſtanden. Hier ward er als Jugendgeſpiele des um drei Jahre älteren, trübſinnigen und ſchüchternen Dauphins Ludwig erzogen. Mit dem hohen Wuchſe, den edlen regelmäßigen Zügen und dem kühnen feurigen Weſen, dem alten Erbteile ſeines Geſchlechtes, verband er einen hellen, raſch faſſenden Verſtand. Dazu war ihm die Gabe einer natürlichen Beredſamkeit, des Witzes und der ſtets treffenden Antwort verliehen. Dieſe glänzenden Eigenſchaften, mit denen ſich noch eine ſeltene Meiſterſchaft in allen ritterlichen Übungen vereinigte — im ſchnellſten Galopp reitend ſprang er von einem Pferde auf das andere, oder hob im Sattel hangend ein Geldſtück vom Boden auf — hatten den Prinzen ſchon mit fünfzehn Jahren zum Lieblinge des Hofes und bald zum Abgotte der Weiber gemacht. In Bordeaux,

wohin er im Gefolge Ludwigs XIII. ging, als dieser die ihm angetraute Infantin Anna von Spanien einholte, zog er auch die Blicke der jungen gefallsüchtigen Königin auf sich, die von da an für den kühnen stattlichen Jüngling ein zärtliches Empfinden lange Zeit bewahrte. Die Überlegenheit, die Karl über den geistesarmen, schweigsam schüchternen Jugendgespielen, den König, empfand, näherte sich später verderblicher Geringschätzung, während die frühere Anhänglichkeit des Dauphins sich mehr und mehr in eifersüchtige Abneigung wandelte. Sechzehnjährig kehrte Karl nach dem Willen seines Vaters von Paris an den Nanziger Hof zurück; er sollte sich dort, der Staatsraison dienend, die Gunst des Herzogs, seines Oheims, und die Liebe seiner Nichte Nicoletta gewinnen. Aber die Gemüter stießen sich ab; auch hatte Heinrich II. über die Zukunft seiner Tochter Nicoletta im geheimen schon anders bestimmt, und der junge Prinz sehnte sich nach einer kriegerischen Bethätigung seiner Kräfte. Sein Vater hatte als General der Liga auf dem linken Rheinufer bei dem Ausbruche der böhmisch-pfälzischen Wirren achttausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Reiter in seiner Grafschaft Salm zusammengezogen,*) die er seinem Schwager Maximilian von Bayern, dem Gemahle seiner Schwester Elisabeth, zuführen wollte.

In Bockenheim schloß Karl sich diesem Heere an und führte drei Reiterregimenter, denn Maximilian von Bayern hatte den Zuzug des Fußvolkes für unnötig erklärt, bei Breisach über den Rhein dem ligistischen Heere zu. An der Spitze dieser Reiterschar nahm er teil an der entscheidenden Schlacht am weißen Berge vor Prag (8. November 1620), die in dem Zeitraume von kaum einer Stunde der Herrlichkeit des Winterkönigs ein Ende machte und die Herrschaft Österreichs

*) Er war verheiratet mit Christine, der Tochter des Grafen Paul von Salm. Infolge des 1597 abgeschlossenen Ehevertrages sollte die Hälfte der gräflich Salm'schen Besitzungen an das Haus Lothringen übergehen.

in Böhmen neu begründete.*) Die überraschenden kriegerischen Eigenschaften, die der sechzehnjährige Prinz vor und während dieser Schlacht bekundet hatte: sein Mut, seine Ausdauer, seine Gleichgiltigkeit gegen Entbehrungen und Gefahren, seine verständige Teilnahme am Kriegsrate und seine kaltblütige Umsicht in der Schlacht hatten die Aufmerksamkeit der ligistischen Generäle erregt; man glaubte in ihm den künftigen großen Feldherrn zu erkennen. Auch seine lothringischen Landsleute knüpften seitdem große Erwartungen an ihn; sie glaubten an seine Einsicht und an sein Glück und wünschten ihn als Nachfolger im Herzogtume zu sehen. Und doch bargen sich in der glänzenden Erscheinung des jungen Fürsten sehr widerstreitende Eigenschaften, die ihn sein Leben lang hinderten, seine reichen Gaben wohlthuend zu gebrauchen. Es lag in seiner Seele etwas Unfertiges; in allem, was er war und that, fehlte das Gleichmaß; seiner Thatensucht und seiner Beweglichkeit mangelte die vorschauende Besonnenheit; Aufregungen jeder Art schienen ihm Bedürfnis. Er gefiel sich in einem stürmischen Wirrwar der Dinge, in dem Abenteuerlichen des Krieges und der Politik, und so wünschte er wohl als einfacher Edelmann geboren zu sein, um als solcher erproben zu können, wie weit er das Schicksal zu zwingen vermöge. Er faßte plötzlich heroische Entschlüsse, um dann während der Ausführung ebenso plötzlich den Umständen zu weichen; er hatte einen hochgehenden

*) Die Schlacht am weißen Berge bedeutete einen Sieg des Deutschtums in Böhmen wie sie einen Triumph des Katholizismus darstellt. Das czechische Wesen, das seit den Hussitenkriegen das herrschende in Böhmen gewesen war und das Deutsche in Sprache und Sitte verdrängt hatte, sank seit der Niederlage am weißen Berge tief herab; nur das gemeine Volk sprach seitdem noch die bis dahin herrschende nationale Sprache. Josef II., der die Nationalitäten tief verachtete, ist der Wiedererwecker des czechischen Bewußtseins geworden. Aus Widerspruch gegen ihn stammelte 1791 auf dem Landtage der Adel in czechischer Sprache. Franz II. ließ sich in Prag krönen, und seitdem war die nationale Bewegung der Czechen wieder im Aufsteigen.

Fürſtenſtolz und vergaß oft die Würde des einfachen Edelmannes. Er bekundete öffentlich eine große kirchliche Frömmigkeit und gab in ſeinem Privatleben vielfaches Ärgernis; und ſo war er „ohne jede Falſchheit des Charakters der unzuverläſſigſte und unberechenbarſte der Menſchen“. Nur ein glücklicher Leichtſinn blieb ihm beſtändig treu, und in den tragiſchſten Lagen des Lebens fehlte ihm nie das humorvolle Witzwort, durch das er ſich über das Schickſal erhob. Bei dieſen glänzenden Gaben des Geiſtes und vielen Mängeln des Charakters würde ein Fürſt wie Karl in gewöhnlichen Zeiten immerhin die Mehrheit ſeiner Standesgenoſſen weit überragt haben, aber mit ſeinem kleinen Lande zwiſchen zwei große ſich befeindende Mächte geſtellt in gefährlichſter Zeit, in der nur ein hohes Maß von Beſonnenheit und kluger Benutzung der Umſtände das Verderben wenn nicht abwehren, ſo doch vielleicht hätte verzögern können, war die geſchilderte Sinnesart des Herzogs nur dazu angethan, die böſen Abſichten ſeines lauernden Gegners zu begünſtigen und das eigene wie ſeines Landes unvermeidliches Verhängnis zu beſchleunigen.

Die allgemeine Freude, die ſich in Lothringen vor allem bei dem Adel über den frühen Kriegsruhm des Prinzen Karl kund gab, wurde am Hofe zu Nancy nicht geteilt. Die Gunſt, die der Prinz ſich bei Kaiſer Ferdinand und dem Herzoge von Bayern erworben, die Anerkennung, die er bei ſeinen Landsleuten gefunden hatte, verurſachten dem Herzoge Heinrich nur Mißbehagen und Unruhe, denn ſie ſtellten ſich ihm als ein Hindernis gegen einen lang verfolgten Lieblingsplan dar. Heinrich II. hatte aus ſeiner Ehe mit Maria Gonzaga, wie oben (Bd. I, S. 496) erzählt iſt, nur zwei Töchter: Nicoletta und Claudia. Da die Geltung des ſaliſchen Rechtes in Lothringen ſehr zweifelhaft, die weibliche Nachfolge keineswegs ausgeſchloſſen war, ſo konnte Nicoletta die nächſten Anſprüche auf die Erbfolge im Herzogtume erheben. Aus dieſem Grunde hatte König Heinrich IV. die Vermählung der Prinzeſſin mit

dem Dauphin Ludwig zu erzwingen versucht, da er auf solche Weise Lothringen und Bar an die Krone Frankreich zu bringen gedachte. Nach dem Tode des Königs wurde dieser Plan zur großen Freude der Lothringer aufgegeben, und dem Lieblingsgedanken des Grafen von Vaudémont, seinen Sohn Karl mit Nicoletta zu vermählen und dadurch die Zukunft seines Hauses und des Landes zu sichern, schien kein Hindernis mehr entgegen zu stehen. Heinrich II. aber hatte seit langem eine eigensinnige Vorliebe für den Prinzen Ludwig Guise, Baron von Ancerville, einen Bastardsohn des in Blois ermordeten Kardinals von Guise, gefaßt und wünschte nichts sehnlicher, als diesem jungen gefälligen Prinzen seine Erbtochter zu vermählen und ihm zugleich die Nachfolge im Herzogtum bei den Ständen zu sichern. Die Stände aber stellten dem Wunsche des Herzogs die ernstesten Bedenken entgegen; denn sie glaubten in dem von dem Herzoge betriebenen Plane die Saat unberechenbares Unheils für Lothringen zu erkennen. Noch heftiger war der Widerspruch, den Heinrichs Plan bei dem Grafen von Vaudémont fand. Aber hartnäckig hielt Heinrich an seiner Vorliebe für den Baron von Ancerville fest, und das Zerwürfnis beider Brüder wurde zuletzt so groß, daß der Graf von Vaudémont Lothringen verließ und sich an den Hof seines Schwagers Maximilian von Bayern begab. Von hier aus sandte er an die meisten Höfe eine Erklärung, in der er die Nachfolge im Herzogtume Lothringen für sich als ersten Prinzen von Geblüt in Anspruch nahm; in Lothringen selbst ließ er Flugblätter verbreiten, welche die Bewohner des Herzogtums mahnten, sich die Herrschaft eines Priestersohnes nicht aufnötigen zu lassen und eine Verschwörung gegen den rechtmäßigen Erben der Krone nicht zu unterstützen. Um der Thätigkeit seines Brudes in München und an anderen Höfen entgegen zu arbeiten, schickte Heinrich den Grafen von Lützelburg, der als ein Gegner der Vaudémonts und als eine Kreatur des Prinzen von Pfalzburg galt, mit besonderen

Aufträgen an den Hof Maximilians. Was der Lützelburger dort ausrichtete, ist nicht bekannt; wir erfahren nur, daß durch seine Anwesenheit und seine Bemühungen in München der Graf von Vaudémont in die höchste Wut versetzt wurde und seinem Gardekapitän Riguet, einem Piemontesen, den Auftrag gab, dem Gesandten, als dieser von München nach Lothringen zurückkehrte, zu folgen und ihn jenseits der bayerischen Grenzen, wo er ihn treffe, umzubringen. Riguet traf den zurückkehrenden Gesandten nicht weit von Nancy bei Neuville, fing mit ihm Händel an und streckte ihn mit einigen Pistolenschüssen nieder. Dieser Überfall schien die Feindschaft der beiden Brüder unheilbar zu machen; Heinrich schwur, daß Bruder und Neffe ihm nie mehr vor die Augen kommen sollten und wollte die Vermählung Ancervilles mit Nicoletta sofort vollziehen lassen. Wie einst bei dem Ableben Herzog Karls II. der Graf Anton von Vaudémont gegen die Erbfolge der Prinzessin Isabella und ihres Gemahles Renatus sich mit den Waffen erhoben hatte, so schien auch jetzt unter ganz gleichen Umständen der bürgerliche Krieg unvermeidlich zu werden. Indes sollte es zu diesem Äußersten nicht kommen. Zu guter Stunde kam den Ständen, die den Herzog von einem Vorhaben eindringlich abmahnten, das Lothringen in die unheilbarsten Wirren stürzen werde, und den Vorstellungen Maximilians von Bayern, der dem Herzoge die hohen Vorzüge Karls anpries, eine wirksame Hilfe. Den hartnäckigen Sinn Heinrichs zu überwinden, erschien aus Rom, vom Papste gesandt, in Nancy der als Prophet und Wunderthäter verehrte Barfüßer Pater Dominikus. Er hatte vor der Schlacht am weißen Berge die zweifelnden und unter sich uneinigen ligistischen und kaiserlichen Führer durch den visionären Hinweis auf den göttlichen Schutz zum unmittelbaren Angriffe auf das feindliche Heer begeistert und dadurch das Schicksal des Tages entschieden. Die packende Beredsamkeit des Paters, der dem Herzoge die ewige Verdammnis

drohte, wofern er dem Bruder nicht vergebe, erschütterten zuletzt dessen Gemüt, so daß er versprach, zum Besten seines Hauses und Landes Nicoletta mit seinem Neffen Karl zu vermählen. Er knüpfte seine Nachgiebigkeit indes an zwei Bedingungen: die eine war, daß der Baron von Ancerville, der mit dem Titel eines Prinzen von Pfalzburg die zu einem Reichsfürstentum erhobenen Gebiete von Pfalzburg und Lixheim erhielt, mit Karls Schwester Henriette von Lothringen vermählt werde; die zweite, daß Karl in dem Heiratskontrakte Nicoletta als rechtmäßige Erbin im Herzogtum anerkenne und die herzogliche Gewalt nur als deren Gemahl übe. Widerstrebend nahm der Graf von Vaudémont diese Klausel des Ehevertrages für seinen Sohn an, aber schon am folgenden Tage legte er bei einem Notare in Toul einen Protest gegen diese ihm aufgezwungene Verpflichtung nieder. Im Mai 1621 wurden beide Heiraten unter ungünstigen Vorzeichen vollzogen. Denn Karl verhehlte seine Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen die Ehe nicht. Als der notwendige Dispens für die Verlobten aus Rom ankam, so erzählt der Marquis von Beauveau, saß Karl bei seiner Mutter am Kartenspiel. Bei dem ersten Worte des Boten, der ihm die Nachricht brachte, warf er im Zorn die Karten hin, wünschte den Boten zum Teufel und beklagte das Unglück von Leuten seines Standes, die gezwungen würden, sich nach den Wünschen dritter Personen zu verheiraten. Anderseits ließ auch Nicoletta keinen Zweifel darüber, daß sie nur aus kindlichem Gehorsam dem Prinzen zum Altare folge, weil die Staatsraison es einmal so wolle. Karls stolze Schwester Henriette aber, die in dem Prinzen von Pfalzburg nicht den Mann ihrer Wahl sah, flüchtete sich einige Tage vor der angesetzten Hochzeitsfeier in ein Kloster und wurde nur mit vieler Mühe dazu gebracht, sich zu der angesetzten kirchlichen Ceremonie einzufinden.

Am 31. Juli 1624 schied Heinrich II. aus dem Leben.

In seinem Testamente hatte er seiner „Tochter und Erbin" ans Herz gelegt, ihren Gemahl zu lieben, ihn zu ehren und ihm zu dienen, aber nie zu vergessen, daß sie Herzogin sei und alles Recht nur von ihr komme.

Nach Heinrichs Tode führten Karl und Nicoletta die Regierung anfangs gemeinsam; ihre Namen standen neben einander unter den öffentlichen Urkunden und ihre Bildnisse neben einander auf den Münzen. Allgemein glaubte man an eine volle Übereinstimmung des herzoglichen Paares. Aber schon im folgenden Jahre 1625 begann Karl, Gewissensbedenken zu äußern, ob ihm gestattet sei, noch länger die herzogliche Krone zu tragen als Gemahl einer Prinzessin, der ein Recht auf die Nachfolge nicht zukomme, denn in Lothringen bestehe das salische Gesetz zu Recht, und demnach gebühre die Krone seinem Vater, dem Grafen von Vaudémont. Zum Beweise dessen berief er sich auf das Testament Renatus' II., dessen Original, wie es hieß, seit mehr als hundert Jahren abhanden gekommen und jetzt wieder aufgefunden sei. Die Absicht der Vaudémonts war, die Mitregierung Nicolettas wie die Ansprüche der Töchter Heinrichs II. gänzlich zu beseitigen und die Geltung des salischen Rechtes für Lothringen und Bar über alle Zweifel festzustellen, damit die Herzogtümer allezeit ungetrennt bei dem Mannesstamme des Hauses Lothringen bleiben und nicht, wie es nach dem Tode Karls II. geschehen, an ein fremdes Haus übergehen könnten. Die Besorgnis vor dieser Möglichkeit war keineswegs grundlos. Um die vereinigten Herzogtümer ungeteilt bei demselben Hause zu erhalten, war bei der Vermählung Karls und Nicolettas mit Zustimmung der Stände beschlossen worden, daß wenn Nicoletta innerhalb zehn Jahre nicht Mutter eines Prinzen werde, ihre Schwester Claudia dem jüngeren Bruder Karls, Nikolas Franz, vermählt werden solle; in dem Falle, daß Nicoletta aber vor der Geburt eines Knaben sterbe, solle Karl selbst Claudia zur Gemahlin nehmen. Entgegen diesem Stände-

beschlusse wünschte indes die verwitwete Herzogin Margareta, die vordem die Heiratspläne Heinrichs IV. zum großen Verdrusse des Grafen von Vaudémont begünstigt hatte, ihre Tochter Claudia einem fremden Prinzen zu vermählen und ihr das Herzogtum Bar zuzuwenden. Sie behauptete Urkunden zu besitzen, die diesen Ansprüchen günstig seien, und bewarb sich für ihre Pläne um die Unterstützung des französischen Hofes. Diese Umtriebe konnten indes nicht so geheim gehalten werden, daß Karl und sein Bruder Franz, der unter Umständen als Bräutigam Claudias in Aussicht genommen war, nicht Kunde davon erhalten hätten.

Die Gefahren, welche die Pläne der Herzogin für die Ruhe und den Bestand des Staates in sich bargen, waren für die Vaudémonts ein neuer Antrieb, den bisherigen Zustand der Dinge umzustürzen; sie ließen deren Vornehmen sogar als ein notwendiges erscheinen. Nachdem Karl durch eine Anzahl ausführlicher Schriften über die Geltung des salischen Rechtes in Lothringen die öffentliche Meinung vorbereitet hatte, berief er im November 1625 die Stände ein. Diesen legte der Graf von Vaudémont das erwähnte Testament Renatus' II. vor, dessen lange verlorenes Original man im Archive der Guisen wiedergefunden habe, und erklärte, daß nach diesem Testamente, das als ein Staatsgrundgesetz anzusehen sei, Nicoletta und Karl die herzogliche Krone bisher mit Unrecht getragen hätten. Im Interesse einer ungestörten Fortdauer der Herrschaft in demselben Hause und zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt nehme er als nächster Manneserbe und als rechtmäßiger Nachfolger Heinrichs II. die herzogliche Würde für sich in Anspruch. Wie nach Verabredung legte Karl die herzogliche Krone ab und übergab sie seinem Vater „als dem einzigen und allein rechtmäßigen Herrn der beiden Herzogtümer Lothringen und Bar". Die Stände gaben dem Entschlusse Karls ihren ungeteilten Beifall und erklärten sich für die ausschließliche Geltung des Mannesrechtes.

Im ganzen Lande wurde der Vorgang mit zustimmender Freude aufgenommen. Der Graf von Vaudémont nahm die herzoglichen Titel und Wappen an, erteilte Adelsbriefe und ließ Münzen mit seinem Bildnisse schlagen, aber schon fünf Tage später legte er in Gegenwart der Stände die herzogliche Würde zu gunsten seines Sohnes nieder und übertrug diesem alle Rechte auf die beiden Herzogtümer. Ohne Widerrede, ja zu allgemeiner Befriedigung des Landes war so der Staatsstreich durchgeführt, der die beiden Töchter Heinrichs II. von der Thronfolge ausschloß. Karl, jetzt Herzog kraft eigenes Rechtes, hielt Februar 1626 den herkömmlichen feierlichen Einzug in Nancy und schwur nach alter Sitte, die Rechte und Privilegien der Stände wahren zu wollen. Die versammelten Stände bewilligten ihm bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Steuer auf drei Jahre und überhoben ihn dadurch der Notwendigkeit, vor dem Jahre 1629 eine neue Ständeversammlung einzuberufen. Der Zustimmung des Landes folgte fast unmittelbar die der auswärtigen Höfe. Wie einst Kaiser Sigismund als höchster Richter sich für die weibliche Erbfolge in Lothringen entschieden hatte, so bestätigte jetzt Kaiser Ferdinand die Geltung des salischen Rechtes und erteilte im folgenden Jahre dem Herzoge Karl die Investitur mit der Herrschaft Falkenstein im Elsaß und mit den übrigen Reichslehen, wie die Kaiser Mathias und Rudolf sie den früheren Herzögen verliehen hatten. Der König von Spanien, dann Papst Urban VIII., der Karl, „den Nachfolger Gottfrieds von Bouillon“ an die Spitze eines Heereszuges gegen die Türken zu stellen gedachte, der Herzog von Guise und die übrigen Prinzen des Hauses zögerten keinen Augenblick, Karl als den rechtmäßigen Inhaber und Erben der Krone anzuerkennen. Nur der französische Hof machte Schwierigkeiten und führte Beschwerde darüber, daß Karl eigenmächtig die Natur der Lehen ändere, indem er sich Herzog von Bar nenne, ohne der Herzogin, der rechtmäßigen Erbin, zu gedenken und

ohne die Belehnung durch den König abzuwarten. Als Karl ſich dem Könige erbot, die Huldigung für das weſtliche Bar ſofort zu leiſten, erhielt er die Antwort, daß die Huldigung von ihm nur im Namen der Herzogin Nicoletta könne geleiſtet werden. Die Abſicht des franzöſiſchen Hofes war, dem Herzoge die üble Laune fühlbar zu machen, die man darüber empfand, daß Karl ſich gegen franzöſiſche Pläne und Lockungen bisher allzu ablehnend verhalten hatte.

Wenige Monate bevor Karl und Nicoletta die Herrſchaft in Lothringen übernommen hatten, war in Frankreich als leitender Miniſter Richelieu zur Gewalt gelangt, der Mann, mit dem ein feindſeliges Geſchick den Herzog Karl zuſammenwarf. Seit Heinrichs IV. Tode hatte Frankreich, durch innere Wirren gehemmt, auf die Geſtaltung der europäiſchen Dinge kaum einen Einfluß geübt. In den deutſchen Verhältniſſen hatte ſich ſeitdem vieles geändert. Als Richelieu (April 1624) die Leitung der Geſchäfte übernahm, waren die alten Bundesgenoſſen Heinrichs IV., die calviniſtiſchen Fürſten, den Waffen der Liga erlegen; der czechiſche Aufſtand gegen das deutſche Haus Öſterreich war niedergeworfen; der rebelliſche Kurfürſt von der Pfalz war geächtet; die Union hatte ſich aufgelöſt, und die ruchloſen proteſtantiſchen Bandenführer Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig, die zuerſt das gräßliche Geheimnis enthüllten, wie der Krieg den Krieg ernähre, waren von deutſchem Boden verjagt. Am ganzen Ufer des Rheines, von Straßburg bis Holland, waren der Baier und der Spanier Herr geworden; in den Alpenländern war das Veltlin, das bisher in der Gewalt der franzoſenfreundlichen proteſtantiſchen Graubündner geweſen, durch einen Handſtreich der mißhandelten Katholiken in die Hände der Spanier gekommen und bot durch ſeine Thäler und Päſſe den ſpaniſchen Streitkräften in Italien eine Verbindung mit den öſterreichiſchen

in Tirol. Die neuen französischen Staatsmänner waren deshalb mehr als je von der ererbten Feindseligkeit gegen das Haus Österreich erfüllt; denn die Kaisergewalt, der man lange nur ein Scheinleben zuerkannte, hatte allzuviel erreicht. In seinen Besitzungen war Ferdinand II. mächtiger geworden als alle seine Vorfahren. — Ehe Richelieu noch der Schwierigkeiten in Frankreich selbst Herr war, richtete er sein ganzes Denken darauf, die aus langer Schwäche sich plötzlich aufrichtende Macht des Hauses Österreich und des Kaisers niederzuwerfen. Ohne selbst in den offenen Kampf einzutreten, begann er alle Gegner des Hauses Österreich und der Kaisergewalt in Bewegung zu bringen. In Deutschland suchte er die Selbstsucht der Stände, die sich allezeit den dringendsten Lebensinteressen der Nation entgegengestellt hatte, gegen das monarchische Prinzip aufzubringen. Seine wahre Absicht verhüllend, stellte er den Kurfürsten von Mainz und Baiern die Gefahren vor, mit denen sie und das Reich von dem Könige Jakob von England, der für den vertriebenen Pfalzgrafen ein Heer von 30 000 Mann rüste, und von Spanien, das sich der Unterpfalz bemächtigen wolle, bedroht seien. Er bot ihnen und den katholischen Fürsten — denn der Zustimmung der protestantischen glaubte er sicher zu sein — die Vermittlung und den Schutz Frankreichs gegen alle möglichen Gefahren an. Aber die genannten Kurfürsten, die hinreichend über die Gefährlichkeit der französischen Pläne unterrichtet waren, wiesen die Anträge zurück und vereitelten für diesmal den Versuch Richelieus, im Reiche Einfluß zu gewinnen. Als er hier gescheitert war, unterstützte er die Kriegsrüstungen Englands, deren Zweck die Restitution des Pfalzgrafen war. Dem geschlagenen Abenteurer Mansfeld gab er monatlich 60 000 Kronen und gestattete ihm die Werbung von 4000 Söldnern auf französischem Boden; den Holländern schoß er zwei Millionen Livres vor, daß sie in die Niederlande einbrechen sollten; mit Savoyen und Venedig unterhandelte er und

verſprach 2000 Mann Hilfstruppen, um die Spanier aus dem Veltlin, die Öſterreicher aus Graubünden zu verdrängen. Um ſich Englands zu verſichern und dieſes von Spanien zu trennen, betrieb er mit Eifer die Verlobung Henriettes von Frankreich, der Schweſter des Königs, mit dem Prinzen von Wales. An die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands ſchickte er eine Botſchaft, um ſie zum Anſchluſſe an eine Allianz zu bewegen, deren Zweck die Reſtitution des Pfalzgrafen ſei; dann ward mit dem eroberungsluſtigen Könige von Dänemark der deutſche Reichskrieg „zum Schutze der deutſchen Freiheit“ verabredet, und dem Schwedenkönige Guſtav Adolf, der von einem großſkandinaviſchen Oſtſeereich träumte, ſagte Richelieu durch einen eigenen Geſandten eine Million Livres zu, wenn er in das Reich einfallen wolle.*)

Auch Lothringen hatte der Kardinal in ſeine Berechnungen gezogen. Zu derſelben Zeit, als er den Kurfürſten von Mainz und von Baiern verſuchte, indem er ihnen den Schutz Frankreichs anbieten ließ, kurz nach dem Regierungsantritte Karls, hatte er einen ſeiner rührigſten Agenten, Guron, an den Nanziger Hof geſchickt, um den jungen Herzog für einen engen Anſchluß an Frankreich zu gewinnen. Große Ausſichten wurden dem Ehrgeize Karls durch den Agenten eröffnet, ſogar die römiſche Kaiſerkrone ſoll ihm verheißen worden ſein, wenn das Haus Öſterreich in Deutſchland niedergeworfen ſei. Aber die Anträge und Lockungen Richelieus fanden die gleiche Ablehnung, die ſie bei den genannten Kurfürſten gefunden hatten. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Nancy überzeugte ſich Guron, daß Karl zwar wünſche, mit dem Könige von Frankreich in gutem Einvernehmen zu bleiben,

*) Schweden, das die Überlaſſung von zwei deutſchen Häfen an der Oſtſee verlangte, beteiligte ſich an der großen Allianz gegen den Kaiſer, für die beſonders der Kurfürſt Herzog Wilhelm von Brandenburg bei Guſtav Adolf thätig war, nicht, weil Dänemarks Eiferſucht die Leitung des Krieges nicht mit ihm teilen wollte.

für die antihabsburgiſchen Pläne Richelieus aber nicht zu haben ſei. Wäre Karl aber auch bereitwilliger geweſen, auf Gurons Anträge einzugehen, ſo würden ihn die offenen Feindſeligkeiten, die der franzöſiſche Miniſter noch während der Anweſenheit Gurons in Nancy ins Werk ſetzte, bald darüber belehrt haben, daß ein unabhängiges Herzogtum Lothringen neben dem Frankreich Richelieus unmöglich war.

König Heinrich IV. hatte, wie oben (Bd. I, S. 499) erzählt iſt, im Jahre 1602 in Metz einen königlichen Gerichtshof eingeſetzt, deſſen eigentlicher Zweck war, der Einmiſchung des deutſchen Kaiſers in die Angelegenheiten der Bistümer ein Ende zu machen. Sein Verſuch, das Fürſtbistum Metz mit Hilfe des Kardinals Givry in Frankreich einzuverleiben, war aber nicht zum wenigſten an dem unerwarteten Widerſtande dieſes Kirchenfürſten geſcheitert. Nach dem Tode Givrys (1612) erneuerte die Regentin Maria von Medicis 1613 im Namen ihres unmündigen Sohnes das nicht zur Ausführung gekommene Einverleibungsdekret Heinrichs IV., und der Gouverneur von Metz, der Herzog von Epernon, auf deſſen Betreiben dies geſchehen war, nahm ſofort in dem biſchöflichen Palaſte ſeinen Wohnſitz und eröffnete den Bistumsverwaltern, — der als Biſchof deſignierte königliche Baſtard Heinrich von Bourbon war erſt dreizehn Jahre alt — daß er auf königlichen Befehl das Fürſtbistum mit der ihm übertragenen Provinz vereinigt habe. Ein Teil der Bistumsverwalter verließ die Stadt, die zurückbleibenden wurden durch Gewalt und durch Drohungen mit Galgen und Durchpeitſchen endlich dazu gebracht, dem Könige von Frankreich den Treueid zu leiſten mit dem von ihnen ausbedungenen Zuſatze, daß durch dieſen Eid den Pflichten des Bistums gegen Kaiſer und Reich kein Abbruch geſchehe. Als Epernon auch die biſchöfliche Reſidenzſtadt Vic beſetzen wollte, wandten ſich die beſtürzten Einwohner an den Herzog Heinrich II. von Lothringen, der als Vaſall des Bistums zu deſſen Schutze verpflichtet war

und im Interesse der eignen Sicherheit die Annexion des Bistums an Frankreich niemals wünschen konnte. Durch seine Vorstellungen am königlichen Hofe erreichte Heinrich wenigstens soviel, daß man versprach, für den Augenblick keinen Zwang anwenden zu wollen. Auch die Verwalter und die vornehmsten Vasallen des Bistums ließen durch eine Gesandtschaft dem Könige die Bitte vortragen, die von Epernon ausgesprochene Annexion zurückzunehmen und den Eid der Bistumsverwalter als einen erzwungenen für ungültig zu erklären; sie gingen zu gleicher Zeit auch den Kaiser an, daß er die Rechte des Reiches auf das Fürstbistum wahre. Bei der damaligen Lage Deutschlands und bei der Schwäche des Kaisertums konnte indes von dieser Seite ein wirksames Eingreifen zum Schutze der vergewaltigten Reichsrechte nicht erwartet werden, und so blieb das Annexionsdekret trotz allgemeinen beruhigenden Versicherungen der französischen Regierung in Kraft.

Am Ende des Jahres 1624 wurde in Metz auf Veranlassung Richelieus eine Kommission von drei Parlamentsräten gebildet, die den Auftrag erhielt, alle in den Archiven des Bistums niedergelegten Urkunden zu prüfen und festzustellen, welche Gebietsteile einst zu den Bistümern gehört hätten. Diese von Richelieu eingesetzte Kommission suchte mit großem Fleiße und Scharfsinn alles hervor, was als ein Anspruch der Krone Frankreich auf die fürstbischöflichen Gebietsstücke, die durch Tausch, Kauf und Übertragung an die Herzöge von Lothringen gekommen waren, gedeutet werden konnte; waren keine Rechtstitel vorhanden, die sich zu gunsten des Königs auslegen ließen, so wurden sie durch Zeugen ersetzt. Die Arbeiten dieser Kommission waren es, die den im Jahre 1679 eingesetzten Reunionskammern als Unterlage dienten und für deren Aufgabe schon die meisten Schwierigkeiten beseitigt hatten. Auf Grund der erstatteten Gutachten begann nun der königliche Intendant le Bret in Metz eine

Anzahl lothringiſcher Orte als frühere Dependenzen der Bistümer in Beſitz zu nehmen und königliche Verordnungen in ihnen anzuſchlagen. Faſt alle Erwerbungen, welche die Herzöge Renatus, Karl III. und Heinrich II. gemacht hatten, ſelbſt die Herrſchaft Nomeny, wurden als ehemalige Stücke der geraubten Bistümer für die Krone Frankreich in Anſpruch genommen. Man mag ſich die gereizte Stimmung denken, in welche dieſe Übergriffe, die man anfangs für ein eigenmächtiges Verfahren le Brets erklärte, den ſtolzen und leidenſchaftlichen Herzog verſetzten. Dieſe Stimmung mußte ſich noch verſtärken, als Richelieu ſein Mißvergnügen wegen der geſcheiterten Miſſion Gurons dem Herzoge fühlbar zu machen, die erwähnten Schwierigkeiten wegen der Erbfolge und wegen der Huldigung für das weſtliche Bar erhob. Um auch den König gegen Karl einzunehmen, wußte Richelieu ihm den Verdacht beizubringen, als ob der Herzog mit den Unzufriedenen in Frankreich in geheimen Beziehungen ſtehe und die Anſchläge Englands gegen Frankreich begünſtige; denn zwiſchen Frankreich und England war es ſeit kurzem zum offenen Bruche gekommen. Die feindſeligen Abſichten Richelieus, die ſich in dieſen und andern Vorgängen zu erkennen gaben, trieben den Herzog allmählich zu einer Annäherung und Verbindung mit den Parteien am franzöſiſchen Hofe, die auf den Sturz des allmächtig gewordenen Miniſters dachten. Aufs neue verflechten ſich von da an die Geſchicke Lothringens in verhängnisvoller Weiſe mit der inneren Geſchichte Frankreichs, und dieſe Verwicklung macht es nötig, hier kurz der Vorgänge am franzöſiſchen Hofe zu gedenken, welche den Inhalt der zahlreichen franzöſiſchen Denkwürdigkeiten dieſer Zeit ausmachen und der Geſchichte dieſer Jahre den Charakter eines an Ränken und überraſchenden Wendungen überreichen Romanes gegeben haben.

Als geiſtlicher und weltlicher Ratgeber und als Mann von vielen Kenntniſſen hatte Richelieu ſich der Königin Mutter

Maria von Medicis in der Zeit ihrer größten Not und der schlimmsten Zerwürfnisse mit ihrem Sohne Ludwig unentbehrlich gemacht. Mit vieler Klugheit hatte er die Aussöhnung zwischen dem jungen Könige und der Mutter herbeigeführt und war 1624 durch diese zum Danke für seinen Eifer in das Kabinet Ludwigs XIII. berufen worden. Fast gegen den Willen des Königs an die leitende Stelle gebracht, überwand er in kurzer Zeit mit einer Umsicht und Energie, die kein Mittel verschmähte und weder Treue noch Recht erkannte, alle Hindernisse, um durch Verdrängung jedes Nebenbuhlers unbeschränkter Herr und Meister des Schauplatzes zu werden und eine allgemeine Umgestaltung der äußeren und inneren Lage durchzuführen. Bald sahen alle, die zu seiner Erhebung beigetragen und sein Emporsteigen begrüßt hatten, sich getäuscht. Die Königin Mutter mußte mit Betrübnis erkennen, daß ihr Günstling eine Politik machte, die von ihr zu Lebzeiten ihres Gemahles aufs äußerste bekämpft worden war, die den Friedenszustand Europas ändern, das Einverständnis Frankreichs und Spaniens zerstören und die Fortschritte des Katholizismus vernichten werde. Sie widersetzte sich dem Angriffe auf die Stellung Spaniens im Veltlin und tadelte laut die Annäherung an die ketzerischen Mächte. Die Halbbrüder des Königs, der Herzog von Vendome und der Großprior von Vendome, wie die vornehmsten Großen haßten und fürchteten die wachsende Anmaßung und Allgewalt des rasch emporgestiegenen Ministers, der sich dem schwachen, zu jedem ernsten Geschäfte unfähigen Könige unentbehrlich gemacht und ihm die Überzeugung beigebracht hatte, daß er der einzige Schützer des königlichen Ansehens sei. Die Hugenotten, die sich durch Richelieu ihres politischen Ansehens beraubt und in ihrer festen Stellung la Rochelle bedroht sahen, verabscheuten in ihm den Zerstörer ihrer politischen Machtstellung und rüsteten auf Spaniens Hilfe hoffend unter ihren Führern Rohan und Soubise noch einmal gegen die ihnen feindliche Regierung.

Kurz, alle, die sich von dem Kardinale getäuscht, gekränkt oder zurückgesetzt sahen, waren schon im zweiten Jahre seiner Herrschaft darin einig, sich seiner mit List oder Gewalt zu entledigen. Hatte doch an dem königlichen Hofe seit Jahren einer den andern gestürzt, Villeroi und der Kanzler Sillery den Herzog von Sully, la Vieuville den Kanzler, Richelieu dann la Vieuville, und jetzt sollte die Reihe, gestürzt zu werden, an ihn kommen. Zu den Gegnern Richelieus hatte sich unter dem Einflusse einer schönen und verführerischen Frau, der Herzogin von Chevreuse, zuletzt auch die junge Königin Anna gesellt.

Maria Rohan, nach allen Schilderungen eine Frau von bestrickender Schönheit und Grazie wie von blendenden Geistesgaben, war in erster Ehe mit Luynes, dem glücklichen Emporkömmling und allmächtigen Günstling Ludwigs XIII., nach Luynes Tode in zweiter Ehe mit Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuse und Oberkammerherrn der Krone Frankreichs, dem dritten Sohne des in Blois ermordeten Heinrich von Guise, vermählt. Schon zu Lebzeiten ihres ersten Mannes war sie Oberhofmeisterin der Königin Anna geworden. Von ihrem trübseligen Gemahle jahrelang vernachläßigt, hatte die Königin in der Gesellschaft ihrer geistreichen, leichtfertigen und stets frohgelaunten Hofmeisterin Trost und Belustigung gefunden, so daß zwischen beiden Frauen sich bald ein Verhältnis vertrautester Freundschaft bildete. Aber nicht bloß zu Spiel und Galanterien war die schöne Favoritin geschaffen; mit ihren verführerischen Reizen, denen auch Richelieu unbelohnt huldigte, warb sie kühn um Macht und politischen Einfluß. Eine Zeit lang hatte sie Richelieus Plänen gedient. Mit dem eitelen, ränkesüchtigen Grafen Buckingham, der Ende 1624 an den französischen Hof gekommen war, um die mit Karl I. vermählte Schwester Ludwigs XIII., die kaum fünfzehnjährige Henriette, abzuholen und nach England zu geleiten, hatte sie einen Liebeshandel angeknüpft, in den sie auch ihre gefall-

süchtige königliche Freundin zu ziehen wußte; und ihrem Einflusse auf den allmächtigen Günstling Jakobs I. dankte es Richelieu nicht zum wenigsten, daß ihm 1625 von England eine Hilfsflotte gegen die Hugenotten in la Rochelle gestellt wurde. Bald nachher aber hatte sich ihre Stimmung gegen den Kardinal gewandt, und ihn zu stürzen, hatte sie sich der Partei der Mißvergnügten am Hofe angeschlossen. — In ihrem Herzen war dem eitlen Buckingham der schöne Prinz Chalais, Heinrich von Talleyrand, gefolgt, der erster Kammerherr und bevorzugter Günstling des Königs war. Diesen harmlosen, im Taumel der Liebe und in großen Entwürfen sich wiegenden Günstling wußte die ränkevolle Herzogin in das gegen Richelieu angesponnene Komplott zu ziehen, damit er bei dem Könige allmählich das Ansehen des Ministers entwurzele.

Mittelpunkt aller Intriguen gegen Richelieu in dieser Zeit war indes der kleine Hof von Monsieur, des Königs jüngerem Bruder Gaston. Dieser Prinz, zu einer glücklicheren Stunde geboren als der geistesarme, trübsinnige König, heiter und lebenslustig, kindisch und oberflächlich, von seiner Mutter verzogen und von allen geliebt, vereinigte alles um sich, was der Hof an Leichtsinn, Schönheit und eitlen Plänen hatte. Auf ihn richteten sich die Augen aller, die sich vor der Allgewalt des Kardinals fürchteten oder von seiner Anmaßung verletzt fühlten, und dies um so mehr, als man in ihm den nächsten Thronerben sah; denn die Königin Anna blieb kinderlos, und dem von Natur schwächlichen Könige war, wie die Astrologen verkündet hatten, nur ein kurzes Leben gegeben. In den Kreisen der Königin Anna sprach man für den Fall eines baldigen Ablebens des Königs sogar von einer Heirat Gastons mit der jungen Witwe seines Bruders, und Gaston selbst wollte aus diesem Grunde nichts von einer Heirat mit der Prinzessin von Montpensier, Marie von Bourbon, die man ihm aufnötigte, wissen. Aber während man sich in dem

Kreise der Mißvergnügten und Ehrgeizigen, von denen keiner das Zeug zu einem Verschwörer hatte, leichtfertig über den nahen Sturz des Kardinals unterhielt, hatte dieser die Königin und alle ihre Freunde mit seinen Spionen umgeben und erfuhr aus den Reden des Königs selbst, was dessen Kammerherr und Liebling Chalais ihm eingeflüstert hatte.

Ludwig hatte von früh auf eine unruhige Empfindlichkeit gezeigt über jede Auszeichnung seines Bruders und hielt ihn deswegen von aller kriegerischen Thätigkeit und allen Staatsgeschäften fern. Wie Richelieu erzählt, war diese Eifersucht des Königs geweckt oder genährt worden durch eine Jagd, auf der die Hunde Gastons sich besser bewiesen hatten als die des Königs, der sich am meisten darauf zu gute that, daß er ein geschickter Jäger und Falkonier sei, jeden seiner Jagdhunde mit Namen kenne und mit ihnen zu reden wisse.*) Diese eifersüchtige Abneigung des Königs gegen seinen Bruder bildete in den Berechnungen des Kardinals wiederholt eine bedeutende Größe; er benutzte sie jetzt trefflich zum Sturze seiner Gegner und zur Befestigung der eigenen Stellung. Gaston, der 18 Jahre alt geworden war, beklagte sich oft, daß er am Hofe wie ein Kind gehalten und weder im Rate noch im Heere verwendet werde. Sein Gouverneur, der Marschall Ornano, der der Partei der Mißvergnügten angehörte und dem Prinzen Sitz und Stimme im Rate verschaffen wollte, rühmte deshalb dem Könige die trefflichen Eigenschaften Gastons und wies auf die nachteiligen Folgen hin, welche das fortgesetzte Fernhalten des Prinzen von den Geschäften nach sich ziehen müsse. Als nun

*) Richelieu unterläßt nicht bei dieser Gelegenheit zu bemerken: Il ne faut pas oublier de remarquer en passant combien il est dangereux de lutter avec les souverains, entrer en proportion avec eux et emporter l'avantage à leur préjudice, en quelque sujet que ce puisse être. Car il est vrai que cette grande jalousie du roi fut ému par une chasse où les chiens de Monsieur chassaient mieux que ceux du Roi. (Mémoires V).

Gaſton ſelbſt auch den Eintritt Ornanos in das Kabinet verlangte, benutzte Richelieu das eiferſüchtige Mißtrauen des Königs gegen Gaſton, Ornano und die Anhänger Gaſtons als Verſchwörer darzuſtellen, die darauf ausgingen, Gaſton auf den Thron zu bringen und den König zu ſtürzen.

Auch in ſeinen Memoiren ſtellt Richelieu das gegen ihn gerichtete Komplott als die ſchrecklichſte aller Verſchwörungen dar, von denen die Geſchichte wiſſe, nicht nur wegen der großen Zahl der Teilnehmer, ſondern mehr noch wegen ihres ſchrecklichen Zieles, das kein anderes geweſen ſei, als Gaſton auf den Thron zu ſetzen und die geheiligte Perſon des Königs zu entwürdigen und zu beſeitigen. Der Kardinal, der gleich andern Männern ſeiner Art Denkwürdigkeiten ſchrieb, um die Widerſprüche ſeines Lebens und Wirkens in Übereinſtimmung zu bringen und alles Licht und Recht auf ſeine Perſon, alle Schatten und alles Unrecht auf ſeine Gegner fallen zu laſſen, fälſcht hier mit Abſicht die Thatſache, daß die angebliche Verſchwörung, wenn ſie wirklich beſtand, nicht die Beſeitigung des Königs, ſondern lediglich den Sturz des verhaßten Miniſters bezweckte. Sein Erfolg bei dem Könige war indes ein vollſtändiger. Der furchtſame und geängſtete Mann ließ Ornano ins Gefängnis werfen, wo er dem Gerede nach bald an Gift umkam. Alle Gegner Richelieus, die angeſehenſten Männer am Hofe, darunter die beiden Vendome, wurden vor einen außerordentlichen Gerichtshof geſtellt, zu deſſen Beiſitzern der Kardinal Leute wählen ließ, deren er unbedingt ſicher war. Der jugendliche Chalais fand Juli 1626 trotz den Bitten und Thränen ſeiner alten Mutter den Tod durch Henkershand; viele andere wurden ihrer Freiheit beraubt. Keiner von ihnen allen ließ ſich dazu bringen, etwas gegen den Bruder des Königs auszuſagen; aber Gaſton ſelbſt war erbärmlich genug, alle diejenigen preiszugeben, die ſich vordem um ihn geſammelt hatten, und der Miniſter erniedrigte den Charakterloſen noch mehr, indem er ihm den Verrat ſeiner Vertrauten durch Über-

tragung des Herzogtums Orleans lohnte. Der Zweck, den Richelieu durch die Unterdrückung dieser „furchtbarsten aller Verschwörungen“ verfolgte, wurde vollkommen erreicht. Alle, die sich seiner Bahn entgegenstellten, wurden bei Seite geschoben; die Hinrichtungen und Einkerkerungen der vornehmsten Männer erregten Schrecken in ganz Frankreich, und aller Welt war gezeigt worden, daß weder die Verwandtschaft noch die Gunst des Königs den zu retten vermöge, der des Ministers Zorn auf sich geladen habe. Der arme König aber war mehr als je überzeugt, daß seine Sicherheit allein durch seinen Minister verbürgt werde.

Zu der Zahl der angesehenen Personen, die der Rache des Kardinals verfielen, gehörte auch die Herzogin von Chevreuse. Die geist- und ränkevolle Frau, die dem Kardinale als die Seele der „lothringischen Partei“ am Hofe galt, — denn noch immer bestanden die alten Parteinamen fort — und deren verderbliche Reize, wie er sagte, mehr Unheil anrichteten als irgend ein anderer, erhielt den Befehl, den Hof und das Land zu verlassen. Außer sich vor Wut, brach sie in leidenschaftliche Verwünschungen des Kardinals aus und drohte nach dem Berichte Richelieus, sie werde zeigen, daß sie noch Kopf zu anderen Dingen habe als zu Galanterieen; es stehe in ihrer Macht, Armeen gegen Frankreich in Bewegung zu setzen, und lieber werde sie sich einem gemeinen Gardisten in die Arme werfen als auf Rache an ihren Feinden verzichten. Sie hatte vor, nach England zu gehen, wo sie an Buckingham und Karl I. eine Stütze zu finden hoffte; aber dies wurde ihr durch Richelieu verwehrt, und so suchte und fand sie Aufnahme am Hofe zu Nancy. Als sie dort August 1626 ankam, erschien sie nicht wie eine Verbannte und Hilfesuchende, sondern wie eine Triumphierende; denn der leidenschaftliche Herzog zeigte sich von dem Geiste und der blendenden Schönheit der ihm verwandten Frau bezaubert und feierte ihre Anwesenheit mit glänzenden Festen und ritterlichen Spielen.

Karl war ganz der Mann, auf die Absichten der Chevreuse einzugehen, und diese meisterlich dazu angethan, die erbitterte Stimmung Karls gegen den Kardinal für ihre Zwecke zu benutzen.

Zu den bisherigen Kränkungen und Rücksichtslosigkeiten der französischen Regierung, dte Karl einen Grund zu berechtigten Beschwerden gaben, war damals ein neuer hinzugekommen. Um die französische Stellung an der Maas und Mosel zu verstärken, hatte Richelieu die Garnisonen in den drei bischöflichen Städten vermehrt und in Verdun den Bau einer Citadelle begonnen. Da die Ausführung dieses Baues den Abbruch einiger Kirchen und einer Abtei notwendig machte, widersetzte sich der Bischof Franz von Lothringen vielleicht auf Antreiben Karls, der in der Errichtung der Citadelle eine neue Bedrohung seines Landes sah, der Fortsetzung des Werkes und belegte zuletzt (Dezember 1626) die königlichen Bauleute wegen Kirchenschändung mit der Strafe der Exkommunikation. Zu gleicher Zeit rief er für die bischöfliche Stadt auch den Schutz des Reiches an; denn noch immer galt in den Bistümern der kaiserliche Name; in den Siegeln standen noch immer die Adler des Reiches, und trotz dem Annexionsdekret vom Jahre 1613 hatte selbst der königliche Bastard Heinrich von Bourbon als Bischof von Metz es 1626, da das kaiserliche Ansehen sich mächtig gehoben hatte, für gut befunden, die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen und die kaiserliche Belehnung nachzusuchen. Aber unbekümmert um den angedrohten Bann, erklärte der Präsident des in Metz errichteten Gerichtshofes, Michel Charpentier, das Verhalten des Bischofs für anmaßend und ärgerlich, ließ die bischöflichen Abmahnungen abreißen und durch den Henker verbrennen. Gegen den Bischof selbst erhob er die Anklage wegen beleidigter Majestät, verurteilte ihn zu einer Geldbuße von zehntausend Livres und ließ die weltlichen Güter des Bistums einziehen. Der Bischof übertrug die Verwaltung des Bistums einem

Generalvikar und floh vor weiteren Gewaltthätigkeiten über Nancy nach Köln, um sich von da an den Hof nach Wien zu begeben.*) Diese Vorgänge erregten in Lothringen eine allgemeine Beunruhigung und bestimmten endlich Karl, sich nach Paris zu begeben und dem Könige persönlich alle seine Beschwerden vorzutragen. Sobald diese Absicht des Herzogs bekannt wurde, beauftragte Richelieu den Gouverneur von Verdun, Marillac, nach Nancy zu gehen und den Herzog von seinem Vorhaben abzumahnen; aber als Marillac ankam, war Karl schon abgereist und wurde erst eine Tagereise vor Paris von dem nacheilenden Marillac eingeholt.

Am Tage nach seiner Ankunft in Paris hatte Karl eine Unterredung mit dem Könige und dessen allmächtigem Minister. Er brachte mit dem Gefühle erlittenes Unrechtes alle seine Beschwerden vor: die Gewaltthätigkeiten le Brets, die Schwierigkeiten und Kränkungen, die man ihm wegen der herzoglichen Würde in Lothringen bereite, die Behandlung des ihm verwandten Bischofes von Verdun. Richelieu trat dem Herzoge mit unverholener Feindseligkeit entgegen; besser würde es ihm geziemen, sich gegen Anklagen zu verteidigen als selber Beschwerden zu erheben, denn mit welchem Rechte habe er, ohne die königliche Belehnung abzuwarten, von dem Herzogtume Bar Besitz genommen, und mit welchem Rechte lasse er in öffentlichen Erlassen den Namen Nicolettas, der rechtmäßigen Herzogin und Erbin des Landes, fort. Karl erwiderte, daß er das Herzogtum kraft eigenes Rechtes besitze, und der König thue nicht gut daran, in seine Rechte einzugreifen. Herzog Renatus II. habe für Lothringen und Bar das salische Recht

*) Im Jahre 1627, als 20 000 Mann kaiserlicher Truppen im Elsaß standen und Ludwig XIII. mit der Belagerung von la Rochelle beschäftigt war, wurde zwischen dem Kaiser und dem französischen Hofe über die Angelegenheit verhandelt. Ludwig XIII. versprach, die Rechte des Bischofs wieder herzustellen, sobald la Rochelle gefallen sei. Weitere Folgen scheinen die Verhandlungen nicht gehabt zu haben.

eingeführt, und dazu habe er der Zustimmung Frankreichs nicht bedurft; auch sei der Herzog von Lothringen kein Vasall der französischen Krone; nur für das westliche Bar halte er sich zum Handkusse verpflichtet; diese Ceremonie zu erfüllen, sei er sofort bereit, ohne dadurch indes weitere Verpflichtungen anzuerkennen. Der Kardinal aber beharrte dabei, daß ein Herzog von Lothringen dem Könige von Frankreich Treueid und Huldigung in aller Form knieend und unbedecktes Hauptes zu leisten habe; und dies habe Karl nicht im eignen Namen zu thun, sondern nur als Stellvertreter der Herzogin, seiner Frau. In der persönlichen Unterredung des Herzogs mit dem Könige beteuerte dieser zwar dem alten Jugendgespielen, er wünsche mit ihm als Vetter und Freund in guter Nachbarschaft zu leben, die streitigen Punkte würden sich leicht durch Bevollmächtigte beilegen lassen; aber diese allgemeinen Versicherungen konnten den Herzog über die wahren Absichten und Stimmungen des Hofes nicht täuschen, und ohne etwas erreicht zu haben, kehrte er mit vermehrtem Grolle im Herzen in seine Staaten zurück.

Nach diesem erfolglosen Versuche in Paris setzte Karl die Rüstungen, die er schon vorher begonnen hatte, eifriger fort und versah die festen Plätze seines Landes mit allem nötigen Kriegsbedarf. Als Grund seiner Rüstungen gab er an, daß der große deutsche Krieg sich den Grenzen seines Landes nähere, und daß die Anwesenheit kaiserlicher Truppen in Vic und Moyenvic ihm Vorsicht zur Pflicht mache. Vom Elsaß aus, wo 20000 Mann kaiserlicher Truppen standen, hatte nämlich der Oberst Kratz die genannten festen Plätze des Bistums Metz, deren sich Frankreich schon 1613 bemächtigen wollte, als Dependenzen des Reiches besetzt, um von hier aus die französische Besatzung von Metz in Schach zu halten und dem Herzoge von Lothringen, wenn es not thue, die Hand zu reichen. Denn Karl dachte daran, seiner Verbindung mit Frankreich ein Ende zu machen und in ein engeres

Verhältnis zu dem Kaiser zu treten; auch war die Herzogin von Chevreuse in Nancy eifrig bemüht, ihn zum Teilnehmer an einem großen, gegen Frankreich gerichteten Bündnisse zu machen.

Die innigen Beziehungen Frankreichs zu England, die Richelieu gleich bei seinem Eintritte ins Ministerium angeknüpft und durch das Ehebündnis des englischen und französischen Königshauses zu befestigen gedacht hatte, waren seit dem Anfange des Jahres 1627 in bittere Feindschaft umgeschlagen. Die rohe Unduldsamkeit, mit der man am englischen Hofe die katholischen Gefühle der fünfzehnjährigen Königin, des Kindes von Frankreich, kränkte, sie von ihrer französischen Dienerschaft trennte und alle Bedingungen, unter denen die Heirat geschlossen war, mißachtete, hatten schon bald nach der Ankunft der jungen Königin in London zu Zerwürfnissen zwischen den beiden Höfen geführt, die durch die persönliche Gegnerschaft der beiden Minister gesteigert,*) zuletzt in einen offenen Bruch der Herrscher von Frankreich und England ausgingen. Im April 1627 verbot Karl I. seinen Unterthanen jeden Verkehr mit Frankreich, und Ludwig XIII. erließ darauf ein ähnliches Verbot für die französischen Unterthanen. Mit ungewöhnlicher Rührigkeit betrieb Buckingham jetzt den Krieg gegen Frankreich und suchte allenthalben die Feinde Richelieus in Waffen zu bringen. Den Hugenotten in la Rochelle, aus dem er ein zweites Calais zu machen hoffte, verhieß er den ganzen Beistand seines Königs; er selbst werde mit einer englischen Flotte auf der Insel Ré landen und sich mit denen in der Stadt vereinigen. Nach dem von Buckingham entworfenen Plane sollte ferner der Herzog von Rohan an der Spitze der

*) Wenn man den französischen Memoirenschriftstellern glauben darf, war die persönliche Gegnerschaft Richelieus und Buckinghams nicht durch politische Ursachen, sondern durch Eifersucht hervorgerufen, da Buckingham wie Richelieu beide in die Königin Anna verliebt gewesen seien.

Hugenotten den Süden Frankreichs empören, der Herzog von Savoyen zu gleicher Zeit in die Provence einfallen, und der Herzog von Lothringen, der wegen der Lage seines Landes den englischen Plänen ganz besonders förderlich sein konnte, sollte sein Heer mit den kaiserlichen Truppen im Elsaß vereinigen, einen Einfall in die Champagne machen und von da aus gegen Paris vordringen. Der König von England, so versicherte Buckingham, werde an drei verschiedenen Punkten, in Guyenne, in la Rochelle und in der Normandie, 30 000 Mann ans Land setzen und die Mündungen der Garonne, Loire und Seine verschließen; der erste Erfolg des gemeinsamen Angriffes werde der Sturz des Kardinals sein, der aller Welt verderblich zu werden beginne. Englands tiefere Absicht in diesem Kriege ging dahin, Frankreichs aufkommende Seemacht in ihrem Entstehen zu vernichten.

Hauptagent für die Pläne Buckinghams war der abenteuernde Lord Montagu, der 1626 und 1627 an verschiedenen Höfen Europas umherreiste, um das große Bündnis gegen Frankreich zustande zu bringen. Am Ende des Jahres 1626 war er nach Nancy gekommen, und unterstützt durch die Herzogin von Chevreuse, in deren Netze auch er sich verstrickte, suchte er den Herzog für die Entwürfe Buckinghams zu gewinnen. Karl hielt sich aber damals, wie es scheint, zurück, und entschloß sich zu der oben erwähnten Reise nach Paris, um durch eine persönliche Unterredung Abhilfe für seine Beschwerden zu suchen. Im Juli 1627 mehrere Monate nach Karls Rückkehr aus Paris kam Montagu, nachdem er in Wien und in Savoyen seine Fäden anzuknüpfen versucht hatte, wiederum nach Lothringen. Karl stand damals mit Spanien und den Fürsten der Liga in Verhandlungen wegen der Annahme des schon von seinem Vater geführten Titels eines Generalissimus der Liga in den Ländern zwischen Rhein und Maas. Er hatte, wie er an den Kaiser schrieb, die gefährlichen Absichten Frankreichs klar erkannt. Frank-

reich werde gleich einem Bergstrome sein Land überfluten und wegreißen, und wenn dies geschehen sei, werde dem Reiche dasselbe Schicksal drohen. Er vermehrte deshalb fortgesetzt sein Kriegsvolk, setzte die Grenzfestungen Stenay und Clermont in den Argonnen instand und leistete dem kaiserlichen Obersten Kratz, der die Befestigungen von Moyenvic verstärkte, jeden möglichen Vorschub. Im kaiserlichen Interesse und im Interesse des Reichsfriedens unterhandelte Karl um diese Zeit (Juli 1627) auch mit den Vertretern des verjagten Pfalzgrafen in Kolmar über eine teilweise Restitution des letzteren; die Verhandlungen scheiterten indes an der Hartnäckigkeit, mit der der Pfalzgraf sich weigerte, dem Kaiser einen Schadenersatz zur Auslösung des dem Kurfürsten von Baiern verpfändeten Oberösterreichs zu leisten. — Welchen Erfolg die Bemühungen Montagus am Nanziger Hofe hatten, wissen wir nicht; nur soviel ist sicher, daß Karl mit seiner Parteinahme für das Unternehmen Buckinghams zurückhielt, so lange England nicht einen entscheidenden Schlag ausgeführt habe.

Richelieu war durch seine Spione von den Plänen und von dem Aufenthalte Montagus am Nanziger Hofe unterrichtet. Da er den Unterhändler im Besitze wichtiger Papiere glaubte, aus denen die Pläne seiner Gegner zu ersehen seien, ließ er Montagu, als dieser auf der Heimkehr von Nancy begriffen war, mit Verachtung alles Völkerrechtes auf lothringischem Boden überfallen, seiner Papiere berauben und als Gefangenen in das Schloß Coiffy schleppen. Wie er in seinen Denkwürdigkeiten selber bekennt, ließ er den Unterhändler absichtlich auf lothringischem Boden überfallen, um dadurch den Herzog empfindlich zu kränken, denn dieser hege üble Gesinnungen gegen den König von Frankreich und sei überdies wegen seiner Schwäche nicht zu fürchten. Was Richelieu in den Papieren des Überfallenen fand, ist unbekannt geblieben; er benutzte indes den Fang, um dem Könige die Pläne seiner

Gegner, mit denen er in gut berechneter Absicht auch den Herzog von Orleans in engste Verbindung brachte, als ganz erschreckend darzustellen. England, Savoyen, der Kaiser und der Herzog von Lothringen seien verbündet, die Macht Frankreichs zu Wasser und zu Lande anzugreifen; kaiserliche und lothringische Truppen stünden schon bereit, Verdun zu überrumpeln und in die Champagne einzudringen; die Gefahr sei um so größer, als auch der Herzog von Orleans, der sich durch keine Rücksicht auf den König gebunden fühle, bei erster Gelegenheit gemeinsame Sache mit den Feinden machen werde.

Die Kunde von dem Überfalle und der Gefangennahme Montagus mitten in Lothringen versetzte Karl in die äußerste Erregung. Er verlangte in Paris Genugthuung für die völkerrechtswidrige Verletzung seines Gebietes und die sofortige Freilassung des Gefangenen, im anderen Falle werde er mit Hilfe der Kaiserlichen in Vic und Moyenvic das Schloß Coiffy stürmen und den Gefangenen selbst befreien. Richelieu ließ deshalb Montagu nach Paris in die Bastille bringen, aus der er einige Monate später auf die Vermittlung des Prinzen von Pfalzburg entlassen wurde. Die Gefangennahme Montagus hatte unterdes den noch unfertigen Plan der Verbündeten verwirrt, und die gewohnte Entschlossenheit des Kardinals lähmte vollends jedes gemeinsame Handeln. Schon seit Mitte August 1627 hielt er la Rochelle, das starke Bollwerk der Hugenotten, mit seinem Heere fest umschlossen; der Versuch der Engländer, sich des Forts St. Martin auf der Insel Ré zu bemächtigen und die französische Umschließung der Stadt zu durchbrechen, mißlang völlig; Buckingham wurde geschlagen und mußte sich schimpflich zurückziehen, und dieses Mißlingen entwaffnete mit einem Male alle Gegner des Kardinals und Frankreichs. Der Fall von la Rochelle, das sich nach einer heroischen Verteidigung und nachdem die Hälfte der Besatzung dem Hungertode erlegen war, am 28. Oktober 1628 auf Gnade und Ungnade dem

Kardinal überliefern mußte, war ein europäiſches Ereignis. Es war ein Sieg über England wie über die inneren Parteien, es befeſtigte die Einheit Frankreichs und ſtärkte ſein Anſehen bei allen auswärtigen Mächten. Richelieu feierte zu Paris den Sieg im Geſchmacke der Zeit durch allegoriſche Spiele, in denen er den König auftreten ließ als Jupiter Stator mit dem goldenen Blitzſtrahle in der Hand. Wohin dachte der Kardinal den Blitz zu lenken?

Zweiter Abschnitt.

Frankreichs Einmischung in Italien und Verhandlungen Richelieus mit dem Schwedenkönige. Wachsende Macht des Kaisers. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Sturz Wallensteins. Der Friedensvertrag von Regensburg und die trugvolle Politik Richelieus. Karl IV. Seine innere Verwaltung und seine Volkstümlichkeit. Sein Verhältnis zu Ludwig XIII. Ludwigs XIII. Bruder Gaston von Orleans kommt flüchtig an den lothringischen Hof. Karl sucht zwischen dem Könige und Gaston zu vermitteln. Gastons Rückkehr an den Hof und neue Flucht nach Nancy. Parteiverhältnisse am französischen Hofe. Der Tag der Betrogenen. Gaston will sich Karls Schwester vermählen. Entwürfe zum Sturze Richelieus. Einbruch Gustav Adolfs in das Reich. Karls Rüstungen. Sein unglücklicher Feldzug gegen Gustav Adolf. Bündnis zwischen Frankreich und Schweden zur Vernichtung Lothringens. Einbruch Frankreichs in Lothringen. Der Vertrag von Vic. Neue Entwürfe zum Sturze Richelieus. Empörung Gastons. Neuer Einfall Ludwigs XIII. in Lothringen. Vertrag von Liverdün. Gastons Unternehmen scheitert.

Der Krieg mit England und der Aufstand der Hugenotten in la Rochelle hatten die französische Politik für kurze Zeit aus der Bahn abgelenkt, in die Richelieu sie nach dem Vorgange Heinrichs IV. zu leiten unternommen hatte. Die Niederlage Englands und der Fall von la Rochelle gestatteten ihm, mit verdoppeltem Eifer an die Verwirklichung des Gedankens zu gehen, der alles Denken bei ihm beherrschte: das Haus Österreich zu vernichten und Frankreichs Vorherrschaft in Europa zu begründen. Um alle Kräfte unge-

hindert an dieſes Unternehmen ſetzen zu können, beeilte er ſich, den politiſch niedergeſchmetterten Hugenotten die Freiheit ihrer Religionsübung zu gewähren und mit England einen Frieden zu unterhandeln, infolgedeſſen auch die ſchöne Ränkeſpinnerin Chevreuſe wieder an den Hof zurückkehrte. Den geſuchten Anlaß, die Stellung des Hauſes Öſterreich anzugreifen und zu erſchüttern, boten ihm die Verhältniſſe in Oberitalien.

Das Haus Gonzaga in Mantua und Montferrat war ausgeſtorben. Als Bewerber um die Hinterlaſſenſchaft traten auf die Herzöge von Nevers und Guaſtalla, der Herzog von Savoyen und die Herzogin von Lothringen, die Anſpruch auf Montferrat erhob; auch Spanien wollte nicht leer ausgehen. Die letzte Entſcheidung ſtand dem Kaiſer als dem Oberlehnsherrn zu. Ohne deſſen Ausſpruch abzuwarten, ſetzte ſich die in Frankreich angeſiedelte Linie Gonzaga-Nevers gegen den Einſpruch der übrigen Bewerber in den Beſitz des Landes. Der Kaiſer verfügte deshalb die vorläufige Einziehung des Lehens, und die ſpaniſchen Truppen in Italien erhielten den Befehl, den kaiſerlichen Willen auszuführen.

Zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche beſtand dem Namen nach immer noch Friede; nichts deutete darauf hin, daß der Kaiſer, der in innere Kämpfe verwickelt und von wachſenden Feindſeligkeiten bedroht war, das bisherige Verhältnis zu ändern gedächte. Leicht hätte daher Richelieu durch friedliche Verhandlungen die Inveſtitur für den Herzog von Nevers von dem Kaiſer erhalten können, um ſo mehr, als die Kaiſerin, eine Tochter des Gonzagaſchen Geſchlechtes dem Herzoge von Nevers gewogen war und ihm die Erwerbung von Mantua gönnte. Solches lag aber nicht in der Abſicht Richelieus; er wollte die habsburgiſche Macht in Italien in ihrem Grunde erſchüttern und ſelbſt die Stellung wieder gewinnen, die einſt Franz I. durch die Beſetzung Savoyens und Piemonts dort eingenommen hatte. Insgeheim war er mit

allen Gegnern Habsburgs im Bunde. Unter dem Vorwande, die Ansprüche des Hauses Nevers zu sichern und die italischen Staaten vor Übergriffen Spaniens zu schützen, setzte er Februar 1629 den König, in dem der Sieg über la Rochelle den Sinn des Eroberers geweckt hatte, zu Pferde, drang in die Alpen ein und bemächtigte sich Susas und Casales, der Eingänge Italiens. Zwischen Venedig, Florenz, Genua und Mantua brachte er sodann „zum Besten der Freiheit Italiens und der unterdrückten Fürsten" einen Bund zustande, dem sich auch Papst Urban VIII., der im weltlichen Interesse des römischen Staates eine Mehrung der habsburgischen Macht in Italien ungern sah, anschloß. Dieser offene Angriff Frankreichs auf das kaiserliche Ansehen in der Lombardei konnte nicht ohne Abwehr bleiben und forderte den Kaiser zu einem Gegenschlage heraus. Im Sommer 1629 schickte Wallenstein die Generale Aldringer, Colalto und Gallas mit 26 000 Mann durch die Pässe Graubündens nach Italien; er selbst gedachte nachzufolgen. Rasch eroberten die Kaiserlichen alle von den Franzosen eingenommenen Orte und legten sich dann vor Mantua, das ohne französische Hilfe verloren schien. Deshalb überschritt Richelieu mitten im Winter als Generalissimus an der Spitze eines zweiten Heeres die Alpen, statt der Soutane den stählernen Harnisch tragend, mit bebuschtem Hute und mit Pistolen im Sattel, „um Italien die Freiheit zurückzugeben". Es war die alte Fabel vom Fuchse und den Gänsen. Der Kardinal, der unter dem Namen eines Befreiers gekommen war, wandelte sich sofort in den Unterdrücker. Er besetzte Pinerolo, das den Eingang nach Piemont verteidigte, und vertrieb den Herzog aus allen festen Plätzen seines Landes, denn, so erklärte er mit bitterem Hohne den erschreckten italischen Fürsten, wenn Italien nicht von Spanien regiert sein wolle, so müsse Frankreich offenen Zugang in das Land haben.

Mit diesem Heereszuge nach Italien verband der Kardinal indes noch eine andere viel bedeutsamere Absicht.

Seit 1627 war er in Unterhandlungen mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolf, damit dieſer das mißlungene Unternehmen des Königs von Dänemark gegen den Kaiſer erneuere. Guſtav Adolf verfolgte indes damals andere Pläne; er führte in Preußen Krieg gegen die Polen, deren König Sigismund legitime Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron erhoben hatte, und unterhandelte mit Wallenſtein wegen eines gemeinſamen Angriffes gegen Schwedens alten Erbfeind Dänemark. Der Dänenkönig ſollte nach den Vorſchlägen Guſtav Adolfs verjagt und der Kaiſer von den däniſchen Ständen zum Könige erwählt werden, dagegen ſollten Norwegen und Schonen als Gewinn dem Schweden zufallen. Wallenſtein aber, der in dem Schwedenkönige gleich anfangs den künftigen Feind ſah und zu einem Bündniſſe mit ihm „kein Herz hatte", gab ſeinen Unterhändlern den Auftrag, den König mit Worten hinzuhalten und auf deſſen ehrgeizige Abſichten acht zu geben, „denn nicht virtutis amore, ſondern coactus necessitate", ſchrieb er Ende November 1627 an Arnim, „ſucht der Schwede unſere Freundſchaft, daher müſſen wir ihn mit Worten nutrieren. Ich will den Schweden gern zum Freund haben, aber daß er nicht gar zu mächtig iſt; denn amor et dominium non patitur socium". Im Jahre 1629 war indes die Geſtalt der Dinge für den Schwedenkönig eine ganz andere geworden.

Die neu erſtandene kaiſerliche Macht hatte an der Oſtſee feſten Fuß gefaßt, und des Kaiſers ausgeſprochene Abſicht war, das alte Anſehen des Reiches in dem baltiſchen und ozeaniſchen Meere wieder aufzurichten. Auf dem Hanſatage 1628 erklärte der kaiſerliche Geſandte, es ſei Wille des Kaiſers, „nicht länger den Schimpf zu dulden, daß der anſehnlichen, volkreichen, ſtreitbaren, mächtigen Nation, als die deutſche iſt, von andern mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüſſen Recht und Geſetze vorgeſchrieben würden, denen ſie nolens volens zu gehorchen hätte". Dies mußte den Schwedenkönig belehren, daß die Ausführung ſeines

ehrgeizigen Gedankens, auf Kosten der Nachbarländer ein großskandinavisches Reich mit den Ostseeländern im Osten und Süden, mit Bremen, Wismar, Danzig, Pillau und Memel aufzurichten, an der neu erstarkten Kaisergewalt, welche die Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in den nordischen Meeren in ihre große politische Kombination aufgenommen hatte, eine mächtige Gegnerschaft finden werde. Schon nannte sich Wallenstein Admiral des baltischen und ozeanischen Meeres und Generalkapitän der zu errichtenden Armada; an die heruntergekommenen Hansastädte erging die Aufforderung, die gemeinsamen Feinde des Reiches auch in den deutschen Meeren vernichten zu helfen.*)

Es war klar, das großskandinavische Reich Gustav Adolfs konnte nur durch Vernichtung der Kaisermacht auf deutschen Schlachtfeldern errichtet werden. Seit dem Frühjahre 1629 war der deutsche Krieg, der Schwedens Machtstellung an der Ostsee sichern und erweitern sollte, bei Gustav Adolf eine beschlossene Sache. Die Unterstützung, welche Wallenstein den Polen lieh, um den Feind seiner Politik in Preußen zu beschäftigen und von

*) Der verfallende Hansabund wurde nicht, wie meist behauptet wird, von dem Kaiser und dem Reiche, sondern der Kaiser wurde von dem Hansabunde im Stiche gelassen. Die groß und kühn gedachten Pläne Ferdinands II., die deutsche Seeherrschaft wieder aufzurichten „und die ehrbaren Städte wieder zum alten Flor, Ansehen und Hoheit herzustellen" und ihnen das Handelsmonopol mit Spanien, „das vornehmste Mittel gedeihlicher Nahrung zu verschaffen", fand bei der engherzigen Furcht der norddeutschen Städte, der Kaiser könne zu mächtig werden, kein Verständnis und Entgegenkommen. Um sich dem Kaiser zu entziehen, nahm Stralsund sogar eine schwedische Besatzung auf; und der hartnäckige Widerstand dieser Stadt gegen die kaiserlichen Heere, den das protestantische Deutschland mit dem gleichen selbstschänderischen Jubel feierte wie einst den Verlust von Metz, wurde für die Wiedergewinnung einer deutschen Seemacht ein Verhängnis. Dafür wurde dann die Stadt ein schwedisches Besitztum und eine feste schwedische Position in der Ostsee, um von ihr aus Pommern und Mecklenburg zu besetzen und den Krieg nach Deutschland hineinzutragen.

einem Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten abzuhalten, sodann die verdiente Zurückweisung, welche die aufdringliche Einmischung Schwedens in das Lübecker Friedensgeschäft durch den kaiserlichen General erfuhr, boten ihm den gesuchten Vorwand. Aber ehe er zum offenen Bruche mit dem Kaiser überging, wollte er der thätigen, kriegerischen Mitwirkung Frankreichs sicher sein und begegnete deshalb dem Drängen des französischen Gesandten Charnacé, in das Reich einzufallen, mit immer neuen Bedenken. Diesem Schwanken Gustav Adolfs ein Ende zu machen, führte Richelieu 1629 ein französisches Heer über die Alpen. Zwar bemerkt er in seinen Denkwürdigkeiten, daß er sich des Schweden bedient habe, um die kaiserlichen Streitkräfte zu teilen und von Frankreich wie von Italien abzuhalten; aber die Thatsachen sprechen dafür, daß er selbst nach Italien ging, um die letzten Bedenken des Königs wegzuräumen.*) Um alle Streitkräfte Schwedens für den deutschen Krieg frei zu machen, vermittelte Richelieu sodann September 1629 einen für Schweden günstigen Waffenstillstand mit Polen.

Im Anfange des Jahres 1630 entschied sich Gustav Adolf mit Zustimmung des schwedischen Reichsrates, der die fetten Einkünfte aus den Häfen von Danzig, Memel und Pillau, anderthalb Millionen Reichsthaler, nicht missen wollte, für den Einfall in das Reich und übernahm es, gegen einen Sold von 400 000 Reichsthaler, die Frankreich als Hilfsgelder zu zahlen versprach, ein Heer von 30 000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern auf den Boden des Reiches zu führen. Von allen Seiten sah die kaiserliche Macht sich mit einem Male bedroht: im Norden durch die Schweden, in Italien durch die Franzosen, im Osten von Ungarn aus, und im Innern des Reiches war es Richelieu gelungen, den Widerstand der Fürsten gegen die Kaisermacht unter der Führung Bayerns zu einigen; denn

*) Ranke, Wallenstein.

wo es sich darum handelte, die aufstrebende Kaisergewalt zu erniedrigen, überwogen bei Katholiken wie bei Protestanten die ständischen Interessen weitaus die kirchlich-religiösen. In dem Wunsche, jede starke Kaisergewalt, gleichviel welches Bekenntnisses, niederzukämpfen, trafen alle deutschen Kurfürsten mit dem französischen Prinzipalminister zusammen. Sie versprachen dem Kardinal, den Kaiser zu entwaffnen, d. h. Wallenstein zu beseitigen, und verpfändeten ihr Wort dafür, daß sie einen Angriff auf Frankreich nie zulassen würden; dafür verhieß Richelieu dem Kurfürsten von Bayern, daß ihm die Kurwürde für alle Zeit verbleiben solle. Allerdings war die Macht des Kaisers in dem Augenblicke stark genug, der neuen Fürstenverschwörung mit dem Auslande die Spitze zu bieten, den schwedischen Einbrecher zurückzuwerfen und Frankreich zum Rückzuge aus Italien zu zwingen.

Niemals seit den Tagen Otto's des Großen hatte das Kaisertum den ganzen Raum des Reiches mit seiner Kraft ausgefüllt, wie es die großen Entwürfe verlangten. Die italischen, burgundischen, linksrheinischen und danubischen Interessen des Reiches hatte es mit dessen Interessen zur See und im nordischen Tieflande niemals vereinigen können. Als die Hohenstaufen um die Herrschaft des Südens rangen, wurde das Verhältnis des Reiches zu den Niederlanden und zu dem wichtigen Mündungslande des Rheines gelockert; durch die Ausdehnung nach Osten entfremdete das Kaisertum sich den Alpenländern und der Nordsee, so daß König Rudolf das Reich außerstande erklärte, seine Städte an der West- und Nordgrenze zu schützen. Zum ersten Male wieder seit undenklicher Zeit reichte die Centralgewalt des Reiches zugleich nach den Küsten der Nord- und Ostsee, nach Italien und bis in die Mosel- und Maasgebiete. Zum ersten Male wieder seit den Tagen Ottos des Großen war ein deutsches Heer nach Jütland bis zum Ottensunde vorgedrungen. Der König von Dänemark war zu einem fluchtähnlichen Rückzuge auf seine Inseln genötigt und mußte im Lübecker Frieden alle

seine Verbündeten preisgeben; Norddeutschland war von den Truppen nicht des Hauses Habsburg, sondern des deutschen Kaisers besetzt; in Wismar ward eine Reichsflotte gerüstet, und unter kaiserlicher Flagge schienen die Handelsinteressen der Nation sich in den nordischen Gewässern wieder geltend zu machen. Die Absetzung der Herzöge von Mecklenburg war ein kaiserliches Strafgericht, dazu angethan, rebellische Reichsstände von Bündnissen mit feindlichen auswärtigen Mächten abzuschrecken. Das Restitutionsedikt, wenn auch in diesem Augenblicke von klugen Politikern als ein Mißgriff widerraten, entzog der protestantischen Opposition eine Menge Stifter und Abteien. In Italien wurde dem kaiserlichen Spruche in der mantuanischen Sache Achtung verschafft. Am 18. Juli stürmten die Kaiserlichen das für uneinnehmbar gehaltene Mantua, während in der Stadt die von Manzoni beschriebene Pest hauste; und siegreich im Norden wie im Süden des Reiches, gedachte der kaiserliche Feldherr jetzt auch die Umtriebe und Feindseligkeiten Frankreichs zu strafen. In seinem Hauptquartiere zu Memmingen zählte Wallenstein schon die Regimenter und Reiterkompagnien, die er zu einem Angriffe gegen den nie ruhenden Feind verwenden wollte; den Abgeordneten vom Kurfürstentage, die ihn aufforderten nach Regensburg zu kommen, antwortete er, daß er dort überflüssig sei, sein wahres Hauptquartier werde er in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen haben. Mit dem Herzoge von Lothringen verhandelte er über einen Einfall in die Champagne, den Karl im Verein mit kaiserlichen Truppen machen sollte, und der um so gefährlicher für Ludwig XIII. sein mußte, da Karl wegen seiner nahen Beziehungen zu den Unzufriedenen eine Erhebung im Herzen Frankreichs leicht erregen konnte. Marillac, der Befehlshaber der königlichen Truppen in der Champagne, berichtete in jenen Tagen nach Paris über beunruhigende Rüstungen und Verbindungen des Herzogs mit dem kaiserlichen Feldherrn.

Ein großer, vom Schickſale nur einmal gegebener Augenblick bot ſich dem Kaiſer, auf Wallenſteins Heeresmacht geſtützt, ohne allzugroße Gewaltthätigkeit die in den letzten Jahrhunderten dem Kaiſertume entzogenen Rechte zurückzugewinnen und durch Begründung einer wirklichen Staatsgewalt, wodurch Frankreich und England zu politiſcher Macht und Größe aufgeſtiegen waren, der zerſplitterten Nation neuen Halt und Zuſammenhang zu geben. Ohne das Siechtum des ſtaatlichen Organismus hätte auch der kirchliche Zwieſpalt niemals die verderblichen Wirkungen haben können, die das deutſche Volk in all ihren furchtbaren Folgen gefühlt hat.

Im Geiſte Wallenſteins lagen Gedanken dieſer Art ausgebildet. Er hatte die konfeſſionelle Voreingenommenheit der zeitgenöſſiſchen Welt von ſich abgeſtreift und wußte es, daß eine auf große Ziele gerichtete Politik unvereinbar ſei mit kirchlicher Einſeitigkeit. Unumwunden ſprach er es aus, daß die Wiederaufrichtung der kaiſerlichen Obergewalt über alle Reichsfürſten und ein feſtes Erbkaiſertum ſein letztes Ziel ſei; auch wolle er den proteſtantiſchen Fürſten den Vorwand der Religion nehmen, unter dem ſie fortwährend den Kaiſer bekämpften und das Reich zerſtörten. — Wäre Ferdinand II. der rückſichtsloſe despotiſche Charakter geweſen, als den ſeine Gegner ihn darzuſtellen liebten, oder hätte in ihm der ſkrupelloſe Geiſt Richelieus oder Guſtav Adolfs gelebt, er würde ſolche Gedanken erfaßt und neuen Staats- und Weltverhältniſſen Bahn gebrochen haben. Aber Ferdinand II., deſſen beengte Denkweiſe ſich über das damalige kirchliche Staatsrecht nicht erhob, hing ängſtlich und gewiſſenhaft an den überkommenen Rechtsformen, über die das Fürſtentum ſich jeder Zeit, wenn ſeine Intereſſen es forderten, ohne Scheu und Scham wegſetzte; und ſo entwich ihm die Macht und das Glück unter den Händen. Dem Kürfürſten von Mainz gab er „in Wahrheit des Herzens“ die Verſicherung, daß, „ſo wahr er Gottes Angeſicht zu ſchauen begehre, ſeine Intention, Wille oder Meinung niemals geweſen

sei und auch jetzt nicht sei, die Libertät und die Freiheiten der Kurfürsten und Stände des römischen Reiches zu schwächen und in ihrer Verfassung etwas zu derogieren, und wenn er wüßte, daß einer seiner Diener oder Offiziere mit solchem Vorhaben umginge, so wolle er diesem den Kopf nehmen lassen. Die Erhebung seines Sohnes wolle er nur der freien Wahl verdanken". Wie von Blindheit geschlagen, berief er in einem Augenblicke, da das von Wallenstein widerratene Restitutionsedikt die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Stände und die kaiserliche Politik Wallensteins die Besorgnis der ligistischen Fürsten erregt hatte, einen Kurfürstentag, um die allgemeine Lage des Reiches beraten zu lassen und die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu empfehlen. So bot er allen Elementen des Mißvergnügens und des Hasses die Gelegenheit, sich vereint gegen ihn zu wenden. Die Anhänger Roms und Luthers, die Freunde wie die Gegner des Restitutionsediktes, die ligistisch bayerische Partei wie die protestantischen Kurfürsten: sie alle stellten für den Augenblick ihre Gegnerschaft bei Seite und waren einig in dem einen Interesse, keine starke Reichsgewalt über sich zu wissen. Die katholischen Kurfürsten erklärten geradezu, daß sie das von ihnen so heiß begehrte Restitutionsedikt den protestantischen Kurfürsten preisgeben wollten, um nur einen Bund aller Reichsstände gegen den Kaiser zustande zu bringen. Von dem französischen Gesandten Brulart und dem vielgewandten Kapuziner Joseph geleitet, zwangen sie dem Kaiser den Frieden mit Frankreich auf und knüpften die Königswahl Ferdinands an die Bedingung, daß er seinen Feldherrn entlasse, d. h. daß er sich wehrlos mache; sonst sei es besser, so drohten sie laut, den König Ludwig XIII. zum Kaiser zu wählen, denn der habe keinen Sohn und könne die Krone nicht erblich machen.

Ferdinand II., der sich im Unglücke einst fest und mutig gezeigt hatte, war in dem Augenblicke, wo es galt, das Höchste zu wagen, kleinmütig und verzagt. Ohne Ehrgeiz, gutmütig,

rechtlich, zum Frieden geneigt und in seinem Gewissen von einer dem Feldherrn abgeneigten Priesterpartei geleitet, gab er dem trotzigen Drängen der Kurfürsten nach und entließ, wenn auch ungern und mit der Beteuerung, daß er an allem kommenden Unheil vor Gott und den Menschen entschuldigt sei, den einzigen Mann, der imstande war, die von ihm geschaffene kaiserliche Machtstellung aufrecht zu erhalten. Das Ergebnis des Regensburger Kurfürstentages war die größte und folgenschwerste diplomatische Niederlage, die das Haus Habsburg und die Kaisergewalt je erlitten; der kaiserliche Einfluß auf das Reich ward nahezu ausgeschlossen und der französischen Herrschsucht auf Kosten des Reiches die Bahn frei gemacht.

Der Abdankung Wallensteins folgte unmittelbar die Auflösung des Heeres und der Rückzug vor den französischen Übergriffen. Gelehrig den Weisungen des Franzosen folgend, tadelten die Kurfürsten die Einmischung des Kaisers in die mantuanischen Händel und forderten ihn auf, sich die Herstellung des Friedens mit Frankreich in Italien angelegen sein zu lassen, „da dieser Krieg dem Reiche zum äußersten Verderben gereiche und die Erhaltung der kaiserlichen Autorität nicht in der Ergreifung von Extremitäten zu suchen sei". Der Kaiser, der nach Wallensteins Entlassung selbst das Ende des Krieges wünschte, gab auch diesem Verlangen der Kurfürsten nach, doch verlangte er, daß der Friede sich nicht bloß auf Italien, sondern auch auf Deutschland erstrecke, und daß Frankreich die kaiserlichen Gegner, insbesondere den Schweden nicht unterstütze.

Am 13. Oktober ward zwischen dem französischen Gesandten und dem Kaiser zu Regensburg ein Friede vereinbart, infolgedessen das erneute kaiserliche Ansehen in Italien vernichtet und Richelieus Kriegsunternehmen gekrönt wurde. Die kaiserlichen Besatzungen wurden aus Graubünden und dem Veltlin zurückgezogen, Richelieus Schützling wurde mit Mantua belehnt, und Pinerolo, der erschlichene Zugang zu Italien, blieb in den Händen der Franzosen. Gegenüber diesen Zugeständ-

niſſen erklärten die Franzoſen, daß der allerchriſtlichſte König weder den Kaiſer noch das Reich noch die kaiſerlichen Erblande anfechten oder anfechten laſſen werde; weder mit Truppen, noch mit Geld oder Rat werde der König irgend einem Feinde des Kaiſers und des heiligen römiſchen Reiches, der jetzt oder in Zukunft ſich als ſolchen erklären möge, zu Hilfe kommen. Sie verſprachen ferner, alle Feindſeligkeiten gegen Stände des Reiches, vorab gegen Lothringen, einzuſtellen und in den Bistümern Metz, Tull und Verdun, über die ſpätere Abmachungen vorbehalten wurden, keine Neuerungen einzuführen. — Herzog Karl hatte den Marquis von Ragecourt zu den Regensburger Verhandlungen entſandt, um dort auch die Anſprüche ſeines Hauſes auf das mantuaniſche Erbe geltend zu machen; aber alles was der Geſandte erlangte, war nur das Bedauern des Kaiſers, daß bei der Haltung der für Frankreich gewonnenen Stände dem Herzoge nichts übrig bleibe, als ſich in Güte zu verſtehen. Indes wurde der Herzog auf Betreiben des Kaiſers und der Kurfürſten ausdrücklich in den Friedensvertrag mit Frankreich eingeſchloſſen.

Das ganze Friedensgeſchäft war von ſeiten Richelieus nur ein betrügeriſches Spiel geweſen. Während in Regensburg der Geſandte Brulart im Namen des allerchriſtlichſten Königs verſprach, keinem Feinde des Kaiſers und des Reiches Vorſchub zu leiſten, — die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung des Königs, nach deſſen Tode man eine gänzliche Änderung der auswärtigen Politik Frankreichs vorausſah, hatte die Unterzeichnung des Friedens beſchleunigt — ließ Richelieu im ſchwediſchen Lager das Bündnis zwiſchen Frankreich und Schweden gegen den Kaiſer verhandeln und verſagte dann dem Regensburger Frieden die Beſtätigung, weil die eingegangenen Verpflichtungen zu ſtark ſeien und der Beſitz der Bistümer in Frage geſtellt werde. Dem Friedensvertrage gemäß hatte der Kaiſer die Truppen aus Italien zurückgezogen. Als er dann den Reichshofrat von Senftenau

nach Paris schickte mit dem Verlangen, daß der König getreu dem Versprechen seines Gesandten in Regensburg dem Schwedenkönige keine Hilfe zukommen lasse, denn das schwedisch-französische Bündnis war kein Geheimnis mehr, gab Richelieu dem kaiserlichen Gesandten den kühlen Bescheid, daß der König das Bündnis mit dem befreundeten Schweden nicht aufzugeben und somit auf die kaiserlichen Wünsche nicht einzugehen vermöge. Und noch bitterer sollte der Kaiser in einem anderen Punkte die Einbuße an Ansehen empfinden, die er durch die Entlassung seines Feldherrn erlitten hatte. Sobald der Friede in Italien nach den Wünschen der Fürsten geschlossen war, erklärten auf Betreiben des Paters Joseph die katholischen wie die protestantischen Kurfürsten, daß sie die Teilnahme an der Königswahl ablehnten.

Richelieu konnte und wollte aus seiner feindseligen Stellung gegen Österreich nicht weichen; er bedurfte dieser Feindschaft und der Fortsetzung des Krieges, um sich selber in der Macht zu behaupten. So blieb das feindselige Verhältnis Frankreichs zum Reiche fortbestehen, ohne daß es noch zum offenen Kriege gekommen wäre.

———

Während sich auf dem großen politischen Schauplatze in Deutschland die erwähnten Ereignisse vollzogen, von denen eine starke Rückwirkung auf Lothringen ausgehen mußte, war Herzog Karl darauf bedacht gewesen, seine Regimenter zu vervollständigen, die festen Plätze seines Landes in stand zu setzen und gegen die feindseligen Absichten Richelieus sich den Rückhalt am Reiche zu sichern. Er hatte mit den Häuptern der Liga und mit Wallenstein unterhandelt und zu Regensburg den Nürnberger Vertrag, der ganz Lothringen unter den Schutz des Reiches stellte, von neuem bekräftigen lassen. Aber auch den inneren Angelegenheiten seiner Staaten hatte

Karl, wie eine Menge trefflicher Verordnungen aus dieser Zeit bekunden, seine volle Aufmerksamkeit zugewandt.

Der altehrwürdige Assisenhof war mehr und mehr in Verfall gekommen; die alte Ritterschaft war stark zusammengeschmolzen, und die Mitglieder dieser Körperschaft hatten schon lange die Pflichten, die ihnen das Ehrenamt auferlegte, als lästig empfunden. So geschah es, daß zu den Sitzungen sich die erforderliche Anzahl der Richter in vielen Fällen nicht zusammenfand und die Entscheidung von Rechtsfragen ins Ungemessene verschleppt wurde. „Die Prozesse des Assisenhofes", so spottete Thierriat, „sind älter als ihre Sachwalter, älter als die Richter und die Parteien. Der Ochs und die Kuh und deren Besitzer sind gestorben, das Hausgerät ist verschlissen und das Haus eingefallen, ehe der Prozeß, der sich mit ihnen beschäftigt, entschieden ist". Im Jahre 1622 sahen sich deshalb die Stände veranlaßt, eine Strafe von zwanzig Barer Franken jedem Edelmann anzudrohen, der seiner Pflicht, als Richter in den Sitzungen zu erscheinen, nicht nachkomme. Doch scheint auch diese Maßregel dem allgemein beklagten Übelstande nicht abgeholfen zu haben. Schlimmer noch als die Verschleppung der Prozesse wurde es von dem Volke empfunden und beklagt, daß man bei einem Gerichtshofe, dessen Mitglieder ausschließlich dem alten Adel angehörten, gegen Edelleute und deren Pächter und Diener kein Recht mehr finde, und daß der Adel sich mit Hilfe des Gerichtshofes nahezu unbeschränkte Rechte über die Bürger und Bauern in seinen Herrschaften anmaße. Karl fand daher den Beifall des Volkes, wenn er erklärte, er wolle „den Mann im Wollrock nicht der Willkür der Herrn in Sammet und Seide überlassen", und 1627 den Assisenhof im Vogesenamte aufhob, um an dessen Stelle zu Mirecourt einen obersten Gerichtshof von gebildeten Juristen einzusetzen. Infolge der zahlreichen Adelsdiplome, die seit Renatus II. ausgestellt waren, und wegen des Überganges von Herrschaftsgebieten in andere Hände

hatten sich auch Zweifel darüber erhoben, welche Edelleute an den Vorrechten der alten Ritterschaft noch Anteil hätten. Aus diesem Grunde erklärte Karl, daß er sich die Prüfung darüber vorbehalte, welche Edelleute berechtigt seien, Mitglieder des Assisenhofes zu sein. Beide Maßregeln waren nur die Einleitung dazu, die Institution des Assisenhofes ganz aufzuheben und damit das wichtigste, von den Herzögen allezeit angefeindete Vorrecht des alten Adels ganz zu beseitigen.

Im Interesse der unteren Volksklassen setzte Karl ferner scharfe Grenzen für die Gerichtskosten und für die Strafen fest, welche die unteren Gerichte aussprechen durften. Den Verkehr in seinem Lande zu fördern und zu erleichtern, erließ er eine Anzahl Vorschriften über den Bau und die Unterhaltung der seit Heinrich II. vernachlässigten Straßen, zu deren Kosten er aber auch die privilegierten Klassen heranzog. Er erneuerte und ergänzte die Verordnungen Karls III. über allgemein anzuwendende Hohl- und Längenmaße, eine Maßregel, die der Ehrlichkeit im Handel und Verkehr dienen sollte und, wie von den zeitgenössischen Chronisten ausdrücklich hervorgehoben wird, von den Verkäufern ebenso wie von den Käufern freudig begrüßt wurde. Handwerkern und Künstlern erneuerte er das von Heinrich II. verliehene Recht, in allen Städten des Landes nach Erlegung des Einzugsgeldes ihre Thätigkeit frei und unbehindert auszuüben — Die Jahre 1627 und 1628 waren Jahre der Teuerung. Karl ließ die Getreidevorräte im Lande aufnehmen, verbot deren Ausfuhr und setzte bestimmte Preise für die notwendigen Lebensmittel fest. In Nancy gründete er ein Armen- und ein Waisenhaus für dreihundert Kinder; er bestimmte ferner, daß alle Armen, deren Armut durch ein pfarramtliches Zeugnis festgestellt war, von Ärzten, Chirurgen und Apothekern auf öffentliche Kosten frei behandelt werden sollten, und machte den Amtleuten zur Pflicht, jeden Bettler eine Nacht auf öffentliche Kosten zu beherbergen, ihn am anderen Morgen aber vor das Thor zu geleiten. — Von verständiger

Umsicht zeugen seine Maßregeln gegen die Ausbreitung der Pest, die 1629 wieder kam. Er ließ die pestkranken Häuser und Ortschaften gegen allen Verkehr absperren, übte eine strenge Fremdenkontrole, ließ besondere Bäckereien und Metzgereien errichten, und neben anderen Reinlichkeits- und Schutzmaßregeln verbot er jede Ansammlung von Menschen; selbst die Abhaltung des Gottesdienstes ließ er zum Mißfallen der Geistlichkeit eine Zeit lang untersagen. — Um der herrschenden Duellwut des Adels zu steuern, bedrohte er nicht nur Duellanten, Sekundanten und Zeugen mit harten Strafen, sondern gebot, um Duelle zu verhindern, daß alle sogenannten Ehrensachen den Marschällen, den Baillis oder den Befehlshabern in den Städten zur Entscheidung vorgelegt würden.

Das Volksfreundliche, das sich in der Mehrzahl dieser und in anderen Erlassen Karls bekundet, hat neben den äußerlich glänzenden, Gemüt und Phantasie des Volkes einnehmenden Eigenschaften des Herzogs nicht wenig dazu beigetragen, diesem geschmähtesten aller lothringischen Fürsten die untilgbare Sympathie seiner Landsleute zu sichern, so daß sie auch in schlimmster Not und Bedrängnis und trotz vielen Schwächen und Unbegreiflichkeiten des Herzogs nie von ihrer Liebe und opfervollen Hingebung an ihn abgelassen haben. Als er 1629 die Stände nach dreijähriger Zwischenzeit zum ersten Male wieder zusammenberief, bewilligten ihm die Mitglieder des Klerus und des dritten Standes trotz dem Murren des Adels aufs neue eine außerordentliche Beisteuer für mehrere Jahre, die eine Berufung der Stände vor dem Jahre 1633 unnötig machte. Es sollte für lange die letzte Ständeversammlung sein.

Fast ohne Ausnahme haben alle, welche diese Zeit der lothringischen Geschichte behandelt haben, über Karl IV. das Urteil nachgesprochen, das sein ungerechtester Feind und grimmigster Verfolger Richelieu nicht müde geworden ist zu wiederholen: Karl habe in leidenschaftlicher Verblendung und Unbesonnenheit

sich an die äußeren und inneren Feinde Frankreichs angeschlossen und durch eine seltene Treulosigkeit, durch Falschheit und Unbestand das eigene Schicksal wie den Untergang seines Landes verschuldet. So urteilte zu allen Zeiten der Starke über den Schwachen, den er mit Gewalt oder List niederwarf und dessen Geschichte er dann schrieb; es ist das Urteil, das der Römer über die besiegten Könige sprach, die er vom tarpejischen Felsen stürzte oder den Bestien der Arena vorwarf, und das heute der Brite zur Deckung frevelhafter Geld- und Machtgier über den Buren fällt, der für Gott und Recht streitend, von dem zehnfach überlegenen Feinde niedergeschlagen wird. — Die geschichtlichen Thatsachen dürften indes bekunden, daß Karl gegenüber den fortgesetzten Gewaltthaten und Kränkungen Richelieus ein leidliches Auskommen mit dem westlichen Nachbarn zu erhalten suchte und erst durch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung, die keine andere Wahl mehr gestattete, in den Streit der großen Mächte und in den Kampf der inneren Parteien Frankreichs hineingetreiben wurde. Seit Franz I. hatte die französische Politik den Herzögen von Lothringen vielfache Ursache zu Mißtrauen und Haß gegeben; die französischen Besatzungen in Metz, Toul und Verdun waren eine stete Bedrohung ihrer Herrschaft und Unabhängigkeit; und jetzt griff der Prinzipalminister Frankreichs, der den stillen Haß Heinrichs IV. gegen die Mitglieder des lothringischen Hauses, die einstigen Häupter der Liga und die Gegner seiner antihabsburgischen Politik, in sich aufgenommen hatte, in herausfordernder Weise in Karls Herrschaft und Besitzstand ein, weil dieser sich der angesonnenen Verbindung gegen das Haus Österreich nicht hatte anschließen wollen. Die Logik der Thatsachen wies darauf hin, daß neben dem Frankreiche Heinrichs IV. und Richelieus ein dauernder Friede für Lothringen nie sein werde als um den Preis seiner Freiheit und Selbständigkeit.

Im Januar 1629 hatte sich Karl in das Lager des Königs, der auf dem Kriegszuge nach Italien begriffen war,

nach Chalons an der Saone begeben, um unter Versicherungen seiner Treue und Ergebenheit die Schwierigkeiten wegen der Huldigung für das westliche Bar zu beseitigen und seine alten Beschwerden noch einmal vorzubringen. Denn entgegen allen freundlichen Versicherungen, die Karl 1627 in Paris von Ludwig XIII. erhalten hatte, fuhr der Intendant le Bret fort, lothringische Orte gewaltsam in Besitz zu nehmen und königliche Verordnungen in ihnen anzuschlagen. Der König zeigte sich gegenüber den Klagen des Herzogs kalt und ablehnend; er bestand darauf, daß Karl die geforderte Huldigung für Bar in strengster Form leiste und dies nicht in eigenem Namen, sondern im Namen der Herzogin Nicoletta, als der allein rechtmäßigen Erbin des Herzogtums. Für die zu leistende Huldigung setzte er dem Herzoge eine Frist bis zu seiner Rückkehr aus Italien. Diese Forderung des Königs empfand Karl um so bitterer und demütigender, als Nicoletta kinderlos blieb und zwischen ihr und ihm ein offenes Zerwürfnis bestand. Sein Versuch, durch eine neue persönliche Unterredung mit dem Könige die bestehende Spannung zu lösen, war somit vergeblich gewesen.

Unter diesen Umständen erschien Ende September 1629 des Königs Bruder Gaston von Orleans wie ein Flüchtling am Nanziger Hofe.

Gastons erste Frau war bald nach der Geburt eines Mädchens, das später als Fräulein von Montpensier in unserer Geschichte auftreten wird, gestorben. Der König, der selbst kinderlos geblieben war, hatte über die Schwangerschaft von Gastons Gemahlin ein eifersüchtiges Mißvergnügen bekundet und hatte nach deren Tode geschworen, daß er in eine neue Ehe seines Bruders nicht eher einwilligen werde, bis ihm selbst ein Sohn geboren sei. Während Ludwig XIII. sich noch in Italien befand, hatte Gaston eine heftige Neigung zu Maria Gonzaga gefaßt, der Tochter desselben Herzogs von Nevers, dem die französischen Waffen jenseits der Alpen das Herzogtum

Mantua ſichern ſollten. Ludwig XIII. wollte von dieſer Heirat nichts wiſſen; Maria von Medicis war der Prinzeſſin perſönlich abgeneigt, und da ſie erfuhr, daß Gaſton ſeine Geliebte entführen wolle, um ſich heimlich mit ihr zu vermählen, gab ſie Befehl, die junge Dame aufzuheben und nach dem Schloſſe Vincennes, das als Staatsgefängnis diente, in Gewahrſam zu bringen. Gaſton, der in dieſer Gewaltthat das Werk Richelieus zu erkennen glaubte, floh, als dieſer mit dem Könige aus Italien zurückkehrte, vor dem neuen Majordomus, der alle Macht des Königs an ſich geriſſen habe, von ſeinem Vertrauten Puylaurens und dem Präſidenten le Coigneux begleitet, aus Paris nach Joinville, einer Herrſchaft der Guiſen, um von hier aus eine Zuflucht in Deutſchland zu ſuchen. Nach kurzem Aufenthalte in Joinville begab ſich Gaſton indes nicht in die rechtsrheiniſchen Länder, ſondern bat den Herzog Karl, ihm einen Aufenthalt in Nancy zu gewähren.

Karl bereitete dem Bruder des Königs einen glänzenden Empfang und feierte deſſen Anweſenheit durch eine ununterbrochene Reihe von Feſten. Um indes dem Könige keinen Anlaß zu Mißtrauen und Beſchwerden zu geben, meldete er ihm die Ankunft des Herzogs von Orleans an ſeinem Hofe und bot zugleich ſeine guten Dienſte an, Gaſton mit dem Könige auszuſöhnen. Die Kunde, daß der Sohn Heinrichs IV., der Bruder des Königs und der vorausſichtliche Thronerbe Frankreichs ſich in den Schutz des Herzogs von Lothringen begeben habe, verſetzte Richelieu in eine große Aufregung und Verlegenheit. Er kannte die Stimmung, die Herzog Karl gegen ihn hatte, er wußte auch, daß der Herzog rüſte und mit dem kaiſerlichen Feldherrn verhandele, um vielleicht einen Angriff auf die Bistümer oder einen Einfall in die Champagne zu machen. Wie leicht konnte da bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Großen in Frankreich von Lothringen aus durch Gaſton der Brand in das Innere des Landes geworfen werden. Richelieu, dem alles daran liegen mußte,

angesichts der drohenden äußeren Verwicklungen den Frieden im Innern zu erhalten und den Thronerben von aller Verbindung mit seinen äußeren und inneren Gegnern abzuziehen, bestimmte den König, allen Forderungen, die Gaston stellen werde, nachzugeben. In den Verhandlungen die dieser mit dem Könige über seine Rückkehr an den Hof führte, versuchte er auch, „wie es die Pflicht gegen seinen Gastfreund erfordere", sich zum Anwalte der Wünsche und Beschwerden zu machen, die Karl in Chalons dem Könige vorgebracht hatte. Er vermochte aber in dieser Sache von Richelieu außer allgemeinen Zusicherungen nichts Bestimmtes zu erlangen. Man bot Gaston endlich den Titel eines Generalstatthalters von Frankreich und außer großen Geldsummen das Herzogtum Valois und die Statthalterschaft Amboise an; und auf Grund dieser Zusagen kam im Januar 1630 eine Aussöhnung mit dem Könige zustande, infolge deren Gaston an den Hof zurückkehrte. Aber nur ungern hatte er den Nanziger Aufenthalt aufgegeben, und bei seinem Abschiede hatte er Karl ein baldiges Wiedersehen verheißen.

Karl hatte zwei Schwestern. Die ältere, Henriette, die sogenannte Amazone von Pfalzburg, eine Frau von kühner und leidenschaftlicher Sinnesart, war, wie oben erwähnt ist, gegen ihre Neigung dem Prinzen von Guise vermählt worden, der den Titel eines Fürsten von Pfalzburg und Lixheim hatte. Am Nanziger Hofe, wo sie sich damals aufhielt, nahm sie zum großen Mißfallen ihres stillen Gemahles die Huldigungen von Gastons vertrautem Ratgeber Puylaurens an, der zu der schönen und stolzen Frau eine leidenschaftliche Zuneigung faßte. Karls jüngere, damals fünfzehnjährige Schwester Margareta wird als eine Prinzessin von sanfter Schönheit und bezaubernder Anmut geschildert. Gastons leicht entzündbares Herz ward durch die Reize Margaretens in Feuer gesetzt, und da ihm die beabsichtigte Ehe mit Maria Gonzaga verwehrt war, mag er schon bei seinem ersten Aufenthalte in Nancy den Gedanken

gefaßt haben, sich mit der anmutigen Schwester Karls zu vermählen. Ihm wie seinem Vertrauten war unter diesen Umständen der Aufenthalt in Nancy wie ein beglückendes Asyl erschienen, von dem beide kein Eile hatten sich zu trennen, und zu dem sie bald zurückzukehren hofften. Und dies geschah ungefähr ein Jahr nach ihrer Rückkehr an den Hof.

Der Friede zwischen Gaston und Richelieu war nämlich nur von kurzer Dauer. Der neue Bruch zwischen beiden wurde veranlaßt durch das sehr gespannte Verhältnis zwischen dem Kardinal und der Königin Mutter, die auf Gaston, ihren jüngeren Sohn, einen bestimmenden Einfluß übte. Die Bahn, in welche Richelieu allmählich die französische Politik geleitet hatte: der Bruch mit Spanien, den Maria von Medicis stets als unheilvoll für Frankreich und die Kirche ansah, der Einfall in Italien und die Zerstörung der jungen Macht Savoyens, dessen Thron ihre Tochter einnahm, die Rücksichtslosigkeit endlich, mit der Richelieu die dynastischen und religiösen Verhältnisse wie die persönlichen Wünsche der Königin, der Schöpferin seines Ansehens, behandelte, hatten das frühere, freundschaftliche Verhältnis der Königin zu dem Kardinal allmählich in eine persönliche Feindschaft gewandelt. Und nicht der alten Königin allein, sondern allgemein galt der Kardinal als der Gegner und Störer des Friedens. Das ließ der Herzog von Savoyen dem Könige sagen; das war die Meinung des Papstes, des kaiserlichen und spanischen Gesandten; das dachten die angesehensten Personen am Hofe. Alle sehnten deshalb den Sturz des allmächtigen und verhaßten Majordomus herbei.

Während der Kardinal durch vielverschlungene Ränke in Regensburg den kaiserlichen Feldherrn stürzen half und mit dem Reiche einen trugvollen Frieden verhandelte, war Ludwig XIII. in Lyon bedenklich erkrankt. Allgemein glaubte man, — die Sterndeuter im Dienste der Königin hatten es vorhergesagt — an sein bevorstehendes Ende; in Gaston sah man schon den künftigen König und brachte ihm Glückwünsche

zu seiner baldigen Erhebung. Die gesamte äußere und innere Politik Frankreichs wäre durch den Tod des Königs geändert worden, und die Welthändel hätten eine andere Wendung genommen.*) Die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Königs hatte auch die französischen Gesandten in Regensburg zur raschen Unterzeichnung des Friedens bewogen. — Aber der König genas wider Erwarten, und um das Bett des Genesenden drängten sich die auf Tod und Leben mit einander kämpfenden Parteien: dort der erste Minister, hier die Königin, die ihren Sohn bestürmte, „den bösen, undankbarsten Menschen, den die Erde trage" von sich zu entfernen. Es schien, als ob der unmittelbare Einfluß der Mutter den Sinn ihres Sohnes bestimmt hätte. Nach zuverlässigen Zeugnissen versprach Ludwig, den Kardinal, den Mann des allgemeinen Anstoßes, zu entlassen, sobald der Friede werde abgeschlossen sein.

Allgemein war man von der bevorstehenden Entlassung des Kardinals und einem Umschlage der Dinge überzeugt. Aber alle, die den Sturz des verhaßten Ministers gehofft hatten, wurden bitter enttäuscht; und wie der überraschende Schluß eines Komödienspiels ging an dem sogenannten Tage der Betrogenen (jour des dupes) das Spiel der sich Bekämpfenden aus. Die bestrickende Gewalt, die das Talent, die Kenntnisse und der Wille des Kardinals über den willenlosen, heimlich ihm abgeneigten König ausübten, hatte sich stärker erwiesen als der mütterliche Einfluß. Der Kardinal blieb im Besitze der vollen Gewalt, und der König gab ihm alle Gegner, selbst die eigene Mutter preis.

Gaston hatte den ganzen Widerwillen der Mutter gegen Richelieu in sich aufgenommen. Mit einer Anzahl junger Edelleute begab er sich im Januar 1631 in den Palast des Kardinals und warf ihm in heftigen Ausdrücken und mit

*) Für den Fall, daß der König starb, hatte die Gegnerpartei Anstalten getroffen, den Kardinal sofort festzunehmen.

drohenden Gebärden vor, daß er in die königliche Familie die Zwietracht gebracht habe; der Königin, seiner Wohlthäterin, habe er mit Undank und Verfolgung gelohnt, auch alle Zusagen, die er in der Sache des Herzogs von Lothringen gemacht, habe er unerfüllt gelassen. Darum könne zwischen ihnen keine Freundschaft mehr bestehen. — Diese leidenschaftliche Szene benutzte Richelieu, seinen Sieg über die Königin Mutter zu vervollständigen und seine Gegner vollends zu verderben. — In einem ausführlichen Gutachten wußte er den König zu überzeugen, daß Maria von Medicis mit allen inneren und äußeren Feinden des Königtums im Bunde sei; sie wiegele den Herzog von Orleans und die Parlamente auf; mit Spanien und Lothringen unterhalte sie geheime Beziehungen und sehne den Augenblick herbei, wo die Regierung des Königs durch innere Gährungen und äußere Unfälle gestürzt werde. Der Erfolg des Kardinals war auch dieses Mal ein vollständiger; seine Stellung ward mächtiger als je, und Ludwig XIII. versicherte ihm, daß er ihn gleich einem zweiten Ich gegen Freund und Feind, auch gegen die eigene Mutter und den Bruder schützen werde. Von da an deckte der Kardinal alle Gewaltthätigkeiten, durch die er seine Gegner, die alte lothringische Partei am Hofe, beseitigte, mit der Sorge um die Sicherheit und um das Wohl des Königs.

Gaston hatte sich unmittelbar nach dem oben erzählten Auftritte Ende Januar 1631 nach Orleans begeben. Maria von Medicis aber floh ein paar Monate später aus der halben Gefangenschaft, in der sie seit dem Tage der Betrogenen gehalten wurde, Sicherheit und Schutz suchend nach den Niederlanden, um nach langer Irrfahrt endlich in Not und Armut in Köln zu sterben.

Um der inneren Ruhe willen hätte Richelieu gewünscht, den Thronfolger wieder an den Hof ziehen zu können, aber Gaston wie seine Vertrauten hielt eine dauernde Aussöhnung mit dem Kardinale für unmöglich. Da ihm der Aufenthalt

in Orleans nicht genügende Sicherheit bot, begab er sich auf spanisches Gebiet in die Freigrafschaft und schickte von Besançon Boten an den Herzog von Lothringen, um sich zu vergewissern, ob er als Flüchtling am Nanziger Hofe aufs neue willkommen sei. Er ließ zugleich dem Herzoge erklären, er sei von der ausnehmenden Schönheit der Prinzessin Margareta so bezaubert, daß er sich ihr zu vermählen und durch ein verwandtschaftliches Band die Freundschaft mit Karl zu festigen wünsche. Karl antwortete, es werde ihm eine Ehre sein, den Herzog von Orleans in seinen Staaten zu empfangen und ihm alle möglichen Dienste zu leisten, er fürchte indes, den Unwillen des Königs zu erregen, der schon über den ersten Aufenthalt Gastons am lothringischen Hofe großen Verdruß empfunden habe. Daß der Herzog sich der Prinzessin Margareta vermählen und durch diese Heirat sich mit ihm enger verbinden wolle, sei ihm lieb zu hören, doch müsse er besorgen, daß der Herzog von Orleans bei erster Gelegenheit sich, wie im Jahre zuvor, wieder mit dem Kardinale aussöhnen, und daß der Haß des Königs dann auf Lothringen allein lasten werde. Um diese Bedenken Karls, die wegen der unzuverlässigen Sinnesart des Prinzen durchaus gerechtfertigt waren, zu zerstreuen, ließ Gaston dem Herzoge sagen, daß er bereit sei, ohne Aufschub alles zu erfüllen, was er versprochen habe. Hierauf wurde Gaston als willkommener Gast in Nancy empfangen und feierte dort im geheimen seine Verlobung mit der schönen Margareta von Vaudémont. Maria von Medicis, die von dem Vorgange benachrichtigt war, sandte von den Niederlanden aus ihre Zustimmung und ihre Glückwünsche und mahnte ihren Sohn, die Vermählung nicht hinauszuzögern; denn auch sie fürchtete bei dem unbeständigen Wesen Gastons, er könne sich eines Tages wieder mit dem Kardinal versöhnen und dazu gebracht werden, eine Nichte des gehaßten Prinzipalministers zu heiraten. Kühne Hoffnungen knüpften sich in Nancy an diese Verbindung Margaretas mit

zu deſſen Sturze bediene, und dies könne man mit gutem Gewiſſen thun, da er durch ſeinen Bund mit Schweden die katholiſchen und kaiſerlichen Intereſſen ſchädige.*

Bei einer ſolchen Auffaſſung der Dinge mußte ſich der Blick unwillkürlich auf Lothringen richten, von wo aus des Königs Bruder, der künftige König, die Empörung am leichteſten nach Frankreich hineintragen konnte. In der That ließ der Herzog von Orleans nach Paris und in die Provinzen Flugblätter ausgehen, welche die Verfolgungen und Gewaltthaten des Kardinals gegen die Königin Mutter und gegen des Königs Bruder, den Thronerben Frankreichs, aufzählten und den Unwillen aller gegen die tyranniſche Allgewalt des Miniſters erregen ſollten. Die öffentliche Meinung Frankreichs war im allgemeinen für den Herzog von Orleans. Die ungeheuern Steuerlaſten, die der Kardinal dem Lande auferlegt hatte, um die Koſten der italiſchen Feldzüge zu decken und die notwendigen Summen für die Beſoldung ſeiner Verbündeten zu beſchaffen, dazu die miniſterielle Rückſichtsloſigkeit und Willkür, die jeder fühlte, hatten eine allgemeine tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt: Das Volk, die Parlamente, die Gouverneure in den Provinzen ſahen daher in der Sache Gaſtons die eigene. Bei dem erſten Verſuche, den er mache, die verhaßte Regierung zu ſtürzen, ſo glaubte man, würde ſich ihm eine Anzahl Feſtungen öffnen, und ganze Provinzen würden ſich für ihn erheben. Aus den Niederlanden kamen nach Nancy zu Gaſton Geſandte, die ihm Geldunterſtützungen der Infantin Iſabella brachten; denn Spanien betrachtete die Sache der Königin Mutter, die ſich Richelieus Abſichten gegen Spanien ſtets widerſetzt hatte, und deren Tochter auf dem ſpaniſchen Throne ſaß, als die ſeinige. Ferner verſprach man, zu Gunſten Gaſtons ein Heer im Luxenburgiſchen aufzuſtellen unter der einen Bedingung, daß er keinen Frieden

*) Ranke, Franzöſiſche Geſchichte II. 412.

mit dem Könige abschließe, bevor die spanisch-französischen Zerwürfnisse ausgeglichen seien.

Auch Herzog Karl war zum Handeln gerüstet. Er hatte im Sommer 1631 sein Heer auf 14 000 Mann Fußgänger und 3000 Reiter gebracht, denn der Einfall des Schwedenkönigs und dessen Verbindung mit den protestantischen Fürsten, so erklärte er öffentlich, nötige alle katholischen Fürsten, ihre Grenzen gegen kriegerische Überraschungen zu sichern. Er hatte außerdem erfahren, daß auf dem Leipziger Konvente (Februar 1631), wo man beschlossen hatte, dem kaiserlichen Heere jede Kontribution zu versagen und den Durchzug kaiserlicher Truppen mit Gewalt zu verhindern, feindselige Pläne gegen Lothringen beraten worden seien. Sein Entschluß war gefaßt, sich ganz von Frankreich zu trennen und an Kaiser und Reich anzuschließen. Die Feindseligkeiten Richelieus hatten ihn überzeugt, daß ein Sieg der verbündeten französischen und schwedischen Waffen ihn zu Grunde richten müsse; von einer siegreichen kaiserlichen Gewalt aber hatte er nichts zu fürchten und vieles zu hoffen. Das Gewicht solcher Erwägungen wurde bei ihm durch persönliche Neigungen verstärkt. Eifriger Katholik, Neffe des Kurfürsten von Baiern, Mitglied des Reiches, unter dessen Schutz Lothringen gestellt war, entschloß er sich auf die kaiserliche Seite zu treten, ohne die Gefahren zu achten, die ihm von der Allianz Frankreichs mit dem siegreich vordringenden Schweden drohten. Mit Spanien, dem die lothringische Bundesgenossenschaft für seine Stellung am Rheine von großer Wichtigkeit war, und mit der kaiserlich-ligistischen Macht führte er eifrige Unterhandlungen wegen der Übernahme des Titels eines kaiserlich-ligistischen Feldobersten auf dem linken Rheinufer. Im Elsaß wurden ihm vom Kaiser die Städte Hagenau und Zabern als Sicherheitsplätze eingeräumt, auch die Belehnung mit der Landgrafschaft Hessen oder der Pfalz, sowie ein Kurfürstenhut soll ihm in Aussicht gestellt worden sein; er sollte ferner alles

zu deſſen Sturze bediene, und dies könne man mit gutem Gewiſſen thun, da er durch ſeinen Bund mit Schweden die katholiſchen und kaiſerlichen Intereſſen ſchädige.*)

Bei einer ſolchen Auffaſſung der Dinge mußte ſich der Blick unwillkürlich auf Lothringen richten, von wo aus des Königs Bruder, der künftige König, die Empörung am leichteſten nach Frankreich hineintragen konnte. In der That ließ der Herzog von Orleans nach Paris und in die Provinzen Flugblätter ausgehen, welche die Verfolgungen und Gewaltthaten des Kardinals gegen die Königin Mutter und gegen des Königs Bruder, den Thronerben Frankreichs, aufzählten und den Unwillen aller gegen die tyranniſche Allgewalt des Miniſters erregen ſollten. Die öffentliche Meinung Frankreichs war im allgemeinen für den Herzog von Orleans. Die ungeheuern Steuerlaſten, die der Kardinal dem Lande auferlegt hatte, um die Koſten der italiſchen Feldzüge zu decken und die notwendigen Summen für die Beſoldung ſeiner Verbündeten zu beſchaffen, dazu die miniſterielle Rückſichtsloſigkeit und Willkür, die jeder fühlte, hatten eine allgemeine tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt: Das Volk, die Parlamente, die Gouverneure in den Provinzen ſahen daher in der Sache Gaſtons die eigene. Bei dem erſten Verſuche, den er mache, die verhaßte Regierung zu ſtürzen, ſo glaubte man, würde ſich ihm eine Anzahl Feſtungen öffnen, und ganze Provinzen würden ſich für ihn erheben. Aus den Niederlanden kamen nach Nancy zu Gaſton Geſandte, die ihm Geldunterſtützungen der Infantin Iſabella brachten; denn Spanien betrachtete die Sache der Königin Mutter, die ſich Richelieus Abſichten gegen Spanien ſtets widerſetzt hatte, und deren Tochter auf dem ſpaniſchen Throne ſaß, als die ſeinige. Ferner verſprach man, zu Gunſten Gaſtons ein Heer im Luxenburgiſchen aufzuſtellen unter der einen Bedingung, daß er keinen Frieden

*) Ranke, Franzöſiſche Geſchichte II. 412.

mit dem Könige abschließe, bevor die spanisch-französischen Zerwürfnisse ausgeglichen seien.

Auch Herzog Karl war zum Handeln gerüstet. Er hatte im Sommer 1631 sein Heer auf 14 000 Mann Fußgänger und 3000 Reiter gebracht, denn der Einfall des Schwedenkönigs und dessen Verbindung mit den protestantischen Fürsten, so erklärte er öffentlich, nötige alle katholischen Fürsten, ihre Grenzen gegen kriegerische Überraschungen zu sichern. Er hatte außerdem erfahren, daß auf dem Leipziger Konvente (Februar 1631), wo man beschlossen hatte, dem kaiserlichen Heere jede Kontribution zu versagen und den Durchzug kaiserlicher Truppen mit Gewalt zu verhindern, feindselige Pläne gegen Lothringen beraten worden seien. Sein Entschluß war gefaßt, sich ganz von Frankreich zu trennen und an Kaiser und Reich anzuschließen. Die Feindseligkeiten Richelieus hatten ihn überzeugt, daß ein Sieg der verbündeten französischen und schwedischen Waffen ihn zu Grunde richten müsse; von einer siegreichen kaiserlichen Gewalt aber hatte er nichts zu fürchten und vieles zu hoffen. Das Gewicht solcher Erwägungen wurde bei ihm durch persönliche Neigungen verstärkt. Eifriger Katholik, Neffe des Kurfürsten von Baiern, Mitglied des Reiches, unter dessen Schutz Lothringen gestellt war, entschloß er sich auf die kaiserliche Seite zu treten, ohne die Gefahren zu achten, die ihm von der Allianz Frankreichs mit dem siegreich vordringenden Schweden drohten. Mit Spanien, dem die lothringische Bundesgenossenschaft für seine Stellung am Rheine von großer Wichtigkeit war, und mit der kaiserlich-ligistischen Macht führte er eifrige Unterhandlungen wegen der Übernahme des Titels eines kaiserlich-ligistischen Feldobersten auf dem linken Rheinufer. Im Elsaß wurden ihm vom Kaiser die Städte Hagenau und Zabern als Sicherheitsplätze eingeräumt, auch die Belehnung mit der Landgrafschaft Hessen oder der Pfalz, sowie ein Kurfürstenhut soll ihm in Aussicht gestellt worden sein; er sollte ferner alles

zu deſſen Sturze bediene, und dies könne man mit gutem Gewiſſen thun, da er durch ſeinen Bund mit Schweden die katholiſchen und kaiſerlichen Intereſſen ſchädige.*)

Bei einer ſolchen Auffaſſung der Dinge mußte ſich der Blick unwillkürlich auf Lothringen richten, von wo aus des Königs Bruder, der künftige König, die Empörung am leichteſten nach Frankreich hineintragen konnte. In der That ließ der Herzog von Orleans nach Paris und in die Provinzen Flugblätter ausgehen, welche die Verfolgungen und Gewaltthaten des Kardinals gegen die Königin Mutter und gegen des Königs Bruder, den Thronerben Frankreichs, aufzählten und den Unwillen aller gegen die tyranniſche Allgewalt des Miniſters erregen ſollten. Die öffentliche Meinung Frankreichs war im allgemeinen für den Herzog von Orleans. Die ungeheuern Steuerlaſten, die der Kardinal dem Lande auferlegt hatte, um die Koſten der italiſchen Feldzüge zu decken und die notwendigen Summen für die Beſoldung ſeiner Verbündeten zu beſchaffen, dazu die miniſterielle Rückſichtsloſigkeit und Willkür, die jeder fühlte, hatten eine allgemeine tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt: Das Volk, die Parlamente, die Gouverneure in den Provinzen ſahen daher in der Sache Gaſtons die eigene. Bei dem erſten Verſuche, den er mache, die verhaßte Regierung zu ſtürzen, ſo glaubte man, würde ſich ihm eine Anzahl Feſtungen öffnen, und ganze Provinzen würden ſich für ihn erheben. Aus den Niederlanden kamen nach Nancy zu Gaſton Geſandte, die ihm Geldunterſtützungen der Infantin Iſabella brachten; denn Spanien betrachtete die Sache der Königin Mutter, die ſich Richelieus Abſichten gegen Spanien ſtets widerſetzt hatte, und deren Tochter auf dem ſpaniſchen Throne ſaß, als die ſeinige. Ferner verſprach man, zu Gunſten Gaſtons ein Heer im Luxenburgiſchen aufzuſtellen unter der einen Bedingung, daß er keinen Frieden

*) Ranke, Franzöſiſche Geſchichte II. 412.

mit dem Könige abschließe, bevor die spanisch-französischen Zerwürfnisse ausgeglichen seien.

Auch Herzog Karl war zum Handeln gerüstet. Er hatte im Sommer 1631 sein Heer auf 14 000 Mann Fußgänger und 3000 Reiter gebracht, denn der Einfall des Schwedenkönigs und dessen Verbindung mit den protestantischen Fürsten, so erklärte er öffentlich, nötige alle katholischen Fürsten, ihre Grenzen gegen kriegerische Überraschungen zu sichern. Er hatte außerdem erfahren, daß auf dem Leipziger Konvente (Februar 1631), wo man beschlossen hatte, dem kaiserlichen Heere jede Kontribution zu versagen und den Durchzug kaiserlicher Truppen mit Gewalt zu verhindern, feindselige Pläne gegen Lothringen beraten worden seien. Sein Entschluß war gefaßt, sich ganz von Frankreich zu trennen und an Kaiser und Reich anzuschließen. Die Feindseligkeiten Richelieus hatten ihn überzeugt, daß ein Sieg der verbündeten französischen und schwedischen Waffen ihn zu Grunde richten müsse; von einer siegreichen kaiserlichen Gewalt aber hatte er nichts zu fürchten und vieles zu hoffen. Das Gewicht solcher Erwägungen wurde bei ihm durch persönliche Neigungen verstärkt. Eifriger Katholik, Neffe des Kurfürsten von Baiern, Mitglied des Reiches, unter dessen Schutz Lothringen gestellt war, entschloß er sich auf die kaiserliche Seite zu treten, ohne die Gefahren zu achten, die ihm von der Allianz Frankreichs mit dem siegreich vordringenden Schweden drohten. Mit Spanien, dem die lothringische Bundesgenossenschaft für seine Stellung am Rheine von großer Wichtigkeit war, und mit der kaiserlich-ligistischen Macht führte er eifrige Unterhandlungen wegen der Übernahme des Titels eines kaiserlich-ligistischen Feldobersten auf dem linken Rheinufer. Im Elsaß wurden ihm vom Kaiser die Städte Hagenau und Zabern als Sicherheitsplätze eingeräumt, auch die Belehnung mit der Landgrafschaft Hessen oder der Pfalz, sowie ein Kurfürstenhut soll ihm in Aussicht gestellt worden sein; er sollte ferner alles

erhalten, was das Reich noch im Bistume Metz besaß. Die allgemeinen europäischen und die besonderen Angelegenheiten Frankreichs wirrten sich so in Lothringen in einander und machten dieses kleine Land wie schon einmal zuvor zum Mittelpunkte, in dem die großen europäischen Parteien auf einander stießen.

Noch waren die Verhandlungen Herzog Karls mit Spanien und den ligistischen Fürsten zu keinem Abschlusse gekommen, als auf dem deutschen Kriegsschauplatze die Schlacht von Breitenfeld (17. September 1631) die kaiserlich-ligistische Macht zersprengte und die reichsten Länder Deutschlands dem Einmarsche und der Beutegier des Siegers öffnete. Dieser Sieg des Schweden warf ein ungeheures Gewicht in die Wagschale des ihm verbündeten Kardinals und schnellte die der Gegner hoch empor. Bei Richelieu war es von da an beschlossene Sache, mit Hilfe des Schweden den Lothringer zu verderben und das linke Rheinufer bis ans Meer zu gewinnen.

Es ist bemerkenswert, wie der Kardinal seine Absichten gegen Lothringen ins Werk setzte: nicht mit einem Male, sondern stückweise, in mehreren Anläufen und mit einem Aufwande von List und Verstellung, den die Schwäche des Gegners kaum zu rechtfertigen schien. Wie der Schakal hinter dem Löwen herzieht, um sich an den Resten seines Mahles zu sättigen, so folgt Richelieus lothringische Politik dem Raub- und Siegeszuge des Schweden. Nach jedem neuen Siege der schwedischen Waffen holt der Kardinal zu einem neuen tödlichen Schlage gegen das herzogliche Geschlecht und gegen die Unabhängigkeit Lothringens aus.

Ludwig XIII. hatte auf die Kunde von dem siegreichen Fortschreiten der schwedischen Waffen große Truppenmassen in die Champagne und in die Bistümer vorgeschoben und begann die von den Kaiserlichen besetzte Stadt Moyenvic einzuschließen. Um den Ereignissen nahe zu sein, hatte er sich selbst Mitte Oktober nach Chateau-Thierry begeben. Von hier sandte

er den Abbé Dorat nach Nancy, um über den Zweck der kriegerischen Rüstungen Karls Aufschluß zu fordern und den Herzog vor die Wahl zu stellen, die ausgehobenen Truppen sofort zu entlassen oder sie mit dem Heere des Königs zu vereinigen, sobald dieser es fordere. Auch wegen der Vermählung des Herzogs von Orleans mit Karls Schwester Margareta sollte der Gesandte von Karl eine Erklärung verlangen. Karl antwortete, daß ihm über eine bevorstehende Heirat Gastons mit seiner Schwester nichts bekannt sei; was das zusammengebrachte Kriegsvolk betreffe, so sei dieses bestimmt, dem Kaiser wider den Schweden beizustehen, dessen siegreiches Vordringen allen katholischen Mächten Gefahr drohe und keinem Fürsten gestatte, wehrlos zu bleiben. Den Herzog gewissermaßen beim Worte nehmend, verlangte der König hierauf, daß Karl seine Truppen sofort auf den deutschen Kriegsschauplatz über den Rhein führe, sonst werde er selbst mit seiner gesamten Macht in Lothringen einbrechen und zu seines Bruders Hochzeit kommen.

Nach einer kurzen Beratung mit seinem Vertrauten beschloß Karl, seine Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz zu führen; er folgte dabei mehr der eigenen Neigung, als daß er der drohenden Forderung des Königs entsprach; auch hoffte er, nach einem siegreichen Feldzuge jenseit des Rheines eine entscheidende Stellung in den inneren französischen Wirren einzunehmen. Von Saarburg aus teilte er Ludwig XIII. seinen Entschluß mit und ließ ihm aufs neue versichern, daß er stets dem Besten des Königs dienen und keinen Feind seiner Person unterstützen werde. Er übergab die Regierung des Landes seinem Vater Franz und überschritt, von seinem Schwager, dem Prinzen von Pfalzburg, begleitet, mit einem Heere von 14 000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern die Vogesen. In Zabern und in Hagenau ließ er unter dem Befehle des Marquis de Ville und des Grafen von Salm eine Besatzung zurück und ging bei Worms über den Rhein,

voll glühender Begier, sich mit dem Schweden im offenen Felde zu messen. Da kamen zu ihm Boten des Bischofs von Würzburg, der ihn dringend bitten ließ, eiligst zu kommen und die von den Schweden bestürmte Würzburger Feste Marienburg, in die man die kostbarsten Gerätschaften aus Kirchen und Klöstern geflüchtet hatte, zu entsetzen.

Nach dem entscheidenden Siege bei Breitenfeld hatte der Schwedenkönig den ihm verbündeten Kurfürsten von Sachsen gegen die kaiserlichen Erbländer geschickt, in der Absicht, den Bruch des Kurhauses mit dem Kaiser dadurch unheilbar zu machen; er selbst aber war durch Thüringen in die Mainländer gezogen. Sein schon nicht mehr durch den Gewinn der „Ostseekante" befriedigter Ehrgeiz gedachte hier den Grund zu der erträumten schwedischen Oberherrschaft über Deutschland zu legen. Dorthin lockte auch der noch unausgeschöpfte Reichtum der Bistümer, Stifter und Städte, deren Plünderung die ärmlichen Wohnstätten des schwedischen Adels mit kostbarem Hausrat, die leeren Schatzkammern des Königs mit unermeßlichen Schätzen an edelsteingeschmücktem Altargerät, an Kreuzen, Kelchen und Monstranzen aus gediegenem Golde, an Kandelabern, silbernen Bischofsstäben und Weltkugeln, an Mischkrügen aus Achat mit goldenen Reifen wie an kostbaren Handschriften, Münzen und Gemälden edelster Meister füllen sollte. — Die alten halbvergessenen Raubzüge, auf denen die armen und rohen Nordlandssöhne einst die Reichtümer und Genüsse der ost- und westfränkischen Städte ausgeschöpft hatten, schienen mit dem Heereszuge des neuen Sigurd wieder aufzuleben, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt in ein militärisches System gebracht und von Psalmengesängen und Gebeten begleitet waren.*)

*) Gustav Adolf pflegte zu sagen, daß er aus Deutschland nicht so viel habe, um sich daraus ein paar Hosen beschaffen zu können. Wie es sich mit diesen und anderen schönen Sprüchen des Eroberers verhielt, bezeugt unter anderem der Bericht des Franzosen Karl Ogier, der 1635 in Begleitung des französischen Gesandten Grafen d'Avaux zum

Auf die Botschaft des Würzburger Bischofs beeilte Karl, der mit überlegenen Streitkräften einen großen Schlag auszuführen gedachte, seine Vereinigung mit Tilly. Dieser hatte sich aus Sachsen nach Westfalen, dann nach Hessen gezogen, und stand jetzt bei Miltenberg, wo er die Trümmer seines zersprengten Heeres an sich zog. Das vereinigte Kriegsvolk Tillys und Karls, zu denen noch Aldringer mit einem Teile des italischen Heeres stieß, machte 60 000 Mann aus und war den Schweden an Zahl überlegen; aber Tilly hielt sich unbeweglich und stellte dem ungestümen Drängen des Herzogs,

zweiten Male sich in Schweden aufhielt. Im Jahre 1618 waren, wie Ogier berichtet, die Häuser in Stockholm und Upsala zum größten Teile noch Hütten aus Lehm, aber schon 1635 standen an ihrer Stelle steinerne Paläste und Schlösser, geschmückt mit den kostbaren Beutestücken aus Deutschland, die noch mit den Wappen ihrer ehemaligen Besitzer geschmückt waren. Die königliche Schatzkammer in Stockholm, die vordem nur unwertigen Trödel enthielt, sah Ogier gefüllt mit dem kostbarsten goldenen und silbernen Tafelgerät, darunter sechs ungeheuren Weinbehältern von fünf Fuß Höhe, sogenannten „Willkommen"-Gefäßen von Achat, eingefaßt von goldenen edelsteinbesetzten Reifen, mit silbernen Weltkugeln, massiv goldenen Kreuzen, Kelchen und Monstranzen von edelster Arbeit, Bischofstäben und sonstigem kirchlichen Schmuck, der den Kirchen in Würzburg, Bamberg, Mainz, Nürnberg, München u. s. w. entnommen war. Daneben zählt Ogier eine Menge von kostbaren Handschriften, römischen Münzen und Gemälden der vortrefflichsten Meister auf, alles Beutestücke, welche der gepriesene Sieger vor kurzem aus den deutschen Städten in sein ärmliches Vaterland geschickt hatte. „O seltsamer Wechsel der Dinge", ruft Ogier bei dieser Gelegenheit aus, „achthundert Jahre haben die Herzöge Baierns und andere deutsche Fürsten und Städte Schätze zusammengebracht; die Kaiser und unter ihnen zumeist Karl der Große haben die Kirchen bereichert, und neben ihnen haben fromme Bischöfe mit größter Sparsamkeit ihr Familiengut gemehrt und damit die Tempel geschmückt, damit alle diese Schätze und Reichtümer an einem Tage eine Beute der Schweden würden." Dieses schrieb Ogier im Jahre 1635, im fünften Jahre des schwedischen Krieges, und noch sollte das deutsche Reich 13 Jahre lang von Schweden ausgeraubt werden. Die interessante Stelle aus den Ephemeriden Karl Ogiers ist abgedruckt bei Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges I. 44.

voll glühend [illegible]
Felde zu m[illegible] [illegible]
Würzburg, [illegible] [illegible] dem Kurfürsten von [illegible]
und die [illegible] [illegible] [illegible]
Marienburg [illegible] [illegible] [illegible]
Kirchen un[illegible] [illegible] die Marienburg [illegible]
Nach [illegible] der Schweden 18. [illegible]
Schweden[illegible] [illegible] Greueln [illegible]
gegen di[illegible] [illegible] die Unschlüssigkeit Tillys, [illegible]
Bruch d[illegible] [illegible] Hand den Schweden zu [illegible]
machen; [illegible] Er zog deshalb, [illegible]
länder [illegible] und Rotenburg und [illegible]
der „D[illegible] [illegible] der Schwedenkönig rührte [illegible]
zu der [illegible] gewähren, weil Kälte und Krank-
zu leg[illegible] [illegible] bald nötigen würden, sich zurück-
tum d[illegible]
ärmli[illegible] [illegible] der That bald gezwungen, sein er-
Haus[illegible] [illegible]heiten stark angegriffenes Heer in die
lichen [illegible] er selbst eilte nach München, um
Kelch[illegible] [illegible] vor den gefährlichen Lockungen
laber [illegible] und ihm den eignen Kriegseifer
krüg[illegible] [illegible]rigen Reden, die sich den Warnungen
schr[illegible] [illegible] gewannen für den Augenblick in München
— [illegible] die Gewandtheit der französischen Unter-
und [illegible] und de l'Isle, die dem Kurfürsten die
der [illegible] zukünftigen Vorteile einer Neutralität
mit [illegible] brach die Unterhandlungen mit Richelieu
mit [illegible] seinem Neffen, dessen kriegerische Talente er
geb[illegible] [illegible] gelernt hatte, den Oberbefehl über ein
[illegible] 0 Mann, das sich bei Donauwörth
[illegible] [illegible]itze einer bedeutenden Heeresmacht
[illegible] dem Schwedenkönige im Felde zu
[illegible] Zeit da Gustav Adolf den Rhein
[illegible] ergabe zu zwingen, zog er, von

Tilly unterstützt, gegen die mit den Schweden verbündete Stadt Nürnberg. „Der alte Teufel Tilly", so schrieb Gustav Adolf am 29. November 1631 an den Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken, „mit allen seinen Jüngern, dem Lothringer u. s. w. liegt nun vor Nürnberg; der Feind ist stark, aber Gott hat uns auch ziemliche Kräfte verliehen". Kaum hatte Karl indes seine Operationen im Felde begonnen, da kamen ihm schlimme Nachrichten aus Lothringen.

Als Gustav Adolf nach der Leipziger Schlacht durch Thüringen und Franken nach dem Mittelrheine zog, gedachte er den Holländern die Hand zu reichen, die spanisch-österreichische Verbindung am Rhein zu sprengen und sich in den Ländern festzusetzen, welche die ehrwürdigen Stätten des alten Kaisertums gebildet hatten. Gleich nach dem Falle von Würzburg verschenkte er die Güter der aufgehobenen Klöster an schwedische Offiziere und an einige Anhänger aus dem deutschen Adel und verkündete „allen Ständen und Unterthanen seines Herzogtums Franken", daß sie ihn als ihren Erbherrn zu betrachten und ihm wie seinen Nachkommen den Huldigungseid zu leisten hätten. Nachdem er hierauf Mitte November Frankfurt zum Anschlusse gezwungen hatte, suchte er Mainz, den Knotenpunkt der Main- und Rheinlande, in seine Gewalt zu bekommen. Da trat seinem Unternehmen der Herzog von Lothringen an der Spitze des bayerischen Heeres entgegen, und von Nürnberg kamen ihm die Hilferufe der bedrohten Bundesgenossen, die ihn zwangen, von Mainz weg sich wieder gegen Frankfurt zu wenden.

Das feindliche Auftreten des Herzogs von Lothringen gab Gustav Adolf Anlaß, sich bei seinem Verbündeten, dem Könige von Frankreich, zu beschweren. Nach seiner Meinung hätte Ludwig XIII. es nie zulassen dürfen, daß ein benachbarter kleiner Fürst, der in Frankreichs Abhängigkeit stehe,

der den Feind mit voller Macht angreifen wollte, ein unentschlossenes Zaudern entgegen. Denn vielverschlungene Verhandlungen, die Richelieu mit dem Kurfürsten von Bayern und den Mitgliedern der Liga unterhielt, hatten dem alten Kriegshelden verhaßte Unthätigkeit auferlegt. Fast unter den Augen des überlegenen Heeres fiel so die Marienburg und die reiche Mainstadt in die Hände der Schweden (18. Oktober), welche die erstürmte Feste mit allen Greueln entfesselter Wildheit erfüllten. Aufgebracht über die Unschlüssigkeit Tillys, versuchte Karl jetzt auf eigene Hand den Schweden zu einer Schlacht ins offene Feld zu ziehen. Er zog deshalb, obschon der Winter nahte, gegen Windsheim und Rotenburg und nahm beide Plätze im Sturme; aber der Schwedenkönig rührte sich nicht, er ließ den Herzog gewähren, weil Kälte und Krankheiten den neuen Gegner bald nötigen würden, sich zurückzuziehen.

Karl sah sich in der That bald gezwungen, sein erschöpftes und von Krankheiten stark angegriffenes Heer in die Winterquartiere zu legen; er selbst eilte nach München, um den Kurfürsten Maximilian vor den gefährlichen Lockungen des Kardinals zu warnen und ihm den eignen Kriegseifer mitzuteilen. Seine feurigen Reden, die sich den Warnungen des Kaisers vereinten, gewannen für den Augenblick in München die Oberhand über die Gewandtheit der französischen Unterhändler Saint-Estienne und de l'Isle, die dem Kurfürsten die augenblicklichen und zukünftigen Vorteile einer Neutralität anpriesen. Maximilian brach die Unterhandlungen mit Richelieu ab und übertrug seinem Neffen, dessen kriegerische Talente er schon bei Prag kennen gelernt hatte, den Oberbefehl über ein bayerisches Heer von 25 000 Mann, das sich bei Donauwörth gesammelt hatte. An der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht sehnte Karl sich jetzt danach, dem Schwedenkönige im Felde zu begegnen. Ende November, zur Zeit da Gustav Adolf den Rhein überschritt, um Mainz zur Übergabe zu zwingen, zog er, von

Tilly unterstützt, gegen die mit den Schweden verbündete Stadt Nürnberg. „Der alte Teufel Tilly", so schrieb Gustav Adolf am 29. November 1631 an den Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken, „mit allen seinen Jüngern, dem Lothringer u. s. w. liegt nun vor Nürnberg; der Feind ist stark, aber Gott hat uns auch ziemliche Kräfte verliehen". Kaum hatte Karl indes seine Operationen im Felde begonnen, da kamen ihm schlimme Nachrichten aus Lothringen.

Als Gustav Adolf nach der Leipziger Schlacht durch Thüringen und Franken nach dem Mittelrheine zog, gedachte er den Holländern die Hand zu reichen, die spanisch-österreichische Verbindung am Rhein zu sprengen und sich in den Ländern festzusetzen, welche die ehrwürdigen Stätten des alten Kaisertums gebildet hatten. Gleich nach dem Falle von Würzburg verschenkte er die Güter der aufgehobenen Klöster an schwedische Offiziere und an einige Anhänger aus dem deutschen Adel und verkündete „allen Ständen und Unterthanen seines Herzogtums Franken", daß sie ihn als ihren Erbherrn zu betrachten und ihm wie seinen Nachkommen den Huldigungseid zu leisten hätten. Nachdem er hierauf Mitte November Frankfurt zum Anschlusse gezwungen hatte, suchte er Mainz, den Knotenpunkt der Main- und Rheinlande, in seine Gewalt zu bekommen. Da trat seinem Unternehmen der Herzog von Lothringen an der Spitze des bayerischen Heeres entgegen, und von Nürnberg kamen ihm die Hilferufe der bedrohten Bundesgenossen, die ihn zwangen, von Mainz weg sich wieder gegen Frankfurt zu wenden.

Das feindliche Auftreten des Herzogs von Lothringen gab Gustav Adolf Anlaß, sich bei seinem Verbündeten, dem Könige von Frankreich, zu beschweren. Nach seiner Meinung hätte Ludwig XIII. es nie zulassen dürfen, daß ein benachbarter kleiner Fürst, der in Frankreichs Abhängigkeit stehe,

sich ihm, dem Freunde und Bundesgenossen dieser Macht, entgegenwerfe. Er forderte daher den König auf, den Lothringer zur Vernunft zu bringen und für den Fortgang der schwedischen Waffen unschädlich zu machen. Diese Forderung sei um so berechtigter, als der König von Frankreich für die geistlichen Kurfürsten am Rheine, die sich in den Schutz Frankreichs begeben hätten, bei dem Schwedenkönige Neutralität und Schonung verlange. Die Folge dieser Beschwerde war ein förmliches Bündnis, das zwischen Schweden und Frankreich zur Vernichtung Lothringens abgeschlossen wurde. Darin versprach Ludwig XIII., wenn gütliche Mahnungen nutzlos sein würden, den Herzog von Lothringen mit aller Macht anzugreifen und dahin zu bringen, daß er dem Könige von Schweden und dessen Verbündeten nie mehr beschwerlich werden könne. Dagegen gelobte der Schwede, mit seiner ganzen Macht der französischen Krone Beistand zu leisten, wenn diese wegen eines Angriffes auf Lothringen von dem Kaiser oder von dem Könige von Spanien oder von sonst jemand befeindet werde.*) Nach Abschluß dieses Vertrages, der dem französischen Bundesgenossen Schwedens freie Hand gegen Lothringen sicherte und einen Teil der großen deutschen Beute verbürgte, rückte Ludwig XIII. mit starken Truppenmassen in Lothringen ein und begann die Belagerung der von einer kleinen kaiserlichen Besatzung gehaltenen, von Sümpfen umgebenen Feste Moyenvic. Um den Schein des Friedens mit dem Reiche zu wahren, erklärte Ludwig XIII., daß er die Belagerung im Namen seines Bastardbruders, des Bischofs von Metz, unternehme.

Diese bösen Nachrichten waren es, die dem Herzoge Karl bei Nürnberg zugingen und ihn zu schleuniger Rückkehr in sein Land mahnten, drei Monate nachdem er es auf die drohende

*) Chemnitz, Königl. Schwedischen in Deutschland geführten Krieges. I. Teil 281.

Aufforderung des Königs verlassen hatte. Die Reste seines von Mangel und Seuchen geschwächten Heeres ließ er unter dem Befehle des Marquis von Harocourt zu ungelegener Zeit bei Hagenau über den Rhein zurückgehen, während er selbst mit einem Geleite von wenigen Edelleuten eiligst den Heimweg über Straßburg nahm. Die Stadt, mit den Schweden schon im Bunde, gewährte ihm nur für seine Person schimpflichen Durchzug. Der städtische Pöbel verfolgte ihn, als er durch die Straßen ritt, mit Geschrei und Schmähreden; ein Wagner schlug auf sein Pferd los, und vor dem Thore wurde das Gepäck der ihn begleitenden Edelleute überfallen und geplündert.

Nach einer kurzen Beratung mit seinem Vater Franz und dem Herzoge von Orleans eilte Karl nach Metz zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit dem Könige.

„Die Lage, in der sich der Herzog befand", so schreibt Richelieu in seinen Denkwürdigkeiten, „war so, daß nächst Gott nur der König von Frankreich ihn schützen und vor dem Verluste seiner Staaten bewahren konnte; denn der Schwedenkönig, der wunderbare Erfolge im Felde hatte, war sehr gegen ihn aufgebracht, und nichts auf Erden hätte die Macht Schwedens und Frankreichs hindern können, wenn sie in derselben Absicht (den Herzog seiner Staaten zu berauben) einig waren. Den Sieges- und Rachezug des einen konnte nur der Widerstand des andern aufhalten". Am 23. Dezember war Mainz in die Gewalt der Schweden gekommen, und schwedische Truppen, die in das Nahe- und Saarthal bis Bockenheim vordrangen, drohten Lothringen mit allen Schrecken des Krieges zu überziehen. Von Mainz aus hatte Gustav Adolf an Karl ein drohendes Schreiben gerichtet (27. Dezember), in dem er sich bitter beschwert, daß der Herzog sich ohne Grund in fremde Händel eingemischt habe und statt die Gerechtigkeit der schwedischen Sache zu begünstigen, ihn abhalten wolle, an dem Kaiser erlittene Unbilden zu rächen. Unter der

Beteuerung, daß sein Unternehmen nicht aus Haß gegen die katholische Religion geleitet sei, und daß er, um diese Meinung zu widerlegen, die Freundschaft der Liga gesucht und deren Mitgliedern zu seinem eigenen Schaden Vorteile geboten habe, begehrte er zu wissen, ob der Herzog in seiner feindlichen Gesinnung zu verharren gedenke oder sich von dem Kaiser lossagen und die Freundschaft des Schwedenkönigs genießen wolle. Auf dieses Schreiben, in dem sich schon der Übermut des Siegers ausspricht, der Deutschland als seine Beute betrachtete, antwortete Karl im Januar 1632 ausweichend, er sei keineswegs des Königs Feind, jedoch seiner Pflicht, dem Kaiser Beistand zu leisten, habe er nicht fehlen dürfen; auch seine eigene Sicherheit habe ihn zu kriegerischen Rüstungen genötigt, denn auf dem Leipziger Konvente seien allerlei feindliche Pläne gegen ihn laut geworden. Deshalb habe er es für richtiger gehalten, seinen Feind außer Landes zu suchen, statt ihn daheim zu erwarten. Gleichwohl werde er gerne den Wünschen des Königs entsprechen, soweit seine Ehre und sein guter Ruf es zulasse.*)

Unter diesen Umständen überlegte Richelieu, ob es vorteilhafter sei, den Herzog aus seinem Lande zu verjagen und Frankreichs Grenzen über Lothringen auszudehnen, oder ob es besser sei, ihn nur einzuschüchtern und ihm Bedingungen aufzuerlegen, durch die er ganz in die Abhängigkeit Frankreichs komme. Mit Spanien wie mit dem Reiche stand man dem Namen nach noch immer im Friedensverhältnis; an diesem Zustande der Dinge wünschte Richelieu aus vielen Gründen fürs erste nichts zu ändern. Der offene Raub Lothringens bedeutete aber den Krieg mit Spanien wie mit dem Reiche und mußte zugleich die Mitglieder der Liga, die der Kardinal gewinnen und nötigenfalls gegen die allzu gefährlich anwachsende Macht des Schweden zu gebrauchen dachte, von dem franzö-

*) Calmet Preuves 497.

ſiſchen Bündniſſe abſchrecken. Richelieu wollte ferner den Schweden aus den linksrheiniſchen Ländern, die er ſchon als ſeine Beute betrachtete, fern halten. Deshalb ging der Rat, den er dem Könige gab, dahin, es ſei beſſer, dem Herzoge „unter dem Scheine der Großmut einen Kappzaum anzulegen“, durch den er ganz von dem Willen des Königs von Frankreich abhängig werde. Nicht durch offene Beraubung, ſondern mit Zuſtimmung des Gefeſſelten wollte man in den Beſitz Lothringens kommen.

Als Karl in Metz bei dem Könige erſchien, wurde er von dieſem wie von dem Kardinale mit erheuchelter Freundlichkeit und allen Ehrenbezeugungen empfangen. Beide wichen aber jeder Gelegenheit aus, von den ernſten Angelegenheiten, die den Herzog betrafen, mit dieſem zu reden. Erſt als die von dem Lothringer Franz Mercy, der ſpäter als kaiſerlicher Heerführer ſich großen Ruhm erwerben ſollte, hartnäckig verteidigte Feſte Moyenvic Ende Dezember in die Gewalt der Franzoſen geraten war, ließ Ludwig XIII. den Herzog kommen und hielt ihm ein langes Regiſter ſeiner Vergehen „gegen den König von Frankreich“ vor: Das Bündnis mit dem Kaiſer und mit Spanien, die Parteinahme für die Sache der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans. Schon zur Zeit, da la Rochelle belagert wurde, ließ ſich der König aus, habe Karl im geheimen Bunde mit England feindſelige Pläne gegen Frankreich entworfen; dem Herzoge von Orleans habe er Aufnahme und Schutz in ſeinem Lande gewährt und ihn zum Abſchluſſe einer Ehe mit der Prinzeſſin Margareta getrieben; er habe ferner den Druck von Schmähſchriften gegen den Kardinal gut geheißen, habe die Verteidiger von Moyenvic im geheimen unterſtützt und gegen Guſtav Adolf, den Verbündeten des Königs von Frankreich, die Waffen erhoben.

Gegenüber dieſen Vorwürfen des Königs wies Karl auf die vielen Feindſeligkeiten des königlichen Miniſters hin, die ihm, nachdem er vergebens Klage geführt, zuletzt die Abwehr

aufgezwungen hätten; er erinnerte ferner an die Gewaltthätigkeiten des Intendanten le Bret, an die Verfolgung des Bischofs von Verdun und die gegen alles Völkerrecht vorgenommene Verhaftung des englischen Gesandten. Auch wisse er durch zuverlässige Berichte, daß man beabsichtigt habe, sein Land zu überfallen, und dies habe ihn genötigt, sich um Schutz und Hilfe gegen plötzliche Gewaltthat umzusehen. Was die Verbindung mit dem Herzoge von Orleans betreffe, dessen Vermählung mit der Prinzessin Margareta noch nicht vollzogen sei, so habe er solche nicht gesucht; er habe vielmehr den König jedesmal von der Ankunft des Herzogs in Nancy in Kenntnis gesetzt. Wenn er gegen den König von Schweden ins Feld gezogen sei, so habe er damit nur seine Pflicht gegen den Kaiser und die katholischen Fürsten erfüllt, und dabei sei er noch dem ausdrücklichen Gebote des Königs gefolgt, der ihn geheißen habe, seine Truppen über den Rhein zu führen. Diese Vorhaltungen des Herzogs waren nur zu wahr und schwer zu widerlegen; aber der König blieb in der eingelernten Rolle des verletzten und gekränkten Suzeräns und stellte dem Herzoge vor, daß nur seine Großmut im stande sei, ihn vor der Rache des erbitterten Schwedenkönigs zu schützen und seine Staaten vor dem schlimmsten Verderben zu bewahren. Wolle darum der Herzog die französischen Vorschläge annehmen, so werde der König einen Angriff der Schweden auf die lothringischen Staaten nicht dulden, und die Freundschaft Frankreichs werde sich ihm viel vorteilhafter erweisen als die des Hauses Österreich.

Ohne alle Mittel sich zu wehren und für den Augenblick von aller auswärtigen Hilfe verlassen, war der Herzog in den ersten Tagen des Januar 1632 durch Drohungen und Verheißungen endlich dahin gebracht, mit dem Könige von Frankreich einen Vertrag einzugehen, der der Anfang nie endender Erniedrigungen und Leiden für Lothringen werden sollte. Karl versprach, allen Bündnissen zu entsagen, die dem

Interesse des französischen Königs zuwider seien, allen Feinden des Königs sein Land zu verbieten und den königlichen Beamten volle Freiheit zu geben, alle Personen, die sich an der königlichen Majestät vergehen würden, auf lothringischem Boden zu verhaften. In einem geheimen Artikel wurden als Feinde des Königs der Kaiser, der König von Spanien und alle Prinzen des Hauses Habsburg bezeichnet, außerdem noch des Königs Mutter und Bruder nebst ihrem Anhange. Ferner verpflichtete sich der Herzog, ohne des Königs Wissen und Willen keine Verträge und Bündnisse mit irgend einer Macht einzugehen, fremde Truppenwerbungen in seinem Lande nicht zu dulden, dagegen allem Kriegsvolke, das der König in die rheinischen Länder schicken werde, freien Durchzug zu gewähren und gegen Bezahlung den Unterhalt zu schaffen; auch verpflichtete er sich, ein Hilfsheer von 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern zur Verfügung des Königs zu halten. „Weil aber der Herzog gegenüber dem Könige es oft an der nötigen Treue habe fehlen lassen", mußte Karl sich zuletzt noch dazu verstehen, die Stadt Marsal mit ihren reichen Salinen, aus denen ihm die besten Einkünfte kamen, auf drei Jahre dem Könige zu übergeben. Gegen alle diese Zugeständnisse versprach Ludwig XIII. die lothringischen Staaten wider jedermann zu schützen und keinen Frieden abzuschließen, in dem der Herzog von Lothringen nicht einbegriffen sei. — Dieser Vertrag machte Lothringen zu einem Attribute der französischen Krone und wurde zur Schlinge, aus der es für Karl kein Entrinnen mehr gab. Er wurde am 6. Januar zu Vic von Karl unterzeichnet; und nun meldete Richelieu dem Schwedenkönige, daß Frankreich es übernommen habe, den Ungehorsam des Herzogs von Lothringen zu zügeln und unschädlich zu machen.

In derselben Zeit, da man zu Vic diesen schimpflichen Vertrag zum Abschlusse brachte, wurde zu Nancy (am Abende des 3. Januar) Karls Schwester Margareta in Gegenwart weniger Zeugen dem Herzoge von Orleans angetraut Die

Prinzessin von Pfalzburg — ihr Gemahl war in München gestorben — und Gastons vertrauter Ratgeber Puylaurens, der die schöne Amazone zu heiraten gedachte, hatten den schwankenden und haltlosen Herzog von Orleans bestimmt, den Vollzug dieser Ehe zu beschleunigen, indem sie ihm vorstellten, daß es für ihn eine Aussöhnung mit dem Könige und eine Sicherheit am französischen Hofe nicht mehr gebe; auch würde es gegen alle Ehre und alles Gewissen sein, das der edlen und tugendhaften Prinzessin verpfändete Wort nicht alsbald einzulösen. Der Vertrag von Vic gestattete dem Herzoge Karl nicht, den weiteren Aufenthalt des Herzogs von Orleans in seinen Staaten zu dulden; Gaston ließ daher die eben vermählte Frau in Nancy zurück und begab sich an den Hof nach Brüssel, wo er, ehrenvoll aufgenommen, auf baldige gewaltsame Rückkehr nach Frankreich und auf den Sturz des verhaßten Kardinals dachte.

Karl hatte dem durch Drohungen erpreßten Vertrage von Vic nur zugestimmt, um ihn zu zerreißen, sobald die Gelegenheit günstig sei. Weder seine Neigungen noch seine Pläne waren geändert. Sobald daher Ludwig XIII. im Februar 1632 von Metz nach Paris zurückgekehrt war, nahm er insgeheim die alten Verbindungen mit dem Kaiser und mit Spanien wieder auf und ergänzte seine aus Deutschland zurückgekehrten Regimenter durch neue Werbungen. Er konnte mit Recht darauf hinweisen, daß die an der Grenze stehenden Schweden eine beständige Bedrohung seiner Staaten seien und ihn nötigten, auf der Hut zu sein. Unterdes hatten auch die Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze angefangen, eine neue Gestalt zu gewinnen, die dem leicht erregbaren Herzoge eine völlige Wendung seines Geschickes zu verheißen schien.

Kaiser Ferdinand II. hatte in seiner ungeheuern Bedrängnis die Augen wieder auf den Mann gerichtet, mit dem

das Glück von ihm gewichen war. Niemals war Wallenstein bei dem Kaiser in Ungnade gewesen; auch nach seiner Absetzung blieb er mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen und ward oft zu Rate gezogen. Spanien, das die Entlassung des Feldherrn als einen großen Mißgriff erklärt und den Regensburger Vertrag mißbilligt hatte, empfahl die Übertragung des Oberbefehles an Wallenstein als das einzige Mittel der Rettung. Im Dezember 1631 hatten die Unterhandlungen mit dem grollenden Feldherrn begonnen; bald stellte Wallenstein Rüstungen in großartigem Maßstabe an, und endlich April 1632 erklärte er sich zur Übernahme des Oberkommandos über die gesammelten Streitkräfte bereit. Selbst Maximilian von Baiern war mit der Anwerbung eines neuen Heeres durch Wallenstein einverstanden. Denn bestürzt über die Bedingungen, die ihm Frankreich für den Abschluß eines Neutralitätsvertrages mit dem Könige von Schweden empfehlen ließ — Gustav Adolf verlangte die Überlassung der Stifter von Mainz, Würzburg, Bamberg und Fulda und die Reduktion der ligistischen Armee auf nur 12 000 Mann — hatte Maximilian die bisherigen Verhandlungen mit Frankreich und Schweden abgebrochen und war entschlossen, sich wieder aufs engste an den Kaiser anzuschließen.

Diese Vorgänge waren es, welche den Mut und die Hoffnungen Karls aufs neue belebten. Im März kam der kaiserliche General Montecuculi nach Nancy und verhieß dem Herzoge einen baldigen großen Umschlag der Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze. Sobald der Schwede durch Wallensteins neugeschaffene Kriegsmacht zurückgeworfen sei, werde ein kaiserliches Heer über den Rhein vordringen, die verlorenen Plätze wiedernehmen und Frankreich zwingen, mit Spanien und dem Reiche erträglichen Frieden zu halten. Vom Brüsseler Hofe kam ferner der Baron von Leyden und stellte ihm Unterstützung durch Waffen und Geld in Aussicht. Karl, der über den zu Vic ihm angelegten „Kappzaum“ knirschte, war schon

längst entschlossen, alles an alles zu setzen, seine ganze Existenz in die Schanze zu schlagen. Denn die Lage, in die ihn der schmähliche Vertrag von Vic gebracht habe, so klagte er laut, sei nicht länger zu ertragen; besser sei es, mit Ehren unterzugehen als so weiter zu leben; denn auch im Falle des Mißlingens, was werde er weiter bedürfen als ein Grab; seiner Schwester und seinem Weibe werde eine Klosterzelle genügen, seinem Bruder ein Brevier und seinem alten Vater ein Bett. So werde auch im schlimmsten Falle in diesem Leben ein jeder haben, was er bedürfe, aber die Nachwelt werde ihm den Ruhm mutvolles Widerstandes nicht versagen. — Gegen einen neuen Überfall französischer Truppen glaubte er sich sechs Monate in den festen Plätzen seines Landes halten zu können.

Unterdes warb auch der Herzog von Orleans, mit spanischem Gelde unterstützt, im Luxemburgischen deutsches und wallonisches Kriegsvolk zu einem Einfalle in Frankreich. Er rechnete mit dem allgemeinen Mißvergnügen, das im Adel, in den Parlamenten und den Provinzialständen über die Willkür und die Gewaltsamkeiten des Kardinals herrschte, und erwartete bei seinem Erscheinen eine allgemeine Erhebung zum Sturze des Verhaßten. Im Interesse des allgemeinen Friedens glaubte Spanien sich berechtigt, das Vorhaben des französischen Thronerben durch Geld und Truppen zu fördern, weil der Sturz Richelieus das einzige Mittel sei, Frankreich von seinen feindseligen Anschlägen abzubringen.

Von allen diesen Vorgängen und Verhandlungen war Richelieu durch aufgefangene Briefe und diensteifrige Spione unterrichtet. Von Nancy aus berichtete der Marquis von Guron über gefährliche Pläne, die gegen die Sicherheit Frankreichs gerichtet seien; im Mittelpunkte aller feindlichen Umtriebe stehe der Herzog von Lothringen, der alte unversöhnliche Feind Frankreichs; er sei jetzt um so gefährlicher, da er der Schwager des Herzogs von Orleans geworden sei. Diese Mitteilungen

kamen für Richelieus Absichten höchst erwünscht. In einem jener Gutachten, die unter geschickter Verhüllung der eigenen Zwecke auf die persönlichen Leidenschaften und Voreingenommenheiten des Königs berechnet waren, legte Richelieu diesem die Notwendigkeit dar, den Augenblick zu benutzen und Lothringen ganz in die Gewalt Frankreichs zu bringen. Der Kaiser, Spanien, Lothringen und Savoyen, die Mutter des Königs und der Herzog von Orleans, so setzte er im Staatsrate auseinander, seien verschworen, Frankreich in innere Wirren zu stürzen. Ihre Absicht sei, die Gouverneure der Provinzen zu empören, die Anhänger des Königs durch Mord zu beseitigen und mit Waffengewalt in Frankreich einzubrechen. Der Kaiser sei indes im Augenblicke nicht zu fürchten, da er von allen Seiten bedrängt werde, Spanien sei beschäftigt durch die Holländer, England werde nichts unternehmen, so lange es Frankreich stark wisse; was die Königin und den Herzog von Orleans betreffe, so thue man gut, beide in der Lage zu lassen, die sie sich selber geschaffen hätten. Als gefährlichster Gegner bleibe der Herzog von Lothringen, ein Fürst ohne Glauben und Treue, der, von Haß gegen den König erfüllt, im Bunde mit allen sei, die das königliche Ansehen zu schmälern suchten; von ihm habe man alles zu fürchten und nichts zu hoffen, als was die Gewalt erzwinge. Der Vertrag von Vic habe den bösen Willen des Herzogs nicht zu zügeln vermocht, und so bleibe nur übrig ihn entweder ganz zu verderben, oder ihm einen noch stärkeren Kappzaum anzulegen. Zu beidem sei der Augenblick günstig; denn der Kaiser und Spanien seien noch vollauf beschäftigt, und was der Herzog von Orleans an Streitkräften aufzubringen suche, werde man ohne Mühe aus dem Felde schlagen. Darum werde es leicht sein, ganz Lothringen mit Ausnahme einiger Plätze durch plötzlichen Überfall im ersten Anlaufe zu nehmen und das Barrois für immer zu besetzen. Den Herzog unschädlich zu machen, gebe es drei Mittel. Das eine sei, ihn aller Macht zu berauben, das andere, ihn zu einem

unheilbaren Bruche mit Spanien und dem Kaiſer zu treiben, das dritte, ihn zur Herausgabe der feſten Plätze ſeines Landes zu zwingen. Am vorteilhafteſten werde es ſein, dem Herzoge die feſten Plätze zu nehmen, ihm aber ſein Heer und den Schein der Herrſchaft in ſeinem Lande zu laſſen; denn durch die Wegnahme der feſten Plätze mache man ihn unſchädlich, dadurch aber, daß man ihm die Hoffnung auf die Erhaltung des übrigen Teiles ſeines Landes laſſe, werde er ſich bereitwilliger finden laſſen, die feſten Plätze abzutreten; indem man ferner unter dieſen Umſtänden ihm auch ſeine Truppen laſſe, könne man ihn gegen die übrigen Feinde des Königs ins Feld führen und ſo den völligen Bruch zwiſchen ihm und ſeinen bisherigen Verbündeten bewirken. Auf dieſe Weiſe werde man ſich mit der vollen Zuſtimmung des Beraubten in den thatſächlichen Beſitz Lothringens, des Zuganges zum Rheine, ſetzen. „Wir würden dadurch“, ſo meinte der Kardinal, „eine wichtige Stellung gegen unſere Feinde, den Kaiſer und den König von Spanien, gewinnen und im ſtande ſein, alles das zu nehmen, was das Glück uns bietet, vielleicht da, wo wir es am wenigſten vermuten.“

Der Augenblick, dieſen neuen Schlag gegen Lothringen zu führen, ſchien Richelieu äußerſt günſtig. Guſtav Adolf war im März mit dem Kerne ſeines Heeres aus den Rheingegenden aufgebrochen, um ſich gegen Tilly zu wenden, der dem ſchwediſchen Generale Horn bei Bamberg empfindliche Verluſte — die erſte bedeutende Schlappe, welche die Schweden ſeit ihrer Landung erlitten — beigebracht hatte. Um im Rücken ſicher zu ſein, hatte er Ludwig XIII. erſucht, ein Auge auf den Lothringer zu haben, der über tüchtiges Kriegsvolk verfüge und Miene mache, vom Rheine aus etwas in ſeinem Rücken zu unternehmen. In der That beſchäftigte Karl ſich mit dem Gedanken, mit den neu geworbenen Truppen noch einmal den Rhein zu überſchreiten und in Verbindung mit Tilly das Land ſeines Oheims gegen den Schwedenkönig zu decken. Am 15. April

erzwang Gustav Adolf, der sich gegen Baiern gewandt hatte, gegen den vom Schicksale standhaft verfolgten Tilly den Übergang über den Lech und zog über Ingolstadt und Landshut auf einem Wege, der mit allen Greueln des Krieges und der Verwüstung bezeichnet wurde, gegen München, in das er am 17. Mai seinen Einzug hielt.*) Drei Wochen hausten die Schweden raubend und plündernd in der Stadt. Am Himmelfahrtstage wohnte Gustav Adolf dem katholischen Gottesdienste in der Frauenkirche bei, unterhielt sich dann artig mit den Jesuiten und Kapuzinern und ließ unterdes alles goldene und silberne Kirchengerät, kostbare Paramente und andere wertvolle Kunstschätze einpacken und nach Schweden senden.

Diesen Siegeszug des Schweden hielt Richelieu für den richtigen Augenblick, zu einem neuen vernichtenden Schlage gegen alle seine Gegner auszuholen und Lothringen wie einen Teil der rheinischen Länder in die Abhängigkeit Frankreichs zu bringen. Trotz der Eifersucht, die zwischen den beiden verbündeten Mächten aufstieg, übte die Verbindung Schwedens mit Frankreich eine ungeheure moralische Wirkung. Nichts in der Welt, meinte Richelieu, könne dieser Verbindung widerstehen. Am Rheine benutzte er den Schrecken, den die neuen Erfolge der Schweden verbreiteten, um sich den geängsteten geistlichen Fürsten als Schützer und Retter anzubieten und die festen Plätze in seine Gewalt zu bringen. Der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, geschreckt durch die neuen Erfolge des Schweden und im Streite mit seinen Domherrn und Landständen, war der erste, der mehr aus Selbstsucht als wegen seiner kirchlichen Interessen sich den Franzosen in die Arme warf und ihnen die Festungen seines Landes überlieferte. Die Schweden, die sich schon als Herrn von Coblenz

*) „Der Feind haust ärger als der Türke mit Brennen und Niederhauen sowohl Weiber als Kinder von 5 und 6 Jahren" schrieb Maximilian damals an Wallenstein.

betrachteten, sahen plötzlich auf dem Hermannstein die französischen Fahnen wehen. — Mit furchtbarer Rücksichtslosigkeit schreckte und lähmte der Kardinal zugleich seine inneren Gegner. Der alte Marschall Marillac, ein Diener und Anhänger der Königin Mutter, den Richelieu am Tage der Betrogenen auf Grund der ganz unerwiesenen Anklage, öffentliche Gelder veruntreut zu haben, an der Spitze seiner Armee hatte verhaften lassen, wurde jetzt auf Befehl des Kardinals hingerichtet, weil Maria von Medicis dem Gerichtshofe gedroht hatte, sie werde ihn für das Urteil, das er fälle, verantwortlich machen. Anfangs Juni, zwei Wochen nach dem Einzuge des Schwedenkönigs in München, folgte der neue Gewaltstreich gegen Lothringen.

Der Herzog von Orleans, der, wie oben erzählt ist, im Luxemburgischen ein paar tausend Söldner zusammengebracht hatte, war, auf eine Erhebung der südlichen Provinzen rechnend, im Mai von Diedenhofen aufgebrochen, um durch Lothringen nach Burgund zu ziehen. Nicht gegen Frankreich und den König, so ließ er in den vorausgesandten Manifesten verkünden, sei sein Unternehmen gerichtet, sondern gegen den Feind des Königs und des königlichen Hauses und gegen den Verderber des Staates. Er selbst war, während seine Truppen durch lothringisches Gebiet nach der burgundischen Grenze zogen, nach Nancy geeilt, um dort einen Tag bei seiner jungen Gattin zu verbringen. Diese Anwesenheit des empörten Herzogs von Orleans in der Hauptstadt Lothringens und der Durchzug der Truppen durch Lothringen, von dem Karl behauptete, daß er ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen geschehen sei, kamen Richelieu äußerst gelegen, um dem im Staatsrate beschlossenen Überfalle Lothringens den Schein des Rechtes zu geben und die letzten Bedenken des Königs zu überwinden. Zu guter Stunde kam ihm noch, wie er selbst erzählt, eine Mahnung des schwedischen Kanzlers Oxenstierna, der sich bei Ludwig XIII. über die feindselige Haltung des Herzogs von

Lothringen beschwerte und es für nötig erklärte, daß man den „Herrn von Lothringen zur Vernunft bringe".

Der Überfall wurde geräuschlos vorbereitet, und der nichtsahnende Herzog sah sich plötzlich von zwei Seiten angegriffen. Von Koblenz her rückten auf Befehl des Königs die Marschälle de la Force und d'Effiat moselaufwärts über Diedenhofen und Metz vor Pont à Mousson, das ihnen ohne Gegenwehr die Thore öffnete. Mit einem zweiten Heere drang unterdes der König selbst von der Champagne aus über die Maas gegen Nancy vor, um dort das Heer der beiden Marschälle an sich zu ziehen. Vor seinem Aufbruche hatte Ludwig durch ein Manifest den Gouverneuren der Provinzen kund gethan, daß er vom Herzoge von Lothringen gezwungen, den Kriegszug unternehme „zum Heile der Christenheit und zum Besten seines Staates", und daß er den Segen des Himmels für die Gerechtigkeit seiner Sache erhoffe. Nachdem er ohne Hindernis sich der Stadt Bar le Duc bemächtigt, das Barrois besetzt und die Maas überschritten hatte, gelangte er an die offene Stadt Vaucouleurs, in der, keines Angriffes gewärtig, fünfhundert lothringische Reiter unter dem Befehle des Marquis von Lenoncourt lagen. Der König, der seit der Belagerung von la Rochelle und seit dem italischen Feldzuge Geschmack an Kriegsthaten gewonnen hatte, beschloß, zu seinem Ergötzen und zugleich um den Herzog zu schrecken, dieses Reiterregiment zu überfallen und niederzumachen. Er ließ bei Nacht die Stadt durch seine Garden umstellen, dann drangen Musketiere von der einen Seite ein und begannen die nichts ahnenden Reiter niederzuschießen. Die Überfallenen, außer stande sich zu wehren, flohen nach der andern Seite, um sich in das Freie zu retten; aber hier stießen sie auf die berittene Garde des Königs. Von dieser wiederum zur Stadt zurück in das mörderische Feuer der Musketiere getrieben, wurden sie wie Jagdwild in einem Kesseltreiben ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr zusammengeschossen. Nur wenige entkamen, um

die Kunde von dem Blutbade und dem Anmarsche des Königs dem bestürzten Herzoge nach Nancy zu bringen. Diese empörende Niedermetzlung wehrloser Leute ließ der König als ein ruhmvolles Ereignis in einem selbstgeschriebenen Siegesberichte feiern, der in Paris gedruckt und durch den Generalstatthalter des Königs, den Grafen von Soissons, in den Provinzen verbreitet wurde.

Herzog Karl, der den König durch das Unternehmen Gastons vollauf beschäftigt glaubte, erfuhr mit einem Male, daß sein Kriegsvolk zersprengt, die Mehrzahl der festen Plätze durch Überrumpelung genommen und große französische Truppenmassen im Herzen seines Landes seien. Er schickte dem anrückenden Könige Boten auf Boten mit Klagen, Protesten und Anerbietungen entgegen. Ludwig XIII. behandelte die herzoglichen Boten mit dem ganzen Übermute eines brutalen Siegers. Was die zusammengeschossenen Reiter betreffe, erwiderte er auf die vorgebrachten Klagen, so müsse man wissen, daß Se. Majestät keine Truppen in seiner Nähe dulden könne, die nicht in seinen Diensten stünden; wenn der Herzog ihm die Übergabe der Provinz Bar anbiete, so befinde sich diese bereits im Gehorsam des Königs; was aber sonstige Bürgschaften anlange, die der Herzog für ein gutes Verhalten bieten könnte, so seien fast alle festen Plätze Lothringens schon in seiner Gewalt; im übrigen wolle er dem Herzoge nichts Böses, sondern wolle ihn nur belehren, daß man Könige seiner Art nicht beleidige, ohne die Kosten des Prozesses zu zahlen.

Von seinen Verbündeten hatte Karl in diesem Augenblicke nichts zu hoffen, denn die Kaiserlichen waren auf dem deutschen Kriegsschauplatze vollauf durch die Schweden beschäftigt, und ein spanisches Heer, das unter Gonzales und Merode an der lothringischen Grenze erschienen war, wurde eiligst nach dem von den Holländern bedrohten Flandern abberufen. Ganz in die Gewalt des Königs gegeben, der bis Liverdün, zwei Meilen von Nancy herangerückt war, wies Karl zuletzt seine Beauftragten,

den Marquis de Ville und den Staatssekretär Janin an, sich in das Unvermeidliche zu fügen und in alles einzuwilligen, was der König fordern werde. So kam es am 26. Juni in Liverdün zu einem Vertrage, der eine neue Zerstücklung Lothringens bedeutete und den Herzog ganz in den Willen des Königs gab. Die Bedingungen des Vertrages von Vic wurden in den neuen Vertrag aufgenommen; es wurden ferner die Plätze Stenay und Jametz, die im Besitze Frankreichs dessen offene Nordostgrenze in der Champagne deckten, nebst allen Waffenvorräten dem Könige auf vier Jahre überlassen und die Grafschaft Clermont in den Argonnen, ohne Rücksicht darauf, daß sie ein Lehen des deutschen Reiches war, mit ihren Dependenzen an Frankreich abgetreten. Außerdem mußte der Herzog versprechen, alle seine Streitkräfte zur Verfügung des französischen Königs zu halten, den französischen Heeren den freien Durchzug nach dem Rheine zu gewähren und innerhalb eines Jahres den Lehnseid für Bar zu leisten. Bis zur Übergabe der genannten festen Plätze sollte Karls Bruder, der Kardinal Nikolas Franz, sich dem Könige als Geisel stellen. Für alle diese demütigenden Zugeständnisse Karls übernahm Ludwig XIII. aufs neue die Verpflichtung, den Herzog von Lothringen wider alle seine Feinde, namentlich gegen Schweden in seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Schon wenige Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages zogen französische Besatzungen in die abgetretenen Plätze ein. Karl begrüßte sodann den König in Seichepré, und dieser bat den aufs neue beraubten Fürsten, „alles Geschehene zu vergessen und der Vergangenheit nur zu gedenken, um sie durch Treue und Ergebenheit gegen den König von Frankreich wieder gut zu machen“. — Am folgenden Tage kehrte Ludwig XIII. in seine Staaten zurück; er ließ die Nachricht von der glücklichen Erwerbung der Grafschaft und der „seinen Staaten so notwendigen Stadt Clermont allen seinen getreuen Unterthanen, dem Parlamente und seiner guten Stadt

Paris“ melden und feierte die neue Kriegsthat durch einen prunkenden Siegeseinzug in seine Hauptstadt. „In sechs Tagen“, so rühmt Richelieu von dem schmachvollen Überfalle, „in sechs Tagen, fast unglaublich, war der König mit Ausnahme von einigen Plätzen Herr von ganz Lothringen geworden. Das mag den kleinen Fürsten zur Lehre dienen, daß sie die großen nicht beleidigen, wenn sie sich nicht zu grunde richten wollen, und den Herzögen von Lothringen mag es beweisen, daß Karl V. sehr recht hatte, wenn er seinem Sohne sagte, er habe von jenen nichts zu hoffen, weil sie ihre Staaten ohne Frankreich nicht zu erhalten vermöchten.“

Karl hatte sich in Liverdün in „das Unvermeidliche gefügt“, aber in seinen Augen war noch nichts verloren, so lange das Unternehmen Gastons noch glücklichen Erfolg verhieß, und so hoffte er von Tag zu Tag auf einen jähen Umschlag der Dinge in Frankreich selbst. In den südlichen Landschaften Frankreichs, in der Provence, im Dauphiné und in Languedoc lebte noch der ganze Stolz und Trotz alter provinzialer Selbständigkeit fort; an ihr fand die absolutistische Verwaltung Richelieus ihre hartnäckigste Gegnerschaft. Der Gouverneur von Languedoc, Heinrich von Montmorency, ein hochstrebender ritterlicher Mann, der eine Zeitlang daran gedacht hatte, sich dem raschen Siegeslaufe des Königs von Schweden entgegenzuwerfen, hatte sich an die Spitze der Städte seiner Provinz gestellt, um die alten Freiheiten und Rechte gegen das neue Königtum und die ministerielle Allgewalt zu verteidigen. Er wollte sich zugleich der verfolgten Königin und des Thronerben gegen den Haß des Kardinals annehmen. Als der Herzog von Orleans mit seinem Heere in Burgund einfiel, eilte Montmorency ihm mit dem Aufgebote seines Kriegsvolkes zu Hilfe. Von ihrer Vereinigung hätte sich ein großer Erfolg erwarten lassen, wenn sie die Städte und Provinzen mit sich fortgerissen oder von Deutschland und Spanien kriegerische Unterstützung erhalten hätten. Aber die

Mehrzahl der Städte schlossen den Rebellen die Thore, die Massen verhielten sich kalt und abwartend; die kaiserliche Kriegsmacht war durch die Schweden, die spanisch-niederländische durch die Holländer festgehalten. Richelieu betrachtete daher den von Gaston angelegten Brand im Königreiche als ein ungefährliches „Strohfeuer", und warf sich mit großer Heeresmacht auf Lothringen, während er nur geringe Streitkräfte unter dem Marschall la Force, zu dem später noch der Marschall von Schomberg stieß, dem Herzoge von Orleans gegenüberstellte. Abgeschreckt durch den raschen Verlauf der Dinge in Lothringen wie durch die Achtserklärung, welche das Parlament auf Geheiß Richelieus gegen den Herzog von Orleans und Montmorency schleuderte, wagten die andern mißvergnügten Gouverneure es nicht, sich Montmorency anzuschließen. So kam es, daß der Tag von Castelnaudary (1. September 1632), an dem Montmorency an der Spitze einer kleinen Truppenzahl geschlagen ward und aus zehn Wunden blutend in die Hände seiner Feinde fiel, der inneren Empörung und allen Hoffnungen, die auf einen Umschwung der Dinge in Frankreich gerichtet waren, ein furchtbares Ende machte. — Am 31. Oktober starb zu Toulouse Montmorency, „der älteste Baron der Christenheit, der vornehmste Edelmann Frankreichs" auf Befehl des Kardinals als Hochverräter unter dem Henkerbeile. Eine allgemeine Wehklage erhob sich um den Hingerichteten, aber mehr noch verbreiteten sich Furcht und Entsetzen und benahmen jedem den Mut, sich ferner noch dem furchtbaren Minister zu widersetzen.

Der erbärmliche Herzog von Orleans, dem sich alle Städte und festen Plätze verschlossen, dachte nur noch daran, mit Richelieu zu verhandeln. Er nahm, wie er es schon einmal gethan hatte, die Bedingungen an, unter denen ihm die Gnade des Königs angeboten wurde. Zwar versuchte er als Preis seiner Unterwerfung Montmorency das Leben und dem Herzoge von Lothringen die Zurückgabe der

abgetretenen Plätze von dem Könige zu erhandeln, aber als man ihm bedeutete, daß es ihm schlecht anstehe, sich um die Angelegenheiten anderer zu bekümmern, gab er die Freunde preis und versprach, allem Einverständnisse mit der Königin Mutter, mit Spanien und dem Herzoge von Lothringen zu entsagen, seinen Aufenthalt da zu nehmen, wo es dem Könige beliebe, und sich nicht zu kümmern um die Strafe, die der König für gut finde über seine Gegner zu verhängen. Der Schimpf, den er durch Annahme dieser Bedingungen auf sich lud, machte ihn seinen bisherigen Bundesgenossen so verächtlich und dem Kardinale so ungefährlich, daß dieser kaum eine Sorge empfand, als Gaston sich bald nachher der entehrenden Lage, in die er sich gebracht hatte, durch die Flucht entzog und Frankreich zum drittenmale verließ. Schon zwölf Tage nach der Hinrichtung Montmorencys flüchtete Gaston sich mit seinem Vertrauten Puylaurens aufs neue an den Hof nach Brüssel und fand dort seine junge Gemahlin, die er vor dem Kardinale unfürstlich verleugnet hatte.

Dritter Abschnitt.

Richelieu und Gustav Adolf. Tod des Schwedenkönigs. Der Staatsrat zu Rochefort und Richelieus Politik, den Krieg zu verlängern. Unhaltbare Lage Karls IV. nach dem Vertrage von Liverdün. Neue Anschläge Richelieus gegen Lothringen. Verbindung mit Oxenstierna. Vernichtung des lothringischen Heeres bei Pfaffenhofen. Neuer Einfall Ludwigs XIII. in Lothringen und Belagerung Nancys. Vertrag von Charmes. Neue Hoffnungen Karls auf spanische Hilfe. Er wird ein Gefangener des Königs und übergibt seine Hauptstadt Nancy. Trauriger Ausgang des Unternehmens des Herzogs von Feria und neue wichtige Erwerbungen Frankreichs im Elsaß.

Der Vertrag von Liverdün hatte Karl IV. nur noch den Schein einer Herrschaft gelassen und Lothringen thatsächlich in die Gewalt Frankreichs gegeben. Das nächste Ziel von Richelieus trugvoller Politik war damit erreicht. Unter dem Vorwande, als sei er genötigt, Frankreich und die Person des Königs gegen verderbliche Anschläge des Herzogs von Lothringen zu schützen, hatte er durch eine seltene Mischung von Heuchelei und Gewalt das wichtige Grenzland, das er als den Zugang zum Rheine und zu dem deutschen Kriegsschauplatze betrachtete, vertragsmäßig, in scheinbar rechtlichen Formen in den Dienst und den Gehorsam Frankreichs gezwungen und dabei den offenen Krieg mit dem Kaiser und mit Spanien gemieden. Seine nächste Absicht war jetzt auf das Elsaß gerichtet; er wollte seinen Fuß nach Deutschland setzen, um ihn nicht wieder zurückzuziehen. An diesem Punkte aber stießen seine Absichten hart zusammen mit denen des Schweden-

königs, der nach jedem Siege gebieterischer und seinen bisherigen Bundesgenossen immer bedenklicher und unheimlicher geworden war. Wie alle Bündnisse, die nur eine Gemeinschaft für Krieg und Eroberung bezwecken, stets mit Hintergedanken abgeschlossen sind, aus denen mit der Zeit Eifersucht und Nebenbuhlerschaft erwachsen müssen, so trug auch das schwedisch-französische Bündnis den Keim der Zwietracht in sich, und schon lange hatten sich beide Verbündete mit steigendem Mißtrauen beobachtet. Im Anfange des Jahres 1632 schon berichtete der Marquis de Brezé, der den Schwedenkönig von einem weiteren Vordringen in das Elsaß abmahnen sollte, von Mainz aus: „Der Appetit hat sich bei dem Schweden so gesteigert, daß er bereits nach allem begehrt. Das Vertrauen auf sein Glück ist in ihm so hoch gestiegen, daß er an keinem Erfolge mehr zweifelt und Angriff und Sieg für gleichbedeutend hält. Allen unsern Vorstellungen gibt er in kleinen Dingen nach, aber nie in der Hauptsache; das halbe Elsaß hat er schon, er will aber den ganzen Rheinstrom beherrschen und uns den Zugang nach Deutschland versperren."

Hatte Richelieu gedacht, daß er den besoldeten Bundesgenossen nach seinen Absichten lenken und, ohne selbst die Waffen zu nehmen, Frankreich mit den Beutestücken des Reiches vergrößern werde, so verriet der Schwede jetzt immer deutlicher, daß er ganz Deutschland als seine Beute betrachte, und daß er die Absichten des Kardinals durchschaue. Als dieser ihn wissen ließ, daß der König von Frankreich beabsichtige, ein Heer über die Grenze zu schicken, um das Elsaß, das seit König Dagoberts Zeit zu Frankreich gehört habe, wieder mit dem Stammlande zu vereinigen, erhielt er die feindselig klingende Antwort, der König von Schweden sei als Beschützer, nicht als Verräter des Reiches gekommen und werde nicht dulden, daß ein Teil davon entfremdet werde. Als Richelieu sich ferner erbot, die schwedischen Waffen durch ein französisches Heer auf deutschem Boden zu unterstützen, lehnte der Schwede auch dieses

Anerbieten ab, weil zwei so verschiedene Heere sich neben einander nicht vertragen würden; er hoffe mit dem deutschen Kriege allein fertig zu werden. Die Staatsklugheit des Franzosen sah sich von der des neuen Goten überholt, und von Paris aus richtete man schon besorgte Blicke auf die weiteren Unternehmungen des immer anmaßender werdenden Verbündeten. Die Nachricht von der leidenschaftlichen Szene, die sich vor Ingolstadt in dem Lager Gustav Adolfs zwischen diesem und dem französischen Gesandten St. Etienne abgespielt und die ganze Selbstüberhebung des Schweden verraten hatte, sowie die weitere Botschaft, daß der Schwede durch Graubünden nach Oberitalien vordringen wolle, wurde in Paris mit Unruhe und Sorge vernommen. Im Staatsrate ward sogar der offene Bruch mit dem Schweden erwogen; und dem venetianischen Gesandten bemerkte der Kardinal, daß es hohe Zeit sei, mit gemeinsamem Rate und gemeinsamer That den allzu raschen Siegeslauf des Goten aufzuhalten. Dagegen belebte sich das Interesse für die Erhaltung des Bundesgenossen wieder, als Wallenstein aufs neue ein überlegenes kaiserliches Heer ins Feld führte. Der Schwede, so meinte jetzt Richelieu, werde doch Frankreichs Hilfe nie entbehren können, weil seine Macht auf allzuschwacher Unterlage ruhe.

Von diesen wechselnden Besorgnissen wurde der Kardinal befreit, als Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Lützen, weichend vor Wallensteins erneutem Angriffe, gefallen war, zeitig genug für seinen Nachruhm, um nicht im Falle einer Niederlage, ein Schützling Frankreichs zu werden, oder im Falle des Sieges der vergötternden Welt das Bild des gemeinen Eroberers zu enthüllen und den offenen Haß und Abfall seiner schon längst mißgestimmten deutschen Bundesgenossen zu erfahren.*) Der Tod des Königs erschien

*) Die Siegeslaufbahn Gustav Adolfs hat zu seiner Zeit das Staunen der Welt gefunden. Dies hat er mit vielen andern Kriegs-

dem Kardinal als ein „großer Gewinn“, als eine „wunderbare Fügung Gottes“. Während Kaiser Ferdinand, vertraut mit dem Unbestande aller menschlichen Dinge, die Nachricht von dem Falle des Gegners mit edler Mäßigung empfing, bekundete man in Paris über das Ende des Bundesgenossen eine unverholene Freude. Denn in dem weiteren Fortgange eines Krieges, zu dem Frankreich das Geld und Deutschland das Blut hergab, mußte nach Richelieus Berechnung in kurzem die Leitung der Dinge und aller Vorteil Frankreich zufallen.

Am 1. Januar 1633 legte Richelieu im Staatsrate zu Rochefort die Ziele und Mittel der Politik dar, die nach dem Tode des Schwedenkönigs einzuschlagen sei. Bisher, so setzte er auseinander, habe man den Kaiser und den König von Spanien in Deutschland und in den Niederlanden bekämpft, ohne selbst offen in den Kampf einzutreten. Nachdem jetzt der Tod des Schwedenkönigs die Christenheit von einer großen Gefahr befreit habe, sei es nötig, den Krieg durch Aufwendung aller Mittel zu unterhalten. Die abweichenden Interessen Schwedens, die Erschlaffung und der Überdruß der protestantischen Kurfürsten am Kriege wie die Friedensneigungen des Prinzen von Oranien könnten leicht dazu führen, daß die bisherigen Verbündeten Frank-

---

helden und Eroberern gemeinsam. Der erstaunlichste und einzig dastehende Erfolg aber, den er gehabt, und den kein anderer Eroberer, auch der große Alexander nicht, mit ihm teilt, bestand darin, daß er von demselben deutschen Volke, dessen Wohlstand er zertreten, dessen Städte und Stifter er ausgeleert, dessen Dörfer er niedergebrannt, dessen Küsten er geraubt, dessen Staatswesen er zersprengt hat, und dessen menschliche Kultur er vernichten half, als Wohlthäter gepriesen wurde, und daß ein großer Teil dieses Volkes ihn, den schlimmsten Todfeind der Nation, bei der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages im Dezember 1894 in rauschenden Festen, in Festreden und Festspielen als nationalen Helden und quasi Heiligen gefeiert hat. So traurig zeigt sich die Wirkung des uralten Fluches deutscher Nation: fremde Macht anzubeten und eigene nicht ertragen zu können.

reichs sich mit dem Hause Österreich verständigten. Wenn dies geschähe, würde Frankreich allein stehen und zu einem Verteidigungskriege gezwungen sein, in welchem die Partei der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans eben so mächtig auftreten würde, wie sie jetzt bedeutungslos sei. Er wog dann alle Gründe für und wider ab, ob es besser sei, den Krieg wie bisher nur durch reiche Geldspenden an die Gegner des Hauses Österreich zu unterhalten oder dadurch, daß man dem Kaiser die offene Feindschaft erkläre und sich der schwedischen Partei auch im Felde anschließe. Der offene Krieg, so meinte er, verbiete sich wegen des Mangels an tüchtigen Feldherrn und wegen der Abneigung der Franzosen gegen Feldzüge in Deutschland; auch werde man sich dem Vorwurfe einfältiger, glaubenseifriger Leute aussetzen, als habe man es auf das Verderben der Kirche abgesehen. Das Vorteilhafteste werde sein, durch reiche Geldspenden den Frieden in Deutschland wie in Holland zu hintertreiben und die Interessen aller so in einander zu wirren, daß kein Teil ohne Frankreich Frieden schließen könne. Unterdes aber werde man die eigenen Kräfte bereit halten, um die günstigen Gelegenheiten für sich auszunützen. Das Wagnis einer solchen Politik sei gering, der zu erwartende Vorteil aber sehr groß. Denn im Einverständnisse mit der schwedischen Partei und zugleich im Bunde mit den ligistischen Mächten, deren Furcht vor den Schweden man dazu benutzen müsse, daß sie ihre festen Plätze am Rheine unter französischen Schutz stellten, werde man wie ein geschickter Spieler nur die Gunst der Umstände wahrzunehmen haben, um mühelos, ohne Schwertstreich, die Länder des merovingischen Dagobert zu gewinnen und Frankreichs Grenze bis zum Rheine auszudehnen.

Richelieus Plan fand die volle Zustimmung des Königs, und sofort entfaltete der Kardinal eine bewundernswerte diplomatische Thätigkeit. Zahlreiche Geschäftsträger, mit barem Gelde, mit Wechseln, goldenen Ketten und mit genauesten

Anweisungen versehen, begannen an den protestantischen Höfen von Wirtemberg, Hessen-Kassel, Zweibrücken, Lüneburg, Brandenburg, bei dem Markgrafen von Baden und den zahlreichen kleinen Herrn am Rheine, wie in den süddeutschen Reichsstädten Frankfurt, Hanau, Nürnberg, Ulm, Straßburg u. a. im Sinne ihres Meisters zu arbeiten. Zu gleicher Zeit ging St. Estienne an die katholischen Höfe und gab in München und Wien Versicherungen von den friedlichen Absichten Frankreichs. Um die protestantischen Fürsten, an denen der Kardinal schon eine bedenkliche Lauheit zu bemerken glaubte, bei dem schwedischen Bündnisse festzuhalten, wurden die Deutschen an die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Schweden erinnert, „die das Blut ihres Königs für die Deutschen hingegeben hätten und einige Dankbarkeit für sich wohl beanspruchen dürften". In Holland versprach Charnacé Truppen und Geld, in Oberdeutschland versicherte sich Feuquières der protestantischen Stände und vermittelte in Heilbronn den Bund der vier oberen Rheinkreise mit Schweden; dann unterstützte er Oxenstiernas Eifer für die Berufung eines Konventes der beiden sächsischen Kreise, der August 1633 in Frankfurt zusammentrat und sich dem Heilbronner Bündnisse rückhaltlos anschloß. Den Schweden selbst versprach der Kardinal die weitere Zahlung von Subsidien im Betrage von einer Million Livres. — Neben den französischen Agenten, die allenthalben die redlichsten Absichten Frankreichs für das allgemeine Wohl der Christenheit beteuerten und vor betrügerischen Friedensanträgen des Kaisers warnten, schürten das Kriegsfeuer beutelustige Generale, länderlose Prinzen, Oxenstiernas Habsucht und die Einfalt frommer Eiferer, die dem ausgeraubten und zertretenen Volke predigten, „alles geschehe zu seiner Rettung vor zeitlichem und ewigem Verderben"; endlich alle, deren Hoffnungen betrogen waren, wenn ihnen die geistlichen Güter in Schwaben und Franken entgingen, die ihnen der gefallene Schwedenkönig für ausständigen Sold oder als Entschädigungen

für die Kosten geworbenes Kriegsvolkes bis zum Werte vieler Millionen angewiesen hatte.*)

Während Richelieu auf alle Weise die Fortsetzung des Krieges in Deutschland betrieb und dessen Leitung in seine Hand brachte, bereitete er den dritten und letzten Gewaltakt gegen Lothringen vor. Es war bei ihm beschlossene Sache: auch die bloße Scheinherrschaft, welche der Vertrag von Liverdün Karl IV. noch gelassen hatte, sollte beseitigt und das herzogliche Geschlecht in Lothringen ausgetilgt werden. Ungestört und gesichert gegen alle Angriffe von außen, konnte der Kardinal diesen letzten Streich gegen den kleinen Nachbarstaat führen. Die trierischen Lande und Festungen waren in den Händen der Franzosen; Mainz, wo man der jungen Königin Christine, der Tochter Gustav Adolfs, den Treueid geschworen, und das halbe Elsaß war in der Gewalt der Schweden; die oberen Rheinkreise bildeten seit dem Tage von Heilbronn ein zweites Holland. Gegen einen unmittelbaren Angriff der kaiserlichen Waffen vom Rheine her war Frankreich somit gedeckt. Auch hatte es die Eifersucht des Schweden nicht mehr zu fürchten, wenn es seine Grenzen gegen Osten nach dem Elsasse vorschob. Im Dezember 1631, als Richelieu durch den Marschall de la Force die Feste Moyenvic stürmen ließ, hatte er noch für nötig befunden, die Eifersucht Gustav Adolfs zu beruhigen, indem er ihm melden ließ, er habe nicht umhin gekonnt, jenes Nest zu zerstören wegen der Klagen, die der Bischof von Metz über die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Besatzung erhoben habe. Einer solchen Rücksicht war der Kardinal jetzt, nach dem Tode des Königs, überhoben. Oxenstierna, dessen mächtigste Leidenschaft Habsucht hieß, war allen ausschweifenden Plänen abgeneigt; er konnte den „hochherzigen Plan" Gustav Adolfs, ganz Deutschland für sich zu nehmen, nicht festhalten, sondern mußte

*) Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges I. 47.

sich mit der Hoffnung begnügen, wenigstens einen Teil der Pläne seines gefallenen Herrn auszuführen. Gleichwohl schien es dem Kardinal geraten, sich der Zustimmung und Hilfe des Schweden bei der neuen Vergewaltigung Lothringens zu versichern und seine Absichten mit aller Vorsicht ins Werk zu setzen.

Die Bestimmungen des Vertrages von Liverdün hatten den Herzog so eingeengt, daß er überall an die Schranken dieses Vertrages anstoßen mußte, wenn er sich nicht jedes fürstlichen Rechtes begeben wollte. Auf der einen Seite „gekappzaumt" durch Frankreich, das ihn nach dem Wortlaute des Vertrages gegen alle Welt in Schutz nahm, um ihn ungestörter auszuplündern, auf der andern Seite den steten Angriffen und Räubereien der schwedischen Truppen ausgesetzt, die am Oberrheine und im Elsaß standen, geriet er bald in eine Lage, die der der Karthager nach dem hannibalischen Kriege vergleichbar war. Wehrte er sich gegen die Räubereien des Schweden, so klagte dieser über die Nachsicht Frankreichs, das seinem Schützlinge gestatte, schwedisches Kriegsvolk anzugreifen, und der französische Minister bedrohte alsdann den Herzog wegen der Selbsthilfe, da ja Frankreich es übernommen habe, Lothringen zu schützen. Suchte er mit den schwedischen Generalen ein leidliches Auskommen, so beschuldigte ihn Richelieu wiederum des Vertragsbruches, weil er ohne Frankreichs Genehmigung mit einer fremden Macht Verträge schließe.

Aus dieser Lage, in der Dulden schimpflich und Handeln verderblich war, hoffte Karl baldige Befreiung, als im Frühjahr 1633 die Kunde kam, ein starkes spanisches Heer mit reichen Geldmitteln unter Führung des Kardinalinfanten Don Fernando sei in Savona gelandet, um dem Hause Österreich Hilfe zu bringen; schon stehe der Herzog von Feria mit der Vorhut des Heeres in den Alpenpässen und werde das Rheinthal hinab, Elsaß und Lothringen sichernd, nach den Niederlanden ziehen. Diese Nachricht, welche hier schlimme Sorgen, dort freudige Hoffnung

weckte, mochte die unruhvolle, leicht entzündliche Seele Karls zu schnellen Entschlüssen und unklugen Äußerungen fortreißen. Von dem Generale St. Chamont in Metz und von dienst-eifrigen Spähern in Nancy ließ Richelieu sich über geheime Anschläge und Verhandlungen des Herzogs erwünschte Berichte senden. Schon seit längerer Zeit, so hieß es, lasse der Herzog Karl Truppen in seinem Lande ausheben, die insgeheim dem General Montecuculi im Oberelsaß zugeführt würden; die lothringischen Infanterie-Regimenter, die der Herzog nach dem Liverdüner Vertrag dem Marschall d'Effiat im trierischen Gebiete gestellt hatte, seien mit geheimer Zustimmung Karls auseinandergelaufen, um sich den spanischen oder kaiserlichen Truppen anzuschließen. Achttausend Mann zu Fuß und 1500 Reiter halte überdies Karl bereit, um sie sobald als möglich dem Herzoge von Feria zuzuführen. Er warte nur auf den Augenblick, den Vertrag von Liverdün zu zerreißen. Mit dem Dolche an der Kehle, so habe er geäußert, sei ihm dieser Vertrag abgepreßt worden, das abgetretene Clermont sei dazu ein Reichslehen, das zu veräußern er nie ein Recht gehabt habe.

Schon im März 1633 war der Marquis von Feuquières zu Würzburg in vertraulichem Gespräche mit dem Kanzler Oxenstierna übereingekommen, daß man den Herzog von Lothringen wegen seiner Verbindung mit dem Kaiser „auf die Finger klopfen" und ihn unschädlich machen müsse; die Besetzung Lothringens sei ein Unternehmen, das gegenüber dem gemeinsamen Feinde, dem Kaiser, durch die Umstände geboten sei. Auch an den schwedischen General Horn, der im Oberelsaß eine Anzahl fester Plätze: Benfeld, Markolsheim, Molsheim, Ruffach in seine Gewalt gebracht hatte und im Frühjahre vor Schlettstadt lag, schickte Richelieu einen Unterhändler Miré, um sich des Generals für den beabsichtigten Schlag gegen den Lothringer zu vergewissern. Denn Karl hatte, um vor den Räubereien und Plünderungszügen der schwedischen

Truppen eine Zeit lang Ruhe zu haben, von dem Generale eine Art Neutralität für seine Staaten erkauft. In diese Neutralität hatte er auch die zum Bistume Straßburg gehörigen Städte Zabern und Dachstein aufnehmen lassen, die ihm von Österreich für ein angebliches Darlehen von 200 000 Reichsthalern als Pfand überlassen waren und bis zur Rückerstattung jener Summe in seinen Händen bleiben sollten. Ohne vom Generale Horn gestört zu werden, legte Karl in beide Städte lothringische Besatzungen. Miré hatte nun den Auftrag, dem schwedischen Generale beizubringen, daß das Darlehn von 200 000 Reichsthalern, wegen dessen Zabern und Dachstein dem Herzoge zum Pfande gegeben sei, nur als Vorwand diene, um die genannten Plätze unter lothringischem Schutze zu sichern; sodann sollte er dem Marschalle die Augen öffnen über Karls böse Absichten, die ebenso gegen Schweden wie gegen Frankreich gerichtet seien. Wenn diese Mitteilungen auf den Schweden Eindruck machten, sollte Miré zu erfahren suchen, auf wie lange dem Lothringer die Neutralität gewährt sei, und ob dieser Vertrag, wenn das gemeinsame Wohl und das Interesse des Königs von Frankreich es erfordere, nicht könne zurückgenommen werden unter dem Vorwande, daß er von der Königin von Schweden und dem Kanzler nicht bestätigt sei.

Obschon der schwedische General das Gold des Lothringers genommen hatte, fand er sich bald bereit, auf die Wünsche des Kardinals einzugehen und in das lothringische Gebiet einzufallen. Somit hatte Richelieu nur noch die Zustimmung des Königs zu dem beabsichtigten Gewaltakte einzuholen. Zu diesem Zwecke stellte er den Herzog, der die verlangte Huldigung für das westliche Bar noch immer nicht geleistet hatte, dem Könige als den treulosesten, verwegensten und unversöhnlichsten aller Menschen dar, der nur auf die Gelegenheit lauere, im Bunde mit Spanien und dem Kaiser über Frankreich herzufallen. Er zählte alle Treulosigkeiten auf, die Karl gegen die Verträge

von Vic und Liverdün begangen, und durch die er alle Rücksichten gegen den König außer Augen gesetzt habe. Groß sei darum die Gefahr, wenn es dem Herzoge von Feria gelinge, nach dem Elsaß vorzudringen, dort die zerstreuten kaiserlichen Besatzungen an sich zu ziehen und sich in Hagenau, Zabern, vor allem in Nancy, festzusetzen. Um dies zu verhüten, müsse Nancy sofort in die Gewalt des Königs gebracht werden; im Besitze dieses mächtigen Bollwerkes werde man allen Angriffen Spaniens und des Kaisers Jahre lang trotzen können. In Nancy befinde sich zur Zeit auch die Prinzessin Margareta, die Gemahlin Gastons von Orleans; wenn diese dem Herzoge Kinder gebäre, so werde Gastons Stellung gegenüber dem Könige, dem die Vorsehung keine Kinder beschieden habe, neu gefestigt werden. Ein plötzlicher Überfall Nancys werde die Prinzessin in die Hände des Königs bringen, und dies gewähre einen doppelten Vorteil. Einmal werde diese Ehe, da sie ungesetzlich, weil gegen den Willen des Königs abgeschlossen sei, dazu berechtigen, die Prinzessin von dem Herzoge getrennt zu halten, anderseits werde sie aber auch dazu dienen, dem Herzoge das Eingehen einer neuen Ehe unmöglich zu machen. Diese für die Politik Richelieus sehr bezeichnenden Vorstellungen waren klug auf die persönlichen Voreingenommenheiten des Königs berechnet; und Ludwig XIII., der immer leidenschaftlich erregt war, wenn es sich darum handelte, die Absichten seines Bruders zu durchkreuzen, griff begierig den Plan auf, die Stadt Nancy und mit ihr die Gemahlin Gastons durch plötzlichen Überfall in seine Gewalt zu bringen.

Die Ausführung der beschlossenen Gewaltthat leitete Richelieu durch einige Maßregeln gegen den Herzog ein, die gewissermaßen wie Plänkeleien dem offenen Kampfe vorausgingen. In dem Vertrage zu Liverdün hatte Karl sich verpflichten müssen, die Huldigung für das westliche Bar innerhalb eines Jahres in der von dem Könige verlangten Form

zu leisten. Als im Juni 1633 die angesetzte Frist abgelaufen war, ohne daß die Huldigung stattgefunden hatte, wurde Karl vor das Parlament von Paris geladen, und da er nicht erschien, erließ das Parlament einen Beschluß, der die sofortige Einverleibung des westlichen Bar in Frankreich aussprach, die alten Rechtsgewohnheiten dieses Gebietes aufhob und durch die von Sens ersetzte. Drei Kommissäre des Parlamentes nahmen, ohne Widerspruch zu finden, im Namen des Königs sofort das Land in Besitz; und um zu zeigen, wie die Könige Frankreichs rebellische Herzöge von Lothringen zu strafen gewohnt seien, ließ Richelieu den Beschluß, den das Parlament im Jahre 1412 gegen den Herzog Karl wegen der Händel in Neufchateau erlassen hatte (Bd. I 231), aus der Vergessenheit herausgraben und durch den Druck verbreiten.

Und noch ein besonderes Werkzeug hatte sich Richelieu in dieser Zeit geschaffen, um die Erwerbung Lothringens vorzubereiten, zu beschleunigen und die Gewalt mit dem Kleide des historischen Rechtes zu umhüllen.

Schon 1602 hatte Heinrich IV. einen Gerichtshof in Metz eingesetzt (Bd. I 498), dessen Aufgabe sein sollte, die Rechte des Reiches in den drei Bistümern zu beseitigen und die annektierte Bevölkerung mit dem französischen Volke zu verschmelzen. Gegen diese willkürliche Maßregel aber hatten die Kaiser Rudolf und Mathias, später auch Ferdinand II. sowie die Bürgerschaft von Metz Einspruch erhoben. Am 15. Januar 1633 gab nun Ludwig XIII. zu Paris den Befehl zur Errichtung eines Parlamentes in Metz, das aus einem Präsidenten, sechs Kammerpräsidenten, 54 Räten, einem Generalprokurator, zwei Generaladvokaten u. s. w. bestehen und mit ausgedehntesten Befugnissen ausgestattet werden sollte. Im August wurde es eröffnet. Die Einsetzung dieses Gerichtshofes war eine offene Verletzung aller feierlichen Versprechen, die König Heinrich II. gemacht hatte. Sie war ein tödlicher Schlag gegen die städtische Selbstverwaltung und gegen den sich noch immer

regenden demokratischen Bürgergeist; sie war das Mittel, die Macht der Bischöfe zu vernichten und die Unterworfenen in strengem Gehorsam des Königs zu halten. Das Parlament setzte die von der Kommission unter le Bret begonnene Thätigkeit fort, aus Urkunden und Verträgen die Rechte des Königs auf Stücke der lothringischen Staaten nachzuweisen. Das Parlament wurde das auserlesene und wirksamste Werkzeug für Richelieus Gewalt- und Annexionspolitik; es kam in den Besitz aller richterlichen und administrativen Gewalt und verschlang alle bisherigen Autoritäten; selbst die militärische mußte sich ihm beugen, und die Wahl seiner Mitglieder entsprach der Wichtigkeit der Aufgabe, welche der Kardinal ihm zugedacht hatte. Seine Wirksamkeit sollte sich nicht allein auf die geraubten Bistümer, sondern auch auf die in den Verträgen von Vic und Liverdün abgetretenen und verpfändeten lothringischen Städte und Gebiete erstrecken. Von jetzt ab wurden die Berufungen an das Reichskammergericht untersagt, und in den Gerichtssiegeln mußte der kaiserliche Adler den Lilien weichen, denn der König von Frankreich könne nicht dulden, daß in den Ländern seines Gehorsams ein fremdes Wappen als Siegel diene.

Nachdem Richelieu sich der Mitwirkung der Schweden und der Zustimmung Ludwigs XIII. versichert hatte, ließ er den Kanzler Oxenstierna in Frankfurt wissen, es sei der Wunsch des Königs, den unruhigen Lothringer gestraft zu sehen; ihn weiter zu beschützen, gebe er auf; auch sei zu fürchten, daß, wenn der Herzog von Feria an den Rhein komme, der Lothringer ihm die festen Plätze seines Landes einräume. Infolge dieser Botschaft legte sich im Juni ein schwedisch-deutscher Heerhaufe unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld und dem älteren Rheingrafen vor die Stadt Hagenau, die, wie oben gesagt, dem Herzoge übergeben, zur Zeit aber von kaiserlichen Truppen besetzt war. Eine andere schwedische Bande, ohne Zweifel von dem Heere Gustav Horns, brach durch das

Breuschthal in Lothringen ein, raubte und brannte in dem Gebiete von St. Dié, wurde aber von den lothringischen Feldobersten Florainville und Gatinois zurückgeworfen. Karl unterließ nicht, auf Grund des Vertrages von Liverdün sich über die Feindseligkeiten des Schweden bei Ludwig XIII. zu beklagen. Dieser schickte aufs neue den Herrn von Guron nach Nancy, um dem Herzoge zu erklären, daß der König nicht an die gemeldeten Feindseligkeiten der Schweden glaube; im übrigen aber müsse der Herzog es lediglich Sr. Majestät überlassen, ihn gegen feindliche Angriffe zu schützen. Karl sprach dem Gesandten sein großes Befremden über diese Botschaft des Königs aus und erklärte zuletzt aufs äußerste gereizt, daß der König, der ihn schutzlos den Angriffen der Schweden überlasse, ihm nicht verübeln könne, wenn er sich selber zu helfen suche.

Diese vollauf berechtigten Beschwerden des Herzogs stellte Guron seinem Meister als eine versteckte Kriegserklärung des Herzogs dar und meldete gleichzeitig, daß Karl fortgesetzt rüste und 8000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter auf den Beinen habe. Dem Kardinal waren diese Berichte für seine Absichten höchst erwünscht, um den König zu bestimmen, seine Heere sofort in Lothringen einrücken zu lassen. Karl hatte unterdes, da er sich ganz auf die eigene Hilfe angewiesen sah, den General Florainville mit 5000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern — auch die Amazone von Pfalzburg war mit kriegerischen Scharen gekommen — den Belagerten in Hagenau zu Hilfe geschickt. Seine Absicht war, nach dem Entsatze der Stadt die kaiserliche Besatzung von 3000 Mann an sich zu ziehen und mit dieser Armee das von den Schweden bedrängte Breisach zu befreien. In Breisach wollte er sodann die Ankunft des Herzogs von Feria erwarten. Florainville blieb mit seinem Heere eine Zeit lang bei Zabern stehen und suchte den Pfalzgrafen von Birkenfeld, dessen Truppen zu einer regelmäßigen Einschließung nicht ausreichten, durch Verhand-

lungen zum Abzuge von Hagenau zu bewegen. Als er aber merkte, daß der Feind nur Zeit zu gewinnen suche, beschloß er, durch einen Angriff auf die Belagerer, die er zwischen zwei Feuer zu bringen gedachte, die Stadt zu entsetzen.

Am 10. August in stürmischer Nacht kamen die Lothringer auf dem Marsche gegen Hagenau vor das Hanauische Städtchen Pfaffenhofen und forderten Einlaß. Das Landvolk drinnen, von einer kleinen Besatzung unterstützt, wehrte sich tapfer und schickte um Hilfe eilends zu dem Pfalzgrafen, der nicht zauderte, sofort mit dem größten Teile seines Kriegsvolkes und gutem Geschütze heranzuziehen. Er fand aber den Feind zu seinem Empfange gerüstet. Die schweren lothringischen Reiter, fast alle mit den roten kaiserlichen Schärpen versehen, griffen sofort die leichte Reiterei des Gegners mit solchem Ungestüm an, daß diese, taub gegen alle Bitten und Drohungen des Führers, auseinanderstob, das Fußvolk in ihre Flucht mit fortriß, und daß selbst das schwere Geschütz in die Gewalt der Lothringer kam. Während die lothringischen Reiter, deren tapferer Führer Richard Menil gefallen war, in wilder Hitze die zersprengten Feinde verfolgten — der Pfalzgraf durchschwamm in eiliger Flucht drei Bäche — verließen die Fußtruppen, die im Anfange des Kampfes durch die feindlichen Kanonen stark gelitten hatten, ihre Reihen. Die hierdurch entstandene Unordnung wurde noch dadurch vermehrt, daß dreihundert deutsche Reiter, die der Graf von Hanau herbeigeführt hatte, das Gepäck ihrer lothringischen Freunde zu plündern begannen. Diese Verwirrung im lothringischen Heere benutzte der holsteinische Oberst Ranzau, der auf seiner abenteuernden Laufbahn zuletzt den französischen Marschallstab gewann, einen Teil des flüchtigen Fußvolkes auf einer Anhöhe zu sammeln. Mit diesem zu einem neuen Angriffe herabstürzend, warf er die aufgelösten Reihen der lothringischen Fußtruppen gänzlich auseinander, so daß er nicht nur die verlorenen Kanonen zurückgewann, sondern sich auch des unbewachten Geschützes der Lothringer bemächtigte.

Als die lothringiſchen Küraſſiere im Bewußtſein ihres Sieges ſorglos zurückkehrten, ſtießen ſie plötzlich auf die geſchloſſenen Scharen Ranzaus, und wurden von dieſen in große Verwirrung auseinandergeworfen. Der ſo glücklich begonnene Kampf endetete mit der gänzlichen Zerſprengung des lothringiſchen Heeres.

Einige Tage bevor die Entſcheidung bei Pfaffenhofen fiel, hatte Ludwig XIII., durch Richelieu belehrt, daß der Überfall eines unvorbereiteten ahnungsloſen Gegners die königliche Würde nicht verletze, dem Generale Saint-Chamont, der mit einem Heere auf dem Marſche in das trieriſche Gebiet war, die Weiſung zugehen laſſen, ſich in aller Eile gegen Nancy zu wenden und die lothringiſchen Truppen, die unter Florainville jenſeit der Vogeſen ſtanden, von der Hauptſtadt abzuſchneiden. Er ſelbſt an der Spitze eines zweiten Heeres rückte von der Champagne aus gegen Nancy und ließ dem Pfalzgrafen von Birkenfeld melden, daß er durch ſeinen Angriff auf Nancy die Lothringer von dem Marſche auf Hagenau abhalten wolle; ſobald daher jene kehrt machten, um Nancy zu Hilfe zu eilen, möge er ihnen in den Rücken fallen. Der König war noch auf dem Marſche gegen Nancy, als er am 14. Auguſt die Botſchaft von der Niederlage des lothringiſchen Heeres erhielt. Sofort ließ Richelieu dem Generale Chamont den geheimen Befehl zugehen, ſich des Herzogs von Lothringen, wenn er deſſen habhaft werden könne, zu bemächtigen, ferner ſolle er die Prinzeſſin Margareta, wenn dieſe verſuche, aus Nancy zu entkommen, unterwegs aufheben und mit aller Ehrerbietung zu dem Könige nach Metz führen laſſen.

Die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Pfaffenhofen und dem Einbruche der Schweden verbreitete in ganz Lothringen Schrecken und Beſtürzung. Krank in Luneville liegend, vernahm Karl die Unglücksbotſchaft; „alles iſt verloren“, rief er der Herzogin zu, und ratlos wollte er ſich nach Nancy bringen laſſen, als er zu noch größerer Überraſchung erfuhr, daß ein franzöſiſches Heer

unter St. Chamont moselaufwärts gegen Nancy anrücke, und daß Ludwig XIII. selbst ein zweites Heer aus der Champagne gegen die Maas führe. Er schickte deshalb seinen Bruder, den Kardinal Franz Nikolas in das Lager des Königs, um sich über dessen Absichten Gewißheit zu verschaffen.

Gleichsam als wollte er seine lothringische Politik wegen des Übermaßes von Gewalt und Heuchelei vor sich und der Nachwelt rechtfertigen, klagt Richelieu bei dieser und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Herzog Karl als den gefährlichsten und treuloseſten aller Menschen an, der jeden Verrat und Wortbruch nur durch einen neuen vergessen mache, und dessen einzige Beständigkeit die Untreue sei. Diesen Anklagen, die sich im Munde eines Staatsmannes, der die natürlichsten Grundsätze im gegenseitigen Rechte der Völker umgekehrt und die politische Sophistik des alten Rom überboten hat, wie römische Klagen über punische Treue ausnehmen, hätte Herzog Karl das Wort entgegensetzen können: „Wir thaten, was wir mußten, und konnten nicht anders".

Was die politische Zuverlässigkeit und das Halten geschlossener Verträge betrifft, so war Karl vielleicht nicht besser, aber keineswegs schlimmer als die Mehrzahl der Fürsten jener macchiavellistischen Zeit, der Treue ein veralteter Bettel war, Wortbruch, Lüge und Verrat als erlaubte und unentbehrliche Mittel der Politik galten. Charaktere, wie Moritz von Sachsen, wie der Landgraf Moritz von Hessen, wie König Heinrich III. von Frankreich, der dem Herzoge von Guise Treue und Freundschaft auf das Sakrament des Altars schwur, um ihn wenige Tage später meuchlings abschlachten zu lassen, oder Heinrich IV., „der erste Edelmann Frankreichs", der keinen Anstand nahm, zu bekennen, daß Doppelzüngigkeit die Seele seiner Politik sei, sind bezeichnend für die scharfkalte neuzeitliche Luft, in der die Blüten des mittelalterlichen Lebens: Ehrlichkeit und Treue, nicht mehr gedeihen wollten. Sie rechtfertigen das Wort, mit dem der venetianische Gesandte

in Paris 1598 die politische Moral seiner Zeit kennzeichnete, daß es nicht schimpflich sei, seine Nachbarn zu betrügen, wofern es nur zum Vorteile ausschlage, und daß der Betrug dem Betrüger als geistige Fähigkeit, dem Betrogenen als Einfalt angerechnet werde. Und doch weist die lange Geschichte Karls keine einzige Handlung auf, die an die verräterischen Praktiken der oben genannten Fürsten erinnerte oder dem bitteren Urteile des Venetianers als Beweis dienen könnte. Wer aber wollte es Karl IV. verargen, daß er, von einem übermächtigen Gegner mit allen Mitteln rücksichtsloser Gewalt und skrupelloser List wie ein Wild gejagt, auf jede mögliche Auskunft des Schwachen bedacht war, oder daß er die „mit dem Messer an der Kehle" abgepreßten Verträge von Vic, Liverdün, Charmes u. s. w. für ebenso bindend hielt, wie ein vom Räuber auf der Heerstraße abgepreßtes Versprechen. Der von Richelieu hervorgehobenen Unbeständigkeit und Treulosigkeit Karls, die aus der Notwehr gegen einen nie ruhenden übermächtigen Feind entsprang, darf mit Recht die freigewählte Anhänglichkeit und Treue des Herzogs für die kaiserliche Sache entgegengehalten werden, eine Treue, die in einer Zeit, da der bezahlte Verrat sich überall seines Erfolges rühmen durfte, allen Lockungen und Drohungen Frankreichs widerstand und nur in den verzweifeltsten Augenblicken ins Wanken kam, um derentwillen er endlich Land und Thron verließ, um als abenteuernder Kriegsmann bis zum Lebensende auszuhalten. Aber bei der Neigung der Menschen, Lob und Tadel nach der Gunst oder Ungunst des Erfolges zu bemessen, haben sie über den unterliegenden, vom Schicksale verfolgten Herzog das gehässige Urteil wiederholt, das der ränkevolle, unversöhnliche, vom Erfolge gekrönte Todfeind über ihn niederschrieb.*)

*) Viel gerechter über Herzog Karl IV. ist im allgemeinen das Urteil Haussonvilles: La Réunion de la Lorraine à la France.

Der Kardinal Franz Nikolas, der dem feindlich anrückenden Könige entgegengeeilt war, traf diesen und den Kardinal Richelieu in Château-Thierry. Er gab sich den Anschein, als mißbillige er das Verhalten seines Bruders, und ward von dem Könige mit scheinbar großer Huld empfangen. Ludwig XIII. und sein Minister hatten gerade wie 1627 bei dem Besuche Karls in Paris die Rollen unter sich vorsichtig geteilt. Der König, der in dem Herzoge Karl vor allem den Bruder der Prinzessin Margareta und den Schwager haßte,*) gab dem Kardinale allgemeine Versicherungen seines Wohlwollens; er wisse die Gesinnungen des Kardinals von denen seines treulosen Bruders wohl zu unterscheiden und werde bemüht sein, ihm Beweise seiner aufrichtigen Freundschaft zu geben; darum möge er nur auf seinen königlichen Schutz vertrauen. Eine ganz andere Sprache führte Richelieu. Er hielt dem Kardinale eine lange Liste aller der Treulosigkeiten und Vergehen vor, deren der Herzog Karl sich gegenüber dem Könige von Frankreich schuldig gemacht habe: den Bruch der Verträge von Vic und Liverdün, die Verbindung mit dem „allgemeinen Feinde", dem Kaiser, den Vorschub, den Karl dem Herzoge von Orleans und dessen Vermählung mit der Prinzessin Margareta geleistet habe, die unterlassene Huldigung für Bar, endlich den Angriff auf den Bundesgenossen Frankreichs, den Schweden. Eine Aussöhnung, so fuhr Richelieu fort, gebe es für den Herzog mit dem Könige

*) Am 2. September 1633 schrieb der König an den Präsidenten des Metzer Parlamentes Butagne: „Il y a parmi les autres une raison particulière qui ne nous permet pas de différer plus longtemps de témoigner notre juste ressentiment contre le duc de Lorraine, c'est le mariage de notre frère le duc d'Orléans avec la soeur de ce prince"; und in einem anderen Schreiben an den Gouverneur von Paris, den Herzog von Montbazon: „Ce mariage clandestin est véritablement un rapt commis contre ma personne et contre mon Etat". Haussonville I. 370.

nicht mehr, es sei denn, daß er seine Hauptstadt Nancy dem Könige als Pfand seiner Treue übergebe und die Prinzessin Margareta ihm in die Hände liefere. Dies sei auch das einzige Mittel, um Lothringen vor der Rache der beleidigten Schweden zu schützen. Der Kardinal erbot sich, mit Zustimmung seines Bruders die Ehe Gastons und Margaretas zu lösen und die Huldigung für Bar im Namen des Herzogs sofort zu leisten; auch Zabern und Dachstein sei er bereit, dem Könige zu übergeben, in keinem Falle aber gestatte die Ehre, daß der Herzog seine stark befestigte Hauptstadt ohne Kampf ausliefere, denn auch der schlimmste Ausgang der Dinge könne dem Herzoge ein größeres Opfer nicht auferlegen. Abgesehen aber von der Ehre, sei es dem Herzoge wegen der Pflichten, die er gegen Kaiser und Reich habe, unmöglich, Zugeständnisse zu machen, die der Kaiser als Verrat und Treubruch betrachten müsse. Dieser Hinweis des Kardinals auf die alten Rechte des Reiches kam dem Minister seltsam vor, und in erkünsteltem Zorne seine wahre Meinung verhüllend, erklärte er dem Kardinal, daß die Souveränität über Lothringen keinem anderen zustehe als dem Könige von Frankreich, und diesem nur habe der Herzog Treue und Huldigung zu leisten. Die Oberhoheit des Reiches sei nur eine Anmaßung, die Frankreich habe dulden müssen, so lange es nicht anders gekonnt habe. Der lange Besitz könne dem Reiche keine Rechte schaffen, denn zwischen Königen gebe es keine Verjährung. Jetzt habe Gott dem Könige von Frankreich die Macht gegeben, sein Reich in vollem Umfange wieder herzustellen, und die Nachwelt werde ihn tadeln, wenn er dies unterlasse.*)

*) Quant à la mouvance de l'Empire que le roi était bien éloigné d'en demeurer d'accord, puisqu'il prétendait la souveraineté de la Lorraine et que l'hommage lui en était dû; que c'était une usurpation faite par l'Empire sur sa couronne, en quoi la longue possession qu'on pouvait alléguer, ne donnait aucun

Während Franz Nikolas sich mit unnützen Vorschlägen und Unterhandlungen abmühte und zwischen dem Hauptquartiere des Königs und seinem Bruder hin und herging, schoben die Truppen St. Chamonts und die Heerhaufen des Königs sich immer enger um die Hauptstadt Nancy zusammen, in der eine Besatzung von 3000 Mann Fußvolk und 300 Reitern unter dem Befehle des Marquis von Mouy lag. Dazu hatte sich noch eine Anzahl Freiwilliger aus dem Adel eingefunden; auch war die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausreichend versehen. Karl selbst, der bei dem langsamen Vorrücken des Herzogs von Feria an einen baldigen Entsatz nicht glauben mochte, hatte sich mit seinen Getreuen nach Epinal begeben, um nicht ein Gefangener in seiner Hauptstadt zu werden.

Am 22. August stand St. Chamont vor Nancy. Er hatte vom Könige den strengsten Befehl, alle Vorsorge zu treffen, daß die Prinzessin Margareta nicht aus der Stadt entkomme. Aber eine kühne List des Kardinals Franz Nikolas, der als Unterhändler mit einem königlichen Geleitbriefe versehen, unbehindert durch das Heer der Umlagerer gehen konnte und sich vom Könige die Erlaubnis erwirkt hatte, Kutschen und Pferde aus Nancy herauszubringen, täuschte die Wachsamkeit des Marquis und entzog dem Verfolger die leidenschaftlich gesuchte Beute. Als Page verkleidet, mit geschwärztem Gesichte und langer Perücke, Stiefel und Sporen an den Füßen, die Feder am Hut und das Schwert an der Seite fuhr die Prinzessin auf dem Wagen des Kardinals morgens 4 Uhr aus der Stadt durch die Vorposten, die nach Durchsicht des Freipasses den Kardinal nebst seinem Pagen unbeanstandet durchließen. Eine Strecke vor der Stadt ward sie von einigen Edelleuten empfangen und auf bereit gehaltenen

---

droit, n'y ayant jamais de prescription entre les grands princes. Mémoires VII. 401.

Pferden weiter gebracht. Unterwegs stieß sie auf schwedische Reiter; von diesen verfolgt, warf sie sich in ein Gebüsch und kam nach einem dreizehnstündigen abenteuerlichen Ritte vor den Thoren von Diedenhofen an, wo sie, im Gesichte und an den Händen blutend, niedersank und von einem Soldaten aufgehoben wurde, der sich des schönen Pagen erbarmte und ihn zu dem spanischen Kommandanten des Platzes brachte. Einige Tage später holte der Herzog von Orleans, der von ihrer Flucht und Ankunft benachrichtigt wurde, sie von Diedenhofen nach Brüssel. Niemals, so hörte man die Prinzessin später sagen, würde sie geglaubt haben, was in Romanen von verbannten Prinzessinnen erzählt werde, wenn sie es nicht selbst an sich erfahren hätte.

Die Hoffnung, sich bald der Hauptstadt und mit ihr der gehaßten Prinzessin zu bemächtigen, deren Flucht eine Zeit lang unbekannt blieb, spornte unterdes Ludwig XIII. zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit. Er verlegte sein Hauptquartier in die Nähe von Nancy nach Neuville und betrieb von hier mit allem Eifer die Belagerungsarbeiten; er selbst steckte die Umschließungslinien ab, leitete persönlich die Schanzarbeiten, zu denen tausend Bauern aus dem Gebiete von Verdun herbeigeschleppt wurden, und gebot, alle festen Plätze und Schlösser in Lothringen, von denen aus die Belagerer gestört werden könnten, zu besetzen oder niederzulegen. Charmes, Conflans, Luneville, Mars la Tour, Epinal, alle befestigten Orte außer Bitsch, Wildenstein und der Bergfeste la Mothe fielen in der allgemeinen Verwirrung ohne Widerstand in die Hände des Königs. In Nancy war die Besatzung ratlos; man wußte nicht, ob Krieg oder Friede sei, denn von dem Herzoge waren keine Befehle gekommen, und zwischen Richelieu und Franz Nikolas spannen sich die Verhandlungen noch fort, während der König die Stadt immer enger umschloß. Nur die Amazone von Pfalzburg, die in der Stadt geblieben war, versuchte durch Verhandlungen, die sie mit dem Generale

Saint Chaumont anknüpfte, dem Fortgange der Einschließungsarbeiten Einhalt zu thun. Als sie die Nutzlosigkeit ihres Bemühens erkannte, drang sie auf energische Gegenwehr. Sie forderte den Kommandanten Mouy auf, durch kühne Ausfälle die Arbeiten der Belagerer zu hindern; man sah sie überall auf den Wällen, sie legte selbst die glühenden Lunten an die Kanonen, um die Werke des Feindes zu zerstören, und ermutigte alles zum Ausharren. Alle Erniedrigungen ihres Hauses, so hörte man sie reden, hätten nur dazu gedient, den Übermut des Königs zu steigern, dessen Sinnen einzig darauf gerichtet sei, das Haus Lothringen zu vernichten; müsse es aber jetzt zum äußersten kommen, so sei es besser, unter den Trümmern der Stadt zu liegen, als zu leben und Ehre, Gut und Freiheit ruhmlos verloren zu haben.

Herzog Karl hatte sich seiner Sicherheit halber von Epinal nach Remiremont an die äußerste Grenze seines Landes geflüchtet und horchte hier auf die Nachrichten, die sich über den Anmarsch des Herzogs von Feria verbreiteten. Dieser sollte sich nach dem Befehle des Kardinalinfanten am Bodensee mit einer kaiserlichen Armee unter Aldringer vereinigen, den Rhein überschreiten und Lothringen zu Hilfe kommen. Aber dem Vordringen des Spaniers stellten sich unzählige Hindernisse entgegen. Karls eigenes Heer hatte sich nach der Niederlage bei Pfaffenhofen nahezu aufgelöst. Die Söldner waren, wie es nach Niederlagen meist geschah, auseinander gelaufen, die einen hatten sich in ihre Heimat zurückbegeben, andere in die französischen Regimenter sich einreihen lassen; von den lothringischen Truppen hatte ein Teil sich vergebens nach Nancy zu werfen gesucht, ein kleiner Teil hatte sich in dem elendesten Zustande bei dem Herzoge gesammelt. In seiner verzweifelten Lage kam Karl jetzt auf den Gedanken, Ludwig XIII. sei persönlich nur gegen ihn aufgebracht, und in dieser Meinung entschloß er sich, zu Gunsten seines Bruders Franz Nikolas, den ja der König wiederholt seines Wohlwollens und

seines Schutzes versichert hatte, der herzoglichen Krone zu entsagen, „damit sein Land unter der Herrschaft eines Fürsten, der Frankreich weniger verhaßt sei, nicht gänzlich zu Grunde gehe“. Er stellte in der That eine Urkunde aus, durch die er die Herzogtümer Lothringen und Bar seinem Bruder abtrat; und mit dieser Entsagungsurkunde und sonstigen Vollmachten versehen, begab sich Franz Nikolas gegen Ende August wiederum in das Lager des Königs vor Nancy. Ludwig beglückwünschte ihn zu dieser Wendung der Dinge, versicherte ihn wie früher seines besonderen Wohlwollens und königlichen Schutzes, verwies ihn aber in allem übrigen an seinen Minister.

Man glaubte damals allgemein, daß Richelieu für seine Nichte, Madame de Combalet, eine hohe Verbindung suche. An diesen Wunsch Richelieus meinte nun der Kardinal anknüpfen zu können, um den allmächtigen Minister für sich zu gewinnen, den Frieden mit Frankreich wieder herzustellen und selbst der Ehe des Herzogs von Orleans die königliche Zustimmung zu sichern. Er bat also den Minister, — denn er hatte die geistlichen Weihen noch nicht erhalten — weil er als Herzog von Lothringen zu heiraten beabsichtige, um die Hand der Combalet. Richelieu nahm den Antrag mit vorsichtiger Kälte auf; er erklärte dem Kardinal, daß er die Sache dem Könige, dem er nichts verhehle, mitteilen werde; unter allen Umständen aber sei es nötig, zuvor Se. Majestät zufrieden zu stellen, dann erst werde diese sehen, ob die angebotene Verbindung dem königlichen Dienste nützlich sei; vor allen Dingen müsse daher die Stadt Nancy als Bürgschaft für das fernere gute Verhalten des Herzogs dem Könige überliefert werden.

Mehrere Tage wurde zwischen den beiden Männern noch verhandelt. Am 6. September verstand sich endlich der Kardinal zu einem Vertrage, der dem Herzoge von Lothringen außer dem Namen eines Landesherrn nur noch das Recht ließ, in seinem Lande Steuern zu erheben. Der Kardinal versprach nämlich in seinem und seines Bruders

Namen, allen Verbindungen mit den Feinden Frankreichs zu entſagen, keine Truppen in ſeinem Lande mehr auszuheben und die Trümmer des lothringiſchen Heeres zu entlaſſen, ſobald der Kanzler Oxenſtierna ſich verpflichtet habe, die Neutralität Lothringens zu achten; er verſprach ferner, die Prinzeſſin Margareta innerhalb 14 Tage, wenn es möglich ſei, in die Hände des Königs zu liefern und die Auflöſung ihrer Ehe mit Gaſton nicht zu erſchweren. Als Unterpfand dieſes Übereinkommens ſollte die Stadt Nancy drei Tage nach Unterzeichnung des Vertrages dem Könige übergeben werden und bis zum Ende des deutſchen Krieges, jedoch nicht über die Zeitdauer von vier Jahren hinaus, in deſſen Händen bleiben. Die Ausführung dieſes Vertrages, ſo lauten Richelieus eigene Worte, hätte dem Könige alles gegeben, was dieſer nur wünſchen konnte: er hätte die Prinzeſſin Margareta in ſeine Gewalt bekommen, und dadurch konnte großes Unheil verhütet werden; was aber mehr war, Se. Majeſtät würde die Stadt Nancy niemehr an den Herzog zurückgegeben haben, denn man hätte ihre Zurückgabe immer hinausgeſchoben, bis alle Differenzen geſchlichtet gewäſen wären, und dies hätte bis in alle Ewigkeit gedauert.*)

Herzog Karl, dem ſein Bruder die Unmöglichkeit vorſtellte, Nancy zu retten und auf andere Weiſe die Herrſchaft des Hauſes Lothringen zu erhalten, unterzeichnete (10. September) wie ein Willenloſer dieſen Vertrag in ſtumpfer Ergebung. Unter den Seinen aber bekundete ſich ein allgemeiner Unwille und eine tiefe Entmutigung, ſo daß mehrere ſeiner angeſehenſten Hauptleute ſich anſchickten, ihn zu verlaſſen und dem Könige von Frankreich ihre Dienſte anzubieten. Am 13. September, drei Tage nach Unterzeichnung des Vertrages; ſollte die Stadt

*) Et qui est plus, Sa Majesté ne rendroit point Nancy, parce qu'il falloit vider tous les differends du roi, ce qui alloit à l'infini. Mémoires VII. 440.

Nancy Ludwig XIII. übergeben werden. Als dieser aber an jenem Tage zu festgesetzter Stunde in feierlichem Aufzuge vor dem Thore St. Nicolas ankam, wo ihn der Kardinal Franz erwartete, da war die Stadt verschlossen, die Zugbrücken blieben aufgezogen, und von den Wällen herab rief ein Offizier den königlichen Trompetern, die dem Zuge vorausgingen, zu, der König von Frankreich werde keinen andern Eingang in die Stadt finden, als den er sich selber durch eine Bresche öffnen werde. In einem plötzlichen Übergange von tiefer Niedergeschlagenheit zu kühnem Entschlusse hatte Karl durch einen Edelmann, dem es gelang, sich durch die Reihen der Belagerer in die Stadt zu bringen, dem Marquis von Mouy den Befehl zugehen lassen, die Feste mit aller Entschlossenheit zu verteidigen und die Thore selbst auf einen schriftlichen Befehl des Herzogs nicht zu öffnen, wenn seiner Unterschrift das Zeichen L. O. R. fehle. Seine Absicht war, sich selbst auf irgend eine Weise in die Stadt zu bringen und bis zur Ankunft des spanischen Heeres sein Leben an deren Verteidigung zu setzen. Durch einen ausdauernden Widerstand — schon nahte der Winter — hoffte er den König zu ermüden und, wenn nicht sonst ein Umschlag des Kriegsglückes eintrete, bessere Bedingungen als die vereinbarten zu erzielen. Müßte er aber die Stadt dem Könige übergeben, so würde er zuvor alle ihre Bastionen in die Luft sprengen.

Um ungefährdet in die Nähe seiner Hauptstadt zu kommen, ließ Karl dem Kardinale Richelieu melden, er sei bereit, den von seinem Bruder geschlossenen Vertrag in der Hauptsache auszuführen, wünsche aber einzelne Nebenpunkte abzuändern und sich darüber mit dem Minister in St. Nicolas zu besprechen; zu diesem Zwecke verlangte er für sich volle Sicherheit zu kommen und wieder zu gehen. Richelieu, der vielleicht die Absicht des Herzogs erriet, zeigte sich über dessen Entschluß hoch erfreut und sicherte ihm feierlich im Namen des Königs zu, daß er ungefährdet kommen und zurückkehren könne, denn

niemand habe es auf seine Person abgesehen, man mißbillige nur sein Benehmen. Um ihn aber von Nancy fern zu halten, reiste ihm der Kardinal bis Charmes entgegen, denn er wolle, so ließ er Karl sagen, ihm ein gutes Stück Weges ersparen und wünsche gleich am ersten Tage mit ihm zu beraten, was geschehen könne, um den König zu versöhnen und den Herzog selbst zufrieden zu stellen.

Am 18. September traf Karl mit dem tödlich gehaßten Kardinale in Charmes zusammen. Es kam hier zu stürmischen Auseinandersetzungen. Der List und Besonnenheit vergessend, erklärte Karl den Vertrag von Neuville für unannehmbar; ehe er feige und ehrlos seine Hauptstadt übergebe, werde er sie lieber in Feuer aufgehen lassen. Schon war man auf dem Punkte, die Unterredung abzubrechen, als Karl wie im plötzlichen Wechsel seiner Entschlüsse sich bereit erklärte, den Vertrag von Neuville unter gewissen Bedingungen auszuführen. Es wurde sodann vereinbart, daß Karl zunächst seine Hauptstadt und sobald als möglich die Prinzessin Margareta dem Könige überliefern solle; wenn die Auslieferung der Prinzessin innerhalb dreier Monate erfolge, dann werde der König die Stadt Nancy dem Herzoge zurückgeben und mit seinen Heeren Lothringen verlassen; doch solle ihm freistehen, die Bollwerke der Stadt niederzulegen. Beide suchten durch dieses Übereinkommen einander zu überlisten. Karl wollte den Kardinal sicher machen, um in die Stadt zu gelangen; der Kardinal wünschte möglichst bald, ehe das spanische Heer nahte, Herr des festen Platzes zu werden, um ihn nie wieder herauszugeben. Nach Abschluß dieses Vertrages lud Richelieu den Herzog ein, den König in seinem Quartiere vor Nancy zu begrüßen; er selbst erbot sich, ihn dorthin zu begleiten und Se. Majestät der guten Gesinnung des Herzogs versichern. Durch vorausgesandte Boten aber ließ er dem Könige melden, er möge Sorge treffen, dem Lothringer für die Nacht eine angemessene und sichere Wohnung zu verschaffen; man habe diesem zwar zum Zwecke einer

Verhandlung ſicheres Geleit verſprochen, weil er aber nach Abſchluß des Vertrages keine andere Bürgſchaft biete als ſeine Treue, und auf dieſe nicht zu rechnen ſei, ſo dürfe es ihn nicht befremden, wenn man ſich ſeiner Perſon bemächtige.

In Neuville traf der Herzog mit Ludwig XIII. zuſammen, und hier führten, wie Levaſſors Memoiren ausführlich erzählen, der Jäger und das gejagte Wild in der Kunſt der Verſtellung ein Spiel auf, das boshafte Götter hätte beluſtigen können. Der König empfängt den Herzog mit offenen Armen und den wärmſten Ausdrücken des Vertrauens. „Alles iſt vergeſſen, mein lieber Vetter; einſt hatte ich eine ſchlimme Meinung von Euch und glaubte, Ihr hättet weder Treue noch Glauben; heute aber denke ich anders von Euch, da ich weiß, daß Ihr Euer Verſprechen erfüllt“. Richelieu rühmt hierauf die kriegeriſchen Gaben und den ritterlichen Sinn des Herzogs; er verbürgt ſich für Karls Treue und Hingabe an die königliche Sache, in kurzem werde der Herzog unter den Feldzeichen Frankreichs kämpfen. Der Herzog wiederum erſchöpft ſich in Schmeicheleien und Verſicherungen ſteter Ergebenheit gegen Ludwig, dem er in Zukunft einzig ſeine Dienſte widmen werde. Man rückt ſich näher, der König zieht die Unterhaltung ins allgemeine; man ſpricht von dem, was Ludwig XIII. am beſten verſtand, von Jagd, von Hunden und Pferden. So geht die Zeit hin. Als es anfängt zu dunkeln und Licht gebracht wird, will ſich der Herzog entfernen; er will ſich, wie er ſagt, in ſeine Hauptſtadt begeben, um dort alles zur feierlichen Übergabe des Platzes anzuordnen. Aber der König, der angekommene geſchäftliche Briefe durchfliegt, bittet ihn, doch nicht ſo zu eilen: „Seid Ihr ſo bald müde, mein lieber Vetter, bei mir zu ſein; es iſt noch ſehr frühe, und von hier nach Nancy iſt nur eine Stunde.“ Nach einiger Zeit will der Herzog von neuem aufbrechen. „Sonderbar,“ ſagt der König, „wie ſchnell nur die Zeit vergeht. Wie viel Uhr iſt doch jetzt?“ Man antwortet ihm, es ſei ſieben.

„Dann, lieber Vetter", fährt er fort, „ist es zu spät, die Wachen sind schon aufgezogen, und Ihr würdet alles in Alarm bringen; besser ist es, Ihr bleibt die Nacht hier und geht morgen in der Frühe." Der Herzog ist genötigt, dem Wunsche des Königs nachzugeben und zu bleiben; er wird in dem Hause des Herrn von la Valette untergebracht, wo sich eine Anzahl Edelleute einfindet, die ihm beim Essen Gesellschaft leisten bis gegen elf Uhr, da der Herzog zu Bette geht. Unterdes war das Haus mit Wachen umstellt, und als Karl an das Fenster seines Schlafzimmers tritt, überzeugt ihn ein Blick nach draußen, daß er ein Gefangener ist. Zweimal versucht er in der Nacht, einen der Posten zu gewinnen und aus dem Fenster zu entweichen, aber der Posten zeigt sich als unbestechlich. Herr, so bemerkte ein lothringischer Edelmann, der mit dem Herzoge in demselben Zimmer schlief, Ihr seid ein Gefangener, und es gibt kein Mittel zu entkommen. Am andern Morgen noch hoffte Karl auf eine Gelegenheit zu entweichen, aber noch während er sich ankleidete, ließen sich acht „vornehme Herrn des Hofes" bei ihm melden, die ihn zu sehen und ihm Gesellschaft zu leisten wünschten. Es waren Wächter, die der König geschickt hatte, um Karl beständig unter Augen zu haben. Man drang in ihn, sein Versprechen zu erfüllen, dem Könige die Thore Nancys öffnen zu lassen und dem Befehlshaber in der Stadt die nötige Weisung zu erteilen. Seiner Freiheit beraubt, auf alle Weise gedrängt und bedroht, unterzeichnete der Herzog den Befehl an Mouy, die Stadt zu übergeben, aber der Marquis versagte dem Befehle den Gehorsam, weil der Unterschrift des Herzogs das angegebene Zeichen fehlte. Endlich am dritten Tage ließ der verzweifelte Fürst, da ihm jede Aussicht, seiner Haft zu entrinnen, genommen war, dem Kommandanten die mit L. O. R. versehene Unterschrift zugehen. Karl selbst begab sich nach Rosières, um nicht der Übergabe der Stadt beizuwohnen.

Nancy war einer der festesten Plätze Europas; in ihm glaubte Richelieu einem Angriffe Spaniens oder des Kaisers die längste Zeit trotzen zu können. Am 24. September 1633 wurden die Thore der Stadt dem Könige von Frankreich geöffnet; die tapfere Besatzung, die noch 2500 Fußgänger und 230 Reiter zählte, wurde in beschimpfender Weise entwaffnet, und in die ruhmlos gewonnene Feste hielt der König mit großem militärischen Gepränge seinen Einzug, während die Bewohner sich in ihren Häusern eingeschlossen hielten oder in dumpfem Schweigen zusahen. Die gleiche, düster schweigsame Haltung beobachteten sie auch zwei Tage später, als die Königin Anna ihren Einzug in die Stadt hielt. Als aber an diesem Tage Herzog Karl sich zeigte, der gekommen war, um die Königin zu begrüßen, da drängte die Menge sich um ihn und rief mit Thränen in den Augen zum Schrecken der französischen Höflinge: Es lebe Se. Hoheit, der Herzog! Der allgemeinen Empfindung, von der die Bevölkerung der Stadt und des Landes erfüllt war, gab unverholen der berühmte Kupferstecher Johann Callot Ausdruck, als Ludwig XIII. ihm den Auftrag erteilen ließ, er solle den siegreichen Einzug des Königs in Nancy durch eine Reihe von Kupferstichen verewigen. „Sire", so lautete die schöne Antwort des Künstlers, „ich bin Lothringer, und dieser Umstand verbietet mir, etwas zu thun, was gegen die Ehre meines Fürsten und meines Landes ist." Als die Hofleute ihm drohten, man habe Mittel, seinen Trotz zu brechen, erwiderte er: „Dann werde ich mir zuvor den Daumen abschneiden."

Nach zwölftägigem Aufenthalte kehrte Ludwig XIII. nach Paris zurück. Er ernannte den Grafen Brassac zum Gouverneur der gewonnenen Stadt, sicherte sie durch eine starke Besatzung von 8000 Mann und befahl die Anlage einer die Stadt beherrschenden Citadelle. Im Lande ließ er eine Armee von 20 000 Mann unter dem Marschalle la Force stehen, um einem Angriffe kaiserlicher und spanischer Truppen vom Elsaß her die Spitze bieten zu können.

In erzwungener Unthätigkeit hatte der Kaiser der Vergewaltigung Lothringens zusehen müssen. Der General, dem er seine Rettung und sein Heer mit unbeschränkter Vollmacht anvertraut hatte, stand wie unbeweglich in Böhmen, beschäftigt mit geheimnisvollen Entwürfen und in gefährliche Unterhandlungen mit dem Feinde verstrickt. Im August 1633 war Feuquières mit Kinsky, einem Vertrauten Wallensteins, in Dresden zusammengekommen. Der Franzose stellte diesem die Undankbarkeit des Hauses Österreich vor Augen; möge Wallenstein siegen oder nicht, von Österreich werde er immer nur Undank ernten. Wolle der Herzog von Friedland sich aber entschließen, die Waffen gegen den Kaiser zu erheben, so werde Frankreich ihn an die Spitze der verbündeten Heere stellen und ihn in Deutschland so groß und mächtig machen, als er nur wünschen könne. Wallensteins Vertrauter soll dagegen in dieser Zusammenkunft dem Könige von Frankreich den Besitz Lothringens und der Freigrafschaft gewährleistet, aber die Herausgabe der von Frankreich besetzten Plätze im Elsaß gefordert haben.*) Wallenstein war damals vor allem darüber erbittert, daß ein von ihm unabhängiger spanischer Feldherr, den er sogar noch durch seine Truppen verstärken sollte, auf dem deutschen Kriegsschauplatze erwartet wurde. Mit äußerstem Widerstreben hatte er dem Wunsche des Kaisers nachgegeben und den General Aldringer mit vier Regimentern dem Oberbefehle Maximilians von Bayern unterstellt, der im September die Ankunft Ferias in Oberdeutschland erwartete. Im geheimen aber hatte er Aldringer den gemessenen Befehl erteilt, nichts Entscheidendes mit dem gehaßten Spanier zu unternehmen, „sich nur defensiv zu verhalten und keine Schlacht zu liefern, möge ihm auch das Gegenteil befehlen, wer da wolle".

*) So wird in einer kaiserlichen Staatsschrift vom März 1634 erwähnt, die darthun will, daß Wallenstein mit Recht die Strafe des Hochverräters erlitten habe.

Aller Augen blieben in dieser Zeit auf die Bewegungen des spanischen Heeres unter dem Herzoge von Feria gerichtet. In den letzten Tagen des August war Feria mit der Vorhut der Armee, 12000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern, über das Wormser Joch durch das Münsterthal nach Tirol vorgedrungen, um von da oberhalb des Bodensees in die Ebenen Schwabens hinabzusteigen. Dort sollten sich die baierischen und die kaiserlichen Regimenter unter Aldringer mit ihm vereinigen, nach den österreichischen Vorlanden vordringen, das umlagerte Breisach entsetzen und Lothringen zu Hilfe eilen. Die Besorgnis im Lager der Feinde war ungemein groß. Feuquières schilderte in Frankfurt auf Befehl Richelieus die Gefahren, welche ein Durchbruch Ferias und dessen Vereinigung mit dem baierisch-kaiserlichen Heere der allgemeinen Sache drohten, in den düsterſten Farben; Richelieu selbst setzte alles daran, vor dem Erscheinen Ferias Nancy in seine Gewalt zu bekommen, und der schwedische General Gustav Horn verließ eiligst sein Lager bei Donauwörth, bemächtigte sich ohne Rücksicht auf die Neutralität der Eidgenossen, „zum Wohle des gemeinen protestantischen Wesens“ des Passes von Stein und zog durch den Thurgau gegen Konstanz, um sich dieser wichtigen Stadt vor Ankunft des Spaniers zu versichern.

Mehr als zwei Wochen wurde das Vorrücken Ferias durch die Schweden aufgehalten, erst Ende September fand zwischen Lindau und Ravensburg im Rücken der Schweden, die vor Konstanz lagen, die Vereinigung des Spaniers mit Aldringer statt und nötigte Gustav Horn, die Belagerung der Stadt Konstanz aufzuheben. Aber der lange Verzug, den Ferias Vorrücken durch die Schweden erlitten hatte, war dem Plane Richelieus, den Lothringer vor dem Erscheinen des spanischen Heeres zu verderben, trefflich zu statten gekommen; denn unterdes hatte sich Ludwig XIII. Nancys bemächtigt.

Die Enttäuschung über die spanische Hilfe sollte indes noch größer werden. Die vereinigten Heere Aldringers und Ferias,

etwa 30000 Mann ſtark und geführt von trefflichen Generalen, ſchienen immer noch eine folgenreiche Wendung der allgemeinen Lage bewirken zu können. Bei Säckingen gingen ſie über den Rhein und zogen unter den Mauern Baſels vorüber in den Sundgau und das Elſaß hinab. Enſisheim wurde genommen, das von den Rheingrafen Hans Philipp und Otto Ludwig hart bedrängte Breiſach entſetzt; und hoffend ſah man in Lothringen der Ankunft des lang erſehnten Retters entgegen. Herzog Karl begann im geheimen wieder Kriegsvolk zu werben; eine Menge Edelleute ſtrömten ihm zu und erwarteten, daß Feria über das Gebirge ſich nach der Freigrafſchaft wende. Aber nur wie eine Luftſpiegelung zeigte ſich die rettende Hilfe, um raſch wieder zu entſchwinden. Am 26. Oktober ſtanden Feria und Aldringer im Oberelſaß dem General Horn gegenüber, der mit ſeinem Heere bei Straßburg den Rhein überſchritten und ſich mit dem Rheingrafen vereinigt hatte. Bei Sulz bot Feria dem Feinde die Schlacht an, die auch Horn nicht verweigerte. Die kaiſerlichen Hauptleute wünſchten dem Feldherrn Glück zu der erwünſchten Gelegenheit, da erklärte Aldringer, dem durch Wallenſteins Befehle die Hände gebunden waren, in eine Schlacht nicht einwilligen zu dürfen. Die erwartete Entſcheidung im Felde unterblieb. Bald darauf entzweiten ſich die Generale; Aldringer zog über Breiſach in den Breisgau; der Herzog von Feria aber, allein zu einem entſcheidenden Schlage zu ſchwach, war mit ſeinem von Hunger, Kälte und Krankheit geminderten Heere bald nicht einmal mehr dem Rheingrafen gewachſen und ging, ſtatt ſich nach dem Luxemburgiſchen durchzuſchlagen, von Guſtav Horn immer verfolgt, durch den Schwarzwald nach Oberſchwaben und von da nach Bayern zurück, wo er krank von den Beſchwerden des Feldzuges im März 1634 ſein Leben endete.

Die großen Erwartungen, die alle Welt an das Erſcheinen des ſpaniſchen Heeres geknüpft hatte, ſchlugen nach dem kläglichen Ausgange des Unternehmens in ihr Gegenteil um, und

dies brachte den Franzosen neue Erfolge da, wo sie es bisher kaum noch erwartet hatten.

Die allgemeine Not und Unsicherheit, welche die bisherige Kriegsführung mit ihren unsagbaren Greueln in alle Verhältnisse gebracht hatte, ließen namentlich in den rheinischen Ländern bei klein und groß allmählich alle Erwägungen und Rücksichten vor dem einen Gedanken an die persönliche Erhaltung und Sicherheit zurücktreten. In dem bunten Wechsel der Kriegsereignisse waren die rheinischen und elsässischen Städte bisher die Beute jedes Abenteurers gewesen, der mit dem Säbel drein zu schlagen verstand. Heute von kaiserlichen, morgen von schwedisch-deutschen Banden mit Brand und Verwüstung bedroht, sahen sie eine Schutzwehr gegen die unablässigen Bedrängnisse nur in Frankreich, das Gewehr bei Fuß dem großen deutschen Kriege bisher zugesehen hatte. Schon am 21. Dezember 1631 hatte der Kurfürst von Trier einen Separatvertrag mit Ludwig XIII. geschlossen, durch den er sein Land unter den Schutz Frankreichs stellte. Während der König vor Nancy lag (September 1633), erschienen in seinem Lager Gesandte des Kurfürsten von Köln, um ebenfalls das Erzbistum dem Schutze Frankreichs zu empfehlen. Der elende Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, der schon im April zu Frankfurt mit Feuquières den Verrat am Reiche eingeleitet hatte, erbat und erhielt als Gnadengeschenk Ludwigs XIII. eine französische Besatzung für Mömpelgard, damit dieser Platz dem anrückenden Spanier oder dem Lothringer nicht in die Hände falle. Als im Dezember 1633 die elsässischen Städte Buchsweiler, Ingweiler und Neuweiler von dem Grafen von Salm, dem kaiserlichen Kommandanten in Zabern, hart bedrängt wurden, öffneten sie den Truppen des Marschalls de la Force ihre Thore; und dieser legte eine Besatzung hinein und nahm sie als „Lehen des Bistums Metz“ in den Gehorsam und den Schutz des Königs von Frankreichs. Unter gleichen Umständen wurden, wie wir

unten ſehen werden, bald nachher Hohbarr, Zabern, Hagenau, Colmar, Schlettſtadt, Puntrut und andere Plätze des Elſaſſes den Franzoſen übergeben. Niemals ſind wichtige Eroberungen mit ſo leichter Mühe, ohne jeden Aufwand von eigener kriegeriſcher Macht gemacht worden; nur Furcht und Sorge um Leben und Sicherheit und daneben der Haß der feindlichen Brüder, die lieber dem Fremden als dem gehaßten Stammesgenoſſen den Beſitz der umſtrittenen Plätze gönnten, lieferte dieſe den lauernden und allenthalben bereitſtehenden Franzoſen in die Hände. So bald erfüllte ſich das Wort, das Richelieu am 1. Januar 1633 im Staatsrate zu Rochefort geſprochen, daß eine geſchickte Benutzung der Umſtände Frankreich die größten Vorteile bringen werde, wo man ſelbſt am wenigſten daran denke. Immer ſichtbarer trat aus der allgemeinen Zerſtörung und Verwirrung der Dinge für Frankreich das langerſehnte Ziel, die Rheingrenze, hervor.

Vierter Abschnitt.

Karl entsagt der herzoglichen Würde zu Gunsten seines Bruders und wird landesflüchtig. Richelieus Plan, Lothringen in Frankreich einzuverleiben und das herzogliche Haus zu vernichten. Herzog Franz Nikolas vermählt sich mit Claudia. Gefangennahme und Flucht der Vermählten. Nicoletta in Paris. Herzog Karl tritt als Heerführer in kaiserliche Dienste. Unglückliche Schlacht bei Wattweiler. Karl in Besançon. Die letzten festen Plätze Lothringens fallen in die Gewalt Frankreichs. Schmählicher Prozeß gegen die Mitglieder des herzoglichen Hauses.

Durch die Übergabe Nancys hatte Frankreich die unbeschränkte Herrschaft über Lothringen erhalten; alle festen Plätze des Landes außer Bitsch, la Mothe und Wildenstein waren in seiner Gewalt, und Herzog Karl, aller Macht beraubt, hatte aufgehört, als Bundesgenosse des Kaisers gefährlich zu sein. Aber weder Ludwig XIII. noch sein Minister waren durch den bisher gemachten Gewinn befriedigt. Beide waren indes durch Antriebe verschiedener Art bestimmt. Der König hatte vor allem gehofft, sich in Nancy der Prinzessin Margareta zu bemächtigen, und diese war ihm entgangen; sein ungesättigter Haß trieb ihn deshalb zu neuen Gewaltthaten gegen das lothringische Haus. Richelieus rein politische Absichten waren darauf gerichtet, Lothringen ganz in den französischen Staatskörper aufzunehmen und Frankreichs Grenzen bis an den Rhein auszudehnen. Alle Gunst der Umstände und ein leichter Erfolg hatten seine bisherigen Anschläge gegen Lothringen

begleitet. Nachdem auch das spanische Kriegswetter am Oberrhein sich unschädlich verzogen hatte, ging er rasches Schrittes zum letzten Akte des Trug- und Gewaltspieles über: das herzogliche Haus aller fürstlichen Rechte zu berauben und Lothringen zu einem Bestandteile des französischen Staates zu machen. Zu diesem Zwecke wollte er dem Hause Vaudémont das Recht der Nachfolge in dem Herzogtume aberkennen, die beiden Töchter Herzog Heinrichs II. als die rechtmäßigen Erbinnen der lothringischen Staaten nach Paris bringen und dort die jüngere Claudia einem französischen Prinzen vermählen lassen. Um diesem Verfahren einen Schein des Rechtes zu geben, mußte ein Grund zu neuen Klagen und Beschwerden gegen das lothringische Haus geschaffen werden.

Herzog Karl, „gekappzaumt", machtlos und rechtlos im eigenen Lande, hatte sich nach dem Verluste seiner Hauptstadt, in der ihn Richelieu argwöhnisch beaufsichtigen ließ, mit einigen seiner Getreuen nach Lüneville, und da ihm dort der Rheingraf trotz dem französischen Schutze keine Ruhe gönnte, nach Mirecourt zurückgezogen. Dorthin ließ er auch, schlimme Absichten des Kardinals ahnend, seine Gemahlin Nicoletta und deren Schwester Claudia kommen. Im Oktober, als Feria im Oberelsaß erschien, forderte ihn Richelieu auf, seine Truppen dem Marschall de la Force zu übergeben, der, den Spanier beobachtend, mit 20 000 Mann bei Remiremont stand; Karl selbst aber wurde eingeladen, nach Paris zu kommen und den König seiner Treue zu versichern. Es war die eingestandene Absicht Richelieus, den Herzog, wenn er in die Falle ginge, nicht wieder loszulassen. Karl, der sich der königlichen Gastfreundschaft in Neuville erinnern mochte, schützte Krankheit vor und schickte auf den Rat der klugen Prinzessin von Pfalzburg, die in der Einladung des Ministers eine Schlinge sah, im Dezember seinen Bruder Franz Nikolas an den Hof des Königs. Als der Kardinal Franz dort ankam, war die im Vertrage von Charmes angesetzte Frist von drei Monaten, innerhalb deren die

Prinzeſſin Margareta dem Könige ausgeliefert werden ſollte, verſtrichen. Die Auslieferung hätte indes auch bei dem beſten Willen Herzog Karls nicht erfolgen können, denn die Gemahlin Gaſtons befand ſich am Brüſſeler Hofe in Sicherheit, und war dort dem Machtbereiche ihres Bruders entzogen. Unter dieſen Umſtänden, ſo erklärte jetzt Richelieu dem Kardinal, ſei es der Wille des Königs, die Ehe Gaſtons von Orleans und der Prinzeſſin Margareta für nichtig erklären zu laſſen; zu dieſem Ende müſſe der Herzog Karl nebſt den Angehörigen ſeines Hauſes vor dem Parlamente in Paris erſcheinen; von dem Kardinale erwarte man außerdem, daß er die Trauungsurkunde ſeiner Schweſter und alle Schriftſtücke, die zu der Nichtigkeitserklärung erforderlich ſeien, herausgebe, ferner auch den Prieſter ausliefere, der die Ehe eingeſegnet habe. Als der Kardinal dieſes Anſinnen ablehnte, auch die Zumutung, daß Herzog Karl und die Angehörigen des Hauſes Lothringen ſich dem Pariſer Parlamente ſtellen ſollten, als unberechtigt zurückwies, weil der Herzog von Lothringen als ſouveräner Fürſt nicht vor einen fremden Gerichtshof könne geladen werden, fuhr Richelieu mit angenommen Heftigkeit heraus, der Herzog von Lothringen ſei ein Vaſall Sr. Majeſtät des Königs und werde ſich einen ſchlimmen Handel zuziehen, wenn er das königliche Gebot mißachtend ſich der Gerichtsbarkeit des Parlamentes zu entziehen wage.

In den erſten Tagen des Januar 1634 erhielt das Parlament die Aufforderung, im Namen des Königs ein Verfahren einzuleiten wegen des an dem Herzoge von Orleans begangenen Verbrechens der Entführung und wegen der Heimlichkeit, mit der die Ehe abgeſchloſſen worden ſei.*) Es war eine ſeltſame Zumutung an einen ernſten Gerichthof, die Vermählung eines fünfzehnjährigen Mädchens mit einem viel

*) D'informer du rapt commis en la personne de Monsieur et de la clandestineté du mariage.

älteren, verwitweten Prinzen, der bei Vollziehung der Ehe von seinen Räten umgeben war, als eine an diesem Prinzen begangene Entführung zu behandeln. Im übrigen war die Gültigkeit der abgeschlossenen Ehe nicht zu bestreiten; sie war nach allen Vorschriften der Kirche vollzogen, und nach der Flucht der Prinzessin aus Nancy war in Brüssel die kirchliche Trauung öffentlich erneuert worden. Das Parlament war in großer Verlegenheit; es wollte die Sache abschieben und als kirchliche Angelegenheit der geistlichen Gerichtsbarkeit zuweisen. Der König war indes entschlossen, seinen Willen durchzusetzen; er begab sich Mitte Januar in das Parlament, ließ durch ein lit de justice die Ehe des Herzogs von Orleans mit Margareta von Vaudémont als nichtig erklären und diese Erklärung durch das Parlament einregistrieren. Ein geistlicher Gerichtshof, den der König eigens zu diesem Zwecke gebildet hatte, ließ sich ebenfalls bereit finden, die Ehe des Herzogs von Orleans für ungültig zu erklären, aber der päpstliche Stuhl verwarf diese Entscheidung und hielt an der Unauflöslichkeit und Heiligkeit der einmal abgeschlossenen Ehe fest.

Herzog Karl, nach Richelieus Ausdruck nur noch „Skelett und Fantom eines Fürsten", erkannte sofort, daß das vom Könige eingeleitete Verfahren wegen Raubes und Entführung nicht zum wenigsten gegen ihn gerichtet war. Ohne Aussicht auf unmittelbare Hilfe und in einer Lage, in der es außer der persönlichen Freiheit nichts mehr zu verlieren gab, entschloß er sich zur Ausführung eines Planes, wodurch er sich selbst einer schmachvollen Lage zu entziehen und die gänzliche Vernichtung seines Hauses und seiner Staaten abhalten zu können gedachte. Am 19. Januar 1634 übertrug er alle seine Staaten seinem Bruder, entband seine Unterthanen des Eides der Treue und forderte sie auf, von nun an den Herzog Franz Nikolas als ihren rechtmäßigen Herrn zu betrachten. Dann verließ er, von vielen Edelleuten begleitet, mit dreizehn

Kompagnien Reiter sein Land, um, aller Rücksichten ledig, in den Heeren des Kaisers den Kampf gegen den Räuber seines Landes fortzusetzen.

Der verzweifelte Entschluß des Herzogs trieb Richelieu nur zu rascherer Ausführung seines letzten Planes. Als der lothringische Staatssekretär Contrisson dem französischen Hofe ein Schreiben des neuen Herzogs von Lothringen überbrachte, das die Entsagung Herzog Karls und die Übernahme der herzoglichen Würde durch den bisherigen Kardinal Franz Nikolas meldete, fuhr Richelieu den Abgesandten an: „Was, Herzog von Lothringen, Herzog von Lothringen! Dieser Name soll den König nicht beirren; wir werden nicht in diese Falle gehen. Bis heute habe ich dem Kardinal von Lothringen meine Ergebenheit bewiesen, von jetzt ab, da er dem schlechten Beispiele seines Bruders folgen will, werde ich mich als seinen Feind erklären". Herzog Karl, so ließ sich Richelieu weiter vernehmen, habe kein Recht, über das Herzogtum zu Gunsten seines Bruders zu verfügen; diese Übertragung sei unstatthaft und nichtig; denn das salische Gesetz habe in Lothringen keine Geltung, und Frankreich werde nie dulden, daß die Natur der Lehen geändert werde. Karl habe beide Herzogtümer nur als Gemahl seiner Frau Nicoletta, der älteren Tochter Heinrichs II., besessen; wenn Nicoletta Kinder hätte, so würden beide Herzogtümer an diese übergehen; sobald Nicoletta aber kinderlos sterbe, werde die Prinzessin Claudia rechtmäßige Nachfolgerin in der Herrschaft sein. Als der Minister so sprach, gedachte er, die Töchter Herzog Heinrichs II., die Herzogin Nicoletta wie die jüngere Claudia, in seine Gewalt zu bringen. Er ließ deshalb dem Gouverneur von Nancy, dem Grafen Brassac, den Befehl zugehen, darüber zu wachen, daß Franz Nikolas sich nicht in Nancy als Herzog erkläre und den Eid der Beamten empfange, zugleich aber solle er mit Hilfe des Marschalls de la Force die Stadt Lüneville einschließen und sich des Kardinals Franz wie der Herzogin Nicoletta und

deren Schwester Claudia bemächtigen und beide Frauen ohne Aufsehen nach Paris bringen. Da der Marschall de la Force den beschämenden Auftrag, sich an schwachen Frauen zu vergreifen, widerwillig und langsam ausführte, erfuhr der Herzog Franz, daß die Absicht des französischen Heerführers sei, sich Lünevilles zu bemächtigen. Er begriff sofort, um was es sich bei diesem Überfalle handle, und durchschnitt durch einen raschen Entschluß die Absichten Richelieus. An demselben Abende, als die französischen Truppen in Lüneville eindrangen, ließ er sich in einem Zimmer des Palastes mit seiner Nichte Claudia in Gegenwart Nicolettas und zweier Zeugen durch den Prior von St. Remy unter Vorbehalt des päpstlichen Dispenses vermählen. Wegen der dringenden Gefahr entband er sich selbst von dem Aufgebote; den Kardinalshut schickte er, da er die kirchlichen Weihen noch nicht empfangen hatte, nach Rom zurück und bat Urban VIII. um nachträgliche Erteilung des Dispenses. Dem französischen Hofe ließ er sofort durch den Marquis von Lenoncourt den Vollzug der Ehe mitteilen. Am 19. Februar früh morgens drang der Marschall de la Force in den Palast ein und überraschte die Neuvermählten im Bette. Ungewiß, wie er sich unter diesen Umständen zu verhalten habe, wollte er andere Anweisungen aus Paris einholen und brachte unterdes das neuvermählte Paar nebst Nicoletta nach Nancy, wo die Gefangenen, von dem Grafen Brassac überwacht, die weiteren Befehle des Königs abwarten sollten.

Die Vermählung Claudias verwirrte alle Pläne Richelieus, wie zuvor die Flucht der Prinzessin Margareta das Vorhaben des Königs gestört hatte. Die Nachricht von diesem Vorgange versetzte ihn in Staunen und Wut, und nur die Rücksicht auf den heiligen Stuhl hielt ihn von den äußersten Gewaltschritten gegen den gewesenen Kardinal der römischen Kirche zurück. Er befahl indes dem Grafen Brassac, die Vermählten getrennt zu halten, denn der König fühle sich in seinem Gewissen

beunruhigt und dürfe nicht dulden, daß Franz Nikolas und dessen Nichte ohne päpstlichen Dispens als Mann und Frau zusammenwohnten. Seine Absicht war, unter kirchlichen Vorwänden die Prinzessin von ihrem Gemahle zu scheiden und ohne Aufsehen nach Paris bringen zu lassen. Als der Gouverneur aber mit dem Auftrage des Königs bei den Vermählten erschien, wiesen diese den kurz zuvor eingelaufenen Dispens des Papstes vor und erklärten, sie seien als rechtmäßig verbundene Gatten entschlossen, lieber umzukommen als sich von einander trennen zu lassen.

Während der Gouverneur ratlos und unentschlossen — er warf bei dem Anblicke des päpstlichen Dispenses verzweiflungsvoll seine Perücke zu Boden — neue Anweisungen für sein Verhalten erwartete, gelang es den beiden Vermählten, die, streng überwacht, tagtäglich ihre Überführung nach Paris erwarteten, durch eine kühne List die Freiheit zu gewinnen und aus Nancy zu entkommen. Gegen Ende März brachte Claudia, um die Wachsamkeit ihrer Umgebung einzuschläfern, mehrere Tage krank im Bette zu; sie gab vor, schwanger zu sein. Am Vorabende des ersten April, an welchem in Nancy die herkömmlichen Scherze beliebt waren, entkam die angeblich Kranke aus dem sorgfältig bewachten Palaste, indem sie als Page verkleidet einem lothringischen Edelmanne Beaulieu beim Verlassen des Hauses als Fackelträger voranschritt. Die Wache faßte um so weniger Verdacht, als Beaulieu mit lautem Schelten heraustrat und den Pagen mit Fußtritten bedrohte, wenn er nicht achtsamer leuchte. Glücklich aus dem Palaste entkommen, begab sie sich in das Haus des früheren Oberkämmerers Bornet, und hier traf sie schon den Herzog, ihren Gemahl, dem es gelungen war, im Gefolge seines Arztes als Kofferträger vermummt den Palast zu verlassen.

Sobald am andern Morgen die Stadtthore geöffnet waren, gingen beide als Winzer in schmutziger Kleidung mit Mistkörben auf dem Rücken an der Thorwache vorbei ins

Freie. Eine Bäuerin, die im Thorwege die Prinzeſſin unter ihrer Vermummung zu erkennen glaubte, rief lachend der Wache zu, daß die Herzogin einen Miſtkorb trage. Der wachthabende Offizier aber hielt den Zuruf der Bäuerin für einen Aprilſcherz, und ſo gelangte das durch die Bäuerin verbreitete Gerücht von der Flucht der Vermählten erſt ſpät zu dem Gouverneur, der ſofort in den Palaſt eilte, wo er Zimmer und Betten leer fand. Allzuſpät verfolgt, gelangten die Flüchtigen auf bereit gehaltenen Pferden unter manchen Abenteuern und Gefahren in die Freigrafſchaft nach Beſançon und flüchteten nach kurzem Aufenthalte von da weiter nach Florenz zu ihrer Großtante, der Herzogin von Toskana. Drei Jahre ſpäter verließen ſie Florenz und begaben ſich über Venedig nach Wien an den Kaiſerhof. Hier gebar Claudia ihrem Gemahl zwei Söhne und drei Töchter und ward Stammmutter eines Geſchlechtes, das dem vielgeprüften Hauſe Lothringen zuletzt ungeahnte Ehren, die älteſte Krone des Abendlandes, bringen ſollte.

Schon vor der Flucht des herzoglichen Paares aus Nancy war es auch der letzten des Geſchlechtes, der männlich kühnen Prinzeſſin von Pfalzburg, gelungen, ebenfalls durch eine Liſt dem gefährlichen Aufenthalte in Nancy zu entrinnen. Ein ſcheinkranker Edelmann fuhr mehrere Wochen Tag für Tag im offenen Wagen aus den Thoren von Nancy nach dem nahen Gnadenbilde von Notre dame de Bonsecours; er wollte dort, wie es hieß, Heilung für ſeinen gichtkranken Fuß ſuchen. Der gelähmte Fuß ruhte bei dieſer Fahrt ausgeſtreckt auf einem Haufen von Kiſſen. Den Wachen am Thore war der Aufzug dieſes Kranken längſt eine gewohnte Erſcheinung geworden. Verſteckt unter den Kiſſen, auf denen der Fuß des Edelmanns ruhte, entkam die Amazone an den argloſen Thorwachen vorbei ins Freie und enteilte dann, von einigen Reitern begleitet, glücklich zu ihrem Bruder Karl nach Beſançon. In Nancy gab man trotz den ſpionierenden Franzoſen der Freude lauten

Ausdruck, daß die fürstliche Familie den Griffen ihres Feindes so glücklich entgangen sei, und die wunderbar gelungene Flucht nahm man gerne als ein Vorzeichen besserer Zukunft.

So war denn das ganze herzogliche Geschlecht landesflüchtig geworden; nur Karls Gemahlin, die Herzogin Nicoletta, war in dem überwachten Palaste in Nancy zurückgeblieben und beugte sich dem Verderber ihres Hauses. Auf Befehl des Königs ward sie unter höflichen Anerbietungen nach Paris gebracht, doch ließ sie in Nancy in den Händen eines Notars eine schriftliche Erklärung zurück, daß alles, was sie den Interessen des herzoglichen Hauses zuwider in Paris unterschreiben werde, als null und nichtig zu betrachten sei. In Paris wies ihr der König eine Wohnung in dem Palaste von Fontainebleau an; und, war es Zufall oder ein grausamer Scherz: die Tapeten des Gemaches, das der vereinsamten Frau des zerschmetterten Herzogs als Aufenthalt diente, stellten die Geschichte des thönernen Kruges dar, der mit dem eisernen zusammenstieß und in Stücke ging.

Herzog Karl war, nachdem er die lothringischen Staaten seinem Bruder übertragen hatte, mit achthundert Reitern und zweitausend Fußsoldaten, dem letzten Aufgebote seiner heimischen Kräfte, in den Sundgau geeilt, wo der alte Graf Salm und der Markgraf Eduard von Baden, gestützt auf das unbezwungene Breisach, die Sache Österreichs noch aufrecht erhielten. Aber ein böses Geschick schien sich an alle seine Unternehmen geheftet zu haben. Er hatte anfangs Februar aus dem Bistume Basel, die Wachsamkeit Gustav Horns täuschend, bedeutende Zufuhren nach dem umlagerten Breisach geleitet. Unterdes hatte der Rheingraf Otto Ludwig, ein eifriger Diener der schwedischen Krone, aus Kolmar hervorbrechend, Ruffach erstürmt und auch Sulz besetzt. Um das Oberelsaß und den Sundgau zu retten, zog Karl bei seiner Rückkehr

aus dem Bistume Basel mit seinem Haufen gegen Sennheim, von wo er, mit dem Markgrafen von Baden vereinigt, sich gegen den Rheingrafen nach Gebweiler zu wandte. Auf grundlosen Wegen, bei strömendem Regen und in gelösten Reihen einhermarschierend, stieß Karls bunt zusammengesetzter Heerhaufe von 7000 Mann bei Wattweiler am 12. März unversehens auf den Rheingrafen und wurde nach kurzem Widerstande auseinandergeworfen, so daß der alte Graf von Salm und der Oberst der lothringischen Truppen, der Marquis von Bassonpierre, nebst vielen Offizieren dem Feinde in die Hände fielen; aus mehreren Wunden blutend, entkam Karl mit Mühe über das Gebirge in die Freigrafschaft. Thann, Ensisheim, Belfort, die meisten Städte des Sundgaues, die bisher noch in den Händen der Kaiserlichen waren, vermochten sich nach dieser Niederlage nicht mehr zu halten und mußten sich dem Rheingrafen übergeben. Aber auch hier wußte Frankreich mühelos fremde Frucht zu ernten. Als der Rheingraf nach dem Siege bei Wattweiler die zum Bistume Basel gehörige Stadt Puntrut und die Abtei Lüders sowie Passavant am Doubs im ersten Anlaufe zu nehmen gedachte, fand er, daß die Franzosen ihm hier zuvorgekommen seien; vor seinen Augen besetzten sie den zuletzt genannten Ort, und vor Puntrut erklärte ihm der französische Oberst de la Haye, daß das Bistum Basel wie die Abtei Lüders unter dem Schutze des Königs von Frankreich stehe.

Einige Wochen bevor Karl sich im Oberelsaß vom Kriegsglücke verlassen sah, waren ihm auf einem anderen Teile des großen Kriegsschauplatzes die in Pfand gegebenen Städte Zabern und Hagenau verloren gegangen. Als Karl nämlich Remiremont und seine Staaten verließ, um im Oberelsaß die Kaiserlichen mit dem Reste seiner Streitkräfte zu unterstützen, beschloß der Graf von Salm, der Verwalter des Stiftes Straßburg, die kaiserliche Besatzung aus Zabern und Hagenau herauszuziehen und längs der Vogesen in die Freigrafschaft zu führen.

Nur eine geringe lothringische Besatzung ließ er in den beiden Plätzen zurück. Aber dem Marschall de la Force, der an der lothringischen Grenze stand, sowie dem Rheingrafen war die Absicht des Grafen nicht entgangen; sie stellten sich ihm entgegen, schnitten ihm den Weg ins Gebirge ab und zwangen ihn, sich nach Zabern zurückzuziehen. Hier aber fand der Graf die Thore geschlossen und warf sich vor dem verfolgenden Feinde in die nahe Feste Hohbarr. Als er hier vom Rheingrafen hart bedrängt, sich nicht mehr halten konnte, fand sich am 28. Januar ein französischer Oberst bei ihm ein, der ihn zu überreden wußte, die unhaltbar gewordene Feste nebst Zabern und Hagenau nicht dem ketzerischen Rheingrafen, sondern dem Könige von Frankreich als dem Schutzherrn des katholischen Glaubens zu übergeben. Schon glaubte der Rheingraf Herr der Bergfeste zu sein, als der französische Oberst auf den Wällen erschien und dem Belagerer erklärte, daß Hohbarr, Zabern und Hagenau unter den Schutz des Königs von Frankreich gestellt seien. Hagenau ging sofort in die Hände der Franzosen über, Zabern wurde ihnen am 8. Februar durch den lothringischen Befehlshaber de Ville übergeben. Dem schwedischen Bundesfeldherrn, der sich über das Verfahren seiner französischen Verbündeten bitter beschwerte, antwortete der Marschall de la Force, die Vogtei Hagenau und das Schloß Zabern ständen unter seines Königs Schutz, und dieser werde nach einem guten Frieden beide dem Reiche zurückgeben. So fielen auch diese Plätze, die durch deutsche Waffen im schwedischen Dienste bezwungen wurden, wie in einem schlechten Komödienspiel mühelos dem zuschauenden Franzosen zu.

In Besançon, wohin Karl nach der Niederlage bei Wattweiler geflohen war, erhielt er Kunde von den Vorgängen in Lothringen, von der Gefangennahme seines Bruders und Claudias wie von der glücklich ausgeführten Flucht der Seinigen aus Nancy. Er nahm deshalb aufs neue den abgelegten Titel eines souveränen Herzogs von Lothringen an und ließ

durch ein von seinem Kanzler Lemoleur gezeichnetes Manifest alle königlichen Beschlüsse für seine Staaten als nichtig und unverbindlich erklären. Länger als zwei Monate hielt es den sonst so unruhigen Herzog in Besançon zurück. Er lernte dort die neunzehnjährige Gräfin Beatrix von Cusança, die Tochter eines burgundischen Edelmannes in spanischen Diensten, kennen, die von hier an noch oft in unserer Geschichte zu erwähnen sein wird. Wegen ihres Geistes und ihrer anmutvollen Schönheit zählte die junge Gräfin zu den am meisten gefeierten Frauen ihrer Zeit; selbst Alexander VII. soll ihr Angesicht einer Kaiserkrone für würdig erklärt haben. Der heißblütige Herzog faßte zu der in Jugendschönheit prangenden Gräfin eine tiefgehende und langdauernde Leidenschaft, und überdies erbittert gegen die Herzogin Nicoletta, die sich dem Verderber seines Hauses und Landes anvertraut habe, bot er, ohne daß noch die erste Ehe gelöst war, der schönen Beatrix seine Hand an. Schon einige Jahre zuvor hatte Karl erfolglos versucht, seine Ehe mit der wenig geliebten Tochter Herzog Heinrichs II. für ungültig erklären zu lassen;*) jetzt, da diese Ehe sich trennend zwischen ihn und die heiß umworbene Gräfin stellte, machte er neue

*) Er hatte sich dazu eines abscheulichen, für den Aberglauben und die Sittengeschichte der Zeit bezeichnenden Mittels bedient. Melchior de la Vallée, Almosenier und Günstling Herzog Heinrichs II., hatte Nicoletta getauft; der Graf von Vaudémont und Karl sahen in dem Günstling mit Recht oder Unrecht einen Gegner ihres Hauses und ihrer Ansprüche auf die Nachfolge im Herzogtum und glaubten, daß er den Plan einer Vermählung Nicolettas mit dem Baron von Ancerville begünstigt habe. Als 1626 der Streit wegen der Geltung des salischen Rechtes erhoben wurde und die Entfremdung zwischen Karl und Nicoletta größer zu werden begann, wurde Melchior plötzlich nebst einem Kammerdiener des verstorbenen Herzogs als Zauberer und Ketzer angeklagt und ins Gefängnis gebracht. Sie sollten, wie Zeugen bekundeten, eine Menge zauberischer Praktiken ausgeübt haben; der Kammerdiener habe dem Herzoge Karl die Nesteln geknüpft, so daß seine Ehe mit

Versuche, seine eheliche Verbindung mit Nicoletta zu lösen. In der That bewiesen gefällige Casuisten und Rechtsgelehrte nach dem Wunsche des Herzogs, daß die Ehe Karls und Nicolettas, weil sie nur aus Gründen der Staatsklugheit und gegen beider Neigung geschlossen worden sei, keine Geltung haben könne. Die Mutter der jungen Beatrix fand es indes für gut, ihre Tochter den heißen Bewerbungen des landesflüchtigen Herzogs zu entziehen und an den Hof nach Brüssel zu bringen, wo Beatrix auf Betreiben der klugen Prinzessin von Pfalzburg bald mit dem Grafen von Cantecroix, einem angesehenen burgundischen Herrn, vermählt wurde. Als dieser aber zwei Jahre später 1636 an der Pest starb, ging Karl, wie unten zu erzählen ist, mit der leidenschaftlich begehrten Witwe eine anstößige Doppelehe ein, die auf seine politischen Beziehungen und Entschlüsse wiederholt einen tiefgreifenden Einfluß übte.

Während Karl von Besançon aus ohnmächtig drohende Manifeste gegen den „Räuber" seines Landes erließ, die Beschlüsse des Parlamentes in Metz für seine Unterthanen als unverbindlich und nichtig erklärte und alle seine Landsleute aufforderte, dem Räuber jeden Gehorsam und jede Geldzahlung zu weigern, fielen die letzten festen Plätze des Landes: Bitsch,

---

Nicoletta kinderlos bleibe; dem Priester Melchior wurden andere zauberische Künste vorgeworfen. Auf die Folter gelegt, bekannte der Kammerdiener, daß er ein Zauberer sei; de la Vallée aber ertrug alle Qualen der Tortur, ohne sich ein anderes Geständnis abpressen zu lassen, als daß er einmal die Messe gelesen habe, nachdem er zuvor gefrühstückt hatte. Der Kammerdiener wurde als des Verbrechens der Zauberei überführt, sofort zum Tode verurteilt; de la Vallée, obgleich er unter den Folterqualen nichts gestanden hatte, ward 1631 als Zauberer und Häretiker verbrannt und sein Vermögen eingezogen. Karl versuchte hierauf, seine Ehe mit Nicoletta zu lösen, und gab als Hauptgrund dafür an, Nicoletta sei nicht Christin, weil die Taufe an ihr durch einen Zauberer und Ketzer vollzogen worden sei. Diese Begründung wurde aber vom Papste verworfen.

Wildenſtein in den hohen Vogeſen und zuletzt das ſtark-befeſtigte la Mothe in die Hände der Franzoſen. Die Feſtung la Mothe nahe der Maas, ſüdlich von Neufchateau am ſteilen Nordabhange eines aus dem Mouzonthale ſich hoch erhebenden, langgeſtreckten und die ganze Umgegend beherrſchenden Bergrückens gelegen, durch ſtarke Mauern und Baſtionen geſchützt, leiſtete vor ihrem Falle einen denkwürdigen Widerſtand. Es war wie eine letzte heroiſche Regung des ſterbenden Landes. Fünf Monate trotzte die kleine Beſatzung von 400 Mann allen Angriffen der umſchließenden Armee des Marſchalls de la Force. Wo ein Teil der Mauer, durch das ſchwere Geſchütz der Belagerer zerſtört, zuſammenfiel, erhob ſich hinter dem niedergeworfenen Mauerſtücke immer wieder ein neues. Weiber, Kinder, Mönche waren dort an der Arbeit und nahmen ſelbſt teil an einzelnen kühnen Ausfällen. Erſt als der tapfere Befehlshaber, der Marquis von Choiſeul, durch eine Kanonenkugel getötet und die Beſatzung auf hundert Mann zuſammengeſchmolzen war, als Waſſer und Lebensmittel fehlten und von Herzog Karl der wiederholte Befehl kam, den unnützen Widerſtand aufzugeben, entſchloß ſich der Hauptmann Wattweiler, der an Choiſeuls Stelle das Kommando übernommen hatte, zu einer ehrenvollen Kapitulation. Die zum Tode erſchöpfte Beſatzung zog unter Trommelſchlag mit allen kriegeriſchen Ehren, mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten aus der verwüſteten Bergfeſte ab, in die der franzöſiſche Marſchall am 17. Juli ſeinen Einzug hielt. — Um jeden Stützpunkt eines lokalen Widerſtandes wegzuräumen, wurden jetzt auf Befehl des Königs die meiſten Burgen und Herrenſitze ihrer Mauern und Türme beraubt; und damit war jede Möglichkeit eines geordneten Widerſtandes im Lande beſeitigt. Nur hier und da führten verzweifelte Landleute, die, aus ihren verwüſteten oder niedergebrannten Häuſern vertrieben, ſich zu räuberiſchen Banden vereinigten, vom Gebirge oder von den Wäldern aus den kleinen Krieg gegen ihre Verderber fort.

Zur Zeit, als der Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, hatte Herzog Karl eine Menge Urkunden zur Geschichte des herzoglichen Hauses in die starke Bergfeste la Mothe bringen lassen. Die Einnahme des Platzes lieferte diese Schätze in die Hände der Franzosen. Richelieu ließ diese Papiere sowie die in Nancy zurückgebliebenen Archivalien durch den gelehrten Theodor Godefroi und andere Sachverständige durchforschen. Alles was den Interessen Frankreichs dienen konnte, wurde ausgesucht und in 13 Kisten verpackt nach Paris geschafft. Man hoffte durch diese Schriftstücke nicht nur Beweise zu erhalten für die feindseligen Anschläge und geheimen Verbindungen, welche die lothringischen Herzöge zur Zeit der bürgerlichen Kriege mit Spanien gegen das königliche Haus Frankreich eingegangen seien, sondern gedachte von ihnen einen erfolgreichen Gebrauch zu machen, um die Souveränitätsrechte Frankreichs auf Bar, Pont à Mousson, Epinal, auf Neufchateau, Chatenoi, Montfort und eine Reihe anderer Plätze und Herrschaften in Lothringen urkundlich zu begründen und so vor der Welt das Werk der List und Gewalt mit den Ansprüchen des Rechtes zu decken. Was man aus den geraubten Urkunden zunächst gewann, war indes nur der Beweis gegen die behauptete Abstammung des Hauses Lothringen von Karl dem Großen, die Herzog Karl III. zu einer Hauptstütze für die Erbansprüche seines Geschlechtes auf den Thron der Valois gemacht hatte. Französische Druckschriften lieferten bald nachher die Nachweise für die wahre Abstammung der lothringischen Herzöge von Gerhard vom Elsaß.

Alles was von jetzt an in Lothringen geschah, bekundete den entschiedenen Willen Richelieus, die besetzten Länder dauernd mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Die Zeitungen in Paris verkündeten „der Hauptstadt Frankreichs und der Welt", daß des Königs ruhmreiche Kriegsthaten der Größe des Königreiches eine neue Provinz hinzugefügt hätten. Dieser

Ankündigung gemäß wurden alle Beamten des geraubten Landes aufgefordert, dem Könige von Frankreich den Eid der Treue zu leisten. Wie in unzähligen anderen Fällen stellte sich auch hier die feile Gelehrsamkeit in den Dienst der Gewalt. Gelehrte Juristen suchten überzeugend nachzuweisen, daß in Lothringen niemals das salische Recht gegolten und Herzog Karl somit keinerlei Anspruch auf das Herzogtum habe erheben dürfen. Um aber auch die Ansprüche der Töchter Heinrichs II. zu beseitigen, wußten dieselben Juristen darzuthun, daß Lothringen ursprünglich ein Lehen der Grafen von Champagne gewesen sei, und somit stehe rechtlich nichts entgegen, das Herzogtum mit der Krone von Frankreich zu vereinigen.

Das Recht wurde von da ab im Namen des Königs von Frankreich gesprochen. Während das eingezogene westliche Bar der Jurisdiktion des Pariser Parlamentes unterstellt wurde und in dem östlichen Bar der Gerichtshof in St. Mihiel (la Cour des Grands Jours), dessen Mitglieder dem Könige den Treueid leisteten, bestehen blieb, setzte Ludwig XIII. am 17. September 1634 in Nancy zur obersten Leitung aller Geschäfte einen souveränen Rat ein, dem alle Beamten des Landes unterstellt wurden. Das Einsetzungsdekret erklärte alle andern souveränen Gerichtshöfe, die vordem in Lothringen bestanden hätten, für aufgehoben und vernichtete dadurch mit einem Schlage die alte Einrichtung des Assisenhofes, des Schöffenhofes in Nancy und das Recht der Stände. Um einen Teil des Adels zu gewinnen und mit der Aufhebung des Assisenhofes auszusöhnen, bot der König mehreren Mitgliedern der alten Ritterschaft Ratsstellen in dem neuen souveränen Gerichts- und Verwaltungshofe an, dessen Jurisdiktion indes später dem Parlamente von Metz übertragen wurde. Und damit der Beweis für die traurige Wahrheit nicht fehle, daß das Unrecht der Großen und Mächtigen allezeit einen Gerichtshof findet, der bereitwillig die heilige Gerechtigkeit zur Schergin der Willkür und der Gewalt macht, so gab sich der höchste Gerichtshof

Frankreichs zu einem schmählichen Verfahren gegen
jagte herzogliche Haus her. Am 5. September 1634
das Parlament von Paris die Ehe Gastons von Orle
Margareta von Vaudémont für ungültig, verurteil
Herzog Karl, den Kardinal Franz Nikolas und die Pr
von Pfalzburg als „schuldig des Attentates und des R
begangen an der Person des Herzogs von Orleans", und
bannte sie als Majestätsverbrecher aus allen Teilen des K
reiches.*) Es erklärte ferner den Herzog Karl als trei
Vasallen aller seiner Güter für verlustig und sprach unter
Namen einer Entschädigung (dédommagement) dem Kö
von Frankreich die Herzogtümer Bar und Lothringen zu.
machte dem Parlamente und dem Könige bei diesem Verfah
keine Sorge, daß noch kurz zuvor der König selbst erk
hatte, Herzog Karl besitze Lothringen nur als Gemahl der
Schutze Frankreichs lebenden Herzogin Nicoletta, und diese
als rechtmäßige Herrin der lothringischen Länder anzusehe
Um dem treulosen Herzoge von Lothringen aber dauernd de
Makel der Ehrlosigkeit aufzudrücken und ihn späteren Geschlechter
als warnendes Beispiel hinzustellen, beschloß das Parlamen
in derselben Sitzung noch die Errichtung einer Schandsäul
in Bar, deren Aufschrift „das Verbrechen und die Strai
des Lothringers der Nachwelt überliefern sollte".

*) Pour l'attentat et rapt commis par le-dict „duc Charles"
par le cardinal Nicolas-François et par la princesse de Phalsbourg
sur la personne de M. le duc d'Orléans.

Fünfter Abschnitt.

Herzog Karl in Mailand. Er begibt sich mit der spanischen Armee auf den deutschen Kriegsschauplatz und wird Befehlshaber der bayrisch-ligistischen Truppen. Die Schlacht bei Nördlingen. Folgen des Krieges. Der Prager Friede. Zurückforderung Lothringens. Frankreich entschließt sich zum offenen Kriege gegen den Kaiser und Spanien. Elsaß und Lothringen werden von den Heilbronner Verbündeten Frankreich preisgegeben. Französische Gewaltmaßregeln in Lothringen. Erste offene Feindseligkeit Frankreichs gegen den Kaiser. Kriegerische Unternehmungen gegen Frankreich 1635. Elende Beschaffenheit der französischen Heere. Rückzug der Franzosen vom Rhein. Karls kühne Hoffnungen. Seine kriegerischen Unternehmungen am Oberrhein. Er dringt in Lothringen ein und vereinigt sich mit Gallas. Schleppende Kriegsführung der Kaiserlichen. Rückzug Gallas' nach dem Rhein. Herzog Karl in Brüssel.

An demselben Tage, an dem das Pariser Parlament den Herzog von Lothringen als Majestätsverbrecher für alle Zeit ächtete und die Errichtung einer Schandsäule in Bar beschloß, stritt Karl auf dem deutschen Kriegsschauplatze als Führer der baierischen und ligistischen Truppen in der großen Schlacht von Nördlingen, die an den Schweden die Niederlage von Breitenfeld rächte und eine neue Wendung der Dinge unmittelbar nach sich zog.

Karl hatte sich, wie oben erzählt wurde, nach dem unglücklichen Treffen bei Wattweiler nach Besançon geflüchtet und wurde dort durch die Reize der jungen Gräfin von Cusanza festgehalten. Bald aber wußte er sich hier von

verkleideten Spionen und Häschern Richelieus umgeben, die den Auftrag hatten, sich im günstigen Augenblicke seiner Person zu bemächtigen und ihn auf französisches Gebiet zu entführen. Richelieu, dessen Anschläge gegen die Freiheit des Kardinals Franz Nikolas, der Prinzessin Claudia und der Pfalzburgerin mißlungen waren, glaubte vielen Schwierigkeiten in Lothringen überhoben zu sein, wenn es ihm gelinge, den kühnen, von seinen Landsleuten vergötterten Herzog in seine Gewalt zu bringen. Er hatte deshalb einen Vicomte von Arpajon beauftragt, sich auf die eine oder andere Weise des Herzogs zu bemächtigen.*) Damit dieser den gelegten Schlingen nicht entkomme, wurden die Jurapässe, die Wege nach Flandern wie die Übergänge über den Rhein von den Agenten Richelieus bewacht. Zwei Anschläge, die in dieser Zeit gegen Karls Leben versucht wurden, wollte man mit Recht oder Unrecht auf Richelieus Anstiften zurückführen. Deshalb entschloß sich Karl im Juni 1634 nebst dreißig getreuen Edelleuten das unsichere Asyl zu verlassen. Vereinzelt, in allerlei Verkleidungen entkamen sie auf den entlegensten Pfaden aus der Freigrafschaft und gelangten unter manchen Fährlichkeiten an den Genfer See und von dort über den Simplon nach Mailand, wo der spanische Infant ein großes Heer zur Überführung auf den deutschen Kriegsschauplatz gesammelt hatte.

Die fortgesetzten Ränke, durch welche Frankreich den blutigsten der Kriege nährte, Holländer, Schweden und Türken gegen das Haus Habsburg reizte und unterstützte, sodann die Vergewaltigung Lothringens und die Wegnahme der festen Plätze am Rhein und im Elsaß, wodurch für Spanien die Verbindung seiner italischen und niederländischen Gebiete unterbrochen war, hatten endlich den spanischen Minister Olivarez zu dem Entschlusse gebracht, den versteckten Angriffen Frankreichs offen entgegen zu treten und zum

*) Haussonville II. 4.

Schutze der spanischen Interessen ein Heer auf den deutschen Kriegsschauplatz zu entsenden. Im Herbste 1633 fanden Besprechungen statt, welche die Errichtung eines großen antifranzösischen Bundes, „einer Liga des Friedens und der Restauration“ zwischen Österreich, Spanien und einigen katholischen Fürsten Deutschlands zum Zwecke hatten. Auch Gaston von Orleans, der von den Niederlanden aus, wo er als Flüchtling weilte, einen Seitenangriff auf Frankreich machen wollte, und Herzog Karl standen diesen Verhandlungen nicht fern. Letzterem war eine bedeutende Stellung im Felde zugedacht. Gegenüber den heimlichen Umtrieben und offenen Gewaltthätigkeiten Frankreichs wollte man die Ruhe Europas mit vereinter Waffengewalt herstellen und die Herausgabe Lothringens, der italischen Grenzfesten und der erschlichenen Plätze am Rheine erzwingen. Zu diesem Ende sollte ein spanisch-deutsches Heer von 40 000 Mann am Rheine aufgestellt werden, während im Namen des Herzogs von Orleans ein zweites Heer, unterstützt durch einen spanischen Seeangriff und durch die französische Friedenspartei, von den Niederlanden aus in Frankreich eindringen sollte.*) Es ist ungewiß, wieweit diese Verhandlungen im einzelnen gediehen; wenigstens war das spanische und das deutsche Haus Habsburg, die von weiteren Verhandlungen mit Frankreich keinen gedeihlichen Erfolg mehr hofften, zum gemeinsamen energischen Handeln entschlossen.

Am 26. Februar 1634 fiel Wallenstein, umstrickt von dem Verrate, mit dem er vermessen vielleicht nur gespielt hatte, in Eger unter dem Mordstahle von Fremden und hinterließ ein treffliches Heer, das der Kaiser endlich wieder sein nennen konnte. Die furchtbare That hatte für den Kaiser den denkbar größten Nutzen im Gefolge. Frankreich und Schweden hatten gehofft, durch den lebenden Wallenstein viel

*) Ranke, Französische Geschichte II. 455.

zu gewinnen, und nicht minder viel auch durch den toten; „denn ist er tot“, so schrieb Oxenstierna an Bernhard von Weimar, „so wird ungeheure Unordnung im kaiserlichen Heere sein, und dann ist es ratsam, in dem trüben Wasser zu fischen“. Aber dieselben Heere und Führer, deren Verwirrung und Ungehorsam der schwedische Kanzler auszunutzen gehofft hatte, sollten in der Hand des Kaisers das Werkzeug seiner gänzlichen Niederlage werden. Rasch waren die Regimenter in ihrem Gehorsam befestigt; und an die Spitze der gesamten Waffenmacht ward Ferdinands ältester Sohn, der junge König von Ungarn und Böhmen, gestellt. Begierig nach kriegerischen Thaten führte er Ende März 1634 das gesamte kaiserliche Heer von 30 000 Mann gegen Regensburg, dessen Einnahme das erste Ziel seiner Thätigkeit sein sollte.

In Oberitalien hatte unterdes der spanische Infant Ferdinand, Philipps IV. Bruder, das gescheiterte Unternehmen Serias in großem Maßstabe erneuernd, ein starkes Heer gesammelt, das durch die Tiroler Pässe vordringend, sich in Oberdeutschland mit den Kaiserlichen zu einem großen Schlage vereinigen sollte. Wenige Tage vor dem Aufbruche dieses Heeres stellte sich bei dem Infanten Herzog Karl ein, begleitet von den wenigen Edelleuten, die mit ihm aus Besançon entwichen waren, und wurde nicht wie ein heimatloser Fürst, sondern wie ein wertvoller, willkommener Bundesgenosse empfangen. Nach kurzem Aufenthalte in Mailand folgte Karl dem spanischen Heere, das gegen Norden durch die Tiroler Pässe zog. Während der Infant noch am oberen Inn hielt, eilte Karl, von seinem Ungestüm getrieben, voraus, um dem Sturme auf Regensburg beizuwohnen. Am 29. Juli mußte die Stadt nach langer tapferer Verteidigung — in sieben Stürmen hatten die Kaiserlichen 8000 Mann verloren — sich dem Könige von Ungarn ergeben. Wenige Tage zuvor hatte der General Aldringer, der die baierischen und einen Teil der kaiserlichen Truppen führte — er war in Diedenhofen geboren

und hatte wie so manche andere Männer im Wirrwar der Zeit durch Gewandtheit, Mut und Kenntnisse aus niederstem Stande sich zum höchsten Feldherrnamte und zur Grafenwürde emporgerungen — bei dem Entsatze von Landshut den Tod gefunden. An seiner Stelle erhielt Karl jetzt die Führung der baierisch-ligistischen Völker.*) Von Regensburg zog die kaiserliche Armee die Donau aufwärts gegen die von den Schweden besetzte Reichsstadt Nördlingen. Zahlreiche lothringische Edelleute, die ihre halbzerstörten Schlösser verlassen, und viele lothringische Gemeine, die unter Karls Fahnen gedient hatten, fanden sich an der Donau bei ihrem alten Heerführer ein, um an dem Glücke des neuen Feldzuges teilzunehmen. — Am 2. September hatten sich endlich die spanischen Truppen unter dem Kommando des Kardinalinfanten mit der kaiserlichen Armee vereinigt, und das vereinigte Heer bedrängte aufs äußerste Nördlingen, zu dessen Verteidigung Bernhard von Weimar und Gustav Horn nebst dem verräterischen Feldmarschalle Kratz herbeigeeilt waren. Letzterer hatte, ergrimmt darüber, daß man Wallenstein zu gefallen den Oberbefehl über das baierische Heer dem General Aldringer übertragen hatte, die wichtige Festung Ingolstadt in die Hände Bernhards von Weimar zu spielen versucht, war aber durch die Wachsamkeit der Besatzung an der Ausführung dieses Verrates verhindert worden und dann selbst zu dem schwedischen Heere geflohen.

Am 5. September entspann sich vor den Mauern der Stadt die große Schlacht, deren Ausgang auf vier Jahre die Überlegenheit der kaiserlichen Partei im Südwesten Deutschlands wieder herstellte. Herzog Karl nebst dem kühnen Reiterführer Johann von Werth stand in der Schlacht an der Spitze des

*) Gualdo Priorato berichtet, daß Johann von Werth als der älteste der Generale Aldringers Nachfolger geworden sei. Dies konnte aber, wenn die Angabe überhaupt richtig ist, nur vorübergehend sein, denn bei Nördlingen war Karl Führer der baierisch-ligistischen Truppen.

rechten kaiserlichen Flügels den Regimentern Bernhards von Weimar gegenüber und entschied am zweiten Schlachttage (6. Sept.) den schwankenden Sieg durch einen letzten wuchtigen Angriff seiner Reiterei, die zwischen verteiltem Fußvolk und Geschütz nach dreimaligem vergeblichem Anstürmen das Heer des Sachsen in entsetzliche Verwirrung und regellose Flucht warf. Man war einig in dem Bekenntnisse, daß der Hauptanteil an dem Siege dem Herzoge von Lothringen gebühre. In dem ungeheuern Gedränge der Flucht wurde dem Herzoge Bernhard das Fähnlein seines Leibregimentes, das er selbst ergriffen hatte, von dem Herzog Karl entwunden; Bernhard selbst ward blutend auf ein anderes Pferd gerettet und entging mit genauer Not der Gefangenschaft. Die Marschälle Horn und Kratz aber wurden Kriegsgefangene Karls, und Kratz büßte bald darauf in Wien seinen in Ingolstadt begangenen Verrat mit dem Leben.

Ein ungeheurer Umschlag aller Verhältnisse war die unmittelbare Folge der Nördlinger Schlacht. Die schwedisch-protestantische Übermacht war vernichtet; über 12 000 Tote der Besiegten lagen auf der Wahlstatt in Hohlwegen, Straßen und Wäldern, an viertausend Wagen, achtzig Kanonen, dreihundert Standarten und Fahnen und über 6000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger, die im ganzen nur 1200 Tote zu begraben hatten. Eine kräftige und rücksichtslose Ausnutzung des Sieges würde Mainz, Frankfurt und die verlorenen Plätze im Elsaß sofort in die Gewalt der Sieger gebracht und die Schweden bis an die Ostsee zurückgeworfen haben. König Ferdinand schlug daher dem Infanten vor, dem geschlagenen Feinde durch Wirtemberg auf dem Fuße zu folgen, über den Rhein in das Elsaß vorzudringen, Breisach zu entsetzen und den ganzen Mittelrhein, Frankfurt, Speier, die Pfalz und die kurmainzischen Länder, vom Feinde zu säubern. Aber der Infant trennte sich gleich nach dem Siege von dem kaiserlichen Heere und zog nach den Niederlanden ab, für

die er eine zu große Sorge verriet. Das kaiserliche Heer, von dem 7000 Mann nach Franken entsandt wurden, zog dagegen langsam dem Rheine zu und besetzte auf diesem Wege Stuttgart. In dieser Stadt aber verlor Ferdinand eine kostbare Zeit, und der Winter nahte, ohne daß man den eigenen großen Erfolg und die allgemeine Verwirrung der Feinde ausgenutzt hätte. Zu alledem vergeudete der oberste Berater und Heerführer Gallas Kraft und Zeit in wüsten Gelagen, und zuletzt erhob sich noch ein böser Streit zwischen den Kaiserlichen und den Baiern über das Kommando, der erst durch Dazwischentreten kaiserlicher Vertrauensmänner dahin geschlichtet wurde, daß Karl von Lothringen als Befehlshaber der baierischen Streitkräfte den unmittelbaren Befehlen des Königs von Ungarn gehorchen, im übrigen aber den kaiserlichen Generälen gleich stehen solle. Unter diesen Umständen konnte das stolze Wort des Siegers von Nördlingen: Cannas pensavimus nur zu einer halben Wahrheit werden.

Gleichwohl machte der entscheidende Sieg den Kaiser zum Herrn des südlichen und mittleren Deutschlands. Die Heilbronner Verbündeten wie die protestantischen Stände, die in Frankfurt einen Rheinbund der vier oberen Kreise mit Frankreich „zur Bewachung des Stromes“ berieten, stoben auseinander; der Markgraf Friedrich von Baden und der Herzog Eberhard von Wirtemberg, der eben auf dem Frankfurter Bundestage vorgeschlagen hatte, der Krone Schweden Pommern und Magdeburg oder Bremen zu überlassen, mit den Fremden ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis zu schließen und alle Geldentschädigung dem Baiern aufzubinden, weil er es in seinem Gewissen nicht verantworten könne, wenn die Protestanten ihre Feinde ungepreßt hingehen ließen, flohen aus ihrem Lande und aus ihren festen Bergschlössern in so eiliger Flucht, daß sie nicht einmal Zeit fanden, ihren Räten eine Weisung zurückzulassen. Dagegen hoben sich in Frankreich die tiefgesunkenen Hoffnungen der Friedenspartei, und in Brüssel

Frankreichs zu einem schmählichen Verfahren gegen das verjagte herzogliche Haus her. Am 5. September 1634 erklärte das Parlament von Paris die Ehe Gastons von Orleans mit Margareta von Vaudémont für ungültig, verurteilte den Herzog Karl, den Kardinal Franz Nikolas und die Prinzessin von Pfalzburg als „schuldig des Attentates und des Raubes, begangen an der Person des Herzogs von Orleans", und verbannte sie als Majestätsverbrecher aus allen Teilen des Königreiches.*) Es erklärte ferner den Herzog Karl als treulosen Vasallen aller seiner Güter für verlustig und sprach unter dem Namen einer Entschädigung (dédommagement) dem Könige von Frankreich die Herzogtümer Bar und Lothringen zu. Es machte dem Parlamente und dem Könige bei diesem Verfahren keine Sorge, daß noch kurz zuvor der König selbst erklärt hatte, Herzog Karl besitze Lothringen nur als Gemahl der im Schutze Frankreichs lebenden Herzogin Nicoletta, und diese sei als rechtmäßige Herrin der lothringischen Länder anzusehen. Um dem treulosen Herzoge von Lothringen aber dauernd den Makel der Ehrlosigkeit aufzudrücken und ihn späteren Geschlechtern als warnendes Beispiel hinzustellen, beschloß das Parlament in derselben Sitzung noch die Errichtung einer Schandsäule in Bar, deren Aufschrift „das Verbrechen und die Strafe des Lothringers der Nachwelt überliefern sollte".

*) Pour l'attentat et rapt commis par le-dict „duc Charles" par le cardinal Nicolas-François et par la princesse de Phalsbourg sur la personne de M. le duc d'Orléans.

Fünfter Abschnitt.

Herzog Karl in Mailand. Er begibt sich mit der spanischen Armee auf den deutschen Kriegsschauplatz und wird Befehlshaber der bayrisch-ligistischen Truppen. Die Schlacht bei Nördlingen. Folgen des Krieges. Der Prager Friede. Zurückforderung Lothringens. Frankreich entschließt sich zum offenen Kriege gegen den Kaiser und Spanien. Elsaß und Lothringen werden von den Heilbronner Verbündeten Frankreich preisgegeben. Französische Gewaltmaßregeln in Lothringen. Erste offene Feindseligkeit Frankreichs gegen den Kaiser. Kriegerische Unternehmungen gegen Frankreich 1635. Elende Beschaffenheit der französischen Heere. Rückzug der Franzosen vom Rhein. Karls kühne Hoffnungen. Seine kriegerischen Unternehmungen am Oberrhein. Er dringt in Lothringen ein und vereinigt sich mit Gallas. Schleppende Kriegsführung der Kaiserlichen. Rückzug Gallas' nach dem Rhein. Herzog Karl in Brüssel.

An demselben Tage, an dem das Pariser Parlament den Herzog von Lothringen als Majestätsverbrecher für alle Zeit ächtete und die Errichtung einer Schandsäule in Bar beschloß, stritt Karl auf dem deutschen Kriegsschauplatze als Führer der baierischen und ligistischen Truppen in der großen Schlacht von Nördlingen, die an den Schweden die Niederlage von Breitenfeld rächte und eine neue Wendung der Dinge unmittelbar nach sich zog.

Karl hatte sich, wie oben erzählt wurde, nach dem unglücklichen Treffen bei Wattweiler nach Besançon geflüchtet und wurde dort durch die Reize der jungen Gräfin von Cusanza festgehalten. Bald aber wußte er sich hier von

verkleideten Spionen und Häschern Richelieus umgeben, die den Auftrag hatten, sich im günstigen Augenblicke seiner Person zu bemächtigen und ihn auf französisches Gebiet zu entführen. Richelieu, dessen Anschläge gegen die Freiheit des Kardinals Franz Nikolas, der Prinzessin Claudia und der Pfalzburgerin mißlungen waren, glaubte vielen Schwierigkeiten in Lothringen überhoben zu sein, wenn es ihm gelinge, den kühnen, von seinen Landsleuten vergötterten Herzog in seine Gewalt zu bringen. Er hatte deshalb einen Vicomte von Arpajon beauftragt, sich auf die eine oder andere Weise des Herzogs zu bemächtigen.*) Damit dieser den gelegten Schlingen nicht entkomme, wurden die Jurapässe, die Wege nach Flandern wie die Übergänge über den Rhein von den Agenten Richelieus bewacht. Zwei Anschläge, die in dieser Zeit gegen Karls Leben versucht wurden, wollte man mit Recht oder Unrecht auf Richelieus Anstiften zurückführen. Deshalb entschloß sich Karl im Juni 1634 nebst dreißig getreuen Edelleuten das unsichere Asyl zu verlassen. Vereinzelt, in allerlei Verkleidungen entkamen sie auf den entlegensten Pfaden aus der Freigrafschaft und gelangten unter manchen Fährlichkeiten an den Genfer See und von dort über den Simplon nach Mailand, wo der spanische Infant ein großes Heer zur Überführung auf den deutschen Kriegsschauplatz gesammelt hatte.

Die fortgesetzten Ränke, durch welche Frankreich den blutigsten der Kriege nährte, Holländer, Schweden und Türken gegen das Haus Habsburg reizte und unterstützte, sodann die Vergewaltigung Lothringens und die Wegnahme der festen Plätze am Rhein und im Elsaß, wodurch für Spanien die Verbindung seiner italischen und niederländischen Gebiete unterbrochen war, hatten endlich den spanischen Minister Olivarez zu dem Entschlusse gebracht, den versteckten Angriffen Frankreichs offen entgegen zu treten und zum

*) Haussonville II. 4.

Schutze der spanischen Interessen ein Heer auf den deutschen Kriegsschauplatz zu entsenden. Im Herbste 1633 fanden Besprechungen statt, welche die Errichtung eines großen antifranzösischen Bundes, „einer Liga des Friedens und der Restauration“ zwischen Österreich, Spanien und einigen katholischen Fürsten Deutschlands zum Zwecke hatten. Auch Gaston von Orleans, der von den Niederlanden aus, wo er als Flüchtling weilte, einen Seitenangriff auf Frankreich machen wollte, und Herzog Karl standen diesen Verhandlungen nicht fern. Letzterem war eine bedeutende Stellung im Felde zugedacht. Gegenüber den heimlichen Umtrieben und offenen Gewaltthätigkeiten Frankreichs wollte man die Ruhe Europas mit vereinter Waffengewalt herstellen und die Herausgabe Lothringens, der italischen Grenzfesten und der erschlichenen Plätze am Rheine erzwingen. Zu diesem Ende sollte ein spanisch-deutsches Heer von 40 000 Mann am Rheine aufgestellt werden, während im Namen des Herzogs von Orleans ein zweites Heer, unterstützt durch einen spanischen Seeangriff und durch die französische Friedenspartei, von den Niederlanden aus in Frankreich eindringen sollte.*) Es ist ungewiß, wieweit diese Verhandlungen im einzelnen gediehen; wenigstens war das spanische und das deutsche Haus Habsburg, die von weiteren Verhandlungen mit Frankreich keinen gedeihlichen Erfolg mehr hofften, zum gemeinsamen energischen Handeln entschlossen.

Am 26. Februar 1634 fiel Wallenstein, umstrickt von dem Verrate, mit dem er vermessen vielleicht nur gespielt hatte, in Eger unter dem Mordstahle von Fremden und hinterließ ein treffliches Heer, das der Kaiser endlich wieder sein nennen konnte. Die furchtbare That hatte für den Kaiser den denkbar größten Nutzen im Gefolge. Frankreich und Schweden hatten gehofft, durch den lebenden Wallenstein viel

*) Ranke, Französische Geschichte II. 455.

zu gewinnen, und nicht minder viel auch durch den toten; „denn ist er tot", so schrieb Oxenstierna an Bernhard von Weimar, „so wird ungeheure Unordnung im kaiserlichen Heere sein, und dann ist es ratsam, in dem trüben Wasser zu fischen". Aber dieselben Heere und Führer, deren Verwirrung und Ungehorsam der schwedische Kanzler auszunutzen gehofft hatte, sollten in der Hand des Kaisers das Werkzeug seiner gänzlichen Niederlage werden. Rasch waren die Regimenter in ihrem Gehorsam befestigt; und an die Spitze der gesamten Waffenmacht ward Ferdinands ältester Sohn, der junge König von Ungarn und Böhmen, gestellt. Begierig nach kriegerischen Thaten führte er Ende März 1634 das gesamte kaiserliche Heer von 30 000 Mann gegen Regensburg, dessen Einnahme das erste Ziel seiner Thätigkeit sein sollte.

In Oberitalien hatte unterdes der spanische Infant Ferdinand, Philipps IV. Bruder, das gescheiterte Unternehmen Ferias in großem Maßstabe erneuernd, ein starkes Heer gesammelt, das durch die Tiroler Pässe vordringend, sich in Oberdeutschland mit den Kaiserlichen zu einem großen Schlage vereinigen sollte. Wenige Tage vor dem Aufbruche dieses Heeres stellte sich bei dem Infanten Herzog Karl ein, begleitet von den wenigen Edelleuten, die mit ihm aus Besançon entwichen waren, und wurde nicht wie ein heimatloser Fürst, sondern wie ein wertvoller, willkommener Bundesgenosse empfangen. Nach kurzem Aufenthalte in Mailand folgte Karl dem spanischen Heere, das gegen Norden durch die Tiroler Pässe zog. Während der Infant noch am oberen Inn hielt, eilte Karl, von seinem Ungestüm getrieben, voraus, um dem Sturme auf Regensburg beizuwohnen. Am 29. Juli mußte die Stadt nach langer tapferer Verteidigung — in sieben Stürmen hatten die Kaiserlichen 8000 Mann verloren — sich dem Könige von Ungarn ergeben. Wenige Tage zuvor hatte der General Aldringer, der die baierischen und einen Teil der kaiserlichen Truppen führte — er war in Diedenhofen geboren

und hatte wie so manche andere Männer im Wirrwar der Zeit durch Gewandtheit, Mut und Kenntnisse aus niederstem Stande sich zum höchsten Feldherrnamte und zur Grafenwürde emporgerungen — bei dem Entsatze von Landshut den Tod gefunden. An seiner Stelle erhielt Karl jetzt die Führung der baierisch-ligistischen Völker.*) Von Regensburg zog die kaiserliche Armee die Donau aufwärts gegen die von den Schweden besetzte Reichsstadt Nördlingen. Zahlreiche lothringische Edelleute, die ihre halbzerstörten Schlösser verlassen, und viele lothringische Gemeine, die unter Karls Fahnen gedient hatten, fanden sich an der Donau bei ihrem alten Heerführer ein, um an dem Glücke des neuen Feldzuges teilzunehmen. — Am 2. September hatten sich endlich die spanischen Truppen unter dem Kommando des Kardinalinfanten mit der kaiserlichen Armee vereinigt, und das vereinigte Heer bedrängte aufs äußerste Nördlingen, zu dessen Verteidigung Bernhard von Weimar und Gustav Horn nebst dem verräterischen Feldmarschalle Kratz herbeigeeilt waren. Letzterer hatte, ergrimmt darüber, daß man Wallenstein zu gefallen den Oberbefehl über das baierische Heer dem General Aldringer übertragen hatte, die wichtige Festung Ingolstadt in die Hände Bernhards von Weimar zu spielen versucht, war aber durch die Wachsamkeit der Besatzung an der Ausführung dieses Verrates verhindert worden und dann selbst zu dem schwedischen Heere geflohen.

Am 5. September entspann sich vor den Mauern der Stadt die große Schlacht, deren Ausgang auf vier Jahre die Überlegenheit der kaiserlichen Partei im Südwesten Deutschlands wieder herstellte. Herzog Karl nebst dem kühnen Reiterführer Johann von Werth stand in der Schlacht an der Spitze des

*) Gualdo Priorato berichtet, daß Johann von Werth als der älteste der Generale Aldringers Nachfolger geworden sei. Dies konnte aber, wenn die Angabe überhaupt richtig ist, nur vorübergehend sein, denn bei Nördlingen war Karl Führer der baierisch-ligistischen Truppen.

rechten kaiserlichen Flügels den Regimentern Bernhards von Weimar gegenüber und entschied am zweiten Schlachttage (6. Sept.) den schwankenden Sieg durch einen letzten wuchtigen Angriff seiner Reiterei, die zwischen verteiltem Fußvolk und Geschütz nach dreimaligem vergeblichem Anstürmen das Heer des Sachsen in entsetzliche Verwirrung und regellose Flucht warf. Man war einig in dem Bekenntnisse, daß der Hauptanteil an dem Siege dem Herzoge von Lothringen gebühre. In dem ungeheuern Gedränge der Flucht wurde dem Herzoge Bernhard das Fähnlein seines Leibregimentes, das er selbst ergriffen hatte, von dem Herzog Karl entwunden; Bernhard selbst ward blutend auf ein anderes Pferd gerettet und entging mit genauer Not der Gefangenschaft. Die Marschälle Horn und Kratz aber wurden Kriegsgefangene Karls, und Kratz büßte bald darauf in Wien seinen in Ingolstadt begangenen Verrat mit dem Leben.

Ein ungeheurer Umschlag aller Verhältnisse war die unmittelbare Folge der Nördlinger Schlacht. Die schwedisch-protestantische Übermacht war vernichtet; über 12000 Tote der Besiegten lagen auf der Wahlstatt in Hohlwegen, Straßen und Wäldern, an viertausend Wagen, achtzig Kanonen, dreihundert Standarten und Fahnen und über 6000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger, die im ganzen nur 1200 Tote zu begraben hatten. Eine kräftige und rücksichtslose Ausnutzung des Sieges würde Mainz, Frankfurt und die verlorenen Plätze im Elsaß sofort in die Gewalt der Sieger gebracht und die Schweden bis an die Ostsee zurückgeworfen haben. König Ferdinand schlug daher dem Infanten vor, dem geschlagenen Feinde durch Wirtemberg auf dem Fuße zu folgen, über den Rhein in das Elsaß vorzudringen, Breisach zu entsetzen und den ganzen Mittelrhein, Frankfurt, Speier, die Pfalz und die kurmainzischen Länder, vom Feinde zu säubern. Aber der Infant trennte sich gleich nach dem Siege von dem kaiserlichen Heere und zog nach den Niederlanden ab, für

die er eine zu große Sorge verriet. Das kaiserliche Heer, von dem 7000 Mann nach Franken entsandt wurden, zog dagegen langsam dem Rheine zu und besetzte auf diesem Wege Stuttgart. In dieser Stadt aber verlor Ferdinand eine kostbare Zeit, und der Winter nahte, ohne daß man den eigenen großen Erfolg und die allgemeine Verwirrung der Feinde ausgenutzt hätte. Zu alledem vergeudete der oberste Berater und Heerführer Gallas Kraft und Zeit in wüsten Gelagen, und zuletzt erhob sich noch ein böser Streit zwischen den Kaiserlichen und den Baiern über das Kommando, der erst durch Dazwischentreten kaiserlicher Vertrauensmänner dahin geschlichtet wurde, daß Karl von Lothringen als Befehlshaber der baierischen Streitkräfte den unmittelbaren Befehlen des Königs von Ungarn gehorchen, im übrigen aber den kaiserlichen Generälen gleich stehen solle. Unter diesen Umständen konnte das stolze Wort des Siegers von Nördlingen: Cannas pensavimus nur zu einer halben Wahrheit werden.

Gleichwohl machte der entscheidende Sieg den Kaiser zum Herrn des südlichen und mittleren Deutschlands. Die Heilbronner Verbündeten wie die protestantischen Stände, die in Frankfurt einen Rheinbund der vier oberen Kreise mit Frankreich „zur Bewachung des Stromes" berieten, stoben auseinander; der Markgraf Friedrich von Baden und der Herzog Eberhard von Wirtemberg, der eben auf dem Frankfurter Bundestage vorgeschlagen hatte, der Krone Schweden Pommern und Magdeburg oder Bremen zu überlassen, mit den Fremden ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis zu schließen und alle Geldentschädigung dem Baiern aufzubinden, weil er es in seinem Gewissen nicht verantworten könne, wenn die Protestanten ihre Feinde ungepreßt hingehen ließen, flohen aus ihrem Lande und aus ihren festen Bergschlössern in so eiliger Flucht, daß sie nicht einmal Zeit fanden, ihren Räten eine Weisung zurückzulassen. Dagegen hoben sich in Frankreich die tiefgesunkenen Hoffnungen der Friedenspartei, und in Brüssel

erleuchtete die Königin Maria von Medicis auf die Nachricht von dem Nördlinger Siege, beſſere Tage hoffend, zum Ärger Richelieus ihren Palaſt. Bald trat auch der erſte proteſtantiſche Kurfürſt, Johann Georg von Sachſen, der als ein Mann von einfacher Frömmigkeit und vaterländiſcher Geſinnung ſchon längſt die anmaßenden Fremdlinge verdrießlich angeſehen hatte, und ihm folgend die angeſehenſten proteſtantiſchen Fürſten an die Seite des im Siege gemäßigten, aufrichtigen Frieden bietenden Kaiſers. Denn allgemein hatte die Erkenntnis Eingang gefunden, daß Schweden und Franzoſen im deutſchen Reiche wie in einem herrenloſen Gut ſchalteten, und daß die ſchönen Worte von dem Schutze der deutſchen Libertät und der Freiheit des Glaubens nichtsnutzige Lügen ſeien, mit denen fremde Selbſtſucht die Bethörten und Einfältigen noch weiter auszubeuten ſuche. In dem Widerwillen gegen die „fremden Retter“, die als Vampyre das Blut des deutſchen Reichskörpers ausſogen, hatte ſich, wie es ſchien, das nationale Gewiſſen der Fürſten und Städte, die ſich durch ihre Verbindung mit Schweden nicht allzuſehr gebrandmarkt hatten, wieder auf ſich beſonnen. „Ihr Schweden!“ ſo rief Johann Georg am 12. Januar 1635 dem Generale Baner bei einer Zuſammenkunft in Sondershauſen zu, „packt euch von des Reiches Boden, oder ich will euch Beine machen“. In dem zu Pirna zwiſchen den kaiſerlichen und ſächſiſchen Geſandten (November 1634) verhandelten Vertrage, der dem im folgenden Jahre zu Prag geſchloſſenen Frieden als Grundlage diente, kam man unter anderem überein, von den Fremden, Schweden und Franzoſen, alles zurückzufordern, was dem Kaiſer und deſſen Verbündeten, namentlich dem Herzoge von Lothringen, ſeit der Ankunft des Königs von Schweden auf deutſchem Reichsboden entriſſen worden ſei. „Wegen des Herzogs von Lothringen“, ſo hieß es im § 50 des Friedensvertrages, „iſt hiermit inſonderheit bedingt und abgeredet worden, daß er zu allen ſeinen Land und Leuten, Schlöſſern,

Päſſen, Feſtungen, liegenden Gründen, Nutzungen, Gilden und Gefällen, Hoheiten, Würden und Gerechtigkeiten allenthalben, wie er ſolche noch 1630 gehabt, nichts ausgenommen, reſtituiert und dabei erhalten, auch nicht nachgeſehen werden ſolle, daß weiter nichts an ſeinen Feſtungen demoliert oder ihnen einiger vorſätzlicher Schade zugefügt werde. Sollte es aber über Zuverſicht geſchehen, ſo ſoll ſolches von Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät und von denen dieſen Friedensſchluß beliebenden Kurfürſten und Ständen des Reiches an den Verurſachern und Helfershelfern nicht ungeahndet und ungerochen gelaſſen werden".

In Paris hatte die Nachricht von der Nördlinger Schlacht anfangs eine ungeheure Beſtürzung verurſacht. Der König verfiel in ſeine melancholiſche Stumpfheit, Richelieu gewann erſt durch den Zuſpruch des Pater Joſeph ſeine Ruhe wieder.

Bisher hatte der Kardinal nur aus dem Hinterhalte mit fremden Kräften den Krieg gegen Öſterreich geführt; und es kennzeichnet die ganze Heuchelei in dem damaligen politiſchen Verkehre, daß ſogar die Beſetzung der feſten Plätze auf dem linken Rheinufer und im kurtrieriſchen Gebiete wie die Vergewaltigung Lothringens nicht als offener Friedensbruch von dem Kaiſer angeſehen wurde. Dem kaiſerlichen Geſandten Luſtrier, der wegen der Feindſeligkeiten Frankreichs 1634 eine Erklärung forderte, wurde in Paris geantwortet, „der König habe einige deutſche Städte nur zu ſeinem Schutze beſetzt und habe ſich dabei nur von guten Abſichten leiten laſſen". Nach der Nördlinger Schlacht aber, da die Macht Schwedens am Boden lag, der Bruch Sachſens und der erſten proteſtantiſchen Fürſten mit Schweden und Frankreich ſich vorbereitete, wurde der Kardinal von allen Seiten getrieben, die Maske gegen den Kaiſer und gegen Spanien fallen zu laſſen und als offener Feind des Kaiſers ſeine Truppen über den Rhein zu ſchicken.

Dazu drängte ungestüm der schwedische Reichskanzler, dem die Aussicht auf Entlohnung durch deutsche Provinzen in weite Ferne schwand, dazu die Glieder des Heilbronner Bundes, die kaum noch etwas zu verlieren hatten, dazu Bernhard von Weimar, der sich in absichtlicher Unthätigkeit hielt, dazu die Niederländer, welche drohten, mit Spanien einen Waffenstillstand einzugehen, wenn Frankreich sich nicht offen gegen König Philipp erkläre, dazu endlich die Besorgnis des Kardinals um die Erhaltung der eigenen Stellung. Waren die Schweden einmal über die Ostsee zurückgejagt und gaben die bisherigen deutschen Bundesgenossen ohnmächtig den Kampf auf, dann war Frankreich dem spanisch-österreichischen Bunde gegenüber außer stande, den erlisteten Raub am Rheine und in Italien festzuhalten; auch seine innere Ruhe war dann aufs höchste gefährdet. — Nach langer Beratung kam Richelieu mit dem Pater Joseph darin überein, daß das einzige Mittel, die gewonnene Stellung nach außen zu behaupten und des „Königs Herr zu bleiben", der offene Krieg sei. Die bloße Abwehr werde ebensoviel kosten wie der Angriff, werde das Land erschöpfen und den König trübsinnig machen. Durch offenen Krieg aber werde man das ersterbende Kriegsfeuer in Holland und Italien neu beleben, und die schwedische Macht, deren Übergewicht gebrochen sei, wie die ratlosen protestantischen Bundesgenossen aufrecht erhalten und ganz in die Dienste Frankreichs zwingen. So angesehen, erschien die furchtbare Niederlage der Schweden, die Verwirrung der Heilbronner Verbündeten und die Ratlosigkeit des Kanzlers Oxenstierna, der den ersten Lohn zu verlieren glaubte, durch den Gustav Adolf über das baltische Meer gelockt wurde, dem Kardinal wie ein günstiges Ereignis, aus dem Frankreichs Staatsklugheit ganz neuen Gewinn ziehen werde.

Des Kardinals Voraussicht wurde fast unmittelbar durch die verzweifelten Bundesgenossen gerechtfertigt. Während die beiden sächsischen Kreise die Abhängigkeit von den eigennützigen

Fremden abschüttelten und sich anschickten, alle zu strafen, „deren Absicht sei, alles preis zu machen und sich aus dem gemeinen Schaden zu bereichern, es gehe hernach der deutschen Nation wohl oder wehe“,*) riefen die Mitglieder des Heilbronner Bundes: der Herzog von Wirtemberg, der Markgraf von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenstein, von Erbach-Isenburg, die Grafen von Oettingen und Nassau, der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe und andere unbedeutende reichsunmittelbare Stände Frankreichs Hilfe als einzige Rettung für sich auf und boten sich zur geheimen Freude Feuquières ungestüm zu jedem Kaufpreise an. Ende September wurde der von Feuquières längst erkaufte wirtembergische Kanzler Löffler in Begleitung des pfälzischen Rates Streiff als Abgesandter des Bundes und als Bevollmächtigter Oxenstiernas nach Paris geschickt, um die bedrohte Lage des Bundes und des Heeres darzulegen und gegenüber den Fortschritten des siegreichen Feindes den König zu dem offenen Bruche mit Spanien und dem Kaiser zu bewegen. Die Maske des kirchlichen Eifers und den letzten Rest vaterländisches Empfindens ablegend, erklärte diese Schmachgesandtschaft sich bereit, dem Könige den Besitz von Lothringen, von Metz, Tull und Verdun sowie von Pinerolo zu verbürgen und alle Plätze im Elsaß, die Frankreich zu seiner Sicherheit und „zum Schutze der germanischen Freiheit“ bedürfe, als Pfand zu übergeben; sie verpflichteten sich ferner im Namen Schwedens und der vier oberen Kreise, keinen Frieden ohne Frankreichs Zustimmung zu schließen und die katholische Religion in keinem der von ihnen eingenommenen Gebiete anzutasten. Der schwedische Kanzler erklärte sich im Namen seiner Krone bereit, auch Mainz den Franzosen anzuvertrauen. Alles was Richelieu für diese Zugeständnisse in kluger Zurückhaltung verhieß, war,

*) Erklärung des Kurfürsten von Sachsen zu Pirna. Khevenhiller XII. 1384.

12 000 Mann deutsche Truppen unter dem Oberbefehle eines deutschen Fürsten, dem ein französischer Generallieutenant zur Seite gestellt werden sollte, jenseit des Rheines auf dem deutschen Kriegsschauplatze zu unterhalten, während das französische Heer auf der linken Rheinseite nur nach Umständen gegen den gemeinsamen Feind verwandt werden sollte. Am 1. November waren die Verhandlungen in Paris beendet, und am 28. Dezember erklärten die oben genannten Stände auf einer Versammlung zu Worms sich zu deren Annahme bereit, während Oxenstierna, der die Interessen Schwedens nicht gewahrt glaubte, mit der Unterzeichnung Schwierigkeiten machte. Fast das ganze linke Rheinufer ward so von den Unterhändlern preisgegeben gegen einiges Geld, das der Kardinal für Besoldung deutscher Truppen bereit halten wollte. Aber schon hatten die Ereignisse die vaterlandsverräterischen Verhandlungen überholt.

Der Rheingraf Otto Ludwig, der sich im Oberelsaß gegen den Herzog von Lothringen und die Bayern im Felde nicht halten konnte (s. u.), ohne die Besatzung aus den festen Plätzen an sich zu ziehen, hatte dort in blindem Hasse gegen Österreich alle Städte, die sich selbst nicht verteidigen konnten „zum Besten des gemeinsamen Wesens“ den Franzosen eingeräumt, „denn räume man dem Könige willig das Elsaß ein“, so hatten ihm die Franzosen versichert, „dann werde er den offenen Bruch mit dem Kaiser nicht vermeiden können“. In Kolmar, Schlettstadt, Benfeld zogen infolgedessen Truppen des Marschalls de la Force, der mit 20 000 Mann beobachtend an der lothringischen Grenze stand, mit einem Male als Besatzungen ein; auch Straßburg, dessen Stunde noch nicht gekommen war, wurde durch den Präsidenten des Pariser Parlamentes aufgefordert, eine französische Garnison aufzunehmen. Der Unterhändler mußte indes, da ihm der Eintritt in die Stadt nicht einmal gewährt wurde, den Rückzug antreten. So ging der Rest des alamannischen Elsasses dem deutschen Reiche verloren, und

Ludwig XIII. erntete, ohne einen Mann zu opfern, die fremde Aussaat. Und in denselben Tagen, da dieses geschah, hatten die Franzosen auch schon festen Fuß auf der rechten Rheinseite gefaßt, indem der Rheingraf Otto, der stellvertretende Direktor des Bundes,*) und Eberhard von Wirtemberg ihnen das Bollwerk des Reiches, Philippsburg (7. Oktober 1634) in die Hände lieferten. Der Marschall de la Force und Feuquières unterließen nicht, den bethörten, landesverräterischen Bundesgenossen alles zu versprechen, was sie hören wollten. Im allgemeinen Frieden, so beteuerte Feuquières, werde der König von Frankreich keine Schwierigkeit machen, jene Plätze alle dem Reiche zurückzugeben, „ohne irgend einen andern Lohn für sich zu fordern als die Ehre, sie unterstützt zu haben in der selbstlosen und hochherzigen Weise, von der alle seine königlichen Handlungen Zeugnis geben".**)

Während Richelieu mühelos, ohne jedes Wagnis, die Städte und festen Burgen des Elsasses gewann und seine Allianzen neu befestigte, war es ihm auch gelungen, den Herzog von Orleans von seinen rebellischen Gelüsten und von dem Bunde mit Spanien abzuziehen. Gaston, der mit seiner Mutter und seiner Frau am Brüsseler Hofe weilte, hatte seinem Schwager Karl mitteilen lassen, daß es ihm nicht

*) Der Rheingraf Otto Ludwig, den nur dumpfste Befangenheit protestantischer Geschichtschreiber unter „die Helden Deutschlands" hat rechnen können, starb kurz nach der Übergabe der elsässischen Städte an Frankreich (16. Oktober); sein meuterndes Heer ging nach seinem Tode über an die Rheingrafen Otto und Hans Philipp.

**) Vous ne devez nullement appréhender qu'elle (Sa Majesté) fasse jamais aucune difficulté de remettre à l'Empire par le traité de la paix générale toutes les places dépendantes de l'Archevêché de Trêves, Evêché de Spire et pays d'Alsace dont elle se trouvera saisie sans qu'elle prétende par le dit traité de paix autre récompense ni dedommagement que l'honneur de vous avoir assisté avec la sincérité et généreuse conduite, qui accompagnent toutes ses actions royales. Mémoires de Feuquières.

schwer sein werde, von den Niederlanden aus einen neuen Vorstoß gegen Frankreich zu machen und dort einen Aufstand der Unzufriedenen zu veranlassen. Um die Thatkraft des Weichlings zu stärken, hatte Karl ihm nach der Nördlinger Schlacht eine Anzahl Standarten und Fahnen als „Boten wiederkehrendes Glückes“ gesandt; aber als der Oberst Clinchamps damit in Brüssel ankam, hatte Gaston sich schon wieder im geheimen mit dem Könige und dem Kardinale vertragen. Durch seine Spione davon unterrichtet, daß der Herzog von Orleans wie dessen Günstling Puylaurens sich aus der Einförmigkeit des Brüsseler Lebens nach den Genüssen der Hauptstadt Paris zurücksehnten, und daß es zwischen Gaston und dessen Mutter zu Verdrießlichkeiten gekommen sei, hatte Richelieu durch glänzende Anerbietungen zuerst Puylaurens gewonnen und durch den bestochenen Günstling den Herzog selbst zur Flucht von Brüssel und zu einer neuen Aussöhnung mit dem Könige bestimmt. Richelieu achtete das Gelingen seines Planes einem siegreichen Feldzuge gleich. Am 9. Oktober wollte man in Brüssel den Nördlinger Sieg in lauter Festlichkeiten feiern. Die Unruhen, die dem Feste vorausgingen, benutzte der haltlose und verlogene, durch Spiel und Genußsucht an Geist und Körper heruntergekommene Herzog, um ohne Aufsehen Brüssel und die zweimal angetraute Frau zu verlassen und in Paris vor versammeltem Hofe dem Könige aufs neue Unterwerfung und Liebe zu geloben.

Am 5. September, dem ersten Schlachttage von Nördlingen, waren, wie oben erzählt ist, der Herzog Karl und die Mitglieder des herzoglichen Hauses durch Beschluß des Pariser Parlaments geächtet und aller Güter und Besitzungen für verlustig erklärt worden. Zwei Tage später ward die Errichtung eines souveränen königlichen Rates für Lothringen, bestehend aus zwei Präsidenten, siebzehn Räten, einem General-

prokurator und einem Generaladvokaten, beschlossen. Schon am 12. Oktober wurde die neue Körperschaft unter großen Feierlichkeiten in Nancy eingesetzt. Ihr wurden alle Befugnisse eines Staatsrates, eines obersten Gerichts- und Rechnungshofes übertragen sowie alle Beamte des Landes unterstellt. Es war damit ein System der Gewalt und Unterdrückung eingeleitet, das alle Erinnerungen an das alte Herrscherhaus und die alten Zustände des Landes völlig austilgen und keinen Zweifel darüber lassen sollte, daß Lothringen fortan nur noch eine Provinz Frankreichs sei. Alle Edelleute des Landes, alle Priester und herzoglichen Amtleute bis herab zu den geringsten Stellen wurden aufgefordert, vor dem neuen Rate zu erscheinen und zu schwören, dem Könige von Frankreich, ihrem souveränen Herrn, „zu dienen gegen Freund und Feind, gegen alle und jeden, nichts gegen ihn und gegen die Sicherheit und den Bestand der Städte und Plätze des im Gehorsam des Königs stehenden Herzogtums zu unternehmen, sondern ihm, seinen Ministern und Beamten als treue und ergebene Unterthanen ohne Vorbehalt zu gehorchen." *) Die alten Vorrechte des Assisenhofes, die Karl selbst schon 1626 durch Einsetzung eines souveränen Hofes von gelehrten Juristen beschränkt hatte, wurden beseitigt und das Recht im Namen des Königs gesprochen. In den öffentlichen Kirchengebeten durfte der Name des Herzogs nicht mehr genannt werden und ward durch den des Königs Ludwig ersetzt. Doch waren dies

*) Der Eid lautete: Je jure et promets à Dieu de bien et fidèlement servir envers tous et contre tous le Roy de France, mon souverain seigneur, à cause de son duché et pays de Lorraine (ou de son duché de Bar et pays de Barrois), et de ne rien entreprendre contre son service, ni contre la secureté et conservation des villes et places des dicts duché et pays en l'obéissance de Sa Majesté, mais de lui obéir et à ses ministres et officiers, ainsy que bons et loyaux sujets doivent faire; ainsy je le jure et promets de coeur comne de bouche, sans aucune exception, subtilité, ni évasion mentale.

alles nur vorläufige Maßregeln, denen bald härtere folgen sollten. Nur einzelne Mitglieder der alten Ritterschaft, die sich durch Karls diktatorische Art, durch die Erteilung neuer Adelsbriefe an Kaufleute, Künstler und Kammerdiener gekränkt fühlten oder ihre persönlichen Vorteile verfolgten, fanden sich leicht mit der Gewalt und der neuen Herrschaft ab; der größere Teil der Edelleute verließ die Heimat, um in den kaiserlichen Heeren unter den Fahnen des Herzogs gegen den Unterdrücker zu kämpfen. Die Mehrzahl der Beamten leistete den Eid, teils um ihre Stellen zu behalten, teils auf direkte Anweisung des Herzogs Karl, der die Seinigen aufgefordert hatte, im Lande und in ihren Ämtern zu bleiben, nur ihm zu gehorchen, gleichwohl aber dem Könige den Eid zu leisten. Auf unbesiegbaren Widerstand aber stieß die neue Gewalt bei der Masse des Volkes, das seinem Herzoge bis zum Fanatismus ergeben war. Um die Mitglieder des souveränen Rates zu unterhalten, hatte Ludwig XIII. dem Lande eine Steuer von 36 900 Livres Tournois auferlegt, aber das ruinierte Landvolk weigerte sich zu zahlen, und trotz militärischen Exekutionen vermochte man die Beträge nicht beizutreiben, so daß man sich gezwungen sah, die Summe auf die angesehensten Städte zu verteilen und die Amtleute und Schöffen für ihren Eingang verantwortlich zu machen. Wie auf Verabredung vermied man es ferner, vor dem neuen französischen Gerichtshofe zu erscheinen, und brachte streitige Dinge heimlich vor den souveränen Hof, den der Herzog in der Fremde um sich gebildet hatte.

In dem leicht erregbaren Herzen Karls hatte der große Umschlag der Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze ausschweifende Hoffnungen und Pläne geweckt. Er dachte nicht nur an einen raschen Wiedergewinn seines geraubten Landes, sondern träumte sogar von einem neuen lothringischen Zwischenreiche, von einer Wiederherstellung Austrasiens, indem er das wieder zu erobernde Elsaß und Mömpelgard, das Land des geächteten

Wirtembergers, mit seinem lothringischen Erbe zu vereinigen hoffte. In seine Fahnen nahm er den Wahlspruch Karls III. wieder auf: et adhuc durat spes avorum. Durch Manifeste, in denen er Ludwig XIII. „einen zweiten Nero, eine Schande des menschlichen Geschlechtes" nannte, kündete er schon im Oktober, wenige Wochen nach der Schlacht, den hartbedrückten Landsleuten seine baldige Rückkehr und die nahende Rache an ihren Peinigern an. Als ob er im wirklichen Besitze seines Landes sei, ernannte er den klugen und gewandten Herrn von le Moleur zum Kanzler und errichtete in Ulm den bereits erwähnten souveränen Hof für Lothringen und Bar, dessen Entscheidungen im ganzen Umfange beider Herzogtümer verbindlich sein sollten. Trotz aller Wachsamkeit der Franzosen wurden die Beschlüsse dieses Hofes in Lothringen überall verbreitet, selbst in den Mauern von Nancy wurden sie angeschlagen und von den Bewohnern beachtet und ausgeführt, als ob der Herzog noch Souverän im Lande wäre.*)

Während der König von Ungarn allzulange für die Ungeduld Karls wie für eine kräftige Ausnutzung des Sieges dem Hauptheere in Wirtemberg Ruhe gönnte, setzte Karl in Verbindung mit Johann von Werth hinter dem fliehenden Rheingrafen Otto Ludwig her, der zur Nördlinger Schlacht zu spät gekommen war und mit einem Teile der Schätze, welche die Schweden aufgehäuft hatten, sich eiligst nach dem Elsasse rettete. An der Kinzig fiel er, ohne erkannt zu werden, als Gefangener in die Hände der lothringischen Reiter und rettete sich, indem er sich kühn mit seinem Pferde von dem jähen Ufer in die Kinzig stürzte und unter einem Hagel von Kugeln glücklich auf die andere Seite gelangte. Seine Truppen brachte er über die Kehler Brücke in das Elsaß.

*) Der ambulante souveräne Hof wurde von Ulm nach Sierk verlegt, wanderte von dort später nach Wallerfangen und hielt zuletzt, bis Karl im Jahre 1661 wieder in sein Land zurückkehrte, seine Sitzungen in Luxemburg.

Hier von den Baiern und den Lothringern bedrängt, übergab er, wie oben erzählt ist, in blindem Hasse gegen Österreich alle Städte des Oberelsasses, die nicht wie Straßburg sich selber verteidigen konnten, dem Reichsfeinde. Es war die letzte That, die er nach den Worten des schwedischen Historiographen Chemnitz „zum Besten des gemeinen Wesens gethan", denn wenige Tage nachher starb er an den beim Durchschwimmen der Kinzig erhaltenen Wunden.

Da die festen Plätze im Elsaß in den Händen der Franzosen waren und der Winter nahte, konnte Herzog Karl größere Vorteile nicht gewinnen und legte seine Truppen in die wirtembergischen Winterquartiere. Bald darauf versah er Freiburg und Breisach mit Vorräten, und Ende Dezember finden wir den Rastlosen mit Johann von Werth vor Heidelberg, der Stadt, von der der große Krieg ausgegangen war, und vor der zufolge des mit den vier oberen Kreisen abgeschlossenen Vertrages Ludwig XIII. jetzt den ersten offenen Angriff gegen den Kaiser und das Reich machte. Baiern und Lothringer hatten unter dem Befehle des von Karl zurückgelassenen Grafen Gronsfeld die Stadt genommen und bestürmten das von einem schwedischen Obersten verteidigte Schloß, als am 22. Dezember der Vortrab eines französischen Heeres, das auf Drängen Oxenstiernas und Bernhards von Weimar bei Mannheim über den Rhein gegangen war, unter dem Obersten Puysegur die sorglosen Belagerer ohne Kriegserklärung bei Nacht überfiel und in völliger Verwirrung in die brennende Stadt drängte. Bestürzt über das Erscheinen eines zahlreichen Feindes, den sie nimmer vermutet hatten, baten die Eingeschlossenen, die noch eben Belagerer gewesen waren, um Abzug, der ihnen nach kurzer Verhandlung gewährt wurde. Dieser Überfall war der Anfang des offenen Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser. Es war bezeichnend für die ganze Unklarheit der Lage und die Verwirrung aller Rechtsbegriffe in diesem

Stadium des Krieges, daß der kaiserliche Feldherr Gallas auch jetzt noch eine Erklärung wegen des nächtlichen Überfalles forderte, und daß der französische Marschall erwiderte, er habe die Belagerer für die Truppen des Herzogs von Lothringen, des Erzfeindes von Frankreich, gehalten, dessen Angriff auf die von den Schweden, den Bundesgenossen des Königs, besetzte Burg er nicht hätte dulden dürfen.

Schon im Januar 1635 ging Karl trotz der Strenge des Winters mit 6000 Baiern bei Breisach über den Rhein, um durch die Freigrafschaft, wo der bloße Name der Franzosen aufs äußerste verhaßt war, in Lothringen einzudringen. Mit schwerem Geschütz, das er aus Breisach kommen ließ, legte er sich vor Colmar, hielt die Besatzungen von Benfeld und Schlettstadt eingeengt und füllte das Land bis ins Gebirge hinauf mit Schrecken. Aber weiter vordringend, fand er an dem alten Hugenotten Rohan, der, durch Truppen des Marschalls de la Force verstärkt, von Belfort herangezogen war, hartnäckigen Widerstand; dann sah er sich durch eintretendes Tauwetter und unendlichen Regen, durch Krankheiten und durch den Mangel an Lebensmitteln in dem verwüsteten und ausgesogenen Lande gezwungen, mit seinen notleidenden Truppen auf Breisach zurückzugehen. In Freiburg bereitete er sich zu einem neuen Unternehmen vor, als die Folgen der anstrengenden winterlichen Feldzüge ihn in eine schwere Krankheit warfen, so daß die Nachricht von seinem Tode allgemein verbreitet und geglaubt wurde. Aber schon Mitte März war er wieder mit den Anstalten zu einem Rheinübergange und zu einem neuen Angriffe auf das Elsaß beschäftigt, diesmal unter günstigeren Umständen, da Rohan mit 7000 Mann zum Schutze des Veltlin gegen die Spanier abberufen wurde. Begleitet von dem bairischen Kriegsobersten Franz Mercy, überschritt er Ende März mit einem buntgemischten Heere von 12000 Mann Baiern, Kroaten und Schotten den Rhein und zog über Ensisheim vor Mömpelgard, das seit 1633 im

Schutze Frankreichs stand und von Franzosen verteidigt wurde. Auch die kühne Prinzessin von Pfalzburg war mit neugeworbenem Kriegsvolke gekommen, das Unternehmen des Bruders zu unterstützen. Karls verwegener Plan war, über Remiremont in Lothringen vorzudringen, seine Landsleute aufzurufen, dann über die Maas in Frankreich einzubrechen und den König zu demütigen. In leidenschaftlicher Stimmung ließ er sich vernehmen, er werde in drei Wochen vor Paris stehen und dem Räuber seines Landes die Krone entreißen. Seine Hoffnung und Zuversicht bekundete eine damals von ihm geschlagene Münze, die auf der einen Seite einen Blitzstrahl zeigte mit der Umschrift: flamma metuenda tyrannis, auf der andern eine aus Wolken vorgestreckte schwertbewaffnete Hand, welche die Lilien durchschnitt mit den Worten: talem dabit ultio messem, duce Deo, auspice Carolo. In Lothringen sah das hartbedrückte Volk der Ankunft des Herzogs hoffend, in heißer Sehnsucht entgegen. „Das ganze Land", so berichtete der Gouverneur Brassac, „erwartet mit Andacht das Kommen des Herzogs; es gibt keinen Bürger in der Stadt, keinen Edlen auf dem Lande, dem wir trauen könnten; sie alle sind bereit, in Haufen dem Heere des Herzogs zuzueilen".

Richelieu sah die verwundbarste Stelle Frankreichs in Lothringen. Um den gefürchteten Gegner nicht in dem Lande zu erwarten, dessen Bewohner sich alle erheben würden, befahl er dem Marschall de la Force, ein zweites Heer unter einem geistlichen Feldherrn, dem Kardinal de la Valette, den wir bald auf einem andern Kriegsschauplatze finden werden, an sich zu ziehen und dem Feinde die Zugänge nach Lothringen zu sperren. Die Besorgnis des Kardinals war so groß, daß er Bernhard von Weimar, der bei Speier den drohenden Rheinübergang des kaiserlichen Heeres unter Gallas zu hindern hatte und in gefahrvoller Lage selbst den französischen Marschall um Unterstützung anging, auffordern ließ, 5000 Mann Reiter

und Fußvolk von seiner Streitmacht zur Abwehr des Lothringers an den Marschall abzugeben.

Unterdes suchte Ludwig XIII. in Lothringen jede Regung zu Gunsten des Herzogs durch Gewalt und Schrecken niederzuhalten. Der Gouverneur von Nancy, Graf Brassac, hatte das vergewaltigte Land noch mit einer gewissen Schonung behandelt. Am ersten April 1635 wurde der Prinz Condé, „um die Provinz Lothringen zu sichern", zum Generalstatthalter des Königs für Lothringen ernannt. Er erhielt den bestimmten Auftrag, aus Nancy und den andern Städten des Landes alle Bewohner zu verjagen, die irgendwie verdächtig erschienen, und „jeden aufknüpfen zu lassen, der es an der schuldigen Ehrfurcht vor dem Könige fehlen lasse".*) Die Jesuiten in Pont à Mousson wurden landesverwiesen, nicht weil sie sich feindlich verhielten, sondern weil der Statthalter bei ihnen „bösen Willen und Anhänglichkeit an das herzogliche Haus voraussetzte". Am 26. April verfügte der souveräne königliche Rat die Einziehung aller Güter, deren Besitzer dem Könige den Eid der Treue noch nicht geleistet hätten; die angesehensten Edelleute erhielten den Befehl, ihre heimischen Wohnsitze zu verlassen und wie Staatsgefangene ihren Aufenthalt in den französischen Städten zu nehmen, die ihnen der Statthalter anweisen werde; alle aber, die vor der fremden Gewalt sich ins Ausland geflüchtet hatten, wurden bei Verlust von Gut und Leben aufgefordert, in einer bestimmten Frist in die Heimat zurückzukehren. Die Drohungen erwiesen sich bei der Mehrzahl der Ausgewanderten erfolglos; und so geschah es, daß im Laufe zweier Jahre mehr als zweihundert befestigte Burgen ausgewanderter und als Rebellen verurteilter Edelleute dem Erdboden gleich gemacht wurden. Jeder Verkehr und jedes Einverständnis mit dem geächteten Herzoge wurde den Bewohnern des Landes untersagt und

*) Mémoires du cardinal Richelieu VIII.

als Hochverrat mit Tod oder Galeere bedroht; selbst Mitleid mit den Anhängern des herzoglichen Hauses ward zu einem todeswürdigen Verbrechen. Ein Franziskanermönch, der zwei alten Soldaten Karls ein Almosen gegeben, wurde wegen dieses Vergehens auf öffentlichem Platze in Nancy aufgeknüpft. Auch die Vergangenheit sollte in dem Herzen des Volkes ausgetilgt werden; darum ward alles unterdrückt, was an die alten Zeiten des Landes erinnerte: die feierliche Prozession, die jährlich am Dreikönigentage zur Erinnerung an die Nanziger Schlacht abgehalten wurde, durfte fortan nicht mehr stattfinden. Der Name Lothringen sollte ausgelöscht werden; ihn auszusprechen galt als ein Vergehen, und sich „Lothringer" nennen schloß von allen bürgerlichen und geistlichen Ämtern und Stellen aus. Es erinnert an die alte Fabel von dem Wolfe, dem das tiefer am Bache stehende Lamm das Wasser trübte, wenn in den Instruktionen für den Prinzen Condé unter anderem gesagt wurde, Se. Majestät der König habe für seine Liebe und gute Behandlung nur allzuoft den Undank der Lothringer erfahren; als Strafe für diese schlechte Gesinnung werde deshalb verordnet, daß alle königlichen Truppen in Lothringen, die bis dahin die gelieferten Lebensmittel bezahlt hätten, in Zukunft sich durch Kontributionen unterhalten sollten, und daß die Kontributionen in gleicher Weise zu erheben seien wie in einem feindlichen Lande. Die Bewohner des Landes waren damit der strafloſen Beraubung und Mißhandlung durch die zahlreichen französischen Garnisonen überantwortet, und der Beichtvater des Königs, P. Caussin, konnte mit Recht behaupten, daß das Leid der Lothringer selbst das der Stadt Jerusalem übertreffe.

Während das lothringische Volk in heldenmütiger Ausdauer und unerschütterter Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus die Qualen dieser Maßregeln ertrug, sah sich Herzog Karl durch die überlegenen Streitkräfte des Marschall-

de la Force, der die Päſſe nach Lothringen ſperrte, von weiterem Vordringen abgehalten. Seine ungezügelten und notleidenden Truppen verwüſteten das offene Land um Mömpelgard und brachten furchtbare Drangſale über die Stadt, deren Bewohner umſonſt den franzöſiſchen Marſchall durch ungewöhnliche Botſchaft*) von ihrer Not in Kenntnis ſetzten. Karl hätte den Marſchall de la Force gern zu einer Schlacht im offenen Felde gelockt, aber dieſer, obwohl durch die Reiter Bernhards von Weimar und durch königliche Truppen unter dem Prinzen Condé verſtärkt, wagte keinen entſcheidenden Schlag, ſondern vertraute in ſorgfältig gedeckter Stellung auf die Wirkungen, die Hunger und Krankheit in dem ganz verheerten Lande auf Karls Heer ausüben würden. Mangel an Zehrung für Mannſchaft und Pferde nötigten den Herzog, ſich Mitte Mai auf Breiſach zurückzuziehen und zum dritten Male von einer raſchen Wiedereroberung ſeines Landes abzuſtehen. Gleichwohl verhieß er in geſteigertem Selbſtvertrauen den Seinen, daß er ſie zur Zeit der Weinleſe und des Obſtbrechens nach Paris führen werde; der König von Frankreich habe ihm den Prozeß gemacht, er habe den des Königs in der Taſche. — Dieſe ungebrochene Zuverſicht des Herzogs ruhte auf dem Umſtande, daß das kaiſerliche Heer unter Gallas ſich in dieſen Tagen anſchickte, den Mittelrhein zu überſchreiten und durch ein großes Unternehmen in Gemeinſchaft mit Spanien Frankreich den Frieden aufzuzwingen.

*) Ein vierter Bote, ſo ſchreibt der wirtembergiſche Kanzler Forſtner, der in dem bedrängten Mömpelgard war, an Bernegger in Straßburg, wurde an den Marſchall de la Force abgeſchickt. Epistolium, oleo, ne quo alio humore laederetur, pinguefactum peni indedit et responsum Forcei ano aliquot dies conditum, incorruptum, nisi quod malum in itinere ex diversorio odorem contraxerat, reportavit.

Der Anfang des Jahres 1635, der den Herzog von Lothringen zu so rastloser Thätigkeit getrieben hatte, hatte auch in die kaiserlichen und spanischen Heerführer einen frischeren Unternehmungsgeist gebracht. Der offene Angriff Frankreichs auf das Reich und die gewisse Nachricht, daß Richelieu mit Holland einen geheimen Vertrag abgeschlossen habe, in dem beide Teile sich zur Aufstellung eines Heeres von 60 000 Mann gegen Spanien verpflichtet und eine Teilung der Beute schon im voraus aufgestellt hatten, nahm dem Hause Habsburg die lange Scheu vor einem offenen Zerwürfnis mit Frankreich und machte dem bisherigen Zustande des verhüllten Krieges ein Ende. Gleich die ersten Unternehmungen gegen die Franzosen verliefen glücklich. Schon im Januar fiel die von Frankreich erschlichene Vormauer Deutschlands, das feste Philippsburg, wieder in die Hände der Kaiserlichen; Speier, an sich reichstreu gesinnt, öffnete den Reitern Johanns von Werth die Thore, und die Nachricht, daß der Lothringer von Breisach aus das Elsaß bedrohe, bewirkte, daß die Franzosen Ende Februar wieder auf die linke Rheinseite zurückgingen. Wichtiger noch war die Einnahme der von den Franzosen besetzten Stadt Trier. In der Morgenfrühe des 26. März bemächtigte sich der Graf Rittberg, der Statthalter von Luxemburg, an der Spitze von 600 Reitern und 600 Mann zu Fuß, die er im Luxemburgischen gesammelt hatte, unterstützt von dem entschlossenen lothringischen Obersten Maillard, der Stadt durch kühne Überrumpelung. Die zerstreuten Franzosen wurden niedergemacht und der verräterische Prälat Christian von Söttern, der Schützling Frankreichs, als Gefangener nach Brüssel geführt, von wo er nach Wien gebracht wurde, um in zehnjähriger Haft über die Pflichten eines deutschen Reichsfürsten nachzudenken. Trier blieb von den Spaniern besetzt.

Die nächste Folge dieses Ereignisses war die offene Kriegserklärung Frankreichs an Spanien. Am 19. Mai rin

ein französischer Wappenherold in die Thore von Brüssel ein und legte, nachdem er zu Roß haltend lange vergebens auf den Empfang durch den Kardinalinfanten gewartet hatte, die Kriegserklärung des Königs auf offenem Markte nieder. Weil der Infant, so lautete ihr Inhalt, den Bischof von Trier, einen souveränen Fürsten, den Schützling Frankreichs, gegen die Würde des Kurfürsten und gegen das Völkerrecht als Gefangenen zurückhalte, so erkläre der König von Frankreich, daß er für diese Beleidigung, welche alle Fürsten der Christenheit treffe, mit den Waffen Genugthuung fordern werde. In Madrid nahm Graf Olivarez, „weil nun einmal zwischen Frankreich und Spanien Friede nicht sein könne", Frankreichs Fehdebrief mit würdiger Zuversicht auf.

In Prag waren unterdes die Pirnaer Artikel feierlich bestätigt und trotz allen Werbungen und Ränken Richelieus der Friede zwischen dem Kaiser und den angesehensten Reichsständen bestätigt worden. Von dieser Seite gesichert, begann der Kaiser jetzt im Bunde mit Spanien nach einem groß angelegten Plane den Krieg gegen Frankreich, um mit gesamter Macht den Frieden und die Herausgabe des unrecht Erworbenen zu erzwingen. Vom Niederrhein her sollte Piccolomini, vom Mittelrhein Gallas und vom Oberrhein her Karl von Lothringen, der sich, wie oben erzählt, wieder auf Breisach zurückgezogen hatte, nebst Johann von Werth, „im Namen der Verbündeten und Vertriebenen" in die Kernlande Frankreichs vordringen. Die Länder des geächteten Herzogs von Wirtemberg und des Markgrafen von Baden-Durlach sollten bis zur Herstellung des Friedens in den Händen des Kaisers bleiben und waren bestimmt, unter Umständen den Herzog von Lothringen für seine Opfer und Verluste zu entschädigen. Das Geschick Lothringens war so aufs engste an den Ausgang des allgemeinen Krieges geknüpft.

Am 11. Juni setzten die ersten Scharen der Hauptarmee unter Gallas bei Philippsburg über den Rhein, nahmen

Kaiserslautern und schlossen Mainz ein. Bernhard von Weimar, der von den vier oberen Kreisen zum gemeinsamen Bundesfeldherrn erwählt war, und ein französisches Heer unter dem Kardinal de la Valette zwangen anfangs Gallas, sich von der Stadt zurückzuziehen; aber mehr und mehr trat in der Folge die Überlegenheit der kaiserlichen Waffen zu tage, die mit langsamer Wucht die Heere Bernhards und des Kardinals zurückdrängten. Die zahlreichen Truppen, mit denen die Franzosen am Rheine erschienen waren, erwiesen sich über alles Maß unbrauchbar, ohne Zucht, ohne Ordnung und Kriegsübung. Die Befehlshaber lebten unter sich in Hader, die Edelleute, die nie einen Krieg gesehen hatten, zeigten offene Unlust und sehnten sich nach den Zerstreuungen von Paris zurück, die Soldaten suchten nur nach guten Quartieren, und zu allem belastete eine ungeheure Anzahl Kranker das Heer. — Erst die Gefahren des deutschen Krieges waren die Schule, in der sich die Condé und Turenne bildeten und in der die Franzosen den kriegerischen Mut gewannen. — Mitte September hatte Gallas die feindlichen Heere von Mainz ab auf die Straße nach Metz und über Kreuznach in das Nahethal gedrängt; von da begann der Rückzug der Franzosen in wilde Verwirrung auszuarten.

Gleichzeitig mit dem Rheinübergange des Hauptheeres — Piccolomini hatte im Rheingau den Strom überschritten — begann auch am Oberrhein die kriegerische Bewegung. Hier war Johann von Werth mit seinen kühnen Reiterscharen zu Herzog Karl gestoßen, und beide drangen von Breisach in das Oberelsaß ein. Bei Reichenweier vernichteten Werths kühne Reiter zwei Regimenter des Marschalls de la Force und durchstreiften das Elsaß bis an die Gebirge Burgunds und Lothringens. Karl bedrängte Kolmar und Schlettstadt,*

*) Die seltsame Kriegsführung um den Gewinn der Ernte und Feldfrüchte, wie sie uns Moscherosch als Amtmann von Finstingen schildert,

mußte sich aber zunächst damit begnügen, weil das Unternehmen im Elsaß mit denen des Hauptheeres zusammengreifen sollte. Da der Kardinal de la Valette zur Unterstützung Bernhards von Weimar nach dem Mittelrhein abberufen war, sah der Marschall de la Force sich genötigt, das Elsaß vorläufig preiszugeben und sich darauf zu beschränken, am Ausgange der Vogesenthäler das Vordringen seiner Gegner in die Freigrafschaft und nach Lothringen abzuwehren. Nach einer wenig verbürgten Nachricht ließ Karl in dieser Zeit im übergroßen Vertrauen auf den Erfolg eine Münze schlagen, auf der er sich Dux Austriae, Dux Wirtenbergiensis et Montisbelligardi, Landgravius Alsatiae nannte.

Um die Mitte des Sommers waren die Franzosen an allen Punkten, im Oberelsaß wie am Mittelrhein und in den Niederlanden auf die Verteidigung zurückgedrängt, und Frankreich begann an allen Enden die Last des gewollten Krieges zu empfinden. Auf Wegen, die niemals von Reitern benutzt waren, drang Johann von Werth über das Gebirge, überfiel bei St. Dié zwei Regimenter Fußvolk und bei Raon l'Etappe fünf französische Reiterkompagnien. Den alten Marschall de la Force und den ihm beigegebenen Herzog von Angoulême warf er auf Epinal, während Herzog Karl mit dem Generale Mercy vereinigt Remiremont gewann. Als Karl gegen diese Stadt anrückte, drohte die französische Besatzung, daß sie im Falle eines Sturmes alle Insassen des berühmten Klosters und die angesehensten Bürger der Stadt einsperren und mit dem Kloster verbrennen würde, und erhielt auf Bitten der geängsteten Schwestern freien Abzug. Unterdes erhob sich allenthalben wie einst in dem Burgunderkriege der dem Herzoge ergebene Adel und das treue

---

gestaltete sich bei Kolmar und Schlettstadt ins Große. Die Reiter Karls suchten in der Nähe beider Städte die Felder abzumähen oder zu verderben; die in der Stadt aber zogen mit Kanonen heraus und suchten hinter dem Schutze einer Wagenburg ihre Ernte in Sicherheit zu bringen.

Landvolk, unterbrach die Verbindungen der Franzosen, nahm ihnen die Zufuhren weg, überfiel vereinzelte Abteilungen und stürmte den Werbeplätzen Karls zu. Aus allen offenen Orten zogen die Franzosen ab. Auch Karls Schwester, die kühne Amazone von Pfalzburg, war wieder an der Spitze kriegerischer Haufen erschienen. Durch verwegene Streifereien machte Johann von Werth ganz Lothringen für die Franzosen unsicher, und um nicht die Verbindung mit Nancy zu verlieren, sah sich de la Force gezwungen, Epinal zu verlassen und auf Lüneville zurückzugehen. Karl rückte unterdes von Remiremont gegen Rambervillers, zwang die Besatzung zur Übergabe und hielt sich dort gegenüber dem Marschall de la Force in verschanzter Stellung. Kühne Parteigänger suchten unterdes das ganze Land bis zur Maas und bis in das westliche Bar hinein zu empören. Der alte Bailli in St. Mihiel, der Marquis von Lenoncourt, brachte 1600 Bauern und hundert Edelleute zusammen und bemächtigte sich durch Überfall der genannten Stadt, wodurch er die nächste Verbindung zwischen Paris und dem Heere de la Valettes am Rhein unterbrach. In der Furcht, eine Provinz zu verlieren, die er mit Stolz seine Eroberung nannte, und voll Mißmut über die „Unfähigkeit und den schlechten Willen" seiner Feldherrn, bot Ludwig XIII. den Ban und Arrièreban*) auf und eilte mit diesem und seiner Schweizergarde trotz dem Widerspruche des krank liegenden Kardinals, der den König höchst ungern in anderer Umgebung sah, der Grenze zu, um seine Provinz gegen den Herzog von Lothringen zu verteidigen. Die aufgebotene adelige Miliz zeigte sich aber über alle Begriffe kläglich und wurde wegen ihres Aufzuges und ihrer Verstöße gegen den Kriegsbrauch ein Gespött der Feinde

*) Ban und Arrièreban war eine Lehnmiliz, die schon im 16. Jahrhundert in Mißachtung geriet. Ban war das Aufgebot der unmittelbaren Kronvasallen, Arrièreban das der Aftervasallen, die meist zu Roß, oft aber auch zu Fuß aufgeboten wurden.

und ein Gegenstand des Ärgers für die alten Soldaten. „Sie murrten", so erzählt Montglat, „ohne Scheu, und da die meisten von ihnen noch nie einen Krieg gesehen hatten, glaubten sie, daß die Händel der Könige wie ihre Duelle ausgemacht würden, daß gleich nach ihrer Ankunft am ersten Tage die Herausforderung, am anderen Tage die Schlacht und am dritten die Heimkehr folgen müsse." So waren überhaupt die Streitkräfte beschaffen, mit denen Frankreich zuerst auf dem großen deutschen Kriegstheater erschien.

Herzog Karl stand unterdes acht Wochen mit einem Heere von 18000 Mann unbeweglich im festen Lager bei Rambervillers dem Marschalle de la Force und dem Herzoge von Angoulême gegenüber. Er wollte hier günstige Nachrichten von dem nördlichen Kriegsschauplatze abwarten, um dann zu dem Heere Gallas' zu stoßen und mit diesem gegen Nancy vorzudringen. Auch als de la Force, durch 4000 Edelleute des Arrièrebans verstärkt, bis Gerberweiler vorrückte und Karl eine Schlacht anbot, ließ er, sein natürliches Ungestüm bezähmend, sich nicht aus seiner Stellung herauslocken. Nur Johann von Werths wilde Reiter hielten durch plötzliche Überfälle den Gegner in steter Unruhe. Ende September endlich erfuhr Karl von dem allseitigen siegreichen Vordringen der kaiserlichen Armee, und seine schwärmenden Reiter begegneten schon bei Saarbrücken dem Hauptheere unter Gallas. Auf allen Seiten schien das Kriegsglück die Franzosen und deren Verbündete verlassen zu haben. In Brabant hatte das 60000 Mann starke Heer der Franzosen und Holländer unter dem Prinzen von Oranien Tirlemont gestürmt und verwüstet und sich dann vor Löwen gelagert; aber durch wilde Grausamkeit empörten sie die Gemüter der Landesbewohner, die von den französischen und holländischen Befreiern überhaupt nichts hören mochten. Der Adel und die Städte des Landes, auf deren Abfall sie gerechnet hatten, standen im Bunde mit der

Regierung, und sobald das kaiserliche Hilfsherr unter Piccolomini sich anfangs Juli mit dem des Kardinalinfanten vereinigt hatte, sahen sich die Franzosen auf die Verteidigung zurückgeworfen. Am Mittelrhein war das deutsch-französische Hauptheer, an dessen Spitze man neben dem Vorfechter des lutherischen Glaubens einen ruhmeseitlen Kardinal der katholischen Kirche sah, zu einem schmählichen Rückzuge vor den Kaiserlichen unter Gallas gezwungen. Unter unaufhörlichem Regen, auf ungebahnten Wegen durch armes Bergland und von wilden Reiterschaaren unablässig umschwärmt, wurde das Heer de la Valettes und Bernhards in unsäglicher Verwirrung von den Kaiserlichen das Nahethal aufwärts geschoben. Dabei fehlte es an Nahrung für Menschen und Pferde, und die Sorge der Feldherrn aufs höchste zu steigern, begannen im Weimar'schen Lager die deutschen Regimenter zu meutern. Am dreizehnten Tage des Rückzuges kamen die Fliehenden nach großen Verlusten an Menschen und Pferden in grauenhaftem Durcheinander vor Wallerfangen an, wo die erste französische Besatzung lag, und retteten sich von da unter die Mauern von Metz, während Gallas sich unnütz mit der Bestürmung Wallerfangens und Saarbrückens aufhielt. Auf diesem fluchtähnlichen Rückzuge vom Rheine, den die Franzosen nach ihrer Art den „berühmten dreizehntägigen Rückzug" genannt haben, war es, daß man den Kardinal de la Valette, „den bemützten Feldherrn", der sich gelobte, nie wieder über den Rhein zu gehen, in allen Nöten rufen hörte: Où est le duc de Wimar? was den Anlaß gab zu dem verbreiteten soldatischen Spottliede mit dem Refrain: Où est le duc de Wimar?

Der erste offene Angriff der Franzosen auf das Reich hatte schmählich geendet. Die Heere, von denen man im Frühjahre die größten Eroberungen in den Niederlanden und auf der rechten Rheinseite erwartet hatte, waren in schimpfliche Flucht geworfen; die Grenzen Frankreichs lagen einem

feindlichen Einmarsche offen; die Geldmittel fingen an zu fehlen; die neu ausgehobenen Soldaten liefen bei der ersten Gelegenheit davon; überall zeigte sich Mißmut und Furcht. Feuquières riet seinem Minister zu einem Friedensschlusse; Richelieu selbst war tief betroffen und bekam seine epileptischen Anfälle. Ohne Widerstand zu finden, so hat Pater Joseph bezeugt, würden die Feinde, wenn sie rasch vorgerückt wären, die Bistümer erobert haben. Die allgemeine Niedergeschlagenheit in Paris zu vermehren, kam in denselben Tagen die Kunde, daß der Kanzler Oxenstierna, von dessen Gnade ein Jahr zuvor deutsche Fürsten Würden und Länder erbettelt hatten, fliehend vor einem kaiserlich-sächsischen Heere in Wismar angekommen sei, daß der schwedische Reichsrat die Fortsetzung des deutschen Krieges nach dem Abfalle des Kurfürsten von Sachsen für unvereinbar mit den Mitteln des armen Königreiches halte und sogar auf die früher verlangte Entschädigung verzichte.*)

Während Karl sich noch unbeweglich in seinem festen Lager in Rambervillers hielt, war Ludwig XIII., um die von ihm eroberte Provinz zu erhalten, mit großen Streitkräften, die zuletzt auf 30 000 Mann anwuchsen, über die Maas gegangen und hatte sich Mitte September, von den Beauftragten Richelieus sorgfältig überwacht, vor die kleine Festung St. Mihiel gelegt. Der tapfere Kommandant, der Marquis von Lenoncourt, wies alle Aufforderungen des Königs zur

*) Chemnitz, Deutsch-schwedischer Krieg II. — Geld und Blut zu dem Kriege lieferte den Schweden schon längere Zeit Deutschland. In dem schwedischen Heere, das August 1635 unter Baner in Norddeutschland stand, war kaum der zwölfte Mann ein Schwede oder Livländer; alle übrigen, Gemeine und Offiziere, waren Deutsche. Von 26 000 waren nur 2000 Nichtdeutsche. Ebenso war es mit den Kriegskosten. 1630 wies das schwedische Kriegsbudget $9^1/_2$ Millionen Thaler auf, 1632 nur noch $2^1/_4$ Millionen, 1635 wurde der Krieg fast nur aus deutschen Kontributionen bestritten.

Übergabe zurück und ließ nicht einmal dessen Herolde zu sich ein. Drei volle Wochen hielt die kleine Besatzung des Städtchens das große Heer des Königs auf, den der lange Widerstand und die offenbare Untüchtigkeit seines Heeres in den gewohnten Trübsinn warf. Erst am 3. Oktober, als Lebensmittel und Pulver schon fehlten und die Mauern der Stadt durch das schwere Geschütz der Belagerer zum Teil zerstört waren, ergab sich die hungernde, zum Tode erschöpfte Besatzung dem Könige, der ihr zuvor das Leben und den Bürgern der Stadt Schonung des Eigentums zugesichert hatte. Aber unedel und treulos schickte Ludwig XIII. unter dem Vorwande, er habe der Besatzung nur das Leben zugesichert, den tapferen Kommandanten nebst dessen Offizieren in die Bastille, verurteilte die noch übrigen 400 Mann der Besatzung zur Strafe der Galeere und fünfzehn Bürger zum Galgen, diese, weil sie Rebellen seien, jene, weil sie gewagt hätten, in einem elenden Neste einen so großen König aufzuhalten. Mit dieser ebenso unnützen wie gemeinen Grausamkeit, — Richelieu hatte sie dem Könige empfohlen — war Ludwigs XIII. kriegerischer Drang erschöpft. Nach einem Kriegsrate, den er in Nancy abhielt, verließ er Lothringen wieder, weil das wachsende Kriegsgetümmel, das sich über Lothringen zog, und vor allem Johann von Werths wilde Reiter nach der Meinung der Hofleute die Sicherheit und den Ruhm Sr. Majestät allzusehr gefährdeten.

Die Entfernung des Königs machte die Ratlosigkeit der französischen Führer nur größer. Der Marschall de la Force und der Herzog von Angoulême, die vergebens die Verbindung der Lothringer mit Gallas zu verhindern suchten, zogen sich gegen Nancy auf St. Nicolas zurück. Dagegen meldete Johann von Werth, der auf seinen Streifzügen schon fünfzig Fähnlein erobert hatte, nach München, daß Frankreichs Demütigung gewiß sei, und bat für den Fall des Friedens um die Statthalterschaft in Heidelberg.

Alle Sterne, so schien es, standen günstig für die Sache des Herzogs von Lothringen. In den ersten Tagen des Oktober, als Gallas vor Saarbrücken erschien, war Karl aus seinem Lager bei Rambervillers aufgebrochen und hatte bei Bolchen seine Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere bewirkt. Bei dem Zusammentreffen mit Gallas ließ er seinem Unmute über die zögernde Kriegsführung des kaiserlichen Feldherrn ungezügelten Lauf und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er den Kardinal de la Valette und den Sachsen auf Metz habe entkommen lassen. Um rasch Herr seines Landes und seiner Hauptstadt zu werden, wünschte er mit der vereinten Macht einen sofortigen Angriff auf Nancy zu unternehmen; aber der allzu vorsichtige Gallas, voll Ärger und geheimer Eifersucht gegen den meisternden Herzog, lehnte ein so großes Unternehmen, zu dem er keine Vollmacht habe, bei der vorgerückten Jahreszeit als allzu gewagt ab. Am 18. Oktober bezogen beide ein festes Lager bei Daus. Bernhard von Weimar hatte sich unterdes von Metz auf dem linken Ufer der Seille dem Marschalle de la Force genähert und mit diesem ebenfalls ein festes Lager bezogen. Mehrere Wochen lagen sich hier, durch die Seille getrennt, die feindlichen Heere, den entscheidenden Wurf der Feldschlacht vermeidend und weit umher das Land verwüstend, gegenüber und suchten eines das andere zum Aufgeben seiner Stellung zu nötigen. Die französischen Edelleute des Arrièrebans, des Wartens, Hungerns und Frierens in dem verödeten Lande überdrüssig und von Johann von Werth arg mißhandelt, liefen endlich in Menge davon, um den vermißten Genüssen von Paris zuzueilen. Mitte November brach auch der achtzigjährige Marschall de la Force und der Herzog von Angoulême, nachdem Bernhard von Weimar einen Überfall des feindlichen Lagers vor Tagesanbruch versucht hatte, eigenwillig auf, um bessere Quartiere jenseit der Maas im Bassigny zu suchen. Beide endeten damit

ihre Feldherrnlaufbahn. Nur Bernhard von Weimar, deſſen „Räuberſcharen" man auf franzöſiſchem Boden keine Winterquartiere einräumen wollte, blieb in dem ausgehungerten Lande zurück, während Iſolanis Kroaten und polniſche Reiter bis Longwy und Verdun ſtreiften, nicht um Krieg zu führen, ſondern um den nötigen Unterhalt aufzutreiben. Unglaublich lauten die Schilderungen des Elendes und der Verwüſtung, welche die hin und herziehenden Kriegsſcharen, vor allem die deutſch-ſchwediſchen Banden über das unglückliche Land brachten. Unter der Wirkung der von ihnen verübten Beſtialitäten, der ſich Hunger und Peſt und die planmäßige Zerſtörungsarbeit der Franzoſen zugeſellten, wandelten ſich einſt blühende Landſchaften raſch in ein weites, ödes Totenfeld.

Nach dem Abzuge der franzöſiſchen Marſchälle hätte Gallas, ohne großen Widerſtand zu finden, den von Richelieu befürchteten Einmarſch nach Frankreich unternehmen können. Aber er hielt ſich in ſeinen Verſchanzungen und kürzte ungeachtet der Not ſeiner Soldaten ſich die Zeit in wüſten Gelagen mit Spielleuten und Dirnen, wie dies bei faſt allen Heerführern der Zeit Brauch war, bis Hunger und Peſt, die im Lande wüteten, ihr unheimliches Zerſtörungswerk auch im Heere begannen. Leute und Pferde fielen bald zu hunderten. Am 23. November brach Gallas endlich aus dem verpeſteten Lager auf und ſchleppte ſich mit den totmatten Trümmern ſeines Heeres über Pfalzburg und das wieder eroberte Zabern dem Rheine zu. Zurückgelaſſenes Gepäck, Leichen und Sterbende bezeichneten den Weg, den er genommen hatte. Herzog Karl, mit Gallas in offenem Zerwürfnis, ſchrieb Briefe voll bitteres Unmutes an den Kardinalinfanten und den König von Ungarn über das Ungeſchick und die Läſſigkeit des kaiſerlichen Feldherrn. Er legte ſeine Regimenter in die zurückeroberten Plätze ſeines Landes und eilte nach Beſançon, wo er der ſchönen Dame von Cantecroix auf-

neue ſeine Huldigungen darbrachte. Nach kurzem Aufenthalte begab er ſich am Ende des Jahres an den Hof nach Brüſſel, um mit dem Kardinalinfanten und dem Generale Piccolomini den Feldzug des nächſten Jahres zu beraten. Er bekundete hier ſeine unzerſtörbare Leichtlebigkeit, indem er, als ſei er der reiche Herr eines beglückten Landes, einen Hof bildete, Ritterſpiele und Feſte veranſtaltete, in denen er ſeine Meiſterſchaft in ritterlichen Künſten bewundern ließ.

Sechster Abschnitt.

Plan zu einem großen Kriegsunternehmen gegen Frankreich für das Jahr 1636. Herzog Karl befreit Dole und säubert die Freigrafschaft von den Franzosen. Kriegsmanifest des Kardinalinfanten. Johann von Werth vor Paris. Gallas und Herzog Karl in Burgund. Gallas' Rückzug nach dem Rheine und Karls Einfall in Lothringen. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Zurückforderung Lothringens. Vereitelter Friedensversuch des Papstes. Neue Bündnisse Frankreichs. Karl tritt in spanische Dienste. Er verteidigt die Freigrafschaft; eilt Breisach zu Hilfe. Fall Breisachs. Frankreich erkauft durch Verrat Breisach und das Heer Bernhards von Weimar.

Der erste offene Angriff der Franzosen auf das Reich hatte mit einer kläglichen Niederlage geendet und einen überraschenden Mangel der französischen Heere an kriegerischer Übung im Felde enthüllt. Vor verheerendem Einfalle war Frankreich zwar durch die lässige Kriegsführung des kaiserlichen Feldherrn, die zum Teil eine Folge der mangelnden Verpflegung war, bewahrt geblieben. Dagegen waren seine Heere in den Niederlanden durch Piccolomini auf holländisches Gebiet gedrängt und abgeschnitten; am Rheine waren mit Ausnahme des umschlossenen Koblenz und Hanaus und abgesehen von den Plätzen im Oberelsaß die erlisteten Eroberungen wieder verloren; in Lothringen befanden sich nur noch Nancy, Lüneville und die festen Plätze an der Maas in französischen Händen. Oxenstierna war entmutigt und sah die schwedische Sache für so verzweifelt an, daß er in einem Schreiben an den Kaiser das Glück des

Friedens pries und sich erbot, im Namen der Königin einen Gesandten zu schicken, um einen völligen Vergleich zu unterhandeln. Richelieu, in allen seinen Erwartungen betrogen, belehrte indes den übelgelaunten König, daß die Ursache aller Mißerfolge in den Umtrieben seiner Gegner am Hofe und im Heere, in der Gewissenlosigkeit und Feigheit der Feldherrn, in der Zügellosigkeit und Untüchtigkeit der Soldaten liege. Er mahnte deshalb, „die Edelleute, die ihre persönlichen Leidenschaften über das Staatswohl setzten", strenge zu strafen, unnachsichtige Kriegszucht gegen die Gemeinen zu üben und zum Schutze der Grenzen Kriegsvolk anzuwerben, womit Deutschland angefüllt sei; vor allem müsse man darauf denken, den Herzog von Weimar, den unerbittlichen Feind Österreichs, ganz in die Dienste Frankreichs zu ziehen.

Während des Winters, den Herzog Karl in Brüssel verbrachte, wurde für den Sommer des Jahres 1636 ein großer konzentrischer Angriff auf das innere Frankreich verabredet. Von den Niederlanden aus sollte der Kardinalinfant mit den Reitern Johanns von Werth in die Pikardie, vom Oberrhein aus Gallas in Burgund eindringen, während Karl von Lothringen aus nach den Umständen dem einen oder dem andern der beiden Heere die Hand reichen sollte. Auch mit den Unzufriedenen in Frankreich, dem Prinzen Ludwig von Bourbon, dem Grafen von Soissons, dem Herzoge von Bouillon und dem stets wandelbaren Herzoge von Orleans waren geheime Verhandlungen angeknüpft worden. Mit den Waffen in der Hand wollte man Ludwig XIII. auffordern, den Kardinal Richelieu, „den Urheber alles Bösen", zu entlassen und dadurch der Welt den heiß ersehnten Frieden zurückzugeben. Das Frühjahr verstrich indes ohne nennenswerte Thätigkeit im Felde; der unsägliche Mangel an Lebensmitteln erschwerte das Zusammengehen größerer Heeresmassen und gestattete nur Streifzüge einzelner Kriegshaufen. Erst anfangs Juli, als der König von Ungarn, der Mitte Mai

erst von Wien abgereist war und sich wochenlang ohne Not in Süddeutschland aufgehalten hatte, am Rheine erschien, wurde zu Heilbronn zwischen Gallas, den Gesandten des Kardinalinfanten und denen des Herzogs von Lothringen der genaue Kriegsplan festgesetzt.

Herzog Karl selbst war schon im Frühjahre ins Feld gerückt. Er hatte seine zerstreuten Heerhaufen aus dem menschenleeren, durch Hunger und Pest verödeten Lothringen, wo Franzosen und Schweden einige der verlorenen Plätze während des Winters zurückeroberten, an sich gezogen, um im Dienste des Kurfürsten von Köln die empörte Stadt Lüttich zu bezwingen, die als deutsches Reichsglied sich den Kriegslasten entziehen wollte und offen französische Gesinnung bekannte. Während seine Truppen noch vor dieser Stadt lagen, und das kaiserliche Hauptheer sich in halbgezwungener Unthätigkeit in den Schanzen von Druſenheim hielt, kam die Kunde, daß ein französisches Heer die Freigrafschaft ohne Rücksicht auf die alten Verträge, welche dieses Land als ein neutrales unter den Schutz der Eidgenossenschaft stellten, überfallen habe und die Stadt Dole auf äußerste bedränge. Richelieu hatte nämlich dem Prinzen Condé, der eine französische Armee nach Italien führen sollte, den Auftrag gegeben, unterwegs die Freigrafschaft zu besetzen, „weil sie dem flüchtigen Herzoge von Lothringen Aufnahme und Rückhalt gewährt habe“, und die Bewohner aufzufordern, sich ohne Widerstand dem Könige von Frankreich zu unterwerfen. Aber weder die Drohungen Condés noch das feierliche Versprechen, daß man alle Vorrechte der freien Grafschaft schonen werde, vermochten die alte Treue dieses Landes gegen die Nachkommen Karls des Kühnen wankend zu machen; selbst in den kleinsten Orten fanden die verhaßten Franzosen heftigsten Widerstand. Als Condé anfangs Juni vor Dole, die zweite Hauptstadt der Freigrafschaft, zog und die Bürger auffordern ließ, dem Heere des Königs die Thore zu öffnen, erhielt er die Antwort, die Sache habe

noch keine Eile, nach Ablauf eines Jahres wolle man sich die Antwort einmal überlegen. Länger als zwei Monate lag Condé mit 20 000 Mann vor der schlecht befestigten, von der Pest heimgesuchten Stadt. Die Häuser wurden durch Bomben zerstört, die Mauern durch Minen geschädigt; aber Kriegsleute, Bürger und Mönche besserten die Schäden aus, traten als Kämpfer auf die Wälle, machten plötzliche Ausfälle und harrten der Hilfe, die ihnen kommen sollte. Auf Betreiben des Kardinalinfanten brach Karl im Juni zur Verteidigung der Freigrafschaft und zum Entsatze der hart bedrängten Stadt von Lüttich mit 2800 Reitern und wenigem Fußvolke auf. Die Wachsamkeit des Marschalls de la Valette täuschend, zog er an Verdun vorbei über das zerstörte Hatton Chatel in das Bassigny, überschritt bei Jonvelle die Saone und stand plötzlich in dem Rücken Condés, von den Bewohnern des Landes mit ungeheurer Begeisterung empfangen. Nachdem er die burgundischen Milizen und 2000 Mann kaiserlicher Fußtruppen, die unter dem Feldobersten Lamboy in der Freigrafschaft standen, an sich gezogen hatte, ließ er dem Prinzen Condé in der ihn bezeichnenden Art melden, es sei einer gekommen, dem die Franzosen seinen wahren Namen geraubt hätten, er hoffe sich in ihrem Blute wieder zu taufen... Condé wartete den Angriff Karls nicht ab. In der Nacht vom 15. August brachen die Belagerer vor der Stadt auf, ließen alles Gepäck und die Kanonen zurück und legten Feuer an alles, was sie verbrennen konnten. Karl wollte dem abziehenden Feinde folgen und von der Freigrafschaft aus in Lothringen eindringen, aber Lamboy verweigerte seine Teilnahme, weil seine Instruktionen ihm nicht erlaubten, seine Truppen aufs Spiel zu setzen. Während Condé über St. Jean de Losne und Dijon, von den burgundischen Milizen verfolgt, eilig nach Norden abzog, säuberte Karl die Freigrafschaft von den letzten französischen Gästen und erwartete mit Lamboy die Ankunft des kaiserlichen Hauptheeres unter Gallas, der vom Oberrhein her nach

Burgund vordringen und den Krieg in das Herz Frankreichs tragen sollte.

Was den Prinzen von Condé zu dem eiligen Abzuge von Dole getrieben hatte, war nicht allein das unerwartete Erscheinen des Herzogs von Lothringen gewesen. Von ungeahnter Gefahr plötzlich bedroht, hatte Ludwig XIII. dem Prinzen den Befehl zugehen lassen, die Belagerung von Dole aufzugeben und sich zum Schutze des eigenen Landes schleunig zurückzuziehen; denn zwei feindliche Heere hatten sich nach dem in Heilbronn gefaßten Plane gegen die Grenzen Frankreichs in Bewegung gesetzt, und Frankreichs Hauptstadt stand in Gefahr, die Beute eines ergrimmten Feindes zu werden. Während Richelieus Aufmerksamkeit auf die Besetzung der Freigrafschaft durch den Prinzen Condé und auf die Unternehmungen Bernhards und de la Valettes am Oberrheine gerichtet war, — Zabern war trotz der Nähe des kaiserlichen Heeres in die Hände Bernhards gefallen, und beide Feldherrn schickten sich an, eine Brücke über den Rhein zu schlagen — hatte der Kardinalinfant seine Truppen bei Mons gesammelt und war, nachdem er Johann von Werth und Piccolomini an sich gezogen, mit einem Heere von 12 000 Mann zu Fuß und 20 000 Reitern an den Grenzen Frankreichs erschienen. Vor dem Aufbruche seines Heeres hatte er ein Manifest (5. Juli) von Brüssel aus erlassen, in welchem er die Gerechtigkeit der kaiserlichen und spanischen Waffen hervorhob und die geheimen Umtriebe des französischen Hofes, der überall das Kriegsfeuer schüre und unterhalte, als die Ursache seines Angriffes auf die französischen Grenzen verkündete. Nur die feindlichen Einbrüche Frankreichs in Italien, in Deutschland und die Niederlande hätten die verbündeten Mächte endlich gezwungen, die Waffen zu nehmen, die man nicht eher niederlegen werde, bis Ludwig XIII. sich zu einem gerechten Frieden verstehe, die beraubten Fürsten, vor allem den Herzog von Lothringen wieder in ihre Rechte eingesetzt und die Forderungen der

Königin Maria von Medicis erfüllt habe. Die Bewohner Frankreichs wurden aufgefordert, dem heiligen Zwecke des Krieges, der kein anderer sei, als einen allgemeinen dauernden Frieden herbeizuführen und die katholische Kirche zu schirmen, nicht feindlich zu begegnen; alle friedlichen Bürger würden den Schutz der verbündeten Mächte haben.

An nichts hatte man in Paris weniger gedacht als an einen Angriff von der Nordgrenze her; nichts war hier gegen einen feindlichen Einfall vorbereitet. Die wenigen festen Grenzplätze waren schwach und in allem vernachlässigt, die Befehlshaber unzuverlässig, die Bewohner der Picardie mißvergnügt über die neuen Auflagen. Allenthalben herrschte Schrecken und Verwirrung; der Kriegsrat war in sich uneinig und geteilt und von einem undurchdringlichen Gewebe von Ränken gegen Richelieu, den Urheber alles Unheils, umsponnen. Unter diesen Umständen gewann Piccolomini rasch einen Vorteil um den andern. Schon in den ersten Tagen fiel ihm la Capelle, die Schutzmauer der Picardie, bald darauf le Chatelet in die Hände, während Johann von Werth mit seinem wilden Heere das Land nördlich der Saone nach allen Richtungen durchstreifte. Den Oberbefehl über das französische Heer, das etwa 15 000 Mann stark aus der Picardie und der Champagne zusammengezogen war, führte der Graf von Soissons; aber an allem Erfolge verzagend, zog er sich vor dem Feinde nach Compiegne zurück; die Truppen schienen nur noch „die Kraft zur Flucht“ zu haben. Bald streiften die furchtbaren Reiter Johann von Werths und Isolanis Kroaten über die Oise bis St. Denis und Compiegne, und Paris, das seit den englischen Kriegen keinen Feind mehr gesehen hatte, erwartete alle Greuel einer im Sturme genommenen Stadt. Johann von Werth drängte mit rauher Beredsamkeit den Kardinalinfanten, gerade auf Paris zu marschieren; mit einigen tausend Reitern, so vermaß er sich, wolle er vor dem Louvre den Doppeladler des Reiches

errichten und in der reichen, von einer halben Million Menschen bewohnten Stadt den Lohn seiner Mühen gewinnen. In Paris herrschte eine bange verzweifelte Stimmung; der Hof war ratlos, alle Anordungen der Regierung übereilt und tumultuarisch. Wie einst bei Alarichs Anzug die reichen Bewohner Roms in wahnsinnigem Schrecken die Hauptstadt verließen und nach dem Süden, nach Korsika und Sardinien flohen, so flüchteten jetzt auf die Schreckensnachricht vom Anzuge Johann von Werths die vornehmen Leute aus der Hauptstadt Frankreichs. Die Straßen nach dem Süden waren mit Kutschen, Wagen und geflüchteter Habe bedeckt; die Mehrzahl der Fliehenden glaubte sich erst jenseits der Loire in Sicherheit. Die Bürgerschaft in Paris war aufs äußerste erbittert gegen Richelieu, dessen ehrgeizigem Beginnen man alles Unheil schuld gab. Er selbst, verwünscht von dem Volke, war tief betroffen; krank an Leib und Seele, wollte er alle Staatsämter niederlegen. Aber das Gefürchtete trat nicht ein. Wie sehr auch Johann von Werth zu dem Marsche auf Paris drängte, der Kardinalinfant fand den Plan zu verwegen und blieb, nachdem er Corbie erobert hatte, mit zagender Bedächtigkeit an der Oise stehen. Unterdes, während die schlecht verpflegten deutschen und spanischen Soldaten in der Picardie und Isle de France plündernd umherzogen, gewann Richelieu Zeit, sich wieder zu finden, und in Paris schlug die allgemeine Verzagtheit und Ratlosigkeit in ihr Gegenteil um. Gerade wie 150 Jahre später schoß unter den äußern Gefahren und Angriffen das unberechenbare französische Bewußtsein und die nationale Leidenschaft auf, die der Kardinal mit sicherer Berechnung zu leiten und zu nützen verstand. Bald überwog das allgemeine Interesse und der Gedanke an Abwehr die Furcht und Sorge des einzelnen. Die Bürgerschaft, die Beamten, die Geistlichkeit, selbst die gelehrten Körperschaften, alles war einig und wirkte zusammen, dem drohenden Angriffe zu begegnen. Alles was von brauchbaren Leuten vorhanden

war, die Gesellen und Lehrlinge der Zünfte, die Lakaien der Edelleute, die Diener in den Kollegien wurden zur Verteidigung aufgeboten; auch aus der Umgebung von Paris drängte sich die kriegstaugliche Mannschaft zu den Musterplätzen. Die alten Bürger öffneten ihre Geldbeutel, und in acht Tagen schien die ganze Nation in Krieger umgewandelt. Im September konnte der König mit 50000 Mann dem Feinde, der die günstige Zeit über allerlei zaudernden Bedenken versäumt hatte, entgegenziehen, und nach einem glänzenden Anfange des Feldzuges blieb dem Kardinalinfanten, da die schlechte Jahreszeit kam, nichts übrig, als die gewonnenen Plätze zu besetzen und zuletzt von Kälte, Hunger und Krankheit gezwungen, den französischen Boden allmählich zu verlassen. Am 14. November mußten selbst in dem besetzten Corbie die Spanier sich zur Übergabe verstehen und durften mit kriegerischen Ehren abziehen. Auch die neue Verschwörung, welche die Prinzen Ludwig von Bourbon, Graf von Soissons, Gaston von Orleans und der Herzog de la Valette gegen den Kardinal angezettelt hatten, nahm wegen der Unentschlossenheit des Herzogs von Orleans ein klägliches Ende, so daß der Graf von Soissons in Sedan, in der Feste des Herzogs von Bouillon, des Bruders des Vicomtes von Turenne, Sicherheit suchte. Hier barg er vier Jahre seinen Haß gegen den Kardinal, um dann zu einem neuen gefährlichen Schlage auszuholen. Der Herzog von Orleans, noch verächtlicher und ungefährlicher geworden als zuvor, floh nach Blois und bemühte sich von hier aus aufs neue, die Gnade des Königs und des triumphierenden Kardinals zu gewinnen.

Richelieus schwankendes Ansehen bei dem Könige und bei dem Volke ward glänzender, als es je zuvor gewesen, hergestellt; denn gleichzeitig mit dem Abzuge der Spanier von dem französischen Boden lief die Nachricht ein, daß das große Unternehmen des Feldobersten Gallas und des Herzogs von Lothringen gegen Burgund vollständig mißglückt sei.

Gallas war in den ersten Tagen des September, nachdem Condé von Dole abgezogen war und der Herzog Karl die ganze Freigrafschaft von den Franzosen gesäubert hatte, nach dem verabredeten Kriegsplane bei Breisach über den Rhein gegangen und an Belfort vorbei in die Freigrafschaft vorgedrungen. Nachdem er hier die Truppen des Herzogs Karl und der kaiserlichen Feldherrn Lamboy und Mercy an sich gezogen hatte, war sein Heer nach französischen Angaben auf 40 000 Mann angewachsen. Mit diesen sollte er in das Herz des südöstlichen Frankreichs eindringen. Aber die gleiche verderbliche Kriegsführung des Zauderns und der allzugroßen Bedächtigkeit, die den Feldzug des Jahres 1635 und den Einfall des Kardinalinfanten in Nordfrankreich um allen Erfolg gebracht hatte, wiederholte sich auch hier. Mehrere Wochen lag Gallas, eine kostbare Zeit verlierend, dem Heere de la Valettes und Bernhards von Weimar, der auf Befehl des französischen Hofes seine Stellung am Rheine aufgegeben hatte, um mit de la Valette und den Resten des Condéschen Heeres an die Saone zu eilen, in einem befestigten Lager bei Champlitte gegenüber. Die Franzosen fürchteten, ein entscheidendes Treffen zu liefern, dessen unglücklicher Ausgang dem Feinde den Weg in das Herz Frankreichs geöffnet hätte; Gallas wollte, bevor er weiter vorrückte, das schwere Geschütz und neue Verstärkungen durch kaiserliche Regimenter unter Buttler und Caretto erwarten. So beschränkte sich das Kriegsunternehmen Wochen lang auf einzelne Überfälle und kühne nächtliche Streifereien. Erst am 22. Oktober, als die Verstärkungen unter Buttler eingetroffen waren, entschloß sich Gallas, durch den harten Tadel des mißmutigen und ungeduldigen Lothringers vorwärts getrieben, aus seiner bisherigen Stellung gegen die Hauptstadt Burgunds aufzubrechen. Von Breisach aus hatte der König von Ungarn ein Manifest an die Bewohner Burgunds verbreiten lassen. Hinweisend auf die fortgesetzten Ränke und Feindseligkeiten Frankreichs und auf

die bewieſene Langmut des Kaiſers, verkündete er die Herſtellung eines dauernden und ſicheren Friedens als den einzigen Zweck des Krieges. Vor fünf Jahren, ſo hieß es, habe der Kaiſer, ohne die großen Vorteile, die er in Händen hatte, anzuſehen, mit den Bevollmächtigten des Königs zu Regensburg Frieden geſchloſſen. Aber kaum drei Monate ſpäter habe der König ohne Grund und Urſache ſich mit dem Feinde des Kaiſers, dem Könige von Schweden, verbündet, ihm Geld, Waffen und Kriegsvolk geliefert, die Stände des Reiches aufgehetzt und ſei zuletzt zum offenen Angriffe auf das Reich übergegangen. Er hege zu den Bewohnern Frankreichs das Vertrauen, daß ſie ſolches ſelbſt erkennen, das Verfahren ihres Königs verabſcheuen und zu dem Kaiſer und ſeiner gerechten Sache treten würden. In dieſem Falle ſollten ſie, ſoviel die Beſchaffenheit der Waffen es zulaſſe, vor aller Gewalt und Unbill geſchützt ſein. — Das Manifeſt übte natürlich nicht die geringſte Wirkung aus. Als Gallas aus der Freigrafſchaft in das Herzogtum Burgund eindrang, fand er das Land menſchenleer und verödet. Wie einſt bei dem Einfalle Karls V. in Südfrankreich hatte ſich das Landvolk bei der Annäherung des Feindes mit allen Vorräten in die feſten Plätze geflüchtet und den hungernden Fremden nur die leeren Hütten zurückgelaſſen. Im Kriegsrate der Kaiſerlichen aber machte ſich derſelbe Zwieſpalt der Anſichten geltend, der auch im Jahre zuvor Gallas und den Herzog von Lothringen entzweit hatte. Karl wollte ſofort mit ganzer Macht auf Dijon losgehen, denn der verfallene Zuſtand der Stadtmauern und der Schrecken der kriegsungewohnten Bürgerſchaft würden einem ſofortigen Angriffe den Erfolg ſichern; aber Gallas' zaudernde Vorſicht wollte ſich zuerſt der kleineren Plätze bemächtigen, damit man für den Fall der Not Winterquartiere für die Truppen habe. Durch das Ungeſtüm Karls vorwärts getrieben, ging Gallas endlich auf Dijon zu, überrumpelte und verbrannte die kleine Feſte Mirebeau, plünderte unterwegs die berühmte Abtei

Citeaux und drängte die Heerhaufen Bernhards und de la Valettes über die Tille unter die Mauern der Hauptstadt.

Am 26. Oktober stand das kaiserliche Heer, schon mit hartem Mangel kämpfend, nur noch zwei Stunden von der schlecht geschützten und zagenden Stadt Dijon entfernt, da wandte sich Gallas plötzlich gegen die Feste St. Jean de Losne, die einen wichtigen Übergang über die Saone hütete, und begann sie zu beschießen. Von dem Obersten Rantzau, der sich mit 3000 Mann in die Feste geworfen hatte, und einer entschlossenen Bürgerschaft tapfer verteidigt, leistete die Stadt einen hartnäckigen Widerstand, während de la Valette sich vorsichtig unter den Mauern von Dijon hielt. Unterdes traten die herbstlichen Regengüsse ein; das tief gelegene Gelände um die belagerte Stadt wandelte sich in Kot und Wasser, die Straßen wurden unwegsam, für Zufuhr konnte nicht gesorgt werden, und die Belagerer sahen sich bald von Mangel und Krankheit jeder Art angegriffen. Zu alle dem empfing Gallas in diesen Tagen unheilvolle Kunde von dem norddeutschen Kriegsschauplatz. Am 4. Oktober hatte der schwedische General Baner bei Wittstock dem kaiserlichen General Hatzfeld und dem Kurfürsten von Sachsen eine blutige Schlacht geliefert, die durch die verderbliche Unentschlossenheit der Verbündeten zu einer der schwersten Niederlagen geworden war, die eine der kämpfenden Parteien während des langen Krieges erlitten hatte. Es verdient als ein traurigstes Zeichen deutscher Geistesverwirrung angemerkt zu werden, daß diese Niederlage des kaiserlich-sächsischen Heeres, welche die Dörfer und Städte des Sachsenlandes der wildesten Zerstörungswut der schwedischen Kriegsbanden überlieferte und die Herrschaft der Fremden auf deutschem Boden neu befestigte, von den protestantischen Eiferern lange Zeit als ein Sieg der „guten und gottgefälligen Sache“ gepriesen wurde. Die Nachricht von dieser unglücklichen Schlacht nahm Gallas den Rest seiner Ausdauer und seiner Zuversicht; am 4. November hob er die

Belagerung von St. Jean de Losne auf und begann unter fortdauernden Regengüssen, und von dem kühner gewordenen Feinde beläſtigt, in langſamen Märſchen durch ſumpfige Thäler und über den hoch angeſchwollenen Fluß Vigeanne zurückzugehen. Nur dem ausgebrochenen Zerwürfniſſe zwiſchen Bernhard von Weimar und de la Valette, der ſich nach Lothringen wandte und dort einige kleine Feſtungen wie Kriechingen, St. Avold u. a. bezwang, verdankte das abziehende Heer, daß es auf ſeinem Rückzuge durch den verfolgenden Feind keinen weiteren Schaden erlitt. — Anfangs Januar 1637 ging Gallas bei Breiſach über den Rhein zurück, und ſtatt ſeinen Heeren auf dem Boden Frankreichs Erholung zu ſchaffen, mußte er mit ihnen die ausgezehrten deutſchen Landſchaften wieder belaſten.

Herzog Karl war mit einigen tauſend Reitern in der Freigrafſchaft zurück geblieben. Von hier brach er mitten im Winter, da man den Feldzug für beendigt hielt, plötzlich in Lothringen ein, verjagte die Franzoſen und Schweden aus Remiremont, Charmes, Epinal, Chatel a. d. Moſel, legte in die noch haltbaren Plätze Beſatzungen und eilte dann nach Beſançon zurück. Dieſer winterliche Einfall des Herzogs in ſeine verlorenen Staaten, der bei der Lage der Dinge kaum einen anderen Zweck haben konnte, als ſeine Truppen zu beſchäftigen und die eigne Luſt an kriegeriſchen Abenteuern zu befriedigen, hatte zur Folge, daß Ludwig XIII. ein neues Heer unter dem Herzoge von Longueville über die Maas ſandte und an den rebelliſchen Lothringern den Eifer ſtrafte, mit dem ſie dem heimkehrenden Herzog zugeſtrömt waren. Die Mehrzahl der von Karl beſetzten Plätze wurde zurückerobert, Charmes in Aſche gelegt; das gleiche Schickſal traf eine Anzahl kleinerer Plätze und Schlöſſer, deren Bewohner ihre Abneigung gegen die fremde Herrſchaft und die Liebe zu dem angeſtammten Fürſtenhauſe allzuſehr verraten hatten. Das Land wimmelte von franzöſiſchen und deutſch-ſchwediſchen Kriegshaufen, die an

den wehrloſen Einwohnern alle Frevel der Habſucht, Unzucht und Mordluſt übten, als ob es ſich darum handle, das lothringiſche Geſchlecht und den lothringiſchen Namen von der Erde wegzutilgen.

In Beſançon, wohin Karl am Ende ſeines Winterfeldzuges zurückgekehrt war, wurde er durch die alte Leidenſchaft für die ſchöne Beatrix von Cuſança, die Dame von Cantecroix, feſtgehalten. Beatrix's Gemahl war einige Monate zuvor an der Peſt geſtorben, und ſo erneute Karl ſeine Werbung, die von der reizenden Witwe wie von deren Mutter jetzt günſtig aufgenommen wurde. Karl glaubte in dem Umſtande, daß die Herzogin Nicoletta an dem Hofe ſeines gehaßten Feindes, des Räubers ſeines Landes, verweilte und dem Rate, ſich zu ihrem Manne zu begeben, eine ſtete Weigerung entgegengeſetzt hatte, einen ausreichenden Grund zu haben, eine Ehe, die lediglich aus Staatsrückſichten gegen beider Neigung geſchloſſen worden ſei, durch ſeinen Kanzler le Moleur, Kanonikus an der Primatialkirche zu Nancy, wie durch gefällige Juriſten und Theologen für aufgelöſt erklären zu laſſen. Anfangs April 1637 ließ er ſich durch einen Prieſter an der Paulinerkirche zu Beſançon die leidenſchaftlich begehrte Witwe in Gegenwart weniger Zeugen antrauen. Die Prinzen des lothringiſchen Hauſes wie der größte Teil des Adels nahm an dieſem Schritte des Herzogs großes Ärgernis; von dem Kriegsvolke Karls aber wurde die neue Herzogin, ſo oft ſie in ſtolzer huldvoller Schönheit, in kriegeriſchem Anzuge und hoch zu Roß im Lager erſchien, mit begeiſtertem Zurufe empfangen. Sie begleitete von da an Karl auf faſt allen ſeinen Feldzügen, die er als heimatloſer wandernder Kriegsmann bald am Rheine, bald in der Freigrafſchaft und in Lothringen gegen die Franzoſen unternahm, weshalb ihr der franzöſiſche Hof den Spottnamen einer femme de Campagne de Charles IV. beilegte.

In den Feldzügen des Jahres 1635 und 1636 war Frankreich einer harten Züchtigung durch die kaiserlichen Heere nur mit Not entgangen. Richelieu atmete auf, und was er nie besessen hatte, die Zuneigung des Volkes, das gewann er für einen Augenblick in den großen Gefahren, die von den fremden Armeen drohten. Doch nicht der Erfolg der französischen Waffen, sondern lediglich das Ungeschick und die Eifersucht der kaiserlichen Feldherrn, von denen keiner das Glück und den kriegerischen Geist Bernhards von Weimar oder Baners besaß, und der Sieg der deutsch-schwedischen Helfer, der die kaiserlichen Heere auf den heimischen Boden zurückrief, hatte Frankreich gerettet.*) Aber fester als zuvor stand dem Kaiser und den mit ihm verbündeten Fürsten der Entschluß, mit den Waffen in der Hand den Frieden von Frankreich zu erzwingen und die geraubten Grenzlande des Reiches, vor allem Lothringen zurückzufordern.

Am 22. Dezember1636 war in der Domkirche zu Regensburg trotz allen Ränken Frankreichs und Schwedens die Wahl Ferdinands III. zum deutschen Kaiser vollzogen und die Absicht der Feinde vereitelt worden, durch die Aufstellung eines Gegenkaisers das Reich vollständig zu verwirren oder es ohne Haupt zu zerstückeln. Die vollzogene Wahl, deren Gültigkeit von Richelieus und Schwedens erkauften Publizisten leidenschaftlich bestritten wurde, war ein um so größerer Erfolg, wenn man bedenkt, wie leicht es den Franzosen sechs Jahre zuvor auf dem

*) Ganz unumwunden spricht dies der Verfasser des Lebens von Guebriant aus: Pour en dire la verité nos affaircs réussirent fort mal en Allemagne et au désavantage de notre nation . . . Nous eûmes à dos les Espagnols en Picardie et les Allemands en Bourgogne, qui mirent tout le royaume en danger. Il faut rendre ici cet honneur à Bannier d'advouer ques ses progrès contre le Duc de Saxe rapellèrent Gallas de France, sans aucune autre advantage que de nous avoir chassez du Rhin à la retraite de Mayence et couru Bourgogne: en quoy il employa deux campagnes qui occupèrent le Duc Bernard de Weymar à notre défense.

Reichstage zu Regensburg gelungen war, die Wahl Ferdinands zu hintertreiben. Sie rettete Deutschland vor einer Teilung, die schimpflicher gewesen wäre, als die spätere Teilung Polens. Und noch ein erfreulicher Umstand begleitete diese Wahl. Das Gutachten, mit dem die Kurfürsten die kaiserlichen Vorschläge in betreff des Krieges und der Friedensverhandlungen mit den beiden Kronen Frankreich und Schweden beantworteten, kündete den festen Willen an, die Ehre und den Besitzstand des Reiches gegenüber den Fremden zu wahren und vor allem auf der Wiederherstellung Lothringens zu bestehen; es konnte als hoffnungsvolles Zeichen gelten, daß der Mehrzahl der deutschen Stände die Besinnung auf die Würde und Unabhängigkeit des Reichskörpers zurückgekehrt sei. „Zu den Friedensverhandlungen", so hieß es in dem Gutachten, „werde auch das Kurfürstenkollegium Bevollmächtigte schicken, um dem Könige von Frankreich zu zeigen, daß die Kurfürsten in dieser dem ganzen Reiche hochangelegenen Sache dem Kaiser zur Hand gehen und neben und mit ihm für einen Mann zu stehen gewillt seien. Keiner der zu Prag beschlossenen Punkte solle geändert oder von neuem behandelt werden; denn für Kaiser und Reich würde es schimpflich sein, ihre untereinander gefaßten Beschlüsse der Entscheidung ausländischer Mächte zu unterwerfen. Erste Bedingung des Friedens müsse sein, daß der König von Frankreich, nachdem er ohne alle Ursache das Reich angefallen habe, sein Kriegsvolk vom Reichsboden wegführe. Für alles von der Krone Frankreich angerichtete Unheil müsse voller Schadenersatz geleistet werden. Vor allem müsse man sich des Hauses Lothringen mit größtem Eifer annehmen, denn der Herzog sei nur deshalb aus seinem Lande verjagt worden, weil er Kaiserlicher Majestät als ein vornehmer Reichsfürst allen möglichen Beistand geleistet habe. Zwar sei es gewiß, daß die Krone Frankreich versuchen werde, unter allerlei Vorwänden dieses vornehme Herzogtum zu behaupten und vom

Reiche abzuzwacken, aber ein dauernder Friede sei für das Reich wie für die angrenzenden Länder nimmer zu hoffen, so lange das Herzogtum nicht wieder hergestellt sei; denn so lange Lothringen, die Vormauer des Reiches, den Händen Frankreichs überlassen bleibe, werde das Reich den feindlichen Einbrüchen dieser Macht ausgesetzt sein. Je nach dem Erfolge der Waffen, so hieß es in dem bemerkenswerten Gutachten weiter, wolle man auch bemüht sein, die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun, die dem Reiche gewaltsam entrissen seien, bei solcher Gelegenheit wieder zu erlangen; zum wenigsten dürfe das Reich sich seines Rechtes auf diese Städte und Gebiete nicht begeben, sondern müsse sich die Vorteile der Zukunft wahren, die Gott einmal schicken werde. . . Was Schweden betreffe, so müsse zuerst darauf gedrungen werden, daß es sein Kriegsvolk vom deutschen Boden abführe und die besetzten Landschaften herausgebe. Pommern dieser Krone zu überlassen, werde den Kurfürsten wie dem Reiche Spott und Nachteil bringen; auch habe die Krone Schweden eine Entschädigung nicht zu beanspruchen. Sollte aber der Friede an diesem Punkte hangen, so könne man ein übriges thun und sich zu einer gewissen Summe auf Termine verstehen".

So hatten also die Kurfürsten die Herausgabe Lothringens für eine unerläßliche Bedingung eines dauernden Friedens erklärt und sich dem Eigennutze der fremden Kronen, die den Frieden Deutschlands von der Sättigung ihrer Habsucht abhängig machen wollten, einmütig entgegengestellt. Auch die protestantischen Kurfürsten waren nicht der Meinung, Gustav Adolfs Blut im schlimmsten Falle anders als mit einer „Geldsumme in Terminen" zu bezahlen; denn Schweden hatte seinen Dank dafür längst hingenommen, indem es Deutschlands Schatzkammern ausgeraubt und des Reiches Grenzburgen an Frankreich verkauft hatte.

Ehe die kriegerischen Unternehmungen am Rheine und in den Niederlanden wieder begannen, starb am 15. Februar 1637 Kaiser Ferdinand II., ein Fürst, der durch persönliche Tugenden, durch seltene Sittenreinheit und Herzensgüte, durch Mäßigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück, durch aufrichtige Frömmigkeit, Genügsamkeit und Friedensliebe mehr als ein anderer Herrscher seiner Zeit der achtungsvollen Teilnahme wert ist. Den großen Aufgaben, welche die Weltverhältnisse stellten, hatte er sich nicht gewachsen gezeigt. Hätte er mit kühnem Entschlusse und weitschauendem Blick als Herr und Meister seiner Heere sich die Erfolge gesichert, die der umfassende Geist seines Feldhauptmannes Wallenstein eine Zeitlang für ihn anstrebte, so würde er seinen Namen zu dem glanzvollsten seines Hauses gemacht haben. Aber auf Macht und Herrschaft nicht bedacht, ohne starken Ehrgeiz und Thatendrang, das Ungewöhnliche scheuend und in herkömmlichen Anschauungen eingeengt, vermochte er den großen, einmal gebotenen Augenblick nicht zu erfassen und hob die gesunkene Kaisermacht nicht aus ihrem Verfalle. Und so ist er, von dem Erfolge, der den Ruhm verleiht, nicht begünstigt und weit über das Grab hinaus von dem Parteihasse verlästert, auch in seinen schönen menschlichen Eigenschaften verkannt und von der „liberalen" Aufklärungszeit mit aller der Ungunst und Einseitigkeit behandelt worden, mit welcher sie überhaupt anders gearteten Naturen wie Karl V. und Friedrich Wilhelm I. begegnet ist.

In dem Augenblicke, als der alte Kaiser starb, hatte Ferdinand III. in Regensburg die Generäle versammelt, um den Feldzugsplan für das neue Jahr zu beraten. Die ersten Kriegsereignisse des Jahres 1637 schienen alle Hoffnungen begünstigen zu wollen, die auf die Zurückweisung der Fremden und die Herstellung des allgemeinen Friedens gerichtet waren. Am ganzen Rheinstrom erhielten die kaiserlichen Waffen das Übergewicht. Johann von Werth entriß den Franzosen die

Festung Ehrenbreitstein, wodurch diese gezwungen wurden, ihre letzten Positionen im Kurfürstentum Trier aufzugeben; auch Hanau wurde zurück erobert; am Oberrhein ward Bernhard von Weimar aus den Rheinschanzen geworfen und gegen die Freigrafschaft hingedrängt. Im Reiche schlossen sich infolge des Prager Friedens die angesehensten Fürsten dem Kaiser an, nur der Landgraf Wilhelm von Hessen, dessen Haus seit den Zeiten Karls V. den Vaterlandsverrat übte, ohne dafür etwas anderes zu erlangen als den schmachvollen Ruf, daß es allezeit das Blut seiner Unterthanen um Geldgewinn an das Ausland verkauft hat, blieb im Dienste der Fremden. Auch auf dem norddeutschen Kriegsschauplatz hatten die Dinge wieder eine für den Kaiser günstige Wendung genommen. Die Schweden büßten hier alle Vorteile des bei Wittstock im vorigen Jahre gewonnenen Sieges ein und wurden bis an die Küsten der Ostsee zurückgeworfen, so daß der schwedische Reichstag ernstlich daran dachte, seine Generäle abzuberufen und sich mit einer Geldentschädigung zu begnügen. Nur bei Ray an der Saone hatte das kaiserliche-lothringische Heer unter Herzog Karl und dem General Mercy durch Bernhard von Weimar eine Niederlage erlitten (22. Juni), die durch die Maßnahmen des Kaisers indes ohne Bedeutung blieb.

Unter diesen Umständen bot Papst Urban VIII. den streitenden Mächten zum Wohle der Christenheit seine Vermittlung an, und lud durch den Kardinal Ginetti die katholischen Mächte zu einem Friedenskongresse nach Köln ein. Ein allgemeiner Waffenstillstand sollte dem Kongresse vorausgehen. Der Kaiser erklärte den Kurfürsten, daß er diesen Tag beschicken werde; auch Richelieu konnte dem päpstlichen Aufrufe gegenüber seine Teilnahme nicht weigern und glaubte sich ohnedies den Verhandlungen nicht versagen zu dürfen, solange das neue Bündnis mit der Krone Schweden noch nicht abgeschlossen sei. Aber keiner, der die Dinge nüchtern und vorurteilslos betrachtete, konnte an einen Erfolg

des päpstlichen Vorschlages glauben. Kaiser und Reich fühlten sich bedroht, solange Lothringen, „Deutschlands Vormauer", in französischen Händen war; auch Spanien konnte und wollte das wichtige Verbindungsland seiner italischen und niederländischen Besitzungen nicht in der Gewalt Frankreichs lassen: Richelieu dagegen war entschlossen, Lothringen zu behaupten, weil Frankreich von dort aus stets gefährdet sei. Der Kaiser und die Kurfürsten machten zur ersten Bedingung des Friedens, daß Frankreich seine Truppen aus den besetzten Reichsteilen wegführe; Richelieu, fest entschlossen, die einmal errungenen Vorteile nicht aufzugeben, verlangte dagegen einen Stillstand, der die zur Zeit besetzten Plätze und Gebiete auf zehn Jahre im Besitze Frankreichs lasse. An diesem Widerstreite der Absichten und Forderungen scheiterten die Friedensverhandlungen, noch ehe sie begonnen hatten.

Unbekümmert um die Erschöpfung des eigenen Landes, das reich genug an Geld und Menschen sei, machte Richelieu für das Jahr 1638 die ausgedehntesten Rüstungen zu neuen Angriffen. Die Macht des Hauses Österreich war indes durch französische Waffengewalt noch nicht niederzuwerfen; das hoffte auch Richelieu nicht; alle seine bisherigen Erfolge waren nur errungen durch die überlegene Kunst seiner Diplomatie, durch die Waffen seiner Bundesgenossen und durch den unseligen Genius der Deutschen, von denen schon der Verfasser des Annaliedes klagend sang, daß sie die Waffen gegen das eigene Herz kehrten und mit siegesmächtiger Hand sich selber vernichteten.

Aufs neue suchte daher Richelieu, da er den Frieden nicht wollte, die alten kriegsmüden Verbündeten mit frischem Kriegseifer zu beleben und neue für sich aufzurufen. In allen Ländern und an allen Höfen waren seine Agenten thätig. In Katalonien und Portugal fachte er den Aufruhr gegen die Krone Spanien an, in Italien und Deutschland suchte er durch Geld die alten Gegner des Hauses Habsburg zu ermuntern,

und die nordischen Verbündeten, deren knechtischer und käuflicher Sinn nach seiner Ansicht allein durch den Profit regiert werde,*) brachte er zum Abschlusse neuer Verträge. Nach unendlichen Mühen gelang es der Geduld und der diplomatischen Meisterschaft des Grafen d'Avaux, das unlustige und ermattende Schweden durch Befriedigung der Geldgier und durch Hinweis auf den gemeinsamen Vorteil zu neuen Rüstungen zu treiben. Beide Mächte verbanden sich am 6. März 1638 dazu, ihre Sache „zum Schutze der deutschen Freiheit und zum Schutze der Ost- und Nordsee" als eine und dieselbe mit gemeinsamen Kräften zu führen und den Frieden des Weltteils von der Befriedigung ihrer Beutegier abhängig zu machen. Schweden sollte die erblichen Besitzungen des Kaisers angreifen, Frankreich vom Rheine her vorrücken. Der Franzose verbürgte dem Schweden den Erwerb Pommerns und dieser dem Franzosen den Besitz Lothringens.

Am Oberrhein hatte Richelieu für seinen Zweck einen deutschen Bundesgenossen gefunden, wie er ihn nur wünschen konnte, indem er den Herzog Bernhard von Weimar, den tüchtigsten Kriegsmann der Zeit und mit ihm das tüchtigste Heer ganz in den Dienst und die Abhängigkeit Frankreichs stellte. Um den ererbten Haß seines Hauses gegen Österreich und zugleich seinen dynastischen Ehrgeiz, der auf Erwerb eines deutschen Fürstentums gerichtet war, zu befriedigen, hatte dieser länderlose Prinz schon 1635 durch den Vertrag von St. Germain sein Talent und seine kriegerischen Haufen an Frankreich verkauft. Gegen eine jährliche Zahlung von einer Million Livres hatte er sich verpflichtet, ein wohlversehenes Heer unter des Königs Oberhoheit zu unterhalten

*) Les Suédois, les Allemands et tous les peuples du Nord sont d'une humeur si mercenaire et si esclaves de leur profit qu'il n'y a de promesse, pour solennelle qu'elle soit, à laquelle ils ne manquent pas pour de l'argent. Mémoires IX.

und allezeit auch gegen den Willen der übrigen Bundesgenossen dahin zu führen, wohin der König befehle. Dafür solle ihm die Vogtei Hagenau und die Landgrafschaft im Elsaß nebst allen Rechten, die das Haus Österreich dort habe, überlassen werden.

Dieses Versprechen, in sehr doppelsinnige Worte gefaßt, war dem französischen Hofe damals um so leichter geworden, als das Elsaß zum großen Teile wieder in die Gewalt der Kaiserlichen gekommen und der König Ludwig XIII. im eigenen Lande hart bedrängt war. Im Anfange des Jahres 1638, kurz vor dem Abschluß des neuen schwedischen Bündnisses, sicherte Richelieu dem Herzoge durch einen neuen Vertrag die versprochene Million und zugleich die Mitwirkung eines französischen Heeres zu und versprach im Namen des Königs, keinen Frieden oder Waffenstillstand einzugehen, ohne für das Interesse des Herzogs gesorgt zu haben.*) Die Kriegsereignisse des Jahres 1638 verliefen unterdes auf allen Punkten unglücklich für die Franzosen: in Italien, in den Niederlanden wie bei dem Angriffe auf Spanien, wo sie vor der Festung Fuentarabia eine völlige Niederlage erlitten. Alle diese Mißgeschicke wurden indes für sie ausgeglichen durch den Erfolg, den der erkaufte Sachse auf dem oberdeutschen Kriegsschauplatze davon trug. Am 3. März 1638, drei Tage bevor

*) Wie Richelieu die Überlassung des Elsasses an Bernhard von Weimar verstand, lehrt ein Schreiben des Kardinals an den Grafen d'Avaux, in dem es heißt, wenn der Herzog das eroberte Land für sich in Anspruch nehme, so mißkenne er, daß er alle seine Erfolge nur der französischen Unterstützung verdanke. Das Versprechen, ihm das Elsaß zu überlassen, bedeute nur, daß man ihm das Recht auf die Einkünfte der Landgrafschaft, nicht aber auch den Besitz der Plätze überlassen wolle. Die Gesinnung des Herzogs weise übrigens auf nichts Gutes hin; er gehe damit um, eine dritte Partei zu bilden, der mehrere Fürsten Deutschlands sich anschließen würden, wenn er den Anfang mache. Deshalb müsse man das Thun des Herzogs sorgfältig überwachen.

Schweden und Frankreich in Hamburg ihr neues Bündnis unterſiegelten, erfocht Bernhard von Weimar über das zerſtreute kaiſerliche Heer, an deſſen Spitze der unfähige und träge Savelli und Johann von Werth ſtanden, bei Rheinfelden einen vollſtändigen Sieg, der eine neue, unſelige Wendung des Krieges herbeiführte und am Oberrheine den Fremden das Übergewicht zurückgewann. Faſt alle kaiſerlichen Anführer lagen tot oder gerieten in Gefangenſchaft; auch Johann von Werth fiel in die Hände des Siegers und ward nach Paris abgeführt. Die nächſte Folge dieſer Niederlage war der Fall der Feſtung Rheinfelden und vier Wochen ſpäter am 11. April die Übergabe Freiburgs. Die gerühmte Großmut des Sachſen zeigte ſich hier in einem eigentümlichen Lichte. Entgegen dem gegebenen fürſtlichen Worte, durch das er der Beſatzung ehrenvollen freien Abzug und der Stadt Schutz und Schonung zugeſichert hatte, ließ er Bauern, Studenten und Geiſtliche, welche tapfer die Mauern verteidigt hatten, erſchlagen und die abziehende Beſatzung überfallen und ausrauben.

Nach dem Falle Freiburgs ſchickte ſich Bernhard an, Breiſach zu bezwingen, um in dieſer Stadt die Grundlage für ſein erträumtes Herzogtum Elſaß zu gewinnen. Dieſe uralte, ſchon zur Römerzeit berühmte Feſte am Oberrhein ward als das uneinnehmbare Bollwerk des ſüdweſtlichen Deutſchlands und als der „Schlüſſel des Elſaſſes“ angeſehen. Am franzöſiſchen Hofe galt die Eroberung des hoch über dem Rheine gelegenen Platzes für unerläßlich, um den Beſitz von Elſaß und Lothringen zu ſichern und die Macht des Kaiſers jenſeit des Rheines einzuengen. Und noch aus einem anderen Grunde betrachtete Frankreich den Beſitz dieſer „wichtigſten Feſtung Europas“ als eine Notwendigkeit. „Breiſach“, ſo ſchreibt der unterrichtete Biograph Guebriants, „war für Frankreich notwendig, damit den franzöſiſchen Waffen der Eingang in das deutſche Reich offen ſtehe, ſo oft die Rettung der deutſchen

Libertät und die Freiheit der kaiserlichen Städte am Rheine dies erfordert. So lange wir Breisach besitzen, werden alle Anstrengungen der Kaiserlichen jenseit des Rheines vergeblich sein. Breisach in den Händen Frankreichs wird die Schutzwehr der freien Städte, der Hort der unterdrückten Fürsten und die Zuflucht aller sein, die sich gegen die Monarchie des Hauses Österreich empören und deshalb verbannt werden".*) Das war die freche und höhnende Sprache, zu der französische Könige und Staatsmänner durch die landesverräterischen deutschen Verschwörer, die Landgrafen von Hessen, Moritz von Sachsen und die Heilbronner Verbündeten vollauf berechtigt schienen. — Breisach in den Händen Bernhards von Weimar, des besoldeten Feldherrn Frankreichs, trennte Elsaß, Lothringen und die Freigrafschaft vom Reiche ab und durchschnitt für Spanien die Verbindung zwischen dessen italischen und niederländischen Besitzungen. Wie auf Seiten Frankreichs alles aufgeboten wurde, die mächtige Feste zu bezwingen, so galt es auf kaiserlicher Seite, alles daranzusetzen, um durch Erhaltung der Feste Österreichs Herrschaft am Oberrheine zu retten. Alles kam zunächst darauf an, die Stadt, in der alle Vorräte während des Winters aufgezehrt waren, mit Zufuhren zu versehen. Der kaiserliche Feldmarschall Götz ward aus Westfalen nach dem

*) Brisac était nécessaire à la France pour la conservation de l'Alsace et de la Lorraine qu'elle enferme, elle restraint la puissance de l'Empereur au delà du Rhin et nous met à couvert de ce déluge de gens dont il menaçait nos frontières. Elle nous donne un passage pour porter nos armes partout où il sera besoin pour la liberté germanique. Elle assecure la franchise des villes impériales du Rhin. Tant que nous la conserverons, tous les efforts des Impériaux au delà du Rhin seront inutiles; elle sera la protectrice des villes libres, l'assecurance des Princes opprimez et l'azile certain de tous ceux qui seront proscrits pour s'être opposez à la Monarchie que la Maison d'Autriche médite de rendre héréditaire. Le Laboureur. Leben Guebriants.

Oberrheine abberufen, und aus der Freigrafschaft eilte der Herzog von Lothringen herbei, um für die hungernde Besatzung Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Von Seiten Frankreichs führte der Graf Guebriant, der bisher den Herzog von Lothringen in der Freigrafschaft festgehalten hatte, dem Sachsen 4000 Franzosen zu, denen der Tod kaum schrecklicher schien als das beklagenswerte Los, an den Rhein geschickt zu werden.

Bald nachdem Herzog Karl von seinen oben erzählten Winterstreifzügen in Lothringen nach Besançon zurückgekehrt war, hatte ihm die Krone Spanien für die ansehnlichen Dienste, die er ihr geleistet, die Stelle eines Generalkapitäns für Burgund übertragen mit einem Einkommen, das dem hohen Stande des Herzogs angemessen war. Karl übernahm mit dieser Stellung die Aufgabe, die Freigrafschaft gegen die Angriffe Frankreichs und dessen Verbündete zu verteidigen; er lehnte es aber ab, irgend eine andere Belohnung von der spanischen Krone anzunehmen, als die sei, welche ein wackerer Soldat durch Glück und Mut sich verdienen könne; denn er würde, so ließ er dem Spanier sagen, seine fürstliche Geburt für einen Nachteil halten, wenn sie ihm nicht gestattete, durch den Degen ebensoviel zu verdienen als ein anderer wackerer Reitersmann. In der That wollte Karl Spanien gegenüber sich die Freiheit seiner Entschlüsse und die Unabhängigkeit eines souveränen Fürsten wahren und durch Annahme eines Soldes das Haus Habsburg nicht von der Pflicht der Dankbarkeit entbinden, die seine unerschütterliche Treue am Ende des Krieges zu fordern berechtigt war. Zum Dienste der Krone Spanien unterhielt er elf Reiterregimenter und einige Regimenter Fußvolk, in die sich eine große Zahl der verjagten lothringischen Edelleute und der ruinierten Bauern aufnehmen ließen. Mit dieser kleinen Armee, die oft ohne Geld, ohne

Sold, ohne Proviant und Munition war, und sich dann durch dieselben Mittel erhielt, mit denen sich die meisten Kriegsbanden der Zeit unterhielten, behauptete der Herzog fast zwei Jahre lang die Freigrafschaft gegen die an Zahl weit überlegenen Kriegsvölker, die unter de la Valette, unter Bernhard von Weimar, unter dem Herzoge von Longueville und unter Turenne von allen Seiten einbrachen und sich in den Städten Besançon, Dole, Salins u. a. festzusetzen suchten. Seine kriegerischen Unternehmungen in dieser Zeit, die zahlreichen Streifereien und kühnen Überfälle, mit denen er bald in Burgund, bald in den Pässen des Jura und der Vogesen, an den Grenzen der Champagne und in Lothringen den französischen Heeren Abbruch that, haben ihm vorzugsweise den Namen eines unerschrockenen, erfindungsreichen und unüberwindlichen Reiterführers und die hingebende Bewunderung seines wilden Kriegsvolkes eingetragen. Bei dem Mangel eines umfassenden Kriegsplanes bewirkte er indes durch diese Züge kaum etwas anderes, als daß er seine an Lebensmitteln und Kriegsbedarf Mangel leidenden Völker unterhielt und die Fülle des allgemeinen Elendes wie die soldatische Verwilderung steigerte.

Von den kriegerischen Vorgängen des Jahres 1638, die Lothringen betrafen, heben wir nur einige hervor. — Im Juni dieses Jahres zog Turenne durch Lothringen gegen Breisach, wohin er Bernhard von Weimar neue Verstärkungen zuführen sollte. Auf den Rat des Kommandanten von Epinal ließ er einen Angriff auf die Stadt Remiremont unternehmen, weil die kleine lothringische Besatzung, die dort lag, die Umgegend für die Franzosen unsicher machte, deren Zufuhren abfing und dem kleinen Kriege der verzweifelten Bauern in den Vogesen gegen ihre französischen und schwedischen Bedränger allen Vorschub leistete. Äbtissin des berühmten Klosters war Katharina, eine Tante Herzog Karls. Turenne meinte das „elende Nest", in dem anfangs nur dreißig Kriegsleute waren, bei

dem ersten Angriffe ohne Aufenthalt zu nehmen. Aber die kleine Besatzung unter dem Marquis de Ville schlug mit Hilfe der Bürgerschaft zwei Angriffe der Franzosen ab, so daß diese, um den Platz zu bezwingen, sich genötigt sahen, schweres Geschütz herbeizuschaffen und eine regelmäßige Belagerung zu beginnen. Unterdes gelang es dem Grafen von Ligniville ein lothringisches Reiterregiment in die Stadt zu bringen. — Was diesen Kampf um Remiremont bemerkenswert macht, ist der heroische Widerstand der Stiftsdamen. Als das Geschütz der Franzosen eine zwanzig Fuß breite Bresche in die Mauer geschossen hatte, und die kleine Besatzung wie die Bürgerschaft nicht ausreichte, den Schaden auszubessern, sah man die Äbtissin nebst ihren Stiftsdamen und diesen folgend bald alle Frauen und Mädchen der Stadt mit Erde, Reisigbündeln, Matratzen und Betthölzern herbeieilen, um die Lücke zu füllen und dem Feinde den Eingang zu wehren. Als an einer andern Stelle der Mauer eine zweite Lücke klaffte, wiederholte sich dasselbe Schauspiel mit dem glücklichsten Erfolge. Sechs Tage stürmten die Franzosen vergebens; dann zog Turenne, den tapferen Damen die Stadt überlassend, gegen Breisach ab, nachdem er über siebenhundert Tote und Verwundete bei der Umlagerung verloren hatte. Herzog Karl hatte aus der Freigrafschaft einen Teil seiner Truppen der bedrohten Stadt zu Hilfe geschickt. Als diese ankamen, waren die Franzosen schon abgezogen, und der Marquis de Ville, der sich jetzt an der Spitze einer ziemlich ansehnlichen Kriegsmacht sah, entschloß sich zu einem kühnen Unternehmen. Unterstützt von der treuen Anhänglichkeit des Volkes an die herzogliche Sache, gewann er durch Überrumpelung der französischen Besatzungen die Städte Epinal, Blankenberg, Finstingen, Albesdorf, Mörchingen u. a. Zuletzt beschloß er Lunéville anzugreifen, dessen Besitz wegen der Lage des Platzes in Mitte des Landes ihm möglich machte, alle Bewegungen des Feindes außerordentlich zu erschweren. Bei

seiner Annäherung zog die schwache französische Besatzung ab, fast ohne einen Schuß zu thun und überließ den wichtigen Platz dem Lothringer, der sich beeilte, die verfallenen Festungswerke in Stand zu setzen. Aber schon wenige Wochen später, im September, rückte ein neues französisches Heer von 3000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern unter dem Marquis von Bellefonds gegen die Stadt heran, zerstörte einen großen Teil der Mauern und Häuser durch das schwere Geschütz, das man aus Nancy herbeigeholt hatte, und gewann nach einer hartnäckigen Gegenwehr der Belagerten die Stadt als einen Trümmerhaufen zurück. Wie mit Luneville so erging es mit den übrigen zuvor wiedergewonnenen Plätzen des Landes. In dem raschen Wechsel der Ereignisse wurden sie heute von diesem, morgen von jenem der Kriegführenden gestürmt, genommen, geplündert und verwüstet, und dieser fortdauernde Wechsel war bei der Länge des Krieges eine der Hauptursachen ihrer völligen Verödung.

Herzog Karl war im September, als Luneville von den Franzosen unter Bellefonds belagert wurde, eben im Begriffe, von der Freigrafschaft aus der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen, als er durch ein Schreiben des Kaisers aufgefordert wurde, nach dem Oberrhein aufzubrechen, wo die große Entscheidung der Dinge sich bei Breisach vorbereitete. Den Gewinn dieser gewaltigen Feste, hatte der abtrünnige Fürst, der sein Talent und seine Ehre an Frankreich verhandelt hatte, sich als Preis seiner rastlosen Kämpfe ausersehen. Nachdem wiederholte Stürme an ihr gescheitert waren, hatten die Truppen Bernhards, Guebriants und Turennes sie in weitem Halbkreise vom Rhein bis zum Rheine mit Gräben, Schanzen und Bollwerken umzogen und durch starke Ketten im Strome von aller Zufuhr abgesperrt. Deshalb erging an Herzog Karl die Mahnung, alles an die Rettung der Stadt zu setzen. Er sollte versuchen, in gleichzeitigem Zusammenwirken mit dem Feldmarschall Goetz und dem Feldzeugmeister Savelli

von denen jener, durch niederländische Truppen unter Lamboy verstärkt, von Wirtemberg her anrückte, dieser auf der linken Rheinseite sich mit Karl vereinigen sollte, die Umschließung der Feinde zu durchbrechen und zum wenigsten Vorräte in die hungernde Stadt hineinzuwerfen. Ungehindert durch die französischen Truppen unter Longueville, brach Karl aus der Freigrafschaft auf und eilte mit 3000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern auf weiten Umwegen dem Rheine zu. Bei richtiger Ausführung des Planes wäre Bernhard von Weimar durch einen an Zahl überlegenen Feind zwischen zwei Feuer gefaßt worden. Aber durch aufgefangene Briefe ward diesem der Anschlag verraten, und, was noch verhängnisvoller wurde, Herzog Karl blieb ohne die verabredete Unterstützung und mußte den Kampf mit dem Feinde allein bestehen. Obgleich Goetz, durch frische Zuzüge verstärkt, über 16000 Mann gebot, blieb er unbeweglich an den Abhängen des Schwarzwaldes stehen, und so konnte Bernhard seine ganze Macht gegen den Lothringer wenden. Als Karl am 15. Oktober mit bedeutenden Vorräten von Thann auf Sennheim marschierte, stieß er ganz unerwartet auf die schlachtbereite Reiterei Bernhards von Weimar. Von der heranrückenden Gefahr unterrichtet, war dieser Tags zuvor mit einigen auserlesenen Regimentern aufgebrochen und während der Nacht dem Lothringer entgegen gezogen. Karl ließ sofort alle Vorräte auf Thann zurückgehen und nahm entschlossen das Treffen an. Seine Reiterei wurde bei dem ersten Zusammenstoße in die Flucht geworfen, aber das nachrückende Fußvolk, obwohl durch das feindliche Geschützfeuer furchtbar mitgenommen und von Reiterei entblößt, machte den sechsfach überlegenen Truppen des Sachsen mehrere Stunden lang den Sieg streitig und wich bei Einbruch der Nacht, als alle Vorräte in Sicherheit waren, in guter Ordnung auf Thann zurück. Erst vier Tage später, am 19. Oktober, erschien der Feldmarschall Goetz mit Lamboy vor den feindlichen Schanzen um Breisach, und obschon er

todesmutig den Kampf um die Rettung der Feste leitete und sieben verlustreiche Stürme auf die feindlichen Stellungen ausführte, so konnte er doch der Anklage nicht entgehen, daß er aus Neid und Eifersucht unterlassen habe, in der entscheidenden Stunde dem Lothringer die Hand zu reichen. Aus diesem Grunde ward ihm im Namen des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Degen und Schärpe abverlangt, und er selbst wurde mit seinem Stabe als Gefangener nach München gebracht.

Bis Mitte Dezember dauerte das verzweifelte Ringen der Kaiserlichen, die Feste zu entsetzen oder Vorräte hineinzubringen; aber über allen Plänen und Versuchen schien ein böses Geschick zu walten. Unermüdlich hatte Karl sich schon wenige Tage nach dem unglücklichen Treffen bei Thann wieder ins Feld gewagt und sich der Stadt Ensisheim bemächtigt. Am 1. November mußte er wieder zurückgehen und zog über das Gebirge nach Lothringen, um dort seine Vereinigung mit dem kaiserlichen Generale Savelli zu bewirken. Savelli, der am Mittelrheine stand, hatte nämlich, als die letzten Außenwerke von Breisach schon verloren waren, den Befehl erhalten, die Verbindung mit dem Lothringer zu suchen und es noch einmal zu unternehmen, die Linien der Belagerer zu durchbrechen. Auf weitem Umwege durch Lothringen suchte er die Vereinigung mit Karl zu bewerkstelligen, aber bei Blankenberg stieß er am 7. November auf das Heer Feuquières, der sich seinem Weitermarsche entgegenstellte und am folgenden Tage Blankenberg einnahm. In Remiremont vernahm Karl das Mißgeschick Savellis und erfuhr zugleich, daß Luneville halb zerstört den Franzosen wieder in die Hände gefallen sei. Ludwig XIII., erbittert über den langen Widerstand dieser Stadt, wiederholte an ihr das schimpfliche Verfahren, das er geübt hatte bei der Einnahme von St. Mihiel. Er ließ die Mauern der Stadt niederlegen, den Marquis de Ville und die Offiziere der

Besatzung befahl er in den Turm von Vincennes, die Gemeinen aber auf die Galeeren zu schicken.

Das Schicksal Breisachs war unterdes nicht aufzuhalten. Nachdem alle Versuche eines Entsatzes gescheitert, alle Mittel der Verteidigung erschöpft, die ganze Besatzung auf vierhundert abgezehrte Menschen zusammengeschmolzen war und Hunger und Elend in der Stadt eine so grausige Gestalt angenommen hatte,*) daß die Geschichte kaum ein zweites Beispiel davon bietet, unterzeichnete der felsenharte Verteidiger Oberst von Reinach am 17. Dezember mit Bernhard von Weimar eine Kapitulation, nach welcher die Stadt, deren Belagerung 24 000 Menschen gekostet hatte, mit allem Eigentume Österreichs dem Sieger übergeben, dem kläglichen Reste der Besatzung aber ehrenvoller Abzug gesichert ward.

In Paris, wo man nicht daran zweifelte, daß der gedungene Söldner Frankreichs die gewonnene Rheinfeste wie alle seine Eroberungen im Elsaß unter die Oberhoheit des Königs stellen werde, bejubelte man die Einnahme Breisachs als einen ungeheuren Erfolg der französischen Waffen. Richelieu rief bei dem Eintreffen der Nachricht dem im Todeskampfe liegenden Pater Joseph zu: Courage, père Joseph, courage, Brisac est à nous!

Der Übergang Breisachs in die Gewalt Frankreichs bedeutete den Umsturz der alten geschichtlichen Verhältnisse am Oberrheine. Denn waren das Elsaß und der Hauptwaffenplatz im Südwesten des Reiches einmal verloren, so

*) In den Wachthäusern fand man Reste von Menschenfleisch, von dem zuletzt die Besatzung sich genährt hatte. Mütter fraßen ihre Säuglinge, und Kinder wurden auf den Gassen abgefangen und abgeschlachtet. Die Soldaten, welche die Feste verließen, hatten nicht mehr die Kraft, ihre Waffen zu tragen, und viele starben, als sie heißhungrig das ihnen gereichte Brot verschlangen. Noch drei bis vier Jahre nachher war die Umgebung der Stadt bis auf drei Stunden im Halbkreise mit Totengerippen und Waffen überdeckt.

waren auch Lothringen und die Freigrafschaft, von Öster reichs Hilfe abgeschnitten, der Gewalt Frankreichs verfallen, und der alte Kampf um Austrasien war damit zu Gunsten dieser Macht entschieden. Und doch barg dieser große Erfolg für Frankreich die Gefahr einer seltsamen, von dem Meister der Ränke kaum geahnten Wendung der Dinge in sich. — Es schien, als ob die Eroberung Breisachs das Schicksal des Lothringers mit dem des Sachsen wunderbar verschlingen sollte.

Bernhards Plan, den er so lange klug verhehlte, als er Frankreichs bedurfte, ging dahin, das Elsaß mit Breisach und dem Sundgau nebst einem Stücke Hochburgunds zu einem geschlossenen Fürstentume zu verbinden und die in St. Germain ihm trügerisch verheißene Herrschaft am Oberrheine zur Wahrheit zu machen. Die von Frankreich erhaltene Unterstützung glaubte er hinreichend mit den Diensten wett gemacht zu haben, die er seit der Nördlinger Schlacht durch Abwehr der kaiserlichen Heere geleistet hatte. In Paris feierte man das Glück Bernhards durch geräuschvolle Festlichkeiten wie einen großen Sieg Frankreichs; es schien undenkbar, daß der deutsche Söldner den wichtigsten Platz am Rheine, den er, unterstützt durch französisches Geld und durch einige unbrauchbare französische Regimenter, gewonnen hatte, für sich behalten könnte. Aber bald schon machte das Benehmen des Sachsen den Kardinal sehr nachdenklich. Nach dem Falle Breisachs sollte Bernhard, so forderte es der Plan Richelieus, durch Süddeutschland gegen Wien vordringen, wohin gleichzeitig Baner von Norddeutschland aus marschieren sollte. Statt dessen begann er sich in der eroberten Stadt wie ein Landesherr einzurichten; er schränkte die Wirtschaft der französischen Beamten ein und suchte den Landbau, der seit der Ankunft der Schweden ganz darniederlag, wieder zu heben. Alle seine Maßregeln ließen kaum einen Zweifel darüber, daß er die

wichtige Rheinfeste zum Mittelpunkte eines eigenen Fürstentums zu machen gedenke. Die Unruhe Richelieus steigerte sich noch, als Bernhard im Januar 1639 ohne Geheiß des französischen Hofes in den südlichen Teil der unbezwungenen Freigrafschaft einbrach, den Herzog von Lothringen, der voll Unmut über die Planlosigkeit der kaiserlichen Feldherrn krank in Besançon lag, aufschreckte und sich von den Bewohnern der eroberten Orte den Eid der Treue leisten ließ. Neue Besorgnisse empfand der Kardinal über den Gang der Verhandlungen, welche Guebriant in seinem Auftrage wegen Breisachs mit Bernhard führte. Mehr und mehr befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß der bezahlte Sachse nach dem unbeschränkten Besitze des Elsasses und der wichtigsten Plätze von Hochburgund trachte. Der Herzog, so schreibt er mit sorgenvollem Staunen an den Grafen d'Avaux, führe den Krieg gegen das Haus Österreich zu seinem eignen Vorteile, er fange an, sich von der guten Sache zu trennen und an der Spitze des Heeres sich als Souverän zu gebärden. — Alles, was die politische Rechenkunst Richelieus seit dem Erscheinen des Schweden gewonnen hatte, Lothringen und die Plätze im Elsaß, war in Frage gestellt, wenn Bernhard von Weimar als Nebenbuhler Frankreichs um die Herrschaft in den oberrheinischen Landen auftrat. Ein völliger Bruch zwischen den bisherigen Verbündeten konnte alsdann nicht ausbleiben; und dieser Bruch machte für beide Teile neue Verbindungen nötig. Schon liefen Gerüchte um von einer Annäherung des Sachsen an das Haus Österreich, von einer geplanten Vermählung Bernhards mit einer Tochter des Erzherzogs Leopold und von geheimen Verbindungen mit Karl I. von England. Und wie nun, wenn Bernhard, der seine Unabhängigkeit und seinen elsässischen Besitz gegen Frankreichs Rheingelüste zu verteidigen gezwungen war, es vorteilhaft fand, ein selbständiges Fürstentum zwischen sich und Frankreich zu haben!

wenn er dem bisherigen Gegner, dem Herzoge von Lothringen, die Hand zu gemeinsamer Sache gegen den gemeinsamen Feind bot! Alle diese Dinge lagen nicht im Reiche der bloßen Möglichkeiten. Wie weit sie den Herzog Bernhard beschäftigt haben, wissen wir nicht; aber am französischen Hofe wurde die Gefahr einer Verbindung des Sachsen und des Lothringers sehr ernstlich erwogen; und die Versuche, die Richelieu in dieser Zeit machte, einen Ausgleich mit dem Herzoge von Lothringen herbeizuführen, standen mit diesen Erwägungen in engem Zusammenhange.

Von solchen Sorgen nnd Unruhen ward Richelieu mit einem Male durch die Nachricht befreit, daß Bernhard am 18. Juli plötzlich gestorben sei. — „Wir werden sie nie lassen, wir werden sie nie lassen, diese Deutschen; sie sind es, die uns aufrecht erhalten", so hatte einst Pater Joseph gerufen; und man ließ sie nicht. Durch französisches Gold und lange vorbereiteten Verrat zog Richelieu gleich nach Bernhards plötzlichem Tode Breisach und das kriegstüchtige Heer, das zur Vollendung deutscher Schmach nur aus deutschen Offizieren und deutschen Kriegsleuten bestand, in den Besitz und den Dienst Frankreichs hinüber. — Das Leben Bernhards war ein Fluch für das deutsche Reich gewesen; sein Tod war unter den Umständen, unter denen er eintrat, für dieses ein ebenso großes Unheil und eine glückliche Fügung für die Absichten Frankreichs. Der ungeheure Gewinn, der aus dem plötzlichen Ende des Sachsen Frankreich erwuchs, und die dunkeln Wege, auf denen die vor nichts zurückschreckende Politik Richelieus wandelte, machen es erklärlich, daß die Zeitgenossen den Tod des Herzogs als das Werk eines nie genau zu ermittelnden Verbrechens betrachteten.

In dem vielhundertjährigen Kampfe um die linksrheinischen Länder war der Gewinn Breisachs für Frankreich

ein Erfolg von größter Bedeutung. Erst dadurch, daß Richelieu die Beute des Sachsen an sich riß, wurde ihm der Raub Lothringens und der Bistümer gesichert; und Breisach, bisher das südwestliche Bollwerk Deutschlands, blieb in den Händen Frankreichs die Basis, von der aus das geschändete Reich fortan ungestraft überfallen und mißhandelt wurde.

Siebenter Abschnitt.

Planmäßige Verwüstung Lothringens durch Frankreich. Weichendes Kriegsglück Österreichs. Mißstimmung Karls und geheime Verhandlungen mit Richelieu. Karl geht nach Paris und schließt den Vertrag von St. Germain. Der sogenannte kleine Friede. Karls Rückkehr in seine Staaten. Er verbindet sich mit dem empörten Prinzen von Soissons. Schlacht bei Marfée. Bruch des Friedens. Karl wieder ein länderloser Fürst.

Alle zeitgenössischen Berichte stimmen überein in den Schilderungen des unermeßlichen Elendes und der allgemeinen Verwüstung, die der Krieg und in seinem Gefolge Hunger und Pest schon im Jahre 1636 über die lothringischen Länder gebracht hatten. Die Dörfer waren niedergebrannt und von ihren Einwohnern verlassen; die Äcker lagen ungebaut; wo einst Reben und Weizenfelder geblüht, war Unkraut und wildes Gestrüpp emporgeschossen. In den ausgeraubten und leergebrannten Wohnungen hatten Wölfe ihre Nester gebaut; und den verelendeten, im Lande umherirrenden Menschen dienten Eicheln, Wurzeln und oft grausigere Dinge zur Nahrung. Dieser jammervolle Zustand war indes in Lothringen nicht wie in den andern Teilen des Reiches, die den Schauplatz des Krieges bildeten, bloß ein Werk der raubenden und zerstörenden Kriegsbanden, die wechselnd das Land durchzogen, Plätze erstürmten, verloren und wieder erstürmten: die Verödung Lothringens war zugleich ein planmäßiges Werk

der Politik, sie zählte zu den Mitteln, durch die Richelieu das geraubte Land dauernd zu gewinnen hoffte.

Um den zähen Widerstand des Adels und Volkes gegen die fremde Herrschaft zu brechen, hatte man die Burgen der Edelleute und die Dörfer der Bauern niedergebrannt, Gehöfte, Pflanzungen, Ernten, Lebensmittel und Vieh vernichtet, die Umwallungen der Städte niedergerissen. Um das Volk mürbe zu machen, waren ferner die zahlreichen französischen Garnisonen in Lothringen angewiesen worden, wie in Feindesland die Ortschaften zu brandschatzen, ihre Bedürfnisse zu nehmen, wo sie konnten, und die Kontributionen mit rücksichtsloser Gewalt einzutreiben. Aber trotz allen Quälereien und Drangsalen hielten Edelleute wie Bauern an dem angestammten Herzoge fest; sie füllten die Lücken in seinen gelichteten Regimentern, sie steuerten von ihrer Armut zur Unterhaltung seines Kriegsvolkes, sie beteten für sein Leben und das Glück seiner Waffen; und ihre Liebe zu dem verjagten Fürstenhause mehrte sich in demselben Maße, in dem die Herrschaft der Fremden sich verhaßter machte. In Nancy, wie erzählt wird, zwangen französische Soldaten die Kinder unter Schlägen „Es lebe der König!“ zu rufen, aber geschlagen, eilten diese davon und riefen: „Es lebe Seine Hoheit, der Herzog“! „Obgleich das Land ausgezehrt und verwüstet ist“, so berichtete der Gouverneur von Nancy, du Hallier, an den französischen Hof, „so wird es noch langer Jahre und vieler Opfer bedürfen, bis Lothringen ein gesicherter und ruhiger Besitz der Krone sein wird“. Den Trotz des Adels zu bezwingen, war am 1. Februar 1636 im Staatsrate Ludwigs XIII. beschlossen worden, alles zu zerstören, was noch von festen Schlössern in Lothringen vorhanden sei; und im Jahre 1638 beriet man sogar den ungeheuerlichen Vorschlag, die Überbleibsel des widersetzlichen Volkes auf Schiffen nach Canada zu bringen. Die Ausführung dieses Planes unterblieb nach dem Berichte Jamerai Duvals nur deshalb, weil der achtzig-

Siebenter Abſchnitt.

Planmäßige Verwüſtung Lothringens durch Frankreich. Weich
Kriegsglück Öſterreichs. Mißſtimmung Karls und geheime Verha
lungen mit Richelieu. Karl geht nach Paris und ſchließt den Ver
von St. Germain. Der ſogenannte kleine Friede. Karls Rückke
ſeine Staaten. Er verbindet ſich mit dem empörten Prinzen v
Soiſſons. Schlacht bei Marfée. Bruch des Friedens. Karl wieder
länderloſer Fürſt.

Alle zeitgenöſſiſchen Berichte ſtimmen überein in
Schilderungen des unermeßlichen Elendes und der allgemei
Verwüſtung, die der Krieg und in ſeinem Gefolge Hun
und Peſt ſchon im Jahre 1636 über die lothringiſchen Lä
gebracht hatten. Die Dörfer waren niedergebrannt und
ihren Einwohnern verlaſſen; die Äcker lagen ungebaut
einſt Reben und Weizenfelder geblüht, war Unkraut
wildes Geſtrüpp emporgeſchoſſen. In den ausgeraubte
leergebrannten Wohnungen hatten Wölfe ihre Neſter
und den verelendeten, im Lande umherirrenden M
dienten Eicheln, Wurzeln und oft grauſigere Di
Nahrung. Dieſer jammervolle Zuſtand war indes
ringen nicht wie in den andern Teilen des Reiches,
Schauplatz des Krieges bildeten, bloß ein Werk der
und zerſtörenden Kriegsbanden, die wechſelnd das La
zogen, Plätze erſtürmten, verloren und wieder erob
Verödung Lothringens war zugleich ein planmäß

der [illegible] Mitteln durch die Richtigen das
gerade [illegible] gewinnen hoffte.

[illegible] des Adels und Volkes gegen
die [illegible] setzte man die Burgen der
Edel[illegible] der Bauern niedergebrannt, Gehöfte,
Pflanzungen [illegible] und Vieh vernichtet, die
Umwälzungen [illegible] niedergerissen. Um das Volk [illegible]
zu [illegible] die zahlreichen französischen Garni-
sonen [illegible] worden, wie in Feindesland
die [illegible] ihre Bedürfnisse zu nehmen,
wo [illegible] Kontributionen mit [illegible]
Gewalt [illegible] allen Quälereien und Drang-
salen [illegible] Bauern an dem angeflammten
Herzen [illegible] die Lücken in seinen gelichteten Regi-
menten [illegible] hier Armut zur Unterhaltung
seines [illegible] sein Leben und das Glück
seiner [illegible] Liebe zu dem verjagten Fürsten-
haus [illegible] Maße, in dem die Herr-
schaft [illegible] verhaßter machte. In Nancy [illegible]
[illegible] französische Soldaten die Kinder unter
[illegible] König" zu rufen, aber geschlagen,
[illegible] „Es lebe Seine Hoheit [illegible]
[illegible] das Land ausgezehrt und verwüstet ist,
[illegible] von Nancy, du Hallier [illegible]
[illegible] wird es noch langer Jahre [illegible]
[illegible] Lothringen ein gesicherter und ruhiger
[illegible] wird". Den Trotz des Adels zu be-
[illegible] Februar 1636 im Staatsrate Ludwigs XIII
[illegible] alles zu zerstören, was noch von seinen
[illegible] vorhanden sei, und im Jahre 1641
[illegible] den ungeheuerlichen Vorschlag, die Über-
[illegible] Volkes auf [illegible] nach Canada
[illegible] Ausführung dieses Planes unterblieb nach
[illegible] Duvals nur deshalb, weil der achtzig-

jährige Marschall de la Force den König darauf hinwies, daß ein so barbarisches Verfahren seinen Ruhm bei der Nachwelt verdunkeln werde. Vergebens verwandte sich Papst Urban VIII. bei dem französischen Hofe, um die Leiden Lothringens zu mildern. Auch die Versuche, die der Beichtvater Ludwigs XIII., der Jesuitenpater Caussin und das furchtlose Fräulein von la Valette machte, das Gewissen des Königs wegen der grausamen und unchristlichen Behandlung Lothringens zu beunruhigen, waren erfolglos; denn die Verwüstung Lothringens war nicht ein bloßes Werk der Rache, sie war ein wesentliches Glied einer politischen Kombination, die der König durch Milde und Nachgeben nicht gefährden wollte, und die später in veränderter Gestalt oft erneuert wurde.

Lothringen war seit 1634 zwar im thatsächlichen Besitze Frankreichs; aber dieser Besitz war völkerrechtlich nicht anerkannt; er blieb so lange unsicher und fraglich, als das herzogliche Haus wie bisher an seinem Besitzrechte festhielt. Aber wie, wenn das Land einmal eine Wüste geworden, Dörfer und Schlösser ausgebrannt, die Städte menschenleer, die Äcker verwildert waren? In diesem Falle, so glaubte man in Paris, werde das herzogliche Haus gerne bereit sein, die lothringische Einöde gegen ein blühendes fruchtbares Gebiet innerhalb der französischen Grenzen einzutauschen. Schon im Anfange des Jahres 1636, als der spanisch-österreichische Angriff auf Frankreich vorbereitet wurde, hatte Richelieu den Beichtvater Herzog Karls, den Pater Beroncourt, benutzt, um Karls Ansichten über einen Umtausch Lothringens gegen ein französisches Kronland auszuforschen. Karl hatte damals diesen Gedanken weit zurückgewiesen. Im Jahre 1638 trat Richelieu aufs neue mit diesem Vorschlage versuchend an Karl heran und benutzte als Mittler einen lothringischen Edelmann, Herrn von Salins, der nach der Einnahme von St. Mihiel als Gefangener Ludwigs XIII. nach Paris gebracht

worden war. Für den Fall, daß der Herzog den Gedanken eines Umtausches überhaupt zulasse, sollte Salins ihm als Tauschland für Lothringen die Auvergne anbieten, eine schöne und fruchtbare Provinz, die reiche Städte, Bistümer und Edelsitze habe und von allen Seiten durch die Staaten des Königs geschützt sei. Um das Anerbieten noch lockender zu machen, sollte Salins auch den kriegerischen Leidenschaften des Herzogs schmeicheln und ihm den Oberbefehl über die Armeen des Königs in der Freigrafschaft und am Rheine in Aussicht stellen. Karl konnte indes nicht verkennen, selbst wenn er das Anerbieten ohne Mißtrauen aufnahm, daß eine Provinz inmitten eines Reiches, dessen König die Unabhängigkeit der stolzen Gouverneure und Senioren gebrochen hatte, ein unsicherer Besitz seines Hauses sein werde. Auch verbot ihm die Ehre, ein Volk preiszugeben, das ihm in allerschlimmster Lage eine unerschütterliche Treue und Aufopferung bewährt hatte. Er wies daher die Versuchung des früheren Waffengenossen mit dem stolzen Worte zurück, er gedenke seine Staaten Lothringen und Bar so zurückzuerhalten, wie sie zu Lebzeiten seines Vaters gewesen seien.

Unterdes vollzog sich infolge der Schlacht von Rheinfelden und des Falles von Breisach die unglückliche Wendung der Dinge am Oberrhein. Das weichende Kriegsglück des Kaisers, die erschütterte Festigkeit der spanischen Macht drängten die Aussichten Karls auf eine baldige und dauernde Rückkehr in sein Land in unabsehbare Ferne zurück. In allen Staaten Europas gestalteten sich die Dinge zum Vorteile Frankreichs. England war gezwungen, den Vorgängen auf dem Festlande unthätig zuzusehen. Dort nährte Richelieu mit französischem Gelde die Stimmung der Mißvergnügten gegen Karl I. und begünstigte die revolutionäre Bewegung in Schottland, weil Karl I. die Anerbietungen Frankreichs, das sich der englischen Neutralität für seine Angriffe auf die spanischen Niederlande versichern wollte, zurückgewiesen hatte. An der

blutigen Königstragödie in England war Richelieu nicht ohne Schuld. In Spanien und Portugal schürte und nährte er den Aufruhr; in Italien wurden mit Frankreichs Hilfe den Spaniern die wichtigsten Plätze entrissen; in Deutschland traten zwei angesehene Fürstenhäuser, Hessen und Lüneburg, aufs neue mit Schweden und Frankreich in verräterische Bündnisse. Auch die Aussicht auf einen Umschlag der Dinge in Frankreich selbst entschwand; denn im Herbste desselben Jahres, in dem Breisach fiel, wurde dem Könige ein Sohn und Erbe geboren, und Gaston von Orleans, der bisherige Thronerbe, auf den alle Gegner des Kardinals noch immer ihre Hoffnungen gebaut hatten, war durch dieses Ereignis zu einem bedeutungslosen Prinzen von Geblüt geworden. Richelieus Glück schien unbegrenzt, sein System auf immer befestigt.

Karl hatte nach dem Falle von Breisach seine Stellung in der Freigrafschaft gegen Bernhard von Weimar nicht zu behaupten vermocht. Nach einem nutzlosen Einfalle in Deutsch lothringen, wo er vorübergehend sich einiger Plätze wie Finstingen und Albesdorf bemächtigte, hatte er seine Truppen aus dem verödeten Lande zurückgezogen und im Luxemburgischen die Winterquartiere gesucht, die ihm der Infant Ferdinand in Flandern verweigert hatte. Zu der trüben Stimmung, die der Gang des Krieges in ihm erzeugte, gesellte sich noch ein lang verhaltener Mißmut über die Lauheit und den schlechten Willen der kaiserlichen Heerführer, die ihm wiederholt ihre Mitwirkung versagt hatten, wo allein die Interessen seines Herzogtums in Frage kamen. Die Restitution Lothringens, so glaubte er, sei für die kaiserlich-spanische Politik nur Nebensache. Hilfsvölker, die man ihm heute geschickt hatte, waren morgen wieder abberufen worden, und mehrmals hatte er sich an der Ausführung eines kühnen Entwurfes gehindert gesehen durch einen kaiserlichen General, der ihm plötzlich entgegengesetzte Befehle des Hofes vorgezeig-

hatte. In der Freigrafschaft, so klagte er, sei er im Winter 1638 ohne alle Hilfe geblieben, und als er dann in schlimmer Jahreszeit vor Bernhard von Weimar das Land habe räumen müssen, habe man seinen hungernden Truppen die versprochenen Winterquartiere verweigert. Sein Vertrauen auf die Macht, auf das Glück und den guten Willen seiner Verbündeten war so erschüttert, daß er in seiner leicht beweglichen Seele den Gedanken aufkommen ließ, das, was die Freunde zu thun nicht vermocht hatten, nun von dem Todfeinde zu erlangen.

Dem Kardinal Richelieu war diese Stimmung des Herzogs nicht unbekannt geblieben; er selbst war um diese Zeit einer Verständigung mit dem Herzoge nicht abgeneigt. Mancherlei Umstände mochten ihn dazu veranlassen. Sechs Jahre von Druck und Zwang hatten nicht vermocht, den Widerstand in Lothringen gegen die französische Herrschaft zu brechen. Bei der tiefgewurzelten Anhänglichkeit des Volkes an das herzogliche Haus und dem eben so tiefgehenden Hasse gegen die Franzosen blieb Lothringen, wie auch der Gouverneur in Nancy bestätigte, für Frankreich ein unruhiges und unsicheres Besitztum. Ferner war die Macht des habsburgischen Hauses, wenn auch sehr erschüttert, doch keineswegs niedergeworfen, und niemand konnte zweifeln, daß Österreich wie Spanien in einem künftigen Friedensschlusse schon um ihrer Ehre und ihres Ansehens willens einen Bundesgenossen, der ihnen mit so vielen Opfern gedient hatte, nicht preisgeben würden, wenn nicht die äußerste Not sie dazu zwänge. Ein großer Vorteil mußte es da für Frankreich sein, wenn es schon vor dem Beginne des Friedensgeschäftes durch eine Verständigung mit dem Herzoge sich Lothringens versichert hatte.

Zu diesen allgemeinen Erwägungen kamen in dieser Zeit noch besondere Gründe, um dem Kardinale einen Ausgleich mit dem Herzoge vorteilhaft erscheinen zu lassen. Zwischen

Bernhard von Weimar und dem französischen Hofe stand ein offenes Zerwürfnis wegen Breisachs bevor, und in Paris war man in nicht geringer Besorgnis wegen einer Verbindung des Sachsen mit dem Lothringer. Und noch von einer anderen größeren Gefahr sah sich der Kardinal bedroht. Der Graf von Soissons, ein Prinz von Geblüt, bereitete im Bunde mit den Herzögen von Guise und Bouillon von Sedan aus gegen die herrschende Regierung eine neue Erhebung vor, die um so gefährlicher war, als der kühn entschlossene Prinz mit den Mißvergnügten in Frankreich wie mit der spanischen Regierung im geheimen Einverständnisse war. Wenn es Richelieu gelang, den Herzog von Lothringen durch einen Ländertausch oder durch eine mehr scheinbare als wirkliche Restitution — denn niemals hat Richelieu im Ernste an eine Herausgabe Lothringens gedacht — für sich zu gewinnen, so schwächte er die spanische Partei, entzog der inneren Empörung einen furchtbaren Bundesgenossen und gab dazu noch dem Papste wie den Kabinetten einen Beweis seiner Mäßigung.

Im März 1639 ließ Richelieu durch den Marquis de Ville, einen Kriegsgefährten des Herzogs, der nach der Einnahme Lünevilles als Gefangener nach Vincennes gebracht worden war, aufs neue Karls Absichten über eine Verständigung mit dem französischen Hofe ausforschen; aber die Versuche des Marquis' begegneten derselben stolzen Abweisung, die vordem die Vorschläge Salins bei Karl gefunden hatten.

Erfolgreicher waren die Verhandlungen, welche ein anderer Agent Richelieus, der Sieur de la Grange aux Ormes, im Anfange des folgenden Jahres mit dem Herzoge anknüpfte. Diesmal kam dem Kardinale eine wirksame Unterstützung seiner Absichten durch Karls femme de Campagne, die Dame von Cantecroix.

Ohne von seiner ersten Frau getrennt zu sein, war Karl, wie oben erzählt ist, mit der verwitweten Beatrix von

Cuſança eine anſtößige Doppelehe eingegangen, die mit Recht vielfach getadelt, gleichwohl in einem Zeitalter, in dem Ehebruch und roheſte Sinnesluſt an den Fürſtenhöfen die Regel war, wegen ihrer Treue und Feſtigkeit auch vor dem Richterſtuhle ſtrengerer Moral Nachſicht gefunden hat. Nicoletta, die in Paris in tiefer Zurückgezogenheit lebte, hatte gegen die neue Ehe ihres angetrauten Mannes Einſpruch erhoben; Papſt Urban VIII. bedrohte Karl wegen Bigamie mit kirchlichen Cenſuren, und die Angehörigen des Hauſes ſprachen dem Herzoge laut ihren Unwillen über einen Schritt aus, der das Recht der Nachfolge aufs neue verwirren werde. Im Jahre 1639 kam Karl mit Beatrix an den Brüſſeler Hof. Er hoffte, daß man hier ſeine Gefährtin mit aller einer Herzogin gebührenden Ehre empfangen und dadurch die Rechtmäßigkeit einer Verbindung anerkennen werde, welche der ſtrenge Papſt kurz zuvor verworfen hatte. Aber der Kardinalinfant bekundete über die wilde Ehe Karls ſein Mißfallen, und der Erzbiſchof von Mecheln forderte den Herzog auf, bei Strafe des Bannes die eingegangene Verbindung zu löſen. Enttäuſcht und verbittert verließ Karl plötzlich den Hof und begab ſich, von Beatrix begleitet, nach Sierk, wo der obengenannte Agent Richelieus ſich bald nachher einfand.

Der kluge Geſchäftsträger, bekannt mit dem Grundſatze Richelieus, daß die ſchwierigſten und wichtigſten Anſchläge am beſten durch Weiber einzuleiten und fortzuführen ſeien,*) wußte der in Brüſſel zurückgewieſenen Cantecroix die Hoffnung vorzutäuſchen, der Kardinal Richelieu werde die Scheidung des Herzogs von deſſen erſter Frau und die Anerkennung der neuen Ehe bei dem päpſtlichen Stuhle

*) Car les plus grandes et les plus importantes menées qui se fassent en ce royaume sont ordinairement commencées et conduites par des femmes.

vermitteln, sobald es zwischen Karl und dem französischen Hofe zu einer Verständigung gekommen sei. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, bediente sich der Agent noch des Einflusses zweier anderer Frauen, denen das Ränkespiel von jeher um seiner selbst willen lieb war. Die eine, die Herzogin von Chevreuse, von Richelieu abwechselnd verfolgt und wieder gesucht, war am Ende des Jahres 1639 nach Brüssel gekommen, um dort im Sinne des Kardinals auf den Herzog Karl einzuwirken. Die andere war Charlotte des Essarts, einst Maitresse Heinrichs IV., dann Geliebte des Kardinals Ludwig von Guise und jetzt Frau des Gouverneurs du Hallier in Nancy.*) Beide Weiber spannen mit Hilfe der Cantecroix die Verhandlungen zwischen Karl und dem französischen Hofe bis zu dem von Richelieu gewünschten Ende fort. Unbelehrt durch die bösen Tage in Neuville, war Karl im Anfange des Jahres 1641 im Vertrauen auf freies Geleit und auf die verheißene Großmut des Königs entschlossen, sich nach Paris zu begeben und dort einen Ausgleich zustande zu bringen. Seine Verhandlungen mit Richelieu waren indes dem Brüsseler Hofe nicht unbekannt geblieben; man begann sich dort über sein Verhalten zu beschweren und bekundete ihm ein starkes Mißtrauen, indem man von seinen Truppen verlangte, sie sollten der Krone Spanien den Eid der Treue schwören. Die Truppen aber lehnten das Ansinnen ab, indem sie erklärten, sie seien und blieben im Dienste des Herzogs von Lothringen.

---

*) Von ihrem Liebhaber, dem Kardinal Ludwig von Guise, der nach dem Tode seines älteren Bruders, des Prinzen von Joinville, den Titel eines Herzogs von Guise annahm und sich 1639 mit dem Herzog von Bouillon in Sedan und dem Prinzen von Soissons-Bourbon gegen Richelieu verband (s. o.), hatte sie mehrere Kinder, die sie durch Karl legitimieren und unter die Glieder des Hauses Lothringen aufnehmen zu lassen wünschte. Durch eine Verfügung vom 2. Mai 1641 entsprach Karl diesem Wunsche.

Um möglichst unbeachtet nach Paris gehen zu können, zog Karl sich mit Beatrix zunächst nach Epinal zurück. Der Kardinalinfant, der die Absichten des Herzogs erriet und den wertvollen Bundesgenossen der habsburgischen Sache um jeden Preis zu erhalten suchte, ließ ihm jetzt große Geldsummen und die besten Winterquartiere für seine Truppen anbieten. Karl erklärte dem Gesandten unumwunden seine Absichten und machte in einem bitteren Erguſſe aller Beschwerden und Klagen, die er gegen das Verhalten seiner bisherigen Verbündeten hatte, seinem Unmute Luft. „Der Kaiser und der König von Spanien", so ließ er sich aus, „dürften mit mir zufrieden sein; ich habe Gut, Ehre und Leben für sie eingesetzt, unglaubliche Leiden ertragen und den König von Frankreich zu meinem erbittertsten Feinde gemacht. Hat dagegen Österreich mir dazu geholfen, auch nur einen Fuß breit Land zurückzugewinnen? Jetzt sind meine Angelegenheiten so bestellt, daß ich gefaßt sein muß, auch das noch zu verlieren, was mir geblieben ist. Ich will nicht länger der Spielball des spanischen Hofes sein; man vernachlässigt mich, man gibt mich preis, man liefert mir nicht einmal soviel, um meine Soldaten zu kleiden und zu bezahlen. So zwingt mich die Notwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, den mein Vorteil schon längst geboten hätte. Meine Parteinahme für das Haus Österreich und alle Dienste, die ich ihm leistete, haben mir den Besitz meines Landes nicht wieder verschaffen können; ich muß nun daran denken, ihn von der Gnade des Königs zu erlangen, der ihn mir anbietet unter der Bedingung, daß ich für Frankreich dasselbe thue, was ich für den Kaiser und für Spanien gethan habe. Auch meine ärgsten Feinde werden meinen Entschluß nicht zu tadeln vermögen".

Wenn dieser leidenschaftliche Erguß des Herzogs auch den letzten und wahren Grund nicht enthielt, weshalb er sich unklug in die Gewalt eines treulosen Feindes begeben

wollte, der ihn 12 Jahre beraubt, verfolgt und beschimpft hatte, so mußte man ihm darin doch Recht geben, daß er eine wirksame Hilfe von seiten seiner bisherigen Bundesgenossen oder vom deutschen Reiche so bald nicht zu erwarten hatte. Hatte doch eben (Januar 1641) der schwedische General Baner, um die Schmach und die Ohnmacht des Reiches aller Welt zu zeigen, den kühnen Versuch gemacht, mit einem Heere, das fast nur aus deutschen Söldnern bestand, den Kaiser und die versammelten Stände, die zu Regensburg schwerfällige Beratungen über den Frieden führten, zu überfallen und aufzuheben. Auf eben diesem Reichstage hatte sich auch gezeigt, wie gering die Teilnahme der Stände für die Sache Lothringens geworden war.

Karls Bruder Franz Nikolas hatte dem Reichstage eine Denkschrift überreicht, die auf Grund des Nürnberger Vertrages und des Prager Friedens die Stände dringend mahnte, dem beraubten Herzoge Karl Hilfe und Beistand zu leisten, damit Lothringen, die Vormauer des Reiches, der Gewalt Frankreichs wieder entrissen werde. Als die Sache zur Beratung kam, beantragten nur Österreich, Baiern und Burgund eine sofortige Hilfeleistung, die Mehrzahl der protestantischen Stände, bei denen sich ein engherziger konfessioneller Geist geltend machte, verhielten sich in der Hauptsache ablehnend. Vergebens wies der Gesandte des Bischofs von Verdun mit Nachdruck darauf hin, daß der Herzog von Lothringen ein Glied des Reiches sei, als solches stets seine Beiträge zu den Reichslasten gezahlt und auf Grund des Nürnberger Vertrages ein volles Recht auf den thätigen Schutz des Reiches habe. Am 16. Februar lehnte die Mehrzahl der Stände ein bewaffnetes Vorgehen zu gunsten Lothringens, wie das österreichische und baierische Gutachten forderte, ab und begnügte sich damit, in allgemeinen Ausdrücken von der alten Freundschaft mit dem Hause Lothringen zu reden, dessen man bei den künftigen Friedensverhandlungen

gedenken werde. In allem übrigen wurde der Herzog zur Geduld gemahnt bis zu den allgemeinen Traktaten. Wirtemberg begründete seine ablehnende Erklärung insbesondere noch damit, „weil es sonst das Ansehen habe, als wolle man der Krone Frankreich einen neuen Krieg anbieten".

Drei Wochen nach diesem Gutachten des Reichstages, am 7. März 1641 kam Karl nach Paris. An sein Kommen hatte Ludwig XIII. selbst wie seine Höflinge so lange nicht geglaubt, bis man ihn mit Augen sah. Die Kunde, daß der langjährige Bundesgenosse Spaniens und des Kaisers da sei, um sich mit der Majestät von Frankreich zu versöhnen, erregte in Paris einen allgemeinen Jubel und erhöhte die Lustbarkeiten des Karnevals, der in diese Tage fiel. Von dem königlichen Prachtwagen abgeholt, begab sich Karl mit stattlichem Geleite am dritten Tage nach seiner Ankunft in Paris zu dem Könige nach St. Germain, und niederknieend legte er ihm „sein Glück und seine Staaten zu Füßen". Ludwig XIII. empfing ihn mit den herkömmlichen Versicherungen, daß alles Vergangene vergessen sei, daß in Zukunft sein ganzes Denken nur darauf gerichtet sein werde, dem Herzoge Beweise seiner Liebe und Freundschaft zu geben. Am Hofe feierte man trotz der Fastenzeit die Anwesenheit des bisherigen Gegners mit glänzenden Festen und Gelagen; aber der Schaum dieser Äußerlichkeiten sollte dem Vertrauensseligen nur kurze Zeit die Bitternis arger Enttäuschungen überdecken.

Karl hatte gehofft, mit dem Könige persönlich zu verhandeln und von dessen Großmut die Rückgabe seines Landes und dazu noch eine erwünschte Lösung seiner ehelichen Angelegenheiten zu erlangen; aber der König wies in allem Geschäftlichen den Herzog an den Kardinal, dessen Reden ebenso nüchtern, hart und drohend lauteten, wie die des Königs von huldvollen Versicherungen überflossen. Karl bemerkte bald, daß er im Vertrauen auf die Verheißungen des

französischen Hofes wie einst zu Neuville in die Falle gegangen und wiederum das Spiel derselben List und desselben Zwanges wie dort geworden sei. Am elften Tage nach seiner Ankunft in St. Germain legte ihm Richelieu die Bedingungen eines Ausgleiches zur Genehmigung vor. Wie es damit gemeint war, bewies die Bemerkung, die der Staatssekretär von Chavigny seiner Umgebung machte, daß man dem Herzoge Vernunft beibringen werde, wenn er Schwierigkeiten machen sollte.

Die einleitenden Sätze des von Richelieu vorgelegten Vertrages waren sichtlich darauf berechnet, den Stolz des Herzogs aufs tiefste zu verwunden. „Nachdem der Herzog von Lothringen", so hieß es, „sein schlechtes Verhalten gegen Se. Majestät den König während der letzten zwölf Jahre tief bedauert und gebeten hat, ihm alles zu vergeben, wodurch er gegen seine Pflicht gefehlt, hat der König, gerührt durch die wahrhafte Reue des Herzogs, aus christlicher Gesinnung und Gnade sich entschlossen, ihm sein Unrecht zu verzeihen, und ist gewillt, alles bisherige zu vergessen". Nach diesem Eingange wird dem Herzoge sein zukünftiges Verhalten vorgeschrieben. „Er entsagt für sich und seine Nachkommen aller Verbindung mit dem Hause Österreich und mit jeder Macht, die dem Interesse Frankreichs entgegensteht: er lebt nicht nur während des gegenwärtigen Krieges, sondern auch künftig dem Dienste der französischen Krone. Dafür setzt ihn der König wieder in den Genuß seiner Staaten Lothringen und Bar ein. Für letzteres hat der Herzog dem Könige in Nicolettas Namen den Treueid zu leisten. Die Städte Clermont, Stenay, Jametz und Dun verbleiben der Krone Frankreich; auch willigt der Herzog ein, daß seine Hauptstadt Nancy bis zum Abschlusse des allgemeinen Friedens in den Händen des Königs bleibt und die Werke von Marsal geschleift werden. Der Herzog verspricht ferner, seine Kriegsvölker zu den königlichen Truppen stoßen zu lassen und diesen

freien Durchzug nach dem Elsaß, nach der Freigrafschaft und nach dem Luxemburgischen zu gewähren. Er läßt die Beamtenstellen in den Händen ihrer augenblicklichen Inhaber und trägt gegen die Lothringer, die dem Könige angehangen haben, keinen Groll, sondern behandelt sie als seine getreuen und wahrhaften Unterthanen. Der König mischt sich nicht in die Ehehändel des Herzogs, verlangt aber, daß der Herzogin Nicoletta eine jährliche Pension von 120 000 Livres Tournois aus den Einkünften von Bar, von den Domänen in Nancy und den Salzwerken in Rosières gezahlt werde. Weil der Herzog nur allmählich das Vertrauen des Königs wieder gewinnen kann, so wird ihm der Aufenthalt in Lüneville nicht gestattet, weil diese Stadt allzunahe bei Nancy liegt". Zum Schluße mußte Karl erklären, daß Lothringen und Bar auf ewig der Krone Frankreich verfallen sein sollten, wofern er einen Artikel dieses Vertrages verletze.

Diesen Vertrag, der am 24. März von beiden Parteien unterzeichnet wurde, hat man später allgemein „den kleinen Frieden" genannt. Karl selbst hat allezeit behauptet, daß er bei der Unterzeichnung dieses Ausgleiches nur der Gewalt nachgegeben habe, und damit übereinstimmen andere Zeugnisse, die bekunden, dem Herzoge sei nur die Wahl gestellt worden zwischen der unbedingten Annahme oder dem Aufenthalte in dem Turme zu Vincennes.*) Am französischen Hofe traute man deshalb dem Zwange dieses Vertrages allein nicht und hatte, um das Gewissen Karls zu binden, noch ein anderes ersonnen. Am 2. April lud man ihn nach dem königlichen Schlosse in St. Germain ein. Nach der Tafel begab sich der König in Begleitung der Königin, des Staatssekretärs

*) So bezeugen außer Calmet die Memoiren des Marquis von Beauveau und der Pater Hugo (Vie manuscrite de Charles III.): „Chavigny exigea la signature du traité avec tant de hauteur que Charles n'eut à opter qu'entre la perte de la liberté ou sa souscription".

und der ersten Hofbeamten in die Schloßkapelle, wohin auch der Herzog folgen mußte. Hier überreichte der Bischof von Maux dem Könige das Evangelium und forderte ihn auf, bei diesem feierlich zu geloben, daß er den mit dem Herzoge von Lothringen geschlossenen Vertrag heilig und unverbrüchlich halten werde. Nichts konnte dem Könige leichter sein, als diesen Schwur zu leisten. Nun kam die Reihe an den überraschten Herzog, der sich gezwungen sah, knieend den feierlichen Schwur auf das Evangelium zu thun, daß er an dem geschlossenen Vertrage unverbrüchlich festhalten wolle. Dem Schwure folgte die in dem Vertrage vorgesehene Huldigung, die Karl im Namen Nicolettas, knieend und entblößtes Hauptes zu leisten hatte. Dann wurde über den ganzen Vorgang eine Urkunde aufgenommen.

Noch an demselben Tage legte Karl insgeheim bei einem Notare in Gegenwart von Zeugen einen Protest gegen den aufgezwungenen Vertrag nieder. Im übrigen wußte er jeden Argwohn des Hofes durch laute Versicherungen seines Dankes und seiner Ergebenheit zu zerstreuen, und so schied er scheinbar in bestem Einvernehmen, um sich in seine wiedergewonnenen Staaten zu begeben. Auf lothringischem Boden in Bar le Duc fand sich ein Abgesandter des Königs bei ihm ein und ließ den abgeschlossenen Vertrag noch einmal bestätigen. Es geschah dies, um dem Herzoge den Einwand zu nehmen, er sei bei den Abmachungen in Paris nicht frei gewesen. Von Bar le Duc eilte Karl nach Epinal, wo er Beatrix zurückgelassen hatte. Diese Frau, welche die eigentliche Urheberin der unseligen Reise nach Paris gewesen war und sich nun in allen Hoffnungen betrogen fand, die sie an diese Reise für ihr eheliches Verhältnis geknüpft hatte, nährte und mehrte jetzt die Bitterkeit, die Karl über die in Paris erlittene Demütigung empfand. Er war entschlossen, den aufgezwungenen Vertrag ehestens zu zerreißen; er gedenke, so erklärte er seinen Vertrauten, mit Betrug bald alles da-

wieder zu nehmen, was man ihm mit Betrug genommen habe. Die zurückgegebenen Plätze Epinal, Longwy, Bitsch und la Mothe, die von den Franzosen geräumt wurden, ließ er sofort neu befestigen und mit starken Besatzungen versehen. Dann machte er, um sich seinem Volke zu zeigen, von Beatrix als seiner Frau begleitet, einen feierlichen Umzug im Lande. Der Eintritt in die Hauptstadt Nancy wurde ihm von dem Gouverneur du Hallier verwehrt, aber wohin er sonst kam, strömte ihm aus den halbverfallenen Städten und den verwüsteten Dörfern alles, was sich von Bürgern, Bauern und Geistlichen fand, unter Lobgesängen, die Kirchenfahnen vorantragend, entgegen. Männer und Frauen jubelten unter Thränen dem alten Landesherrn zu, bedeckten seine Hände und Stiefel mit Küssen. Man riß ihm die Schnüre vom Wams, zerriß seine Handschuhe in Fetzen und verteilte diese unter die Menge, bat um ein Haar seines Hauptes oder seines Bartes, um es als Heiligtum zu bewahren, und bekundete durch diesen Überschwang des Jubels und der Verehrung nicht minder den tiefen Haß gegen die Franzosen wie die Liebe zum angestammten Fürstenhause.

Diese leidenschaftlichen Kundgebungen des lothringischen Volkes erhöhten in Paris die Besorgnis und das Mißtrauen, mit dem man Karl nach der Rückkehr in seine Staaten beobachtet hatte. Richelieu gab daher dem Statthalter du Hallier in Nancy den Auftrag, den Herzog im Auge zu behalten und alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen; dann forderte er Karl auf, gemäß dem Übereinkommen von St. Germain alle seine Truppen der königlichen Armee zuzuführen, die unter dem Herzoge von Chatillon in der Champagne stand.

Die kriegerischen Absichten Frankreichs waren im Anfange des Jahres 1641 darauf gerichtet, dem Könige von Spanien, der durch den Aufruhr in Katalonien und Portugal vollauf

beſchäftigt war, die Provinz Artois, die zu den alten Domänen der Krone Frankreich gehöre, zu entreißen. Zu dieſem Unternehmen war die Armee beſtimmt, die unter Chatillon in der Champagne zuſammengezogen war, und es ſchien wie boshaft ausgedacht, daß Karl, der bisherige Feldherr und Bundesgenoſſe Spaniens, ſeine Truppen zuerſt gegen dieſe Macht führen ſollte. Während Karl unter allerlei Vorwänden die von Richelieu geforderte Vereinigung ſeines Heeres mit der Armee Chatillons hinausſchob, wurde die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Hofes von dem Unternehmen gegen Spanien nach einer andern Seite gelenkt. Denn eine Empörung, nicht von Weibern und Günſtlingen, ſondern von einem entſchloſſenen Prinzen des königlichen Hauſes und zwei mächtigen Parteihäuptern geleitet, war hart an der Nordgrenze offen ausgebrochen. Ludwig von Bourbon, Prinz von Soiſſons, hatte ſich nach einem vereitelten Mordanſchlage auf Richelieu 1636 nach Sedan geflüchtet und bei dem Herrn des Platzes, dem Herzoge von Bouillon, dem Bruder des Vicomte Turenne, Aufnahme und Schutz gefunden. Mehrere Jahre hatte er hier ſeinen Groll gegen den Kardinal verborgen, als dieſer ihm 1640 einen königlichen Befehl zugehen ließ, an den Hof zurückzukehren. Arges vermutend, weigerte der Prinz den Gehorſam und fand für ſeinen Trotz einen Rückhalt an dem Herrn der Feſtung und an dem Herzoge Heinrich von Guiſe, einem Manne, der den kühnen und unternehmenden Sinn ſeines Hauſes hatte und in heftigem Zerwürfniſſe mit Richelieu kurz zuvor nach Sedan gekommen war. Dieſe drei Männer, der eine ein kühner Prinz von Geblüt, der andere das Haupt des mächtigſten hugenottiſchen, der dritte das Haupt des mächtigſten katholiſchen Hauſes, hatten einander gelobt, ſich nicht zu trennen und zum Sturze des verhaßten Kardinales das Äußerſte zu wagen. Sie warben Truppen und riefen die Hilfe Spaniens und des Kaiſers an.

Nichts konnte dem spanischen Hofe, der gerade von einem französischen Überfalle bedroht war, erwünschter kommen, als Frankreichs Heere an einer anderen Stelle zu beschäftigen. Die kaiserlichen Generale Lamboy und Beck rückten vom Niederrheine mit 5000 Mann in das Luxemburgische ein, um den Empörern in Sedan die Hand zu reichen. Eine vollständige Umgestaltung der politischen Verhältnisse wurde von den Verschworenen als Zweck ihres Unternehmens verkündet. Man wolle, so hieß es in einem Manifeste des Prinzen von Soissons, Frankreich von der Tyrannei des Kardinals befreien und werde nicht eher ruhen, bis dieses gelungen sei; alle Plätze in den Niederlanden, in Burgund und in Lothringen, die von französischen oder schwedischen Truppen besetzt seien, sollten herausgegeben und ihren rechtmäßigen Herrn zurückerstattet werden, damit so der allgemeine Frieden wieder hergestellt würde. In allen Provinzen Frankreichs hatte diese Verschwörung Anhänger; selbst des Königs bevorzugtester Günstling Cinqmars zählte zu den Freunden der Aufständischen. Die Gefahr für Richelieu war groß wie nie zuvor. Chatillon erhielt deshalb den Befehl, sein Heer nicht gegen die Niederlande, sondern gegen Sedan zu führen, und Boten auf Boten gingen an den Herzog Karl, sein Kriegsvolk zu dem Heere Chatillons stoßen zu lassen. Karl aber, mit dem Herzoge von Guise im geheimen Einverständnisse, wußte immer neue Schwierigkeiten zu finden, die geforderte Vereinigung mit Chatillon hinauszuschieben, und führte endlich seine Truppen moselaufwärts nach Sierk, um dort den ersten Verlauf der Dinge vor Sedan abzuwarten.

Lamboy hatte sich unterdes den Verschworenen in Sedan genähert und wollte am 6. Juli oberhalb der Stadt über die Maas gehen, seine Truppen mit denen des Prinzen vereinigen und dann in die Champagne vordringen, als er auf den Höhen von Marfée mit Chatillon zusammenstieß und den Franzosen eine völlige Niederlage beibrachte. Gleich der erste Ansturm der

deutschen Reiterei warf die der Franzosen auseinander; auch das französische Fußvolk wurde zersprengt, und mehr als 4000 Mann mit Kanonen, Fahnen und Gepäck fielen in die Hände des Siegers. Chatillon selbst entkam mit genauer Not nebst nur wenigen Leuten nach Rethel. Unmeßbar konnten die Folgen dieses Sieges sein. Aber wie über allen Unternehmungen gegen Richelieu, so schwebte auch über diesem ein seltsames Unheil: Der Prinz von Soissons, das Haupt des ganzen Unternehmens, fand bei der Verfolgung des fliehenden Feindes einen rätselhaften Tod; er fiel inmitten der Seinen, von einer Kugel durch den Kopf geschossen. Sein Fall entzog den Siegern alle Vorteile der gewonnenen Schlacht und löste in kurzem den Zusammenhang unter den Verschworenen auf; denn da der königliche Prinz gefallen war, erschien das weitere Unternehmen Lamboys nur als ein Einbruch der Fremden in Frankreich. Unter diesen Umständen suchte der Herzog von Bouillon eine Aussöhnung mit Ludwig XIII. Er ließ sich den Besitz von Sedan zusichern und schwur dem Könige ewige Treue; der Herzog von Guise floh nach Brüssel, und die Kaiserlichen gaben es auf, tiefer in Frankreich einzudringen, sondern zogen sich unter wechselndem Gewinne und Verluste im Felde über die Maas zurück. Das Glück des Kardinals schien unbesieglich.

Der Bruch zwischen Karl und dem französischen Hofe konnte nach diesen Vorgängen nicht länger ausbleiben. Richelieu schrieb die Niederlage Chatillons bei Marfée lediglich dem zweideutigen Verhalten des Herzogs zu und gab dem Gouverneur du Hallier Befehle, die geräumten Plätze in Lothringen sofort wieder zu besetzen und sich der Person des Herzogs zu bemächtigen. Karl wurde indes durch ein Billet, das ihm die Frau des Gouverneurs, die oben genannte Charlotte des Essarts, zukommen ließ, von dem beabsichtigten Anschlage unterrichtet; er sammelte seine Truppen und führte sie, sein Land der französischen Übermacht räumend, Ende Juli über

die Grenze in das spanische Lager. Von hier schickte er den Marquis St. Martin nach Paris mit dem Anerbieten, man möge den Vertrag von St. Germain als nicht geschlossen ansehen; er selbst wolle alle festen Plätze, die man ihm zurückgegeben, sowie alle Geschenke, mit denen man ihn während seines Aufenthaltes in Paris erfreut habe, zurückerstatten und verlange dafür nur, daß sein unglückliches Land als ein neutrales behandelt werde. „An dem Kardinal", so schrieb er seinem Gesandten, „ist es zu pfeifen, ich werde danach tanzen; will er aber die Überbleibsel dieses (des lothringischen) Volkes völlig vernichten, so wird er es für recht finden, daß ich mit dabei bin."

Schon vor diesem neuen Bruche waren gegen die Rechtsgiltigkeit des in St. Germain beschworenen Vertrages von verschiedener Seite Einsprüche erhoben worden. Der von Karl eingesetzte souveräne Hof, der sich damals in Wallerfangen befand, hatte schon am 7. Mai den Vertrag für unverbindlich und nichtig erklärt, „weil kein Fürst das Recht habe, einseitig über sein Land zu verfügen oder auch nur einen Teil seiner Staaten zu veräußern ohne Zustimmung des Volkes, dessen Wohl ihm die Vorsehung anvertraut habe". Von Wien aus hatte gleichzeitig der Herzog Franz Nikolas im Namen des lothringischen Hauses Protest erhoben und bei allen europäischen Höfen Verwahrung eingelegt gegen die Nachteile, die den Rechten seines Hauses aus jenem Vertrage erwachsen könnten.

Nach kurzer, dreimonatlicher Ruhe brachen aufs neue alle Kriegsgreuel über die unglückseligen lothringischen Länder herein. Mit starken Truppenmassen rückte du Hallier vor die einzelnen Plätze. Die Mehrzahl der Städte, wie Pont à Mousson, St. Mihiel, Gondrecourt, des grausamen Loses gedenkend, das kurz zuvor noch die Bewohner und die Besatzung von Lüneville nach Einnahme der Stadt durch die Franzosen getroffen hatte, öffneten ohne Gegenwehr die Thore und schwuren

Ludwig XIII. den Treueid. Epinal dagegen leistete hartnäckigen Widerstand. Als die Franzosen nach langer Belagerung endlich in diese Stadt eindrangen, wurde von Straße zu Straße verzweifelt gekämpft. Zuletzt in das feste Schloß zurückgedrängt, wehrten die tapfern Leute sich so hartnäckig, daß du Hallier ihnen ehrenvollen Abzug zusichern mußte. In zwei Monaten waren alle festen Plätze bis auf Longwy, Daus und la Mothe wieder in den Händen der Franzosen. Zwar drang auch Karl mit seinem Kriegsvolke in das Land ein, entsetzte das umschlossene Daus, brachte du Hallier eine empfindliche Niederlage bei Hareville an der Maas bei, wo die Franzosen 1500 Tote, 1000 Gefangene und ihr ganzes Gepäck verloren, rückte dann bis la Mothe vor und warf eine starke Besatzung in die Bergfeste. Aber seine Kräfte reichten nicht aus, sich der größeren Städte zu bemächtigen, und bei einbrechendem Winter sah er sich durch Mangel an Vorräten gezwungen, das gänzlich verödete Land zu verlassen und nach den Niederlanden zurückzukehren.

In Paris faßte man jetzt den Beschluß, die Länder des Herzogs ganz mit der Krone Frankreich zu vereinigen, denn der eine Teil der lothringischen Staaten sei dem Könige verfallen wegen der Untreue des Vasallen, der andere Teil, in dem der Herzog vordem souverän gewesen, sei nach dem Inhalte des zuletzt geschlossenen Vertrages verwirkt wegen Vertragsbruches. Und noch eine besondere boshafte Rache hatte Richelieu gegen den Herzog ausgedacht. Er wollte Karl nicht nur seiner Staaten sondern auch der schönen Cantecroix berauben. Mit einem Male fühlte er sein Gewissen beruhigt wegen des Ärgernisses, das der Herzog durch seine wilde Ehe der gesamten Christenheit gebe, und auf sein Betreiben sprach Urban VIII. im Anfange des Jahres 1642 über Karl wegen seines Zusammenlebens mit der Cantecroix die lange gedrohte Exkommunikation aus. Gegen diese Maßregel reichte Karl in Rom einen Protest ein, der sich

darauf ſtützte, daß die päpſtliche Sentenz dem kanoniſchen Rechte und den Privilegien der Herzöge von Lothringen widerſpreche. Urban VIII. wollte den Einſpruch des Herzogs entgegennehmen nur unter der Bedingung, daß dieſer ſich von ſeiner „Konkubine“ trenne. Um dem päpſtlichen Stuhle genug zu thun, brach Karl die Beziehungen zu Beatrix vor der Welt ab, ſetzte ſie aber im geheimen fort.

Nach einer kurzen Rückkehr in ſein Land war Herzog Karl wieder ein länderloſer Fürſt geworden. Entſchloſſen, ſich jetzt ganz dem Kriegsglücke in die Arme zu werfen, zog er ſein abenteuerndes Kriegsvolk bei Saarbrücken zuſammen, um in kaiſerlichen Dienſten dem alten Waffengefährten Mercy zuzuziehen, der in Schwaben dem Vordringen der franzöſiſchen Heere gegen Baiern wehrte.

Achter Abschnitt.

Der Tod Richelieus. Würdigung seiner Erfolge. Getäuschte Hoffnungen auf einen Umschlag der allgemeinen Politik Frankreichs. Der Kardinal Mazarin und die Regentin Anna. Die Regentschaft geht in den Bahnen Richelieus weiter. Die Schlacht bei Tuttlingen. Trügerische Unterhandlungen der Regentin mit dem Herzoge Karl. Die Importants und Mazarin. Karl tritt wieder in die Dienste Spaniens. Der Marquis de la Ferté Statthalter in Nancy. Die Zerstörung der Feste la Mothe.

Am 4. Dezember 1642 starb, unbeklagt von dem Könige, dem er gedient hatte, gehaßt von seiner Umgebung und verwünscht von dem Volke, der Kardinal Richelieu, nachdem er zum Unsegen seines Landes das Königtum zur schranken- und zügellosen Gewalt erhoben, Frankreichs Übergewicht über alle Nachbarländer begründet und zu diesem Zwecke alle Staaten mit Aufruhr und Zwietracht erfüllt hatte. Er starb so gefürchtet, sagt Montglat, daß man nicht wagte zu sagen, er sei tot, aus Furcht, er könne die Laune und den Willen haben wiederzukommen. Im Sinne einer machiavellistischen Zeit war er das Ideal eines großen Staatsmannes gewesen. Durch zusammenfassenden Blick, der die allgemeine Lage der Dinge klar übersah und beherrschte, durch kalte Berechnung, ungemeine Stärke des Willens und durch eine Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, die sich durch die Abstraktionen Gerechtigkeit, Wahrheit und Menschenglück nicht beunruhigen ließ, hatte er nach unzulänglicher menschlicher Einsicht die äußere

Größe seines Landes aufgerichtet.*) Aber ein durch den Erfolg nicht beirrter Blick mußte erkennen, daß er seine Ziele nur erreicht hatte, indem er die lebendigen Kräfte im Staatsleben vernichtete. Sterbend hat er dem Priester, der ihn mahnte, seinen Feinden zu verzeihen, geantwortet, daß er keine anderen gehabt habe als die Feinde des Staates; aber die Leidenschaft zu herrschen hatte sich in seinem Geiste so mit dem, was er das Staatswohl nannte, verwoben, daß ihm das eine gleichbedeutend mit dem anderen geworden war. Die Nachricht von seinem Tode wirkte nach allen Seiten wie eine Erlösung von ungeheurem Drucke und von allgemeiner Unsicherheit; überall wurde der Wunsch nach einer Umkehr, nach einem endlichen Frieden laut; man hätte im ersten Augenblicke gerne die letzte Spur seines Wirkens ausgetilgt.**) Die Wünsche und Hoffnungen wurden lauter, als wenige Monate später auch Ludwig XIII. starb, ungehaßt und unbeklagt, weil man ihn weder für das Gute noch für das Böse verantwortlich

*) „Ich habe", so sagte er in seinem Testamente, „Gallien die Grenzen zurückgeben wollen, welche die Natur ihm gesetzt hat, ich wollte Gallien mit Frankreich eins machen und überall, wo das alte Gallien gewesen war, das neue wieder finden." Er hätte hinzufügen dürfen, daß der Protestantismus, wenn irgend einem, so ihm, dem römischen Kardinal, seine Erhaltung verdanke.

**) So lauten die Berichte der Zeitgenossen: Montglats, des Kardinals Retz, des venetianischen Gesandten Nani u. a. Die Bewunderung, die unter den neueren Geschichtschreibern besonders Ranke für Richelieu bekundet, erklärt sich aus dem Standpunkte, von dem aus Ranke die menschlichen Dinge betrachtet. Er sieht in der Geschichte vor allem das Werk der Diplomatie und Politik; er liebt und bewundert darum die gelungene diplomatische Intrigue; das Volk mit seinen elementaren Kräften, seinen dunklen Instinkten, seinen Schmerzen und Leiden bleibt ihm auf seinem Standpunkte fremd. In seinem Urteile vermissen wir oft die politische Gerechtigkeit. Treitschke hat daher Recht, wenn er meint, in Ranke höre man nicht die Stimme des Gewissens, und aus dieser Eigenschaft komme die gerühmte „ruhige Schönheit" des Rankeschen „Kunstwerkes".

machte. Für die Seelenruhe des Königs ließ Herzog Karl, der unerbittlich verfolgte Jugendgespiele des Gestorbenen, eine feierliche Messe lesen.

Vier Tage nach dem Tode des Königs ging die unbeschränkte Leitung der Geschäfte an die königliche Witwe Anna, die Tochter Spaniens, die alte Gegnerin Richelieus, die Vertraute der Chevreuse, die geheime Freundin des Herzogs von Lothringen, über. Die allgemeine Meinung war, daß wie einst die Witwe Heinrichs IV. das politische System ihres Gemahles geändert habe, so jetzt die Königin Anna die Irrwege des Mannes, den sie allezeit im stillen gehaßt und bekämpft hatte, verlassen und der Christenheit den allgemeinen Frieden zurückbringen werde. Das erschöpfte Frankreich, das ausgeraubte deutsche Reich, das von innerem Aufruhr zerrissene Spanien, alles verlangte und erhoffte den Frieden. Diese Erwartung wurde noch bestärkt, als bald nach dem Tode des Königs die alten Gegner Richelieus, der Herzog von Vendome, der Herzog von Guise, die Chevreuse u. a. an den Hof zurückkehrten, als die Bastille ihre Gefangenen entließ und Margarete von Lothringen, deren Ehe mit Gaston so böses Zerwürfnis erzeugt hatte, feierlich in Paris einzog. Aber wenn auch in den Verhältnissen am Hofe manches anders wurde: die äußeren Beziehungen blieben unter der Regentschaft der Spanierin dieselben wie zuvor; in allem, was man die überlieferte Politik Frankreichs nennen kann, änderte sich nichts. Frankreich behielt dieselben Verbündeten und dieselben Gegner, die es zur Zeit Heinrichs IV. und in den Tagen Richelieus gehabt hatte. Vergebens ließ der friedliebende Kaiser Ferdinand unter Berufung auf die Religion und das Gewissen der Königin wohlgemeinte Vorschläge zum Abschlusse eines Friedens machen; vergebens erwiesen sich auch bei dieser Frau von spanischer Herkunft und spanischer Frömmigkeit die Bitten des römischen Hofes und des französischen Episkopates, das Ärgernis eines verdammlichen Krieges zwischen dem aller

christlichsten Könige und der katholischen Majestät Spaniens zu beseitigen und dem eigenen erschöpften Lande die notwendige Erleichterung zu verschaffen. Die Königin verharrte trotz der Berufung auf ihre Religion und ihr Gewissen — es war vielleicht das letzte Mal, daß eine Großmacht durch Berufung auf Religion und Gewissen einer anderen feindlichen Großmacht einen politischen Erfolg erwartete — bei der Allianz mit Schweden, mit Holland und den Mitgliedern des Heilbronner Bundes; denn die Religion und das Gewissen der Königin war — Mazarin.

Mazzarini, der schöne und geschmeidige, kühne und zurückhaltende, ehrgeizige und demütige Italiener, der Erbe von Richelieus Grundsätzen, hatte sich schon zu Lebzeiten Ludwigs XIII., ohne daß jemand dies ahnte, ganz im geheimen der Königin unentbehrlich gemacht. Man erzählt, daß bei der ersten Vorstellung Mazarins Ludwig XIII. der Königin boshaft bemerkt habe: „Er wird Ihnen gefallen, Madame, denn er ist Buckingham ähnlich!“

Längst hatte Richelieu in Mazarin ein geeignetes Werkzeug seiner Politik gefunden. In der ersten Zeit der oberitalischen Wirren hatte Mazarin als päpstlicher Agent am französischen Hofe sich dem Kardinale schon durch seine Dienste empfohlen, indem er das Vertrauen seines Herrn getäuscht und den Herzog von Savoyen dahin gebracht hatte, Pinerolo an Frankreich abzutreten. Am Ende des Jahres 1634 war er im Auftrage des Papstes wiederum an den französischen Hof gekommen. Auf das Drängen der katholischen Mächte machte nämlich Papst Urban VIII. damals den Versuch, der planmäßigen Verwüstung Lothringens Einhalt zu thun und Ludwig XIII. für eine Restitution Karls IV. zu gewinnen. Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe vertraute er Mazarin an, der zu dieser Zeit eine außerordentliche Nuntiatur in Frankreich verwaltete und von dem Herzoge Karl wie von dessen Bruder Franz dem Papste eigens zu diesem Dienste

empfohlen war. Der päpstliche Abgesandte beeilte sich indes, Richelieu versichern zu lassen, wie sehr er beklage, mit einer Sendung beschwert zu sein, die seinen Neigungen und Wünschen widerstrebe; denn er begehre, allezeit nur für die Interessen Frankreichs thätig zu sein, und der Kardinal könne keinen ergebeneren Diener haben, als er sei. Er führte dann seinen Auftrag mit einer solchen Fügsamkeit nach den Absichten des Kardinals Richelieu aus, daß König Philipp von Spanien in Rom dringend die Abberufung des Gesandten verlangte. Seitdem genoß Mazarin das ganze Vertrauen des Kardinals. Als Ende 1638 der kluge Berater Richelieus, der Pater Joseph, ohne den stets erwünschten Purpur erhalten zu haben, starb, war ein Platz leer geworden; und Richelieu empfahl jetzt den seinen, gelehrigen Priester, der ohne Familie, ohne Anhang und deshalb ohne Gefahr für ihn selbst war, dem Könige und der Königin. Er hob ihn auf die höchste Stufe und erzwang ihm von dem widerstrebenden Papste den Kardinalshut, den er dem Pater Joseph stets vorenthalten hatte. Klug hatte sich dann Mazzarini hinter der Bühne gehalten, bis nach dem Tode Ludwigs XIII. die Königin Anna Regentin von Frankreich wurde.

Allgemein hielt man Mazarin, weil er ein eifriger Diener und Freund Richelieus war, für einen Gegner der Königin. Um so größer war daher das allgemeine Staunen, als man wenige Tage nach dem Tode Ludwigs erfuhr, daß dem unbeachteten Ausländer, der als Feind Annas für abgethan galt, die Fülle der Gewalt übertragen sei. — Dem wohlgestalteten, schönen und gefälligen, geschäftlich gewandten Italiener war gelungen, was Richelieus schroffes Wesen vergeblich versucht hatte: er hatte sich im geheimen Bahn gebrochen in das Herz der Königin; und des Herzens Meister, gab er auch dem Kopfe Annas die Richtung. Er lehrte sie die schwere aber nötige Kunst, ihr Benehmen stets den Umständen anzupassen und dabei doch denselben Zweck

zu verfolgen; auch wußte er sie zu überzeugen, daß er die Macht nur wünsche, um ihr besser dienen zu können und alle Ehren und Erfolge auf sie zu häufen. Um sich aber in der Macht zu behaupten, mußte er den Krieg fortsetzen, das Volk blenden und mit Siegesberichten berauschen. Darum war Mazarin entschlossen, keine der Errungenschaften Richelieus aufzugeben, durch kriegerische Erfolge der nationalen Eitelkeit der Franzosen zu schmeicheln und die Erinnerung auszutilgen, daß er ein Italiener, ein geborener Unterthan des Königs von Spanien sei. Nicht nur Elsaß und Lothringen sollten festgehalten werden; auch die Freigrafschaft und Luxemburg, das alte Königreich Austrasien, so hörte man ihn sagen, wird man an Frankreich annexiert sehen. — Wurde das deutsche Reich in Stücke zerschlagen, so hatte Frankreich ja nur die Stücke für sich zu sammeln. — Die sinnlich träge, ernsten Geschäften abgeneigte Königin wurde von Mazarin leicht überzeugt, daß es ihr eigenster Vorteil sei, den Krieg auf allen Punkten fortzusetzen und nichts von dem bisher Geraubten herauszugeben. Sie folgte diesem Antriebe um so mehr, als das Gefühl der Mutter in ihr das Übergewicht über die Tochter des Hauses Habsburg gewonnen hatte, und so freute sie sich einer Politik, die nach den Versicherungen des Kardinals ihren kleinen Sohn, den man auf Denkmünzen als puer triumphator darstellte, zum mächtigsten Fürsten machen werde. Mazarin bedurfte also des Krieges und der Siegesberichte; und den Mann, der diese machen sollte, entdeckte er in dem rohen und schwulstigen Hofheros Louis Enghien, dem Herzoge von Condé.

So dauerte der Krieg am Rheine, in den Niederlanden und am Fuße der Pyrenäen trotz den furchtbaren Leiden der Völker fort. Die ersten Erfolge von Mazarins Vorschlägen, der Sieg bei Rocroi (19. Mai 1643), wo Condé dem Kerne des für unüberwindlich gehaltenen spanischen Fußvolkes eine Niederlage beibrachte, sowie die Einnahme Dieden-

hofens, das den Franzosen die geraubten Bistümer sicherte, wurden als Ruhmesthaten des jungen Königs und der „weisen Regentin“ gepriesen; sie gewannen die Königin vollends für die kriegerischen Pläne Mazarins und hielten sie auf dem einmal eingeschlagenen Wege fest. — Sechzehn Jahre betäubte Mazarin mit dem Rauche seiner Siegesberichte das Gehirn Frankreichs, während er dem Volkskörper das Blut aus den Adern sog und für sich und die Seinen ungeheure Reichtümer aufhäufte.

Die Königin Anna, deren Sympathien sich wenig nach denen ihres Gemahles richteten, hatte dem stattlichen Herzoge Karl seit der ersten Begegnung eine große Zuneigung bekundet; ebenso hatte Karl sich bei jeder Gelegenheit, selbst in seinen schlimmsten Tagen, beeifert, der blonden Schönheit der Königin seine Huldigungen darzubringen. Ein geheimer brieflicher Verkehr, in welchem die Galanterie ohne Zweifel die Politik überwog, wurde lange Zeit zwischen beiden unterhalten und von der Königin zuletzt nur aus Furcht vor den Späheraugen Richelieus abgebrochen. Als Regentin nahm Anna diesen Briefwechsel in dem alten Tone wieder auf und weckte dadurch in dem Herzoge die Hoffnung auf eine baldige Restitution seiner Staaten. Vielleicht dachte die Regentin im ersten Augenblicke ernsthaft daran, die lothringischen Angelegenheiten zu Gunsten des vertriebenen Herzogs zu ordnen,*) aber bald richtete sie ihren Briefwechsel mit Karl ganz nach den Absichten ihres Freundes und Ministers, des unentbehrlich gewordenen Kardinals, ein. Dies geht aus Mazarins Auf

*) Calmet III. Lors que la reine, après la mort de son époux fut regente du royaume, elle fit tous les efforts pour accomoder les affaires du duc Charles d'une manière qui lui fut également glorieuse et avantageuse; et elle y aurait réussi, si le duc avait voulu répondre à la passion, qu'elle avait de l'obliger et de l'attirer dans ses interêts avant que le cardinal de Mazarin se fût affermi dans le ministère.

zeichnungen deutlich hervor; er wollte durch die leeren Hoffnungen, welche die Briefe der Königin in dem Herzoge weckten, dessen Waffen in Unthätigkeit erhalten, so lange die umlagerte Festung Diedenhofen den Stürmen Enghiens noch widerstand.*) Als Diedenhofen aber am 10. August, nach ruhmvoller Verteidigung nur noch ein Trümmerhaufe, in die Gewalt der Franzosen gekommen war, und Condé drei Wochen später am 2. September auch die Stadt Sierck, wo damals die Cantecroix sich aufhielt, wegnahm, konnte Karl die eigentlichen Absichten der Königin, über die er zum Überflusse auch noch durch Briefe seiner Schwester aus Paris unterrichtet wurde, nicht länger mißkennen und brach aus seiner abwartenden Unthätigkeit zu neuem Kriegswerke auf.

Im Sommer 1643 hatte der französische Marschall Guebriant den Befehl erhalten, durch Wirtemberg gegen Bayern vorzudringen, um dadurch die Bayern abzuhalten, dem hart bedrängten Diedenhofen zu Hilfe zu eilen. Durch den General Mercy war er indes genötigt worden, unter schweren Verlusten auf die linke Rheinseite zurückzugehen und sein arg zerrüttetes Kriegsvolk bei Benfeld im Niederelsasse einzulagern. Verstärkt durch 7000 Mann, meist alte weimarische Regimenter, die der Graf Ranzau durch Lothringen über Pfalzburg herbeiführte, ging Guebriant Ende Oktober aufs neue über den Rhein, um das vereitelte Unternehmen gegen Bayern wieder aufzunehmen. Das französisch-weimarische Heer zog durch das Kinzigthal gegen den oberen Neckar und begann am 8. November das feste Rotweil zu stürmen. Die Stadt fiel, aber bei dem Sturme ward der französische Marschall tödlich verwundet und starb infolge einer ungeschickten

*) Trattenere destramente in negotiazioni il duca di Lorena affinché non s'impegni con le truppe contro de noi durante l'assièdio di Thionville. (Carnets von Mazarin.)

Amputation gleich nach der Einnahme des Platzes. An seine Stelle trat als Höchster im Range Graf Ranzau, ein Holsteiner von Geburt, der, den Krieg nur als Krieg betreibend, zuerst unter schwedischen Fahnen gedient hatte und dann in die Dienste Frankreichs trat.*) Man hörte ihn prahlen, er werde in einigen Wochen in München sein und denke sich den Halskragen in bayerischem Blute zu waschen.

Am 24. November, einem schneefinstern kalten Tage, lag sein Heer, 18000 Mann stark, um Tuttlingen an der Donau und pflegte der Ruhe, als plötzlich der Herzog von Lothringen mit Mercy und Johann von Werth von einer Seite, wo der Feind sie am wenigsten vermutete, wie aus der Erde emporgetaucht, vor dieser Stadt erschienen, die Kanonen der Feinde wegnahmen und eine unbeschreibliche Verwirrung unter den überraschten Gegnern anrichteten. Durch seine Späher unterrichtet, daß Ranzau sorglos in Tuttlingen und, von ihm getrennt, der schwedische General Rose in Misingen lagerte, war Karl mit Johann von Werth und Mercy auf entlegenen Wegen zwei Tage und Nächte ohne Aufenthalt marschiert und stand plötzlich zwischen dem getrennt liegenden Feind, der sich eines solchen Überfalles nicht versehen hatte. Die Schlacht war für die Franzosen verloren, ehe sie noch begonnen hatte. Nur ein Teil der feindlichen Reiter entkam; von dem Fußvolke entging kein Mann dem Tode oder der Gefangenschaft. Die Generäle Ranzau, Maugiron, der Herzog von Vitry, Montauzier, 800 Offiziere und 9000 Soldaten wurden gefangen; mehr als 3000 Tote deckten das Schlachtfeld; das ganze Gepäck, eine reiche Beute an silbernem Gerät fiel in die Hand des Lothringers. Die Ehre dieses Erfolges gebührte insofern

*) Ranzau war einer der schönsten Männer; er war ein Werkzeug Richelieus gegen den Herzog von Orleans und galt als der Vater Ludwigs XIV., der eine auffallende Ähnlichkeit mit ihm hatte.

einzig dem Herzoge Karl, als er alle Bedingungen, die Mercy dem überraſchten und umzingelten Feinde anbieten wollte, als Schwäche verſpottet und Ergebung auf Gnade und Ungnade gefordert hatte. Weit und breit, in Wien, München, Köln, Brüſſel wurden wegen dieſes Sieges kirchliche Dankfeſte veranſtaltet. Das Volk gab durch Spottlieder und Witzworte ſeine Freude über die Niederlage der Franzoſen kund. In Paris, wo man noch von dem Erfolge von Rocroi berauſcht war, verurſachte die Kunde von der großen Niederlage eine gewaltige Ernüchterung; man fürchtete ſchon den Fall Breiſachs und den Verluſt des Elſaſſes, und eilig wurde Turenne, der in Piemont ſtand, herbeigerufen, um mit Condé die gefährdete Rheingrenze zu hüten. Das Glück der kaiſerlichen Waffen ſtand in dieſem Augenblicke ſo hoch, wie es ſeit der Nördlinger Schlacht nicht mehr geſtanden hatte. Die Franzoſen waren aus Süddeutſchland herausgeworfen, und zu gleicher Zeit waren auch die Schweden, am Belt durch einen neuen Feind angegriffen, zum Abzuge aus den kaiſerlichen Erblanden gezwungen worden. Unter dieſen günſtigen Zeichen hatten ſich eben die kaiſerlichen Geſandten in Münſter und Osnabrück zu dem allgemeinen Friedenswerke eingefunden.

Das Verhalten des Herzogs Karl nach der Tuttlinger Schlacht entſprach ganz dem unklaren und ſchwankenden Weſen, das er ſeit dem Jahre 1641 offenbart hatte. Er entließ die gefangenen Generäle Ranzau und den Grafen Maugiron auf ihr bloßes Wort nach Paris und beauftragte ſie, der Königin die Verſicherungen ſeiner Ergebenheit auszuſprechen. War es nur die Galanterie des ehemaligen Liebhabers, oder war es derſelbe unheilbare Wahn, der ihn vor zwei Jahren nach Paris geführt hatte, um von dem Feinde zu erhalten, was er von den Bundesgenoſſen zu erlangen verzweifelte: der Sieger von Tuttlingen bahnte neue Verhandlungen mit der Königin an und ließ ihr durch die genannten Generäle melden, wie ſehr

er bedauere, ihr durch seinen Sieg einen Kummer bereitet zu haben.

Nicht lange nach dieser Botschaft kam Graf Maugiron als Gesandter aus Paris und schlug dem Herzoge vor, auf Grund des Vertrages von St. Germain sich mit der Regentin zu verständigen. Um diesem schimpflichen Anerbieten einen Schein zu geben, hob der Abgesandte hervor, daß die Regentin ein nicht geringes Opfer bringe, wenn sie sich entschließe, in dem Augenblicke, wo die allgemeinen Friedenskonferenzen eröffnet seien, mit dem Herzoge gesondert zu verhandeln. Er möge bedenken, daß Spanien leicht dazu gebracht werden könne, um eigener Vorteile willen die lothringische Sache auf dem Kongresse preiszugeben und der alleinigen Entscheidung Frankreichs zu überlassen. Gern würde die Regentin dem Herzoge schon jetzt größere Zugeständnisse machen, aber die Notwendigkeit, die ihr die eigne Stellung, die Pflicht gegen ihren Sohn, den König, und die Rücksicht auf das Urteil des französischen Volkes auferlege, machten ihr dies so lange unmöglich, als Karl noch mit den Feinden Frankreichs verbündet sei; in dem Augenblicke jedoch, in dem er sich von dem Hause Österreich lossage und den Bruch mit diesem unheilbar mache, werde sie unter dem allgemeinen Beifalle Frankreichs das Verlangen des Herzogs nach einer vollen Restitution seiner Staaten erfüllen können. „Ich gestehe", so schreibt sie am 24. Mai an den Herzog, „daß ich meiner Liebe für Sie und Ihre Sache Gewalt anthue, wenn ich mich nicht offen entschließe, allem, was Sie wünschen, zu willfahren. Keine andere Rücksicht als die auf den Dienst des Königs, meines Sohnes, wäre imstande, mich davon abzuhalten. Indem ich Ihnen aber Gelegenheit gebe, Frankreich große Dienste zu leisten, wünsche und hoffe ich, Ihnen auch Beweise meiner Achtung und Liebe geben zu können, ohne daß jemand dies tadeln wird".*)

*) Haussonville II. 212 ff.

Auch Karls Angelegenheit mit der Dame Cantecroix wurde nicht vergessen. Um von dieser Seite auf den Herzog einzuwirken, der bei der Ankunft Maugirons zu Worms infolge der winterlichen Strapazen krank lag und von der schönen Frau gepflegt wurde, gab der Gesandte die Versicherung, daß die Königin sehr geneigt sei, die Interessen der Cantecroix zu fördern und ihr volle Genugthuung zu verschaffen.

Unter dem großen Dienste, welchen der Herzog Frankreich leisten sollte, verstand die Regentin den offenen und unheilbaren Bruch mit Spanien und Österreich. Von französischen Truppen unterstützt, sollte er in die Freigrafschaft einfallen; alles Eroberte sollte ihm verbleiben. Es waren genau dieselben Forderungen, die von Richelieu wiederholt an den Herzog gestellt worden waren, und Anna von Spanien, welche diese Zumutungen umhüllt mit zärtlichen Reden wiederholte, bewies dadurch, daß Mazarin an ihr eine würdige und fortgeschrittene Schülerin in der Verstellung und Staatsklugheit gefunden hatte. Karl beantwortete die Vorschläge der Regentin nicht ohne Spott. Er that erstaunt, daß die Königin, die doch eine so große Bewunderung für seine ritterlichen Tugenden zeige, ihn an einen entehrenden Vertrag erinnere, der durch Gewalt erzwungen und durch das Gutachten seines souveränen Hofes für ungültig erklärt sei. Er beteuerte aufs neue den heißen Wunsch, der Königin in jeder Weise zu dienen; auf ihren Wunsch würde er nach Paris fliegen, wenn er nicht krank an das Bett gefesselt wäre. Aber wie dürfe man hoffen, daß ein Mann, den man zuvor um Ehre und Ansehen gebracht habe, Frankreich nützen könne! Wenn die Königin Rücksichten nehmen müsse auf ihren Sohn und auf ihr Volk, so habe auch er Rücksichten zu beobachten gegen sein Haus, gegen seine Vasallen und sein Heer; alle würden ihn für einen Thoren und Feigling halten, wenn er Krieg führe ohne den bestimmten Zweck, wieder in den vollen Besitz seiner Staaten

zu gelangen; alle würden ihn auch in diesem Falle verlassen und es ihm so unmöglich machen, der Königin nützlich zu sein. Nicht einmal der wirkliche Besitz Lothringens sei ihm die Hauptsache; wichtiger noch sei ihm die Meinung der Menschen, daß er Lothringen besitze. Denn wenn man ihm dieses Land auch zurückgebe, so werde man ihm doch niemals zurückgeben können, was man ihm genommen habe, da in jenem unglücklichen Lande keine Spur mehr sei von dem, was es einst gewesen; sein Land sei nur noch ein Skelett, nichts sei von ihm geblieben als die Stelle, wo es einst gestanden. Darum möge man den zu St. Germain mit Gewalt erpreßten Vertrag nicht mehr erwähnen, sondern ihm Lothringen ungeschmälert zurückgeben. Die Städte Nancy, Clermont, Stenay und Jametz wolle er vorläufig in den Händen Frankreichs lassen unter der Bedingung, daß ihm deren Rückgabe in einer genau bestimmten Zeit zugesichert werde.

So verbindlich die Worte auch waren, mit denen diese Verhandlungen geführt wurden, so wenig konnten sie zu einem Ergebnisse führen; denn Mazarin dachte ebensowenig wie Richelieu daran, ein selbständiges Herzogtum Lothringen wieder herzustellen. Auch Karl führte die Verhandlungen nur zum Scheine. So lange Mazarin herrschte, das berichteten ihm seine Anhänger am Hofe, durfte er die Herausgabe seiner geraubten Staaten nicht erwarten; alle seine Hoffnungen beruhten darum auf der neuen, Mazarin feindlichen Hofpartei, die wegen der Zuversicht, mit der sie auftrat, den Namen der Importants erhielt. Es waren die alten Gegner Richelieus: die Herzoge von Beaufort, von Vendome, von Bouillon und von Guise, die Epernon und Montasson, die an den Hof zurückgekehrt waren und im Vertrauen auf die Dankbarkeit der Königin, der sie einst gedient hatten, den feinen Italiener, „den neuen Concini", der ihrem Einflusse im Wege stand, auf die eine oder andere Art zu beseitigen dachten; es waren die Freunde Spaniens und des lothringischen Hauses, die

für den allgemeinen Frieden und die Wiederherſtellung des Herzogs thätig waren. Die Seele der ganzen Partei war die alte Gegnerin Richelieus, die ehemalige Vertraute der Königin Anna, die Freundin Karls von Lothringen, die durch ihren Geiſt und ihre Schönheit beſtrickende Herzogin von Chevreuſe. Sie glaubte noch den alten Einfluß auf die Königin ausüben zu können und gefiel ſich in dem Gedanken, der Krone Spanien und dem Herzoge Karl die alte Gaſtfreundſchaft zu lohnen, indem ſie Spanien den Frieden und dem Herzoge die Zurückgabe ſeiner Staaten erwirkte. Karl ſelbſt ſtand durch Clinchamp, einen ſeiner vertrauteſten Offiziere, der ſich in Paris aufhielt, mit der Chevreuſe und den Importants in geheimer Verbindung.

Ein ſtiller Kampf auf Leben und Tod, deſſen Anfang und Fortgang La Rochefoucauld, der Freund der Herzogin von Chevreuſe, geſchildert hat, entſpann ſich jetzt zwiſchen der Politik Mazarins und den Plänen und Anſprüchen der Importants. Dieſe, indem ſie an die Zeiten der gemeinſamen Gegnerſchaft gegen Richelieu erinnerten, drängten die Königin, einen vollſtändigen Wechſel in den bisherigen Bündniſſen vorzunehmen, den allgemeinen Frieden wieder herzuſtellen und den Italiener zu entlaſſen. Sie waren aber auch entſchloſſen, wenn es nicht anders gehe, mit Mazarin zu verfahren, wie Luynes einſt mit dem Marſchall d'Ancre verfahren war. Aber Mazarin war und blieb in dieſem Kampfe eben wegen des Verhältniſſes, das er die „Freundſchaft der Königin" nannte, der ſtärkere; und in dieſer ungleichen Poſition unterlagen die Importants dem unumſchränkten Gebieter über den Leib und die Seele der Königin. Beaufort wurde verhaftet und in den Turm nach Vincennes gebracht; die Herzogin von Chevreuſe, die alle Fäden des Ränkeſpiels in Händen hatte, mußte aufs neue den Hof verlaſſen und war zuletzt noch glücklich genug, nebſt ihrer Tochter Charlotte auf Querwegen durch die

Einöden der Bretagne nach St. Malo zu gelangen, von wo sie in einer elenden Barke vor ihrem Verfolger nach der Insel Wight entkam. Von England begab sie sich im Winter 1645 an den Brüsseler Hof, und suchte von da aus die Reste der Partei aufrecht zu halten und dem Kardinal immerfort neue Schwierigkeiten zu bereiten.

Ernstlich hatte Herzog Karl niemals daran gedacht, von Mazarin die Wiederherstellung seiner Souveränetät und den Frieden mit Frankreich zu erlangen; alle seine Hoffnungen hatten sich vielmehr an den Sturz des Ministers und den Sieg der Importants geknüpft. Ebensowenig hatte er die Absicht gehabt, im Dienste Frankreichs die Waffen gegen den Kaiser oder Spanien zu tragen, weil er klar erkannte, daß nach dem Zusammenbruche der habsburgischen Macht Lothringen ganz dem Belieben Frankreichs überantwortet sein werde. Wenn er gleichwohl in seinen Verhandlungen mit der Königin den Gedanken eines Bruches mit dem Hause Österreich zuließ, so war dies nur ein Spiel, durch das er zugleich die Krone Spanien gegen seine Forderungen und Wünsche gefügiger zu machen gedachte. Ein Friede, der ihm die Souveränetät in seinem Herzogtum sichern sollte, mußte zugleich ein Friede zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg sein. Diese Aussicht war für Karl durch die Niederlage der Friedenspartei am französischen Hofe und die befestigte Herrschaft Mazarins dahin; und damit nahm auch der trügerische Briefwechsel zwischen ihm und der Königin ein Ende. Als heimatloser Kriegsmann stellte sich Karl aufs neue in die Dienste Spaniens, in denen er sein verlorenes Herzogtum mit den Waffen wiederzugewinnen meinte.

Der Tod Richelieus und die Verhandlungen zwischen Karl und der Regentin hatten den lothringischen Ländern, in denen alle Dämonen des Krieges das Elend zu einer

schier unglaublichen Höhe gesteigert hatten, eine kurze Ruhe gebracht. Im April des Jahres 1643 war du Hallier, der bisherige Gouverneur von Nancy, als Statthalter in die Champagne geschickt und an seine Stelle ein angesehener lothringischer Edelmann, der Marquis von Lenoncourt, ernannt worden. Es war in den ersten Tagen der Regentschaft der Königin, und allgemein deutete man diese Ernennung als Zeichen eines geänderten Systems und einer versöhnlichen Politik gegen Lothringen. Große Hoffnungen auf bessere Zeiten knüpften sich an diesen Umstand; aber sie sollten nur von kurzer Dauer sein. Lenoncourt fiel im August des Jahres bei dem Sturme auf Diedenhofen, und die Wahl des neuen Statthalters ließ keinen Zweifel daran, daß im Rate der Königin Mazarin gesiegt habe und daß die Regentschaft auf den Wegen Richelieus weiter gehen werde. Denn wenige Wochen nach Lenoncourts Tode wurde mit der Statthalterschaft in Nancy Henri de Senneterre, bekannter unter dem Namen des Marquis von Ferté, betraut, ein Mann, dessen rücksichtslose Härte und unersättliche Habsucht in Lothringen sprichwörtlich geworden ist. Zwanzig Jahre hat er hier wie ein Verres in einem ausgehungerten Lande gewaltet, unermüdlich darauf bedacht, den Bewohnern des Landes französische Gesinnung aufzuzwingen und ihnen durch Erfindung von immer neuen Auflagen den letzten Rest ihrer Habe abzupressen. Bei seinem Einzuge in Nancy überreichte ihm die Bürgerschaft, so erzählt Guillemin, eine Schale, gefüllt mit goldenen Münzen, die das Bild der Stadt Nancy trugen. Er fragte, was das Gepräge auf den Münzen bedeute. Man antwortete ihm: Nancy. „Was," fuhr er die Überbringer an, „eine so große Stadt und ein so kleines Gepräge? Lasset die Stücke größer machen, und ihr werdet sehen, daß ich sie besser erkenne".

Bald nach seiner Ankunft in Nancy ging la Ferté daran, die Feste la Mothe zu bezwingen. Dieser auf felsiger

Anhöhe gelegene, durch starke Mauern und Bastionen geschützte Platz hatte schon 1634 durch den heroischen Widerstand, den er den eindringenden Franzosen geleistet, die besondere Aufmerksamkeit der französischen Marschälle auf sich gezogen. Seit Herzog Karl sich von dem Vertrage von St. Germain losgesagt und die Franzosen aufs neue alle festen Plätze des Landes besetzt hatten, war la Mothe die einzige Feste, die, von dem tapferen Obersten Cliquot verteidigt, sich gegen alle Angriffe behauptet hatte. La Ferté drang deshalb bei Mazarin auf die Vernichtung dieser letzten Burg lothringischer Unabhängigkeit.

Im Dezember 1644, nachdem der Einfluß der Importants am Hofe vernichtet war, schickte Mazarin seinen Landsmann und Günstling, den Italiener Magalotti, um den Platz durch eine regelrechte Belagerung zu nehmen. Mehr als sechs Monate behauptete der wackere Kommandant die ihm anvertraute Feste gegen alle Belagerungskünste Magalottis, selbst nachdem die Außenwerke durch Minen gesprengt waren. Magalotti selbst fiel bei einem Sturme auf die Stadt und ward dadurch um den Marschallsstab betrogen, den er sich nach dem Wunsche seines Gönners in der eroberten Feste holen sollte. Nach dem Tode des Italieners setzte Villeroi mit neuen und vermehrten Streitkräften die Belagerungsarbeiten fort, während der Prinz von Enghien mit einem überlegenen Heere an der Maas dem Herzoge Karl, der zum Entsatze dieses letzten ihm noch gebliebenen Platzes aus den Niederlanden herbeigeeilt war, die Wege verlegte. Nach einer achtmonatlichen Verteidigung, als weit klaffende Breschen in die Umwallungen gelegt und alle Aussichten auf Entsatz geschwunden waren, ging Cliquot auf eine ihm angebotene Kapitulation ein, welche die Achtung bezeugte, die sich die Verteidiger selbst bei den Feinden erzwungen hatten. Die Besatzung zog mit allen kriegerischen Ehren, wehenden Fahnen

und brennenden Lunten unter Trommelschlag ab; sie führte nicht nur ihr Geschütz und Gepäck, sondern selbst das Mobiliar des Herzogs, das in dem Platze war, mit sich nach Longwy fort. Den Bewohnern der Stadt war durch die Kapitulation ausdrücklich Sicherheit für ihr Leben und ihr Besitztum gewährleistet und freie Wahl gelassen worden, ob sie in der halbzerstörten Stadt bleiben oder ihren Wohnsitz anderswohin verlegen wollten. Aber am dritten Tage nach dem Abzuge der Besatzung ging den Bürgern der Befehl zu, ihre Häuser zu verlassen, weil der Wille des Königs sei, daß nicht nur die Citadelle, sondern alle Gebäude der Stadt, auch die Kirchen nicht ausgenommen, zerstört und der Platz dem Boden gleich gemacht werde. Um den Klagen der Bürger über den Bruch der feierlich geschlossenen Kapitulation Gehör zu verschaffen, begab sich der Intendant Dubois de Riocour, der eine eingehende Beschreibung der beiden Belagerungen von la Mothe hinterlassen hat, nach Paris und verlangte von dem allmächtigen Minister auf Grund des beschworenen Vertrages eine gerechte Behandlung der Stadt und ihrer Bewohner. Aber Mazarin, ungerechter noch als Richelieu, setzte sich leichtes Herzens über die Kapitulation hinweg; von dem Platze, der innerhalb zehn Jahre zweimal der Macht Frankreicht getrotzt hatte, durfte nach dem Willen des Italieners auch kein Stein auf dem anderen bleiben.*) Mit Gewalt wurden hierauf die Bewohner aus ihren Häusern getrieben; die

*) Nach lothringischen Berichten war die barbarische Zerstörung der Stadt ein Werk kleinlicher Rache Mazarins dafür, daß die Soldaten Cliquots während der Belagerung Spottverse auf die Königin und ihren Liebhaber Mazarin gesungen hatten. — Die heimatlos gewordenen Bewohner und Umwohner der Stadt, unter ihnen eine große Zahl Glockengießer, wanderten zum großen Teile über den Rhein nach Wirtemberg, Thüringen, Westfalen, wo sie später als Glockengießer und Verfertiger von Glockenspielen genannt werden.

Anhöhe gelegene, durch ſtarke Mauern und Baſtionen geſchützte Platz hatte ſchon 1634 durch den heroiſchen Widerſtand, den er den eindringenden Franzoſen geleiſtet, die beſondere Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Marſchälle auf ſich gezogen. Seit Herzog Karl ſich von dem Vertrage von St. Germain losgeſagt und die Franzoſen aufs neue alle feſten Plätze des Landes beſetzt hatten, war la Mothe die einzige Feſte, die, von dem tapferen Oberſten Cliquot verteidigt, ſich gegen alle Angriffe behauptet hatte. La Ferté drang deshalb bei Mazarin auf die Vernichtung dieſer letzten Burg lothringiſcher Unabhängigkeit.

Im Dezember 1644, nachdem der Einfluß der Importants am Hofe vernichtet war, ſchickte Mazarin ſeinen Landsmann und Günſtling, den Italiener Magalotti, um den Platz durch eine regelrechte Belagerung zu nehmen. Mehr als ſechs Monate behauptete der wackere Kommandant die ihm anvertraute Feſte gegen alle Belagerungskünſte Magalottis, ſelbſt nachdem die Außenwerke durch Minen geſprengt waren. Magalotti ſelbſt fiel bei einem Sturme auf die Stadt und ward dadurch um den Marſchallsſtab betrogen, den er ſich nach dem Wunſche ſeines Gönners in der eroberten Feſte holen ſollte. Nach dem Tode des Italieners ſetzte Villeroi mit neuen und vermehrten Streitkräften die Belagerungsarbeiten fort, während der Prinz von Enghien mit einem überlegenen Heere an der Maas dem Herzoge Karl, der zum Entſatze dieſes letzten ihm noch gebliebenen Platzes aus den Niederlanden herbeigeeilt war, die Wege verlegte. Nach einer achtmonatlichen Verteidigung, als weit klaffende Breſchen in die Umwallungen gelegt und alle Ausſichten auf Entſatz geſchwunden waren, ging Cliquot auf eine ihm angebotene Kapitulation ein, welche die Achtung bezeugte, die ſich die Verteidiger ſelbſt bei den Feinden erzwungen hatten. Die Beſatzung zog mit allen kriegeriſchen Ehren, wehenden Fahnen

und brennenden Lunten unter Trommelschlag ab; sie führte nicht nur ihr Geschütz und Gepäck, sondern selbst das Mobiliar des Herzogs, das in dem Platze war, mit sich nach Longwy fort. Den Bewohnern der Stadt war durch die Kapitulation ausdrücklich Sicherheit für ihr Leben und ihr Besitztum gewährleistet und freie Wahl gelassen worden, ob sie in der halbzerstörten Stadt bleiben oder ihren Wohnsitz anderswohin verlegen wollten. Aber am dritten Tage nach dem Abzuge der Besatzung ging den Bürgern der Befehl zu, ihre Häuser zu verlassen, weil der Wille des Königs sei, daß nicht nur die Citadelle, sondern alle Gebäude der Stadt, auch die Kirchen nicht ausgenommen, zerstört und der Platz dem Boden gleich gemacht werde. Um den Klagen der Bürger über den Bruch der feierlich geschlossenen Kapitulation Gehör zu verschaffen, begab sich der Intendant Dubois de Riocour, der eine eingehende Beschreibung der beiden Belagerungen von la Mothe hinterlassen hat, nach Paris und verlangte von dem allmächtigen Minister auf Grund des beschworenen Vertrages eine gerechte Behandlung der Stadt und ihrer Bewohner. Aber Mazarin, ungerechter noch als Richelieu, setzte sich leichtes Herzens über die Kapitulation hinweg; von dem Platze, der innerhalb zehn Jahre zweimal der Macht Frankreicht getrotzt hatte, durfte nach dem Willen des Italieners auch kein Stein auf dem anderen bleiben.*) Mit Gewalt wurden hierauf die Bewohner aus ihren Häusern getrieben; die

*) Nach lothringischen Berichten war die barbarische Zerstörung der Stadt ein Werk kleinlicher Rache Mazarins dafür, daß die Soldaten Cliquots während der Belagerung Spottverse auf die Königin und ihren Liebhaber Mazarin gesungen hatten. — Die heimatlos gewordenen Bewohner und Umwohner der Stadt, unter ihnen eine große Zahl Glockengießer, wanderten zum großen Teile über den Rhein nach Wirtemberg, Thüringen, Westfalen, wo sie später als Glockengießer und Verfertiger von Glockenspielen genannt werden.

Geiſtlichkeit konnte eben die Reliquien aus den Kirchen flüchten; dann wurde die Stadt, gleichſam das letzte Symbol lothringiſcher Unabhängigkeit, von dem Erdboden getilgt. Fünfzehnhundert Bauern mit Pickel und Hacke wurden aus der Champagne herbeigeſchleppt und mußten das Werk der Zerſtörung ſo gründlich vornehmen, daß zwanzig Jahre ſpäter nur ſpärliche Erderhöhungen und geringe Mauertrümmer Zeugnis gaben von der Stelle, auf der die berühmte Feſte geſtanden hatte.

Neunter Abschnitt.

Der Friedenskongreß in Münster. Frankreich fordert gegenüber dem Kaiser und Spanien die Ausscheidung der lothringischen Frage aus dem Friedensgeschäft. Allmähliches Zurückweichen der kaiserlichen Gesandten. Die Stellung der Reichsstände in der lothringischen Frage. Spanien bricht die Friedensverhandlungen ab. Lothringen wird aus dem Frieden ausgeschieden. Verzicht des Reiches, für Lothringen mit den Waffen einzutreten.

Während Herzog Karl nach dem Verluste der letzten lothringischen Feste bald als abenteuernder und gefürchteter Heerführer im Dienste Spaniens auf der wechselnden Kriegsbühne auftritt, bald mit dem ungebrochenen Leichtsinne seiner Natur sich in neue Liebesabenteuer und Ehehändel verwickelt oder sich in Brüssel als Helden ritterlicher Künste und als König der Kirmes feiern läßt,*) wurde in Münster und

*) Die ernsten Mahnungen Papst Innocenz' X. und die Vorstellungen der Mitglieder seines Hauses brachten Karl im Dezember 1645 dazu, sein Verhältnis zu der Dame Cantecroix zu lösen. Beide thaten Kirchenbuße, und Beatrix begab sich nach Gent mit dem Versprechen, diese Stadt nicht zu verlassen. Karl mußte geloben, sich dieser Stadt nicht mehr als auf eine halbe Meile zu nähern. Unter diesen Bedingungen hob Innocenz die von Urban VIII. ausgesprochene Exkommunikation über beide auf. Bald nachher gab Karl in Brüssel Ärgernis durch seine Beziehungen zu der Tochter eines Bürgermeisters. Er redete von einer dritten Heirat, und seiner Geliebten zu gefallen, veranstaltete er Festlichkeiten und Spiele, in denen er seine

Osnabrück unter ungünstigen Zeichen über das Schicksal Deutschlands und Lothringens verhandelt. Nach den Siegen der kaiserlichen und bayerischen Heere bei Tuttlingen und Mergentheim hatte das Kriegsglück sich auf fast allen Punkten immer mehr von den kaiserlich-spanischen Waffen ab den Franzosen und ihren Verbündeten zugewandt. Als der Kongreß zu Münster im Anfange des Jahres 1645 endlich zusammentrat, war Philippsburg und Mainz wieder in den Händen der Franzosen, und der Rhein hatte, wie man in Paris rühmend sagte, seine alten Bewohner wiedergefunden. Die Heere Torstensons, in denen kaum noch der zehnte Mann ein Schwede hieß, waren verwüstend in das Herz Österreichs bis zur Donau vorgedrungen, und ein Teil der Deutschen sang deshalb thörichte Jubellieder auf den „teuren Durstensohn".

Seit Frankreich offen in den Krieg eingetreten war, hatte es alle errungenen Vorteile über das Haus Österreich mehr durch die Kunst seiner Diplomatie und die selbst mörderischen Waffen der Deutschen, als durch die Waffenthaten seiner Heere und Feldherrn gewonnen. Das gleiche Spiel setzten seine Diplomaten mit überlegenem Geschick auf dem Friedenskongresse fort. Auch hier wußten sie ihre deutschen Verbündeten zu „Zeugen und Gehilfen ihrer Ratschläge" zu machen und Frankreichs Vorteile durch die Deutschen selber zu sichern. Von vornherein ging ihr Absehen auf drei Ziele: die Stände gegen den Kaiser aufzuspielen, Spanien und Österreich zu trennen und Lothringen ganz von den Friedensverhandlungen auszuschließen. Als daher im April 1644 zu dem bisherigen französischen Unterhändler in Münster, dem Grafen d'Avaux, noch dessen Kollege, der Graf

Meisterschaft in ritterlichen Übungen dem Volke zeigte. Im Jahre 1647 näherte sich Karl seiner Gemahlin Nicoletta wieder, aber plötzlich brach er die angeknüpften Verhandlungen ab und begab sich zu Beatrix nach Gent.

Servien, das eigentliche Werkzeug Mazarins, eingetroffen war, richteten beide ein freches Rundschreiben an die deutschen Fürsten und Stände, in dem sie das Haus Österreich anklagten, „fünf Jahre lang den allgemeinen Frieden verhindert zu haben, um auf den Trümmern der deutschen Freiheit eine unbeschränkte Herrschaft über Europa zu errichten". Jedermann wisse, so hieß es ferner, daß die Kriege, welche so lange Zeit die Christenheit heimsuchten, nur darin ihren Grund hätten, daß man den Fürsten und Ständen des Reiches ihre Rechte, einigen sogar ihre Länder und ihre Freiheit geraubt habe. Um die deutsche Libertät wieder herzustellen, hätten Frankreich und Schweden die Waffen ergriffen; denn Frankreich, das zu allen Zeiten die deutsche Freiheit beschützt habe, wolle die rechtmäßige Grundlage dieser Freiheit und seiner eigenen Sicherheit nicht umstürzen lassen. — Die Gesandten forderten deshalb alle Fürsten und Stände auf, die Vertretung des Reiches auf dem Kongresse nicht dem Kaiser zu überlassen, sondern an dem heilsamen Friedenswerke mit zu arbeiten, weil ohne dies der Umsturz der deutschen Libertät zu erwarten sei. Die gleiche Aufforderung wurde von den schwedischen Gesandten Johann Oxenstierna und Adler Salvius, dem frechsten aller Ausländer auf deutschem Boden, am 4. Dezember 1644 an die Fürsten gerichtet.

Obgleich der letzte Regensburger Reichstagsabschied dem Kaiser unbeschränkte Gewalt zum Abschlusse des Friedens erteilt hatte, und obgleich die kaiserlichen Bevollmächtigten mit Recht hervorhoben, daß die abweichenden Meinungen vieler Köpfe das Geschäft immer verwickelter und aussichtsloser machen würden, sah sich der Kaiser durch das weichende Kriegsglück und durch die Befürchtung, auf dem Kongresse allein zu stehen, gegen Ende des Jahres genötigt, den Ständen die Beschickung des Kongresses freizustellen.

Das anfängliche Gutachten der Stände ging dahin, daß der Kaiser der französischen Krone zu einer Entschädigung

nicht verbunden sei, vielmehr Grund habe, eine solche zu fordern. Gestützt auf dieses Gutachten, schlugen die kaiserlichen Gesandten die gegenseitige Zurückgabe aller seit 1630 gemachten Eroberungen, zu denen auch das Herzogtum Lothringen gehörte, als Grundlage des weiteren Friedensgeschäftes vor. Die französischen Bevollmächtigten wußten die Verhandlung über diesen Vorschlag sechs Monate hinzuziehen; erst im Juni 1645 ließen sie verlauten, daß die großen Opfer, welche Frankreich gebracht habe, doch wohl eine angemessene Entschädigung forderten. Worin diese Entschädigung bestehen sollte, darüber ließen sie sich anfangs nicht aus; nur langsam, zögernd, andeutend brachten sie ihre Ansprüche vor, denn gewisse ungeheuerliche Dinge wollen den Menschen erst als ferne Möglichkeiten gezeigt und ihrer Vorstellung vertraut gemacht werden, ehe sie als Wirklichkeit an sie herantreten. Allmählich gingen dann ihre Forderungen ins Weite und Ungemessene. Einst hatte Feuquières in Heilbronn und in Frankfurt den protestantischen Ständen die Versicherung gegeben, daß Frankreich alle Gebiete und Städte, die es auf dem Reichsboden während des Krieges besetze, im Frieden zurückgeben und sich allein mit der Ehre begnügen werde, seinen Bundesgenossen großmütigen Beistand geleistet zu haben. Jetzt forderten Frankreich und Schweden, weil sie den Deutschen die Libertät und das reine Evangelium geschirmt hätten, nicht weniger als ein Drittel des gesamten Reichsgebietes.

Was Lothringen betraf, so war Frankreich entschlossen, niemals in eine Restitution des Herzogs einzuwilligen. Die Instruktionen, die Mazarin den französischen Gesandten in diesem Punkte zugehen ließ, hoben hervor, daß der Herzog von Lothringen als selbständiger Fürst eines an Frankreich angrenzenden Landes wegen seiner nahen Verbindung mit den französischen Großen viel gefährlicher sei als Spanien mit aller seiner Macht. Denn vor einer Verbindung mit einem fremden Fürsten, der als ein Nationalfeind Frankreichs gelte,

würden die Unzufriedenen gewiß Scheu empfinden, aber ohne Bedenken würden sie die Waffen eines Fürsten anrufen, der in ihren Augen mehr ein Landsmann als ein Fremder sei. Zu alle dem berge die unruhige, unbeständige und verwegene Sinnesart des Herzogs Karl eine große Gefahr. Eine bloße Verkleinerung seiner Macht biete auch keine Sicherheit, denn der Herzog werde um so leidenschaftlicher und gefährlicher werden, je mehr man ihn beschränke und drücke.

Es war indes nicht anzunehmen, daß Österreich und Spanien ohne den äußersten Zwang einen Bundesgenossen preisgeben würden, der ihnen mit so großer Hingebung und so großen Opfern gedient hatte und wegen der Lage seines Landes wie wegen seines Feldherrntalentes allezeit ein wertvoller Verbündeter blieb. Die kaiserlichen Gesandten waren demnach auch von vornherein angewiesen, mit allen Kräften für die Restitution des Herzogs zu wirken und für die herzoglichen Bevollmächtigten freies Geleit zum Kongresse zu fordern. Dagegen machten die französischen Gesandten geltend, daß der Herzog Karl sich schon 1641 wegen seiner Restitution mit Frankreich vertragen habe; die lothringische Sache sei somit abgethan und aus den Friedensverhandlungen ganz auszuscheiden. Die kaiserlichen Bevollmächtigten ließen indes in ihrem Bemühen nicht nach, für den Herzog von Lothringen als einen Fürsten des Reiches und wesentlichen Interessenten die Teilnahme an dem Friedensgeschäfte und freies Geleit zu erwirken. — Gleich nach Eröffnung des Kongresses hatten die französischen Unterhändler die Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Trier verlangt, jenes Verräters, der die festen Plätze seines Landes den Franzosen übergeben hatte und deshalb seit vielen Jahren in kaiserlicher Haft gehalten wurde. Lange Zeit lehnte Ferdinand III. es ab, den reichsverräterischen Fürsten noch vor dem Abschlusse des Friedens freizugeben; auch der päpstliche Vermittler stellte sich in dieser Frage auf die Seite des Kaisers, indem er vorschlug, man

nicht verbunden sei, vielmehr Grund habe, eine solche zu fordern. Gestützt auf dieses Gutachten, schlugen die kaiserlichen Gesandten die gegenseitige Zurückgabe aller seit 1630 gemachten Eroberungen, zu denen auch das Herzogtum Lothringen gehörte, als Grundlage des weiteren Friedensgeschäftes vor. Die französischen Bevollmächtigten wußten die Verhandlung über diesen Vorschlag sechs Monate hinzuziehen; erst im Juni 1645 ließen sie verlauten, daß die großen Opfer, welche Frankreich gebracht habe, doch wohl eine angemessene Entschädigung forderten. Worin diese Entschädigung bestehen sollte, darüber ließen sie sich anfangs nicht aus; nur langsam, zögernd, andeutend brachten sie ihre Ansprüche vor, denn gewisse ungeheuerliche Dinge wollen den Menschen erst als ferne Möglichkeiten gezeigt und ihrer Vorstellung vertraut gemacht werden, ehe sie als Wirklichkeit an sie herantreten. Allmählich gingen dann ihre Forderungen ins Weite und Ungemessene. Einst hatte Feuquières in Heilbronn und in Frankfurt den protestantischen Ständen die Versicherung gegeben, daß Frankreich alle Gebiete und Städte, die es auf dem Reichsboden während des Krieges besetze, im Frieden zurückgeben und sich allein mit der Ehre begnügen werde, seinen Bundesgenossen großmütigen Beistand geleistet zu haben. Jetzt forderten Frankreich und Schweden, weil sie den Deutschen die Libertät und das reine Evangelium geschirmt hätten, nicht weniger als ein Drittel des gesamten Reichsgebietes.

Was Lothringen betraf, so war Frankreich entschlossen, niemals in eine Restitution des Herzogs einzuwilligen. Die Instruktionen, die Mazarin den französischen Gesandten in diesem Punkte zugehen ließ, hoben hervor, daß der Herzog von Lothringen als selbständiger Fürst eines an Frankreich angrenzenden Landes wegen seiner nahen Verbindung mit den französischen Großen viel gefährlicher sei als Spanien mit aller seiner Macht. Denn vor einer Verbindung mit einem fremden Fürsten, der als ein Nationalfeind Frankreichs gelte,

würden die Unzufriedenen gewiß Scheu empfinden, aber ohne Bedenken würden sie die Waffen eines Fürsten anrufen, der in ihren Augen mehr ein Landsmann als ein Fremder sei. Zu alle dem berge die unruhige, unbeständige und verwegene Sinnesart des Herzogs Karl eine große Gefahr. Eine bloße Verkleinerung seiner Macht biete auch keine Sicherheit, denn der Herzog werde um so leidenschaftlicher und gefährlicher werden, je mehr man ihn beschränke und drücke.

Es war indes nicht anzunehmen, daß Österreich und Spanien ohne den äußersten Zwang einen Bundesgenossen preisgeben würden, der ihnen mit so großer Hingebung und so großen Opfern gedient hatte und wegen der Lage seines Landes wie wegen seines Feldherrntalentes allezeit ein wertvoller Verbündeter blieb. Die kaiserlichen Gesandten waren demnach auch von vornherein angewiesen, mit allen Kräften für die Restitution des Herzogs zu wirken und für die herzoglichen Bevollmächtigten freies Geleit zum Kongresse zu fordern. Dagegen machten die französischen Gesandten geltend, daß der Herzog Karl sich schon 1641 wegen seiner Restitution mit Frankreich vertragen habe; die lothringische Sache sei somit abgethan und aus den Friedensverhandlungen ganz auszuscheiden. Die kaiserlichen Bevollmächtigten ließen indes in ihrem Bemühen nicht nach, für den Herzog von Lothringen als einen Fürsten des Reiches und wesentlichen Interessenten die Teilnahme an dem Friedensgeschäfte und freies Geleit zu erwirken. — Gleich nach Eröffnung des Kongresses hatten die französischen Unterhändler die Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Trier verlangt, jenes Verräters, der die festen Plätze seines Landes den Franzosen übergeben hatte und deshalb seit vielen Jahren in kaiserlicher Haft gehalten wurde. Lange Zeit lehnte Ferdinand III. es ab, den reichsverräterischen Fürsten noch vor dem Abschlusse des Friedens freizugeben; auch der päpstliche Vermittler stellte sich in dieser Frage auf die Seite des Kaisers, indem er vorschlug, man

ſolle den gefangenen Kurfürſten bis zum Abſchluſſe des Friedens in den Gewahrſam des römiſchen Stuhles bringen. Gleichwohl gab der Kaiſer Ende April 1645 unerwartet den Begehren Frankreichs nach: er entließ den Gefangenen mit allen Ehren aus der Haft in ſeine Hauptſtadt Trier, die noch in der Gewalt der Spanier war, und begabte ihn wieder mit den Regalien. Ferdinand hatte geglaubt, durch ſeine Nachgiebigkeit in dieſer Angelegenheit Frankreich ebenſo nachgiebig in der lothringiſchen Frage zu machen. Aber der Graf Servien, „der Würgengel des Friedens“ — ſo nannte ihn der päpſtliche Nuntius — beantwortete nach der Anweiſung des Miniſters das Verlangen des Kaiſers mit der Erklärung, daß die franzöſiſchen Bevollmächtigten auf die lothringiſche Sache, die mit dem gegenwärtigen Friedensgeſchäfte nichts zu thun habe, nicht weiter eingehen könnten; der Herzog von Lothringen ſei ein Unterthan des Königes von Frankreich und gehöre vor das Parlament in Paris; von ſeinen Ländern ſei der eine Teil wegen Untreue verwirkt, der andere Teil, in welchem der Herzog ſouverän geweſen, ſei wegen des Bruches eingegangener Verpflichtungen vertragsmäßig dem Könige verfallen.

So lagen die Dinge, als im Dezember 1645 der Graf Trautmannsdorf, ein Mann von weitblickender Klugheit und tiefem Verſtändniſſe für die Not der Zeit, in Münſter eintraf und, wie es hieß, die äußerſten Zugeſtändniſſe, zu denen ſich der Kaiſer verſtehen werde, mit ſich brachte. Was die lothringiſche Sache betraf, ſo war der Graf angewieſen, mit aller Feſtigkeit auf der vollen Reſtitution Lothringens zu beſtehen, weil ohne dieſe weder Spanien noch Öſterreich einen Frieden abſchließen könnten. Im übrigen hatte der Graf die Überzeugung mitgebracht, daß bei der andauernden Ungunſt des Kriegsglückes — auch Sachſen war gezwungen worden, die kaiſerliche Sache zu verlaſſen — die Entfernung der Fremden und die Herſtellung des Friedens ohne Opfer nicht gelingen

werde. Bald nach seiner Ankunft in Münster bot er daher den Franzosen gegen die Herausgabe Lothringens den souveränen Besitz von Metz, Tull, Verdun, dann auch Moyenvic und Pinerolo an. Da die Franzosen mit der Antwort zauderten, begab er sich nach Osnabrück, um zu versuchen, das schwedische Interesse von dem französischen zu trennen und so einen Druck auf Frankreich auszuüben. Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrte Trautmannsdorf unverrichteter Sache nach Münster zurück. Die ungeheuren Forderungen, welche die Schweden vorgebracht hatten — sie verlangten Schlesien, Pommern, Camin, Wismar, Bremen, Verden und den Sold für ihre Armee — hatten den Grafen überzeugt, daß Schweden, um seine Forderungen durchzusetzen, niemals das Einvernehmen mit Frankreich aufgeben werde.

Am 7. Januar 1646 beantworteten endlich die französischen Bevollmächtigten die kaiserlichen Vorschläge. Sie thaten verwundert, daß man ihnen die Souveränität über die geraubten Bistümer anbiete, denn Frankreich sei schon längst in deren Besitz und werde nie gestatten, daß man ihm diesen bei dem Friedensschlusse in Rechnung bringe. Was aber Lothringen betreffe, so sei dies von Frankreich rechtmäßig erworben, und dem Kaiser stehe kein Recht zu, es in die allgemeinen Friedensverhandlungen hineinzuziehen. Die lothringische Sache sei demnach ganz von dem Friedensgeschäfte auszuschließen. Als Entschädigung für die von Frankreich gebrachten Opfer forderten sie außer den drei Bistümern, „die ihnen von alters her gehörten", das obere und untere Elsaß mit dem Sundgau, den Breisgau mit Breisach und den Waldstätten, sowie Philippsburg mit seinem Bezirke. Sie glaubten für ihre Forderungen der Zustimmung aller Reichsstände mit Ausnahme des Kaisers gewiß zu sein.

Die kaiserlichen Gesandten beharrten trotz alledem energisch auf der Zulassung Lothringens; sie ließen keinen Zweifel darüber, daß der Kaiser ebensowenig wie Spanien einen Frieden

ohne Lothringen abschließen werde. In scharfer Sprache erinnerten sie an die Gewaltthätigkeiten, die Frankreich seit Heinrich II. gegen das Reich verübt habe; Lothringen zu schützen und zu erhalten, sei das Reich durch feierlich übernommene Pflichten verbunden: durch den Nürnberger Vertrag, durch den Prager Frieden und durch den Kurfürstentag von Regensburg. Die Verträge, welche der Herzog Karl mit Frankreich abgeschlossen habe, seien dagegen nichtig und hinfällig, weil sie in trugvoller Absicht erzwungen und auch nie zu voller Ausführung gekommen seien. Die Franzosen hielten dem entgegen, der Herzog Karl habe seine Verträge mit Frankreich als souveräner Fürst abgeschlossen; in diesen Verträgen habe er jedem Bündnisse mit Österreich entsagt, und so stehe dem Kaiser kein Recht zu, sich in die französisch-lothringischen Angelegenheiten einzumischen. Sie verlangten deshalb, daß der Kaiser sich verpflichte, den König von Frankreich in seinem rechtmäßigen Besitze nicht weiter zu belästigen. Die Berufung der kaiserlichen Gesandten auf die Pflichten, die das Reich in dem Nürnberger Vertrage, in dem Prager Frieden und auf dem Kurfürstentage zu Regensburg übernommen habe, sei nur ein nichtiger Vorwand, denn es sei bekannt, daß die Reichsstände sich mit der lothringischen Angelegenheit nur ungerne befaßten und dem Verlangen Frankreichs nach Ausschließung des Lothringers von dem Kongresse zustimmten. — Sie sollten mit dieser Behauptung nur allzusehr Recht behalten; denn in dem Widerstreite der kaiserlichen und französischen Ansprüche gelang es ihnen in kurzer Zeit, die Mehrzahl der Stände auf ihre Seite zu bringen.

Der Herzog Karl, durch Frankreichs Widerspruch von dem Kongresse ausgeschlossen, hatte sich unterdes scheinbar unbekümmert um alles, was zu Münster vorging, in Brüssel aufgehalten. Die Mitglieder des Hauses Lothringen beriet deshalb, ob bei dieser Sorglosigkeit des Herzogs nicht die Herzogin Nicoletta als souveräne Herzogin von Lothringen

auftreten und die Rechte des Hauses wahren sollte. Erst im Mai 1646, als seine Sache schon äußerst gefährdet schien und der Widerstand des Hauses Österreich gegen die französischen Anmaßungen zu erlahmen begann, erhob Karl unter sehr unberechtigten Klagen über seine bisherigen Verbündeten Einspruch dagegen, daß der Kongreß sich anmaße, einseitig, in Abwesenheit der Vertreter des herzoglichen Hauses, über das Schicksal Lothringens zu entscheiden. Um seinem Proteste mehr Nachdruck zu geben, suchte und gewann er die Vermittlung des holländischen Gesandten; aber dieser begnügte sich schließlich damit, daß er den Einspruch des Herzogs den französischen Bevollmächtigten zur bloßen Kenntnisnahme mitteilte.

Das fortdauernde Unglück der kaiserlichen Waffen und das verderbliche Schwanken Bayerns, das im Felde ermattend, sich von Frankreich durch geheime Verträge fesseln ließ, hatten im September 1646 die kaiserlichen Gesandten endlich dahin gebracht, in die Abtretung des Elsasses und des Sundgaues einzuwilligen. Aber auch jetzt blieben sie dabei, daß ein allgemeiner Friede nicht abgeschlossen werden könne ohne Lothringen, weil es unverantwortlich sein würde, ein so vornehmes Reichsglied absondern zu lassen. Das ganze Friedenswerk schien zuletzt über dieser Frage ins Stocken zu geraten; denn während der Kaiser und mit ihm Spanien an dem Rechte ihres alten Bundesgenossen, auf dem Kongresse zu erscheinen, festhielten und über die Gemeinsamkeit der kaiserlichen, spanischen und lothringischen Sache keinen Zweifel ließen, erhielten die französischen Gesandten den Befehl, nichts von ihren Forderungen abzulassen, „weil der Kaiser in die Notwendigkeit versetzt sei, Frieden schließen zu müssen".

Von großer Bedeutung mußte bei dieser Lage der Dinge die Stellung werden, welche die beratenden Reichsstände einnahmen. In dem Gutachten der meisten offenbarte sich schon bald der überwiegende Einfluß Frankreichs sowie

ohne Lothringen abschließen werde. In scharfer Sprache erinnerten sie an die Gewaltthätigkeiten, die Frankreich seit Heinrich II. gegen das Reich verübt habe; Lothringen zu schützen und zu erhalten, sei das Reich durch feierlich übernommene Pflichten verbunden: durch den Nürnberger Vertrag, durch den Prager Frieden und durch den Kurfürstentag von Regensburg. Die Verträge, welche der Herzog Karl mit Frankreich abgeschlossen habe, seien dagegen nichtig und hinfällig, weil sie in trugvoller Absicht erzwungen und auch nie zu voller Ausführung gekommen seien. Die Franzosen hielten dem entgegen, der Herzog Karl habe seine Verträge mit Frankreich als souveräner Fürst abgeschlossen; in diesen Verträgen habe er jedem Bündnisse mit Österreich entsagt, und so stehe dem Kaiser kein Recht zu, sich in die französisch-lothringischen Angelegenheiten einzumischen. Sie verlangten deshalb, daß der Kaiser sich verpflichte, den König von Frankreich in seinem rechtmäßigen Besitze nicht weiter zu belästigen. Die Berufung der kaiserlichen Gesandten auf die Pflichten, die das Reich in dem Nürnberger Vertrage, in dem Prager Frieden und auf dem Kurfürstentage zu Regensburg übernommen habe, sei nur ein nichtiger Vorwand, denn es sei bekannt, daß die Reichsstände sich mit der lothringischen Angelegenheit nur ungerne befaßten und dem Verlangen Frankreichs nach Ausschließung des Lothringers von dem Kongresse zustimmten. — Sie sollten mit dieser Behauptung nur allzusehr Recht behalten; denn in dem Widerstreite der kaiserlichen und französischen Ansprüche gelang es ihnen in kurzer Zeit, die Mehrzahl der Stände auf ihre Seite zu bringen.

Der Herzog Karl, durch Frankreichs Widerspruch von dem Kongresse ausgeschlossen, hatte sich unterdes scheinbar unbekümmert um alles, was zu Münster vorging, in Brüssel aufgehalten. Die Mitglieder des Hauses Lothringen berieten deshalb, ob bei dieser Sorglosigkeit des Herzogs nicht die Herzogin Nicoletta als souveräne Herzogin von Lothringen

auftreten und die Rechte des Hauſes wahren ſollte. Erſt im Mai 1646, als ſeine Sache ſchon äußerſt gefährdet ſchien und der Widerſtand des Hauſes Öſterreich gegen die franzöſiſchen Anmaßungen zu erlahmen begann, erhob Karl unter ſehr unberechtigten Klagen über ſeine bisherigen Verbündeten Einſpruch dagegen, daß der Kongreß ſich anmaße, einſeitig, in Abweſenheit der Vertreter des herzoglichen Hauſes, über das Schickſal Lothringens zu entſcheiden. Um ſeinem Proteſte mehr Nachdruck zu geben, ſuchte und gewann er die Vermittlung des holländiſchen Geſandten; aber dieſer begnügte ſich ſchließlich damit, daß er den Einſpruch des Herzogs den franzöſiſchen Bevollmächtigten zur bloßen Kenntnisnahme mitteilte.

Das fortdauernde Unglück der kaiſerlichen Waffen und das verderbliche Schwanken Bayerns, das im Felde ermattend, ſich von Frankreich durch geheime Verträge feſſeln ließ, hatten im September 1646 die kaiſerlichen Geſandten endlich dahin gebracht, in die Abtretung des Elſaſſes und des Sundgaues einzuwilligen. Aber auch jetzt blieben ſie dabei, daß ein allgemeiner Friede nicht abgeſchloſſen werden könne ohne Lothringen, weil es unverantwortlich ſein würde, ein ſo vornehmes Reichsglied abſondern zu laſſen. Das ganze Friedenswerk ſchien zuletzt über dieſer Frage ins Stocken zu geraten; denn während der Kaiſer und mit ihm Spanien an dem Rechte ihres alten Bundesgenoſſen, auf dem Kongreſſe zu erſcheinen, feſthielten und über die Gemeinſamkeit der kaiſerlichen, ſpaniſchen und lothringiſchen Sache keinen Zweifel ließen, erhielten die franzöſiſchen Geſandten den Befehl, nichts von ihren Forderungen abzulaſſen, „weil der Kaiſer in die Notwendigkeit verſetzt ſei, Frieden ſchließen zu müſſen“.

Von großer Bedeutung mußte bei dieſer Lage der Dinge die Stellung werden, welche die beratenden Reichsſtände einnahmen. In dem Gutachten der meiſten offenbarte ſich ſchon bald der überwiegende Einfluß Frankreichs ſowie

das Verlangen, daß man wegen Lothringens die Herstellung des Friedens nicht aufhalten möge; namentlich die kleineren protestantischen Reichsstände: Sachsen-Weimar, Wirtemberg, Hessen-Kassel, Brandenburg-Kulmbach u. a. bekundeten eine engherzige und nahezu gehässige Stimmung. Sie alle warnten vor einer Einmischung des Reiches in die französisch-lothringischen Streitigkeiten. Weil der Herzog von Lothringen, so sagten sie, souverän sein wolle, so dürfe man seine Händel nicht in das deutsche Wesen einmengen. Er sei zwar ein Stand des Reiches, aber nur die Herrschaft Romeny sei diesem einverleibt, und insofern sei er nicht auszuschließen; wegen des souveränen Herzogtums Lothringen aber dürfe man das deutsche Friedenswerk nicht hindern. Zweimal schon habe der Herzog sich mit Frankreich verglichen, und so möge er auch jetzt wieder diesen Weg einschlagen, um zu dem Seinigen zu kommen. — Das Gutachten dieser Stände wollte also den Lehnsträger von Romeny von dem Herzoge von Lothringen trennen, und diese Scheidung, zu der die unglückselige Zwitterstellung, die Lothringen im Nürnberger Vertrage erhalten hatte, ein scheinbares Recht gab, war ganz im Sinne der Franzosen. Der Nürnberger Vertrag hatte indes das gesamte Herzogtum unter den Schutz des Reiches gestellt; der Prager Frieden und der Schluß des Regensburger Reichstages hatte diese Schutzpflicht des Reiches aufs neue anerkannt, und daraus folgte, daß nicht einzelne Lehen, sondern ganz Lothringen in den Reichsfrieden einzuschließen war. Als der kurmainzische Kanzler dieses von den Ständen nicht beachtete Bedenken den in Osnabrück versammelten Reichsgliedern zusandte, gab es dort zu den heftigsten Angriffen Anlaß. Die alte Entfremdung Lothringens vom Reiche, das Streben der Herzoge, souveräne Fürsten sein zu wollen, diente dem Fürstenrate und den Städten jetzt als Vorwand, sich der vom Reiche übernommenen Pflichten zu entledigen und dem Kaiser zu erklären, das Reich habe keine Ursache, sich in auswärtige

Angelegenheiten einzumiſchen und den deutſchen Frieden um der lothringiſchen Sache willen aufzuhalten.

Zehn Jahre zuvor hatten die deutſchen Kurfürſten einſtimmig die Herausgabe Lothringens und der geraubten Bistümer gefordert; die kaiſerlichen Heere waren ausgezogen, um die Erfüllung dieſer Forderung zu erzwingen, und hatten die Hauptſtadt Frankreichs in nie erlebten Schrecken geſetzt. Eine ungeheure Wendung der Dinge hatte ſich ſeitdem vollzogen. Nach einer beiſpielloſen Ausdauer war das Haus Öſterreich verblutet; in Italien, in Aragonien, in Flandern und Artois, am ganzen Rheinſtrom und an der oberen Donau ſtanden franzöſiſche Heere; Elſaß und Lothringen galten als völlig bezwungen. Von den Kurfürſten hatte einer nach dem anderen die Sache des Reiches verlaſſen. Nach langer Ausdauer war Sachſen zurückgetreten, und im Anfange des Jahres 1647 hatte Frankreich endlich erreicht, was ſeit dem Einbruche des Schweden ein Hauptziel ſeiner Staatsklugheit geweſen war: Der Kurfürſt von Bayern, durch gehäuftes Unglück mürbe gemacht, ſchloß am 11. März mit der Krone Frankreich und mit Schweden für ſich und für Kurköln, dem der Beitritt freigeſtellt war, einen Waffenſtillſtand ab und verpflichtete ſich, dem Hauſe Habsburg und dem länderloſen Herzoge von Lothringen weiterhin keinen Beiſtand zu leiſten. So hatte Frankreich gerade am Vorabende eines Bürgerkrieges, durch den es bald genötigt wurde, ſeine Heere über den Rhein zurückzurufen, den Gipfel ſeiner politiſchen Erfolge in Deutſchland erſtiegen, und in Osnabrück durfte der Graf Servien in Gegenwart des kaiſerlichen Geſandten dem Schweden Salvius das freche Wort zurufen: „Endlich ſind wir Meiſter, ſie müſſen nach unſerer Pfeife tanzen“. („Enfin nous sommes maîtres, il faut qu'eux fassent que nous voulons“.) Von den Kurfürſten verlaſſen, von den ſelbſtſüchtigen und friedensbedürftigen Ständen gedrängt, wich der Kaiſer, der zäheſte und aufrichtigſte Verteidiger deutſcher Unabhängigkeit, aus der

letzten Position, die er gegen Frankreich behauptet hatte: er gab es auf, den deutschen Frieden von der Restitution Lothringens abhängig zu machen.

Den Verhandlungen Frankreichs mit dem Kaiser waren die Verhandlungen mit Spanien zur Seite gegangen. Auch hier hatten die Franzosen die Forderung an die Spitze gestellt, daß die lothringische Frage als abgethan betrachtet werde, und daß Spanien für jetzt und immer darauf verzichte, den Herzog von Lothringen zu schützen. Sie erklärten indes, daß die Regentin aus Liebe zum Frieden und in ihrer huldreichen Gesinnung gegen mehrere Prinzen des lothringischen Hauses bereit sei, bis zur Großjährigkeit des Königs dem Herzoge Karl eine jährliche Rente von 100 000 Thalern sowie der Herzogin Nicoletta und dem Herzoge Franz Nikolas eine Rente von 40 000 Thalern zu sichern, wofern Herzog Karl sein Heer entlassen, seinen Aufenthalt in Italien oder jenseits des Rheines nehmen wolle und das Haus Österreich sich verpflichte, weder unmittelbar noch mittelbar den Herzog zu unterstützen. Sobald der König das zwanzigste Lebensjahr erreicht habe, werde er dann nach eigener Wahl dem Herzoge entweder sein Land mit Ausnahme der französischen Lehen und der zu den drei Bistümern gehörigen Bezirke zurückgeben oder ihm eine andere Herrschaft von gleichem Werte anbieten, wofern sich der Herzog oder die, welche das Recht der Nachfolge hätten, solcher Wohlthat nicht unwürdig machten. Ein solcher Vorschlag konnte weder von Spanien noch von dem Herzoge Karl ernsthaft erwogen werden, da seine Annahme alles in das Belieben des zukünftigen Königs gestellt hätte und einem Verzichte auf die Restitution gleich gewesen wäre. Dagegen war Spanien bereit, bezüglich Lothringens einem Frieden beizustimmen, der die französischen Lehnsstücke für immer in den Händen Frankreichs belassen, aber die Herausgabe des Hauptlandes nebst den befestigten Plätzen und der befestigten Hauptstadt an den Herzog verbürgen würde. Dieser

Ausgleich lehnten die Franzosen von vornherein ab. Denn wenn sie überhaupt nicht willens waren, in die Restitution eines Fürsten zu willigen, den sie wegen seiner Hingabe an das Haus Habsburg seiner Staaten beraubt hatten, so konnten sie am allerwenigsten wollen, daß der beraubte Herzog für seine Restitution lediglich der Krone Spanien zu Dank verpflichtet und dadurch noch enger mit dieser Macht verbunden würde. — An der lothringischen Frage scheiterte zuletzt das ganze Friedensgeschäft zwischen Frankreich und Spanien. Diese Macht, die stark erschüttert aber noch nicht gebrochen war, hatte am 30. Januar 1648 trotz allen Ränken Frankreichs einen Sonderfrieden mit Holland zustande gebracht. Denn auch die Holländer hatten erkannt, daß wenn Frankreich die spanischen Niederlande an sich riß, sie an ihrem bisherigen Bundesgenossen dann einen viel gefährlicheren Nachbarn haben würden als an Spanien. Durch diesen Frieden im Rücken gesichert, entschloß sich Spanien zur Fortsetzung des Kampfes und brach die aussichtslosen Unterhandlungen mit Frankreich ab.

Die Friedensverhandlungen in Münster zwischen dem Kaiser und Frankreich führten unterdes in den meisten Punkten zu einem Übereinkommen. Über Entschädigungen und Amnestie, über Ausgleich der Religionsbeschwerden und Freiheit der Stände hatte man sich im Sommer 1648 im allgemeinen verglichen. Auch in Osnabrück war man dem Abschlusse des Friedens nahe; da erhoben sich in Münster plötzlich neue Schwierigkeiten. Die Franzosen forderten nämlich, Kaiser und Reich sollten jeder künftigen Einmischung in die lothringische Angelegenheit entsagen und sich verpflichten, des Königs gegenwärtige und zukünftige Feinde, das hieß die Krone Spanien, in Streitigkeiten wegen des burgundischen Kreises und wegen Lothringens nicht zu unterstützen. Da die kaiserlichen Gesandten diese Forderung zurückwiesen, so drohte das ganze Friedensgeschäft aufs neue ins Stocken zu kommen.

Um diese Punkte zum Ausgleiche zu bringen, traten im August, nachdem der Friede mit Schweden schon zum Abschlusse gebracht war, die Reichsstände in Osnabrück trotz einem kaiserlichen Proteste mit Servien in Verhandlungen. Bayern machte den Versuch, dem verwandten lothringischen Hause wenigstens eine Hoffnung auf die Zukunft zu erhalten, indem es einen Vorschlag einbrachte, nach welchem Lothringen zwar aus dem allgemeinen Frieden ausgeschieden, dem Kaiser und dem Reiche jedoch das Recht gewahrt wurde, in Zukunft für dessen Restitution einzutreten. Aber diesen Vorschlag wies Servien als unannehmbar zurück. Da brachte der schwedische Gesandte Salvius, der als Mittler auftrat, eine Klausel zustande, mit der sich sowohl Servien wie die Stände einverstanden erklärten. Nach dieser Klausel wurde Lothringen von dem gegenwärtigen Frieden ausgeschlossen, für die Zukunft aber sollte es dem Kaiser, den Kurfürsten, den Fürsten und den Städten gestattet sein, sich an den lothringischen und burgundischen Angelegenheiten zu beteiligen, jedoch nicht anders als durch friedliche Vermittlung, nicht aber durch kriegerische Unterstützung Spaniens. Diese Klausel fand indes nicht den Beifall der kaiserlichen Bevollmächtigten. Sie protestierten gegen das einseitige Vorgehen der Reichsstände, wiesen nochmals auf die in früheren Verträgen übernommenen Pflichten des Reiches hin und erklärten es als geradezu schimpflich für die kaiserliche Majestät, wenn man ihr die Unterstützung eines Bundesgenossen und nächsten Blutsverwandten untersagen wolle. Aber der Kaiser, der wie Mazarin sagte, in der absoluten Notwendigkeit war, den Frieden zu machen, mußte zuletzt, gedrängt durch die unablässig protestierenden Fürsten und durch das gehäufte Kriegsunglück Österreichs, auch diesen letzten Widerstand aufgeben. Nach langem Sträuben nahm er am 24. Oktober 1648 die Klausel an, die Lothringen in aller Form von dem allgemeinen Frieden ausschloß und dem deutschen Reich.

verwehrte, anders als mit freundschaftlichen Mahnungen den schließlichen Ausgleich zwischen Frankreich und Lothringen zu vermitteln.

Der Rücktritt Spaniens von dem Friedensgeschäfte in Münster schob bei dem kläglichen Ausgange, den die Verhandlungen für das Reich genommen hatten, den Austrag der lothringischen Frage in ungewisse Zukunft. Frankreichs angemaßtes Recht hatte in dem allgemeinen Friedensschlusse die Anerkennung der europäischen Mächte nicht gefunden. Vom Kaiser und vom Reiche verlassen, wenn auch nicht aufgegeben, sah Lothringen seine Zukunft fürs erste an das Waffenglück Spaniens geknüpft. Nicht der Schutz des Reiches, sondern Spanien, dessen Widerstandskraft noch elf Jahre im Kampfe gegen Frankreich ausdauerte, und dann der Bund der europäischen Mächte, welche den Übergriffen Frankreichs entgegentraten, haben Lothringen noch neunzig Jahre in dem Zustande eines politischen Todeskampfes erhalten, ehe seine Unabhängigkeit ganz an Frankreich verloren ging.

Zehnter Abschnitt.

Die Unruhen der Fronde. Karls abenteuernde Pläne. Er rüstet zu einem Einfalle in Irland. Er wird von den Parteien in Frankreich umworben und schließt sich den Führern der Fronde an. Lignitz gewinnt einen Teil Lothringens zurück. Karl führt sein Heer gegen Paris. Er unterhandelt mit Mazarin und verliert durch sein zweideutiges Verhalten alle Vorteile seiner Stellung. Sein Rückzug nach Flandern. Allgemeines Mißtrauen gegen Karl. Er zieht aufs neue gegen Paris und gibt aufs neue alle Vorteile aus der Hand. Ende der Fronde. Karl verbündet sich mit Condé. Beide ziehen sich nach Flandern zurück.

— —

Als im August 1648 der Friede in **Osnabrück**, im Oktober der Friede in Münster zum Abschlusse gelangt waren die siegenden Mächte Frankreich und **Schweden** in einer Lage, die ihnen kaum gestattet hätte, die errungenen Vorteile den Gefahren eines neuen Kampfes auszusetzen. Auch ihnen begann der Boden unter den Füßen zu schwanken. Die schwedischen Heere bestanden gegen Ende des Krieges aus mehr als 80 000 Mann deutscher Truppen, die den Ausländern als Söldner gegen die eigene Heimat dienten. Die Krone Schweden, der sie nur bedingungsweise geschworen hatten, war außer stande, ihren Gehorsam zu erzwingen, wenn sie, wozu vaterländisch gesinnte Männer antrieben, den schmachvollen Dienst einmal versagten. Nachdem die im Interesse der Politik unterhaltenen Beschwerden zwischen Katholiken und Protestanten gehoben waren, redeten auch

beſonnene Proteſtanten auf die deutſchen Offiziere und Soldaten im ſchwediſchen Heere ein, ſie ſollten die Sache der Fremden verlaſſen, denn ſie hätten keinen Grund mehr, im Dienſte der ſchwediſchen Räuber zu bleiben und ſich ſelbſt mit der Schmach zu bedecken, daß ſie zur Knechtung des zerfleiſchten Vaterlandes, ihrer gemeinſamen Mutter, ehrloſen Beiſtand geleiſtet hätten. Die Schweden ſelbſt empfanden eine geheime Furcht vor den blindwütigen Werkzeugen, die ihnen bisher ihre Siege verſchafft hatten; und dieſe Furcht ſowie die Unſicherheit der franzöſiſchen Geldhilfe war der geheime Grund geweſen, daß ſie 1648 von weitergehenden Forderungen abgeſtanden waren.

In Frankreich hatten zur Zeit des Friedensabſchluſſes jene wilden, unter dem Namen der Fronde bekannten Unruhen begonnen, die das Volk, das Parlament, den Adel und die königlichen Prinzen gegen den Hof in Waffen brachten und die erſten Heerführer Frankreichs in das Lager der Spanier trieben. Schon lange hatte ſich im Volke wie im Parlamente der Unwille über die Fortſetzung eines Krieges geäußert, der nur im Intereſſe der Regentſchaft geführt werde und das Land mit Armut und Elend fülle. Während die franzöſiſchen Geſandten in Münſter Februar 1647 triumphierend nach Paris meldeten, daß die alten Grenzen Frankreichs wieder hergeſtellt und die Macht des Hauſes Öſterreich, „die unſern Vätern ſo viele Sorge verurſachte", gebrochen ſei, mußte der junge König, der achtjährige puer triumphator, als er in herkömmlicher Weiſe die Einregiſtrierung der Koſten gebot, die der Krieg und die Verſchwendung des Hofes erforderte, aus dem Munde des General-Advokaten Talon Worte hören, welche die dunkle Kehrſeite des kriegeriſchen Ruhmes malten. „Man will den Krieg fortſetzen", ſo redete Talon in Gegenwart der Königin und Mazarins, „damit er denen, welche die königliche Gewalt mißbrauchen, als Mittel diene, alles zu verſchlingen, was den Bürgern noch geblieben iſt. Man ſagt

zwar, daß es nicht leicht sei, den Frieden abzuschließen, daß es dem Staate vorteilhaft sei, reichliche Mittel aufzubringen für die Siege der königlichen Waffen, die unser Gebiet durch neue Provinzen vergrößert haben. Mag diese Angabe wahr oder falsch sein, Wir können Euer Majestät nur sagen, daß es ganze Provinzen gibt, in denen die Menschen sich nur noch von Hafer und Kleien nähren. Diese Palmen und Lorbeeren, um derenwillen man die Völker ausschöpft, gehören nicht zu den nützlichen Pflanzen, denn sie bringen keine Früchte, mit denen man das Leben unterhält. Sire, alle Ihre Provinzen sind verarmt und ausgesogen. Um dem Luxus von Paris zu genügen, hat man ihnen immer neue Lasten auferlegt und Zölle auf alle nur denkbaren Dinge ersonnen. Euren Unterthanen sind nur noch die Seelen geblieben, und wenn diese verkäuflich wären, so hätte man sie längst meistbietend versteigert".

In solchen Reden kündete sich der kommende Sturm an. Von jenseit des Kanales, wo die parlamentarische Gewalt einen furchtbaren Sieg über das absolute Königtum gewonnen hatte, kam der Wellenschlag jener Ideen, welche der allgemeinen Unzufriedenheit neue Rechtsgründe und Kampfmittel boten. Die alten Körperschaften, die Parlamente, der Adel, die Prinzen des königlichen Hauses wie das Volk in Paris erholten sich unter der Regentschaft aus der Betäubung und Ohnmacht, in die Richelieus Schreckensherrschaft sie versetzt hatte, und rüsteten sich aufs neue, der schrankenlosen Gewalt des ersten Ministers ein Ende zu machen. Der Unwille war allgemein. Die ganz uneigennützigen Leute waren empört über die systematische Korruption und die Aussaugung des Landes durch die Regentschaft; das notleidende Volk war ergrimmt über die Menge der Auflagen und Erpressungen, durch welche Mazarins Habsucht allem Eigentume und Besitze den Krieg erklärte; die bevorrechteten Klassen erhoben sich gegen die ministerielle Allgewalt, vor der sie das mißbrauchte

Königtum retten zu müssen vorgaben, denn der Absolutismus des Königs bedeutete unter den gegebenen Umständen nur die schrankenlose Gewalt des leitenden Ministers. Alle diese verschiedenen Beweggründe und Interessen verwirren und schlingen sich in der Geschichte der Fronde ineinander zu einem oft undurchsichtigen Spiele, in dem ein empörtes Volk, ein verletztes Parlament, „ein geistlicher Catilina“ (der Abbé von Gondi, nachheriger Kardinal von Retz), ehrgeizige und schamlose Weiber, die mit ihrer Gunst um Macht und Einfluß werben, herrschsüchtige Prinzen und Generäle neben- und nacheinander auftreten. Bei aller Verschiedenheit aber ist ihnen eines gemeinsam: die Feindschaft gegen den neuen Prinzipal-Minister, „den Fremdling und Usurpator der königlichen Gewalt“. In denselben Tagen, in denen zu Münster der Friede zum Abschlusse kam, erlitt in Paris die Regierung durch das hungernde und empörte Volk eine schimpfliche Niederlage: sie wurde gezwungen, zwei verhaftete Parlamentsmitglieder herauszugeben und eine Art Konstitution zu verleihen, durch welche die Freiheit der Person und des Eigentumes gesichert wurde. Im Dezember war die Haltung der Hauptstadt so drohend, daß der Hof für gut fand, Paris in fluchtartiger Eile zu verlassen. Mazarin wurde vom Parlamente als Landesfeind erklärt und geächtet, und Adel und Prinzen boten der triumphierenden Volkssache ihre Kräfte an. Die stolze Herzogin von Longueville, Condés Schwester, und ihr Bruder, der Prinz Conti, der Herzog von Bouillon und dessen Bruder, der kriegsberühmte Turenne, Elboeuf, Beaufort und der gewandte, gewissenlose Koadjutor Retz, sie alle verbanden sich mit der Sache des Volkes und Parlamentes, „um Leben und Besitz der Unterthanen und die von Mazarin verletzte Gerechtigkeit zu schützen und das Joch des Usurpators abzuwerfen“; denn nicht den König bekriege man, sondern den Usurpator der königlichen Gewalt. Gegen die empörte Hauptstadt rief Mazarin die Hilfe des Prinzen Ludwig II. von

Condé an, der durch seine aufgebauschten Siege der Regentschaft bisher den unentbehrlichen Glanz verliehen hatte. Schon lange ging Condés Ehrgeiz dahin, eine unabhängige Stellung neben dem Hofe zu erlangen. Mazarin befriedigte jetzt die Leidenschaft des Prinzen, indem er ihm die lothringischen Städte Stenay, Dun, Jametz und Clermont, dieselben Städte, die Herzog Karl in dem Frieden zu St. Germain an Frankreich abgetreten, dann aber wieder zurückgefordert hatte, zu souveränem Besitze übertrug. Er gewann dadurch nicht nur des Prinzen Beistand gegen die Frondeurs der Hauptstadt, sondern schuf in schlauer Berechnung auch zwischen Condé und dem Herzoge von Lothringen eine nachhaltige Feindschaft, die in der Folge eine dauernde Verbindung beider gegen Mazarin verhinderte. Condé versprach dafür, die Hauptstadt unter den Gehorsam Mazarins zu zwingen, und dieser glaubte in acht Tagen wieder als Gebieter in Paris einziehen zu können. Aber die Belagerung der Stadt zog sich unter kleinen Kämpfen und unzähligen Intriguen länger als drei Monate hinaus. Dann kam es zwischen den Parteien zu einer Aussöhnung unter Umständen und Bedingungen, die nicht von Dauer sein konnten. Erst im August 1649 kehrte die Königin mit Mazarin, von Condé geleitet, in die Stadt zurück.

Zwischen Mazarin und dem anmaßenden, herrschsüchtigen Prinzen dauerte das Einverständnis nur kurze Zeit und ging rasch in eifersüchtige Gegnerschaft über; denn Condé, von den Zeitgenossen als ein neuer Cäsar und Alexander gepriesen, strebte ohne Hehl nach dem Besitze der unbeschränkten Gewalt, die in Mazarins Händen lag. Sein rohes, hochfahrendes Wesen machte ihn aber auch allen anderen unerträglich: dem Parlamente, dem er drohte, und dem Volke, dem er laut seine Verachtung zeigte. Mit dieser Stimmung des Volkes und Parlamentes vertraut, entschloß sich Mazarin ohne viele Überwindung, sich mit der Fronde, die ihn auf Leben und

Tod bekämpft hatte, gegen den Prinzen zu verbünden und einen verräterischen Schlag gegen diesen zu führen. Am 18. Januar 1650 brachte er den Prinzen, dessen Bruder Conti und den Herzog von Longueville, Condés Schwager, durch eine gemeine List in seine Gewalt und ließ die Verhafteten unter dem Jubel des Volkes in den Turm nach Vincennes bringen.

Condés Schwester, der Herzog von Bouillon und Turenne, auf die Mazarin es ebenfalls abgesehen hatte, waren der ihnen gelegten Schlinge entgangen. Von der Normandie aus, wohin sie zuerst geflohen war, suchte die Herzogin von Longueville eine Zuflucht in Holland und wandte sich zuletzt nach dem festen Stenay, das Turenne mit einigen rasch gesammelten Streitkräften der Partei des Prinzen erhielt, während alle anderen Plätze abfielen. Von hier rief die Herzogin den Beistand Spaniens auf und bot dieser Macht im Namen ihrer Partei ein Bündnis gegen die Regentschaft an. In fast allen Ländern Europas: in Neapel, Katalonien, Portugal, in Schottland und in den Niederlanden hatte die Politik Frankreichs den Aufruhr gegen die legitime Herrschaft geweckt und genährt; mit der Hilfe empörter Vasallen und Provinzen hatte Richelieu seit Jahrzehnten den Kaiser und die spanische Monarchie bekämpft. Sollte Spanien jetzt ein Bündnis mit den empörten französischen Prinzen und Feldherrn zurückweisen? — Im April 1650 kam in derselben Feste Stenay, die Mazarin zuvor dem Prinzen Condé zu souveränem Besitze gegeben hatte, zwischen der Herzogin von Longueville und Turenne und der Krone Spanien ein Vertrag zu stande, in dem beide Teile sich verpflichteten, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die gefangenen Prinzen befreit, das Haus Bouillon in die Herrschaft von Sedan und der Herzog von Lothringen in den Besitz aller seiner Staaten zurückgekehrt, und ein gerechter, dauernder Friede zwischen den beiden Königreichen Spanien und Frankreich

wieder hergestellt sei. Auch der unzuverlässige Herzog Gaston von Orleans schloß sich, durch das lothringische Hausinteresse seiner Frau bestimmt, der Partei der empörten Prinzen und dem neuen spanischen Bündnisse an. Der Bestand aller inneren und äußeren Verhältnisse Frankreichs war damit aufs neue in Frage gestellt.

Aus seinem Lande verjagt, von dem Kaiser und dem Reiche verlassen, aber immer noch im Besitze eines erprobten und gefürchteten Heeres, das allein den Namen und die Hoffnung Lothringens ausmachte, vermochte der Herzog Karl zu einer Zeit, in der nicht Gesetz und Recht, sondern lediglich die Gewalt entschied, noch immer einen bedeutenden Ausschlag in dem Streite der Parteien zu geben. Der Ausbruch des neuen inneren Krieges in Frankreich und die Einladung der Verschworenen, ihrem Bunde beizutreten, zeigte seiner lebhaften Einbildungskraft ganz neue Möglichkeiten; der Augenblick schien ihm gekommen, der ihn zum Manne des Schicksals machte und die Entscheidung der Dinge in seine Hand legte.

Ausgeschlossen von den Friedensverhandlungen in Münster und ohne alle Aussicht auf eine bessere Gestaltung seiner Lage, hatte Herzog Karl sich seit Jahren in ein abenteuerndes Freibeuterleben geworfen und ausschweifende Entwürfe gemacht, die ihn als einen der sonderbarsten Menschen dieser Zeit erscheinen lassen. Mit aller Welt unzufrieden, grollend auf die Österreicher und die Spanier, die gleich den Franzosen seine Feinde seien und seine Interessen preisgäben, trieb er lange Zeit am Rheine das Geschäft eines Wegelagerers im großen Stile. Er hatte sich gewaltsam in den Besitz der Festungen Landstuhl, Homburg und der trierischen Feste Hammerstein gesetzt und führte von da aus eine Räuberwirtschaft, wodurch er die Anwohner des Mittel-

rheins in Sorgen und Schrecken hielt. Für die freie Fahrt der Rheinschiffe erpreßte er große Summen und beschwerte die umliegenden Landschaften mit Brandschatzungen und Einquartierungen. Es war bezeichnend für die allgemeine Rechtlosigkeit und die Ohnmacht des Reiches, daß der Kaiser die Herausgabe dieser Plätze weder mit Güte noch Gewalt bewirken konnte, so daß ihm, um den Räubereien Karls ein Ende zu machen, nur der schimpfliche Ausweg blieb, den klagenden Rheinstädten die Auslösung jener Städte zu empfehlen, für deren Herausgabe der Herzog mit Verhöhnung alles Rechtes die Summe von 900 000 Mark verlangte. Mit seinem Heere, das er Jahr für Jahr dem Brüsseler Hofe vermietete, wobei er sich selbst ein unbeschränktes Oberkommando vorbehielt, trieb Karl ein einträgliches Geldgeschäft. Die Summen, die Spanien ihm für den Unterhalt der Truppen zahlte, behielt er für sich und gab seinem Kriegsvolke statt des Soldes die Freiheit, seinen Unterhalt von überall herzunehmen, woher es könne. Die flandrischen und lüttichschen Gebiete wie die kölnischen und trierischen Länder hatten deshalb an den hungrigen und beutegierigen Scharen des Lothringers sehr unheilvolle Gäste. Den Spaniern wie den Kaiserlichen suchte Karl seine üble Laune wegen des Ausganges der Friedensverhandlungen durch Spöttereien und kleine Ärgernisse fühlbar zu machen. Als der Erzherzog Leopold, der den Oberbefehl in Flandern hatte, in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm verhandelte, zog er seinen Kutscher zu Rate, um von dessen Meinung sein Verhalten abhängig zu machen. Seine Vertrauten unterhielt er, wohl nur um den Wiener Hof zu ärgern oder zu beunruhigen, mit dem Plane, sich nach dem Tode Ferdinands III. zum deutschen Kaiser wählen zu lassen. Daneben beschäftigte sein unruhiger Geist sich mit allerlei chimärischen Plänen. Wie Bossuet in seiner Leichenrede auf Henriette von Frankreich, die Gemahlin Karls I. von England, erwähnt, beriet Karl

mit dieſer am Ende des Jahres 1648 den Plan einer kriegeriſchen Landung in England, um Karl I. aus dem Gefängniſſe zu befreien. Als der Kopf des Königs im Februar 1649 unter dem Henkerbeile gefallen war, bot er dem Sohne des Hingerichteten ſeine Dienſte an. Mit dem iriſchen Grafen Taafe, dem er fünftauſend Pfund Sterling für Karl II. übergab, verhandelte er wegen eines Unternehmens zur Befreiung der grauſam unterdrückten Irländer, deren Klagen damals nach dem Feſtlande hinüberſchallten. Er ſandte deshalb einen Kleriker Stephan Henning nach Irland, um den Stand der Dinge genau zu erforſchen, ließ den Kämpfenden Waffen und Kriegsbedarf zugehen und rüſtete ein Kriegsſchiff, l'Esperance de Lorraine, aus, mit dem er ſelbſt ein kleines Heer auf der Inſel zu landen gedachte. Für ſich forderte er den Titel eines königlichen Protektors, der ihm ſo lange bleiben ſollte, bis Karl II. ihm die aufgewandten Summen zurückerſtatten werde.

Die Verhandlungen über dieſes Unternehmen, dem Karl in begeiſterter Hingabe große Summen opferte, die ihm nie erſetzt wurden, dauerte noch fort, als in Frankreich der bürgerliche Krieg ausbrach und dem länderloſen Herzoge, der ſich aufs neue tief in die inneren Angelegenheiten Frankreichs verwickelt, eine der ſeltſamſten Rollen in der Geſchichte dieſer bewegten Zeit zuteilte. Von allen kämpfenden Parteien umworben, zieht Karl zweimal mit ſeinem Heere gegen Paris; zweimal iſt es in ſeine Hand gegeben, den Parteien ſeine Bedingungen aufzuerlegen und ſeine Vorteile ſicher zu ſtellen, und beide Male ſehen wir ihn ſeine Sache in unbegreiflicher Weiſe preisgeben.

Als die Unruhen der Fronde begannen, und der Prinz Conti, der Herzog von Longueville, Elbeuf, der Koadjutor Retz u. a. ſich der Sache des Parlamentes gegen die Regentſchaft anſchloſſen, hatte Mazarin ſich nach einer militäriſchen Unterſtützung gegen ſeine inneren Feinde umgeſehen. An-

seinen Rat nahm die um das Schicksal ihres Ministers wie um ihr eigenes Ansehen besorgte Königin im Januar 1649 ihren früheren Briefwechsel mit dem Herzoge Karl wieder auf. Unter erheuchelten Versicherungen ihrer Freundschaft gab sie sich den Schein, als wünschte sie sich mit dem Herzoge zu verständigen. Auch die Herzogin von Chevreuse, die, im Anfange des Jahres 1649 durch Parlamentsbeschluß nach Paris zurückgerufen, der Königin und deren Minister zu gefallen wünschte, versuchte nach den Anweisungen Mazarins ihren alten Liebhaber Karl für die Absichten der Königin zu stimmen.*)

Im Anfange des Jahres 1650 empfing Karl mit unverholener Freude die Nachricht, daß Condé, der ihm verhaßte Inhaber seiner lothringischen Grenzplätze, als Gefangener Mazarins in den Turm von Vincennes und von dort in den Gewahrsam nach Havre gebracht worden sei. In diesem Augenblicke hatte Karl, so begründet sein Mißtrauen gegen die schönen Briefe der Königin und die Lockungen Mazarins sein mochte, die größte Neigung, sich mit dem französischen Hofe gütlich zu vertragen. Da kamen ihm die Anerbietungen Turennes und der Herzogin von Longueville aus Stenay, und so sah sich der länderlose Fürst mit einem Male von allen

*) Hauffonville II. 295. In dem ersten Schreiben der Königin an Karl hieß es: „Comme vous m'avez plusieurs fois assuré, qu'en quelque état que vous fussiez vous vous rendriez où je désirerois en voyant un mot de ma main, la conjoncture est arrivée d'accomplir votre parole, et vous devez faire état certain que, dans les intentions que j'ai de vous obliger, nous n'aurons pas grande peine à tomber d'accord. Je vous écris à mon accoutumée, quoique je doute, si vous connoîtrez encore ma lettre . . . J'ai voulu en user de la sorte pour vous témoigner mon affection, et je veux croire que la vôtre n'est pas encore tout à fait effacée pour moi; et cependant je mets ici mon nom, afin que, si vous avez oublié ma lettre, il vous en fasse souvenir.“ Der Briefwechsel dauerte fort bis 1651.

Seiten umworben. Im April 1650 schloß er sich dem Bündnisse Spaniens mit den Empörern an, die ihm die volle Restitution seiner Staaten versprachen. Gegen eine Summe von 200 000 Livres, die ihm die Herzogin von Longueville zusicherte, überließ er einen Teil seines Kriegsvolkes dem Marschall Turenne; seine übrigen Truppen warf er unter dem Oberbefehle des Grafen Ligniville nach Lothringen; denn in der allgemeinen Verwirrung hoffte er sich seines Landes mit leichter Mühe wieder zu bemächtigen. Er war überzeugt, daß er das Ausschlag gebende Gewicht in der Wagschale der Parteien sei und darum nur seine Forderungen zu stellen habe. Aber diese Meinung verführte ihn zu einem selbstverderblichen Doppelspiel.

Während er sich öffentlich für die Sache der Prinzen erklärte, setzte er im geheimen seine Verhandlungen mit dem Hofe fort; während sein General Ligniville in Lothringen einen Platz nach dem anderen nahm, hielt er sich selbst, statt nach seiner Gewohnheit an der Spitze seiner Truppen zu marschieren, in rätselhafter Unthätigkeit in Brüssel. Er erbot sich zuletzt dem französischen Hofe, die Sache der Rebellen und das spanische Bündnis zu verlassen und mit einem Heere von 10 000 Mann sich in den Dienst der Regentin zu stellen, wenn ihm seine Staaten nebst den Plätzen Jametz, Dun, Clermont und Stenay zurückgegeben würden. Um Stenay zu gewinnen, das zur Zeit nicht in der Gewalt des Königs war, machte er sich sogar anheischig, „die Rebellen“ daraus vertreiben. Mazarin ging scheinbar auf Karls Forderungen ein und spann die Verhandlungen mit ihm fort, lediglich um ihn hinzuhalten oder ihn seinen Verbündeten verdächtig zu machen; in der That aber dachte er, wie aus seinen Mitteilungen an le Tellier hervorgeht, nicht daran, mit dem Herzoge einen Sondervertrag einzugehen, der ihm bei einem künftigen Friedensschlusse mit Spanien eine Menge Vorteile entziehen würde.

Das Unternehmen Lignivilles in Lothringen war unterdes

anfangs überall glücklich gewesen. Bei Vincey vernichtete er ein Regiment deutscher Söldner, welche der schwedische General Rose von Worms aus zur Unterstützung des Hofes in die Champagne führen wollte. Die festen Städte Epinal, Chatel an der Mosel, Mirecourt und eine Menge anderer Plätze öffneten dem Generale Karls ihre Thore; Neufchateau, und Bar wurden im Sturme genommen, und ein kühner Angriff würde nach dem eigenen Geständnisse der Franzosen selbst die Hauptstadt Nancy in seine Gewalt gebracht haben; denn wegen Mangels an Lebensmitteln hätte die Stadt, deren Getreidevorräte der habsüchtige la Ferté kurz zuvor zu seinem Vorteile verkauft hatte, selbst eine kurze Belagerung nicht auszuhalten vermocht. — Niemals seit die Franzosen sich Lothringens bemächtigt hatten, war Karls Sache so hoffnungsreich gewesen. Aber rasch wie seine Erfolge war auch der Umschlag seines Glückes. Nach der Einnahme von Bar le Duc hatte sich Ligniville gegen St. Mihiel gewandt und sein Kriegsvolk sorglos in den benachbarten, menschenleeren Dörfern eingelagert, als in der Nacht vom 10. Oktober la Ferté, der seine Truppen zu der königlichen Armee in die Champagne führen wollte, von seinem Marsche abbiegend die zerstreut liegenden Lothringer überfiel und nach allen Seiten auseinander warf. Die Zersprengten flüchteten zum Teil nach Epinal, zum Teil in die Vogesen, wo Ligniville die Reste der Reiterei sammelte und dem Heere Turennes, das bei Stenay gelagert war, zuführte. Aber auch dem Marschall Turenne erwies sich das Kriegsglück ungünstig. Mit viel mehr Entschlossenheit, als seine Gegner ihm zugemutet, hatte Mazarin sich selbst an die Spitze der königlichen Regimenter begeben, um dem Einbruche Turennes in die Champagne zu begegnen. Er war so glücklich, die Festung Rethel, die in die Hände der Spanier geraten war, zurückzugewinnen und Turenne, der zum Entsatze herbeieilte, am 15. Dezember unter den Mauern der Stadt vollständig zu schlagen. Nach diesem

Siege, der Mazarin das Anſehen eines Feldherrn gab, wurden die franzöſiſchen Garniſonen in Lothringen verſtärkt, und der Gouverneur la Ferté, dem der glückliche Überfall bei St. Mihiel den Marſchallsſtab eingebracht hatte, begann noch im Winter die von Ligniville gewonnenen Plätze zurückzuerobern.

Karl hatte ſich unterdes, dem Trugſpiele ſeiner Verhandlungen vertrauend, unthätig in Brüſſel gehalten. Durch die Niederlage Lignivilles und Turennes war ſeine Sache jetzt ſchlimmer geworden als zuvor; er ſah ſich in allem von Mazarin überholt und um alle erträumten Vorteile gebracht. In ärgerlicher Stimmung über dieſen Gang der Dinge erließ er an die Lothringer einen Aufruf zu einer allgemeinen Erhebung gegen die falſchen Franzoſen. Er forderte alle Einwohner der Plätze, in denen lothringiſche Beſatzungen lagen, ſowie alle Einwohner der Dörfer, die im Umkreiſe von drei Meilen um dieſe Plätze gelegen ſeien, auf, die Waffen gegen die Unterdrücker zu ergreifen; er verwies alle Franzoſen, die ſich in Lothringen niedergelaſſen, auch wenn ſie Mönche oder Nonnen ſeien, des Landes und befahl die Einziehung ihrer Güter; alle lothringiſchen Weibsperſonen, die ſich mit Franzoſen verheiratet hätten, erklärte er für ehrlos und gebot, ſie mit dem lothringiſchen Kreuze auf den Schultern zu brandmarken. Dieſem Aufrufe folgten in der That zahlreiche lokale Erhebungen des hartgedrückten Volkes. Bauern mit Sicheln und Senſen bewaffnet, zogen den beſeſtigten Plätzen zu, die belagernden Franzoſen von den Mauern abzuwehren. Vor Chatel, Epinal, Neufchateau fand der franzöſiſche Marſchall bei ſeinen Angriffen einen langen verzweifelten Widerſtand und mußte zuletzt den Belagerten ehrenvollen Abzug gewähren. Bar le Duc behauptete ſich bis in den Sommer des folgenden Jahres.

Eben hatte Lothringen angefangen, von der äußerſten Erſchöpfung aufzuatmen. Die neue Erhebung brachte neuen Druck und neues Elend über das Land. Aus Nancy wurde

nach dem Siege la Fertés alle angesehenen Personen, die als Anhänger des Herzogs verdächtig waren, verjagt und die Güter der Ausziehenden eingezogen; die Bewohner der wiedergewonnenen Plätze wurden mit unerschwinglichen Schatzungen gestraft und, weil sie nicht zahlen konnten, in die abscheulichsten Gefängnisse geworfen; viele ließen das ihrige zurück und flohen über die Grenze; einige wenige suchten ein leidliches Durchkommen, „indem sie ihre Töchter an französische Offiziere gaben".

Mazarins Sieg schien vollständig; er war Herr von Paris, Herr der gefangenen Prinzen und Meister im Felde; da trat, gleich einer überraschenden Wandlung auf der Bühne, im Januar 1651 in Paris eine jener unbegreiflich plötzlichen Wendungen ein, an denen die französische Geschichte dieser Zeit so reich ist.

Die Fronde hatte im Anfange des Jahres 1650 Mazarin gegen Condé begünstigt nicht aus Neigung zu dem Minister, sondern um Condés Stolz und Übermut zu strafen. Im geheimen dauerte der Widerwillen gegen den Italiener fort, bis die Anmaßungen des prahlenden Siegers von Rethel anfangs 1651 den schlafenden Haß des Parlamentes, des Volkes und aller unzufriedenen Großen neu belebten. Unter dem Einflusse vornehmer Weiber, deren geistvolles Ränkespiel in den französischen Denkwürdigkeiten dieser Zeit verewigt ist, war bald das ganze Land aufgewiegelt gegen den übermütigen, allmächtigen Fremden, der der Königin so unentbehrlich geworden war. Das Parlament nahm die arglistige Gefangennahme der Prinzen als Anlaß, Mazarin anzuklagen, daß er durch seine Gewaltthat die beschworenen Garantieen verletzt habe, und verlangte von der Regentin die Freilassung der Gefangenen und die Verbannung des Ministers. Straffords Schicksal schien sich für den Freund der Regentin

vorzubereiten. — In der Nacht des 7. Februar 1651 entwich Mazarin verkleidet aus Paris und floh, vom Parlamente für alle Zeit geächtet und für ehrlos erklärt, über Havre, wo er den gefangenen Prinzen ihre Befreiung ankündigte, nach Brühl in den Schutz des Kurfürsten von Köln. Die befreiten Prinzen hielten, vom Volke bejubelt, ihren Einzug in Paris, und an die Spitze der Fronde trat der Herzog Gaston von Orleans.

Mazarin war dem Sturme in Paris gewichen, um seine baldige Rückkehr vorzubereiten. Auf seinen Rat stellte die Regentin — denn auch in der Verbannung blieb er deren geheimer Berater — der Anmaßung Condés die Autorität des Königtums gegenüber, indem sie am 5. September ihren dreizehnjährigen Sohn für volljährig erklären ließ. Um die Parteien zu entwaffnen und dem Parlamente zu gefallen, ließ sie mit der ihr eigenen Kunst der Heuchelei bei dieser Gelegenheit die Achterklärung gegen Mazarin erneuern und den jungen König versprechen, daß dem Kardinale Mazarin niemals die Rückkehr in das Reich gestattet werde. Hierauf entzog sie den Hof dem Einflusse der Hauptstadt und verlegte ihn nach Poitiers. Während sie hier durch kluge Verhandlungen Turenne, den tüchtigsten Kriegsmann, von seinen bisherigen Bundesgenossen abzuziehen und für den Hof zu gewinnen wußte, warb Mazarin aus dem Erlöse der mitgenommenen Kostbarkeiten und Edelsteine deutsche Söldner, mit denen er auf den ersten Ruf der Königin die Grenzen zu überschreiten gedachte. Auch den Herzog von Lothringen zog er wieder in seine Berechnungen. Als er auf der Flucht von Havre nach Köln durch die Niederlande gekommen war, hatte Karl ihn mit allen Ehren empfangen und ihm bis in das kölnische Gebiet ritterliches Geleite gegeben. Diesen Umstand benutzte Mazarin, um von Brühl aus neue Verhandlungen anzuknüpfen; er nahm dabei den Schein an, als ob er lebhaft wünsche, den allgemeinen Frieden herbeizuführen, auch beteuerte er, zu einem Sondervertrage mit Lothringen bereit zu sein, sobald er nur Herr

der inneren Wirren geworden sei. Bereits im September 1651 verließ Mazarin Brühl und führte 8000 geworbene Söldner dem königlichen Heere zu, das unter Vaubecourt bei Sedan stand. Schon im Januar kam er in dem königlichen Hoflager bei Poitiers an.

In Paris, wo alles in dem Hasse gegen Mazarin einig war, bewirkte diese Nachricht eine ungeheure Aufregung und trieb alles auf die Seite der Prinzen. Das Parlament untersagte allen Unterthanen des Königs bei Todesstrafe, dem Geächteten auf irgend eine Weise Hilfe zu leisten; es zog die Güter des Kardinals ein und setzte aus dem Ertrage einen Preis von 50 000 Thalern auf dessen Kopf. Der Herzog von Orleans schickte Boten an den Herzog Karl und forderte ihn auf, den Prinzen gegen den Hof zu Hilfe zu eilen und sich dadurch die Rückkehr in seine Staaten zu sichern. Auch Spanien, das den Vertrag von Stenay mit den Prinzen erneuert hatte und Karls Verhandlungen mit Mazarin argwöhnisch beobachtete, suchte ihn auf alle Weise bei der Sache der Verbündeten festzuhalten. Aufs neue sah sich so der Herzog von allen Parteien umworben. Agenten des Hofes, der Prinzen, Spaniens umdrängten ihn und wetteiferten in Versprechen, um ihn und sein Heer zu gewinnen. Stellte er sich auf die Seite der Prinzen, so war ihm im Falle des Sieges die Restitution seiner Staaten zugesichert; stellte er sich auf die Seite des Hofes, so waren seine Aussichten vielleicht noch günstiger.

Ohne sich indes für die Prinzen oder für den Hof ausgesprochen zu haben, brach Karl im April an der Spitze eines Heeres, das er auf 12 000 Mann gebracht hatte, aus Flandern auf und richtete seinen Marsch gegen Paris. Ähnlich wie es einst Wallenstein gethan hatte, betrachtete sich Karl als Herrn der Lage; er glaubte alle Parteien für seine Pläne benutzen und im günstigen Augenblicke einen Frieden erzwingen zu können, der die Verhältnisse ganz nach seinen Wünschen gestalte.

vorzubereiten. — In der Nacht des 7. Februar 1651 entwich Mazarin verkleidet aus Paris und floh, vom Parlamente für alle Zeit geächtet und für ehrlos erklärt, über Havre, wo er den gefangenen Prinzen ihre Befreiung ankündigte, nach Brühl in den Schutz des Kurfürsten von Köln. Die befreiten Prinzen hielten, vom Volke bejubelt, ihren Einzug in Paris, und an die Spitze der Fronde trat der Herzog Gaston von Orleans.

Mazarin war dem Sturme in Paris gewichen, um seine baldige Rückkehr vorzubereiten. Auf seinen Rat stellte die Regentin — denn auch in der Verbannung blieb er deren geheimer Berater — der Anmaßung Condés die Autorität des Königtums gegenüber, indem sie am 5. September ihren dreizehnjährigen Sohn für volljährig erklären ließ. Um die Parteien zu entwaffnen und dem Parlamente zu gefallen, ließ sie mit der ihr eigenen Kunst der Heuchelei bei dieser Gelegenheit die Achterklärung gegen Mazarin erneuern und den jungen König versprechen, daß dem Kardinale Mazarin niemals die Rückkehr in das Reich gestattet werde. Hierauf entzog sie den Hof dem Einflusse der Hauptstadt und verlegte ihn nach Poitiers. Während sie hier durch kluge Verhandlungen Turenne, den tüchtigsten Kriegsmann, von seinen bisherigen Bundesgenossen abzuziehen und für den Hof zu gewinnen wußte, warb Mazarin aus dem Erlöse der mitgenommenen Kostbarkeiten und Edelsteine deutsche Söldner, mit denen er auf den ersten Ruf der Königin die Grenzen zu überschreiten gedachte. Auch den Herzog von Lothringen zog er wieder in seine Berechnungen. Als er auf der Flucht von Havre nach Köln durch die Niederlande gekommen war, hatte Karl ihn mit allen Ehren empfangen und ihm bis in das kölnische Gebiet ritterliches Geleite gegeben. Diesen Umstand benutzte Mazarin, um von Brühl aus neue Verhandlungen anzuknüpfen; er nahm dabei den Schein an, als ob er lebhaft wünsche, den allgemeinen Frieden herbeizuführen, auch beteuerte er, zu einem Sondervertrage mit Lothringen bereit zu sein, sobald er nur Herr

der inneren Wirren geworden sei. Bereits im September 1651 verließ Mazarin Brühl und führte 8000 geworbene Söldner dem königlichen Heere zu, das unter Vaubecourt bei Sedan stand. Schon im Januar kam er in dem königlichen Hoflager bei Poitiers an.

In Paris, wo alles in dem Hasse gegen Mazarin einig war, bewirkte diese Nachricht eine ungeheure Aufregung und trieb alles auf die Seite der Prinzen. Das Parlament untersagte allen Unterthanen des Königs bei Todesstrafe, dem Geächteten auf irgend eine Weise Hilfe zu leisten; es zog die Güter des Kardinals ein und setzte aus dem Ertrage einen Preis von 50 000 Thalern auf dessen Kopf. Der Herzog von Orleans schickte Boten an den Herzog Karl und forderte ihn auf, den Prinzen gegen den Hof zu Hilfe zu eilen und sich dadurch die Rückkehr in seine Staaten zu sichern. Auch Spanien, das den Vertrag von Stenay mit den Prinzen erneuert hatte und Karls Verhandlungen mit Mazarin argwöhnisch beobachtete, suchte ihn auf alle Weise bei der Sache der Verbündeten festzuhalten. Aufs neue sah sich so der Herzog von allen Parteien umworben. Agenten des Hofes, der Prinzen, Spaniens umdrängten ihn und wetteiferten in Versprechen, um ihn und sein Heer zu gewinnen. Stellte er sich auf die Seite der Prinzen, so war ihm im Falle des Sieges die Restitution seiner Staaten zugesichert; stellte er sich auf die Seite des Hofes, so waren seine Aussichten vielleicht noch günstiger.

Ohne sich indes für die Prinzen oder für den Hof ausgesprochen zu haben, brach Karl im April an der Spitze eines Heeres, das er auf 12 000 Mann gebracht hatte, aus Flandern auf und richtete seinen Marsch gegen Paris. Ähnlich wie es einst Wallenstein gethan hatte, betrachtete sich Karl als Herrn der Lage; er glaubte alle Parteien für seine Pläne benutzen und im günstigen Augenblicke einen Frieden erzwingen zu können, der die Verhältnisse ganz nach seinen Wünschen gestalte.

Während er ungehindert in das Innere Frankreichs vorrückte kamen Abgeordnete des Hofes, der Prinzen, des Erzherzogs aus Brüssel, um seine eigentlichen Absichten zu erkunden; aber er hüllte sich gegen alle in Schweigen oder gab nur rätselhafte Andeutungen. Offenbar dachte er eine Zeit lang an eine Verständigung mit dem Hofe. In einem Schreiben an die Königin verlangte er als Bürgschaft für die Erfüllung der ihm gemachten Versprechen die sofortige Herausgabe von Jametz und Moyenvic sowie an Stelle der Festung Stenay, die noch in der Gewalt Condés war, die Übergabe von Tull und Vaucouleurs. Unter dieser Bedingung, die ihm gestatte, ohne Schmach und Schande mit dem Prinzen Condé, dem Feinde seines Hauses und dem Räuber seines Eigentumes, zu brechen und sich ganz dem Dienste des Königs zu widmen, wolle er mit Leib und Seele der Königin angehören. Der Hof hatte sich indes von seiner anfänglichen Bestürzung schon erholt und war zum Angriffe übergegangen. Verstärkt durch das von Mazarin herbeigeführte Kriegsvolk, war Turenne mit dem Hofe von Poitiers aufgebrochen und gegen Paris gezogen. Bei Etampes überraschte er die an Zahl geringere Armee der Prinzen und schloß sie so vollständig ein, daß ihr nur unbedingte Ergebung übrig zu bleiben schien. Der Herzog von Orleans schickte deshalb Boten auf Boten an Karl und beschwor ihn, die Sache der Prinzen nicht zu verlassen.

Bis dahin hatte Karl noch immer mit der Königin verhandelt, aber außer schmeichelhaften Briefen und schönen Verheißungen keine Antwort auf seine Forderungen erhalten. Da verriet ihm ein aufgefangener Brief Turennes, der dem Kardinale meldete, daß alle Anstalten getroffen seien, um dem Herzoge von Lothringen den Weg auf Paris zu sperren, die trügerischen Absichten des Hofes und machte seinem bisherigen Schwanken ein Ende. Er schrieb auf den Rücken des Briefes, daß Monsieur de Lorraine aller Welt zum Verdrusse doch kommen werde, und schickte damit den aufgegriffenen Kurier an

Turenne zurück. In einem offenen Schreiben „an alle guten und wahrhaften Franzosen“ erklärte Karl sich jetzt offen für die Partei der Prinzen und legte die Gründe dar, die ihn zu seinem Unternehmen und zu dem Anschlusse an die Prinzen bewogen hätten. Er zählte die unsagbaren Leiden auf, die Mazarins falsche Politik über ihn und sein unglückliches Land gebracht hätte; Städte und Burgen seien gebrochen, Dörfer und Weiler ohne Zahl zerstört und niedergebrannt, Klöster ausgeraubt und eingeäschert, Kirchen entweiht, weite, einst blühende Landschaften in Trümmerhaufen und Einöden verwandelt worden. Urheber aller dieser Frevel und Leiden sei der Kardinal; der Kardinal sei der Feind des allgemeinen Friedens und die Ursache aller Wirren in Frankreich wie im königlichen Hause. Darum habe er, der Herzog von Lothringen, die Waffen ergriffen und sich den Prinzen angeschlossen, um den allgemeinen Frieden herzustellen, das königliche Haus wieder zu vereinigen und durch die Züchtigung des Schuldigen dem Könige die Freiheit zurückzugeben. Mit meisterhafter Geschicklichkeit ging er mit seinem Heere unterhalb Chalons an einer seichten Stelle über die Marne, und alle Wachsamkeit Turennes täuschend, stand er am 1. Juni 1652 vor Paris. Es war wie eine Erinnerung an jene Tage, da die Guisen um die Krone Frankreichs gestritten und ihre Heere vor Paris geführt hatten.

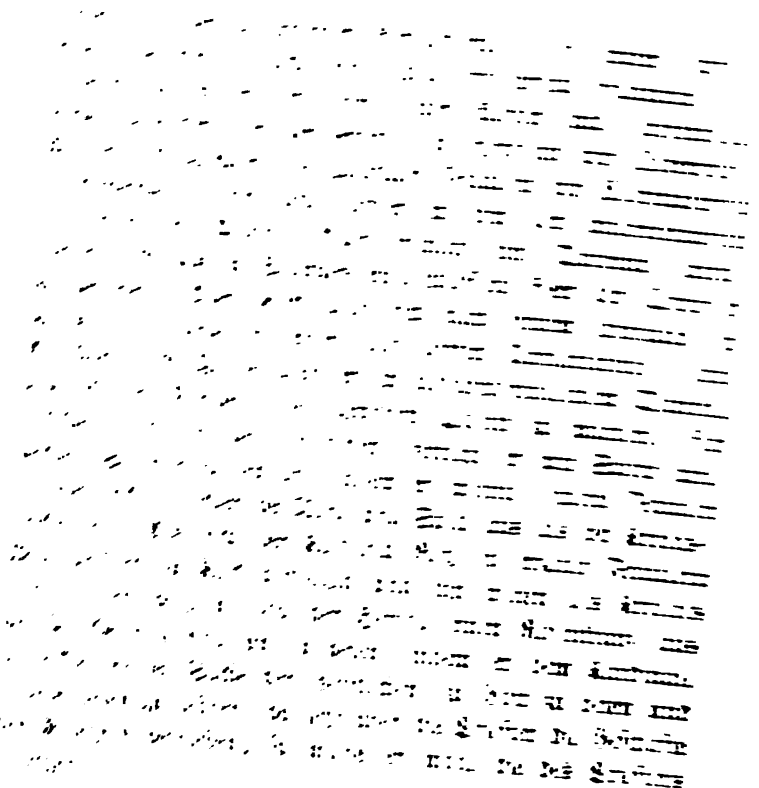
Mit einem unbeschreiblichen Jubel ward Karl aufgenommen. Der Herzog von Orleans, der Prinz Condé, die Herzöge von Beaufort, Sully, Rohan holten ihn vor den Thoren ein, und als er in deren Begleitung seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, war nach dem Berichte des Kardinals Retz das Beifallgeschrei der Menge betäubend; man feierte ihn als den Retter des allgemeinen Wohles, als den unvergleichlichen Feldherrn, der sein Heer ungefährdet von Flandern nach Paris geführt habe, als den klugen Staatsmann, der den listigen Mazarin so trefflich überlistet habe. Er war der

Während er ungehindert in das Innere Frankreichs vorrückte, kamen Abgeordnete des Hofes, der Prinzen, des Erzherzogs aus Brüssel, um seine eigentlichen Absichten zu erkunden; aber er hüllte sich gegen alle in Schweigen oder gab nur rätselhafte Andeutungen. Offenbar dachte er eine Zeit lang an eine Verständigung mit dem Hofe. In einem Schreiben an die Königin verlangte er als Bürgschaft für die Erfüllung der ihm gemachten Versprechen die sofortige Herausgabe von Jametz und Moyenvic sowie an Stelle der Festung Stenay, die noch in der Gewalt Condés war, die Übergabe von Tull und Vaucouleurs. Unter dieser Bedingung, die ihm gestatte, ohne Schmach und Schande mit dem Prinzen Condé, dem Feinde seines Hauses und dem Räuber seines Eigentumes, zu brechen und sich ganz dem Dienste des Königs zu widmen, wolle er mit Leib und Seele der Königin angehören. Der Hof hatte sich indes von seiner anfänglichen Bestürzung schon erholt und war zum Angriffe übergegangen. Verstärkt durch das von Mazarin herbeigeführte Kriegsvolk, war Turenne mit dem Hofe von Poitiers aufgebrochen und gegen Paris gezogen. Bei Etampes überraschte er die an Zahl geringere Armee der Prinzen und schloß sie so vollständig ein, daß ihr nur unbedingte Ergebung übrig zu bleiben schien. Der Herzog von Orleans schickte deshalb Boten auf Boten an Karl und beschwor ihn, die Sache der Prinzen nicht zu verlassen.

Bis dahin hatte Karl noch immer mit der Königin verhandelt, aber außer schmeichelhaften Briefen und schönen Verheißungen keine Antwort auf seine Forderungen erhalten. Da verriet ihm ein aufgefangener Brief Turennes, der dem Kardinale meldete, daß alle Anstalten getroffen seien, um dem Herzoge von Lothringen den Weg auf Paris zu sperren, die trügerischen Absichten des Hofes und machte seinem bisherigen Schwanken ein Ende. Er schrieb auf den Rücken des Briefes, daß Monsieur de Lorraine aller Welt zum Verdrusse doch kommen werde, und schickte damit den aufgegriffenen Kurier an

Turenne zurück. In einem offenen Schreiben „an alle guten und wahrhaften Franzosen“ erklärte Karl sich jetzt offen für die Partei der Prinzen und legte die Gründe dar, die ihn zu seinem Unternehmen und zu dem Anschlusse an die Prinzen bewogen hätten. Er zählte die unsagbaren Leiden auf, die Mazarins falsche Politik über ihn und sein unglückliches Land gebracht hätte; Städte und Burgen seien gebrochen, Dörfer und Weiler ohne Zahl zerstört und niedergebrannt, Klöster ausgeraubt und eingeäschert, Kirchen entweiht, weite, einst blühende Landschaften in Trümmerhaufen und Einöden verwandelt worden. Urheber aller dieser Frevel und Leiden sei der Kardinal; der Kardinal sei der Feind des allgemeinen Friedens und die Ursache aller Wirren in Frankreich wie im königlichen Hause. Darum habe er, der Herzog von Lothringen, die Waffen ergriffen und sich den Prinzen angeschlossen, um den allgemeinen Frieden herzustellen, das königliche Haus wieder zu vereinigen und durch die Züchtigung des Schuldigen dem Könige die Freiheit zurückzugeben. Mit meisterhafter Geschicklichkeit ging er mit seinem Heere unterhalb Chalons an einer seichten Stelle über die Marne, und alle Wachsamkeit Turennes täuschend, stand er am 1. Juni 1652 vor Paris. Es war wie eine Erinnerung an jene Tage, da die Guisen um die Krone Frankreichs gestritten und ihre Heere vor Paris geführt hatten.

Mit einem unbeschreiblichen Jubel ward Karl aufgenommen. Der Herzog von Orleans, der Prinz Condé, die Herzöge von Beaufort, Sully, Rohan holten ihn vor den Thoren ein, und als er in deren Begleitung seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, war nach dem Berichte des Kardinals Retz das Beifallgeschrei der Menge betäubend; man feierte ihn als den Retter des allgemeinen Wohles, als den unvergleichlichen Feldherrn, der sein Heer ungefährdet von Flandern nach Paris geführt habe, als den klugen Staatsmann, der den listigen Mazarin so trefflich überlistet habe. Er war der



Mazarin über-
Clermont zu gewinnen
Karls gegen Condé
neue Nahrung und
persönliche Reizbarkeit
staatsmännische Klugheit, zu selbst-

verderblichen Entschlüssen. Obschon die Lage der in Etampes Eingeschlossenen immer bedenklicher wurde, schob Karl den Angriff auf das Heer Turennes von Tag zu Tag unter immer neuen Vorwänden hinaus und ließ sich zuletzt durch die alte Ränkespinnerin Chevreuse zu einer geheimen Zusammenkunft mit einem Agenten der Königin, dem alten Großsiegelbewahrer Chateauneuf, bestimmen. Mit diesem schloß er einen geheimen Vertrag ab, der als der lächerliche Schluß eines ernsten Dramas ihn um die Achtung bei Freund und Feind und um alle Vorteile seiner ausschlaggebenden Stellung betrog. Es wurde vereinbart, daß die königliche Armee die Einschließung von Etampes innerhalb dreier Tage aufheben, Karl dagegen, dem die Zurückgabe seiner Staaten in unsichere Aussicht gestellt wurde, innerhalb 14 Tage sein Kriegsvolk von Paris nach Flandern zurückführen solle, ohne Schaden anzurichten. Alle Welt war über die unbegreifliche Haltung des Herzogs erstaunt und empört. Die Häupter der Fronde nannten ihn einen Verräter und Meineidigen, der um 400 000 Livres, die er vom Hofe erhalten, seine Bundesgenossen im Stiche gelassen habe; die Prinzen des lothringischen Hauses klagten ihn an, daß er die schönste Gelegenheit versäumt habe, seine Staaten wiederzugewinnen; Spanien verzieh ihm sein Verhalten nie und behielt von da an ein dauerndes Mißtrauen gegen ihn. Karl selbst führte später zu seiner Verteidigung an, daß er nichts zum Schaden seiner ersten Bundesgenossen gethan habe, vielmehr habe er das bei Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen gerettet; allen Versuchungen, mit denen der Hof an ihn herangetreten sei, habe er stand gehalten und nur das allgemeine Beste gewollt; trotzdem habe der Prinz Condé ihm die zu Lothringen gehörigen Plätze Stenay, Jametz und Clermont vorenthalten.

Bestimmend für die Entschlüsse des Herzogs ist ohne Zweifel die Erwägung gewesen, daß eine dauernde und gesicherte Restitution seiner Staaten ihm nie durch die

Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; die einen priesen seine hohe Gestalt und seine stolze kriegerische Haltung, die anderen waren entzückt von seiner kühnen und geistvollen Rede. Die Heroinen der Fronde: die Herzogin von Chevreuse, Mutter und Tochter, die Chatillon, Fräulein von Montpensier umschmeichelten ihn und fanden in ihm den angenehmsten und witzigsten Mann. Alles drängte ihn, Turenne anzugreifen und das in Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen zu befreien. Aber Karl hielt sich nach seinem Einzuge in Paris aufs neue in einer rätselhaften Unthätigkeit; seine Absichten und Pläne hielt er in undurchdringlichem Dunkel. Die schönen Weiber, die, gewohnt Politik zu machen, sich forschend an ihn herandrängten, fertigte er mit Spott und derben Soldatenspäßen ab, indem er meinte, schöne Frauen nähmen sich hübscher bei Tanz und Spiel aus als bei Kriegsgeschäften. Als sich der Kardinal Retz, so erzählt Fräulein Montpensier, zu Karl hinbegab und ihn wegen des Krieges auszufragen begann, zog der Herzog einen Rosenkranz aus der Tasche und fing an zu beten, indem er dem Kardinale bemerkte, es sei Sache der Geistlichen, zu Gott zu beten und andere beten zu lehren; da jetzt aber die Priester die Geschäfte des Kriegers betrieben, so müsse er wohl die des Priesters besorgen.

Zwischen Condé und dem Herzoge Karl war es gleich anfangs zu Rangstreitigkeiten gekommen. Karl nahm als souveräner Fürst die oberste Leitung der militärischen Dinge für sich in Anspruch; Condé erklärte, daß er als erster Prinz von Geblüt keinem außer dem Könige weichen werde; auch zeigte er sich nicht gewillt, auf die ihm von Mazarin übertragenen Plätze Stenay, Jametz und Clermont zu gunsten Karls zu verzichten. Die alte Abneigung Karls gegen Condé erhielt durch diese und andere Dinge neue Nahrung und trieb den leidenschaftlichen Mann, dessen persönliche Reizbarkeit viel größer war als seine staatsmännische Klugheit, zu selbst-

verderblichen Entschlüssen. Obschon die Lage der in Etampes Eingeschlossenen immer bedenklicher wurde, schob Karl den Angriff auf das Heer Turennes von Tag zu Tag unter immer neuen Vorwänden hinaus und ließ sich zuletzt durch die alte Ränkespinnerin Chevreuse zu einer geheimen Zusammenkunft mit einem Agenten der Königin, dem alten Großsiegelbewahrer Chateauneuf, bestimmen. Mit diesem schloß er einen geheimen Vertrag ab, der als der lächerliche Schluß eines ernsten Dramas ihn um die Achtung bei Freund und Feind und um alle Vorteile seiner ausschlaggebenden Stellung betrog. Es wurde vereinbart, daß die königliche Armee die Einschließung von Etampes innerhalb dreier Tage aufheben, Karl dagegen, dem die Zurückgabe seiner Staaten in unsichere Aussicht gestellt wurde, innerhalb 14 Tage sein Kriegsvolk von Paris nach Flandern zurückführen solle, ohne Schaden anzurichten. Alle Welt war über die unbegreifliche Haltung des Herzogs erstaunt und empört. Die Häupter der Fronde nannten ihn einen Verräter und Meineidigen, der um 400 000 Livres, die er vom Hofe erhalten, seine Bundesgenossen im Stiche gelassen habe; die Prinzen des lothringischen Hauses klagten ihn an, daß er die schönste Gelegenheit versäumt habe, seine Staaten wiederzugewinnen; Spanien verzieh ihm sein Verhalten nie und behielt von da an ein dauerndes Mißtrauen gegen ihn. Karl selbst führte später zu seiner Verteidigung an, daß er nichts zum Schaden seiner ersten Bundesgenossen gethan habe, vielmehr habe er das bei Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen gerettet; allen Versuchungen, mit denen der Hof an ihn herangetreten sei, habe er stand gehalten und nur das allgemeine Beste gewollt; trotzdem habe der Prinz Condé ihm die zu Lothringen gehörigen Plätze Stenay, Jametz und Clermont vorenthalten.

Bestimmend für die Entschlüsse des Herzogs ist ohne Zweifel die Erwägung gewesen, daß eine dauernde und gesicherte Restitution seiner Staaten ihm nie durch die

Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; die einen priesen seine hohe Gestalt und seine stolze kriegerische Haltung, die anderen waren entzückt von seiner kühnen und geistvollen Rede. Die Heroinen der Fronde: die Herzogin von Chevreuse, Mutter und Tochter, die Chatillon, Fräulein von Montpensier umschmeichelten ihn und fanden in ihm den angenehmsten und witzigsten Mann. Alles drängte ihn, Turenne anzugreifen und das in Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen zu befreien. Aber Karl hielt sich nach seinem Einzuge in Paris aufs neue in einer rätselhaften Unthätigkeit; seine Absichten und Pläne hielt er in undurchdringlichem Dunkel. Die schönen Weiber, die, gewohnt Politik zu machen, sich forschend an ihn herandrängten, fertigte er mit Spott und derben Soldatenspäßen ab, indem er meinte, schöne Frauen nähmen sich hübscher bei Tanz und Spiel aus als bei Kriegsgeschäften. Als sich der Kardinal Retz, so erzählt Fräulein Montpensier, zu Karl hinbegab und ihn wegen des Krieges auszufragen begann, zog der Herzog einen Rosenkranz aus der Tasche und fing an zu beten, indem er dem Kardinale bemerkte, es sei Sache der Geistlichen, zu Gott zu beten und andere beten zu lehren; da jetzt aber die Priester die Geschäfte des Kriegers betrieben, so müsse er wohl die des Priesters besorgen.

Zwischen Condé und dem Herzoge Karl war es gleich anfangs zu Rangstreitigkeiten gekommen. Karl nahm als souveräner Fürst die oberste Leitung der militärischen Dinge für sich in Anspruch; Condé erklärte, daß er als erster Prinz von Geblüt keinem außer dem Könige weichen werde; auch zeigte er sich nicht gewillt, auf die ihm von Mazarin übertragenen Plätze Stenay, Jametz und Clermont zu gunsten Karls zu verzichten. Die alte Abneigung Karls gegen Condé erhielt durch diese und andere Dinge neue Nahrung und trieb den leidenschaftlichen Mann, dessen persönliche Reizbarkeit viel größer war als seine staatsmännische Klugheit, zu selbst-

verderblichen Entschlüssen. Obschon die Lage der in Etampes Eingeschlossenen immer bedenklicher wurde, schob Karl den Angriff auf das Heer Turennes von Tag zu Tag unter immer neuen Vorwänden hinaus und ließ sich zuletzt durch die alte Ränkespinnerin Chevreuse zu einer geheimen Zusammenkunft mit einem Agenten der Königin, dem alten Großsiegelbewahrer Chateauneuf, bestimmen. Mit diesem schloß er einen geheimen Vertrag ab, der als der lächerliche Schluß eines ernsten Dramas ihn um die Achtung bei Freund und Feind und um alle Vorteile seiner ausschlaggebenden Stellung betrog. Es wurde vereinbart, daß die königliche Armee die Einschließung von Etampes innerhalb dreier Tage aufheben, Karl dagegen, dem die Zurückgabe seiner Staaten in unsichere Aussicht gestellt wurde, innerhalb 14 Tage sein Kriegsvolk von Paris nach Flandern zurückführen solle, ohne Schaden anzurichten. Alle Welt war über die unbegreifliche Haltung des Herzogs erstaunt und empört. Die Häupter der Fronde nannten ihn einen Verräter und Meineidigen, der um 400 000 Livres, die er vom Hofe erhalten, seine Bundesgenossen im Stiche gelassen habe; die Prinzen des lothringischen Hauses klagten ihn an, daß er die schönste Gelegenheit versäumt habe, seine Staaten wiederzugewinnen; Spanien verzieh ihm sein Verhalten nie und behielt von da an ein dauerndes Mißtrauen gegen ihn. Karl selbst führte später zu seiner Verteidigung an, daß er nichts zum Schaden seiner ersten Bundesgenossen gethan habe, vielmehr habe er das bei Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen gerettet; allen Versuchungen, mit denen der Hof an ihn herangetreten sei, habe er stand gehalten und nur das allgemeine Beste gewollt; trotzdem habe der Prinz Condé ihm die zu Lothringen gehörigen Plätze Stenay, Jametz und Clermont vorenthalten.

Bestimmend für die Entschlüsse des Herzogs ist ohne Zweifel die Erwägung gewesen, daß eine dauernde und gesicherte Restitution seiner Staaten ihm nie durch die

unzuverlässigen und unter sich uneinigen Häupter der Fronde werden könne, sondern allein von einer Aussöhnung mit dem Hofe und von dem endlichen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu hoffen sei. — Wiederholt hatte Frankreich ihm die Zurückgabe Lothringens angeboten, wenn er sich zu einem offenen, unheilbaren Bruche mit dem Hause Österreich verstehen wolle. Aber diese Bedingung, wenn das französische Anerbieten überhaupt ehrlich gemeint war, konnte Karl nie erfüllen, ohne sich wehrlos in die Gewalt desselben Frankreichs zu geben, das zu allen Zeiten Lothringen zu verschlingen gesucht hatte. Spanien indes hatte schon wegen seiner niederländischen Besitzungen ein großes Interesse, die Selbständigkeit Lothringens zu erhalten, und bildete nach dem münsterischen Frieden dessen einzige Schutzwehr gegen die französischen Annexionsgelüste. So war Karl dauernd auf das spanische Bündnis angewiesen; so lange er aber ein Bundesgenosse Spaniens war, blieb er ein Feind Frankreichs. Aus diesem unheilvollen Zirkel konnte ihn nur der Friede zwischen Spanien und Frankreich herausführen. Erst von einem Friedensschlusse zwischen diesen beiden feindlichen Großmächten konnte er eine gesicherte Restitution seiner Staaten erwarten, und er hielt sich damals für den Mann, der diesen Frieden zum Besten der eigenen Sache herbeizuführen vermöge. Aber so tapfer und glücklich Karl auch im Felde war, so unklug und ungeschickt zeigte er sich in den Werken der Staatskunst, in denen er nach den Worten seines Bruders stets den schlimmsten Teil erwählte.

Am 14. Juni hob Turenne, wie man übereingekommen war, die Belagerung von Etampes auf, ging dann aber, den Absichten Karls mißtrauend, plötzlich bei Corbeil über die Seine und nahm seine Stellung wie zu einem Kampfe im Angesichte des lothringischen Heeres. Karl traf in der Nacht, die dieser Bewegung Turennes folgte, mit Eifer und Umsicht alle Anstalten zur Abwehr eines möglichen Angriffes. Allgemein erwartete

man bei diesem neuen Wechsel der Szene für den folgenden Tag eine Schlacht unter den Mauern der Hauptstadt. Groß war daher das Staunen der Pariser und die Erbitterung der Prinzen, als am anderen Morgen bekannt wurde, daß die beiden Heerführer sich doch gütlich vertragen und der Herzog auf demselben Wege, auf dem er gekommen, abgezogen sei und seine Truppen nach Flandern zurückführe. — Als Karl auf seinem Rückwege an Bar le Duc vorüberzog, forderte er den Befehlshaber der Stadt auf, ihm die Thore zu öffnen. Auf die Antwort des Kommandanten, daß er einen Platz nicht übergeben dürfe, dessen Schutz ihm vom Könige anvertraut sei, begnügte sich Karl, einige Kanonenschüsse auf die Mauern abzugeben und dann seinen Rückzug nach dem Luxemburgischen und nach Flandern eilig fortzusetzen. Er glaubte noch immer den Abschluß eines Friedens zwischen Spanien und Frankreich beschleunigen zu können, der ihm die verheißene Restitution seiner Staaten sichern werde. Aber kaum hatte er den Fuß auf flandrisches Gebiet gesetzt, als er das Eitle seiner Hoffnungen einsehen mußte. Kein Mensch traute ihm mehr; sein Verhalten in Paris hatte in Brüssel den schlimmsten Argwohn gegen ihn erweckt, und außerdem hatte Spanien bei dem augenblicklichen Stande der Dinge am wenigsten Grund, einen Friedensschluß zu beeilen. Es sah Frankreich in einem Bürgerkriege, der dessen Kraft auf lange hin zu lähmen und zu erschöpfen schien; mit den Prinzen war es enge verbunden, und in dem letzten Jahre hatten die spanischen Waffen fast überall das Übergewicht erlangt: in den Niederlanden hatten sie Dünkirchen und Gravelingen, in Italien Casale gewonnen; in Katalonien waren die Aufständischen geschlagen und auf Barcelona zurückgeworfen. Als Grundlage des Friedens forderte daher Spanien die Wiederherstellung der Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege gewesen seien. Frankreich sollte Lothringen und alle besetzten Plätze in den Niederlanden sowie Roussillon herausgeben, seine Verbindung mit den

Seiten umworben. Im April 1650 schloß er sich dem Bündnisse Spaniens mit den Empörern an, die ihm die volle Restitution seiner Staaten versprachen. Gegen eine Summe von 200 000 Livres, die ihm die Herzogin von Longueville zusicherte, überließ er einen Teil seines Kriegsvolkes dem Marschall Turenne; seine übrigen Truppen warf er unter dem Oberbefehle des Grafen Ligniville nach Lothringen; denn in der allgemeinen Verwirrung hoffte er sich seines Landes mit leichter Mühe wieder zu bemächtigen. Er war überzeugt, daß er das Ausschlag gebende Gewicht in der Wagschale der Parteien sei und darum nur seine Forderungen zu stellen habe. Aber diese Meinung verführte ihn zu einem selbstverderblichen Doppelspiel.

Während er sich öffentlich für die Sache der Prinzen erklärte, setzte er im geheimen seine Verhandlungen mit dem Hofe fort; während sein General Ligniville in Lothringen einen Platz nach dem anderen nahm, hielt er sich selbst, statt nach seiner Gewohnheit an der Spitze seiner Truppen zu marschieren, in rätselhafter Unthätigkeit in Brüssel. Er erbot sich zuletzt dem französischen Hofe, die Sache der Rebellen und das spanische Bündnis zu verlassen und mit einem Heere von 10 000 Mann sich in den Dienst der Regentin zu stellen, wenn ihm seine Staaten nebst den Plätzen Jametz, Dun, Clermont und Stenay zurückgegeben würden. Um Stenay zu gewinnen, das zur Zeit nicht in der Gewalt des Königs war, machte er sich sogar anheischig, „die Rebellen“ daraus vertreiben. Mazarin ging scheinbar auf Karls Forderungen ein und spann die Verhandlungen mit ihm fort, lediglich um ihn hinzuhalten oder ihn seinen Verbündeten verdächtig zu machen; in der That aber dachte er, wie aus seinen Mitteilungen an le Tellier hervorgeht, nicht daran, mit dem Herzoge einen Sondervertrag einzugehen, der ihm bei einem künftigen Friedensschlusse mit Spanien eine Menge Vorteile entziehen würde.

Das Unternehmen Lignivilles in Lothringen war unterdes

anfangs überall glücklich gewesen. Bei Vincey vernichtete er ein Regiment deutscher Söldner, welche der schwedische General Rose von Worms aus zur Unterstützung des Hofes in die Champagne führen wollte. Die festen Städte Epinal, Chatel an der Mosel, Mirecourt und eine Menge anderer Plätze öffneten dem Generale Karls ihre Thore; Neufchateau, und Bar wurden im Sturme genommen, und ein kühner Angriff würde nach dem eigenen Geständnisse der Franzosen selbst die Hauptstadt Nancy in seine Gewalt gebracht haben; denn wegen Mangels an Lebensmitteln hätte die Stadt, deren Getreidevorräte der habsüchtige la Ferté kurz zuvor zu seinem Vorteile verkauft hatte, selbst eine kurze Belagerung nicht auszuhalten vermocht. — Niemals seit die Franzosen sich Lothringens bemächtigt hatten, war Karls Sache so hoffnungsreich gewesen. Aber rasch wie seine Erfolge war auch der Umschlag seines Glückes. Nach der Einnahme von Bar le Duc hatte sich Ligniville gegen St. Mihiel gewandt und sein Kriegsvolk sorglos in den benachbarten, menschenleeren Dörfern eingelagert, als in der Nacht vom 10. Oktober la Ferté, der seine Truppen zu der königlichen Armee in die Champagne führen wollte, von seinem Marsche abbiegend die zerstreut liegenden Lothringer überfiel und nach allen Seiten auseinander warf. Die Zersprengten flüchteten zum Teil nach Epinal, zum Teil in die Vogesen, wo Ligniville die Reste der Reiterei sammelte und dem Heere Turennes, das bei Stenay gelagert war, zuführte. Aber auch dem Marschall Turenne erwies sich das Kriegsglück ungünstig. Mit viel mehr Entschlossenheit, als seine Gegner ihm zugemutet, hatte Mazarin sich selbst an die Spitze der königlichen Regimenter begeben, um dem Einbruche Turennes in die Champagne zu begegnen. Er war so glücklich, die Festung Rethel, die in die Hände der Spanier geraten war, zurückzugewinnen und Turenne, der zum Entsatze herbeieilte, am 15. Dezember unter den Mauern der Stadt vollständig zu schlagen. Nach diesem

Siege, der Mazarin das Anſehen eines Feldherrn gab, wurden die franzöſiſchen Garniſonen in Lothringen verſtärkt, und der Gouverneur la Ferté, dem der glückliche Überfall bei St. Mihiel den Marſchallsſtab eingebracht hatte, begann noch im Winter die von Ligniville gewonnenen Plätze zurückzuerobern.

Karl hatte ſich unterdes, dem Trugſpiele ſeiner Verhandlungen vertrauend, unthätig in Brüſſel gehalten. Durch die Niederlage Lignivilles und Turennes war ſeine Sache jetzt ſchlimmer geworden als zuvor; er ſah ſich in allem von Mazarin überholt und um alle erträumten Vorteile gebracht. In ärgerlicher Stimmung über dieſen Gang der Dinge erließ er an die Lothringer einen Aufruf zu einer allgemeinen Erhebung gegen die falſchen Franzoſen. Er forderte alle Einwohner der Plätze, in denen lothringiſche Beſatzungen lagen, ſowie alle Einwohner der Dörfer, die im Umkreiſe von drei Meilen um dieſe Plätze gelegen ſeien, auf, die Waffen gegen die Unterdrücker zu ergreifen; er verwies alle Franzoſen, die ſich in Lothringen niedergelaſſen, auch wenn ſie Mönche oder Nonnen ſeien, des Landes und befahl die Einziehung ihrer Güter; alle lothringiſchen Weibsperſonen, die ſich mit Franzoſen verheiratet hätten, erklärte er für ehrlos und gebot, ſie mit dem lothringiſchen Kreuze auf den Schultern zu brandmarken. Dieſem Aufrufe folgten in der That zahlreiche lokale Erhebungen des hartgedrückten Volkes. Bauern mit Sicheln und Senſen bewaffnet, zogen den befeſtigten Plätzen zu, die belagernden Franzoſen von den Mauern abzuwehren. Vor Chatel, Epinal, Neufchateau fand der franzöſiſche Marſchall bei ſeinen Angriffen einen langen verzweifelten Widerſtand und mußte zuletzt den Belagerten ehrenvollen Abzug gewähren. Bar le Duc behauptete ſich bis in den Sommer des folgenden Jahres.

Eben hatte Lothringen angefangen, von der äußerſten Erſchöpfung aufzuatmen. Die neue Erhebung brachte neuen Druck und neues Elend über das Land. Aus Nancy wurden

nach dem Siege la Fertés alle angesehenen Personen, die als Anhänger des Herzogs verdächtig waren, verjagt und die Güter der Ausziehenden eingezogen; die Bewohner der wiedergewonnenen Plätze wurden mit unerschwinglichen Schatzungen gestraft und, weil sie nicht zahlen konnten, in die abscheulichsten Gefängnisse geworfen; viele ließen das ihrige zurück und flohen über die Grenze; einige wenige suchten ein leidliches Durchkommen, „indem sie ihre Töchter an französische Offiziere gaben".

Mazarins Sieg schien vollständig; er war Herr von Paris, Herr der gefangenen Prinzen und Meister im Felde: da trat, gleich einer überraschenden Wandlung auf der Bühne, im Januar 1651 in Paris eine jener unbegreiflich plötzlichen Wendungen ein, an denen die französische Geschichte dieser Zeit so reich ist.

Die Fronde hatte im Anfange des Jahres 1650 Mazarin gegen Condé begünstigt nicht aus Neigung zu dem Minister, sondern um Condés Stolz und Übermut zu strafen. Im geheimen dauerte der Widerwillen gegen den Italiener fort, bis die Anmaßungen des prahlenden Siegers von Rethel anfangs 1651 den schlafenden Haß des Parlamentes, des Volkes und aller unzufriedenen Großen neu belebten. Unter dem Einflusse vornehmer Weiber, deren geistvolles Ränkespiel in den französischen Denkwürdigkeiten dieser Zeit verewigt ist, war bald das ganze Land aufgewiegelt gegen den übermütigen, allmächtigen Fremden, der der Königin so unentbehrlich geworden war. Das Parlament nahm die argliftige Gefangennahme der Prinzen als Anlaß, Mazarin anzuklagen, daß er durch seine Gewaltthat die beschworenen Garantieen verletzt habe, und verlangte von der Regentin die Freilassung der Gefangenen und die Verbannung des Ministers. Straffords Schicksal schien sich für den Freund der Regentin

vorzubereiten. — In der Nacht des 7. Februar 1651 entwich Mazarin verkleidet aus Paris und floh, vom Parlamente für alle Zeit geächtet und für ehrlos erklärt, über Havre, wo er den gefangenen Prinzen ihre Befreiung ankündigte, nach Brühl in den Schutz des Kurfürsten von Köln. Die befreiten Prinzen hielten, vom Volke bejubelt, ihren Einzug in Paris, und an die Spitze der Fronde trat der Herzog Gaston von Orleans.

Mazarin war dem Sturme in Paris gewichen, um seine baldige Rückkehr vorzubereiten. Auf seinen Rat stellte die Regentin — denn auch in der Verbannung blieb er deren geheimer Berater — der Anmaßung Condés die Autorität des Königtums gegenüber, indem sie am 5. September ihren dreizehnjährigen Sohn für volljährig erklären ließ. Um die Parteien zu entwaffnen und dem Parlamente zu gefallen, ließ sie mit der ihr eigenen Kunst der Heuchelei bei dieser Gelegenheit die Achterklärung gegen Mazarin erneuern und den jungen König versprechen, daß dem Kardinale Mazarin niemals die Rückkehr in das Reich gestattet werde. Hierauf entzog sie den Hof dem Einflusse der Hauptstadt und verlegte ihn nach Poitiers. Während sie hier durch kluge Verhandlungen Turenne, den tüchtigsten Kriegsmann, von seinen bisherigen Bundesgenossen abzuziehen und für den Hof zu gewinnen wußte, warb Mazarin aus dem Erlöse der mitgenommenen Kostbarkeiten und Edelsteine deutsche Söldner, mit denen er auf den ersten Ruf der Königin die Grenzen zu überschreiten gedachte. Auch den Herzog von Lothringen zog er wieder in seine Berechnungen. Als er auf der Flucht von Havre nach Köln durch die Niederlande gekommen war, hatte Karl ihn mit allen Ehren empfangen und ihm bis in das kölnische Gebiet ritterliches Geleite gegeben. Diesen Umstand benutzte Mazarin, um von Brühl aus neue Verhandlungen anzuknüpfen; er nahm dabei den Schein an, als ob er lebhaft wünsche, den allgemeinen Frieden herbeizuführen, auch beteuerte er, zu einem Sondervertrage mit Lothringen bereit zu sein, sobald er nur Herr

der inneren Wirren geworden sei. Bereits im September 1651 verließ Mazarin Brühl und führte 8000 geworbene Söldner dem königlichen Heere zu, das unter Vaubecourt bei Sedan stand. Schon im Januar kam er in dem königlichen Hoflager bei Poitiers an.

In Paris, wo alles in dem Hasse gegen Mazarin einig war, bewirkte diese Nachricht eine ungeheure Aufregung und trieb alles auf die Seite der Prinzen. Das Parlament untersagte allen Unterthanen des Königs bei Todesstrafe, dem Geächteten auf irgend eine Weise Hilfe zu leisten; es zog die Güter des Kardinals ein und setzte aus dem Ertrage einen Preis von 50 000 Thalern auf dessen Kopf. Der Herzog von Orleans schickte Boten an den Herzog Karl und forderte ihn auf, den Prinzen gegen den Hof zu Hilfe zu eilen und sich dadurch die Rückkehr in seine Staaten zu sichern. Auch Spanien, das den Vertrag von Stenay mit den Prinzen erneuert hatte und Karls Verhandlungen mit Mazarin argwöhnisch beobachtete, suchte ihn auf alle Weise bei der Sache der Verbündeten festzuhalten. Aufs neue sah sich so der Herzog von allen Parteien umworben. Agenten des Hofes, der Prinzen, Spaniens umdrängten ihn und wetteiferten in Versprechen, um ihn und sein Heer zu gewinnen. Stellte er sich auf die Seite der Prinzen, so war ihm im Falle des Sieges die Restitution seiner Staaten zugesichert; stellte er sich auf die Seite des Hofes, so waren seine Aussichten vielleicht noch günstiger.

Ohne sich indes für die Prinzen oder für den Hof ausgesprochen zu haben, brach Karl im April an der Spitze eines Heeres, das er auf 12 000 Mann gebracht hatte, aus Flandern auf und richtete seinen Marsch gegen Paris. Ähnlich wie es einst Wallenstein gethan hatte, betrachtete sich Karl als Herrn der Lage; er glaubte alle Parteien für seine Pläne benutzen und im günstigen Augenblicke einen Frieden erzwingen zu können, der die Verhältnisse ganz nach seinen Wünschen gestalte.

Während er ungehindert in das Innere Frankreichs vorrückte, kamen Abgeordnete des Hofes, der Prinzen, des Erzherzogs aus Brüssel, um seine eigentlichen Absichten zu erkunden; aber er hüllte sich gegen alle in Schweigen oder gab nur rätselhafte Andeutungen. Offenbar dachte er eine Zeit lang an eine Verständigung mit dem Hofe. In einem Schreiben an die Königin verlangte er als Bürgschaft für die Erfüllung der ihm gemachten Versprechen die sofortige Herausgabe von Jametz und Moyenvic sowie an Stelle der Festung Stenay, die noch in der Gewalt Condés war, die Übergabe von Tull und Vaucouleurs. Unter dieser Bedingung, die ihm gestatte, ohne Schmach und Schande mit dem Prinzen Condé, dem Feinde seines Hauses und dem Räuber seines Eigentumes, zu brechen und sich ganz dem Dienste des Königs zu widmen, wolle er mit Leib und Seele der Königin angehören. Der Hof hatte sich indes von seiner anfänglichen Bestürzung schon erholt und war zum Angriffe übergegangen. Verstärkt durch das von Mazarin herbeigeführte Kriegsvolk, war Turenne mit dem Hofe von Poitiers aufgebrochen und gegen Paris gezogen. Bei Etampes überraschte er die an Zahl geringere Armee der Prinzen und schloß sie so vollständig ein, daß ihr nur unbedingte Ergebung übrig zu bleiben schien. Der Herzog von Orleans schickte deshalb Boten auf Boten an Karl und beschwor ihn, die Sache der Prinzen nicht zu verlassen.

Bis dahin hatte Karl noch immer mit der Königin verhandelt, aber außer schmeichelhaften Briefen und schönen Verheißungen keine Antwort auf seine Forderungen erhalten. Da verriet ihm ein aufgefangener Brief Turennes, der dem Kardinale meldete, daß alle Anstalten getroffen seien, um dem Herzoge von Lothringen den Weg auf Paris zu sperren, die trügerischen Absichten des Hofes und machte seinem bisherigen Schwanken ein Ende. Er schrieb auf den Rücken des Briefes, daß Monsieur de Lorraine aller Welt zum Verdrusse doch kommen werde, und schickte damit den aufgegriffenen Kurier an

Turenne zurück. In einem offenen Schreiben „an alle guten und wahrhaften Franzosen“ erklärte Karl sich jetzt offen für die Partei der Prinzen und legte die Gründe dar, die ihn zu seinem Unternehmen und zu dem Anschlusse an die Prinzen bewogen hätten. Er zählte die unsagbaren Leiden auf, die Mazarins falsche Politik über ihn und sein unglückliches Land gebracht hätte; Städte und Burgen seien gebrochen, Dörfer und Weiler ohne Zahl zerstört und niedergebrannt, Klöster ausgeraubt und eingeäschert, Kirchen entweiht, weite, einst blühende Landschaften in Trümmerhaufen und Einöden verwandelt worden. Urheber aller dieser Frevel und Leiden sei der Kardinal; der Kardinal sei der Feind des allgemeinen Friedens und die Ursache aller Wirren in Frankreich wie im königlichen Hause. Darum habe er, der Herzog von Lothringen, die Waffen ergriffen und sich den Prinzen angeschlossen, um den allgemeinen Frieden herzustellen, das königliche Haus wieder zu vereinigen und durch die Züchtigung des Schuldigen dem Könige die Freiheit zurückzugeben. Mit meisterhafter Geschicklichkeit ging er mit seinem Heere unterhalb Chalons an einer seichten Stelle über die Marne, und alle Wachsamkeit Turennes täuschend, stand er am 1. Juni 1652 vor Paris. Es war wie eine Erinnerung an jene Tage, da die Guisen um die Krone Frankreichs gestritten und ihre Heere vor Paris geführt hatten.

Mit einem unbeschreiblichen Jubel ward Karl aufgenommen. Der Herzog von Orleans, der Prinz Condé, die Herzöge von Beaufort, Sully, Rohan holten ihn vor den Thoren ein, und als er in deren Begleitung seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, war nach dem Berichte des Kardinals Retz das Beifallgeschrei der Menge betäubend; man feierte ihn als den Retter des allgemeinen Wohles, als den unvergleichlichen Feldherrn, der sein Heer ungefährdet von Flandern nach Paris geführt habe, als den klugen Staatsmann, der den listigen Mazarin so trefflich überlistet habe. Er war der

Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; die einen priesen seine hohe Gestalt und seine stolze kriegerische Haltung, die anderen waren entzückt von seiner kühnen und geistvollen Rede. Die Heroinen der Fronde: die Herzogin von Chevreuse, Mutter und Tochter, die Chatillon, Fräulein von Montpensier umschmeichelten ihn und fanden in ihm den angenehmsten und witzigsten Mann. Alles drängte ihn, Turenne anzugreifen und das in Etampes eingeschlossene Heer der Prinzen zu befreien. Aber Karl hielt sich nach seinem Einzuge in Paris aufs neue in einer rätselhaften Unthätigkeit; seine Absichten und Pläne hielt er in undurchdringlichem Dunkel. Die schönen Weiber, die, gewohnt Politik zu machen, sich forschend an ihn herandrängten, fertigte er mit Spott und derben Soldatenspäßen ab, indem er meinte, schöne Frauen nähmen sich hübscher bei Tanz und Spiel aus als bei Kriegsgeschäften. Als sich der Kardinal Retz, so erzählt Fräulein Montpensier, zu Karl hinbegab und ihn wegen des Krieges auszufragen begann, zog der Herzog einen Rosenkranz aus der Tasche und fing an zu beten, indem er dem Kardinale bemerkte, es sei Sache der Geistlichen, zu Gott zu beten und andere beten zu lehren; da jetzt aber die Priester die Geschäfte des Kriegers betrieben, so müsse er wohl die des Priesters besorgen.

Zwischen Condé und dem Herzoge Karl war es gleich anfangs zu Rangstreitigkeiten gekommen. Karl nahm als souveräner Fürst die oberste Leitung der militärischen Dinge für sich in Anspruch; Condé erklärte, daß er als erster Prinz von Geblüt keinem außer dem Könige weichen werde; auch zeigte er sich nicht gewillt, auf die ihm von Mazarin übertragenen Plätze Stenay, Jametz und Clermont zu gunsten Karls zu verzichten. Die alte Abneigung Karls gegen Condé erhielt durch diese und andere Dinge neue Nahrung und trieb den leidenschaftlichen Mann, dessen persönliche Reizbarkeit viel größer war als seine staatsmännische Klugheit, zu selbst-

verderblichen Entſchlüſſen. Obſchon die Lage der in Etampes Eingeſchloſſenen immer bedenklicher wurde, ſchob Karl den Angriff auf das Heer Turennes von Tag zu Tag unter immer neuen Vorwänden hinaus und ließ ſich zuletzt durch die alte Ränkeſpinnerin Chevreuſe zu einer geheimen Zuſammenkunft mit einem Agenten der Königin, dem alten Großſiegelbewahrer Chateauneuf, beſtimmen. Mit dieſem ſchloß er einen geheimen Vertrag ab, der als der lächerliche Schluß eines ernſten Dramas ihn um die Achtung bei Freund und Feind und um alle Vorteile ſeiner ausſchlaggebenden Stellung betrog. Es wurde vereinbart, daß die königliche Armee die Einſchließung von Etampes innerhalb dreier Tage aufheben, Karl dagegen, dem die Zurückgabe ſeiner Staaten in unſichere Ausſicht geſtellt wurde, innerhalb 14 Tage ſein Kriegsvolk von Paris nach Flandern zurückführen ſolle, ohne Schaden anzurichten. Alle Welt war über die unbegreifliche Haltung des Herzogs erſtaunt und empört. Die Häupter der Fronde nannten ihn einen Verräter und Meineidigen, der um 400 000 Livres, die er vom Hofe erhalten, ſeine Bundesgenoſſen im Stiche gelaſſen habe; die Prinzen des lothringiſchen Hauſes klagten ihn an, daß er die ſchönſte Gelegenheit verſäumt habe, ſeine Staaten wiederzugewinnen; Spanien verzieh ihm ſein Verhalten nie und behielt von da an ein dauerndes Mißtrauen gegen ihn. Karl ſelbſt führte ſpäter zu ſeiner Verteidigung an, daß er nichts zum Schaden ſeiner erſten Bundesgenoſſen gethan habe, vielmehr habe er das bei Etampes eingeſchloſſene Heer der Prinzen gerettet; allen Verſuchungen, mit denen der Hof an ihn herangetreten ſei, habe er ſtand gehalten und nur das allgemeine Beſte gewollt; trotzdem habe der Prinz Condé ihm die zu Lothringen gehörigen Plätze Stenay, Jametz und Clermont vorenthalten.

Beſtimmend für die Entſchlüſſe des Herzogs iſt ohne Zweifel die Erwägung geweſen, daß eine dauernde und geſicherte Reſtitution ſeiner Staaten ihm nie durch die

unzuverläſſigen und unter ſich uneinigen Häupter der Fronde werden könne, ſondern allein von einer Ausſöhnung mit dem Hofe und von dem endlichen Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien zu hoffen ſei. — Wiederholt hatte Frankreich ihm die Zurückgabe Lothringens angeboten, wenn er ſich zu einem offenen, unheilbaren Bruche mit dem Hauſe Öſterreich verſtehen wolle. Aber dieſe Bedingung, wenn das franzöſiſche Anerbieten überhaupt ehrlich gemeint war, konnte Karl nie erfüllen, ohne ſich wehrlos in die Gewalt desſelben Frankreichs zu geben, das zu allen Zeiten Lothringen zu verſchlingen geſucht hatte. Spanien indes hatte ſchon wegen ſeiner niederländiſchen Beſitzungen ein großes Intereſſe, die Selbſtändigkeit Lothringens zu erhalten, und bildete nach dem münſteriſchen Frieden deſſen einzige Schutzwehr gegen die franzöſiſchen Annexionsgelüſte. So war Karl dauernd auf das ſpaniſche Bündnis angewieſen; ſo lange er aber ein Bundesgenoſſe Spaniens war, blieb er ein Feind Frankreichs. Aus dieſem unheilvollen Zirkel konnte ihn nur der Friede zwiſchen Spanien und Frankreich herausführen. Erſt von einem Friedensſchluſſe zwiſchen dieſen beiden feindlichen Großmächten konnte er eine geſicherte Reſtitution ſeiner Staaten erwarten, und er hielt ſich damals für den Mann, der dieſen Frieden zum Beſten der eigenen Sache herbeizuführen vermöge. Aber ſo tapfer und glücklich Karl auch im Felde war, ſo unklug und ungeſchickt zeigte er ſich in den Werken der Staatskunſt, in denen er nach den Worten ſeines Bruders ſtets den ſchlimmſten Teil erwählte.

Am 14. Juni hob Turenne, wie man übereingekommen war, die Belagerung von Etampes auf, ging dann aber, den Abſichten Karls mißtrauend, plötzlich bei Corbeil über die Seine und nahm ſeine Stellung wie zu einem Kampfe im Angeſichte des lothringiſchen Heeres. Karl traf in der Nacht, die dieſer Bewegung Turennes folgte, mit Eifer und Umſicht alle Anſtalten zur Abwehr eines möglichen Angriffes. Allgemein erwartete

man bei dieſem neuen Wechſel der Szene für den folgenden Tag eine Schlacht unter den Mauern der Hauptſtadt. Groß war daher das Staunen der Pariſer und die Erbitterung der Prinzen, als am anderen Morgen bekannt wurde, daß die beiden Heerführer ſich doch gütlich vertragen und der Herzog auf demſelben Wege, auf dem er gekommen, abgezogen ſei und ſeine Truppen nach Flandern zurückführe. — Als Karl auf ſeinem Rückwege an Bar le Duc vorüberzog, forderte er den Befehlshaber der Stadt auf, ihm die Thore zu öffnen. Auf die Antwort des Kommandanten, daß er einen Platz nicht übergeben dürfe, deſſen Schutz ihm vom Könige anvertraut ſei, begnügte ſich Karl, einige Kanonenſchüſſe auf die Mauern abzugeben und dann ſeinen Rückzug nach dem Luxemburgiſchen und nach Flandern eilig fortzuſetzen. Er glaubte noch immer den Abſchluß eines Friedens zwiſchen Spanien und Frankreich beſchleunigen zu können, der ihm die verheißene Reſtitution ſeiner Staaten ſichern werde. Aber kaum hatte er den Fuß auf flandriſches Gebiet geſetzt, als er das Eitle ſeiner Hoffnungen einſehen mußte. Kein Menſch traute ihm mehr; ſein Verhalten in Paris hatte in Brüſſel den ſchlimmſten Argwohn gegen ihn erweckt, und außerdem hatte Spanien bei dem augenblicklichen Stande der Dinge am wenigſten Grund, einen Friedensſchluß zu beeilen. Es ſah Frankreich in einem Bürgerkriege, der deſſen Kraft auf lange hin zu lähmen und zu erſchöpfen ſchien; mit den Prinzen war es enge verbunden, und in dem letzten Jahre hatten die ſpaniſchen Waffen faſt überall das Übergewicht erlangt: in den Niederlanden hatten ſie Dünkirchen und Gravelingen, in Italien Caſale gewonnen; in Katalonien waren die Aufſtändiſchen geſchlagen und auf Barcelona zurückgeworfen. Als Grundlage des Friedens forderte daher Spanien die Wiederherſtellung der Verhältniſſe, wie ſie vor dem Kriege geweſen ſeien. Frankreich ſollte Lothringen und alle beſetzten Plätze in den Niederlanden ſowie Rouſſillon herausgeben, ſeine Verbindung mit den

Aufständischen in Katalonien und Portugal lösen und die gerechten Ansprüche der Prinzen befriedigen. Dies war aber für Frankreich gleichbedeutend mit dem Verzichte auf alles, was das Lebenswerk Richelieus und Mazarins gewesen war.

Nach dem Abzuge Karls von Paris war Turenne, unterstützt von dem Marschalle la Ferté, zu einem Angriffe gegen das Heer der Prinzen bei St. Cloud vorgegangen. Um dem ungleichen Kampfe mit der viel zahlreicheren königlichen Armee auszuweichen, hatte sich Condé in die Vorstadt St. Antoine geworfen; und hier kam es am 2. Juli zu der viel beschriebenen Straßenschlacht. Condé unterlag und schien verloren, als die kühne Prinzessin von Montpensier, Gastons Tochter aus erster Ehe, die auch die Stadt Orleans gegen die Königlichen verteidigt hatte, dem bedrängten, von ihr schwärmerisch verehrten Prinzen die Thore von Paris öffnen und die Kanonen der Bastille auf die königlichen Truppen richten ließ. Dadurch wurde Turenne zum Abzuge genötigt und Mazarins Hoffnung, mit dem Könige und der Königin in die Stadt einzuziehen, vereitelt.

Der Besitz der Hauptstadt gab dem Prinzen eine augenblickliche Überlegenheit; aber zu schwach an Streitkräften und der dauernden Anhänglichkeit der leicht beweglichen Bürgerschaft nicht sicher, forderte er dringend die versprochene spanische Hilfe. „Niemals," so schrieb Condé nach Brüssel an den Grafen Fuensaldaña, „niemals war die Gelegenheit eine so gute; um Gottes willen rückt vor, ich bitte und beschwöre Euch, nehmt den geradesten Weg, um hierher zu kommen". Karl hatte bei seiner Rückkehr nach Brüssel wegen seines zweideutigen Verhaltens in Paris die heftigsten Klagen und Vorwürfe hören müssen; jetzt beschuldigte man ihn geradezu, die Prinzen verraten zu haben. Um sich zu rechtfertigen, blieb ihm nur übrig, sich laut gegen Mazarin und den Hof

zu gunſten der Prinzen zu erklären. Er übernahm es dann zum zweiten Male, den in Paris eingeſchloſſenen Prinzen ein ſpaniſch-lothringiſches Hilfsheer und 3000 deutſche Söldner unter der Führung eines wirtembergiſchen Prinzen zuzuführen. Und zum zweiten Male zeigte ſein Handeln jene unbegreifliche Halbheit und Zweideutigkeit, die ihn vor kurzem um alle Vorteile ſeiner Stellung wie um das Vertrauen ſeiner Verbündeten gebracht hatte. Mit derſelben Geſchicklichkeit wie das erſte Mal die Wachſamkeit Turennes täuſchend, gelangte er am 6. September 1652 vor Paris und ſchlug ſein Lager in der Ebene von Charenton auf. Der Hof, dem es vor allem an Geldmitteln gebrach, geriet durch den Anmarſch Karls in eine Lage, die Mazarin ſelbſt für eine verzweifelte hielt. Die Armee der Prinzen, durch die Ankunft der 3000 Wirtemberger verſtärkt, konnte ſich wieder ins Feld wagen, und Turenne, zwiſchen der Seine und dem Flüßchen Yères eingeſchloſſen und von aller Zufuhr abgeſchnitten, hatte nur die Wahl, mit den vereinigten und überlegenen Feinden eine ausſichtsloſe Schlacht zu wagen oder ſeine Völker Hungers ſterben zu laſſen. Da wurde wiederum die alte Eiferſucht zwiſchen Condé und dem Herzoge Karl Turennes Rettung. Condé, der an einer häßlichen Krankheit litt, mußte ſich aus dem Lager in die Stadt begeben; voll von Eiferſucht und Mißtrauen gegen den Herzog beredete er dieſen, ihn zu begleiten. Dieſe Abweſenheit der Feldherrn benutzte Turenne geſchickt, ſich aus dem Netze der vereinigten Armeen herauszuziehen; er ging über die Yères und führte ſein Heer nach Melun, wo er, einem Angriffe ſeiner Gegner entrückt, das Beſte von der Zeit und einem baldigen Zerwürfniſſe der Verbündeten erwartete.

In Paris fand Karl bei ſeinem Erſcheinen die frühere Begeiſterung nicht mehr; er mußte laute Vorwürfe über ſein zweideutiges Verhalten und über die Ausſchreitungen ſeines Kriegsvolkes hören und wurde von der erregten Menge ſogar

öffentlich beschimpft. Und nun begann wieder das alte Spiel geheimer Verhandlungen mit der Königin, die aufs neue dem leichtgläubigen Herzoge schmeichelhafte Briefe schrieb und ihn in dem Wahne bestärkte, als hange es von ihm ab, den Frieden zwischen dem Hofe und den Prinzen wie zwischen Frankreich und Spanien herbeizuführen. Bei diesem Spiele, in dem sich die Heere täglich bedrohten, ohne sich zu schlagen, und Unterhändler zusammenkamen, ohne ein Ende zu machen, konnte die königliche Partei nur gewinnen. Unterdes trat ein, was Turenne gehofft hatte. Wie es so oft in der Geschichte Frankreichs geschehen ist, führte ein Umschlag in der Stimmung der Hauptstadt einen allgemeinen Wechsel der Dinge herbei. Das Parlament und die Bürgerschaft empfanden allmählich Überdruß an der Fortdauer eines Zustandes, der, von Tag zu Tag schwankend zwischen Krieg und Frieden, die gewohnte Ruhe und Sicherheit nahm und mit dem Drucke unbequemer Leistungen auf allen lastete. Man wurde der beständigen Aufregung müde und sehnte sich nach der Rückkehr der alten Ordnung und Behaglichkeit. Dazu kam, daß Condé sich durch Hochmut und Gewaltthätigkeit die Bürgerschaft entfremdete, und daß die Bewohner der Vorstädte sich heftig erbittert zeigten gegen die lothringischen Truppen, die ihre Häuser verbrannt, ihre Gärten verwüstet und sie schon einmal verraten hätten. Bald hörten die Prinzen, wie sich das allgemeine Geschrei nach Frieden erhob. Es war im Grunde das französische Nationalgefühl, das sich in dieser veränderten Stimmung auf einmal geltend machte. Man fand, daß die Prinzen Verbündete des Auslandes seien, während der Hof die nationale Sache verfechte. Was den allgemeinen Durchbruch dieser veränderten Stimmung zu gunsten des Hofes noch hinderte, war der Haß gegen Mazarin, den allmächtigen Fremdling, der alle Staatsangelegenheiten seinem Eigennutze unterordne, seine Familie, seine zahlreichen Nichten emporzubringen suche, sich ungeheure Reichtümer erwerbe, und die

Königin auf eine ganz unbegreifliche Weiſe in ſeiner Gewalt habe. Die Prinzen ſelbſt hatten den unheilvollen Einfluß, den Mazarin auf die Regierung ausübte, als Urſache alles Unheils und als den Grund ihrer Unzufriedenheit bezeichnet. Unter dieſen Umſtänden mußte der Schritt, zu dem ſich in dieſem Augenblicke Mazarin entſchloß, eine ungeheure Wirkung zu gunſten des Hofes ausüben. Mazarin ließ ſich vom Hofe verbannen und fand darin das Mittel, den Prinzen und ihren Anhängern die Waffen aus der Hand zu nehmen oder ſie ins offene Unrecht zu ſetzen, wenn ſie den Krieg weiter führten.

Die Liſt hatte ganz den berechneten Erfolg. Der König, ſo hörte man jetzt in Paris, habe durch die Verbannung Mazarins den erſten Schritt zur Verſöhnung gethan; es ſei kein Grund mehr, die Waffen in der Hand zu behalten. Gegen die Prinzen erhob ſich in kleinen, dann immer größeren Kreiſen der Widerſpruch, und als der König eine allgemeine Amneſtie verkündete und ſich der Stadt näherte, vermochten die Prinzen ſich gegenüber der vollſtändig geänderten Stimmung des Volkes nicht mehr zu behaupten. Am 21. Oktober hielt die Königin mit ihrem Sohne ihren Einzug in Paris; der Herzog von Orleans zog ſich nach Blois zurück, und der überliſtete Herzog Karl erklärte, daß er nie im Sinne gehabt habe, ſich mit den königlichen Truppen zu ſchlagen, ſondern nur gekommen ſei, den Verbündeten einen ehrenvollen und dauernden Frieden zu ſchaffen. Dem Einzuge des Königs in Paris folgte im Februar 1653 die Rückkehr des verbannten Miniſters, den der vornehme Pöbel und dieſelben Juriſten des Parlamentes, die einſt einen Preis auf deſſen Kopf geſetzt hatten, mit Lob überſchütteten und bei ſeinem Einzuge als „Beglücker“ Frankreichs bejubelten. So endete die Bewegung der Fronde wie ein ſchlechtes Intriguenſpiel mit dem Siege der miniſteriellen Allgewalt, um in der Revolution 1789 eine ſchreckliche Auferſtehung zu feiern.

Der ſtolze Prinz Condé wies die im Namen des Königs von der Königin angebotene volle Amneſtie zurück und blieb, den Spaniern mehr trauend als der Königin, bei dem ſpaniſchen Bündniſſe. Er verbannte ſich ſelbſt, um frei von allen Rückſichten gleich dem länderloſen Herzoge von Lothringen als abenteuernder Kriegsführer im Dienſte Spaniens den Kampf gegen Frankreich weiter zu führen. Er war überzeugt, ſagt La Rochefoucauld, daß wenn der landesverjagte Herzog von Lothringen durch ſeine Armee und ſein Geld allein eine ſo bedeutende Rolle zu ſpielen und dabei ein Leben ganz nach ſeinen Neigungen zu führen vermöge, es ihm bei ſeinen überlegenen Talenten gelingen müſſe, zu einer noch viel größeren Bedeutung zu gelangen. Mit dem Herzoge Karl hatte er ſich in Paris ausgeſöhnt; er verſprach, ihm Clermont zurückzugeben und die Waffen nicht niederzulegeu, bis Karl in ſeine Staaten zurückgekehrt ſei. Enge mit einander verbunden, zogen Condé und Karl, geſichert durch einen zehntägigen Waffenſtillſtand, nach dem Siege der Königlichen von Paris nach der Champagne ab. Hier machte Condé einen mißlungenen Angriff auf Reims, nahm dagegen Rethel mit Sturm ein, während Karl, in Lothringen einfallend, Tull und Pont à Mouſſon vergebens in ſeine Gewalt zu bringen verſuchte.

Elfter Abschnitt.

Herzog Karl in spanischen Diensten. Sein Zerwürfnis mit Condé. Er erregt den Argwohn der spanischen Regierung, wird verhaftet und als Gefangener nach Toledo gebracht. Nutzlose Versuche zu seiner Befreiung. Franz Nikolas übernimmt den Oberbefehl über das lothringische Heer. Seine Stellung wird unhaltbar. Die lothringische Armee tritt in die Dienste Frankreichs. Der pyrenäische Friede. Karl wird aus der Haft entlassen. Der Vertrag von Vincennes. Tod Mazarins. Karl kehrt in seine Staaten zurück.

Es war vorauszusehen, daß die in Paris geschlossene Verbindung zwischen Condé und dem Herzoge Karl bei dem eigenartigen Charakter dieser Männer und der Verschiedenheit ihrer Interessen nicht von Dauer sein konnte.

Condé, der anmaßende „Sieger von Rocroi und von Nördlingen", hatte sich, als er Frankreich verließ, von der spanischen Krone den Oberbefehl über alle Truppen im spanisch-niederländischen Dienste zusichern lassen. Zu diesen Truppen gehörten auch die des Herzogs von Lothringen. Karl, dessen stolze und reizbare Natur schon in den Tagen der Fronde mit dem herrischen Wesen Condés hart zusammengestoßen war, empfand bald das Unhaltbare und Falsche seiner Stellung, das darin bestand, daß er, ein souveräner Fürst, jetzt dem Oberbefehle eines französischen Prinzen unterstellt sein sollte. Sein Mißmut wuchs aber noch mehr, als er vernahm, daß Condé sich auch die Verfügung über alle

Eroberungen ausbedungen hatte, die man auf französischem Boden machen werde. Nach seinem mißlungenen Angriffe auf Tull und Pont à Mousson eilte er daher im November 1652 aus Lothringen nach Brüssel und stellte dem Hofe vor, wie nachteilig der mit Condé abgeschlossene Vertrag bei einem künftigen Friedensschlusse für ihn sein werde; denn weder er noch der König von Spanien werde alsdann über eroberte französische Plätze und Landschaften zu verfügen haben, die man Frankreich als Tauschobjekt für die Herausgabe Lothringens bieten könne. Er verlangte deshalb, daß die Eroberungen, die man mit vereinigten Kräften auf französischem Boden mache, ihm zur Hälfte überlassen würden; er forderte ferner, daß Condé auch die von Mazarin erhaltenen lothringischen Plätze ihm, dem rechtmäßigen Herrn, ausliefere. Da er mit diesen Forderungen weder bei Condé noch bei der spanischen Regierung durchdrang, lehnte er es ab, an den Beratungen über den Feldzugsplan des Jahres 1653 teilzunehmen. Er stellte seine Truppen zwar unter den Oberbefehl Condés, blieb selbst aber grollend in Brüssel zurück, weil er nicht lediglich für den Ruhm und den Vorteil seines Nebenbuhlers zu kämpfen gewillt war. In gesteigertem Unmute richtete er dann im Juli an den König von Spanien ein Schreiben, in dem er, auf seine früheren Verdienste hinweisend, sich über die Minister des Königs beklagte und die Absicht kund gab, sich von einem Bündnisse zu trennen, das ihm keine Vorteile biete.

Unterdes hatte das von Condé und dem Grafen Fuensaldaña begonnene Kriegsunternehmen einen entschiedenen Mißerfolg gehabt; der Versuch Condés, über die Oise gegen Paris vorzudringen, war gescheitert; Rethel, Vervins, Commercy und St. Menehould waren in die Hände der Franzosen gefallen, und der einzige Erfolg des Feldzuges war der mit ungeheuren Opfern erkaufte Gewinn von Rocroi. Condé schrieb den ganzen Mißerfolg des Feldzuges der

schlechten Haltung der lothringischen Truppen und dem schlimmen Einflusse zu, den Karls absichtliche Unthätigkeit auf diese ausübe. Auch suchte er Karl bei dem Hofe in den Verdacht zu bringen, als gehe er damit um, die gemeinsame Sache zu verlassen und sich mit Frankreich zu verständigen; es werde daher ratsam sein, sich seiner Person bei Zeiten zu versichern.

Obgleich keine Beweise für solche Absichten Karls vorlagen, so gab dieser selbst durch seine bitteren Klagen über die spanische Undankbarkeit zu allerlei Verdächtigungen Anlaß und reizte vor allem den Haß des Grafen Fuensaldaña durch den lauten Spott, den er über dessen militärische Unfähigkeit ausgoß. Eine besondere Nahrung erhielt der Argwohn gegen ihn durch das allgemein verbreitete Gerücht, er gehe damit um, mit Hilfe Frankreichs und der Kurfürsten die Kaiserkrone zu gewinnen. Des Kaisers wankende Gesundheit machte nämlich eine baldige Kaiserwahl wahrscheinlich, und der König von Ungarn war noch sehr jung. Eine gewisse Bestätigung erhielt jenes Gerücht durch die Reisen, die um diese Zeit Karls Kanzler Russelet an die Höfe der Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg wie nach Kopenhagen und Stockholm machte; auch hatte der Kanzler, wie erzählt wurde, bei einer Gelegenheit geäußert, sein Herr habe einen ebenso guten Kopf, die Kaiserkrone zu tragen, wie der König von Ungarn.

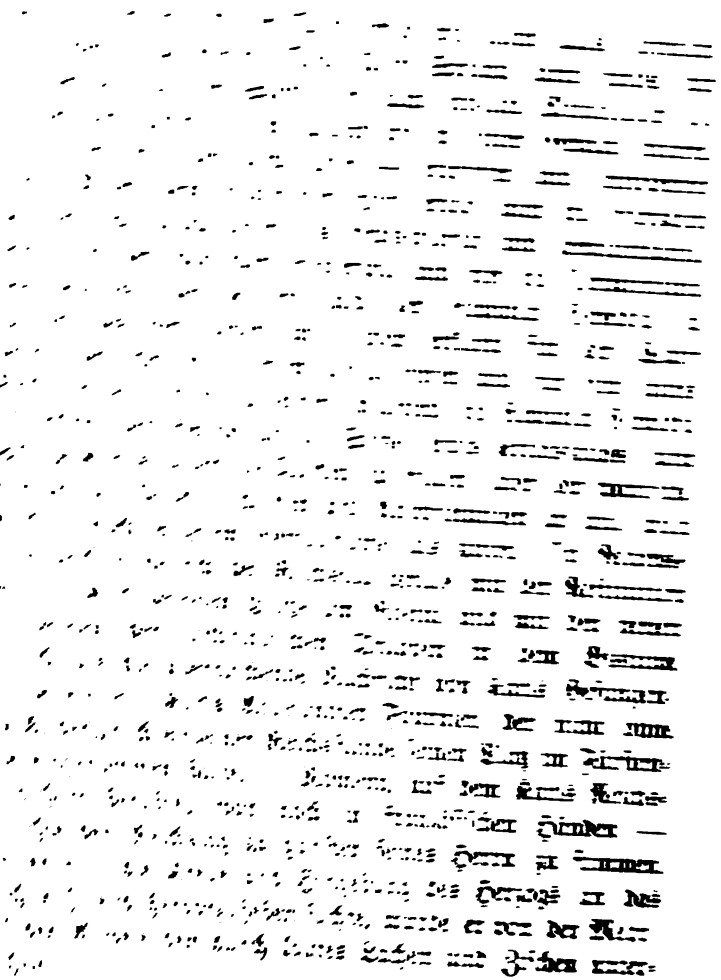
Durch sein Doppelspiel in den Kämpfen der Fronde hatte Karl in hohem Grade das Mißtrauen des spanischen Hofes erregt; es konnte daher dem Hasse des beleidigten Grafen Fuensaldaña nicht schwer werden, den König von Spanien zu überzeugen, daß der unstete Lothringer sich mit gefährlichen Plänen trage und mit der Absicht umgehe, sein Kriegsvolk in das feindliche Lager hinüberzuführen. Von Madrid ging deshalb dem Erzherzoge Leopold in Brüssel der Befehl zu, dem gefürchteten Verrate Karls zuvorzukommen und sich dessen Person zu

versichern. Nachdem man zuvor Karls Regimenter getrennt in die verschiedensten Orte verlegt hatte, führte Fuensaldaña die Verhaftung des Herzogs in derselben Weise aus, wie Mazarin sich drei Jahre zuvor des Prinzen Condé bemächtigt hatte. Am 26. Februar 1654 wurde Karl zu einem Kriegsrate in den Statthalterpalast geladen. Geheime Warnungen vor einem verräterischen Anschlage auf seine Freiheit, die ihm zugegangen waren, hatte er verächtlich zurückgewiesen. Als er zu der festgesetzten Zeit abends fünf Uhr in dem Vorgemache des Ratsaales erschien, eröffnete ihm der Herzog von Arschott, daß er ein Gefangener des Königs von Spanien sei. Er nahm die Mitteilung mit anscheinender Gleichgültigkeit auf, speiste heiter zu abend und verlangte nur ein Stück Papier, um an den Erzherzog zu schreiben. Mit seiner Person bemächtigten sich die Spanier auch seiner Juwelen, deren Wert auf 200 000 Pistolen geschätzt wurde, und belegten seine Einlagen in der spanischen Bank mit Arrest. Die Frankfurter und holländischen Kaufleute, denen Karl 300 000 Pistolen vorgeschossen hatte, weigerten sich dagegen, diese Summe auszuliefern, und behielten sie zurück, bis der pyrenäische Friede dem Herzoge die Freiheit wiederbrachte.*) Am Tage nach der Verhaftung wurde Karl unter starker militärischer Begleitung in die Citadelle von Antwerpen und vier Monate später über Dünkirchen nach Toledo gebracht. Dort wurden ihm in einem alten Turme drei Gelasse angewiesen, deren eng vergitterte Fenster dem Sonnenlichte kaum Eingang gestatteten.

*) Karl hatte wie alle Kriegsführer dieser Zeit große Geldsummen und reiche Kostbarkeiten zusammengebracht. Die Kriegslager waren geradezu Bankinstitute geworden, und die Führer trieben mit den zusammengeraubten Schätzen ausgedehnte Geldgeschäfte; selbst gemeine Soldaten befanden sich im Besitze bedeutender Geldsummen. In Flandern hatte Karl sich von seinem kriegerischen Erwerb große Landgüter angekauft, die ihm 150 000 Livres Renten brachten. (Beauveau Mémoires.)

Sein Diener wurde von ihm entfernt, und selbst die Briefe seiner Angehörigen wurden ihm vorenthalten. „Ich bin hier", so schrieb er an seine Tochter von der Cantecroix, „eine Stufe tiefer als die Vorhölle, wo man nichts von der Welt sieht und hört. Ich verschmachte, und wäre es nicht wegen eurer kleinen Wirtschaft, so hätte ich mich längst totschlagen lassen. Man hält mich so enge, daß auch selbst auf Spaziergängen kein Mensch mit mir sprechen kann. Heuchler und fromme Schwestern sind meine Unterhaltung; im übrigen bin ich verlassen, ohne Diener und ohne Nachricht".

Die europäischen Höfe empfingen die Nachricht von Karls Verhaftung mit unthätigem Staunen, denn Karl hatte seit langem mehr als abenteuernder Kriegsmann denn als souveräner Fürst gegolten. Gleichwohl sah sich der Erzherzog Leopold veranlaßt, in einem Rundschreiben an die europäischen Höfe die Gründe darzulegen, die den König von Spanien zu der ungewöhnlichen Maßregel gegen seinen alten Verbündeten genötigt hätten. Er gab darin dem Herzoge die fortgesetzten Räubereien und Gewaltthaten schuld, welche die lothringischen Truppen in den letzten Zeiten im Gebiete von Lüttich an Städten, Dörfern und Kirchen verübt hätten; der Herzog habe diese Räubereien gutgeheißen, weil ihm ein Teil der geraubten Beute zugefallen sei. Ferner habe er die abgeschlossenen Verträge gebrochen, durch allerlei Ränke habe er das Interesse Spaniens und Österreichs geschädigt und zuletzt die Absicht gehabt, sich mit den Feinden Spaniens zu verbinden. Diesen Anklagen setzte der souveräne herzogliche Hof, der in Luxemburg seinen Sitz hatte, eine öffentliche Erklärung entgegen, die das Rundschreiben des Erzherzogs als ein ärgerliches, die Ehre und den guten Ruf des Herzogs antastendes Pamphlet bezeichnete; die Einkerkerung des Herzogs sei ein barbarisches, ungerechtes und gewaltthätiges Verfahren und verstoße gegen die Pflichten



[illegible]

Mehr als die Proteste des souveränen Hofes und die Klagen der Herzogin hatte Spanien den Geist der lothringischen Mietstruppen zu fürchten, wenn diese von der Gefangenschaft ihres bewunderten, abgöttisch verehrten Führers Kunde erhielten. Als die einzelnen Regimenter, die in entfernte

Quartiere auseinandergelegt waren, die Gefangennahme ihres Herzogs vernahmen, wollten die einen sofort gegen Antwerpen, die anderen gegen Brüssel marschieren, um die Befreiung des Gefangenen zu erzwingen; andere schlugen vor, alles mit Feuer und Schwert zu zerstören. Karl selbst hatte durch ein leidenschaftliches Schreiben, das er aus seinem Gewahrsam in Antwerpen durch einen bestochenen Wächter dem Marquis von Ligniville zukommen ließ, sein Kriegsvolk zu einer gewaltthätigen Erhebung aufgefordert. „Soll man in der Welt sagen", so hieß es in dem Aufrufe, „daß ich nur Verräter und Schurken in meinem Dienste gehabt hätte? Ihr habt jetzt eine schöne Gelegenheit, zu beweisen, was ich bin. Bleibt zusammen, laßt euch nicht einschüchtern durch die Drohung, man werde mich töten. Setzt alles in Brand und in Blut und gedenket mit heißer Treue Karls von Lothringen". Es ist schwer zu sagen, was geschehen wäre, wenn dieser leidenschaftliche Aufruf zur Kenntnis der schon erbitterten Kriegsleute gelangt wäre. Ligniville, der das Schreiben den Regimentern Karls mitteilen sollte, hat immer behauptet, daß es nicht in seine Hände gelangt sei. Statt dessen wurde ein anderes, offenbar erzwungenes Schreiben, in dem Karl die Seinen mahnte, treu im Dienste des Königs von Spanien auszuharren, den Truppen mitgeteilt. Um übrigens die gefährliche Stimmung des Kriegsvolkes zu besänftigen, ließ der Statthalter 300 000 Dukaten aus dem beschlagnahmten Vermögen des Herzogs unter die einzelnen Regimenter verteilen und in allen Quartieren bekannt machen, daß Karls Gefangenschaft nur kurze Zeit dauern und unterdes des Herzogs Bruder Franz Nikolas die Führung übernehmen werde.

Seit vielen Jahren lebte der Herzog Franz Nikolas mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl in stiller Zurückgezogenheit in Wien von einer mäßigen Pension, die er von dem Hause Österreich bezog. Karl hatte durch seine anstößige

des Gastrechtes und der Dankbarkeit wie gegen alles göttliche und menschliche Gebot. Diese kühne Sprache hatte indes nur die Folge, daß der Statthalter auch einzelne Mitglieder des souveränen Hofes, die in Luxemburg in seiner Gewalt waren, — andere entflohen nach Trier — ergreifen und einsperren ließ. Neben dem souveränen Hofe erhob auch die Herzogin Nicoletta Einspruch gegen das rechtswidrige und gewaltthätige Verfahren der spanischen Regierung und rief die Vermittlung des Papstes, des Kaisers und der Republik Venedig zu gunsten des Gefangenen an. Zwar erklärte sich der Papst bereit, den Herzog in Rom aufzunehmen und für sein gutes Verhalten Bürgschaft zu leisten, während die Republik Venedig sich erbot, den Herzog an die Spitze eines Kriegszuges zum Schutze Kretas gegen die Türken zu stellen: aber der spanische Hof lehnte alle Bürgschaften und Anerbietungen ab und hielt Karl in noch engerem Gewahrsame als zuvor. In Regensburg beschäftigte sich der Reichstag gerade mit der Restitution der von Karl besetzten Plätze am Rheine und mit den neuen Räubereien der lothringischen Truppen in dem Bistume Lüttich, als die überraschende Nachricht von Karls Gefangennahme einlief. Karls Abgesandter Fournier, der nicht ohne den Widerspruch einzelner Reichsstände seinen Platz im Fürstenrate eingenommen hatte, — Nomeny, auf dem Karls Reichsstandschaft beruhte, war noch in französischen Händen — versuchte den Reichstag zu gunsten seines Herrn zu stimmen. Als er nun die Treue und Hingebung des Herzogs an das Reich rühmend hervorzuheben suchte, wurde er von der Mehrzahl der Anwesenden durch lautes Lachen und Zischen unterbrochen.

Mehr als die Proteste des souveränen Hofes und die Klagen der Herzogin hatte Spanien den Geist der lothringischen Mietstruppen zu fürchten, wenn diese von der Gefangenschaft ihres bewunderten, abgöttisch verehrten Führers Kunde erhielten. Als die einzelnen Regimenter, die in entfernte

Quartiere auseinandergelegt waren, die Gefangennahme ihres Herzogs vernahmen, wollten die einen sofort gegen Antwerpen, die anderen gegen Brüssel marschieren, um die Befreiung des Gefangenen zu erzwingen; andere schlugen vor, alles mit Feuer und Schwert zu zerstören. Karl selbst hatte durch ein leidenschaftliches Schreiben, das er aus seinem Gewahrsam in Antwerpen durch einen bestochenen Wächter dem Marquis von Ligniville zukommen ließ, sein Kriegsvolk zu einer gewaltthätigen Erhebung aufgefordert. „Soll man in der Welt sagen", so hieß es in dem Aufrufe, „daß ich nur Verräter und Schurken in meinem Dienste gehabt hätte? Ihr habt jetzt eine schöne Gelegenheit, zu beweisen, was ich bin. Bleibt zusammen, laßt euch nicht einschüchtern durch die Drohung, man werde mich töten. Setzt alles in Brand und in Blut und gedenket mit heißer Treue Karls von Lothringen". Es ist schwer zu sagen, was geschehen wäre, wenn dieser leidenschaftliche Aufruf zur Kenntnis der schon erbitterten Kriegsleute gelangt wäre. Ligniville, der das Schreiben den Regimentern Karls mitteilen sollte, hat immer behauptet, daß es nicht in seine Hände gelangt sei. Statt dessen wurde ein anderes, offenbar erzwungenes Schreiben, in dem Karl die Seinen mahnte, treu im Dienste des Königs von Spanien auszuharren, den Truppen mitgeteilt. Um übrigens die gefährliche Stimmung des Kriegsvolkes zu besänftigen, ließ der Statthalter 300 000 Dukaten aus dem beschlagnahmten Vermögen des Herzogs unter die einzelnen Regimenter verteilen und in allen Quartieren bekannt machen, daß Karls Gefangenschaft nur kurze Zeit dauern und unterdes des Herzogs Bruder Franz Nikolas die Führung übernehmen werde.

Seit vielen Jahren lebte der Herzog Franz Nikolas mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl in stiller Zurückgezogenheit in Wien von einer mäßigen Pension, die er von dem Hause Österreich bezog. Karl hatte durch seine anstößige

des Gastrechtes und der Dankbarkeit wie gegen alles göttliche und menschliche Gebot. Diese kühne Sprache hatte indes nur die Folge, daß der Statthalter auch einzelne Mitglieder des souveränen Hofes, die in Luxemburg in seiner Gewalt waren, — andere entflohen nach Trier — ergreifen und einsperren ließ. Neben dem souveränen Hofe erhob auch die Herzogin Nicoletta Einspruch gegen das rechtswidrige und gewaltthätige Verfahren der spanischen Regierung und rief die Vermittlung des Papstes, des Kaisers und der Republik Venedig zu gunsten des Gefangenen an. Zwar erklärte sich der Papst bereit, den Herzog in Rom aufzunehmen und für sein gutes Verhalten Bürgschaft zu leisten, während die Republik Venedig sich erbot, den Herzog an die Spitze eines Kriegszuges zum Schutze Kretas gegen die Türken zu stellen: aber der spanische Hof lehnte alle Bürgschaften und Anerbietungen ab und hielt Karl in noch engerem Gewahrsame als zuvor. In Regensburg beschäftigte sich der Reichstag gerade mit der Restitution der von Karl besetzten Plätze am Rheine und mit den neuen Räubereien der lothringischen Truppen in dem Bistume Lüttich, als die überraschende Nachricht von Karls Gefangennahme einlief. Karls Abgesandter Fournier, der nicht ohne den Widerspruch einzelner Reichsstände seinen Platz im Fürstenrate eingenommen hatte, — Nomeny, auf dem Karls Reichsstandschaft beruhte, war noch in französischen Händen — versuchte den Reichstag zu gunsten seines Herrn zu stimmen. Als er nun die Treue und Hingebung des Herzogs an das Reich rühmend hervorzuheben suchte, wurde er von der Mehrzahl der Anwesenden durch lautes Lachen und Zischen unterbrochen.

Mehr als die Proteste des souveränen Hofes und die Klagen der Herzogin hatte Spanien den Geist der lothringischen Mietstruppen zu fürchten, wenn diese von der Gefangenschaft ihres bewunderten, abgöttisch verehrten Führers Kunde erhielten. Als die einzelnen Regimenter, die in entfernte

Quartiere auseinandergelegt waren, die Gefangennahme ihres Herzogs vernahmen, wollten die einen sofort gegen Antwerpen, die anderen gegen Brüssel marschieren, um die Befreiung des Gefangenen zu erzwingen; andere schlugen vor, alles mit Feuer und Schwert zu zerstören. Karl selbst hatte durch ein leidenschaftliches Schreiben, das er aus seinem Gewahrsam in Antwerpen durch einen bestochenen Wächter dem Marquis von Ligniville zukommen ließ, sein Kriegsvolk zu einer gewaltthätigen Erhebung aufgefordert. „Soll man in der Welt sagen", so hieß es in dem Aufrufe, „daß ich nur Verräter und Schurken in meinem Dienste gehabt hätte? Ihr habt jetzt eine schöne Gelegenheit, zu beweisen, was ich bin. Bleibt zusammen, laßt euch nicht einschüchtern durch die Drohung, man werde mich töten. Setzt alles in Brand und in Blut und gedenket mit heißer Treue Karls von Lothringen". Es ist schwer zu sagen, was geschehen wäre, wenn dieser leidenschaftliche Aufruf zur Kenntnis der schon erbitterten Kriegsleute gelangt wäre. Ligniville, der das Schreiben den Regimentern Karls mitteilen sollte, hat immer behauptet, daß es nicht in seine Hände gelangt sei. Statt dessen wurde ein anderes, offenbar erzwungenes Schreiben, in dem Karl die Seinen mahnte, treu im Dienste des Königs von Spanien auszuharren, den Truppen mitgeteilt. Um übrigens die gefährliche Stimmung des Kriegsvolkes zu besänftigen, ließ der Statthalter 300 000 Dukaten aus dem beschlagnahmten Vermögen des Herzogs unter die einzelnen Regimenter verteilen und in allen Quartieren bekannt machen, daß Karls Gefangenschaft nur kurze Zeit dauern und unterdes des Herzogs Bruder Franz Nikolas die Führung übernehmen werde.

Seit vielen Jahren lebte der Herzog Franz Nikolas mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl in stiller Zurückgezogenheit in Wien von einer mäßigen Pension, die er von dem Hause Österreich bezog. Karl hatte durch seine anstößige

des Gastrechtes und der Dankbarkeit wie gegen alles göttliche und menschliche Gebot. Diese kühne Sprache hatte indes nur die Folge, daß der Statthalter auch einzelne Mitglieder des souveränen Hofes, die in Luxemburg in seiner Gewalt waren, — andere entflohen nach Trier — ergreifen und einsperren ließ. Neben dem souveränen Hofe erhob auch die Herzogin Nicoletta Einspruch gegen das rechtswidrige und gewaltthätige Verfahren der spanischen Regierung und rief die Vermittlung des Papstes, des Kaisers und der Republik Venedig zu gunsten des Gefangenen an. Zwar erklärte sich der Papst bereit, den Herzog in Rom aufzunehmen und für sein gutes Verhalten Bürgschaft zu leisten, während die Republik Venedig sich erbot, den Herzog an die Spitze eines Kriegszuges zum Schutze Kretas gegen die Türken zu stellen: aber der spanische Hof lehnte alle Bürgschaften und Anerbietungen ab und hielt Karl in noch engerem Gewahrsame als zuvor. In Regensburg beschäftigte sich der Reichstag gerade mit der Restitution der von Karl besetzten Plätze am Rheine und mit den neuen Räubereien der lothringischen Truppen in dem Bistume Lüttich, als die überraschende Nachricht von Karls Gefangennahme einlief. Karls Abgesandter Fournier, der nicht ohne den Widerspruch einzelner Reichsstände seinen Platz im Fürstenrate eingenommen hatte, — Nomeny, auf dem Karls Reichsstandschaft beruhte, war noch in französischen Händen — versuchte den Reichstag zu gunsten seines Herrn zu stimmen. Als er nun die Treue und Hingebung des Herzogs an das Reich rühmend hervorzuheben suchte, wurde er von der Mehrzahl der Anwesenden durch lautes Lachen und Zischen unterbrochen.

Mehr als die Proteste des souveränen Hofes und die Klagen der Herzogin hatte Spanien den Geist der lothringischen Mietstruppen zu fürchten, wenn diese von der Gefangenschaft ihres bewunderten, abgöttisch verehrten Führers Kunde erhielten. Als die einzelnen Regimenter, die in entfernte

Quartiere auseinandergelegt waren, die Gefangennahme ihres Herzogs vernahmen, wollten die einen sofort gegen Antwerpen, die anderen gegen Brüssel marschieren, um die Befreiung des Gefangenen zu erzwingen; andere schlugen vor, alles mit Feuer und Schwert zu zerstören. Karl selbst hatte durch ein leidenschaftliches Schreiben, das er aus seinem Gewahrsam in Antwerpen durch einen bestochenen Wächter dem Marquis von Ligniville zukommen ließ, sein Kriegsvolk zu einer gewaltthätigen Erhebung aufgefordert. „Soll man in der Welt sagen", so hieß es in dem Aufrufe, „daß ich nur Verräter und Schurken in meinem Dienste gehabt hätte? Ihr habt jetzt eine schöne Gelegenheit, zu beweisen, was ich bin. Bleibt zusammen, laßt euch nicht einschüchtern durch die Drohung, man werde mich töten. Setzt alles in Brand und in Blut und gedenket mit heißer Treue Karls von Lothringen". Es ist schwer zu sagen, was geschehen wäre, wenn dieser leidenschaftliche Aufruf zur Kenntnis der schon erbitterten Kriegsleute gelangt wäre. Ligniville, der das Schreiben den Regimentern Karls mitteilen sollte, hat immer behauptet, daß es nicht in seine Hände gelangt sei. Statt dessen wurde ein anderes, offenbar erzwungenes Schreiben, in dem Karl die Seinen mahnte, treu im Dienste des Königs von Spanien auszuharren, den Truppen mitgeteilt. Um übrigens die gefährliche Stimmung des Kriegsvolkes zu besänftigen, ließ der Statthalter 300 000 Dukaten aus dem beschlagnahmten Vermögen des Herzogs unter die einzelnen Regimenter verteilen und in allen Quartieren bekannt machen, daß Karls Gefangenschaft nur kurze Zeit dauern und unterdes des Herzogs Bruder Franz Nikolas die Führung übernehmen werde.

Seit vielen Jahren lebte der Herzog Franz Nikolas mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl in stiller Zurückgezogenheit in Wien von einer mäßigen Pension, die er von dem Hause Österreich bezog. Karl hatte durch seine anstößige

Doppelehe ſich dem Bruder lange entfremdet; gleichwohl zeigte ſich dieſer durch die Kunde von Karls Gefangenſchaft tief erſchüttert und wollte den Oberbefehl über die lothringiſchen Kriegsvölker in Flandern nur mit deſſen ausdrücklicher Zuſtimmung übernehmen. Sobald dieſe eingetroffen war, eilte er nach den Niederlanden, nahm die Truppen, auf deren Erhaltung die einzige Hoffnung Lothringens beruhte, im Namen ſeines Bruders in Pflicht und gebot allen Hauptleuten, von niemandem außer ihm Befehle anzunehmen.

Wie einſt Richelieu das hinterlaſſene Kriegsvolk Bernhards von Weimar für Frankreich gewonnen hatte, ſo ſuchte jetzt Mazarin mit Spanien um die Wette Karls gefürchtetes Heer in ſeine Dienſte zu ziehen. Vor allem ging er darauf aus, in Franz Nikolas Mißtrauen gegen Spanien zu erwecken und ihn durch annehmliche Bedingungen für Frankreich zu gewinnen. In einem Schreiben voll erheuchelter Entrüſtung über den Undank des Hauſes Öſterreich gegen deſſen vieljährigen Bundesgenoſſen Karl forderte er den Prinzen auf, die lothringiſchen Truppen auf franzöſiſches Gebiet überzuführen und gemeinſam mit Frankreich die Befreiung des gefangenen Herzogs von dem Könige Spaniens zu erzwingen. Was ihm bei dem Herzoge Franz nicht gelang, verſuchte Mazarin mit beſſerem Erfolge an einer anderen Stelle. Er wußte die Herzogin Nicoletta zu überreden, den Abbé St. Martin als Boten mit zärtlichen Briefen an den gefangenen Herzog nach Toledo zu ſchicken, indem er klug die Wirkung berechnete, die dieſer Schritt der Herzogin auf das leicht beſtimmbare Gemüt Karls ausüben werde. Gerührt durch die Liebe ſeiner ſo ſehr vernachläſſigten Frau und mißtrauiſch gegen ſeinen Bruder Franz, in dem er ein Werkzeug Spaniens ſah, wurde Karl leicht dazu gebracht, im April 1655 für Nicoletta eine Vollmacht auszuſtellen, die ganz den Wünſchen und Abſichten Mazarins entſprach. Karl übertrug darin ſeiner Frau das

Recht, während der Dauer seiner Gefangenschaft die Angelegenheiten seiner Staaten und seines Heeres ganz nach eigenem Ermessen zu ordnen. Sobald Mazarin die Herzogin in dem Besitze dieser Vollmacht wußte, verleitete er sie zum Abschlusse eines Vertrages, nach dem die lothringischen Truppen in den Dienst des Königs von Frankreich übergehen und unter dem Oberbefehle eines Prinzen aus dem lothringischen Hause als ein besonderes Korps in bestimmten Garnisonen auf demselben Fuße gehalten werden sollten wie die übrigen Truppen des Königs. Abschriften dieses Vertrages und der von Karl ausgestellten Vollmachten ließ die Herzogin sodann dem Prinzen Franz Nikolas, dem Marquis von Ligniville und den Obersten der einzelnen Regimenter zugehen mit dem Befehle, den spanischen Dienst zu verlassen und sich in den Dienst des Königs von Frankreich zu stellen. Sendlinge Mazarins waren außerdem geschäftig, den Truppen einzureden, es widerspreche ihrer Ehre, ferner noch in dem Dienste eines Königs zu bleiben, der undankbar und treulos ihren Herrn der Freiheit beraubt habe. Der Marquis von Ligniville wie die Obersten versagten indes der Aufforderung der Herzogin den Gehorsam und erklärten, daß sie nur dem Befehle des Prinzen Nikolas gehorchen würden. Der souveräne Hof, dessen Mitglieder aus Luxemburg nach Trier geflohen waren, ging noch weiter und erklärte alle Verträge von vornherein für nichtig, welche die Herzogin Nicoletta mit Frankreich abschließen werde, weil die Herzogin unter dem Einflusse des Hofes nicht frei sei.

Unterdes aber war in den Entschließungen des gefangenen Herzogs ein neuer Wandel eingetreten. Bisher hatten die lothringischen Mietstruppen als ein besonderes Heer unter eigenen Führern und immer nur auf bestimmte Zeit der spanischen Krone gedient, während der Brüsseler Hof das kriegstüchtige Heer am liebsten in den unmittelbaren Dienst Spaniens genommen hätte. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, erklärte sich Karl im Oktober 1655 bereit, sein ganzes

Kriegsvolk mit Ausnahme von vier Regimentern, die ihm bleiben sollten, in den unmittelbaren Gehorsam des Königs von Spanien übergehen zu lassen; dagegen solle sich Spanien verpflichten, den Krieg mit Frankreich fortzusetzen, bis das Haus Lothringen wieder in den vollen Besitz seiner Staaten gekommen sei. Dieser Vertrag wurde im Beisein zweier lothringischen Edelleute, des Marquis von Chatelet und des Herrn von Riocourt von Karl unterzeichnet. Ehe die mißtrauische spanische Regierung indes den Gefangenen freigab, verlangte sie von diesem zuerst die Erfüllung des Vertrages. Deshalb wurde der Marquis Chatelet nach den Niederlanden entsandt, um den Obersten der Regimenter im Namen des Herzogs mitzuteilen, daß sie ihres Treueides entbunden und fortan dem Könige Philipp IV. als ihrem neuen Kriegsherrn zu gehorchen hätten. Als Chatelet nach Brüssel kam, fand er die lothringischen Kriegsvölker in einer erregten, bedenklichen Stimmung. Die widersprechenden Befehle, die ihnen bald von der Herzogin in Paris, bald von ihrem neuen Oberherrn Franz Nikolas zugingen, schlechte Quartiere, die man ihnen in letzter Zeit angewiesen hatte, sowie Einflüsterungen und Verdächtigungen aller Art hatten in allen Regimentern Karls den Geist des Widerspruches und der Unzufriedenheit erzeugt. Als ihnen jetzt die Kunde kam von einem Vertrage, der sie ohne ihre Zustimmung dem Könige von Spanien überlieferte, ging der Mißmut der Truppen in offene Meuterei über, und am 3. November brachen vier Regimenter nebst den Offizieren nnter der Führung des Marquis von Haroncourt aus ihren Quartieren auf und marschierten über die Grenzen auf französisches Gebiet. Zu gleicher Zeit hatte Herzog Franz Nikolas sich laut gegen den genannten Vertrag erklärt, der der Ehre des Herzogs ebenso nachteilig wie dem Hause Lothringen verderblich sei; denn Lothringens letzte Hoffnung liege in dem Heere, und wenn dieses verkauft sei, würden die Prinzen des Hauses nur noch Abenteurer sein, denen gegenüber Frankreich die letzte

Scheu abwerfen werde. Dieſer Proteſt erfüllte den Brüſſeler Hof mit tiefem Mißtrauen gegen den Herzog, zumal man ihn im Verdachte hatte, daß er um den Abfall Haroncourts, der ſein beſonderes Vertrauen genoß, gewußt habe. Bald ſah ſich Franz auf allen ſeinen Schritten, beſonders in ſeinem Verkehre mit den Truppen mißtrauiſch beobachtet, und er begann zu fürchten, daß man ihm das Schickſal ſeines Bruders bereiten werde.

Ohne den Proteſt des Herzogs Franz zu beachten, hatte unterdes Fuendalſaña alle Maßregeln getroffen, die einen Widerſtand der Truppen unmöglich machten; und ſo wurden die zurückgebliebenen lothringiſchen Regimenter, 23 an der Zahl, gezwungen, auf Grund des mit Karl abgeſchloſſenen Vertrages dem Könige von Spanien Treue zu ſchwören. Was die vier Regimenter betraf, die Karl verbleiben ſollten, ſo erklärte der Statthalter, gerade die unter Haroncourt auf franzöſiſches Gebiet übergetretenen Regimenter ſeien die, welche Karl ſich in dem Vertrage vorbehalten habe. Dieſe Vorgänge ſowie die Sorge um die eigene Sicherheit brachten Franz Nikolas zu dem Entſchluſſe, aus den Niederlanden zu entweichen und, wenn möglich, alle Regimenter mit ſich über die Grenze zu führen. Der günſtige Augenblick zur Ausführung dieſes Planes bot ſich, als im Dezember die lothringiſchen Truppen den Befehl erhielten, mit anderem ſpaniſchen Kriegsvolke die feſte Grenzſtadt Condé anzugreifen. Die Lothringer unter dem Oberbefehle des Herzogs Franz bildeten auf dem Marſche den Vortrab; als ſie in die Nähe der franzöſiſchen Grenze gekommen waren, änderten ſie plötzlich die Richtung, überſchritten in der Nähe von Landrecies die Grenze und marſchierten faſt ununterbrochen drei Tage lang, bis der Sambrefluß zwiſchen ihnen und den Spaniern lag. Ohne Zweifel war dieſem Schritte des Herzogs eine Verſtändigung mit dem franzöſiſchen Hofe vorausgegangen. Auf Grund eines Vertrages mit Nicoletta nahm der König von Frankreich die lothringiſchen Truppen

bis zum Abschlusse des Friedens in seine Dienste. Er versprach sie nicht mit französischen Regimentern zu vermischen, ihnen ihre bisherigen Obersten, ihre Farben und Feldzeichen zu lassen und ihnen besondere Quartiere anzuweisen. Die Ernennung der Offiziere blieb der Herzogin Nicoletta als der Regentin von Lothringen und Bar vorbehalten; der Herzog Franz Nikolas trat als Feldoberster der lothringischen Truppen in französische Dienste und erhielt seine eingezogenen Güter, Schlösser und Herrschaften in Lothringen zurück. Auch der souveräne Hof stimmte diesem Vertrage zu; er erklärte Nicoletta als Regentin von Lothringen und Bar und gebot allen Unterthanen und Vasallen, ihr in dieser Eigenschaft zu gehorchen. Nicht lange nach diesem Vertrage, im Februar 1657, starb die Herzogin im Ordenskleide der Franziskanerinnen; sterbend erklärte sie, daß alle Verträge, die sie aus Unkenntnis zum Nachteile ihres Gemahles oder ihres Hauses eingegangen sei, als unverbindlich und nicht geschlossen zu gelten hätten.*)

Mit dem unbesiegten Heere Karls war der letzte Rest lothringischer Unabhängigkeit in die Gewalt Frankreichs übergegangen. An den französischen Feldzügen der folgenden Jahre nahmen die lothringischen Regimenter einen hervorragenden Anteil. Sie waren bei der Belagerung von Valen-

*) Die Prinzessin von Cantecroix hatte sich nach einem Zerwürfnisse mit Karl für einige Zeit in ein Kloster zurückgezogen. Nach dem Tode der Herzogin sandte sie ihren Sekretär nach Spanien zu Karl und forderte ihn auf, mit Rücksicht auf ihre Kinder eine legitime Ehe mit ihr abzuschließen. Karl aber wollte jetzt und auch später, nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, nichts davon hören. Erst im Jahre 1663, als Beatrix von ihrem Sterbebette aus sich als die letzte Gunst von Karl erbat, daß er ihr vergönne, als legitime Frau zu sterben, ließ er abwesend die Ehe mit der Sterbenden vollziehen, indem sein Staatsrat Risaucourt bei der traurigen Feier seine Stelle einnahm. Er selbst wünschte seine beiden Kinder von der Cantecroix, einen Sohn und eine Tochter, zu denen er eine große Zuneigung bewies, durch diese Ceremonie zu legitimieren.

ciennes, von Montmedy und anderer feſter Plätze, und ihnen vor allem dankte Turenne ſeinen vielgerühmten Sieg auf den Dünen (4. Juni 1658), der den Spaniern Dünkirchen entriß und den alten Ruhm der ſpaniſchen Waffen für immer vernichtete.

Der Übertritt des lothringiſchen Heeres in franzöſiſche Dienſte mußte das Los des gefangenen Herzogs härter geſtalten. Der ſpaniſche Hof ſah in allem nur ein falſches Spiel; er brach darum jede Verhandlung mit Karl ab und ſchloß die Thore ſeines Gefängniſſes noch feſter. Die Schritte, welche die Prinzen des lothringiſchen Hauſes und der ſouveräne Hof unternahmen, um dem Gefangenen die Freiheit zu erwirken, blieben ebenſo erfolglos wie die früheren Bemühungen des Papſtes und der Republik Venedig. — Als ſich 1658 die Kurfürſten des Reiches nach fünfzehnmonatlichem Interregnum zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes verſammelt hatten, richtete der lothringiſche Geſandte ihre Aufmerkſamkeit auf das Schickſal des gefangenen Herzoges, der doch „nie aufgehört habe, ein Glied des deutſchen Reichskörpers zu ſein“. Auf ſein Betreiben verwandte ſich der neu gewählte Kaiſer Leopold wie die Kurfürſten für die Entlaſſung des Herzogs aus dem traurigen Gewahrſam; aber auch ſie vermochten von Philipp IV. außer freundlichen Worten nichts zu gunſten des Gefangenen zu erwirken. Eine Reihe kühner Verſuche, die von treuen Anhängern Karls zu deſſen Befreiung gemacht wurden, hatten einen unglücklichen Ausgang. Im Jahre 1657 unternahm Karls früherer Kammerdiener Rouſſault nebſt zwei Kriegsgefährten des Herzogs das kühne Wagnis, ihn in dem Augenblicke zu entführen, wenn er, wie dies zuweilen geſchah, aus ſeinem Gefängniſſe durch einen Kloſtergarten unbewacht zur Kirche ging. Verkleidet kamen ſie nach Toledo; der Anſchlag war ſorgfältig vorbereitet, wurde aber im letzten Augenblicke verraten. Rouſſault fiel in die Hände der Spanier, die ihn wiederholt auf die

Folter legten, um Geständnisse von ihm zu erpressen. Einen anderen Versuch machte der lothringische Staatsrat l'Abbé. Er war als Abgesandter des souveränen Hofes an Philipp IV. nach Madrid gekommen. Hier traf er mit einem lothringischen Schneider Sureau, einem klugen, unternehmenden Menschen, zusammen, den seine Lebensschicksale über die Pyrenäen nach Toledo geführt und dort in Berührung mit Karls Umgebung gebracht hatten. Mit Hilfe dieses Mannes setzte sich l'Abbé mit dem Gefangenen in Verbindung; mehrere Briefe, in denen der Plan einer Entführung des Herzogs aus dem Kerker verhandelt wurde, gingen durch die Hand Sureaus ein und aus. Doch auch dieser Plan wurde entdeckt; Sureau wurde ergriffen und ertrug, auf die Folter gelegt, alle Grade der Tortur, ohne sich ein Geständnis abzwingen zu lassen, welche Personen an dem Plane beteiligt gewesen seien. Später erhob Karl den wackeren Schneider in den Adelstand und ernannte ihn zum Forstmeister von Amance.

Eine tragische Ironie, wie sie sich in der Geschichte menschlicher Dinge so häufig offenbart, hatte die bisherigen Geschicke Lothringens begleitet. Nach einem zwanzigjährigen heroischen und opfermutigen Kampfe, den das Land um seine Unabhängigkeit gegen Übergewalt und List geführt hatte, war das unbesiegte lothringische Heer in den Dienst des hartnäckig bekämpften Feindes übergegangen und stritt für dessen Ruhm und Machterweiterung; und Karl, der abgesagte Feind Frankreichs, der leidenschaftliche Parteigänger des Hauses Habsburg, war ein Gefangener der spanischen Krone geworden.

Den vereinigten Angriffen Frankreichs und Englands erlag endlich die ausdauernde Widerstandskraft Spaniens. Wie einst Richelieu, der Kardinal der römischen Kirche, die Bundesgenossenschaft des lutherischen Schweden gegen den Kaiser und die katholischen Mächte erkauft hatte, so erkaufte

der Kardinal Mazarin 1657 ohne Bedenken den Beistand Cromwells gegen Spanien, indem er zum Ärgernisse der Katholiken das katholische Dünkirchen dem puritanischen England überließ und den Angehörigen des Hauses Stuart, den Verwandten des französischen Königshauses, den Aufenthalt in Frankreich untersagte. England, das allezeit seine festländischen Beziehungen lediglich nach seinen selbstsüchtigen maritimen und kaufmännischen Interessen behandelt hat, stärkte, um Spaniens Handel zu vernichten, die erdrückend gewordene Übermacht Frankreichs und half diesem die einzige festländische Macht bezwingen, die dem französischen Übergewichte noch stand hielt. — Das gehäufte Unglück der spanischen Waffen in dem Feldzuge des Jahres 1658 führte in Madrid zu der Überzeugung, daß man sich mit Frankreich abfinden müsse; und so willigte man in die von der Königin Anna lange vergebens gewünschte Vermählung einer Tochter Philipps IV. mit dem jungen Könige von Frankreich. Im Mai 1659 waren die Präliminarien des Friedens festgesetzt, und im August kamen die Minister beider Staaten, Mazarin und Don Luys de Haro, auf der Fasaneninsel in dem Flüßchen Bidassoa zusammen, das Friedenswerk zu beendigen.

Wie sehr das Friedensbedürfnis Spaniens seit den Verhandlungen in Münster gewachsen war, zeigte die ganz veränderte Stellung, die der spanische Minister hier gegenüber der lothringischen Frage einnahm. Der Artikel IV. des westfälischen Friedens hatte die lothringische Sache ausgeschieden und deren Regelung einem künftigen Frieden zwischen Frankreich und Spanien überlassen. Sie erfolgte jetzt in einer Weise, die ganz den Absichten Mazarins entsprach und einem völligen Verzichte Spaniens, auf die Gestaltung der lothringischen Angelegenheit einzuwirken, gleichkam. Mazarin war bereit, den Herzog von Lothringen, der aus der spanischen Haft entlassen werden sollte, in den Friedensvertrag mit aufzunehmen, aber nicht als Verbündeten Spaniens, sondern als einen

Fürſten, der alles nur der Gnade Frankreichs verdanke. Auch nicht die Geſamtheit der lothringiſchen Staaten, ſondern nur das Hauptland wollte er dem Herzoge zurückgeben und dies nur unter Bedingungen, die Lothringen in ſteter Abhängigkeit von Frankreich hielten. Das Herzogtum Bar nebſt Clermont, Jametz, Moyenvic und dem feſten Stenay, an das ſich die erſte Waffenthat Ludwigs XIV. knüpfte, ſollte dagegen mit der Krone Frankreich vereinigt werden. — Wie ſehr hatte ſich einſt Spanien in Münſter dem Verlangen Frankreichs widerſetzt, daß Lothringens Hauptſtadt ein offener Platz werde; jetzt geſtand es ohne Widerrede zu, daß Nancys mächtige Bollwerke niedergelegt würden, damit die Stadt nie mehr Stützpunkt eines Unternehmens gegen Frankreich werden könne. Auch wehrlos ſollte Lothringen in Zukunft ſein; denn Herzog Karl ſollte ſich verpflichten, gleich nach dem Friedensſchluſſe ſeine Truppen zu verabſchieden, allen Bündniſſen und Verträgen, die Frankreich nachteilig ſeien, zu entſagen und den franzöſiſchen Heeren freien Durchzug nach dem Rheine zu gewähren. Eine beſondere Forderung Mazarins war, daß der Herzog den Bistümern Metz, Tull und Verdun, ſowie dem Lande Bar in Zukunft das Salz zu dem bisherigen Preiſe liefere.

Der Herzog Karl war nach dem Abſchluſſe der Präliminarien aus ſeiner Haft entlaſſen, aber auf Befehl des Königs in Toledo zurückgehalten worden. Da er ſomit perſönlich nicht an dem Orte des Friedensgeſchäftes ſein konnte, ſandte er zur Wahrung der lothringiſchen Intereſſen ſeinen Miniſter Mangin dorthin. Als Mangin ſich aber an der Bidaſſoa bei den Unterhändlern einfand, hatten die beiden Miniſter ſich ſchon über die lothringiſche Frage geeinigt und erklärten, daß ſie keine Änderung ihres Übereinkommens zulaſſen könnten. Im September kam der Herzog, dem unterdes ſeine volle Freiheit zurückgegeben war, ſelbſt auf der Faſaneninſel an. Als er hier aus dem Munde Don Haros erfuhr, was die

Friedensmächte in betreff Lothringens vereinbart hatten, erhob er Einspruch dagegen, daß man über seine Rechte, die Rechte eines souveränen Fürsten, einseitig verhandelt und bestimmt habe, ohne ihn selber oder seinen Abgeordneten zu hören. Nie, so beteuerte er, werde er sich mit Abmachungen einverstanden erklären, an denen er selbst keinen Teil gehabt habe, und die für ihn höchst nachteilig seien; könne er seine Staaten nicht so zurückerhalten, wie sie einst gewesen, so werde er wenigstens seine Ehre wahren, so lange noch ein Schwert an seiner Seite sei; und lieber werde er auf ganz Lothringen verzichten, als schmachvoll einem Vertrage zustimmen, der ihm den besten Teil seiner Länder nehme. In leidenschaftlichen Reden erging er sich dann über die Undankbarkeit und Treulosigkeit Spaniens gegen einen Bundesgenossen, der seit der Schlacht am weißen Berge 260 Regimenter für das Haus Habsburg geworben und zu dessen Ehre verwandt und sein Glück wie seine Staaten für dieses Haus aufs Spiel gesetzt habe. Daß Frankreich ihm harte Bedingungen auferlege, so äußerte er sich dem spanischen Minister, finde er natürlich; aber unerträglich sei es ihm, daß Spanien dazu die Hand biete; besser würde es für ihn sein, wenn der katholische König sich gar nicht um seine Angelegenheiten kümmere, und wenn er ganz aus den Friedensverhandlungen ausgeschieden würde; in diesem Falle hoffe er von der Großmut des Königs von Frankreich eine bessere Behandlung zu erhalten.

Die Lauheit, mit der Spanien sich der Sache seines vieljährigen Verbündeten annahm, mußte dem Herzoge um so auffallender erscheinen, je größer der Eifer war, mit dem Spanien die Wiedereinsetzung des Prinzen Condé in alle Ehren, Würden, Ämter und Güter verlangte, deren ihn Mazarin und das Parlament beraubt hatte; erkaufte es doch die Restitution des Prinzen durch die Abtretung der Stadt Avesne an Frankreich und Jülichs an Neuenburg. Diese auffallende Lauheit des spanischen Ministers in der lothringischen

Frage erklärt sich indes durch die Thatsache, daß Mazarin von vornherein den Abschluß eines Friedens mit Spanien von der Annahme seiner Vorschläge in betreff Lothringens abhängig gemacht hatte. Er hatte aufs hartnäckigste daran festgehalten, daß Frankreich gegenüber einem Fürsten, der die ganze Zeit seines Lebens ein Verbündeter des Hauses Österreich gewesen sei und gegen Frankreich die Waffen geführt habe, andere Bedingungen nicht eingehen könne; auch sei es nicht Sache Frankreichs, sondern Spaniens, den Herzog für die erlittenen Verluste und für die gebrachten Opfer zu entschädigen. Mazarin hatte ferner darauf bestanden, daß der König von Spanien sich von vornherein verpflichte, weder mittelbar noch unmittelbar dem Herzoge von Lothringen Vorschub zu leisten, wenn dieser die Friedensbedingungen ablehne, und der König von Frankreich alsdann wiederum alle Rechte geltend mache, die er auf die Staaten des Herzogs habe. Diesen Forderungen Frankreichs hatte das kriegsmüde, friedensbedürftige Spanien nach langem Widerstande nachgeben müssen.

So lange Frankreich ein durch Verträge anerkanntes Recht auf die besetzten lothringischen Staaten nicht erlangt hatte, blieben die geraubten Länder nur ein unsicherer, von jedem Wechsel des Kriegsglückes abhängiger Besitz. Deshalb hatte Richelieu immer wieder staatsrechtliche Verträge mit dem Herzoge abzuschließen versucht; darum hatte ferner Mazarin auf dem Kongresse zu Münster so zähe daran festgehalten, daß Österreich und Spanien die lothringische Angelegenheit als eine bereits abgeschlossene von den Verhandlungen ausscheiden sollten. Aus demselben Grunde hatte er jetzt von Spanien die bedingungslose Preisgabe Lothringens als die unerläßliche Vorbedingung des Friedens gefordert. Er wollte außerdem den Herzog Karl in eine Lage bringen, daß dieser, von jedem Bundesgenossen verlassen, auch das Wenige, was ihm geboten wurde, lediglich der Großmut des französischen Königs danken

müsse. Mit siegreicher Heuchelei wußte er dem Herzoge das Verhalten Spaniens als verräterische Preisgabe eines treuen Bundesgenossen zu verdächtigen und dem gegenüber die großmütige Denkart des Königs von Frankreich hervorzuheben. Gerne, so redete er dem Herzoge vor, werde der König von Frankreich sogar auf einige Rechte, die ihm der Friede einräume, verzichten, wenn Spanien, das dem Herzoge doch so vieles schulde, sich dafür einige Verluste wolle gefallen lassen. Wenn also der König ihm, dem Herzoge, keine günstigeren Bedingungen gewähren könnte, so trage daran allein die Selbstsucht Spaniens schuld. — Die leidenschaftlichen Proteste und Vorwürfe, die Karl nicht müde wurde, infolge dieser Einflüsterungen gegen die Treulosigkeit Spaniens zu erheben, und seine Drohungen, Spanien werde es bald bereuen, ihn so schlecht behandelt zu haben, — er deutete damit an, daß er sich in den Dienst Portugals begeben werde — brachten Don Haro zu dem Entschlusse, den Herzog von neuem in Haft zu nehmen. Er beriet sich darüber mit Mazarin; dieser riet aber von einem solchen Schritte ab und beeilte sich zugleich, den Herzog heimlich von den Absichten des Ministers zu unterrichten. Anderseits benutzte Mazarin das leidenschaftliche Gebahren des Herzogs, um Spanien zum endgültigen raschen Abschlusse des Friedens zu treiben, weil sonst dem Friedensgeschäfte neue ungeahnte Hindernisse erwachsen könnten.

Am Vorabende des Friedensschlusses, in der 23. Konferenz, versuchte Don Haro, von Mazarin bessere Bedingungen für den Herzog von Lothringen zu erlangen oder die lothringische Sache ganz aus dem Friedensvertrage auszuscheiden. Mazarin aber hielt daran fest, daß es nicht Sache Frankreichs, sondern Spaniens sei, für einen Fürsten zu sorgen, der seine Waffen allezeit im Dienste Spaniens gegen Frankreich gebraucht habe. Er beharrte ferner dabei, daß der König von Spanien sich durch den Friedensvertrag ausdrücklich verpflichte, den Herzog

von Lothringen weder mittelbar noch unmittelbar zu unterstützen, wenn dieser die vorgelegten Bedingungen nicht annehmen und der König von Frankreich dadurch wieder in alle Rechte eintreten werde, die er auf die lothringischen Staaten habe.

Am 8. November 1659, in der 24. Konferenz, unterzeichneten beide Minister, ohne weiter auf den Einspruch des Herzogs zu hören, die vereinbarten Friedenspunkte. Es war das erste Mal, daß zwei Großmächte über das Recht einer dritten Macht verfügten, ohne dieser selbst an den Verhandlungen und den Beschlüssen die Teilnahme zu gestatten. Und nicht anders wie mit den Rechten Lothringens verfuhren die beiden Vertragsmächte mit den Gerechtsamen des deutschen Reiches. Denn unter den Stücken Lothringens, die in dem Friedensschlusse der Krone Frankreich zuerkannt wurden, befanden sich Gebiete, die unmittelbare Lehen des Reiches waren, so die Grafschaft Clermont und die Markgrafschaft Pont à Mousson. Zur Schmach für das Reich fügte Mazarin gewissermaßen den Spott, indem er dem Friedensvertrage eine Klausel hinzufügen ließ, durch welche Spanien die sonderbare Verpflichtung auferlegt wurde, von dem Kaiser nicht nur die Anerkennung der Artikel, die Lothringen betrafen, sondern auch die sofortige Belehnung des Königs von Frankreich mit den von Lothringen gewonnenen Reichslehen zu erwirken. Mit diesen deutschen Lehnsgebieten würde Frankreich auch die Reichsstandschaft und die Wählbarkeit als Oberhaupt des Reiches erworben haben. Zwölf Jahre zuvor auf dem Kongresse zu Münster hatten die protestantischen Stände nebst Bayern beantragt, daß die an Frankreich abzutretenden Gebiete im Elsasse wie vordem Reichslehen bleiben sollten, weil der König von Frankreich als Reichsstand am besten geeignet sei, dem Hause Österreich das Gleichgewicht zu halten. Der Kaiser und die übrigen Stände hatten aber in der Reichsstandschaft Frankreichs eine ernste Gefahr gesehen und waren der Meinung gewesen, es sei besser

die elsässischen Landschaften, wenn es nicht anders sein könne, ganz vom Reichskörper abzutrennen, als durch sie in eine so bedenkliche Verbindung mit Frankreich zu geraten. Die Entscheidung gab damals Servien, der den unmittelbaren Besitz der elsässischen Landschaften vorzog, weil es für die Majestät des Königs erniedrigend sein würde, in der Eigenschaft eines Reichsfürsten sich einem Urteile des Reiches unterwerfen zu müssen. Wenn nun Frankreichs Zugehörigkeit zum Reichsfürstenkollegium im Jahre 1648 dem Kaiser als eine große Gefahr für das Reich erschien, so hätte die Reichsstandschaft Ludwigs XIV. zu einer Zeit, da sich der Rheinbund gebildet hatte und Frankreich über einen großen Teil der deutschen Fürsten wie über Vasallen gebot, einen so ungemessenen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten gewinnen müssen, daß der Kaiser auch den äußersten Widerstand nicht scheuen durfte, um solches zu verhindern. Diese Sorge wegen einer französischen Reichsstandschaft wurde indes gegenstandlos, als Mazarin nicht lange nachher mit dem Herzoge von Lothringen den unten zu erwähnenden Sondervertrag abschloß.

Durch den Abschluß des pyrenäischen Friedens sah sich Herzog Karl auch von Spanien verlassen und — so hatte es Mazarin gewollt — ganz dem Belieben Frankreichs überantwortet. In dieser Lage entschloß er sich, nach Paris zu gehen und von der Großmut des jungen Königs günstigere Bedingungen zu erwirken. Er nahm den Weg von Bayonne über Blois, wo sein Schwager, der Herzog von Orleans, einen kleinen Hof hielt, und wo auch sein Bruder Franz Nikolas mit seinem jüngeren Sohne Karl sich eingefunden*) hatte.

Seit seiner Gefangennahme hatte Karl ein heimliches Mißtrauen und eine Abneigung gegen seinen Bruder gefaßt,

*) Ferdinand, der ältere Sohn des Herzogs und der Claudia, war an einer Steinoperation gestorben.

die dadurch noch verstärkt worden war, daß er zu wissen glaubte, Nikolas Franz sei nach dem Tode Nicolettas damit umgegangen, auf Grund des weiblichen Erbfolgerechtes die Nachfolge in der herzoglichen Würde für seinen Sohn, als den Abkömmling der Prinzessin Claudia, zu beanspruchen. Karl hatte nämlich im geheimen die Absicht, die Gesamtheit seiner Staaten auf einen Sohn, den er von der Cantecroix hatte, zu übertragen. Die eifersüchtige Abneigung, die er gegen seinen Bruder hegte, ging deshalb auch auf seinen Neffen Karl über, einen schönen, wohlgestalteten Prinzen von trefflichem Verstande, vielseitiger Bildung und großer Geschicklichkeit in allen ritterlichen Übungen; und diese Abneigung wurde die Ursache mancher Sonderbarkeiten, die uns in dem späteren Leben Karls begegnen werden.

Von Blois eilte Karl nach Paris, um von dem jungen Könige eine Milderung der im Frieden ihm auferlegten Bedingungen zu erhalten. Vor seiner Ankunft hatte sich indes der Hof von Paris nach Avignon begeben, um die spanische Braut des jungen Königs an der Grenze beider Königreiche zu erwarten. Nach einer Beratung mit den Prinzen des Hauses Guise, den Nachkommen der ehemaligen Führer der Liga, die sich bei ihm als dem Haupte der Familie einfanden, begab sich Karl in Begleitung des Herzogs von Guise nach Avignon, wo der junge König den vielgenannten kriegerischen Herzog, den wunderlichen Helden so vieler Abenteuer und den Gefangenen von Toledo mit freundlicher Neugier empfing, während die Damen des Hofes sich an dessen Witzworten und launigen Erzählungen ergötzten. So oft Karl aber mit dem Könige oder dessen Minister von politischen Dingen redete, erhielt er nur unbestimmte, ausweichende Antworten. Zuletzt, als der Hof von Avignon aufbrach, um an der Grenze die dem Könige bestimmte spanische Prinzessin in Empfang zu nehmen, verabschiedete Mazarin den Herzog und eröffnete ihm die

Aussicht, daß man seine Angelegenheiten nach der Rückkehr des Hofes in Paris ordnen werde.

Der Kardinal hatte an der Regelung der lothringischen Sache damals ein persönliches Interesse. Er hatte eine große Anzahl schöner Nichten, deren Versorgung ihm sehr am Herzen lag. Noch während der Konferenzen auf der Fasaneninsel hatte der Herzog Franz Nikolas dem Kardinale eine Verbindung seines Sohnes Karl, des Erben der herzoglichen Rechte, mit der schönen und geistvollen Maria Mancini vorgeschlagen, jener Nichte des Kardinals, die als Jugendgeliebte Ludwigs XIV. eine Zeitlang Aussicht hatte, den Königsthron Frankreichs zu besteigen, dann aber, als der Oheim in kluger Voraussicht dem Wunsche des jungen Königs entgegentrat, zu stolz war, ein königliches Spielzeug zu werden und für ihre getäuschten Hoffnungen Trost und Beruhigung in den Schriften Senecas fand. Franz Nikolas hoffte durch eine solche Verbindung den Kardinal für das lothringische Hausinteresse zu gewinnen und seinem Sohne nicht nur die Nachfolge in Lothringen zu sichern, sondern auch das Herzogtum Bar wieder zu erlangen. Mazarin nahm den Heiratsplan mit Wohlgefallen auf; er verbarg das große Interesse, das er an dieser Verbindung nahm, schlecht, wenn er an le Tellier schrieb, wie verdrießlich ihm der Vorschlag einer solchen Heirat sei, denn er binde ihm die Zunge und hindere ihn, etwas zum Vorteile des Hauses Lothringen zu thun, weil jedermann glauben werde, er thue solches nur seines Nutzens wegen, während doch sein ganzes Sinnen nur darauf gerichtet sei, das Beste des Königs und des Staates zu fördern.

Der schöne Prinz, von den Reizen der jungen Dame eingenommen, war ein Mann ganz nach dem Herzen der Mancini. Die Königin Mutter war dem Heiratsprojekte günstig, und Mazarin, der seine Nichte rasch zu verheiraten wünschte, um den jungen König von seiner Leidenschaft abzubringen, willigte gerne ein, nur verlangte er, daß der

Herzog Karl als das Haupt des lothringiſchen Hauſes den Antrag für ſeinen Neffen mache. Aber nun geſchah das Unerwartete. War es verliebte Laune oder war es Eiferſucht und Abneigung gegen ſeinen Neffen: Karl erkärte dem Kardinale, daß eine Verbindung ſeines Neffen mit der Mancini nie ſein Wille geweſen ſei, da er ſelber die junge Dame zu heiraten wünſche. Mazarin mochte die Bewerbung des Herzogs, der als Nebenbuhler ſeines Neffen auftrat und der Mancini alle Aufmerkſamkeiten eines Verliebten erwies, ſehr ſonderbar finden; er hatte aber auch guten Grund, der Ehrlichkeit des Herzogs zu mißtrauen, da dieſer die Abſicht geäußert hatte, die Cantecroix zu heiraten, wenn er dazu vom Papſte nur den nötigen Dispens erhalte. Der Argwohn Mazarins wurde bald beſtätigt durch einen aufgefangenen Brief Karls an die Cantecroix, in dem es hieß, ſie möge ſich wegen ſeines Handels mit der Mancini nicht beunruhigen, denn ſeine Abſicht ſei nur, Zeit zu gewinnen; ſpäter werde er ſchon wiſſen, ſich von der Nichte des Kardinals loszumachen. Dieſe Mißachtung ſeines Hauſes kränkte Mazarin tief. Ohne Rückſicht auf die Herzensneigung ſeiner Nichte verheiratete er dieſe ſofort mit Laurenzio Colonna, dem Connetable von Neapel, und lehnte in einem bitteren Schreiben an den Herzog die Verbindung mit dem Hauſe Lothringen ab. Von da an ſtockten die Verhandlungen wegen Lothringens gänzlich bis zum Februar 1661. Da verlangte Mazarin, deſſen Geſundheitszuſtand das baldige Ende ſeines Lebens anzeigte, von dem Könige eine Vollmacht, den Frieden mit dem Herzoge von Lothringen abzuſchließen und dieſem zu gewähren, was er ſeit dem pyrenäiſchen Frieden vergeblich gefordert hatte. Gewiſſensängſte wegen des vielen unrecht erworbenen Gutes, die den Kardinal quälten und bei der Annäherung des Todes ſich immer ſteigerten, waren nach der Angabe Calmets auch die Urſache dieſer plötzlichen Wendung. — Die erſte diplomatiſche Thätigkeit Mazarins war ein Verrat an der ihm vom Papſte

anvertrauten lothringiſchen Sache geweſen. Durch dieſen Verrat, durch den er ſich dem Kardinal Richelieu empfohlen, hatte er die erſte Stufe zu ſeinem ſchwindelhaften Glücke gelegt. Die Ausſöhnung mit Lothringen und der Vertrag, den er im Gefühle der Todesnähe beſchleunigte, erſchien ihm daher wie eine Genugthuung für verübtes ſchweres Unrecht; und wie der Verrat an Lothringen den Anfang ſeiner politiſchen Laufbahn gebildet hatte, ſo bezeichnete der Vertrag, durch den er das Haus Lothringen wieder in den Beſitz ſeiner Staaten brachte, das Ende dieſer Bahn.

Im Schloſſe von Vincennes, in das der ſterbende Kardinal ſich hatte bringen laſſen, und wohin ihm der Hof gefolgt war, wurde am 28. Februar 1661 der Sonderfriede mit dem Herzoge von Lothringen unterzeichnet. Nach dem Inhalt dieſes Vertrages wird der Herzog wieder in ſeine Staaten eingeſetzt; er überläßt Clermont, Jametz, Moyenvic und Stenay dem Könige und macht Nancy durch Niederlegung der Bollwerke zu einer offenen Stadt. Er erhält außer Lothringen auch Bar zurück und leiſtet dafür dem Könige den ſtets verweigerten Lehnseid. Für die Reſtitution von Bar überläßt er dem Könige den größten Teil der Bezirke Saarburg, Pfalzburg und des Landes Gorze, den Bezirk Sierk mit dreißig Dörfern der Probſtei, einen Teil der Abtei Morville, ferner Mars la Tour, Harville, Labeuville und Mezeray, die auf dem Wege von Metz nach Verdun liegen, ſowie die Orte Lezey, Azoudange, Gondrexange, Hemmingen, Niederweiler und Garburg. Außerdem überläßt er dem Könige einen Gebietsſtreifen von der Breite einer halben Meile nebſt allen Ortſchaften, die in ihm liegen, zu ſouveränem Beſitz, um für Frankreich die Straße von Metz über Vic und Saarburg nach Zabern zu ſichern. Der Herzog entſagt endlich allen Bündniſſen und Verträgen, die er mit andern Mächten zum Nachteile Frankreichs eingegangen iſt, und verſpricht für alle Zukunft, kein Bündnis

zum Nachteile Frankreichs einzugehen sowie keinem Rebellen und keinem Feinde Frankreichs Aufnahme in seinem Lande zu gewähren.

Die Eroberungen, welche Frankreich im Frieden zu Münster gemacht hatte, waren zum Teil unverbundene Gebiete; es fehlte ihnen der territoriale Zusammenhang untereinander wie mit dem Königreiche. So war die Verbindung zwischen Metz und Verdun wie zwischen Metz und Vic durch dazwischen liegende lothringische Gebietsstücke vielfach unterbrochen; der Weg nach Zabern war durch Lixheim und Pfalzburg gesperrt. Ein solcher Zustand mußte von einem geschlossenen einheitlichen Staatswesen wie Frankreich war, als höchst unbequem empfunden werden, da er die Bildung geschlossener Verwaltungsbezirke unmöglich machte. Der Vertrag von Vincennes stellte die Verbindung zwischen Verdun und Metz wie zwischen Metz und Vic nebst Moyenvic her, und der Gewinn des bequemen Vogesenpasses gab ihm die Verbindung mit dem Elsasse; aber der Zusammenschluß der erworbenen Gebiete war damit doch nur unvollkommen erreicht. Der abgeschlossene Vertrag konnte daher nur die Wirkung haben, Frankreich auf der Bahn der Annexion weiter zu treiben; er war nur eine Station auf dem Wege zur vollständigen Einverleibung Lothringens in das Königreich. Und so ist denn auch die französische Politik nach dem münsterischen Frieden und nach dem Vertrage von Vincennes bis zum Lüneviller Frieden 1801 darauf gerichtet gewesen, die getrennt liegenden Erwerbungen zusammen zu schießen und alle dazwischen liegenden fremden Gebiete in den Gesamtstaat aufzunehmen. Von französischem Standpunkte aus war dies ein durchaus berechtigtes Ziel; jeder andere Staat in gleicher Lage hätte demselben Ziele zuarbeiten müssen, nur — mit anderen Mitteln. Nicht gegen die Thatsache, daß Frankreich seine Grenzen nach dem Rheine hin zu erweitern suchte, sondern gegen die Mittel, welche es dazu anwandte, muß sich das Gewissen des

Geſchichtsſchreibers mit Entrüſtung erheben; und ſchwerlich dürfte die Geſchichte Frankreichs ein ſo ſchmachvolles Kapitel aufweiſen, in dem alle öffentliche Moral ſo cyniſch verleugnet worden iſt, wie das, das ſein Verhalten gegen Lothringen ſeit den Tagen Heinrichs II. bis zum Tode Ludwigs XIV. umfaßt.

Zehn Tage nach dem Abſchluſſe des Vertrages von Vincennes am 9. März 1661 ſtarb Mazarin, kaum beklagt von ſeiner alten Gebieterin und Freundin, aufrichtig betrauert von dem zweiundzwanzigjährigen Könige, der am folgenden Tage erklärte, daß er ſeine Geſchäfte, die bisher Mazarin beſorgt habe, ſelber beſorgen werde. Am 23. März wurde Herzog Karl in das Louvre beſchieden, um dem Könige die Huldigung und den Treueid zu leiſten. Er fand den König auf dem Throne ſitzend, umgeben von den Prinzen, den Herzögen und Pairs des Königreiches, von den Marſchällen und Großwürdenträgern der Krone, die alle verſammelt waren, um den Glanz und die Würde des Schauſpieles zu erhöhen. Karl als Vaſall mußte Hut, Schwert und Handſchuhe ablegen, und knieend zu den Füßen des Königs wiederholte er mit innerem Widerſtreben die ihm vom Kanzler Seguier vorgeſprochenen Worte des Schwures. Er ſchwur, dem Könige, ſeinem Suzeräne, Treue und Gehorſam zu leiſten, ihm mit Leib und Gut zu dienen envers et contre tous, ohne jemand auszunehmen, ihm beizuſtehen in allen Kriegen und Streitigkeiten, in die der König oder einer ſeiner Nachfolger aus irgend welchem Grunde geraten könne, auch zu verhüten, daß etwas zum Nachteile des Königs oder deſſen Staaten geſchehe.

Unterdes hatten die franzöſiſchen Garniſonen angefangen, aus den feſten Plätzen Lothringens, die ſie mit kurzen Unterbrechungen 27 Jahre beſetzt gehalten hatten, abzuziehen. Nancys prächtige Bollwerke wurden niedergelegt, und die Bewohner ſelbſt mußten mit Hand anlegen an

das Werk der Zerstörung, das Lothringen zu einem offenen Lande machte und ihm den letzten Stützpunkt zur Abwehr wie zum Angriffe nahm. Karl beeilte sich, gleich nachdem er die Pein der Eidesleistung überstanden hatte, Paris zu verlassen und in sein wiedergewonnenes Land zu kommen, das er seit nahezu zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Verödet, ausgebrannt, menschenleer glich es einer großen, wüsten Todesstätte.

Zwölfter Abschnitt.

Der Zustand Lothringens am Ende des dreißigjährigen Krieges.

Bis zum Jahre 1630 war Lothringen von den schlimmsten Kriegsleiden, die auf einem großen Teile der rechtsrheinischen Länder lasteten, verschont geblieben; nur vorübergehend hatte es die Räubereien und die Zerstörungslust durchziehender Banden oder eingelagerter Kriegsvölker unmittelbar erfahren. So waren im Jahre 1622 die geschlagenen Bandenführer Mansfeld und Christian von Braunschweig mit ihren zuchtlosen und verwilderten Scharen an den Grenzen des Landes erschienen und hatten von dem Herzoge Heinrich freien Durchzug nach den Niederlanden gefordert. Als ihnen dieser verweigert wurde, öffneten sie sich den Weg mit Gewalt. Den Orten, an denen sie vorbeikamen, legten sie schwere Kontributionen auf, nahmen die Viehherden von den Weiden und die Pferde aus den Ställen, raubten, plünderten und verwüsteten, was sie konnten und schleppten Buben und Mädchen mit sich fort. Bei Fleurus von dem spanischen Generale Gonzaga von Cordova geschlagen, wandte sich Mansfeld mit dem Hauptteile seines Heeres nach Holland; einzelne zerstreute Haufen aber drangen aufs neue in Lothringen ein, wurden hier aber von dem erbitterten Landvolke zum größten Teile niedergemacht. — Im Westrich erhoben sich 1627 bittere Klagen über die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Truppen, die unter dem Obersten Kratz von

Scharfenſtein Vic und Moyenvic beſetzt hatten. Sie holten, wie es in der Klage heißt, das Getreide von den Feldern, draſchen die Scheunen leer, nahmen Fenſter und Thüren von den Häuſern und das Blei von den Dächern weg und trieben mit den Weibern allerlei Mutwillen. Von ſolchen mehr lokalen und zeitweiligen Leiden abgeſehen, erfreute ſich Lothringen noch viele Jahre eines Friedens und einer Sicherheit, die den Menſchen jenſeit der Vogeſen und des Rheines als ein glücklicher und beneidenswerter Zuſtand hätte erſcheinen können. Erſt mit dem Einbruche der Franzoſen am Ende des Jahres 1631 und mit dem Vordringen der Schweden in das Saargebiet beginnen die Kriegsfurien ſich auf Lothringen niederzulaſſen, um dann ein Übermaß des Elendes und der Verzweiflung zu erzeugen, das in den anderen von den Greueln des Krieges heimgeſuchten Landſchaften Deutſchlands kaum ſeinesgleichen finden dürfte.

Die Verwüſtungen, welche die Franzoſen über Lothringen brachten, unterſchieden ſich von denen der anderen Kriegsheere dadurch, daß ſie mit den Abſichten der franzöſiſchen Politik zuſammenhingen und darum planmäßiger und andauernder waren. Richelieu behandelte Lothringen nicht nur wie ein feindliches, den Soldaten überantwortetes Land, ſondern zugleich auch wie eine rebelliſche, unter Kriegsrecht geſtellte Provinz. Der Soldat lebte ganz auf Koſten der Bewohner. Die in den Städten liegenden Garniſonen nahmen ihren ganzen Unterhalt aus der unmittelbaren Nachbarſchaft, legten ſchwere Kontributionen auf, nahmen das Vieh, wo ſie es fanden, mähten das Getreide von den Feldern, ſchleppten zuſammen, was ihnen von nutzen war. Sie nahmen aus den Häuſern die Betten, Mobilien, Thüren, Fenſter und Öfen, zerſchlugen, was ſie nicht gebrauchen konnten, und übten an den Bewohnern ungeſtraft den frechſten Übermut. Daneben wurde jede Regung des Widerſtandes, jede auch nur vermutete Verbindung mit dem verjagten Landesherrn als Hochverrat mit Güterein-ziehung,

Niederbrennen der Häuſer, mit Galeere und mit dem Tode beſtraft. Hatten ſich lothringiſche Soldaten, Leute des Herzogs, in einem Dorfe gezeigt, ſo galt dies als Einverſtändnis der Bewohner mit dem Feinde; und die Regel war, daß das Dorf niedergebrannt wurde. Hatte ein Edelmann ſeine Burg verlaſſen, ſo ſtand er im Verdachte, das er damit umgehe, ſich dem Heere des Herzogs anzuſchließen; ſeine Güter wurden eingezogen und er ſelbſt mit dem Tode bedroht. Am erſten Februar 1636 wurde im Rate des Königs beſchloſſen, alle noch befeſtigten Schlöſſer in Lothringen zu zerſtören; es wurden 58 befeſtigte Plätze und 200 Herrenſchlöſſer genannt, die teils niedergelegt, teils ihrer Mauern beraubt werden ſollten; und dieſe planmäßige Zerſtörung dauerte fort, ſo lange der Widerſtand im Lande lebendig blieb. Ungemein verderblich wirkte ſodann die Art, wie die Kontributionen zuſammengebracht wurden. Was von den Zahlungsunfähigen, den Ruinierten oder Flüchtigen nicht beigetrieben werden konnte, wurde den noch Leiſtungsfähigen aufgebürdet, und dieſe vernichtende Solidarität mehrte immer raſcher die Zahl der Ruinierten oder Flüchtigen. So wurden die Dörfer und bald auch die Städte leer; die Greuel, welche die eingelagerten Franzoſen verübten, überboten oft ſelbſt die der fremden durchziehenden Kriegsbanden. Aus der Fülle des Materials ſeien nur einige Beiſpiele angeführt.

In Bitſch lag eine Beſatzung unter dem Oberſten du Hallier, den der König zum Kommandanten der Feſtung und zum Gouverneur über Saargemünd und Bockenheim geſetzt hatte. In einem Schreiben, das „ſämtliche noch übrig gebliebenen und jetzt in Bockenheim lebenden Bürger und Unterthanen der Grafſchaft Saarwerden“ — es waren im ganzen noch 16 Familien — im Jahre 1639 an den Grafen Wilhelm Ludwig richteten, werden die bitterſten Klagen erhoben über die Greuelthaten der franzöſiſchen Beſatzung. Sie verfahre, ſo heißt es, viel ſchlimmer als vorher die Kroaten.

Denn diese hätten noch einiges Erbarmen gegenüber den armen Bewohnern gezeigt; sie hätten ihnen wenigstens die der Mobilien beraubten Hütten gelassen und seien bald gegangen. Aber vor du Halliers Reitern seien sie Tag und Nacht nicht mehr sicher und würden mit Schlagen, Notzüchten und Schänden der Weiber ärger als von offenen Feinden erbärmlich traktiert. Du Hallier, so heißt es in einem anderen Berichte, habe die Stadt abermals mit seinen Reitern überfallen; aus den Häusern habe er alles genommen und einige Bürger davon geführt, die er nicht wieder losgeben werde, bis sie eine Kontribution von 125 Thalern erlegt hätten. Diese Buße aufzubringen, sei ihnen aber schier unmöglich, weil ihnen außer dem Leben nichts in den verwüsteten Häusern geblieben sei, „und so werden nicht nur die armen Gefangenen darüber ganz elendiglich sterben und verderben, sondern wir anderen werden gedrungen, uns mit Weibern und Kindern in das bittere Exilium und Elend zu begeben und die Stadt ganz öde und leer stehen zu lassen". Und wie in Bockenheim, so war es überall, wo französische Garnisonen lagen. Im Jahre 1636, so erzählt ein Augenzeuge, legten sich die Franzosen vor Lüneville und nahmen die Stadt ein. Sie plünderten, mordeten und schändeten drei Tage lang, was ihnen begegnete, schonten weder die Nonnen noch die Kinder. Ich war damals vier Jahre alt; mir wurde der Leib aufgeschlitzt, so daß meine Eingeweide sichtbar waren; und so lag ich zwei Tage ohne Speise und Trank. Am dritten Tage nach dem Einzuge der Franzosen wurde noch ein Teil der früheren Besatzung umgebracht, die übrigen wurden zu den Galeeren verurteilt und der Befehlshaber nach Paris in die Bastille geschickt. Nach allen diesen Greueln wurde ein Bösewicht als Gouverneur in der Stadt zurückgelassen. Die Besatzung, meist Schotten und Irländer, raubten alle umliegenden Ortschaften aus; sie nahmen sogar die Glocken aus den Kirchtürmen, schlugen sie in Stücke und verkauften das Metall an französische Händler.

Aber unſer Mißgeſchick endete noch nicht. In einer finſteren Nacht ließ der Gouverneur aus bloßem Mutwillen die Stadt an vier Ecken in Brand ſetzen; die Feuersbrunſt erhellte die ganze Gegend, ſo daß man auf der Anhöhe, die zwiſchen Lüneville und Einville liegt, bei dem Scheine des Feuers leſen konnte.*)

Mit reißender Schnelligkeit ſchwand infolge dieſer Wirtſchaft der Wohlſtand und die Bevölkerung zumal auf dem Lande. Schon im Jahre 1633 konnten in den meiſten Dörfern die Grundzinſen nicht mehr beigetrieben werden; das Malter Korn (120 Kilogramm), das am Ende des 16. Jahrhunderts noch um zwei bis drei Franken feil war, ſtieg im Preiſe auf ſiebzehn Franken. Viele Dörfer hatten ſchon ein Drittel oder die Hälfte ihrer Einwohner verloren. Von da ging es mit Rieſenſchritten abwärts; die Äcker blieben wüſt liegen, die Preiſe der notwendigſten Lebensmittel ſtiegen ins Ungeheure. In Malzeville koſtete 1635 das Malter Korn 36 bis 40 Barer Franken, das Pfund Brot vier Groſchen und mehr; im Jahre 1637 ſtieg der Preis auf fünfzig, 1638 auf ſechsundfünfzig Franken; das Malter Gerſte wurde mit 54, der Hafer mit 32 Franken bezahlt.**) In Nancy betrug 1638 der Preis des Kornes ebenfalls fünfzig Franken, ein Nößel (1/4 Liter) Eicheln koſtete vier Groſchen; „und das alles“, ſetzt der Abbé Lyonnais hinzu, „wegen der Armeen des Königs, die beſtändig im Lande liegen. Alles Korn, was hier iſt, kommt aus Frankreich, denn in Lothringen beſtellt man keine Saaten mehr, oder doch nur ſehr wenig, weil

*) „Tous ces faits sont rigoureusement exacts“ ſetzt der Erzähler hinzu. Joseph General prêtre, bachelier en théologie, curé d'Einville et de Bonviller. Mémoires Bulletins, Journal de la Société d'archéologie lorraine. Tom. XI.

**) Mémoires de Jean Conrad de Malzeville. Der Franken hatte in Lothringen 12 gros zu 20 deniers, die livre hatte 20 sols zu 12 deniers.

alles rings umher verwüſtet iſt.*) Trotz alledem wurden die ausmergelnden Kontributionen durch die franzöſiſchen Garniſonen ohne jeden Nachlaß weiter erpreßt. Von der einen Beſitzung Beaulieu ſowie von dem Dorfe Viemlin wurden 1637 täglich ſechshundert Livres gefordert ohne die Lieferungen von Heu und Hafer. Die Stadt St. Mihiel zahlte in dem genannten Jahre die ſchier unglaubliche Summe von drei Millionen Franken, abgeſehen von dem, was von der Garniſon geſtohlen und geraubt wurde. Die Stadt Mirecourt war 1637, wie aus einer Eingabe der Bürgerſchaft an den von Ludwig XIII. eingeſetzten Conseil souverain in Nancy hervorgeht, durch die Kontributionen ſo ruiniert, daß von 331 Haushaltungen, die im Jahre 1632 noch vorhanden waren, nur noch elende ſiebzig beſtanden. Eine Verordnung des Königs vom 3. Dezember 1645, alſo aus einer Zeit, wo das Land ganz verwüſtet und ausgeſogen war, gibt eine Vorſtellung davon, was den unglückſeligen Bewohnern an Leiſtungen für die vorübergehend einquartierten Truppen zugemutet wurde. „Seine Majeſtät der König", ſo heißt es, „iſt gezwungen, einen Teil ſeiner Reiterei von der deutſchen Armee in Lothringen in Quartier zu legen, damit ſeine Truppen dort im Intereſſe der guten Ordnung ihren ausreichenden Unterhalt haben, und zugleich die Laſt der Bevölkerung erleichtert werde (!) (pour le soulagement du peuple). So hat er befohlen, daß einem Reiter täglich geliefert werde zweiundeinhalbes Pfund altbackenes Brot zwiſchen ſchwarz und weiß, zwei Pfund Fleiſch, anderthalb Maß Wein,

*) Lyonnais, Histoire de la ville de Nancy. — Le pauvre peuble va être ruiné sans ressources à raison des énormes et insupportables contributions, dont il est chargé pour payer les garnisons, à quoi le roi l'a soumis sans rémission. C'est un malheur général dans toute la Lorraine. L'on demande au seul village de Viemlin tous les jours six cents livres sans le foin et l'avoine. Dom. Cassien Bigot.

ſowohl für ihn wie für ſeine Knechte (tant pour lui que pour ses valets), ferner fünfundzwanzig Pfund Heu und vier Metzen Hafer für ſeine Pferde, ohne Rückſicht darauf wie groß deren Zahl iſt, und außerdem täglich ſechs sols in bar. Zieht der Quartiergeber es vor, an Stelle der genannten Lebensmittel Geld zu geben, ſo hat er für die Unterhaltung des Reiters, ſeiner Knechte und Pferde täglich vierzig Solds zu zahlen".

Zu dieſer planmäßigen und andauernden Ausſaugung des Landes durch die Franzoſen kamen die Greuel und Plagen, die von dem durchziehenden oder eingelagerten fremden Kriegsvolke verübt wurden. Die wilden und zuchtloſen Scharen des Herzogs ſelbſt gaben den franzöſiſchen, ſchwediſchen und kaiſerlichen Heerhaufen in den Werken der Zerſtörung nichts nach. So oft ſie vorübergehend in das Land drangen, nahmen ſie grauſame Rache an allen, die den Anordnungen der franzöſiſchen Behörden gerne oder ungerne Gehorſam geleiſtet hatten; und unter dem Vorwande, der Sache des Herzogs zu dienen, brandſchatzten ſie ohne viel Unterſchied Freunde und Feinde und ſtahlen und raubten zuſammen, weſſen ſie habhaft werden konnten.

Wegen ſeiner Lage zwiſchen Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden war Lothringen den verheerenden Durchzügen und Plünderungen der Kriegsheere ſeit 1632 mehr ausgeſetzt als die meiſten rechtsrheiniſchen Länder. Im Jahre 1635/36 war es das große Kriegstheater, auf dem ſich die kaiſerlichen, franzöſiſchen, ſchwediſch-deutſchen und lothringiſchen Armeen mit dem ungeheuren Troß von Dirnen und Buben, welche die Heere jener Zeit begleiteten, alles verheerend und verzehrend, ausbreiteten. Man ſtelle ſich dieſe zuchtloſen, vertierten Banden von franzöſiſchem, ſchwediſchem, ungariſchem, polackiſchem, deutſchem Kriegsvolke vor, die ſich landauf, landab bewegten, heute als Sieger, morgen als Beſiegte, heute als Belagerer und morgen als Belagerte,

um sich eine Vorstellung zu machen, was allein in diesen beiden Kriegsjahren aus dem Lande und seinen Bewohnern werden mußte. Nach dem Grundsatze, der in diesem schrecklichen Kriege allgemein geübt wurde, alles zu vernichten, was man selber nicht gebrauchen und davonschleppen konnte, wetteiferten alle Heere und Parteien in sinnlosem Zerstören und Niederbrennen von Dörfern, Städten, Burgen, Klöstern, und Kirchen, wie in teuflischen Quälereien der unglückseligen Bewohner. Um von den Dörfern zu schweigen, so gab es kaum eine Stadt, die nicht heute von einer der Kriegsbanden genommen und ausgeplündert wurde, um morgen von einer anderen genommen und ausgeraubt zu werden; was die eine noch übrig gelassen hatte, wurde von der anderen vernichtet. Und nicht die großen schlachtbereiten Heere waren die ärgsten Plagen des Landes, sondern die vielen umherstreifenden, aus dem Abschaume der Heere zusammengelaufenen Banden, die einzig auf Raub und Plünderung bedacht, als Virtuosen des Verbrechens alle von Henkerphantasien ausgedachten Quälereien und Folterungen übten bald als Selbstzweck, bald als Mittel, um von den Bewohnern das Geständnis von vergrabenen Schätzen zu erpressen. Sie brieten die Leute in Backöfen, rösteten sie am Herde, gaben ihnen unflätige Tränke ein, nagelten Männer und Frauen an die Bäume und schlitzten ihnen den Bauch auf, um in den Eingeweiden nach verschluckten Geldstücken zu suchen. Andere Greuel, namentlich was mit den Weibern geschah, müssen wir Anstand nehmen niederzuschreiben.*) Mehr als alle anderen, als Ungarn, Kroaten, Polacken, Schotten und Iren haben die schwedisch-deutschen Banden Bernhards von Weimar

*) Die meisten dieser Quälereien waren den Folterungen entlehnt, denen die entmenschte teuflische Justiz der Zeit das schöne Gebilde des Menschenleibes unterwarf. Aus den Händen der Juristen und Büttel ging ihre Anwendung in die der Soldaten über. Auch der sogenannte schwedische Trunk war der gerichtlichen Folterung entlehnt, bei der man

— omnium bipedum sceleratissima colluvies — in dem lothringischen Volke die Erinnerung an Szenen wildester Zerstörung und teuflischer Grausamkeit zurückgelassen, so daß noch bis ins 19. Jahrhundert der Schwedenname bei dem Lothringer mit der Vorstellung von Verwüstung und unheimlichen Greueln verbunden war. Im Jahre 1635 und 36 nach dem Abzuge Gallas' aus dem Lager bei Daus wurde von den Scharen Bernhards das ganze Gebiet der oberen Saar und Seille in eine Brandstätte verwandelt; Blankenberg wurde genommen und zerstört, die gesamte Besatzung niedergemacht, der Befehlshaber Klopstein an einen Galgen gehängt; Saarburg und Zabern bestürmt und teilweise niedergebrannt, Lixheim wurde ausgeraubt und die dort weilenden Oratorianer ermordet; von einer anderen Bande wurde das Kloster Rinting überfallen, die Nonnen wurden geschändet und dann umgebracht. Um dieselbe Zeit wandelte der Herzog Friedrich von Zweibrücken die schöne Abtei Hornbach in eine Ruine und ließ die Benediktiner, die zurückgeblieben waren, in den Brunnen stürzen. Vielfach gab der konfessionelle Fanatismus den Vorwand ab für die Verbrechen, die man um ihrer selbst willen verübte. So ließ der schwedische Oberst Schleinitz, der 1635 Bockenheim besetzt hatte, bei einer Mahlzeit die unter dem Schutze Frankreichs dort zurückgebliebenen Jesuitenväter herbeischleppen, um sie zur Freude seiner Hauptleute an dem glühend gemachten Ofen lebendig zu rösten. Nur der energischen Vermittlung des anwesenden protestantischen Predigers gelang es, die Gequälten von dem grausamsten Tode zu erretten. Mit Vorliebe übten die deutsch-schwedischen Banden ihr Zerstörungswerk an Klöstern und Kirchen, so daß nach einem glaubhaften Berichte mehr als sechshundert Kirchen

---

dem Angeschuldigten, um ihn zum Geständnisse zu bringen, unflätiges Wasser, Jauche und Urin u. a. in Massen eingoß und durch Treten auf den Bauch wieder zum Munde heraustrieb.

von ihnen verwüstet oder geschändet worden sind.*) Eine der umherziehenden schwedischen Banden führte eine Fahne, in deren Mitte man das Bild eines gemarterten nackten Weibes mit aufgeschlitztem Leibe sah, umgeben von Soldaten mit Schwertern und brennenden Fackeln; unter dem Bilde des zerfleischten Weibes stand: Lotharingia.

Als ein Beispiel dafür, wie die verschiedenen im Lande umherstreifenden Kriegsbanden sich in entzügelter Raub-, Mord- und Zerstörungslust überboten, mögen die Vorgänge dienen, durch welche die offene, nur mit einer Mauer umgebene Stadt St. Nicolas im November 1635 zu Grunde gerichtet wurde. Diese Stadt, weit berühmt durch ihren Handel und ihre Messen sowie durch ihre reiche und prächtige Wallfahrtskirche, hatte bis dahin schlimme Heimsuchungen durch Geldzahlungen an die Truppenführer von sich abzuwenden gewußt. Im November 1635, als Gallas sich anschickte, aus seinem verpesteten Lager bei Daus aufzubrechen, drangen einige hundert Mann, wahrscheinlich Nachzügler des Gallas'schen Heeres, in die Stadt ein und begannen, in den angesehensten Häusern zu plündern. Bei der Annäherung des Haufens hatten die Bürger Eilboten nach Nancy geschickt, um von dem Gouverneur Brassac Schutz zu erbitten; denn Lothringen galt ja als eine von Frankreich eroberte Provinz. Brassac hatte anfangs die Boten abgewiesen, weil er keinen Auftrag habe, Leute zu schützen, die sich nicht selber zu verteidigen wüßten; einige Stunden später aber hatte er eine Abteilung der Nanziger Garnison beauftragt, sich nach der überfallenen Stadt zu begeben. Am Abende, als die Plünderer schon abgezogen waren, trafen die Leute Brassacs vor der Stadt, zu deren Sicherung sie ausgeschickt waren, mit einem anderen französischen Haufen, Kriegsleuten des Marschalls de la Force, zusammen, die während der Nacht in die Stadt einbrechen

*) Michel, Histoire du parlement de Metz.

wollten und ſich, um nicht erkannt zu werden, in ſchwediſche Mäntel gehüllt hatten. Beide Haufen verſtändigten ſich zu gemeinſamer Sache; ſie drangen bei Nacht, alles mit Furcht und Entſetzen erfüllend, in die Häuſer der Bürger ein und raubten und plünderten mehrere Stunden lang. Aber dieſer nächtliche Überfall war nur ein Vorſpiel ganz anderer Greuel; denn bei Tagesgrauen, als die vermummten Franzoſen ſich mit ihrem Raube entfernt hatten, erſchienen die wirklichen Schweden. Der Umſtand, daß andere ihnen in der Plünderung der Stadt ſchon zuvorgekommen waren, wandelte ihre Beutegier zu viehiſcher Wut; und in der offenen Stadt häuften ſich jetzt alle Schrecken und Greuel, von denen die Geſchichte dieſes Krieges zu erzählen weiß. Männer, Frauen, Kinder, alles was den Eindringenden in den Gaſſen begegnete, wurde niedergemacht. Dann ſprengten die einen die Thüren der Kirche und nahmen den Schmuck der Altäre und die reichen Gefäße, während andere in die Häuſer drangen, die angeſehenſten Bürger herbeiſchleppten, um ihnen durch körperliche Torturen das Geſtändnis zu erpreſſen, wo Gold- und Silberſachen verborgen ſeien. Die Nonnenklöſter wurden erbrochen, die Inſaſſen vergewaltigt, dann nackt an die Schweife der Pferde gebunden und durch die Gaſſen geſchleift. Sieben Tage ſetzten dieſe Greuel ſich fort, da, wenn die eine Bande abgezogen war, eine andere ihr folgte, um durch neue ausgeſuchte Qualen die Bewohner zu zwingen, den Verſteck noch ungehobener Reichtümer und Schätze anzugeben. Am 11. November, als nichts mehr zu entdecken war, zündeten die Schweden die Stadt an verſchiedenen Enden an, zertrümmerten die ſchönen Statuen an dem Portale der Kirche und ſetzten den Dachſtuhl und das Gebälke der Türme in Feuer. Auf den Emporen der Kirche und auf der Orgel hatten ſie eine große Menge von dürrem Reiſig angehäuft, um durch die Gewalt des Feuers das Gewölbe der Kirche zu ſprengen. Aber die maſſiven Mauern und das Gewölbe

hielten der Gewalt des Elementes ſtand; nur der Dachſtuhl, das Balkenwerk der Türme und das Innere der Kirche wurde durch das Feuer vernichtet. Die franzöſiſchen Generäle, die in der Nähe ſtanden, blieben ruhige Zuſchauer dieſer Vorgänge und thaten nichts, um dem Greuel zu wehren. Als die Schweden abzogen, waren zwei drittel der Häuſer eingeäſchert, über dreihundert Bürger waren erſchlagen oder ſtarben an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. Die Einwohnerzahl ſchmolz bald auf einige hundert zuſammen, und mit der Blüte der einſt berühmten Stadt war es auf immer vorbei.*)

Das Landvolk flüchtete ſich bei der Annäherung des fremden Kriegsvolkes meiſt in den Schutz der ausgebreiteten Gebirgswälder. Im verwachſenen Dickicht, in Höhlen und aufgeworfenen Gruben wurden da die Weiber und die Kinder aufbewahrt, während die Männer furchtſam zum Kirchturme des verlaſſenen Dorfes ſchlichen, um zu ſehen, wie weit das Räubervolk ſich entfernt habe. Aber es ging nie ſo ſchnell, daß die Landleute hoffen durften, von ihrer zurückgelaſſenen Habe noch etwas vorzufinden. Viele auch ſuchten Schutz in den Städten oder wanderten in fremde Gegenden; andere wiederum, durch den Verluſt von Haus und Familie in Verzweiflung gebracht, ſchloſſen ſich zu bewaffneten Banden zuſammen und begannen gleich ihren Räubern ſelbſt vom Raube zu leben. Vom Hinterhalte im Walde oder von aus-

*) Die Berichte über die Zerſtörung von St. Nicolas ſind im Einzelnen vielfach abweichend von einander. Nach einem dieſer Berichte hatte Richelieu die Plünderung der reichen Stadt den Schweden Bernhards verſprochen, unter der Hand aber dem Marſchall de la Force zu verſtehen gegeben, er möge den Schweden zuvorkommen. Gallas, der von dem Vorhaben der Franzoſen Kenntnis erhielt, habe dann von Haraucourt her einen Teil ſeiner Truppen gegen St. Nicolas ausgeſandt, um den Franzoſen und Schweden das Beſte vorwegzunehmen. Nimmt man dieſe Erzählung als richtig an, ſo würde ſich der Widerſpruch unter den Berichten ungezwungen löſen.

gebrannten Schlössern aus, in denen sie sich festsetzten, verübten sie als „Krawatten“ oder „Wölfe des Waldes“ greuliche Unthaten; hier lauerten sie in Haufen ihren Peinigern, dem räuberischen Soldatengesindel, auf und rächten an den Bezwungenen die erduldeten Leiden mit Todesqualen, in deren Erfindung sie jene nicht selten überboten. — Deutlicher als aus anderen zeitgenössischen Aufzeichnungen sieht uns das Gesicht dieser Zeit, in der der Mensch in der Bestie untergegangen und der vertierte Soldat Herr und Richter über Gut und Leben geworden war, aus den Zeichnungen Callots und aus Moscheroschs Soldatenleben entgegen. Jakob Callots († 1635) 18 Blätter Misères et malheurs de la guerre konnten schon 1633 erscheinen, als der Krieg und die Verwüstung in Lothringen noch lange nicht ihre scheußlichste Gestalt angenommen hatte. Auf diesen Blättern, in denen Callot seine ganze künstlerische und sittliche Kraft zusammengefaßt hat, ist in der derb realistischen Weise des Meisters nur wiedergegeben, was aus unmittelbarer Anschauung der Zeit gegriffen ist. Eines der Blätter zeigt ein überfallenes Schloß; in einem großen Saale bearbeiten die Soldaten die in ihre Hände geratenen Bewohner, um ihnen das Geständnis abzupressen, wo Geld und Schätze verborgen seien. Den einen der Schloßbewohner haben sie mit dem Kopfe abwärts wie einen Schinken über ein qualmendes Feuer gehängt, einen anderen mit bloßen Fußsohlen der Kohlenglut zugekehrt; einem dritten halten sie eine Messerspitze über das Auge. Ein anderes Blatt zeigt ein überfallenes und brennendes Kloster. Die entsetzten Nonnen, halbnackt, werden von den Kerlen gejagt, aufgegriffen und auf die Pferde geworfen. Ein drittes Blatt stellt den Überfall eines Dorfes dar; die bewaffneten Bauern werden nach dem Kirchhofe zurückgedrängt und Dorf und Kirche durch angelegtes Feuer zerstört. Die letzten Blätter zeigen die Kehrseite dieses Treibens: die Plünderer fallen in die Hände zusammengerotteter wütender Bauern, die ihre Peiniger im

Walde überrumpeln und an deren Leben grauenhafte Rache nehmen; oder der Lohnsoldat liegt zuletzt verelendet, von Ungeziefer zerfressen am Steintroge des Brunnens oder verendet, von Seuchen gepackt, auf dem Misthaufen. Über das Rohe und Grausige dieser Wirklichkeit erhebt sich zuletzt der Geist des patriotischen Künstlers durch die bittere Satire auf die brutale Gewalt, die das Glück und die Unabhängigkeit seines kleinen Staates vernichtet hatte. Auf dem letzten Blatte sehen wir einen triumphierenden König, der fern von den Greueln des Schlachtfeldes und dem Elend des Volkes auf geputztem Throne sitzend einer Anzahl Leute mit selbstgefälliger Huld Orden und Auszeichnungen austeilt. — Mehr noch als Callots Stiche ist Philander von Sittewalds Soldatenleben eine getreue Abschrift der Wirklichkeit; und die grauenerregenden Vorgänge, die er in die verwüstete Kirche zu Dombassel versetzt, sind nichts anderes als das „wahrhafte Gesicht" der Dinge, die sich ihm zur Zeit, da er Amtmann zu Finstingen war, vor Augen gestellt hatten.

Seit dem Jahre 1637 hatte man in Lothringen aufgehört, den Acker zu bestellen; wußte doch der Bauer, daß die Frucht seiner Arbeit und seines Schweißes nur dem Soldaten gehören werde; alles Getreide, das im Lande verzehrt wurde, kam aus Frankreich. Nur hier und da, in der unmittelbarsten Nähe der befestigten Plätze ließen die Amtleute, während sie selbst, bis an die Zähne bewaffnet, mit ausgerüsteten Männern Wache hielten, die nächsten Felder bestellen, wobei Weiber, Kinder und Geistliche den Pflug zogen. Der Weinbau geriet an vielen Orten namentlich im Westrich in gänzliche Vergessenheit, so daß man erst am Ende des Jahrhunderts mit neuen Anpflanzungen den Anfang machte.

Die Entvölkerung des ganzen Landes und das Elend der noch Lebenden hatte schon 1636, zwölf Jahre vor dem Ende des Krieges, einen Grad erreicht, daß ihre Schilderung schier unglaublich erscheinen müßte, wenn sie nicht durch das

übereinstimmende Zeugnis der Zeitgenossen bestätigt würde. „Kein Zeuge kann aussprechen, keine Feder beschreiben, kein Ohr es vernehmen," schreibt Dom. Cassien Bigot, „was wir gesehen haben; überall Hunger und Tod, die Leichen ohne Begräbnis; die, welche noch leben, nähren sich von Eicheln, Wurzeln, fauligem Stroh, Eidechsen, von dem Aase gefallener Tiere und von Menschenfleisch; selbst die Gräber der Pestopfer sind vor den Nachstellungen der Hungrigen nicht sicher." Mütter schlachteten ihre Kinder, Geschwister brachten einander um; kein Reisender schlief neben seinem Gefährten aus Furcht, er könne von ihm in der Nacht erwürgt und gefressen werden. An manchen Orten machte man gemeinsam Jagd auf Menschen, um sich von dem Fleische der Getöteten zu nähren. In dem ganzen Mosellande, schreibt Turenne, ist nicht soviel, um nur vier Mann davon zu unterhalten; und Herzog Karl erzählte, als er zur Zeit der Fronde in Paris war, den schönen Damen, die mit ihm Politik treiben wollten, daß seine Soldaten von allem nur Denkbaren leben müßten; sie fräßen mitunter nicht nur Hunde und tote Pferde, sondern auch Verwundete und hätten schon Kinder in Backöfen gebraten; einst hätten sie in einem Kloster noch zwei alte Nonnen gefunden und von deren Fleische eine Suppe gekocht. — Grauenerregend lauten die Berichte der priesterlichen Boten, die der heilige Vinzenz von Paul in die verschiedensten Teile Lothringens sandte, um durch Austeilung von Gaben dem Übermaße des Elendes zu steuern. An den Straßen, auf denen die Kriegsbanden das Land durchzogen, so heißt es in den Berichten, ist alles, was Weib heißt, Frauen und Kinder, genotzüchtet bis auf den Tod; sie liegen da und verenden, ertränkt im eigenen Blute. — In St. Mihiel sah man Töchter vornehmer Familien und umherirrende Nonnen, die sich der Prostitution ergaben, um nur ein kleines Stück Brot zu erhalten. Durch das verödete Land irren Bettler in scheußlicher Gestalt, nicht Menschen mehr, sondern Phantome, Skelette mit schwarzgrauen Gesichtern;

viele, zu ſchwach, um ſich fortzubewegen, liegen wie Eidechſen auf dem Miſte, zerfreſſen und bedeckt von Gewürm; ſie verkriechen ſich in der Nacht und wärmen ſich am Tage an der Sonne.

Zu dem Kriegselende und dem Hunger geſellte ſich noch die Peſt, die aus den verweſenden Menſchen- und Tierleichen ſich immer neu erzeugend, in der Zeit von 1632—1637 jährlich wiederkehrte, Städte und Dörfer vollends entvölkerte und die fremden Würger im Lande ſelber hinwürgte. Ganze Dörfer ſtanden leer oder zählten nur noch zwei, drei, vier, ſechs Haushaltungen; in den ummauerten Orten ſank die Zahl der Feuerſtellen auf ein Fünftel, ein Zehntel der früheren herab. So hatte in der unmittelbaren Nähe von Nancy das Städtchen Frouard, das 1633 noch hundert Haushaltungen zählte, im Jahre 1636 nur noch ſechs verelendete Einwohner; Neuville war von 75 auf zehn, Malzéville von 228 auf 46, Roville von 33 auf eine, Ars ſur Meurthe von 43 auf ſechs Haushaltungen geſunken. Lüneville hatte nur noch 30 Feuerſtätten; in den umliegenden Dörfern, die nicht ganz verlaſſen waren, fanden ſich hier zwei, dort drei oder vier zerſtörte Hütten, in denen verelendete, menſchenähnliche Weſen lebten. Am ſchlimmſten ſah es in Deutſch-Lothringen aus; das ganze Gebiet zwiſchen Saaralben und Daus war eine menſchenleere Öde geworden; in Albesdorf lebten elf, in Hellimer vier elende Menſchen. In Bockenheim beſtanden, wie ſchon oben erwähnt iſt, von 170 Haushaltungen, die am Ende des 16. Jahrhunderts dort waren, noch 16; alle Dörfer umher waren menſchenleer. Im Bitſcher Lande, wo alle Glashütten bis auf die ganz abgelegene Hütte von Sucht vernichtet waren, waren alle Dorfſchaften unbewohnt; „die Menſchen hatten ſich gegen Frankreich geflüchtet, außer den wenigen, die ſich in den Wäldern verborgen hielten.“ Nach Daus, das ſchon 1633 eine Trümmerſtätte ſchien, kam 1635 mit der Armee Gallas' die Peſt und raffte hin, was von Menſchen

noch übrig war. Längſt gab es kein Huhn, kein Rind, kein Schwein oder ſonſt ein Tier in der Stadt, und nachdem die Mütter ihre Kinder gefreſſen, gingen ſie ſelbſt am Hunger zu Grunde.*) Herrenloſe Hunde, vom Fraße der unbegrabenen Leichen raſend geworden, zogen in Scharen umher und griffen die Menſchen an; in den ausgeleerten Wohnungen hatten Wölfe ihre Neſter gebaut, und dieſes Raubwild mehrte ſich ſo, daß ſelbſt die ummauerten Orte nicht mehr ſicher waren. Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden deshalb die Einwohner der Dörfer unter Androhung harter Geldſtrafen für die Säumigen zur Wolfsjagd aufgeboten; im Weſtrich waren ſelbſt die Pfarrer in den erſten Jahrzehnten nach dem Kriege von der Verpflichtung zur Wolfsjagd nicht frei.

Als die Franzoſen 1661 aus Lothringen abzogen, war da, wo einſt fruchtbare Äcker gelegen, Wald und Geſtrüpp emporgeſchoſſen, und Wildnis deckte die Stellen, auf denen einſt blühende Dörfer geſtanden hatten. Lepage**) zählt achtzig Ortſchaften auf, von denen bis auf den Namen jede Spur verſchwunden war, ja ſelbſt die Stelle, wo ſie geſtanden, kannte man nicht mehr; von vielen hundert anderen waren nur Trümmerhaufen geblieben, ſo daß ſpäter nur noch ein Schuppen, eine Mühle oder ein einzeln ſtehendes Gehöft die Stelle verſchwundener Dörfer bezeichnete. Langſam erſt fanden ſich wieder Menſchen in den verödeten Ortſchaften ein; im Weſtrich ſtanden viele Dörfer noch fünfzehn bis zwanzig Jahre nach dem großen Kriege menſchenleer; ſo Rauweiler bis 1668, Hinſingen bis 1663, Girlingen bis 1660, Weiler bis 1672; in der Markvogtei Insmingen fanden ſich 1661 nur acht Haushaltungen, und in den 70 Dörfern, welche die Einnehmerei Nancy bildeten, waren im ganzen nur 321 ſteuer-

*) Mémoires, bulletins. Journal de la Société d'archéologie lorraine 1879.

**) Lepage, De la dépopulation de la Lorraine au 17 siècle.

bare Feuerſtellen. Langſam erſt begann der Landmann den Boden von der Wildnis zu befreien. In den meiſten Gemeinden waren die Ackerfluren und die Grenzen der Grundſtücke nicht mehr feſtzuſtellen; die Beſitzverhältniſſe waren ganz unſicher geworden, weil Erben nicht vorhanden waren. Das überlebende Geſchlecht aber war in Stumpfſinn und Gleichgültigkeit verſunken, ſeine Sitten roh und verwildert. Unter dem Übermaße der Leiden und Ängſten war die Regſamkeit, die einſt dieſes leichtlebige Volk ausgezeichnet hatte, erloſchen, ſo daß der Stammescharakter ſeitdem geändert erſchien. Die gänzliche Verzweiflung an Himmel und Erde hatte dieſe Menſchen, denen auch die Hölle keine neuen Schreckniſſe hätte bieten können, gegen alles unempfindlich gemacht, was nicht der unmittelbaren Erhaltung des Lebens diente. Als der Friede kam, verlangte man nur noch zu leben, von der Hölle und von dem Henker unbedroht zu leben, der Erde Frucht zu eſſen und zu freien und ſich freien zu laſſen. Um Bewohner in die verödeten Gebiete zu ziehen, bot die lothringiſche und ſpäter die franzöſiſche Regierung fremden Zuzüglern Land oder Pachtungen zu den niedrigſten Preiſen nebſt der Freiheit von Laſten und Abgaben für viele Jahre an und geſtattete Wiedertäufern die Anſiedlung mit dem Vorrechte, daß ſie keine Leute für den Kriegsdienſt zu ſtellen hätten. Die menſchenleeren Gebiete namentlich in Deutſch-Lothringen nahmen auf dieſe Weiſe in den nächſten Jahrzehnten eine Menge fremder Volkselemente auf, Schweizer, Pikarden, Burgunder und Auvergnaten, ſo daß an manchen Orten die alte Mundart und der alte Stammescharakter völlig verloren ging.

Dreizehnter Abschnitt.

Karl kehrt in seine Staaten zurück. Die Stimmung im Lande. Das Heer. Der Adel erwartet die Herstellung seiner alten Rechte. Karls Vorliebe für das unbeschränkte Regiment der französischen Könige. Zerwürfnis mit dem Adel. Die lothringische Erbfolgefrage und Karls Abneigung gegen seinen Neffen Karl. Heiratsprojekte für den Prinzen Karl. Karl tritt seine Staaten an Ludwig XIV. ab. Vertrag von Montmartre. Allgemeine Erhebung gegen diesen Vertrag. Flucht des Prinzen Karl aus Paris. Karl wendet sich um Hilfe an den Reichstag zu Regensburg. Einmarsch eines französischen Heeres in Lothringen. Der Vertrag von Marsal. Karl kehrt in seine Hauptstadt Nancy zurück. Sein Hof. Tod der Cantecroix. Karls Liebeshändel und seine Ehe mit der Gräfin Apremont. Karls Verwaltung. Verordnungen des souveränen Hofes zur Wiederherstellung geordneter Zustände.

Als Herzog Karl 1661 nach langjähriger Abwesenheit in seine Staaten zurückkehrte, war er dem Lande, das Land ihm fremd geworden. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, dessen Sinn für die höheren Güter, für welche die Väter Habe, Ehre und Leben geopfert hatten, infolge des unsagbaren allgemeinen Elendes abgestumpft und fast einzig darauf gerichtet war, die materiellen Grundlagen des Lebens neu zu legen. Auch in den Stimmungen des Heeres, das lange Zeit allein den lothringischen Namen aufrecht erhalten hatte, war vieles anders geworden. Seit 1654 hatte es in den Diensten Frankreichs gestanden; Hauptleute und Gemeine hatten mit den Franzosen dieselben Lager geteilt und in denselben

Schlachten gestritten; und so hatte der alte Gegensatz vieles von seiner Schärfe verloren. Begünstigt durch die Gleichheit der Sprache und durch das Gemeinsame in vielen Sitten und Gewohnheiten, hatten sich freundliche Beziehungen mancherlei Art zwischen Franzosen und Lothringern herausgebildet. Unter den adligen Kriegsleuten gab es manche, die geradezu stolz darauf waren, in dem Dienste des großen Königes zu stehen; nicht gering auch war die Einwirkung, welche die Pariser Gesellschaft auf Anschauungen und Denkart Vieler geübt hatte. Was hätte näher gelegen, als daß der zurückgekehrte Herzog versuchte, die alten lothringischen Institutionen und das alte stolze Sondergefühl seiner Landsleute neu zu beleben. Die französische Herrschaft hatte 1634 die Privilegien der Ritterschaft, die unabhängige Gerichtsbarkeit des Assisenhofes und das Recht der Ständeversammlungen mit einem Schlage beseitigt und an deren Stelle den souveränen Willen des Königs gesetzt. Vor allem war es die Liebe zu diesen alten Landeseinrichtungen gewesen, die neben der Anhänglichkeit an das heimische Fürstenhaus die Widerstandskraft des Adels und Volkes gegen den fremden Eroberer aufrecht erhalten hatte, selbst nachdem alle Mitglieder des herzoglichen Hauses landesflüchtig geworden waren. Karl hatte 1627 in dem Amtsbezirke der Vogesen die Jurisdiktion des Assisenhofes beseitigt und durch einen obersten Gerichtshof gelehrter Juristen ersetzt; seit 1629 waren auch die Stände nicht mehr einberufen worden. Als Lohn für seine opfermutige Hingabe erwartete der alte Adel von dem zurückkehrenden Herzoge nichts sehnlicher als die Wiederherstellung der alten Institutionen, vor allem des Assisenhofes. So sehr auch dieses aristokratische Tribunal mit den Mängeln und Gebrechen veralteter Zustände behaftet und der Adel selbstsüchtig nur auf die Herstellung seiner Privilegien bedacht war, so hatte der heimkehrende Herzog doch allen Grund, mit der Stimmung und den

Wünſchen der Ritterſchaft zu rechnen. Aber ſolche Berechnungen der Klugheit waren der Sinnesart Karls fremd. Von Natur gewaltthätig und eigenwillig und ein Bewunderer der unbeſchränkten Gewalt, mit welcher der königliche Wille in Frankreich über Freiheit und Vermögen der Unterthanen verfügte, begann er mit unkluger Haſt die politiſchen Einrichtungen des Nachbarſtaates auf ſein eben wieder gewonnenes Land zu übertragen. Schon vor ſeiner Abreiſe von Paris erſchien am 26. März 1661 ein herzoglicher Erlaß, der für Lothringen die Rechtſprechung in letzter Inſtanz einem ſouveränen Hofe übertrug, der ſich aus einem Präſidenten, zwölf Räten, einem Generalprokurator, einem Kanzliſten und drei Gerichtsboten zuſammenſetzte. Ein ähnlicher Gerichtshof wurde für Bar zu St. Mihiel errichtet. Auch an eine Berufung der Stände dachte Karl nicht mehr; er wollte von einer Beſchränkung des fürſtlichen Willens durch dieſe Körperſchaft nichts mehr wiſſen. Derſelbe Erlaß, der die Rechtſprechung des Aſſiſenhofes beſeitigte, übertrug die geſamte Verwaltung der Finanzen einem herzoglichen Staatsrate und daneben einem beſonderen Rechnungshofe für Lothringen und für Bar.

Durch dieſe Maßregeln entfremdete der zurückkehrende Herzog ſich von vornherein den Teil des lothringiſchen Volkes, der vor allem Gut, Sicherheit und Leben für die Unabhängigkeit des Landes eingeſetzt hatte und unter den damaligen Zuſtänden vorzugsweiſe in Betracht kam. Die Mitglieder der Ritterſchaft verſammelten ſich deshalb in Liverdun und beſchloſſen dort, in einer gemeinſamen Eingabe an den Herzog die Wiederherſtellung des Aſſiſenhofes und die Einberufung der Stände zu verlangen. Auch über die Frage der Thronfolge ſollte in dieſer Verſammlung beraten werden.

Herzog Karl war ſchon alt geworden. Da ſeine Ehe mit Nicoletta kinderlos geblieben war, ſo hatte die nächſten

Ansprüche auf die Nachfolge im Herzogtume sein Neffe Karl, der Sohn des Herzogs Franz Nikolas und der Claudia. Diesem Prinzen gegenüber waren auch die Einsprüche hinfällig, die der französische Hof so oft gegen die Regierung des Herzogs Karl auf Grund des weiblichen Erbrechtes in Lothringen erhoben hatte. Karl hatte aber seinen Neffen nie geliebt; bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er sogar seine Abneigung offen gegen ihn bekundet. Die Edelleute fürchteten daher nicht ohne Grund, der Herzog werde die Ehe mit der Prinzessin Cantecroix noch vollziehen lassen und seinen Sohn aus dieser Verbindung, Karl Heinrich, dem er den Titel eines Grafen von Vaudémont verliehen hatte, durch einen souveränen Willensakt als Nachfolger im Herzogtume einsetzen.*) Sie drangen deshalb in Karl, die Frage der Nachfolge zu regeln und zu diesem Zwecke die Stände einzuberufen.

Diese Forderungen der Ritterschaft erregten den höchsten Unwillen des Herzogs; er sah darin einen verwegenen Angriff auf seine fürstlichen Rechte und beauftragte den souveränen Hof, gegen die Wortführer in jener Versammlung wie gegen offene Rebellen mit Landesverweisung und Kerker vorzugehen. Ein Baron von Saffre erhielt infolgedessen den Befehl, innerhalb zweier Tage mit Weib und Kind das Land zu verlassen und innerhalb dreier Monate seine Güter an eine dem Herzoge genehme Person zu verkaufen; ein Graf Lüdres und andere Edelleute wurden auf ihre Schlösser verwiesen und mit drückenden Einquartierungen bestraft. Die Mitglieder der Ritterschaft ließen sich indes nicht einschüchtern. In einer erneuten Eingabe, unter die sie zum Zeichen ihrer

*) Die Prinzessin von Cantecroix hatte Karl einen Sohn und eine Tochter geboren. Der Sohn Karl Heinrich, Graf von Vaudémont, war verheiratet mit Anna Elisabeth von Lothringen aus der Linie Elbeuf; die Tochter Anna verheiratete Karl an den Prinzen von Lillebonne.

Unzertrennlichkeit ihre Namen in einem geschlossenen Kreise setzten, wiederholten sie ihre Forderungen mit größerer Schärfe und belehrten zugleich den Herzog, daß die Vorrechte des Adels älter seien als die herzogliche Souveränität; denn als ihre Vorfahren sich vor Zeiten einen Fürsten gesetzt, hätten sie für sich und ihre Nachkommen alle ihre Vorrechte gewahrt; diese ihre Privilegien seien von allen späteren Landesherzögen bestätigt und beschworen worden. Karl selbst habe das Herzogtum erst erhalten, nachdem er geschworen habe, die Vorrechte des Adels unangetastet zu wahren, und nur unter dieser Bedingung habe der Adel ihm Treue gelobt. Als die Abgesandten der Ritterschaft dem Herzoge diese Eingabe nach Mirecourt, seinem damaligen Aufenthalte, überbrachten, geriet Karl in einen so wilden Zorn, daß er die Überbringer durch seine Leibwache aus der Stadt jagen ließ. Der Streit verschärfte sich von da immer mehr; aber dem Adel entzog die Selbstsucht, mit der er einseitig nur für seine Vorrechte und die unhaltbar gewordene Institution des Assisenhofes kämpfte, allmählich die Sympathien des Volkes. Im Februar 1663 waren die Edelleute aufs neue in Pont à Mousson versammelt, um einen Ausschuß einzusetzen, der die Herstellung ihrer Vorrechte nachdrücklicher betreiben sollte. Als sich hier auch Abgeordnete der Bürgerschaft von Nancy einfanden, um über die allgemeinen Landesangelegenheiten gemeinsam mit dem Adel zu beraten, wurden sie von den Edelleuten spröde zurückgewiesen und ihnen sogar der Eintritt in den Saal verwehrt. Dieser Übermut hatte zur Folge, daß die Bürgerschaft und die Geistlichkeit ihre Sache von der des selbstsüchtigen Patriziates trennten; und da es Karl außerdem gelang, einen Teil der Unzufriedenen für sich zu gewinnen, indem er die ersten Stellen am Hofe an Söhne einzelner einflußreicher Geschlechter übertrug, war der in sich gespaltene, von den anderen Ständen verlassene Adel gezwungen, den weiteren Kampf um die Wiederherstellung seiner Vorrechte

aufzugeben. Die einst so ehrwürdige Institution des Assisenhofes war damit dauernd beseitigt und die politische Bedeutung der Ritterschaft für immer gebrochen. Aber auch die Ständeversammlungen ließ Karl nicht mehr zu neuem Leben kommen. Das Volk, auf dem noch die ganze Wucht des Elendes lastete, schien den Verlust seiner Freiheiten und Rechte kaum zu empfinden; aber kein Einsichtiger konnte verkennen, daß mit den alten Freiheiten und Rechten der Stände auch ein gutes Stück des lothringischen Selbstgefühles und der nationalen Widerstandskraft gegen Frankreich verloren ging.

Zu andern ärgerlichen Dingen führte das Verhalten des Herzogs in der Frage der Erbfolge. Karls Bruder Franz Nikolas und dessen Sohn Karl lebten, seitdem die lothringische Armee in den Dienst Frankreichs übergetreten war, meist in Paris. Allgemein galt der Prinz Karl als der rechtmäßige Erbe und Nachfolger seines Oheims im Herzogtum. Ihm ein erhöhtes Ansehen zu verschaffen, suchten sein Vater und die Guisen für ihn die Verbindung mit einem reichen und mächtigen Hause und richteten anfangs ihr Augenmerk auf die Prinzessin Montpensier, die Tochter Gastons aus erster Ehe. Die Prinzessin, la grande demoiselle, galt als die reichste Erbin von Frankreich; ihre Einnahmen beliefen sich auf die für jene Zeit ungeheure Summe von 500 000 Thalern. Obschon sie schon 34, der Prinz Karl erst 18 Jahre zählte, und der Prinz, der zu seiner Nichte Maria Luise von Orleans, der Tochter Gastons und Margaretas, eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte, der Verbindung widerstrebte, wußten die Guisen doch den Handel mit der grande demoiselle, deren ungeheurer Reichtum dem Hause Lothringen neuen Glanz verleihen sollte, zu stande zu bringen.*) Plötzlich aber brach die Prinzessin

*) Der zarte, an leidenschaftlichen Eifersuchts- und rührenden Trennungsszenen reiche Liebeshandel zwischen dem Prinzen Karl und

das eingegangene Verhältnis ab; sie wollte von der ganzen Angelegenheit gar nicht mehr reden hören. „Der Prinz", so sagt sie in ihren Denkwürdigkeiten, „hätte, um mich zu freien, Festungen und Wälle haben müssen; zur Zeit, als die Herzöge von Lothringen noch die Töchter Frankreichs heirateten, hatte Nancy treffliche Bollwerke, jetzt aber hat es deren keine mehr, denn man ließ sie niederreißen". Dies war aber kaum der einzige und wahre Grund für den Rücktritt der Prinzessin; viel entscheidender war, daß die lothringische Heirat nicht in die politischen Pläne Ludwigs XIV. paßte. Die Prinzessin Montpensier sollte den antispanischen Absichten Ludwigs dienen und war von diesem dem körperlich gelähmten, geistig verrohten jungen Könige von Portugal zugedacht. Ihr Stolz und ihr Widerwille gegen diese Verbindung war aber stark genug, daß sie dem Willen des vierundzwanzigjährigen Selbstherrschers zu trotzen wagte und die Verbannung vom Hofe der befohlenen Selbsterniedrigung durch jene Ehe vorzog. — Schon bald nachdem das Heiratsprojekt mit der grande demoiselle sich zerschlagen hatte, wurde für den Prinzen Karl eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Nemours, einer Tochter Karls Amadäus von Savoyen und Elisabeths von Vendome, in Vorschlag gebracht, und dieses Projekt fand den ungeteilten Beifall der Königin Mutter und Ludwigs XIV. Dieser machte selbst den Entwurf eines Heiratsvertrages, der von Lionne im Namen des Königs, von Franz Nikolas für seinen Sohn Karl und zuletzt von dem Haupte der Familie

---

Margarete Luise von Orleans wird in den Memoiren der Montpensier ausführlich berichtet. Die Prinzessin Luise mußte indes ihre Liebe der Politik Ludwigs XIV. zum Opfer bringen und sich nach dem Willen des Königs dem Großherzog Cosimo III. von Toscana vermählen. Sie fand den ihr aufgezwungenen Gemahl roh und abstoßend; ihr blieb das Bild des früheren Geliebten. Im Jahre 1675 ließ sie sich von Cosimo scheiden und zog sich als Nonne in die Abtei Montmartre zurück.

Guiſe unterzeichnet wurde. Der Prinz Karl wurde darin ausdrücklich als Erbe und Nachfolger in der herzoglichen Würde von Lothringen und Bar anerkannt. Auch Herzog Karl hatte zuletzt auf den Wunſch des Königs, der freilich einem Befehle glich, ſeinen Neffen als rechtmäßigen Erben der Herzogtümer Lothringen und Bar erklärt; als er aber bald nachher, im Anfange des Jahres 1662, nach Paris kam, erhob er gegen den Vertrag allerlei Bedenken und Schwierigkeiten. Er hatte deshalb häufige Beſprechungen mit Lionne. Da verbreitete ſich anfangs Februar die überraſchende Kunde, der Herzog Karl von Lothringen habe durch einen geheimen Vertrag Ludwig XIV. zum Erben aller ſeiner Staaten eingeſetzt.

Der zweifelhafte Ruhm, dieſen ſeltſamen und unwürdigen Handel eingeleitet zu haben, gebührt Lionne. Herzog Karl war ſeinem Lande entfremdet, ſeinem Bruder und Neffen abgeneigt; der Widerſtand, den ſeine abſolutiſtiſchen Gelüſte bei der Ritterſchaft gefunden, hatte ihm für kurze Zeit das Regieren verleidet; außerdem hatte er den leidenſchaftlichen Wunſch, ſeinem Sohne, dem Grafen von Vaudémont, eine anſehnliche Stellung zu verſchaffen. Lionne hatte nicht ſobald dieſe Stimmungen und Wünſche Karls erkannt, als er darauf einen ſonderbaren Plan gründete. Wie, wenn man den Mißmut und die Abneigungen des leicht beſtimmbaren Mannes klug benutzte und ſteigerte; wenn man ihm ſelbſt lockende Vorteile für die Zeit ſeines Lebens und ſeinem Sohne eine anſehnliche Stellung verhieße und um dieſen Preis die Herzogtümer Lothringen und Bar dauernd an die Krone Frankreich brächte? — Er teilte dieſen Plan dem Könige mit. Der Gewinn zweier ſchöner Provinzen, ſo ſtellte er dieſem vor, um den frühere Herrſcher von Frankreich lange und nutzloſe Kriege geführt hätten, werde auf die Regierung des jungen Königs einen nie erbleichenden Glanz werfen; die Prinzen des Hauſes Lothringen könne man für den Plan gewinnen, wenn man

ihnen Aussichten eröffne, nach dem Aussterben des Hauses Bourbon den Thron Frankreichs zu besteigen; den Grafen von Vaudémont werde man mit Vermögen und Gütern ausstatten, wie es dessen Stande angemessen sei. Sollte der Herzog Karl im letzten Augenblicke Bedenken tragen, ein solches Anerbieten anzunehmen, so werde die Drohung wirksam sein, daß man dem Herzoge Franz Nikolas und dessen Sohne das gleiche Anerbieten machen und von ihnen einen billigen Vergleich erhalten werde. Der Vorschlag Lionnes gefiel dem Könige außerordentlich, und obgleich der vorsichtige Kanzler Séguier darauf hinwies, daß der Herzog Karl ebensowenig ein Recht habe, seine Staaten zu veräußern, wie der König seine Krone, daß der ganze Plan eine Chimäre sei und nur dazu dienen werde, das Feuer der Zwietracht in Frankreich wie in Lothringen zu entzünden, erhielt Lionne den Auftrag, die Sache zu einem guten Ende zu führen. Lionne ließ gegenüber dem Herzoge keine Schmeichelei, keine Verdächtigung und Einschüchterung unversucht; er sicherte sich außerdem noch den Beistand des Herzogs von Guise. Die Zeit, in der die Guisen mit dem Hause Bourbon um die Krone Frankreichs gestritten hatten, lag weit zurück; mit Schmerz sahen sie, daß sie am französischen Hofe kaum noch in zweiter oder dritter Linie ständen. Der Vertrag, den ihnen jetzt Lionne bot, erhob sie über alle ihre Widersacher, über die königlichen Bastarde, über alle Pairs und über alle Großwürdenträger; und so unterließen sie nichts, den Herzog für die Vorschläge Lionnes zu stimmen. Am 6. Februar 1662 unterzeichnete Herzog Karl in der Abtei Montmartre in Gegenwart des Herzogs von Guise und dessen Schwester einen Vertrag, dessen wesentliche Bestimmungen waren: Mangels eigener legitimer Kinder setzt der Herzog Karl Ludwig XIV. zum Erben der Herzogtümer Lothringen und Bar ein, so daß der König nach dem Tode des Herzogs beide Länder als Souverän in Besitz nimmt und auf ewig mit der Krone Frankreich

vereinigt. Dafür werden die Prinzen des Hauses Lothringen fortan den königlichen Prinzen unmittelbar im Range folgen und nach dem Aussterben des Hauses Bourbon Erben der französischen Krone sein; überdies ist dem Herzoge gestattet, zu gunsten einer beliebigen Person (des Grafen von Vaudémont) eine Summe von einer Million auf Lothringen zu erheben. Als Bürgschaft für die genaue Ausführung des Vertrages versprach Karl dem Könige die Festung Marsal, den letzten befestigten Platz Lothringens, zum Pfande zu geben. Des deutschen Reiches und seiner Rechte auf die lothringischen Lehen wurde in diesem Vertrage nicht einmal gedacht. Karl hatte das ihm vorgelegte Schriftstück unterzeichnet, ohne es zu lesen oder mit dem Entwurfe zu vergleichen. Als ihm am folgenden Tage der Vertrag von seinem Beichtvater vorgelesen wurde, bemerkte er erst, daß einige Artikel nicht genau mit dem Entwurfe übereinstimmten, und daß die Klausel, der Vertrag solle dem souveränen Hofe zur Bestätigung vorgelegt werden, nicht aufgenommen sei. Die Proteste, die er gegen diese Änderungen erhob, wurden indes von Lionne nicht beachtet.

Ludwig XIV. betrachtete den Abschluß des Vertrages als einen ungeheuren Erfolg. „Nichts in der Welt", so rief er dem Prinzen Condé zu, „nichts auf allen Märkten gleicht den beiden Edelsteinen, die ich soeben erworben habe. Mein Glück wird viel Lärm in der Welt machen: ich habe Lothringen und Bar gewonnen und auf immer mit meiner Krone vereinigt. Und was glauben Sie, daß ich für diese großen Gebiete gegeben habe, die mich zum Herrn über alles Land bis zum Rheine machen? Ich habe ihm (dem Herzoge) keinen Zoll breit Erde von meinem Königreiche gegeben, ich habe ihn zufriedenstellen können mit einer chimärischen Ehre für die Prinzen seines Hauses, ich habe ihm nur erklärt, daß die Prinzen seines Hauses fähig sind, unserer Familie auf dem Thron Frankreichs zu folgen. Wenn wir alle tot sein

werden, mag geſchehen, was will; unterdes finden wir uns, Gott ſei Dank, eben ſo wohl wie ſie".

Bald nach dem Abſchluſſe des Vertrages kam Colbert, der Intendant des Elſaſſes, nach Nancy und trank in einer Geſellſchaft der mit Karl hadernden Edelleute entblößtes Hauptes auf die Geſundheit „des neuen Herzogs von Lothringen" und auf die Wiederherſtellung der alten Adelsprivilegien. Die kirre gemachten Edelleute riefen ihm bei dieſen Worten Beifall, und die hitzigſten wollten ſogar eine Abordnung nach Paris ſchicken, um den König als Nachfolger der lothringiſchen Herzöge zu beglückwünſchen. Die Mehrzahl der Edelleute bewies indes Beſonnenheit genug, den Verheißungen eines Königs zu mißtrauen, der im eigenen Lande den Adel in knechtiſcher Unterwürfigkeit hielt.

Der Vertrag von Montmartre war ein Akt, der die ſchlimmſte Überſpannung abſoluter Fürſtengewalt bezeichnete. Wie über zwei Bauerngüter hatten der König und der Herzog über den Thron Frankreichs und über das Herzogtum Lothringen verfügt, und es konnte nicht ausbleiben, daß dieſer Vertrag, wie Ludwig XIV. ſelbſt vorausgeſehen hatte, viel Lärm in der Welt erzeugte. Zu einem entſchloſſenen Widerſpruche erhoben ſich aber nur die zunächſt Geſchädigten: Franz Nikolas und der Prinz Karl.*) Der erſtere wandte ſich in einer Eingabe an den König und bat

*) Die Prinzeſſin Cantecroix hielt ſich damals in Bar auf und wollte eben ins Kollegium gehen, der Aufführung einer Tragödie beizuwohnen, als ihr eine Abſchrift des Vertrages mitgeteilt wurde. Bei den Worten des erſten Artikels: „Gott habe ihm (dem Herzoge) keine legitimen Kinder gegeben", brach ſie in laute Klagen aus und ſagte zu ihrer Umgebung: „Kehrt nur wieder um, die Tragödie iſt ſchon in Paris geſpielt worden; in Bar iſt keine mehr für mich zu ſehen. Wenn der Herzog auch ſeine Perſon, ſeine Staaten und Unterthanen opfern wollte, ſo hätte er doch ſeine und meine Ehre ſchonen ſollen; es iſt ſchändlich, daß er ſich in dem Vertrage als einen Beiſchläfer und mich als eine Geſchändete erklärt und außer uns noch zwei Kinder auf ewig beſchimpft".

ihn, um der Gerechtigkeit willen dem ungerechten Vertrage zu entsagen; denn möge man Lothringen als ein Land salisches Rechtes ansehen, das der jeweilige Souverän nur als Nutznießer besitze und nicht veräußern könne, oder möge man das Recht der weiblichen Erbfolge anerkennen, so sei in dem einen wie in dem anderen Falle der Prinz Karl rechtmäßiger Erbe, da der Herzog selbst ja in seiner Abtretungsurkunde erklärt habe, daß ihm keine zur Nachfolge berechtigten Kinder von Gott beschert seien. An die lothringische Ritterschaft ließ er die Mahnung ergehen, sie möge in der unglücklichen Lage, welche der Vertrag von Montmartre geschaffen habe, die alte Standhaftigkeit und Treue bewähren und sich einem Abkommen widersetzen, das mit dem lothringischen Namen auch die lothringische Ritterschaft vernichten werde.

Ludwig XIV. wollte indes von einer Abänderung des Vertrages und den Rechten des Prinzen Karl nichts wissen. Bei der Aufführung eines mythologischen Ballettes, in dem Ludwig XIV. sich seiner Maitresse, der la Vallière, als verliebter Herkules näherte, benutzte der Prinz Karl, der unter den Masken war, einen günstigen Augenblick, dem Könige die beklagenswerte Lage vorzustellen, in die ihn der Vertrag versetzt habe; er erinnerte an seine von dem Könige begünstigte Verlobung mit der Prinzessin Nemours und gedachte des Heiratsvertrages, in dem ihm der König die Nachfolge in Lothringen zugesichert habe. Die ungnädige Antwort Ludwigs, daß die Händel eines Fürsten nach ganz anderen Gesetzen zu behandeln seien als die eines Privatmannes, belehrten den Prinzen so gut über die eigentlichen Absichten des Königs, daß er es für das Beste hielt, so bald als möglich aus dem Machtbereiche des verliebten Herkules zu entkommen. Noch in derselben Nacht während des Maskenfestes entfloh er aus Paris und eilte nach Besançon, von wo er einen würdig gehaltenen Protest zu gunsten seines verletzten Rechtes an den französischen Hof sandte. Aus Furcht vor Frankreich wagte indes die

ſpaniſche Regierung nicht, dem Flüchtlinge einen längeren Aufenthalt in der Freigrafſchaft zu geſtatten. Karl begab ſich deshalb von Beſançon nach Florenz. Hier kalt und mißtrauiſch empfangen, weil man das Mißfallen Ludwigs XIV. fürchtete, ging er weiter nach Rom, ſich dem Schutze des Papſtes anzuvertrauen. Alexander VII. zeigte ſich dem Prinzen zugethan; als aber bald darauf der franzöſiſche Hof ſich wegen der Aufnahme des Prinzen in Rom beſchwerte, wagte auch der Papſt nicht, ſich des Flüchtigen weiter anzunehmen, und bat ihn, Rom zu verlaſſen, um nicht die an ſich ſchwierigen Beziehungen des päpſtlichen Stuhles zu dem franzöſiſchen Könige noch unfreundlicher zu geſtalten. Überall bemitleidet, aber überall abgewieſen, begab er ſich zuletzt, wie von einem dunklen Hoffen gezogen, nach Wien, wo er den Grund zu der neuen Größe des lothringiſchen Hauſes legen ſollte.

Der Proteſt des Prinzen hatte unterdes auch in Paris den Widerſpruch gegen den erſchlichenen Vertrag entfeſſelt. Die Prinzen von Geblüt, die Herzöge, Pairs und Großwürdenträger murrten laut über ein Abkommen, infolgedeſſen ſie um eine Stufe weiter vom Throne entfernt würden; die Bürgerſchaft und das Parlament lehnten ſich auf gegen die Möglichkeit, daß Frankreich einſt von einem Lothringer regiert werde. Man erwartete von dem Parlamente, daß es Einſicht und Mut genug beſitzen werde, einem Vertrage, „der den Umſturz der franzöſiſchen Monarchie herbeiführen könne“, die Gültigkeit abzuſprechen. Als das Parlament in der That zögerte, den Vertrag in die Regiſter einzutragen, begab ſich der König am 27. Februar mit einer Abteilung Soldaten nach dem Juſtizpalaſte und befahl die ſofortige Einregiſtrierung. Keiner der Prinzen, Herzöge oder Pairs wagte zu widerſprechen, und der Kanzler Seguier, der das Abkommen öffentlich getadelt hatte, pries ſogar in ſeiner Anſprache die erhabene Weisheit des Königs, der ein ſolcher Vertrag zu danken ſei. Das Parlament hatte indes dem Vertrage die Klauſel hinzugefügt,

daß das Recht der lothringiſchen Prinzen auf die Thronfolge in Frankreich erſt dann gelten ſolle, wenn ein jeder von ihnen ſich perſönlich für die Vereinigung Lothringens mit Frankreich erklärt habe.

In Lothringen erregte die Kunde von dem, was geſchehen war, allgemeine Entrüſtung und lauten Jammer. Gemeine und Edle, mit Ausnahme weniger Unzufriedenen, bekundeten dem Herzoge ihren Unwillen und ihre Trauer, daß er aus perſönlichen Intereſſen und aus Abneigung gegen einige Mitglieder ſeines Hauſes ſein Volk an Frankreich verkaufen wolle; ſie erhoben die vorwurfsvolle Frage, ob das der Lohn ſei für die ausdauernde Treue, die ſie bewieſen, für die unſagbaren Opfer, die ſie gebracht hätten. Der beſonnene Teil des Adels ließ dem Herzoge verſichern, daß er trotz allem, was geſchehen ſei, von ſeiner Hingebung an das herzogliche Haus und an den Staat nicht ablaſſen werde; das Landvolk zerriß unter Verwünſchungen die Bilder Karls, die es in den Jahrzehnten franzöſiſcher Knechtung in verehrender Treue bewahrt hatte. Der ſouveräne Hof endlich ſprach dem Herzoge das Recht ab, über ſeine Staaten nach freiem Belieben zu verfügen, und erklärte deshalb den abgeſchloſſenen Vertrag für unverbindlich und nichtig. Karl ſelbſt hatte das im Augenblicke perſönlicher Erregung getroffene Übereinkommen ſchon bald nachher bereut. Betroffen über die allgemeine Erregung in ſeinem Lande, erklärte er ſich nicht mehr an den Vertrag gebunden, weil die von dem Parlamente einſeitig zugefügte Klauſel unausführbare Bedingungen enthalte und ſomit dem lothringiſchen Hauſe die ausbedungenen Vorteile entziehe. Der Ritterſchaft, die er eine Wiederherſtellung der alten, von Mißbräuchen gereinigten Verfaſſung hoffen ließ, verſprach er, die von Frankreich bedrohte lothringiſche Unabhängigkeit mit ihrer Hilfe unerſchrocken zu verteidigen.

Der Vertrag von Montmartre wurde allmählich ein europäisches Ärgernis. Da auch die öffentliche Meinung Frankreichs sich dagegen auflehnte, und die nächsten Vertrauten des Königs wie die angesehnsten Rechtsgelehrten und selbst die Sorbonne sich gegen die Gültigkeit des Vertrages erklärten, bestand Ludwig nicht auf dessen Ausführung, verlangte nun aber die sofortige Übergabe der Festung Marsal, widrigenfalls er selbst kommen werde, um sie in Besitz zu nehmen. Karl versuchte alle Mittel, um aus dem Wirrsale herauszukommen. An Ludwig XIV. richtete er eine umfangreiche Denkschrift, die eine nicht ungeschickte Berufung an die öffentliche Meinung und die Ehre des Königs war. Er zählte darin alle Ungerechtigkeiten auf, welche französische Könige gegen Lothringen verübt hatten, und erklärte die Beraubung eines wehrlosen Fürsten durch einen mächtigen Monarchen für unvereinbar mit der Gesinnung eines allerchristlichsten Königs. „Wenn ein so großer und mächtiger König", heißt es zum Schlusse, „es auch soweit treiben wollte, im Angesichte der ganzen Christenheit einen kleinen Fürsten um das Erbe zu bringen, das ihm seine Vorfahren hinterlassen haben, so wird Euer Majestät doch nie zugeben, daß die Geschichte einst sage, die Ruhmesthaten Ihrer glorreichen Jugend seien gemehrt worden durch die Vernichtung eines Greises, den die Mühen des Krieges und die Trostlosigkeit einer langen Gefangenschaft schon aufgerieben hatten." Hilfe heischend wandte er sich auch an Kaiser und Reich. Auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen als Abgesandte Karls der Graf Ligniville und der Kanzler Moleur; auch Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit und der Städte kamen dorthin, um über das harte Verfahren des Königs Klage zu führen und die Einmischung des Reiches anzurufen, denn „da Lothringen ja nie aufgehört habe, ein Glied des deutschen Reichskörpers zu sein", so könne es auch nicht ohne Zustimmung des Reiches abgetreten werden. Aber die Kurfürsten zeigten keine Neigung, sich in die

lothringischen Angelegenheiten einzumischen und dadurch „das Mißfallen des Königs zu erregen“; denn Ludwig übte im Westen des Reiches auf die ihm verbündeten rheinischen Fürsten einen größeren Einfluß aus als das ohnmächtige Reichsoberhaupt. Darum empfahl Karl sich und sein Haus dem persönlichen Schutze des Kaisers; er legte die Regelung der lothringischen Erbfolge in dessen Hand und versprach seinen Neffen Karl als einzigen Erben seiner Staaten anzuerkennen. Allein der Kaiser, durch die Türkengefahr vollauf beschäftigt und gebunden durch die Rücksicht, die er auf die rheinischen Verbündeten Ludwigs zu nehmen hatte, war außer stande, etwas Entscheidendes zu gunsten des Herzogs zu thun, und mußte ihn seinem Schicksale überlassen.

Unterdes hatte Ludwig XIV. dem Marschall de la Ferté den Befehl gegeben, die Festung Marsal einzuschließen, sich aller Einkünfte des Herzogs zu bemächtigen und allen Lothringern unter Androhung hoher Strafen zu verbieten, ihrem bisherigen Herrn zu steuern, auch nicht unter dem Namen eines Geschenkes. Er selbst brach am 25. August mit dem ganzen Hofe von Paris auf, um bei der Belagerung und Einnahme Marsals zugegen zu sein. Der lothringische Kommandant des Platzes, der Marquis Haraucourt, versicherte den Herzog, daß die Festung mit allem Nötigen ausgerüstet sei und dem Feinde einen langen Widerstand zu leisten vermöge; aus Wien war Karls Neffe herbeigeeilt, um sein Leben an die Verteidigung des letzten festen Platzes in Lothringen zu setzen. Aber Karl verzichtete auf jede Abwehr. Er gebot seinem Neffen, Lothringen zu verlassen, und dachte nur daran, die Franzosen wieder aus dem Lande zu entfernen. Er schickte deshalb seine Bevollmächtigten zu dem Könige nach Metz, und hier wurde am 31. August 1663 zwischen dem Prinzen von Lixheim, dem Bevollmächtigten Karls, und Lionne ein Vertrag abgeschlossen, der unter dem Namen des Traktates von Marsal bekannt ist. In diesem Vertrage versprach der Herzog, die

Stadt Marſal nebſt den Salinen innerhalb dreier Tage zu übergeben, und überließ es dem Könige, wenn es ihm beliebe, die Umwallungen der Stadt niederzulegen; dagegen wurde dem Herzoge die Wiedererſtattung der vorenthaltenen Einkünfte zugeſichert. Nach Abſchluß dieſes Vertrages begab ſich Karl zur Begrüßung des Königs nach Metz, vermochte ihn aber trotz allen Bitten nicht zu einem Verzichte auf die Ausführung des Vertrages von Montmartre zu bewegen, weil es, wie Lionne erklärte, einem Könige nicht anſtehe, Verträge, die er unterzeichnet habe, durch einen öffentlichen Akt wieder aufzuheben. In Paris wurde der Abſchluß des Traktates von Marſal wie ein ruhmvoller Sieg gefeiert, und Ludwig ließ zur Erinnerung an dieſen Erfolg eine Denkmünze ſchlagen, die ihn als den ſiegreichen Herkules darſtellte, der den verſchlagenen Proteus in Feſſeln legt.

Gleich allen anderen Verträgen, die Herzog Karl ſeit dem Tage von Vic mit Frankreich hatte eingehen müſſen, riß der Traktat von Marſal ein neues Stück von Lothringen ab; aber er machte zum erſten Male ſeit dreißig Jahren das Land von den Franzoſen frei und wurde deshalb von dem Volke als die endliche Befreiung von dem Joche der Fremden empfunden. Schon in den erſten Tagen des September verließen die letzten franzöſiſchen Truppen, die nach dem Frieden von Vincennes noch in Nancy zurückgeblieben waren, das Land; und am ſechſten zog Karl, begleitet von ſeinem Hofe und der alten Ritterſchaft, über die Trümmer der niedergelegten Bollwerke in ſeine Hauptſtadt ein, die er ſeit 22 Jahren nicht mehr betreten und auch nach dem Frieden von Vincennes gemieden hatte, um nicht Zeuge der Zerſtörung ſein zu müſſen. Das Volk, unerſchütterlich in ſeiner Anhänglichkeit an den alten Landesherrn, ſtrömte ihm entgegen und empfing ihn wie einen heimkehrenden Sieger und Erlöſer mit Tedeum-Geſängen

und überschwenglichen Ausdrücken der Freude. Karl dankte den Mitgliedern der Ritterschaft, daß sie bei seinem Einzuge in die Hauptstadt nicht den herkömmlichen Eid und die Bestätigung der alten Privilegien von ihm gefordert hätten, und deutete damit an, daß er an eine Wiederherstellung dieser Privilegien nicht denke.

Karl war 62 Jahre alt geworden, aber weder das Alter, noch die Leiden der Flucht und der Kerkerhaft hatten in dem Gemüte des Mannes merkbare Spuren zurückgelassen; die Beweglichkeit seines Charakters, die Unbeständigkeit seiner Neigungen, das Plötzliche und Sprunghafte in seinen Entschlüssen, der Hang nach kriegerischen Abenteuern und prunkenden Lustbarkeiten wie die Unbekümmertheit um Menschen und Dinge war ihm geblieben. Gleichsam als wollte er sich für die langen Widerwärtigkeiten seines bisherigen Lebens entschädigen, richtete er ganz nach französischem Vorbilde einen geräuschvollen Hofhalt ein, in den er wegen der großen Verarmung des Adels auch bürgerliche Geldleute hereinzog. Maskeraden, Ballette, Rösselspiele, Feuerwerke, Turniere und Jagden lösten einander ab wie an den anderen kleinen Sultanshöfen in Deutschland. Immerhin blieben dem Nanziger Hofe die groben Unflätereien der meisten deutschen Höfe fern. Daß die Galanterie bei allem dem ein wesentlicher Antrieb war, darf bei dem Charakter und den Neigungen des „tollen Herzogs" nicht wundern. Die zahlreichen Liebeshändel Karls, mit deren Schilderung französische und lothringische Geschichtschreiber ihre Erzählungen gewürzt haben, mögen hier nur kurz erwähnt werden. Schon während seines Aufenthaltes in Paris 1662 hatte er zum Ärgernisse seines Hauses zuerst der schönen Apothekerstochter Marianne Pajot, einer jungen Dame von trefflichen Geistesgaben und rührender Selbstlosigkeit, dann der Tochter des Haushofmeisters des Herzogs von Orleans Herz und Hand angeboten. Karls Schwester, die Herzogin von Orleans, die von diesem Handel erfuhr, hatte

die Einmiſchung des Königs angerufen, und der Sonnenkönig, der ſpäter ſelbſt die Witwe Scarrons heiratete, ließ erſt die eine, dann die andere Geliebte Karls in einem Kloſter verſchwinden. Dies war der Grund, daß Karl ſchon im Mai 1662 Paris verließ und ſich nach Mirecourt in Lothringen begab. Während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt lernte er in Pouſſay, einem der vier adligen Frauenſtifte Lothringens,*) die fünfzehnjährige Iſabella Lüdres kennen, die einer der angeſehnſten Familien der alten Ritterſchaft angehörte. Er verlobte ſich mit der jungen Stiftsdame und gab ihr vor dem Altare in Gegenwart des Prieſters das Eheverſprechen. Auf die Kunde von dieſer Verlobung Karls erhob ſich jetzt die von aller Welt und von ihrem früheren Liebhaber vergeſſene Beatrix von Cantecroix. Sie legte vor dem Generalvikar der Diözeſe Tull Einſpruch gegen Karls Vermählung mit der Lüdres ein und eilte von Beſançon in die Nähe von Mirecourt, um durch Briefe voll von zarten Vorwürfen und Bitten Karls Gewiſſen zu rühren, daß er durch Vollziehung der Ehe mit ihr wenigſtens die Ehre ihrer Kinder ſichere. Der Herzog aber war ganz von ſeiner Leidenſchaft für die junge Stiftsdame erfüllt; er lehnte es ab, die Cantecroix zu ſehen, und befahl ihr in ſchroffen Ausdrücken, nach Beſançon zurückzukehren. Tief getroffen und auf den Tod krank, kam Beatrix nach Beſançon zurück. Von ihrem Sterbebette aus verlangte ſie von ihrem früheren Liebhaber noch einmal als letzte Gnade den Vollzug einer Ceremonie, die ihr geſtatte, als eheliche Frau ruhig zu ſterben. Als Karl durch ſeinen Leibarzt, den er nach Beſançon ſchickte, die beſtimmte Verſicherung erhielt, daß die Kranke dem ſicheren Tode verfallen ſei und nur noch wenige Tage zu leben habe, beauftragte er den Staatsrat Riſaucourt, ſtellvertretend die Ehe mit der Sterbenden zu vollziehen. „Das Sakrament der Ehe und die letzte Ölung zu gleicher Zeit! welch ein Zuſammen-

*) Remiremont, Epinal, Bouxières und Pouſſay.

treffen!“ meinte die einst angebetete Frau, die gleich nach dieser Ceremonie am 3. Juni 1663 starb.

Der Tod der Cantecroix beseitigte für Karl jedes Hindernis, die Ehe mit dem angelobten Stiftsfräulein zu vollziehen. Aber die junge Braut wurde um diese Zeit von einem heftigen Fieber ergriffen, und während sie langsam genas, hatte der ungeduldige, wandelbare Herzog in Marie Apremont, der vierzehnjährigen Tochter eines ruinierten Edelmannes eine neue Braut gefunden, die er bald als Herzogin von Lothringen in feierlichem Aufzuge nach Nancy brachte. Der Einspruch, den die gekränkte bisherige Braut und deren Mutter erhoben, vermochte den tollen Herzog nicht aufzuhalten. Er gebot dem Generalprokurator Canon, ihn von den lästigen Leuten zu befreien; und der fügsame Beamte ließ Tochter und Mutter verhaften und drohte der letzteren, er werde ihr wegen Urkundenfälschung und Majestätsbeleidigung den Kopf vor die Füße legen lassen, wenn sie bei ihrem Widerspruche beharre.

Die gleiche rücksichtslose Sinnesart des heimkehrenden Herzogs, die sich in diesen persönlichen Beziehungen bekundete, zeigte sich auch in seiner Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. Er hatte eine unbedingte Bewunderung für das unbeschränkte despotische Regiment des französischen Königs. Die politische Bedeutung, das Selbstgefühl und die Widerstandskraft des Adels war gebrochen. Die Edelleute, vielfach verarmt, zogen sich teils unmutig auf ihre Schlösser zurück, teils nahmen sie Hofämter als einträgliche Versorgungsstellen an. Die Stände wurden nicht mehr berufen, und so wurden alle Angelegenheiten des Staates durch den souveränen Hof und die herzoglichen Räte entschieden. Auch in kirchlichen Angelegenheiten folgte Karl, so blind er sonst den Satzungen und Gebräuchen der Kirche ergeben war, dem Beispiele des französischen Königs. So verbot er den lothringischen Geistlichen, auf den Synoden zu erscheinen, die der Generalvikar

des Bistums Metz in diese Stadt berief, und gestattete die Verkündigung und Ausführung bischöflicher Erlasse erst dann, wenn sie mit der herzoglichen Genehmigung versehen waren. Die Wirtschaftspolitik Karls ging vor allem darauf aus, die herzoglichen Kassen zu füllen. Er legte deshalb neue, in Lothringen bis dahin unbekannte Steuern auf. Die Abgaben auf Fleisch, Brot, Salz, Bier und Wein erhielten eine unheimliche Ausdehnung; er verkaufte Ämter und Adelsbriefe und griff willkürlich in bestehende Eigentumsrechte ein. So forderte er 1664 alle herzoglichen Hausgüter zurück, die seit hundert Jahren durch Verkauf oder Verpfändung in andere Hände übergegangen waren, ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen auf die Summen, welche die bisherigen Inhaber seinen Vorfahren bezahlt oder auf Verbesserungen verwandt hatten. Mit gleicher Willkür riß er einen Teil von dem Ertrage der Gemeindewälder an sich; denn die Gemeinden, so behauptete er, hätten die Waldungen, die sie seit undenklichen Zeiten besaßen, von seinen Vorfahren erhalten zu bloßer Nutznießung; darum nehme er jetzt, da die Zahl der Bewohner sich vermindert habe und das Bedürfnis geringer geworden sei, ein Drittel der Einkünfte für sich in Anspruch. Man verglich die Habgier des herzoglichen Fiskus mit der des berüchtigten Gouverneurs de la Ferté, und mancher entzog sich den Übergriffen und dem Drucke der herzoglichen Einnehmer durch die Flucht in benachbarte Gebiete. Gleichwohl ist Karl, trotz allen seinen Tollheiten und Gewaltthätigkeiten bei seinen Landsleuten einer der beliebtesten und volkstümlichsten Landesherzöge geblieben, denn was bei Fürsten die „populäre“ Erscheinung ausmacht, ist der Grad der inneren Verwandtschaft zwischen dem Herrscher und dem die Richtung angebenden Volksteile; und in Karl hatten sich vielleicht mehr als in einem anderen der lothringischen Herzöge im Guten wie im Schlimmen die charakteristischen Züge seines Stammes ausgeprägt.

Bemerkenswert für die Verödung des Landes und für die Unsicherheit und Verworrenheit, welche der Krieg in alle Besitzverhältnisse gebracht hatte, ist eine Anzahl Verordnungen, die der souveräne Hof in den ersten Jahren nach der Rückkehr Karls in seine Staaten erließ. Die Hauptstadt Nancy hatte durch Krieg und Pest nahezu zwei Drittel ihrer Einwohner verloren. Um sie wieder mit Menschen zu füllen, verhieß eine Verordnung vom August 1664 unbescholtenen Kaufleuten, Handwerkern und Gewerbetreibenden, die sich dort niederlassen wollten, Freiheit von allen Steuern, Lasten und Diensten auf sechs Jahre; auch sollten die Zuwandernden nie herangezogen werden zur Tilgung der städtischen Schulden, die vor ihrem Einzuge bestanden hätten. Diejenigen, welche neue Häuser bauten oder verfallene herrenlose Wohnungen wieder aufrichteten, sollten für die ganze Zeit ihres Lebens von Lasten befreit bleiben. Auf dem Lande lagen zahlreiche Schlösser und Güter, deren alte Besitzer umgekommen oder verschollen waren, herrenlos da. Karl suchte sie wieder zu besiedeln, indem er seinen alten Waffengefährten, Hauptleuten wie Gemeinen, die er gemäß dem Vertrage von Vincennes hatte entlassen müssen, einen Teil dieser Güter zum Eigentum anwies. Andere herrenlose Güter und Schlösser waren von fremdem Volke ohne alle Rechtstitel in Besitz genommen worden. Eine Verfügung des souveränen Hofes beauftragte deshalb in jeder Gemeinde die Maier, mit Zuziehung von vier der ältesten Gemeindebewohner die Ansprüche dieser neuen Besitzer zu prüfen und über alle unberechtigte Besitznahmen ein Protokoll aufzunehmen. Einer gleichen Prüfung wurden auch eine Menge der Adelstitel unterworfen; denn Abenteurer jeder Art hatten die allgemeine Verwirrung und die Vernichtung der Urkunden benutzt, sich die Namen altangesehener Geschlechter beizulegen und als Edelleute Freiheit von Abgaben und Lasten zu beanspruchen. — Fast überall fanden die Überlebenden, wenn sie in ihre verlassenen aus-

gebrannten Dörfer zurückkehrten, alle Wege verwachſen und die Grundſtücke durch wucherndes Geſtrüpp und Dornhecken in eine Wildnis verwandelt, ſo daß die Grenzen der Ackerfluren und Wieſen nicht mehr zu erkennen waren. Auch waren die Flurbücher vernichtet und die Mehrzahl der früheren Bewohner verſchollen. Man kam deshalb überein, alle Grundſtücke als gemeinſamen Beſitz zuſammenzuwerfen und aus dem Ganzen einem jeden durch Auslosen ſo viel zuzuteilen, als er nachweislich früher beſeſſen hatte. Dieſe Art der Beſitz- und Eigentumsregelung dauerte, wie einzelne Beiſpiele beweiſen, noch bis zum Ende des Jahrhunderts fort. Sehr ſchwierig erwies ſich bei der allgemeinen Verwirrung die Wiederherſtellung der Schuldbriefe. Um alte Verpflichtungen abzuthun, leugneten viele ihre Abſtammung und dichteten ſich eine ganz fremde Herkunft an. — Den Grundherrn war es vor allem darum zu thun, Hände für den Ackerbau zu gewinnen; ſie ſetzten deshalb die Pachtgelder auf ein Drittel oder Viertel der früheren herab; aber auch ſo blieben die Äcker noch Jahrzehnte unbebaut liegen als Weideland oder mit Geſtrüpp und Unkraut bewachſen, teils weil es überhaupt an Menſchenhänden fehlte, teils weil der ehemalige Bauer, der Arbeit entwöhnt, es bequemer fand, zu ſtehlen und zu rauben als das Feld zu beſtellen. Es ward daher den Eigentümern geſtattet, Leute aus den benachbarten Ländern heranzuziehen und ihre Güter durch Fremde bewirtſchaften zu laſſen. — Um der Wildnis von Dornhecken und Geſtrüpp, die das Pflugland weit und breit überdeckt hatte, Meiſter zu werden, wußten die Landleute kein anderes Mittel als deren Vernichtung durch Feuer. Aber das zerſtörende Element warf ſich von dem Geſtrüpp auch auf die Wälder und brachte dieſen ungeheure Verheerung, weshalb der ſouveräne Hof ſich gezwungen ſah, das Anlegen ſolcher Brände zu unterſagen. — Zahlreiche Rudel von Wölfen, die in dem undurchdringlichen Dickicht ihre Sicherheit

fanden, waren noch lange nach dem Kriege der Schrecken der Menschen und Herden. Allen Bewohnern des Landes wurde deshalb geboten, Schußwaffen zu führen, und die Wolfsjagd ward als eine öffentliche Leistung, wie schon oben gesagt, selbst dem Geistlichen auferlegt. Aber trotz den mörderischen Jagden — wurden doch im Winter 1664 allein in der nächsten Umgebung von Nancy 315 Wölfe erlegt — blieb das Raubwild, geschützt durch das schwer ausrottbare Dorngestrüpp, bis in das erste Viertel unseres Jahrhunderts eine allgemeine Plage des Landes.

Vierzehnter Abschnitt.

Veränderte Politik Ludwigs XIV. gegenüber Lothringen. Karl sammelt wieder ein Heer und zieht im Dienste des Kurfürsten von Mainz gegen die Stadt Erfurt. Sein Zerwürfnis mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Der Streit um das Wildfangrecht. Ludwig XIV. zwingt den Herzog, ihm sein Heer zum Kriege gegen Spanien zu überlassen. Fortgesetzte Demütigungen Karls und steigendes Zerwürfnis mit Ludwig XIV. Karl und die Tripelallianz. Überfall Nancys durch die Franzosen. Verfehlter Anschlag auf die Person Karls. Der Marschall Crequi besetzt Lothringen. Karls Flucht.

Im westfälischen und pyrenäischen Frieden hatte Frankreich zahlreiche Gebiete und Städte im Elsaß, in Lothringen, in Flandern, in Luxemburg und im Hennegau gewonnen. Diese stückweise gemachten Eroberungen waren aber sozusagen nur getrennte Vorwerke, die erst durch den Erwerb der dazwischen liegenden Teile des Herzogtums Lothringen und der reichsständischen Herrschaften im oberrheinischen Kreise Zusammenhang gewinnen konnten. Die Einverleibung Lothringens in den französischen Staatskörper wurde dadurch zu einem natürlichen Gebote für die Politik Frankreichs, und dieser Notwendigkeit mußte Lothringen früher oder später zum Opfer fallen, wenn nicht in den Machtverhältnissen der europäischen Staaten eine neue bedeutende Verschiebung eintrat. Alle Umstände weisen indes darauf hin, daß der Gedanke an eine gewaltsame Besitznahme Lothringens Ludwig XIV. lange Zeit fern gelegen hat. Der Vertrag von Vincennes

hatte das Herzogtum zu einem offenen Lande für Frankreich gemacht; den königlichen Heeren war der Weg zum Rheine durch Lothringen frei wie durch eine französische Provinz. Dies schien Ludwig XIV. genug; und so hatte er auch offenbar in ehrlicher Absicht den Ehevertrag zwischen dem Prinzen Karl und der Prinzessin Nemours entworfen und den Prinzen als den rechtmäßigen Erben der Herzogtümer Lothringen und Bar anerkannt. Da öffnete ihm der Plan Lionnes und der unselige Vertrag von Montmartre mit einem Male die Möglichkeit, „die beiden schönen Provinzen“ mühelos zu gewinnen. Seitdem verließ ihn der Gedanke nicht mehr, sich Lothringens auf die eine oder andere Art zu bemächtigen. Die veränderte Absicht Ludwigs bekundete sich sofort darin, daß er sich dem von ihm selbst begünstigten Heiratsprojekte des Prinzen Karl mit der Prinzessin Nemours feindlich gegenüberstellte und letztere zwang, sich dem Herzoge von Savoyen zu vermählen. Unter diesen Umständen hielt es der Prinz Karl für ratsam, sich noch schlimmeren Dingen durch die Flucht aus Paris zu entziehen.

Mit Unrecht hat man dem Herzoge Karl vorgeworfen, daß er durch seine Unbesonnenheit Anlaß geboten habe zu der brutalen Gewalt, mit der bald nachher Ludwig XIV. sich in den Besitz Lothringens setzte. Bei der Richtung, welche die Absichten des Königs seit dem Vertrage von Montmartre einmal genommen hatten, hätte weder geschmeidige Unterwürfigkeit noch Weisheit, wenn sie überhaupt Karl eigen gewesen wäre, das Verhängnis des Landes abzuwenden vermocht. Ein widerwärtiges Gemisch von schleichender List und von frechem Übermute des Starken kennzeichnet indes die Art, wie Ludwig XIV. seine Entwürfe ins Werk setzte.

Gemäß dem Vertrage von Vincennes hatte Karl sein Heer bis auf 200 Mann, die ihm als Leibwache dienten, entlassen müssen. Einen Teil der verabschiedeten Kriegsgefährten hatte er auf leerstehenden, herrenlosen Gütern angesiedelt, andere

in Hofämter und sonstige Stellen untergebracht, um sie unter günstigen Umständen zur Hand zu haben und mit ihrer Hilfe rasch wieder ein kriegstüchtiges Heer zusammenzubringen. Denn Karls Leidenschaft war und blieb das kriegerische Leben, und die erzwungene Ruhe wurde von ihm wie von seinen verwilderten, der friedlichen Beschäftigung entwöhnten Leuten als schwer zu ertragende Last empfunden. Zwei für die deutschen Zustände jener Zeit bezeichnende Vorgänge boten dem Herzoge die ersehnte Gelegenheit, das entlassene Heer wieder um sich zu sammeln.

Die Stadt Erfurt gehörte vor Alters zum Kurfürstentume Mainz, hatte sich aber während des großen Krieges frei gemacht und unter den besonderen Schutz Sachsens gestellt. Durch den westfälischen Friedensschluß war sie ihrem früheren Herrn wieder zurückgegeben worden. Als sie sich nun gegen die neu aufgezwungene Herrschaft von Mainz empörte, und eine kaiserliche Gesandtschaft, die wegen dieser Angelegenheit in der Stadt erschien, von der erregten Bürgerschaft beschimpft wurde, belegte der Kaiser 1663 die Stadt mit der Reichsacht und beauftragte mit deren Vollstreckung den Kurfürsten von Mainz. Dieser bat auf Grund des rheinischen Bundes den König von Frankreich um Beistand. Ludwig XIV. forderte deshalb den Herzog von Lothringen auf, einiges Kriegsvolk zu sammeln und im Gefolge einer französischen Heeresabteilung dem Kurfürsten in der Unterwerfung der empörten Stadt beizustehen. Karl, der auf diese Weise sein Heer wieder auf die Beine bringen konnte, ohne dem französischen Hofe Anlaß zu Beschwerden zu geben, griff mit Freuden zu und hatte in kurzem aus seinen alten wilden Gesellen einen Kriegshaufen von 5000 Mann aufgestellt. Diese zogen nebst 4000 Franzosen unter dem Oberbefehle Pradels, des früheren Statthalters in Nancy, im Oktober 1664 quer durch das Reich gegen Erfurt, und niemand in Deutschland schien Anstoß daran zu nehmen, daß die gekränkte Ehre des Kaisers durch

hatte das Herzogtum zu einem offenen Lande für Frankreich gemacht; den königlichen Heeren war der Weg zum Rheine durch Lothringen frei wie durch eine französische Provinz. Dies schien Ludwig XIV. genug; und so hatte er auch offenbar in ehrlicher Absicht den Ehevertrag zwischen dem Prinzen Karl und der Prinzessin Nemours entworfen und den Prinzen als den rechtmäßigen Erben der Herzogtümer Lothringen und Bar anerkannt. Da öffnete ihm der Plan Lionnes und der unselige Vertrag von Montmartre mit einem Male die Möglichkeit, „die beiden schönen Provinzen“ mühelos zu gewinnen. Seitdem verließ ihn der Gedanke nicht mehr, sich Lothringens auf die eine oder andere Art zu bemächtigen. Die veränderte Absicht Ludwigs bekundete sich sofort darin, daß er sich dem von ihm selbst begünstigten Heiratsprojekte des Prinzen Karl mit der Prinzessin Nemours feindlich gegenüberstellte und letztere zwang, sich dem Herzoge von Savoyen zu vermählen. Unter diesen Umständen hielt es der Prinz Karl für ratsam, sich noch schlimmeren Dingen durch die Flucht aus Paris zu entziehen.

Mit Unrecht hat man dem Herzoge Karl vorgeworfen, daß er durch seine Unbesonnenheit Anlaß geboten habe zu der brutalen Gewalt, mit der bald nachher Ludwig XIV. sich in den Besitz Lothringens setzte. Bei der Richtung, welche die Absichten des Königs seit dem Vertrage von Montmartre einmal genommen hatten, hätte weder geschmeidige Unterwürfigkeit noch Weisheit, wenn sie überhaupt Karl eigen gewesen wäre, das Verhängnis des Landes abzuwenden vermocht. Ein widerwärtiges Gemisch von schleichender List und von frechem Übermute des Starken kennzeichnet indes die Art, wie Ludwig XIV. seine Entwürfe ins Werk setzte.

Gemäß dem Vertrage von Vincennes hatte Karl sein Heer bis auf 200 Mann, die ihm als Leibwache dienten, entlassen müssen. Einen Teil der verabschiedeten Kriegsgefährten hatte er auf leerstehenden, herrenlosen Gütern angesiedelt, andere

in Hofämter und sonstige Stellen untergebracht, um sie unter günstigen Umständen zur Hand zu haben und mit ihrer Hilfe rasch wieder ein kriegstüchtiges Heer zusammenzubringen. Denn Karls Leidenschaft war und blieb das kriegerische Leben, und die erzwungene Ruhe wurde von ihm wie von seinen verwilderten, der friedlichen Beschäftigung entwöhnten Leuten als schwer zu ertragende Last empfunden. Zwei für die deutschen Zustände jener Zeit bezeichnende Vorgänge boten dem Herzoge die ersehnte Gelegenheit, das entlassene Heer wieder um sich zu sammeln.

Die Stadt Erfurt gehörte vor Alters zum Kurfürstentume Mainz, hatte sich aber während des großen Krieges frei gemacht und unter den besonderen Schutz Sachsens gestellt. Durch den westfälischen Friedensschluß war sie ihrem früheren Herrn wieder zurückgegeben worden. Als sie sich nun gegen die neu aufgezwungene Herrschaft von Mainz empörte, und eine kaiserliche Gesandtschaft, die wegen dieser Angelegenheit in der Stadt erschien, von der erregten Bürgerschaft beschimpft wurde, belegte der Kaiser 1663 die Stadt mit der Reichsacht und beauftragte mit deren Vollstreckung den Kurfürsten von Mainz. Dieser bat auf Grund des rheinischen Bundes den König von Frankreich um Beistand. Ludwig XIV. forderte deshalb den Herzog von Lothringen auf, einiges Kriegsvolk zu sammeln und im Gefolge einer französischen Heeresabteilung dem Kurfürsten in der Unterwerfung der empörten Stadt beizustehen. Karl, der auf diese Weise sein Heer wieder auf die Beine bringen konnte, ohne dem französischen Hofe Anlaß zu Beschwerden zu geben, griff mit Freuden zu und hatte in kurzem aus seinen alten wilden Gesellen einen Kriegshaufen von 5000 Mann aufgestellt. Diese zogen nebst 4000 Franzosen unter dem Oberbefehle Pradels, des früheren Statthalters in Nancy, im Oktober 1664 quer durch das Reich gegen Erfurt, und niemand in Deutschland schien Anstoß daran zu nehmen, daß die gekränkte Ehre des Kaisers durch

Truppen unter französischer Führung gerächt werde. Nachdem die Acht an der Stadt vollzogen war, wollte Karl seine Truppen auch noch für das folgende Jahr in dem Dienste des Kurfürsten lassen, wurde inzwischen aber selbst in einen Streit hineingezogen, der geeignet ist, die Rechtlosigkeit deutscher Bürger und Bauern in dieser Zeit grell zu beleuchten.

Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der nach dem westfälischen Frieden in die Länder seiner Väter zurückgekehrt war, hatte seitdem unter dem Namen des Wildfangrechtes viele Jahre hindurch gegen Unterthanen der benachbarten Fürsten die größten Gewaltthätigkeiten verübt. Das sogenannte Wildfangrecht, das vor Zeiten den rheinischen Pfalzgrafen übertragen war, stellte alle Fremden, die sich innerhalb des Gebietes aufhielten, in dem der Pfalzgraf im Namen des Kaisers Recht sprach, unter dessen Gerichtsbarkeit. Auf Grund und in willkürlicher Auslegung dieses veralteten Rechtes ließ der zurückgekehrte Kurfürst fortgesetzt alle Fremden, nicht nur solche, die sich in der Pfalz, sondern auch die, welche sich in den benachbarten geistlichen und weltlichen Territorien befanden, als Leibeigene aufgreifen, belastete sie mit Frohnden und riß bei Todesfällen ihre Habe an sich; selbst solche Personen, die sich nach dem Kriege als Ansiedler in der Pfalz und den anstoßenden Gebieten niedergelassen oder im Lande selbst ihren Wohnsitz gewechselt hatten, erklärte der Kurfürst für Wildfänge*) und zwang ihnen Frohndienste und den kalvinischen Glauben auf. Der Zweck, den der Kurfürst bei diesem menschenräuberischen Treiben verfolgte, war, Ansiedler, die sich in den verödeten Nachbarländern niedergelassen hatten, in sein eigenes arg verödetes Land zu bringen; und dadurch hatte er schon 1660 erreicht, daß die Pfalz,

*) Im alten langobardischen Rechte ist der Wildfang der fremde, landflüchtige und heimatlose Mann, der rechtlos wie ein Wild eingefangen oder erschlagen werden kann; im altsächsischen Rechte heißt ein solcher ein Biesterfreier (frei wie ein Wild).

die 1650 noch eine Wüste schien, so angebaut war, als hätte sie durch den Krieg nur wenig gelitten. Als der Pfälzer, unbekümmert um alle Klagen und Beschwerden seiner Nachbarn, das Wildfangrecht weiter ausübte, gingen die rheinischen Fürsten zur gemeinsamen bewaffneten Abwehr über, und weil der Kurfürst auch in der lothringischen Grafschaft Falkenstein Menschen aufgreifen und vergewaltigen ließ, trat Herzog Karl ebenfalls dem Bunde bei, den die Kurfürsten von Mainz und Trier und der Bischof von Speier zum Schutze ihrer Leute geschlossen hatten. Inhalt und Zweck des Bündnisses wurde dem französischen Hofe mitgeteilt und von Lionne gutgeheißen, „weil er nichts enthalte, was gegen den Vorteil des Königs sei". Karl benutzte diesen Umstand, um sein Heer durch neue Werbungen noch zu mehren und auch den Bann und Arrierebann des Adels aufzubieten. Manche vermuteten vielleicht mit Recht, er verfolge bei dieser Vermehrung seines Heeres weitergehende Entwürfe. — Ludwig XIV. schickte sich nämlich um diese Zeit an, die alten Pläne Mazarins auszuführen und seine Herrschaft über alle Landschaften auszudehnen, die einst das Herzogtum Niederlothringen gebildet hatten. Unter dem Vorwande, Frankreichs Grenzen seien im Norden ungenügend, weil bei eintretenden Wirren ein Feind aus den Niederlanden in vier Tagen ungehindert vor Paris rücken könne, rüstete er zu einem Einfalle in die militärisch ungeschützten Niederlande, überzeugt, daß kein europäischer Staat ihm die ausgesuchte Beute streitig machen werde. Römische Juristen waren nach ihrer Gewohnheit geschäftig, die brutale Gewalt mit dem Schleier des Rechtes zu umhüllen.

Bei dieser Lage der Dinge glaubte der allezeit von Selbsttäuschungen irregeleitete Herzog Karl, daß er als Herr eines gut gerüsteten Heeres eine bedeutende Rolle spielen oder doch große Vorteile für sich herausschlagen könne. Denn Ludwig XIV., so meinte er, werde ihm für die Überlassung seiner Truppen, die wegen ihrer Tüchtigkeit weltbekannt seien und

in dem letzten Kriege mit Spanien soviel zu den französischen Siegen beigetragen hätten, zum wenigsten sehr günstige Bedingungen bieten. Ludwig XIV. hatte die fortgesetzten Rüstungen des Herzogs unbeanstandet gelassen und dessen Thun mit der geheimen Freude beobachtet, mit der das Raubtier das Nahen einer fetten Beute wahrnimmt. Wie aus einer Instruktion an seinen Sohn, den Dauphin, hervorgeht, hatte er nämlich die Absicht, den Herzog zu zwingen, ihm das tüchtige lothringische Heer für den bevorstehenden Krieg gegen Spanien bedingungslos und ohne Entgelt zu überlassen. Man müsse, so setzte Ludwig in jener Instruktion auseinander, den Herzog von Lothringen vor die Wahl stellen, entweder seine Truppen, wie der Vertrag von Vincennes verlange, sofort zu entlassen, oder, wenn er sich dessen weigern sollte, mit dem Könige zu brechen. Da der Herzog sich nun weder zu dem einen noch zu dem anderen werde entschließen können, so werde man ihm einen Mittelweg öffnen; und dieser sei, daß man ihm gestatte, seine Truppen beizubehalten unter der Bedingung, daß er sie dem Könige zu beliebiger Verwendung anbiete.

Unterdes hatte der von seinen Gegnern bedrängte Kurfürst von der Pfalz Frankreich und Schweden als Vermittler angerufen. Ohne Zweifel gehörte der Streit über das Wildfangrecht vor das Tribunal des Reiches; gleichwohl waren es nur die Gesandten der fremden Mächte, die in dieser Sache September 1666 zu Heilbronn eine Entscheidung gaben, die dem Kurfürsten das Wildfangrecht zuerkannte, aber den im Rheingebiet wohnenden Deutschen gestattete, von einem Dorfe zum anderen zu ziehen, ohne dadurch der pfälzischen Leibeigenschaft zu verfallen. So weit war es also im deutschen Reiche gekommen, daß deutsche Unterthanen das Recht, sich von einem Orte zu einem anderen zu begeben, ohne der Knechtschaft zu verfallen, lediglich einem Machtspruche fremder Könige verdankten! Ludwig XIV. gebot hierauf dem Herzoge, jede Feindseligkeit gegen den Kurfürsten einzustellen, erlaubte

ihm jedoch, seine Truppen den Winter hindurch zusammenzuhalten. Kaum hatte er aber im Frühjahre 1667 seine Vorbereitungen zu dem niederländischen Kriege vollendet, so ließ er durch seinen Geschäftsträger Aubeville den Herzog auffordern, seine Truppen sofort abzudanken oder sie für den bevorstehenden Feldzug dem Könige zu überlassen. Wenn ihm bisher, so erklärte der Gesandte, gestattet worden sei, trotz den Bestimmungen des Friedens von Vincennes sein Herr beizubehalten, so sei dies nur in der Voraussetzung geschehen, daß es im königlichen Dienste verwandt würde, sobald die Umstände es erforderten. Bei dem Empfange dieser Botschaft war Karl in dem Wahne befangen, Ludwig wolle seine Truppen in Sold nehmen, und erkundigte sich nach den Vorteilen, die man ihm für die Überlassung seines Heeres zu bieten gedenke. Er erhielt aber die niederschmetternde Antwort, es handle sich hier nicht um Bedingungen, sondern lediglich darum, dem Willen Sr. Majestät zu gehorchen. Vergebens stellte Karl dem Könige vor, daß er mit Spanien keine Händel habe, daß eine Teilnahme seiner Truppen an dem Angriffe auf die Niederlande sein wehrloses Land der Rache der Spanier aussetzen werde, daß es nicht Wille des großen und hochherzigen Königes von Frankreich sein könne, die lothringischen Truppen ohne Sold, auf Kosten ihres verarmten unglücklichen Landes zu seinen Diensten zu verwenden. Als der Präsident Canon mit diesen Vorstellungen am Hofe zu Paris erschien, erhielt er den kurzen Bescheid, daß alle lothringischen Truppen, die Leibwache des Herzogs nicht ausgenommen, gleichzeitig mit dem französischen Heere gegen Arras aufzubrechen hätten; sollte der Herzog aber Umstände machen, so habe der Marschall Crequi gemessene Befehle, gegen Nancy zu marschieren. „Sagen Sie Ihrem Herrn", so rief der König dem herzoglichen Abgesandten zu, „daß, wenn ich einmal den Fuß in den Bügel gesetzt habe, er nicht mehr in sein Land zurückkehren werde". Karl blieb nichts, als sich der Gewalt zu fügen und seine Truppen

marschieren zu lassen. Um seine Staaten gegen Repressalien Spaniens zu sichern, ließ er dem Statthalter der Niederlande erklären, unter welchem Zwange er seine Truppen Ludwig XIV. überlassen habe, und zahlte an Spanien eine freiwillige Kontribution von 40 000 Thalern gegen das Versprechen, daß die lothringischen Staaten von Einfällen der spanischen Truppen verschont blieben.

Nach den bedrohlichen Worten, mit denen sein Gesandter in Paris entlassen worden war, glaubte Karl vor einem Überfalle des Königs in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher zu sein. Er verließ daher in fluchtähnlicher Eile Nancy und befahl, alle Wertgegenstände, Teppiche, Edelsteine, silberne und goldene Gefäße aus dem herzoglichen Palaste nach Epinal zu schaffen. Die Flucht des Herzogs versetzte die Stadt in eine ungeheure Aufregung. In blindem Schrecken flohen geistliche und weltliche Personen nach Deutschland, nach den Niederlanden und in die Freigrafschaft, wobei die meisten nicht wußten, ob sie von den Spaniern oder den Franzosen das Meiste zu befürchten hätten. Nancy gewann wieder das Aussehen einer verlassenen und geplünderten Stadt. Nicht mit Unrecht vermutete man, daß Karl durch seine Flucht aus Nancy die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf Lothringen lenken wolle, aber von keiner wurde der Notschrei des Herzogs beachtet. Spanien war selbst durch den Raubzug des Königs in große Bedrängnis versetzt; das deutsche Reich verhielt sich ablehnend; in Wien standen die beiden Minister Lobkowitz und Auersperg im Solde Ludwigs XIV. und brachten es sogar dahin, daß im Anfange des Jahres 1668 zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. ein geheimer Vertrag entworfen wurde, in dem beide eine Teilung der spanischen Monarchie nach dem bald zu erwartenden Tode Karls II. unter sich vereinbarten.

Während des ganzen niederländischen Feldzuges wurden die lothringischen Truppen, ohne Sold und Verpflegung von Ludwig XIV. zu erhalten, auf Kosten ihres ruinierten Landes

unter dem französischen Oberbefehle zurückgehalten. Erst nach dem Abschlusse des Aachener Friedens im Mai 1668 kehrten sie nach Lothringen zurück; gleichzeitig aber erhielt Karl durch Aubeville den Befehl, alles Kriegsvolk bis auf die 200 Mann herzoglicher Leibwache abzudanken.

Unterdes hatte der Kurfürst von der Pfalz trotz dem Heilbronner Schiedsspruche seine Feindseligkeiten fortgesetzt. Deshalb machte Karl, als er die Botschaft Aubevilles empfing, die Einrede, daß sein Land nach der Verabschiedung seiner Truppen den fortgesetzten Räubereien des Pfälzers völlig wehrlos gegenüberstehen werde. Er erhielt aber den Bescheid, der König sei gewillt, dem Heilbronner Schiedsspruche, für dessen Durchführung er die Bürgschaft übernommen habe, Anerkennung zu verschaffen; er mache daher dem Herzoge zur Pflicht, nichts gegen den Kurfürsten zu unternehmen und sein Heer sofort zu entlassen. Karl gab dem Zwange nach; er verabschiedete seine lothringischen Truppen und überließ die fremden Söldner gegen eine Entschädigung dem Statthalter der Niederlande.

Schon wenige Tage nachher begann indes der Kurfürst die Feindseligkeiten von neuem. Er kam mit Kriegsvolk über den Rhein und überfiel die lothringischen Schlösser Landstuhl und Hoheneck. Unter Berufung auf das gegebene königliche Wort bat Karl gegen die Räubereien des Pfälzers um Schutz. Als Aubeville sich aber gegen Bitten und Klagen taub und stumm verhielt, raffte Karl eine Menge Kriegsvolks, so viel er konnte, zusammen und warf dies unter dem Befehle des Prinzen von Lislebonne dem Pfälzer entgegen. Der Prinz, von kurmainzischen Truppen unterstützt, rückte durch das Herzogtum Zweibrücken gegen den Kurfürsten vor und stand diesem zuletzt siegreich bei Bingen gegenüber, als die benachbarten Fürsten in dem Streite vermittelten und der Prinz seine Truppen zurückführte. Gleich darauf aber fiel der Pfälzer aufs neue in die Grafschaft Falkenstein ein, ließ das herzogliche Schloß schleifen und die Grafschaft

ausplündern, während Graf Aubeville in Nancy drohend die sofortige Entlassung des ausgehobenen Kriegsvolkes verlangte. Der Herzog, aufs äußerste gereizt, hielt dem entgegen, daß der Pfälzer ihn gegen das gegebene Wort überfallen, sein Schloß Falkenstein geschleift und die Grafschaft besetzt halte, ohne daß der König, wie er doch versprochen, diesem Treiben wehre; im übrigen sei er ein souveräner Fürst, habe das Recht, Angriffe abzuwehren, sei Herr seines Thuns und nur Gott Rechenschaft schuldig. Für das gekränkte Recht des Herzogs verwandte sich auch der Kurfürst von Mainz bei Ludwig XIV.; aber dieser beharrte auf seinem Willen, und der Marschall Crequi, „den Donner in der Hand", bedrohte im Januar 1669 Lothringen mit Verheerung, wenn dem Verlangen des Königs nicht in vierundzwanzig Stunden entsprochen werde. Karl verabschiedete alle seine Truppen, warf aber im Zorne dem französischen Geschäftsträger das Wort zu, noch gebe es in Europa einen Bund, der im stande sei, ihn gegen die Gewaltthätigkeiten des Königs zu schützen.

Der unerwartete Widerstand, den der mißhandelte Fürst den letzten Forderungen Aubevilles entgegengesetzt hatte, und der Trotz, der sich in dem Hinweise auf den schützenden Bund in Europa aussprach, gründete sich auf die Stellung, welche inzwischen die Mächte gegenüber dem räuberischen Angriffe Frankreichs auf die Niederlande eingenommen hatten. Zuerst hatte die öffentliche Meinung in England, aufgeregt durch die Gefahren, mit denen Ludwigs Ehrgeiz alle benachbarten Staaten bedrohte, die Regierung Karls II. gezwungen, sich mit der Republik Holland zum Schutze der spanischen Niederlande zu verständigen; denn es war klar, daß die Eroberung der Niederlande nur das Vorspiel zur Unterjochung Hollands und der rheinischen Bistümer bildete. Beide Mächte hatten sodann mit Schweden das Bündnis geschlossen, das unter dem Namen

der Tripelallianz bekannt ist und im Mai 1688 Frankreich den Frieden von Aachen aufnötigte. Als Zweck der Allianz hatten die Verbündeten hingestellt, die Niederlande zu sichern, Frankreichs Übergriffe abzuwehren und den Frieden der Christenheit zu gewährleisten. Im Aachener Friedensschluß hatten sie ferner alle Fürsten der Christenheit zur Garantie des allgemeinen Friedens eingeladen, „ohne Parteilichkeit gegen eine der Kronen".

Keiner war über das Bündnis der Mächte mehr erfreut, und keiner knüpfte daran größere Hoffnungen als der Herzog Karl, der sich als nächster und bedrohtester Nachbar Frankreichs, wie er sagte, in seinem Lande nicht sicherer fühlte als der Vogel auf dem Baume. Als sich die Generalstaaten, um jeden Anlaß zu beseitigen, der die Ruhe Europas stören könne, 1669 als Vermittler in dem noch fortdauernden Streite um das Wildfangrecht anboten, erklärte Karl, daß kein Fürst Europas an der Erhaltung des Friedens mehr interessiert sei als er. Er schickte auf die Einladung des holländischen Geschäftsträgers Hammel Brüning den Marquis von Risaucourt nach dem Haag, um von allem Kenntnis zu nehmen, was die Alliierten in betreff der Friedensgarantieen verhandelt hätten. Argwöhnisch ließ Ludwig XIV. deshalb durch den Gesandten Pomponne bei dem Ratspensionär de Witt anfragen, zu welchem Zwecke sich der lothringische Abgesandte im Haag aufhalte. De Witt antwortete, jener sei gekommen, um wegen der angebotenen Vermittlung der Generalstaaten in dem Wildfangstreite zu danken, und habe zugleich Kenntnis genommen von allem, was bezüglich der Friedensgarantieen verhandelt worden sei. Trotz alledem beschuldigte man in Paris den Herzog, daß er ein Waffenbündnis zwischen Spanien, dem Kaiser und Holland zu stande bringen wolle und durch allerlei Ränke Spanien zu einem Kriege gegen Frankreich treibe. Dieser Verdacht war um so unbegründeter, als man wußte, daß Spanien weder die Kraft noch den Willen habe, sich in einen neuen Krieg zu stürzen.

Zum Schutze des allgemeinen Friedens gegen die Eroberungsgelüste Frankreichs wurde damals auch an einem engeren Bunde deutscher Fürsten zur Seite der Tripelallianz gearbeitet. Die gefährlichen Absichten Frankreichs, die bei der Einmischung Ludwigs XIV. in den Streit um das Wildfangrecht und in dem räuberischen Überfalle der spanischen Niederlande zu Tage getreten waren, hatten auf den Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, den Urheber des rheinischen Bundes, einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er seitdem allen Plänen des Königs entgegenarbeitete. Er brachte 1669 mit dem Herzoge von Lothringen und dem Kurfürsten von Trier den sogenannten Limburger Bund zu stande, der dem gleichen Zwecke wie die Tripelallianz dienen sollte, und in den man auch Sachsen, Brandenburg und andere deutsche Fürsten hineinzuziehen gedachte. Leibniz, der seit 1667 in den Diensten des Kurfürsten stand, arbeitete eine bemerkenswerte Staatsschrift aus, die von großen Gesichtspunkten ausgehend, dem zu gründenden Bunde die Ziele wies.

Seit dem Zerfalle der deutschen Kaisermacht, vom Ende des Mittelalters bis auf die neuere Zeit, haben fast alle großen Kämpfe Europas ihren Angelpunkt in der Zerrissenheit und nationalen Verkommenheit des deutschen Reiches gehabt. Alle europäischen Mächte: Frankreich, Schweden und das kleine Dänemark, Rußland und England waren seitdem um die deutsche Schüssel gelagert und fischten mit ihren Händen darin herum wie in herrenlosem Gute.*) Dieser Zustand deutschnationalen Elendes machte das eigentliche Wesen dessen aus, was man das System des europäischen Gleichgewichts nannte; und dieses System zu erhalten oder zu zerstören, ist die Mitte Europas drei Jahrhunderte mit Blutströmen übergossen worden. Dies Bild mußte sich vollständig ändern in dem Augenblicke,

*) Ähnlich wie heute die europäischen Mächte es in dem zerfallenden chinesischen Reiche machen.

in dem das zerrissene Reich der Mitte sich wieder einheitlich zusammenschloß und den Fremden das „Hände weg“ zu gebieten vermochte. Wie das zerrissene deutsche Reich die letzte Ursache ewiger Kriege war, so mußte ein starkes, geeintes deutsches Reich die sicherste Gewähr des europäischen Friedens werden. Die Unternehmungs- und Kriegslust der Mächte, die ihre Hände aus der deutschen Schüssel zurückziehen mußten, wandte sich, wie wir seit der Auferstehung des Reiches gesehen haben, fernen außereuropäischen Ländern zu; von der kontinentalen Politik ging sie über zur Weltpolitik. Diesen Zusammenhang der Dinge hat Leibniz vielleicht zuerst erkannt und in der erwähnten Staatsschrift mit wunderbarer Klarheit dargelegt.

Nach dem Plane des großen Denkers sollte an Stelle des unbrauchbar gewordenen Reichsverbandes ein alle deutsche Staaten umfassendes Bündnis mit zwingendem Mittelpunkte unter der Führung des Kaisers treten. Über alle Bundesangelegenheiten sollte durch Stimmenmehrheit, die durch den westfälischen Frieden ausgeschlossen war, entschieden werden. Mit einer solchen Einigung Deutschlands, „das bisher der Spielball der fremden Mächte und des eigenen und fremden Blutvergießens Materie gewesen sei“, so fährt Leibniz fort, werde die neue Friedenszeit für den europäischen Weltteil heraufziehen, in der sich der Wunsch des Philosophen erfüllen werde, daß die Menschen „nur mit Wölfen und wilden Tieren, denen zur Zeit noch die Barbaren und Türken zu vergleichen sind“, Krieg führen sollten. Zu diesem glücklichen Zustande der Christenheit könne derjenige den Grund legen, der die zur Ruhe und zur Sicherheit Deutschlands gemachten Ratschläge ins Werk setze. Denn sobald Deutschland durch Einigkeit unüberwindlich dastehe, und alle Hoffnung, es zu bezwingen, dahin sei, dann werde sich die Kiegslust der Nachbarn nach Art eines Stromes, der gegen einen Fels trifft, nach einer anderen Seite, gegen Türken und Barbaren wenden. Das alsdann gesicherte Reich werde sein Interesse mit dem Italiens, Hollands und der Schweiz

vereinigen und Profession daraus machen, allen Christen wider ungerechte Gewalt beizustehen und die Ruhe Europas zu erhalten, „damit das weltliche Haupt der Christenheit mit dem geistlichen zu einem Zwecke vereinigt sei, das allgemeine Beste suche und ohne Schwertstreich die Schwerter in der Scheide halte“.*) Es sollte noch mehr als 200 Jahre dauern, bis auch nur ein Stück dieses schönen philosophischen Traumes in Erfüllung ging.

Die Tripelallianz und der mit ihr in Zusammenhang stehende Limburger Bund hatten einen durchaus friedlichen, abwehrenden Charakter. Sie gaben dem Herzoge Karl um so mehr ein Gefühl der Sicherheit zurück, als auch am Wiener Hofe die spanische Partei über den Einfluß der französisch gesinnten Minister gesiegt hatte, so daß Auersperg in Ungnaden entlassen und auf seine Güter in Krain verwiesen wurde. Die Bedeutung, welche man damals der Tripelallianz beilegte, bekundete sich vor allem in der Leidenschaft, mit der Ludwig XIV. die ihm gezogene Schranke zu beseitigen und sich an den Urhebern des Bundes zu rächen suchte. Sein Haß fiel zunächst auf die holländische Republik, die, in ihrem Entstehen mit Frankreich verbündet, sich jetzt zum Mittelpunkte einer ihm feindlichen Politik gemacht hatte. Sein erstes Absehen ging dahin, dem Gegner, an dem er sich rächen wollte, seine Verbündeten zu entziehen und andere abzuschrecken, sich der Tripelallianz oder dem Limburger Bunde anzuschließen. Das letztere glaubte er am sichersten zu erreichen durch einen überraschenden Gewaltakt gegen denjenigen Fürsten, der am meisten für den Zusammenschluß der Mächte und die Sicherung des Friedens interessiert und thätig war. So kam er zu dem Entschlusse, sich des Herzogs von Lothringen und dessen

*) Der über die damalige und die heutige Beschränktheit kirchlich-politischer Vorurteile erhabene Denker hatte eine Wiedervereinigung der getrennten Kirche ins Auge gefaßt.

Landes durch plötzlichen Überfall zu bemächtigen. Der Schrecken, den dieser Gewaltstreich verbreitete, mußte nach seiner Meinung alle Fürsten von der geplanten Verbindung abschrecken. Außerdem werde der Besitz Lothringens ihn auch zum Herrn der Freigrafschaft und Luxemburgs machen, seine Position in Burgund und im Elsasse außerordentlich verstärken und allen Angriffen seiner Feinde den Weg verlegen. Er war überzeugt, daß, wenn er Lothringen in seine Gewalt bringe, ehe die Verträge abgeschlossen seien, sich keine Macht zur Verteidigung des vergewaltigten Landes und des mißhandelten Fürsten erheben werde, vielmehr werde man sich den Schein geben, als ob man die ganze Angelegenheit nur als einen Handel zwischen dem Könige von Frankreich und dem Herzoge Karl betrachte. Sah Europa aber der Vergewaltigung Lothringens unthätig zu, so war die Bedeutung der Tripelallianz vernichtet; und ermutigt durch die Furcht und die Schwäche seiner Nachbarn, konnte Frankreich dann rücksichtslos in seiner Gewaltpolitik weitergehen.

Der Überfall Lothringens wurde von Ludwig XIV. durch eine Reihe ärgerlicher Übergriffe eingeleitet. Im März 1670 ließ der König an der lothringischen Grenze eine Anzahl Zollhäuser aufrichten und von allerlei Waren, die aus Lothringen in die Bistümer gingen, bisher ungewohnte Zölle erheben. Die königlichen Beamten, die damit beauftragt waren, rissen die seit 1661 errichteten herzoglichen Grenzstöcke nieder und stellten französische Zollstöcke auch auf lothringischem Gebiete auf, so daß den Unterthanen des Herzogs die Wege abgeschnitten und Handel und Verkehr im eigenen Lande erschwert und verwehrt wurde. Sie hielten ferner die herzoglichen Kuriere auf, nahmen ihnen die Briefe und schnitten den Postillonen aus Übermut die Ohren ab. Die herzoglichen Beamten rissen einen Teil der neu errichteten Zoll- und Grenzstöcke nieder

oder machten, um ihren Landsleuten die Plackereien mit den Franzosen zu ersparen, Waldpfade, die sonst nur von Tagelöhnern benutzt wurden, für größeren Verkehr brauchbar. Dem widersetzten sich indes die Franzosen mit bewaffneter Hand und bestritten dem Herzoge das Recht, im eigenen Lande neue Wege und Stege anlegen zu lassen, weil dadurch die Einnahmen der königlichen Zollhäuser geschmälert würden. Die Beschwerden, die der Herzog wegen dieser Übergriffe an die französische Regierung richtete, blieben unbeantwortet. Karl griff daher zu Repressalien und verbot allen lothringischen Unterthanen, Lebensmittel oder sonst etwas in die Bistümer auszuführen; und da namentlich Metz und Toul fast alles Getreide sowie das Holz zum Bauen und Heizen aus Lothringen bezogen, so verursachte das herzogliche Verbot in beiden Städten bald einen drückenden Notstand. Die Schöffen beider Städte baten daher den Herzog um Aufhebung dieser für sie verderblichen Maßregel. Karl erklärte sich dazu bereit, wenn der König die neuen Zölle abschaffen und den alten Stand der Dinge wieder herstellen wolle. Der Oberschöffenmeister von Metz, Herr von Givry, begab sich deshalb zum Könige nach Paris und bat im Namen der Bürgerschaft um Aufhebung der neuen Zölle, weil ihnen das Korn zum Backen und das Holz zum Bauen und Heizen fehle; allein der König hielt Givry einen Tag um den anderen hin, ohne eine Antwort zu geben. In Metz ward unterdes der Jammer über Teuerung und Not immer größer. Da hob Karl aus eigenem Entschlusse das Ausfuhrverbot auf Getreide und Holz auf, legte nun aber auf alle französischen Waren, die in Lothringen eingingen, dieselben Zölle, die Ludwig XIV. von den lothringischen Unterthanen erheben ließ.

Gleich im Anfange dieses Zollstreites hatten sich dunkle Gerüchte von einem bevorstehenden französischen Überfalle in Lothringen verbreitet. Um sein Land gegen einen solchen Streich zu sichern, kam Karl auf den sonderbaren Einfall, alle

seine Staaten der Jungfrau Maria zu weihen, denn der allerchristlichste König, so meinte er, werde doch nicht soweit gehen, der Mutter des Heilands den Krieg zu erklären. In derselben Absicht gedachte er ferner aus seinen östlichen Besitzungen: dem größten Teile Deutsch-Lothringens mit den Herrschaften Lixheim und Finstingen, der Grafschaft Bitsch, Saaralben, Saarwerden und Saareck, der Abtei Maursmünster und der Grafschaft Falkenstein ein selbständiges „Herzogtum Saarland" zu gunsten seines Sohnes, des Grafen von Vaudémont, zu bilden und dieses unter den unmittelbaren Schutz des Reiches zu stellen. Dieser von Karl entworfene Plan (Projet de paix de famille) blieb wegen der bald darauf folgenden Besetzung Lothringens durch Frankreich unausgeführt und scheiterte später an dem Widerspruche des in Wien lebenden Prinzen Karl.

So lagen die Dinge, als am 23. August der Intendant Choisy aus Metz und der Graf Fourille im Auftrage Ludwigs XIV. in Nancy erschienen, um, wie sie sagten, die Schwierigkeiten wegen des Zollstreites gütlich beizulegen. Beide versicherten den Herzog der freundschaftlichsten Gesinnung des Königs. Nach zwei Tagen reisten die Gesandten wieder ab mit der Beteuerung, daß die bisherigen Mißverständnisse und Zerwürfnisse nunmehr in kürzester Zeit beseitigt sein würden. Karl war über die Absichten des Königs, dem er keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben habe, so beruhigt, daß er nicht nur den Argwohn seiner Räte, die in dem Besuche der beiden Agenten einen Hinterhalt vermuteten, sondern auch die ausdrücklichen Warnungen des Pfalzgrafen von Sulzbach, der am 25. August von Paris durch Nancy kam, als völlig grundlos zurückwies. Der Zweck, den die beiden Unterhändler verfolgt hatten, war indes kein anderer gewesen, als die täglichen Gewohnheiten des Herzogs, seine Wege und Ausgänge genau auszukundschaften, um das Gelingen eines schon vorbereiteten Überfalles sicher zu stellen. Am 26. August, am

Tage nach der Abreise der beiden Kundschafter, verbreiteten Holzbauer, die früh morgens in die Hauptstadt kamen, daß der nahe Wald von Haye von Bewaffneten angefüllt sei. Einige Stunden später brachte dann der Befehlshaber in Gondreville die Nachricht, daß ein Trupp bewaffneter Reiter gegen die Stadt heranziehe. Karl wohnte gerade einer Sitzung des Staatsrates bei, als diese Kunde einlief. Er begriff sofort, um was es sich handle, ließ sein Pferd wie zu einem Jagdritte satteln und war kaum aus dem nächsten Thore herausgeritten, als Fourille mit einer Reiterschar durch ein anderes Thor in die Stadt eindrang. Nur einem Zufalle hatte Karl sein Entkommen zu verdanken. Fourille hatte am Abende zuvor im Walde von Haye, etwa eine Stunde von Nancy, eine Reiterabteilung gesammelt, um früh am Morgen den Herzog im Bette zu überfallen. Wegen eines dichten Nebels war er indes vom Wege ab in eine ganz andere Richtung geraten. Als er gegen Morgen zu spät seinen Irrtum erkannte, beschloß er seine Leute bis gegen Mittag im Walde verborgen zu halten, und hoffte, den Herzog bei der Tafel aufzuheben. Um die Mittagszeit aus dem Walde hervorbrechend, kam er mit seinen Leuten in eiligem Ritte nach Nancy; er besetzte die Thore der Stadt, den Marktplatz sowie die Eingänge zum herzoglichen Palaste und kehrte in diesem, da er den Herzog nicht fand, das unterste zu oberst, um zu entdecken, wo sich der Gesuchte verborgen habe. Karl jagte indes auf abgelegenen Wegen auf Epinal zu. Von Staub und Schweiß bedeckt, kam er bei Einbruch der Nacht auf dem einsam gelegenen Schlosse der Frau von Pilliers an, die ihn verwundert fragte, ob er sich auf der Jagd verirrt habe. „Ich bin", erwiderte er, „nicht der Jäger, sondern das Wild, das sich vor dem Jäger zu retten sucht".

Fünfzehnter Abschnitt.

Gewaltsame Besetzung Lothringens durch die Franzosen. Verlassenheit Herzog Karls. Auflösung der Tripelallianz. Ohnmacht des deutschen Reiches. Karls Anteil an dem holländischen Kriege. Er siegt an der Conzer Brücke über die Franzosen und erobert Trier. Sein Tod 18. September 1675.

Dem verfehlten Anschlage auf die Person der Herzogs folgte unmittelbar die Besetzung des Landes durch den Marschall Crequi, der am 1. September an der Spitze von 25 000 Mann in Nancy einzog. In der Instruktion, die Ludwig XIV. dem Marschalle gegeben hatte, war unverholen und ohne Scheu ausgesprochen, daß seine wahre und längst gehegte Absicht sei, den Herzog von Lothringen aus dem Lande zu jagen; vor der Welt aber müsse man sich darüber etwas anders erklären. „Sollten Sie", so heißt es dort, „Gelegenheit haben, über die Sache zu reden oder zu schreiben, so sagen Sie, daß unser Unternehmen nur den Zweck verfolge, den Herzog von Lothringen zu zwingen, seine Truppen wirklich, nicht scheinbar zu entlassen, sodann seinen Vertragsbruch zu strafen und Bürgschaften für sein ferneres gutes Verhalten zu bekommen. Im übrigen werden Sie alle Befehle ausführen, die ich Ihnen mündlich gegeben habe". Der Marschall wird dann nochmals aufgefordert, den Herzog aus dem Lande zu vertreiben, ihn aus allen Orten, wo er sich nur aufhalte, zu verjagen und kein Anerbieten von ihm

anzunehmen außer dem einen, daß er auf alle seine Staaten verzichte. Wenn er etwa, so schloß die königliche Instruktion, von Ihnen meine Absichten erfahren will, so sagen Sie ihm nur, er könne sie von mir selbst erfahren, und Sie hätten lediglich meinen Befehlen zu gehorchen".*) Crequi schien zu seinem Geschäfte besonders auserwählt zu sein; es kennzeichnet ihn, daß er nach seinem Einzuge in Nancy sich in dem Bette des Herzogs ausstreckte und sich dann öffentlich brüstete, in Karls eigenem Bette geschlafen zu haben. Die Bürgerschaft Nancys wurde entwaffnet, aus dem herzoglichen Palaste, den Sammlungen und den Gärten wurden alle Kostbarkeiten, Bilder, Statuen, Globen zusammengepackt und nach Paris geschickt, darunter auch das große bronzene Pferd, das die Statue Karls III. tragen und sich über dem monumentalen Brunnen des Marktes erheben sollte. Das Zeughaus ward ausgeleert und alles Geschütz nach Metz gebracht; auch die Register der Rechnungs- und Schatzkammer wurden auf achtzehn Wagen fortgeführt. Gleiches geschah in anderen Städten. Mirecourt und Pont à Mousson, wo sich die Herzogin des Bades bediente, wurden ihrer Mauern beraubt; eine Anzahl Schlösser, die Richelieus Zerstörung entgangen waren, ward niedergerissen. Da alle festen Plätze des Landes gebrochen waren, konnte an einen wirksamen Widerstand überhaupt nicht gedacht werden; gleichwohl versuchten Epinal, Longwy, Chatel an der Mosel und Bitsch eine nutzlose Gegenwehr. Alle, die in diesen Plätzen mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, schickte Crequi nach der Weisung des Königs als Rebellen auf die Galeere. Schrecken und Ohnmacht brachten die übrigen Städte des Landes bei dem Erscheinen der Franzosen zu sofortiger Unterwerfung, und innerhalb vier Wochen stand ganz Lothringen unter französischer Botmäßigkeit. Crequis Truppen wurden sodann allenthalben im Lande einquartiert, die öffentlichen

*) Haussonville Documents III 38.

Gebete für den Herzog unterſagt, der ſouveräne Hof und die Rechnungskammer aufgelöſt und die Amtleute dem Parlamente von Metz unterſtellt.

Die beiſpielloſe Gewaltthat, die der allerchriſtlichſte König ſo mitten im Frieden, ohne Kriegserklärung gegen ein wehrloſes Land verübte, erregte in Europa ein ungeheures Aufſehen. Man bezeichnete den Überfall als das „ungeheuerlichſte und gefährlichſte Attentat in der Chriſtenheit"; „und wenn man alle Umſtände betrachtet", ſo hieß es in den 1670 zu Frankfurt gedruckten „Bedenken", „ſo wird man nichts finden, was den Rechten aller Völker widerwärtiger und für alle Frankreich benachbarte Fürſten und Königreiche von ſchlimmerer Vorbedeutung wäre".*) Das Ungeheuerliche und Plötzliche der That übte indes ganz die von Ludwig XIV. vorausgeſehene Wirkung. Für das Recht des verjagten Fürſten und des räuberiſch überfallenen Landes erhob ſich in Europa kein Arm. Vergebens rief Karl alle chriſtlichen Könige und Fürſten um Hilfe und Mitleid für ſeine Lage an. Die Tripelallianz war ſchon in der Auflöſung begriffen; der Haß König Karls II. gegen die republikaniſchen Ariſtokraten Hollands wie der Neid und die Eiferſucht des engliſchen

*) Wohin die Abſichten der franzöſiſchen Regierung damals gingen, bekundet die einige Jahre ſpäter (1677) herausgegebene und Ludwig XIV. zugeeignete Staatsſchrift „über die gerechten Anſprüche des Königs von Frankreich auf die Länder des Reiches", deren Verfaſſer, der königliche Rat Aubry, darzuthun verſuchte, daß nicht nur alle linksrheiniſchen Länder, ſondern auch der größte Teil des rechtsrheiniſchen Deutſchlands rechtmäßig dem franzöſiſchen Könige gehörten (Bd. I 168). Inhalt und Ton dieſer Schrift machten zwar in Deutſchland Aufſehen; aber hier waren zugleich die Federn käuflicher Gelehrten für Ludwig thätig. Der gelehrte Conring ſuchte in einer lateiniſch geſchriebenen Staatsſchrift ſeinen Landsleuten die Vorteile einer franzöſiſchen Herrſchaft mit ſolchem Übereifer einleuchtend zu machen, daß ſelbſt der franzöſiſche Geſandte am Regensburger Reichstage für gut fand, ihn von der Herausgabe der Schrift abzumahnen.

Parlamentes auf die Blüte des holländischen Handels hatten die englische Regierung schon im geheimen zur Bundesgenossin Ludwigs XIV. gemacht. Die nimmersatte Geldgier des schwedischen Adels ließ sich durch den geldspendenden Sonnenkönig gerne zu einer „strengen Neutralität“ bestimmen. Die spanische Regierung war so eingeschüchtert, daß sie aus Furcht vor einem neuen Kriege mit Frankreich nicht einmal wagte, dem flüchtigen Herzoge den Aufenthalt in der Freigrafschaft zu gestatten, und der holländische Gesandte am französischen Hofe stellte dem Grafen Windischgrätz, dem kaiserlichen Beauftragten in Paris, November 1670 ernsthaft vor, es sei nicht klug, den König wegen Lothringens zu drängen und ihm dieses Land streitig zu machen; besser sei es, dahin zu wirken, daß der König sich mit dieser einen Eroberung begnüge.

In Deutschland rief die brutale Gewaltthat hier und da die nationale Leidenschaft im Volke wach. Eine Menge von Flugschriften mahnte die Fürsten und den Reichstag zur Wachsamkeit und forderte zum Kriege auf gegen den ewigen Feind Frankreich. „Auf, ihr Fürsten“, so ließ sich eine dieser Flugschriften, der Gallus ablegatus, vernehmen, „wachet auf, der Franzose hat Lothringen geraubt; der Rhein steht ihm bloß! Erwachet, verscheuchet endlich den Schlaf, greift zu den Waffen, hütet euch vor den Egonisten (den in Frankreichs Diensten arbeitenden Grafen Fürstenberg), eilt vorwärts! Wählet, ob ihr lieber Adler unter dem Adler oder Hühner unter dem Hahne sein wollt“. Aber diese und andere Weckrufe aus dem Volke blieben ungehört. Auf dem Regensburger Reichstage wie an den Fürstenhöfen geschah nichts, um aus der erregten Volksstimmung Nutzen zu ziehen. Die Egonisten herrschten in Köln, in Münster und in München. Vergebens hatte Kurmainz für den von ihm angeregten Bund die Teilnahme der Fürsten zu wecken gesucht: die meisten, auf deren Mitwirkung man gerechnet hatte, weigerten jetzt den Beitritt; und die Geringfügigkeit der Mittel, zu denen die übrigen sich

verſtehen wollten, bereitete dem Bundesgedanken ein ſchnelles Ende. Unter dieſen Umſtänden hielt es auch der Urheber des Limburger Bundes, der Kurfürſt Johann Philipp, mit Rückſicht auf die Lage ſeines Landes für das beſte, den Mahnungen Ludwigs XIV. zu folgen und die alte Freundſchaft mit Frankreich zu erneuern.

Dem Verhalten der einzelnen Fürſten entſprachen die Verhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg. Kaum zeigte ſich hier ein Verſtändnis für das, was geſchehen war. Als der lothringiſche Geſandte Riſaucourt die Klagen und Beſchwerden ſeines Herrn vor den Reichstag brachte, ſprach der Biſchof von Eichſtädt, der kaiſerliche Kommiſſar, zuerſt ſeine Verwunderung darüber aus, daß der Herzog Rat und Hilfe beim Reiche ſuche, auf das er bisher nur wenig Rückſicht genommen habe; doch verſprach er zuletzt, die Angelegenheit den Ständen vorzutragen. Die Verhandlungen erſchöpften ſich dann in den Klagen der lothringiſchen und den Gegenklagen der franzöſiſchen Bevollmächtigten. Mit Recht ſtellten jene den franzöſiſchen Überfall als einen brutalen Angriff auf die Ehre und Würde des Reiches dar; denn der König habe in dem Herzoge von Lothringen den unmittelbaren Reichsfürſten und den Schutzverwandten des Reiches vergewaltigt, er habe außerdem unmittelbare Lehen und Rechte des Reiches mit Gewalt an ſich geriſſen, und um des Reiches Anſehen und Würde, wie um den allgemeinen Frieden werde es geſchehen ſein, wenn dem allerchriſtlichſten Könige ſolches nachgeſehen werde. Der franzöſiſche Geſandte Gravel beſtritt dagegen dem Herzoge das Recht, ſich auf den Schutz des Reiches zu berufen, deſſen Ratſchläge er nie eingeholt oder befolgt habe, außer wenn er durch ſeine Thorheiten ins Verderben geraten ſei. Er brachte zuletzt eine förmliche Klageſchrift gegen den Herzog vor. Karl, ſo hieß es darin, habe königliche Unterthanen gegen alles Recht mit nachteiligen Zöllen bedrückt, Pfeiler und Markſteine, welche die Grenzen

beider Staaten anzeigten, umreißen lassen; er habe ferner allen Verträgen zuwider Truppen gehalten und zum Nachteile des Königs mit anderen Fürsten Verträge und Bündnisse geschlossen. Gegenüber diesen Beschwerden des Franzosen, die Risaucourt in einer zu Straßburg gedruckten umfassenden Flugschrift widerlegte, ließen die lothringischen Bevollmächtigten nicht ab, immer wieder ihr Lehns- und Schutzverhältnis zum Reiche auf Grund des Nürnberger Vertrages hervorzuheben.

Nach einem lebhaften Wechsel von Klagen und Gegenklagen faßte der Reichstag endlich am 13. Oktober den Beschluß, die Wiederherstellung Lothringens zu fordern, überließ aber die schwierige Aufgabe, diese Forderung in Paris durchzusetzen, dem Kaiser. Im November wurde deshalb der Graf Windischgrätz als kaiserlicher Gesandter mit den nötigen Instruktionen und Vollmachten in Begleitung des lothringischen Marquis von Chatelet zum Könige nach Paris geschickt. Der Graf machte dort geltend, daß der Überfall Lothringens, die Wegführung der Archive, die Unterdrückung der Gerichte und Ämter wie die Niederlegung der festen Plätze wider alle Billigkeit und alles Recht geschehen sei; durch feierliche Verträge habe das Reich die Pflicht übernommen, Lothringen zu schützen. Dazu komme noch, daß die von dem Könige in Besitz genommenen Städte und Gebiete St. Avold, Nomeny, Pont à Mousson und Finstingen Lehen des Reiches seien. Auf die Forderung des Gesandten, das vergewaltigte Herzogtum wieder zu räumen, erklärte Ludwig XIV. vor versammeltem Hofe, daß Lothringen, weil dessen Herzog alle Verträge gebrochen habe, von Rechts wegen dem Könige von Frankreich verfallen sei; und da diese Sache die königliche Ehre berühre, müsse er jede Vermittlung des Kaisers und des Reiches ablehnen. „Wenn ich das Land", so schloß der König, „auf jemandes Bitten zurückgeben könnte, so würde ich es auf die Bitten des Kaisers thun; ich will aber zugleich erklären, daß ich es auf keines

Menſchen Bitten zurückgeben werde. Wenn indes der Herzog oder deſſen Neffe, ſtatt fremde Hilfe anzurufen, ſich mit gebührender Unterwerfung an mich wenden wird, ſo will ich ſehen, was zu thun iſt". — An eine Herausgabe Lothringens dachte Ludwig um ſo weniger, als er am Vorabende ſeines Rachekrieges gegen die Urheber der Tripelallianz ſtand und das beſetzte Grenzland für ihn eine politiſch und ſtrategiſch ſehr wichtige Poſition war. Mit der Sendung des Grafen Windiſchgrätz waren die Bemühungen des Reiches in der lothringiſchen Sache erſchöpft; die Reichsverſammlung zog ſich vorſichtig zurück und ſah der weiteren Unterjochung des Herzogtums in gleichgültiger Ruhe zu. — In dem Kampfe um Recht und Unabhängigkeit mußte der Lothringer wie heute der erwürgte Bur auf die Teilnahme Europas und des Reiches, das ſich zu ſeinem Schutze verpflichtet hatte, verzichten. Das Stöhnen des niedergeworfenen Volkes miſchte ſich bald mit dem übrigen politiſchen Lärme des Tages und ging in dieſem ungehört auf. Der Rachekrieg, den Ludwig XIV. kurz darauf gegen Holland begann, lenkte die Aufmerkſamkeit vollends von der lothringiſchen Frage ab, und Ludwig durfte ſich als unbeſtrittenen Herrn des geraubten Landes betrachten.

Keine der europäiſchen Mächte hatte Ludwig XIV. den Raub Lothringens ſtreitig gemacht, aber keine hatte auch ſein Recht auf das geraubte Gebiet anerkannt. Die lothringiſche Frage verſinkt von jetzt ab in der Geſchichte der großen Koalitionen, die „zum Schutze des europäiſchen Gleichgewichtes" gegen Frankreichs Gewaltpolitik geſchloſſen werden; aber ſie ſteigt jedesmal bedeutſam an die Oberfläche, wenn es ſich darum handelt, die politiſchen Verhältniſſe der Staaten durch neue Verträge zu ordnen.

Im Jahre 1672 unternahm Ludwig XIV. den Raub- und Rachezug gegen das isolierte, von seinen bisherigen Verbündeten preisgegebene Holland. Er wollte durch einen neuen großen Schlag die Welt überraschen und schrecken; und in der That ergossen sich die französischen Heere wie ein verheerendes Element ohne Widerstand über die angefallenen Landschaften. Die rasche Einnahme aller Plätze zu beiden Seiten des Rheines und die sofortige Besetzung dreier Provinzen durch die Franzosen erschien den Zeitgenossen als ein ungeheurer, nie dagewesener Waffenerfolg. — Seit dem Friedensschlusse mit Spanien 1648 hatte das in Holland herrschende städtisch-kaufmännische Staatsregiment in unglaublicher Kurzsichtigkeit aus Scheu vor Geldforderungen die Festungen, die vordem ein Bollwerk gegen Spanien gewesen, verfallen lassen und selbst die Flotte vernachlässigt.*) Jetzt fehlten den Angegriffenen alle Mittel der Verteidigung; und demütig flehten die sonst so anmaßenden Holländer den König vergebens an, ihnen sein Wohlwollen und seine Gnade wieder zu schenken. Was indes Menschen und Festungen nicht vermochten, das leistete das Element, das sich dem Könige in dem Fortgange seines Unternehmens ebenso feindlich erwies, wie es ihn im Anfange begünstigt hatte. Und während unerwartete Naturhindernisse sich mit einem Male den Fortschritten Ludwigs XIV. entgegenstellten, kam der verlassenen und verzweifelten Republik die Hilfe. Zuerst warf sich die spanische Monarchie, ihren Groll gegen die abgefallene Provinz unterdrückend, zum Schutze der Angegriffenen auf. Ihr folgte Kaiser Leopold, dessen Ansehen durch die bisherige Duldung der französischen Übergriffe so tief erschüttert war, daß der letzte Rest kaiserlicher Würde

*) Die Zahl der Kriegsschiffe hatte man von 150 auf 40 herabgesetzt und die Mannschaften entlassen. Seitdem zerfielen die Grundlagen des Ansehens und der handelspolitischen Macht Hollands zu gunsten Englands.

auf dem Spiele ſtand. Vor dem Gnadenbilde der Jungfrau Maria knieend, gewann das gutmütig ſchwache Reichsoberhaupt endlich die Entſchloſſenheit, den wachſenden Rückſichtsloſigkeiten Frankreichs mit den Waffen entgegenzutreten. Er richtete an Ludwig XIV. die Aufforderung, das deutſche Gebiet zu räumen, die eingenommenen Plätze zurückzugeben, die deutſchen Gerechtſame im Elſaß und in den drei Bistümern zu ſichern und Lothringen wieder herzuſtellen. Dieſe Forderungen bedeuteten den Krieg; und am 1. Juli 1673 kam im Haag ein Bündnis zu ſtande, in welchem die ſeit dem münſteriſchen Kongreſſe einander entfremdeten Linien des Hauſes Habsburg ſich mit Holland zur Herſtellung des Friedens und zur Sicherung der Chriſtenheit verbanden. Als die durch Schweden vermittelten Friedensverhandlungen in Köln keinen Fortgang nahmen, ſchloſſen ſich auch die bisher mit Ludwig XIV. verbündeten Biſchöfe von Köln und Münſter ſowie der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg dem Bunde der beiden Häuſer Habsburg gegen Frankreich an.

Keiner hatte dieſen Zuſammenſchluß der Mächte ſo leidenſchaftlich erſehnt, und keiner trat ihm mit ſo heißem Eifer bei als der landesverjagte Herzog von Lothringen. In dem ſechſten Artikel des im Haag geſchloſſenen Bündniſſes wurde feierlich erklärt, daß man ſich ohne Lothringen zu keinem Friedensſchluſſe mit Frankreich verſtehen werde; doch wurde dieſer Artikel ſpäter in die allgemeine Klauſel umgeändert, daß der Kaiſer ſeinen Verbündeten einen Frieden verſchaffen ſolle, mit dem ſie zufrieden ſein könnten.

Lothringiſche Geſchichtſchreiber und Biographen Karls haben ſich in großer Ausführlichkeit verbreitet über den beſonderen Anteil, den der Herzog an den Kriegsereigniſſen der Jahre 1673 bis zu ſeinem Tode 1675 genommen hat. Unſerer Erzählung liegen die kriegeriſchen Unternehmungen Karls aus dieſer Zeit fern und können nur in den allgemeinſten Zügen gegeben werden; denn nicht mehr von

einzelnen kühnen Wagnissen und glücklichen Überfällen im Felde hing das künftige Schicksal Lothringens ab, sondern lediglich von der Gestalt, den das Verhältnis der großen Mächte infolge des Krieges und der diplomatischen Verhandlungen annahm.

Nach seiner Flucht aus Nancy hatte Karl sich in die entlegensten Teile der Vogesen geworfen und suchte hier mit kühnen Parteigängern den kleinen Krieg gegen die Franzosen zu beleben. Aber von den Spähern und Häschern Crequis verfolgt, so daß er nicht wagte, zwei Nächte in demselben Bette zu schlafen, entwich er zuletzt in den Breisgau und suchte von da über Mainz und Koblenz Sicherheit in Köln. Er verpfändete hier die von ihm besetzte Feste Homburg für 15 000 Thaler dem Kurfürsten von Trier und gebrauchte diese Summe, um aus den zahlreichen lothringischen Edelleuten, Offizieren und Soldaten, die sich bei ihm einfanden, einige Regimenter Kriegsvolk zu bilden, die er unter dem Befehle des Prinzen von Vaudémont in spanische Dienste stellte. Als er bei dem Ausbruche der Feindseligkeiten sich auch in Köln nicht mehr sicher fühlte, begab er sich nach Frankfurt. Er hoffte zuversichtlich, im Fortgange des Krieges an die Spitze der kaiserlichen Heere berufen zu werden, und war wie ein zweiter Mithridates, so sagen seine Biographen, unermüdlich, gegen den Räuber seines Landes überall Feinde aufzubringen. Durch seine Agenten ließ er in Wien, in Madrid, an den Höfen vieler deutscher Fürsten auf die furchtbaren Gefahren hinweisen, die allen Staaten von Frankreich her drohten, wenn Holland vernichtet würde. Mit dem Kurfürsten von Brandenburg hatte er eine Zusammenkunft in Halberstadt und überließ ihm, als dieser 1672 sich der holländischen Republik annahm, seine Garde und vier Reiterregimenter.*) Sobald sich 1673 der große Bund gegen

*) Calmet III. 692.

Frankreich geſchloſſen hatte, erhielt Karl am Oberrheine einen Teil der kaiſerlichen Truppen und der Reichsvölker, die unter Bournonville Turenne gegenüber aufgeſtellt waren, während in den Niederlanden Holländer und Spanier unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien gegen Condé kämpften. Die Abſicht der Verbündeten war, durch einen doppelten Flankenangriff von den ſpaniſchen Niederlanden und von der Freigrafſchaft aus Lothringen in ihre Gewalt zu bringen. Denn der Beſitz Lothringens war nicht nur von ungemeiner ſtrategiſcher Wichtigkeit: die Herſtellung der lothringiſchen Unabhängigkeit galt zugleich als das ſicherſte Mittel, die vordringende Macht Frankreichs dauernd zurückzudämmen. Um das Gelingen des Feldzugsplanes zu ſichern, drängte Karl, der wegen ſeiner kriegeriſchen Talente und wegen ſeiner genauen Kenntnis des Kriegstheaters von vielen als Generaliſſimus der kaiſerlichen Truppen gewünſcht wurde, auf eine ſofortige Beſetzung der Freigrafſchaft, deren Bewohner von altem Haſſe gegen die Franzoſen erfüllt ſeien, und deren feſten Plätze Dole und Beſançon reichlichen Kriegsbedarf böten. Aber die allgemeine Schwäche aller Koalitionen: geteilte Intereſſen, ratloſes Schwanken und Furcht vor dem Siege trat überall in den Operationen der Verbündeten zu Tage. Ihre Streitkräfte waren an Zahl und Beſchaffenheit denen der Franzoſen überlegen; aber langſam vereinigt und unter vielgeteilter Führung, wichen ſie überall vor dem entſchloſſenen Angriffe der von einem einheitlichen Willen geleiteten Franzoſen. Ehe die Spanier und Kaiſerlichen noch einen rechten Entſchluß gefaßt hatten, kam Ludwig XIV. ihnen in der Beſetzung der Freigrafſchaft zuvor. Er nahm Dole und Beſançon, die wichtigſten Plätze des Landes weg; und als der Herzog Karl auf dem weiten Umwege über Rheinfelden zum Entſatze herbeieilte, fand er Turenne, den alten Gegner aus der Zeit der Fronde, überall auf ſeinen Wegen. Am Ende des Jahres war die

Freigrafschaft, die den Verbündeten als Stützpunkt des Angriffes hatte dienen sollen, verloren. Der Einfall, den man von den Niederlanden aus in die Pikardie und die Champagne machen wollte, wurde unter großen Verlusten der Verbündeten zurückgewiesen, und unglücklich wie diese Versuche war die Ausführung des ganzen Feldzugsplanes. Zu allen diesen Mißerfolgen kam, daß das Elsaß, von wo aus ein zweiter wirksamer Stoß gegen die französische Machtstellung an der Mosel hätte geführt werden können, ganz in die Gewalt der Franzosen geriet. Die Städte, die hier noch zum Reiche gehalten hatten, wurden ihrer Mauern und Wälle entkleidet, die Bürger entwaffnet.

Die Versuche, welche die Deutschen in dem folgenden Jahre machten, durch einen großen Angriff von der Pfalz aus sich des verlorenen Elsasses wieder zu bemächtigen, wurden durch Turennes überlegene Strategie vereitelt. In der Schlacht bei Sinzheim, wo Karl nebst dem unbesonnenen Grafen Caprara von Turenne überfallen wurde, floß 16. Juni 1674 viel Blut ohne jede Entscheidung. Die Ankunft von 16 000 Brandenburgern gab zwar den deutschen Heeren am Oberrheine eine neue Überlegenheit; sie gingen bei Speier und Straßburg wiederum über den Rhein und zwangen Turenne, sich nach den Vogesen und der Saar zurückzuziehen. Während dessen brach Karl durch des Leberthal in Lothringen ein. Mit vier Reiterregimentern überraschte er den französischen Marquis Sablé, der dem Heere Turennes eine Verstärkung mit 500 Edelleuten zuführen sollte. Er machte den größten Teil dieses Nachschubes nieder, nahm den Marquis selbst gefangen und setzte sich in Epinal und Remiremont fest. Das neue Vordringen der Deutschen über den Rhein und Karls Einfall in Lothringen verbreitete in Paris eine ungewöhnliche Besorgnis. Schon sprach man von den Schrecken einer feindlichen Invasion wie bei der Annäherung Johann von Werths 1636; aber dem hoffnungsvollen Anfange des

Feldzuges entsprach der Fortgang so wenig, daß die Heere der Deutschen, die im Oktober 60 000 Mann zählten, im Januar auf 25 000 zusammengeschmolzen waren und vor Turenne wieder über den Rhein zurückgingen. „Fünf Prinzen von Gottes Gnaden", so spottete der Herzog Karl, der die besetzten Plätze in Lothringen wieder aufgeben mußte, über die jämmerliche Kriegsführung und den schimpflichen Rückzug, „sah ich vor einem Prinzen von Königs Gnaden über den Rhein zurückweichen". Turenne lagerte während des Winters seine Truppen in Deutschlothringen, in der Grafschaft Bitsch und in den Saarlanden ein, die eben angefangen hatten, sich aus dem tiefsten Ruine wieder aufzurichten. Die Einquartierung des zuchtlosen Kriegsvolkes, das kurz zuvor in der Pfalz Städte und Dörfer niedergebrannt und an den Einwohnern die unmenschlichsten Schandthaten verübt hatte, glich in seiner Wirkung einem zerstörenden Naturereignisse und brachte über die heimgesuchten Landschaften wieder die Verödung, die unmittelbar nach dem großen Kriege über sie ausgebreitet war.

Unterdes hatte Frankreichs unermüdliche Diplomatie im Rücken der kriegführenden Mächte die Schweden, Polen und Türken aufgebracht, die den Brandenburger vom rheinischen Kriegsschauplatze abzogen und Österreich zwangen, seine Kräfte zu teilen.

Im Feldzuge des Jahres 1675, der über allerhand nutzlosen Beratungen erst im Juni eröffnet wurde, stand Herzog Karl, übel gelaunt über den schlechten Fortgang des Krieges, mit 5000 lothringischen Reitern und 14 000 Mann kaiserlicher Hilfsvölker an der Mosel, um Trier, in dem eine starke französische Besatzung lag, dem Feinde zu entreißen, als der Marschall Crequi zum Entsatze der Stadt heranzog. Karl äußerte laut seine Freude, daß er einmal dem Plünderer seiner Hauptstadt, der sich gerühmt hatte, in des Herzogs Bett geschlafen zu haben, im Felde begegne. Am 11. August

ſtellte er ſich oberhalb Trier an der Conzer Brücke dem Marſchall entgegen und warf in wenigen Stunden das an Zahl überlegene franzöſiſche Heer auseinander. Trier mußte dem Sieger die Thore öffnen, und Crequi, der ſich nach der verlorenen Schlacht mit genauer Not in die Stadt geflüchtet hatte, wurde ein Gefangener des Herzogs. Die Schlacht an der Conzer Brücke war die erſte empfindliche Niederlage, die ſeit langer Zeit den Franzoſen im offenen Felde beigebracht wurde; ſie machte in Paris um ſo mehr Eindruck, als kurz zuvor (27. Juli) durch Turennes Tod die franzöſiſche Heerführung einen unerſetzlichen Verluſt erlitten hatte. Da eine franzöſiſche Armee im Felde nicht mehr entgegenſtand, riet Karl, die Niederlage der Franzoſen zu benutzen, um raſch nach Lothringen vorzudringen und die von Truppen entblößte Stadt Metz durch Überrumpelung zu nehmen. Allein da der Kurfürſt von Brandenburg wegen des Einfalles der Schweden ſeine Truppen vom Rheine weggeführt hatte, auch das münſteriſche und braunſchweigiſche Kriegsvolk wegen der ſchwediſchen Diverſion im Norden heimgekehrt war, wagte man an ein ſo kühnes Unternehmen nicht heranzugehen. Statt deſſen ſollte Karl in Verbindung mit dem kaiſerlichen Heere am Rheine ſich aufs neue des Elſaſſes bemächtigen. Er zog deshalb moſelabwärts dem Rheine zu. Auf dieſem Marſche ward er am 14. September zu Alembach zwiſchen Bernkaſtel und Birkenfeld von einer hitzigen Krankheit befallen, der er am 18. September zweiundſiebenzigjährig erlag, noch immer beſchäftigt mit weitgehenden Plänen und ungebrochen in dem Glauben, daß ſein Land, um das er vierzig Jahre raſtlos und unglücklich geſtritten hatte, ſeine Unabhängigkeit wieder erlangen werde. Der große Sonnenkönig an der Seine war kleinlich genug zu verbieten, daß in den lothringiſchen Ländern eine Meſſe für die Seelenruhe des allezeit Verfolgten geleſen werde.

Ebenso lange wie dem lebenden sollte auch dem toten Herzoge die heimische Erde verwehrt bleiben. Sein Leichnam ward unter dem zahlreichen Geleite lothringischer Edelleute nach Koblenz gebracht und in der Kirche der Kapuziner geborgen; erst 1717 ward er nach Lothringen übergeführt und in der von Karl selbst gegründeten Kartause von Bosserville bei Nancy beigesetzt.

Sechzehnter Abschnitt.

Karl V., der Erbe des herzoglichen Namens, in österreichischen Diensten. Er bewirbt sich zweimal um die polnische Königskrone. Er übernimmt nach dem Tode Karls IV. den Oberbefehl über die lothringischen Truppen und wird 1676 Generalissimus der kaiserlichen Heere am Rheine; bringt für kurze Zeit siegreich in Lothringen ein. Karl verschwägert sich dem Kaiserhause. Schleppender Gang des Krieges gegen Frankreich. Der Friedenskongreß zu Nymegen. Die Reunionen. Kongreß zu Frankfurt Dezember 1681. Assoziation der fremden Mächte gegen Frankreich. Verhalten der deutschen Reichsstände. Beziehungen des Kurfürsten von Brandenburg zu Ludwig XIV.; seine Einwirkung auf die übrigen Reichsstände. Waffenstillstand zu Regensburg 15. August 1684.

Heimatlos und landesverjagt hatte Karl IV. sein stürmisch bewegtes Leben mitten im Kampfe gegen „den Räuber seines Landes" geendet. Erbe seines Namens und Rechtes, seines Hasses gegen Frankreich und seiner Ergebenheit an die kaiserliche Sache war sein Neffe Karl, der Sohn Claudias und des Prinzen Franz Nikolas. Sein Recht auf Lothringen war um so unbestreitbarer, als ihm gegenüber die von Richelieu erhobenen Bedenken und Schwierigkeiten wegen der weiblichen Erbfolge fielen; auch die Beschwerden, die der französische Hof mit Recht oder Unrecht gegen Karl erhoben hatte, trafen den Prinzen nicht. Ludwig XIV. selbst hatte ihn vor Zeiten, als die Heirat mit der Prinzessin Nemours verhandelt wurde, in aller Form als rechtmäßigen Nachfolger seines Oheims Karl in dem Herzogtume anerkannt. In viel

höherem Maße als der verstorbene Herzog mußte deshalb der Prinz Karl als ein Opfer des Unrechtes und der Gewalt erscheinen, wenn der König ihm sein Erbe vorenthielt.

Seit dem Jahre 1663, da ein königlicher Befehl ihm den Aufenthalt in Frankreich untersagte, hatte Karl an dem kaiserlichen Hofe in Wien gelebt. Die verwitwete Kaiserin, eine Tochter des Hauses Gonzaga, bekundete für den blutsverwandten, schönen und stattlichen Prinzen eine fast mütterliche Sorge und sah gerne die zärtliche Zuneigung, die sich zwischen diesem und ihrer ältesten Tochter Eleonore bildete. Als Führer eines Regiments nahm der Prinz (August 1664) unter Montecuculi teil an der berühmten Schlacht bei dem Kloster St. Gothard und trug nicht wenig zu dem glänzendsten Siege bei, den die Christen seit länger als 200 Jahren hier gegen die Osmanen erfochten. Er erlegte in der Schlacht den Anführer der Leibwache des Großveziers und entriß dem türkischen Standartenträger, der ihn mit der Spitze der Stange durchbohren wollte, die Fahne, die später nach Nancy gebracht und im Gewölbe der Kirche von Bon-Secours aufgehängt wurde. Sein Mut, seine Umsicht und seine Geistesgegenwart in dieser Schlacht erzeugten allgemein den Glauben, daß in ihm dem Hause Österreich der große Feldherr gegeben sei. Zum General der Kavallerie ernannt, kämpfte er in den folgenden Jahren unter Spork mit Glück gegen die allezeit rebellischen, von Ludwig XIV. im geheimen unterstützten ungarischen Magnaten. Zweimal langte er dann nach der polnischen Königskrone. Das erste Mal trat er nach der Abdankung Johann Kasimirs 1668 als Mitbewerber Condés um das kostspielige und gefährliche Wahlkönigtum auf. Für den Fall des Gelingens war ihm die Hand der Erzherzogin Eleonore in Aussicht gestellt. Alles schien der Wahl des Prinzen günstig. Die Geistlichkeit, das Heer, der kleine Adel war dem vom Kaiser unterstützten Thronbewerber gewonnen, der sich nach mittelalterlicher Sitte zur Freude der Polen erbot,

in ritterlichem Kampfe gegen jeden Nebenbuhler sein Recht auf die Krone zu beweisen. Da erhob sich an dem entscheidenden Tage der Wahl, durch französische Einflüsterungen veranlaßt, plötzlich der immer lauter werdende Ruf: einen Piasten! einen Piasten! und lenkte die stürmische Wahl auf einen vorher kaum genannten polnischen Edelmann, Michael Koribut. Dieser Tag betrog den Prinzen nicht nur um die erhoffte Königskrone, sondern auch um die zugedachte Braut. Denn die Erzherzogin wurde jetzt dem erwählten Könige der Polen angetraut. Als Koribut 1673 starb, und durch seinen Tod die polnische Krone wie die Hand Eleonores frei wurde, trat der Prinz neben Johann Sobieski zum zweiten Male als Bewerber bei der Königswahl auf, um zum zweiten Male der Gegnerschaft Frankreichs zu erliegen. „Ausschluß des Lothringers!" so lautete die Instruktion, die Ludwig XIV. seinem Gesandten Janson, dem Bischof von Marseille, gegeben hatte. Durch französisches Geld brachte Janson die lothringischen Parteigänger zum Abfalle von dem Prinzen, und die Wahl fiel so auf den Günstling Ludwigs, den Großmarschall Johann Sobieski.

Am Wiener Hofe galt der Prinz als die Seele der antifranzösischen Partei. Lobkowitz sah in ihm den gefährlichsten Gegner seiner verräterischen Politik und ward nicht müde, dem Kaiser vorzureden, daß des Prinzen Anwesenheit am Hofe Österreich in schlimme Verwicklungen mit Frankreich bringen werde. Nicht zum wenigsten dem Einflusse Karls war die Entlassung Auersbergs und Lobkowitz' und die damit zusammenhangende Entschließung des Kaisers zur Teilnahme an dem holländischen Kriege zu danken. Nach der Niederlage, die Karl bei der zweiten polnischen Königswahl erfahren, hatte er sich als einzige Gunst vom Schicksale erbeten, daß ihm einmal vergönnt sein möge, sein Mißgeschick an dem Räuber Lothringens zu rächen, der ihm zweimal eine Königskrone entwunden habe. Diese Gunst des Schicksals kam ihm, als der Kaiser im neuen

Bunde mit Spanien zum Schutze der holländiſchen Republik die Waffen gegen Ludwig XIV. ergriff. Karl eilte ſogleich unter Montecuculis Befehl auf den flandriſchen Kriegsſchauplatz. Er nahm teil an der blutigen, unentſchiedenen Schlacht von Senef, in deren Beginn er ſchwer verwundet wurde, wie an den ſpäteren Kämpfen am Mittelrhein, in denen Turennes überlegene Strategik die an Zahl ſtärkeren, aber uneinigen Verbündeten von dem Vordringen in das Elſaß abhielt. In Lauterburg erhielt Karl die Nachricht von dem Tode ſeines Oheims. Sofort eilte er nach Trier, um die wichtigſte Hinterlaſſenſchaft des geſtorbenen Herzogs, den Oberbefehl über die lothringiſchen Truppen, zu übernehmen. Den Höfen in Madrid und Wien ſowie im Haag ließ er wie ein ſouveräner Fürſt anzeigen, daß er als Nachfolger ſeines verſtorbenen Oheims in deſſen Rechte auf die lothringiſchen Länder und Staaten eingetreten ſei und deſſen Allianzen mit allem Eifer für die allgemeine Sache treu bleiben werde. Man nahm dieſe Erklärungen des Herzogs um ſo günſtiger auf, als Karl von frühem kriegeriſchem Ruhme umgeben war und als ein Opfer franzöſiſcher Gewaltthätigkeit, die man mit gemeinſamen Kräften bekämpfen wollte, allgemeine Sympathieen genoß. Als Montecuculi am Ende des Jahres den Oberbefehl niederlegte, ernannte Kaiſer Leopold den Herzog zum Generaliſſimus der kaiſerlichen Truppen am Rheine und in den Niederlanden und bekundete dadurch den feſten Willen, den Krieg gegen Ludwig XIV. mit dem Einſatze aller Kräfte weiterzuführen und Lothringen den Franzoſen wieder zu entreißen. Durch die Verluſte, die der neue Generaliſſimus im Feldzuge des Jahres 1676 dem Marſchalle von Luxemburg beibrachte, wie durch die Zurückeroberung der von den Franzoſen beſetzten Reichsfeſtung Philippsburg, die Karl im Angeſichte einer franzöſiſchen Armee von 45 000 Mann am 9. September 1676 zur Kapitulation zwang, erwies er ſich dem franzöſiſchen Könige als der gefährlichſte ſeiner Gegner. Am Ende dieſes Feldzuges ſtand er

an den Grenzen Lothringens und glaubte den günstigen Augenblick gekommen, das Erbe seines Hauses mit den Waffen zurückzugewinnen. Während die Spanier und der Prinz von Oranien in den Niederlanden Ludwig XIV. das Gleichgewicht zu halten suchten und das deutsche Reichsheer einen Vorstoß gegen die Freigrafschaft machte, drang er im Frühjahre 1677, heiß ersehnt von den Wünschen seiner Landsleute, in Lothringen ein. „Jetzt oder nie!“ (aut nunc aut nunquam) hatte er als Wahlspruch auf seine Fahnen gesetzt. Das Unternehmen hatte anfangs glücklichen Fortgang. Im offenen Felde siegreich, besetzte er die kleinen Plätze an der Saar und drang Metz und Nancy bedrohend über die Seille vor. Von allen Seiten strömten ihm die hart bedrückten Landsleute zu und begrüßten ihn als den angestammten Herrn. Als er die Seille überschreitend gegen das neubefestigte Nancy vorrückte, fand er sich dem aus der Gefangenschaft entlassenen Marschall Crequi gegenüber, der an der Spitze zahlreicher Truppen stand. Crequi wich indes jedem entscheidenden Kampfe aus, und gestützt auf die festen Plätze Vic, Moyenvic, Metz und Stenay, beschränkte er sich darauf, dem Herzoge alle Wege zu verlegen, die Zufuhren abzuschneiden und ihn durch fortwährendes Hin- und Herziehen zu ermüden. Mitte Juli ging Karl endlich bei Grevenmacher über die Mosel, um in die Champagne einzudringen und dem Prinzen von Oranien, der auf französisches Gebiet vorgerückt war und Charleroi belagerte, die Hand zu reichen. Crequi blieb ihm bei diesem Marsche stets auf den Fersen. Da erhielt Karl böse Nachrichten, die ihn nach einer ganz anderen Seite des Kriegsschauplatzes abriefen. Am Rheine war der geplante Einfall des Reichsheeres in die Freigrafschaft gänzlich mißglückt; in den Niederlanden hatten die Franzosen viele wichtige Plätze an der Nordgrenze Frankreichs: Valenciennes, St. Omer, Cambray, erobert, und der Prinz von Oranien war durch den Marschall Luxemburg gezwungen worden, die Belagerung von Charleroi aufzuheben.

Zu allem dem kam, daß die Absichten des Kaisers auf die Eroberung des Elsasses gerichtet waren und der Kriegsrat in Wien den Herzog verdächtigte, als verfolge er, unbekümmert um die allgemeine Sache, nur seine lothringischen Interessen. In eiligen Märschen auf großen Umwegen kehrte Karl nach dem Oberrheine zurück, wo bald nachher Freiburg, den Verlust von Philippsburg aufwiegend, den Franzosen in die Hände fiel. Eine schwere Verletzung, die Karl sich im Winter bei der Besichtigung der festen Werke von Philippsburg durch einen Sturz in die Tiefe zuzog, zwang ihn für längere Zeit den rheinischen Kriegsschauplatz zu verlassen.

Während die kriegerischen Ereignisse am Rheine und in den Niederlanden sich für die deutsche Ehre so beschämend gestalteten, hatten die Gesandten der kriegführenden Mächte die in Köln gescheiterten Friedensverhandlungen wieder aufgenommen und sich 1675 in Nymegen zusammengefunden. Es wiederholten sich hier zum Teil die Vorgänge des Kongresses zu Münster. Vor dem Beginne des Friedensgeschäftes war der Kaiser mit Spanien und Holland übereingekommen, ohne die Restitution Lothringens keine Friedensvorschläge anzunehmen und auf der Teilnahme der lothringischen Gesandten an dem Kongresse zu bestehen. Als diese Forderung gestellt wurde, hielten die französischen Gesandten den kaiserlichen Bevollmächtigten entgegen, daß der Prinz Karl, dem sie den Titel eines Herzogs versagten, kein selbstständiger Fürst mehr sei; legitimer Herr Lothringens sei der König von Frankreich, und die Herstellung Lothringens hange deshalb lediglich von dem guten Willen und dem Belieben des Königs ab. Sehr nachteilig für die lothringische Sache erwies sich hier wiederum die Zwitterstellung, die das Herzogtum durch den Nürnberger Vertrag erhalten hatte. Während die herzoglichen Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg,

so oft sie den Beistand des Reiches suchten, den Herzog als einen deutschen Reichsstand, als Glied und Schutzverwandten des Reiches darstellten, machten Canon und Serinchamps, die Beauftragten Karls in Nymegen, dessen souveränen Charakter geltend und forderten für ihn die Teilnahme am Kongresse als für „den souveränen Fürsten und den Alliierten des Kaisers und der Krone Spaniens". Die französischen Gesandten unterließen es nicht, mit großer Schärfe auf diesen Widerspruch hinzuweisen, und hielten den lothringischen Ansprüchen entgegen, daß der König, wenn er dem lothringischen Prinzen gestatten wolle, an dem Friedensgeschäfte teilzunehmen, auch für seinen Verbündeten, den Bischof von Straßburg, der ebenfalls ein vom Kaiser und Reiche dependierender Reichsstand sei, dasselbe Recht verlangen müsse.

Ludwig XIV. hatte es indes in Nymegen nicht wie in Münster mit einer deutschen Reichsdeputation, sondern mit einer mächtigen Koalition zu thun; und diese ließ nicht ab, dem englischen Vermittler zu erklären, daß man nimmermehr zu einem allgemeinen Frieden kommen werde, wenn der Herzog von Lothringen nicht die gebührende Satisfaktion erlange. Auf das Drängen des päpstlichen Nuntius und des englischen Vermittlers ließ Ludwig XIV. endlich seinen Widerspruch gegen die Zulassung der lothringischen Bevollmächtigten fallen, gedachte aber keineswegs, damit auch weiteren Ansprüchen zu gunsten des Lothringers nachzugeben. Im übrigen hatte die Einigkeit der Verbündeten mit der dem Könige entrungenen Zulassung der lothringischen Abgeordneten schon ihr Ende erreicht. Wie vorher im Felde die Uneinigkeit und Zerfahrenheit, so wurde in dem weiteren Gange der Verhandlungen zu Nymegen die diplomatische Unzulänglichkeit der Alliierten aller Welt offenbar, und Leibniz' bitteres Wort behielt Recht, daß das Glück des Königs Ludwig nicht dessen Macht und Bündnissen zuzuschreiben sei, sondern der Sorglosigkeit und der Stümperei der anderen. Ludwig wußte vor allem seine Gegner auf dem Kongresse zu

isolieren. Zuerst setzte sich die Selbstsucht der Holländer, zu deren Rettung die anderen Mächte die Waffen ergriffen hatten, wider alle Ehre über die gemachten Vereinbarungen hinweg und opferte August 1678 in einem Separatvertrage die Interessen der Verbündeten dem eigenen Vorteile. Spaniens Ohnmacht fühlte sich darauf dem weiteren Kampfe nicht mehr gewachsen und folgte unter großen Opfern an Gebiet dem Vorgange Hollands. Der Kaiser, der durch Frankreichs Diplomatie in neue Kämpfe mit den rebellischen Magnaten in Ungarn verstrickt und außerdem durch die heimlichen Verhandlungen beunruhigt war, die der Kurfürst von Brandenburg durch seinen Geheimrat Meinders in Paris führte,*) glaubte, daß er nach dem Abfalle seiner Verbündeten und bei der Abneigung der Reichsstände gegen eine Fortsetzung des Krieges

*) Wie aus den Berichten des ständigen Gesandten Frankreichs am brandenburgischen Hofe, des Grafen Rébenac, hervorgeht, ließ der Kurfürst 1678, zur Zeit als er noch Verbündeter des Kaisers war, dem genannten Grafen erklären, daß er alles thun wolle, was der König von ihm verlange, und bereit sei, ein immerwährendes Bündnis mit Ludwig XIV. zu schließen sowie Kleve und Wesel an Frankreich zu überlassen, wenn er Pommern bis zur Peene erhalte. Für die Interessen des Deutschtums hatte der Kurfürst ebensowenig ein tieferes Verständnis wie die anderen Fürsten seiner Zeit; seine Politik hatte lediglich ein brandenburgisch-dynastisches Interesse und bewegte sich, wie die Ergebnisse der neueren Forschungen zeigen, in einem widerspruchsvollen Schwanken, das weit entfernt war von dem zielbewußten Handeln, das man nach dem schließlichen Erfolge allgemein angenommen hat. In dem 1679 abgeschlossenen Geheimvertrage von St. Germain verpflichtete sich der Kurfürst unter anderem, dafür zu wirken, daß im Falle des Todes des Kaisers, wenn es keinen römischen König gebe, die Wahl zum Kaiser auf den König von Frankreich, oder wenn das nicht gelinge, auf den Dauphin falle. Die meisten Räte des Kurfürsten standen im französischen Solde; der oben genannte Meinders erhielt innerhalb vier Jahre von Rébenac 53550 Livres. Auch die Kurfürstin Dorothea empfing reiche Geschenke, so 1680 einen Diamantschmuck im Werte von 60000 Thalern; in ihrem Dankschreiben erklärte sie, daß sie um die Erhaltung der Allianz mit dem Könige bemüht sein werde.

der Macht Frankreichs allein nicht standhalten könne. Nach langem Widerstreben ließ er sich die Bedingungen gefallen, die der Hochmut der französischen Minister Pomponne, Colbert und Louvois vorschrieb. Was die lothringische Sache betraf, so hatten die Franzosen einen vom Könige selbst gemachten Entwurf vorgelegt, in dem sich Ludwig XIV. erbot, dem Herzoge von Lothringen seine Staaten zurückzugeben, doch so, daß Nancy und das starke Longwy in französischem Besitze blieben, wofür der Herzog Karl die unbedeutende Stadt Tull nebst einem kleinen Gebiete in den drei Bistümern erhalten sollte. Außerdem sollte der Herzog in seinem Lande vier Militärstraßen, die von Nancy ausgehend, nach Schlettstadt im Elsasse, nach Metz, nach der Freigrafschaft und der Champagne führten, nebst einem Streifen Landes in der Breite von einer halben Meile zur Seite jeder Straße dem Könige zum souveränen Besitze überlassen. Diesem schimpflichen Anerbieten gegenüber gaben die lothringischen Gesandten die Erklärung ab, daß der Herzog es vorziehe, seines Landes auch ferner beraubt zu bleiben, als solche Bedingungen anzunehmen; doch werde er bereit sein, auf Grundlage des Vertrages vom Jahre 1661 zu unterhandeln; auch hoffe er, daß der allerchristlichste König ihn nicht ungünstiger behandeln werde wie seinen Oheim, zumal er niemals gegen des Königs Majestät gefehlt habe. Die französischen Minister gaben als Antwort den Lothringern zwei Tage Bedenkzeit, die gemachten Vorschläge unverändert anzunehmen oder abzulehnen, „denn der König von Frankreich", so hatten sie schon vorher erklärt, „sei gewohnt, Vorschriften zu geben, aber von niemand Vorschriften anzunehmen". — Karl war indes fest entschlossen, den Schimpf eines solchen Vertrages nicht auf sich zu nehmen; anderseits wollte er bei der bedrängten Lage des Kaisers, seines Schwagers — er hatte sich kurz zuvor mit Eleonore, der verwitweten Königin von Polen vermählt — dem Abschlusse des Friedens nicht hinderlich sein. Er erklärte deshalb, daß er bei dieser Lage der Dinge den

Frieden zwischen Frankreich und dem Reiche nicht erschweren wolle, daß seine Ehre ihm aber nicht gestatte, als Herzog in das so verstümmelte Lothringen zurückzukehren. So wurden die Artikel 12—22, welche die Vorschläge des Königs in betreff Lothringens enthielten, in den Nymeger Friedensvertrag aufgenommen. Der Kaiser unterzeichnete (5. Februar 1679) den ganzen Vertrag mit dem Vorbehalte, daß er durch diese Ratifikation den Rechten und Ansprüchen seines Schwagers in keiner Weise nachteilig sein wolle. Die lothringische Frage war damit nicht gelöst, sondern nur vertagt.

Der Abschluß dieses für Deutschland schimpflichen Friedens, durch den Frankreich im Osten die Freigrafschaft, an seiner Nordgrenze Cambray, Valenciennes, Condé, St. Omer und Ypern als neue unüberwindliche Schutzwehren gewann, wurde vom Reichstage zu Regensburg, an den sich Herzog Karl, bessere Friedensbedingungen hoffend, gewandt hatte, mit lauter Freude begrüßt. Denkende Zeitgenossen aber vernahmen die Kunde mit ungeheurer Bestürzung. Leibniz bezeichnete den Friedensschluß als ein Unglück, wodurch die Gestalt Europas geändert werde; und, so setzte er hinzu, was vorher nur die Einsichtigsten erkannt, das müsse jetzt allen klar werden, daß Frankreichs Macht so groß geworden sei, daß nur die höchste Staatsklugheit ihr ferner Einhalt gebieten könne.

Nach der Unterzeichnung des Friedens suchte Herzog Karl die Vermittlung der mit Frankreich verbündeten Kurfürsten von Bayern und Köln sowie des reichsverräterischen Wilhelm von Fürstenberg, der als kurkölnischer Geheimrat für die Franzosen mit deutschen Fürsten intriguierte,*) „damit

*) Als kurkölnischer Gesandter suchte Fürstenberg den Mainzer Kurfürsten Philipp von Schönborn im französischen Interesse zu bearbeiten. Als bei einem Mahle, das der Mainzer Kurfürst 1674 deutschen und französischen Generälen gab, nach der Sitte der Becher herumgereicht wurde, um auf die Gesundheit des Kaisers geleert zu werden, goß Fürstenberg, als die Reihe an ihn kam, den Wein auf den Boden. Der Graf

sie die Größe, die Gerechtigkeit und den Edelmut des Königs betreffs Lothringens zu anderen Entschlüssen brächten". Ludwig XIV. war indes entschlossener als je, das politisch und strategisch bedeutsame Land zu einem dauernden Bestandteile Frankreichs zu machen, und dachte schon auf die Mittel, um weit über die Bestimmungen des Nymeger Friedens hinauszukommen.

Das Leben des Herzogs Karl gehört von hier an bis zum Ausbruche des pfälzischen Krieges (1689), der ihn wieder auf den Kriegsschauplatz am Rheine führt, der lothringischen Geschichte nicht mehr an. Wir werden ihn deshalb nicht nach Innsbruck in Tirol begleiten, dessen Statthalterschaft ihm sein Schwager nach dem Abschlusse des Friedens übertragen hatte. Aus demselben Grunde müssen wir seine Feldzüge gegen die Türken aus unserer Erzählung ausscheiden und die ruhmreichen Tage von Wien, Parkany, Gran, Mohacz und Ofen, in denen er den Grund zu Österreichs neuer Großmachtstellung legen half und das Abendland von dem Türkenschrecken befreite, der allgemeinen Geschichte überlassen.

Es liegt im Wesen der unbeschränkt sein wollenden Herrschergewalt, daß sie nicht nur im eigenen Staate alle Rechte und Freiheiten von Individuen und Körperschaften zerreibt und mit Füßen tritt, sondern auch im Verkehre mit den Nachbarstaaten das persönliche Belieben über Völkerrecht und beschworene Verträge setzt. Ludwig XIV. hat den Geist dieses Systems in Bezug auf das gegenseitige Verhältnis der Staaten mit cynischer Offenheit ausgesprochen, indem er

---

Hatzfeld zog den Degen gegen ihn, wurde aber zurückgehalten. Als dann aber der weingefüllte Becher auf die Gesundheit des Königs von Frankreich herumgereicht wurde und an den Grafen Hatzfeld kam, schleuderte dieser ihn dem Obersten Fürstenberg ins Angesicht.

völkerrechtliche Verträge nur als Höflichkeitsformeln bezeichnete, die Fürsten von gesundem Verstande in keiner Weise binden könnten, und deren feierliche Klauseln nur darauf hindeuteten, daß ihre Nichtachtung in der Folge nützlich sein werde. In Anwendung dieses Grundsatzes ließ er sich durch den Frieden von Nymegen nicht abhalten, alle die Gebiete und Städte an der deutschen und spanischen Grenze, auf die er seine Absichten gerichtet hatte, wider Recht und Verträge an sich zu reißen. Er bediente sich dazu einer Auslegung der Verträge, von der selbst die an Willkür und frecher Sophistik reiche Geschichte der Römer kaum ein Beispiel bietet. Auch kannte er die Schwäche Spaniens und die Zerrissenheit und Ohnmacht des deutschen Reiches zu gut, um einen Widerstand von dieser Seite zu fürchten, und er versinnbildlichte dies, wie erzählt wird, indem er eine Uhr anfertigen ließ, in der ein künstlicher Hahn bei jedem Stundenschlage krähte, während ein künstlicher Adler dabei am ganzen Leibe zitterte.

Auf dem Kongresse zu Münster hatten die französischen Gesandten in betreff der Bistümer nach längerem Hinhalten die ganz neue Forderung erhoben, daß dem Könige die Souveränität über die Bistümer abgetreten werde „sowohl auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete", also für die ganze Ausdehnung ihrer Diözesen. Die kaiserlichen Gesandten hatten diese Forderung auf das bestimmteste abgelehnt, und so hatte man im März 1646 sich zuletzt auf den unklaren und zweideutigen Ausdruck „Distrikt" statt Diözese geeinigt, so daß die Bistümer abgetreten werden sollen „mit ihrem Distrikt" (eorumque episcopatuum districtus). Die kaiserlichen Unterhändler, denen das Unklare und Vieldeutige des Ausdruckes keineswegs entgangen war, hatten eine genauere Erklärung verlangt, ob mit dem Ausdrucke Distrikt die kirchlichen Diözesen oder die weltlichen Besitzungen, ob die unmittelbaren Besitzungen der Bischöfe oder auch die Lehen ihrer Vasallen bezeichnet werden sollten, und hatten zu districtus

den Zusatz temporalis beantragt. Da die französischen Gesandten immerfort auswichen und die Sache hinzogen, ließen jene, um das Friedensgeschäft überhaupt zustande zu bringen, zuletzt diesen Zusatz fallen, fügten aber die Erklärung bei, daß sie den Artikel nur in dem Sinne zuließen, daß dem Könige zwar die Souveränität über die drei Bistümer überlassen werde, diese Souveränität aber unter keinerlei Vorwand, weder dem der Lehnbarkeit noch des Diözesanrechtes über diejenigen Gebiete ausgedehnt werde, welche Reichsstände oder die unmittelbare Reichsritterschaft von den drei Bistümern zu Lehen trügen.*) Der französische Gesandte Servien nahm diese Deklaration entgegen, weigerte sich aber, sie in den Friedensvertrag mit aufzunehmen; „denn die Unbestimmtheit des Ausdruckes gestattete Frankreich", wie Servien sich gegen Vertraute äußerte, später Ansprüche zu erheben, „die man mit dem Schwerte in der Faust geltend machen könne, sobald die günstige Gelegenheit sich darbiete".**) Die Reichsdeputation ließ jene Erklärung dem Kammergerichte als Regel und Richtschnur für alle künftigen Fälle zugehen und sandte sie auch dem französischen Hofe zu, der es im Sinne Serviens für gut fand, das Schreiben nicht zu beantworten. So war infolge der Schwäche und Nachgiebigkeit des Reiches in das Friedensinstrument die Fassung aufgenommen worden, daß die „Bistümer nebst ihren Distrikten" abgetreten würden. Zu unabsehbaren Wirren sollte diese verhängnisvolle Un-

*) Eine ähnliche Einschränkung wurde dem Artikel beigefügt, durch den der Sundgau, das Landgrafiat und die Landvogtei über die zehn elsässischen Städte abgetreten wurde, indem die Rechte der Landvogtei auf die Befugnisse, die das Haus Österreich ausgeübt hatte, beschränkt wurden. Aber diese Beschränkung wurde absichtlich wieder verdunkelt durch den Zusatz, daß damit den an Frankreich abgetretenen Rechten nichts entzogen werden solle.

**) „Nous aurons assez de droits pour les faire valoir avec l'épée, lorsque quelque occasion favorable se présentera."

klarheit Anlaß geben; sie bedeutete einen vollständigen Sieg der französischen Diplomatie und ebnete der Willkür der Reunionspolitik alle Wege.

Auf dem Kongresse zu Nymegen brachten die kaiserlichen Bevollmächtigten die vielfachen Übergriffe zur Sprache, die Frankreich dem Sinne des westfälischen Friedens zuwider „über den Distrikt und das Territorium der Bistümer hinaus“ wie gegen die Reichsstädte im Elsasse gemacht hatte; aber statt auf einer genauen Auslegung des münsterischen Vertrages zu bestehen, hatten sie bei der Eile, mit der zuletzt der Friede geschlossen wurde, sich bei der Erklärung beruhigt, daß die Grundlage des münsterischen Friedens wieder hergestellt und die Rechte des Reiches in nichts beeinträchtigt werden sollten. Ein Schiedsgericht über den Sinn jener Friedensartikel lehnten die französischen Minister ab, weil die Rechte ihres Königs durch den Wortlaut des Friedens hinreichend gesichert seien.

Schon seit der Erwerbung des Protektorates über die Bistümer hatte Frankreich nach Rechtsansprüchen gesucht, um die dazwischenliegenden lothringischen und reichsständischen Gebiete an sich zu reißen. Richelieu schon hatte, wie oben erzählt ist, 1624 eine solche Reunionspolitik ohne alle Scheu eingeleitet, und seinen weiteren Absichten sollte das 1633 in Metz gegründete Parlament dienen. Bald nach dem Nymeger Frieden betrat nun der König mit Entschiedenheit den von Richelieu angebahnten Weg. Wie es heißt, hatte der Parlamentsrat Ravaux in Metz, die Vorarbeiten des Parlamentes benutzend, Ludwig XIV. auf diesen Gedanken gebracht und ein Verzeichnis aller Orte und Landstriche angefertigt, die vor Zeiten den bischöflichen Kirchen von Metz, Tull und Verdun lehnspflichtig gewesen waren. Der Einfall des Parlamentsrates erschien anfangs selbst Louvois als „Wahnwitz und Chimäre“, aber Ludwig XIV. nahm ihn als leitenden Gedanken einer neuen Eroberungspolitik auf. Durch Staatsratsbeschluß vom 23. Oktober 1679 wurde die Königliche

Kammer zu Metz (Chambre Royale) als Abteilung des Parlamentes errichtet, um zu unterſuchen, welche Gebietsſtücke vor Zeiten zu den drei Bistümern Metz, Tull und Verdun gehört hätten.*) Die Kammer ging davon aus, daß der geſamte Beſitz der Bistümer Lehen des deutſchen Reiches und Domäne der Kirchen ſei und daß Frankreich durch den Vertrag von Münſter alle Rechte des deutſchen Reiches in den Bistümern erworben habe. Wenn auch zahlreiche Gebiete und Domänen der Bistümer durch Verpfändungen und Verlehnungen veräußert worden ſeien, ſo ſeien ſie dadurch doch dem deutſchen Reiche nicht entfremdet worden, denn Domänen ſeien unveräußerlich; es ſei ſomit des Königs gutes Recht, wenn er kraft ſeiner Oberlehnshoheit alle dieſe Gebiete als königliche Lehen in Anſpruch nehme und ſich durch die Lehnsträger huldigen laſſe. — Bald ging die Kammer auf Grund eines königlichen Ediktes vom 17. Dezember 1680 weit über ihr erſtes Ziel hinaus und dehnte ihre Prüfung auch auf die vom Könige durch den pyrenäiſchen und Nymeger Frieden erworbenen Rechte aus.

Die in Metz eingeſetzte Kammer fand aus den Archiven nach und nach, was ſie finden wollte; ſie erklärte ganze Fürſtentümer, Grafſchaften und beide Herzogtümer für urſprüngliche Lehnſtücke der abgetretenen Bistümer und für Afterlehen des Reiches, deſſen Oberlehnshoheit und Souveränität durch den münſteriſchen Frieden auf Frankreich übergegangen ſei. Das Verzeichnis der einzuziehenden Gebiete und Ortſchaften wies außer einer Unzahl Herrengüter, Burgen und Dörfer 53 lothringiſche Städte auf, unter ihnen Nancy, Mirecourt, Forbach, Saargemünd, Püttlingen, Mörchingen, Bitſch, Saarwerden, Blankenberg, Sierk, Bolchen, Falkenberg, St. Avold,

*) Pour juger tous les procès et contestations mues et à mouvoir par les évêques de Metz, Toul et Verdun pour raison de leurs biens et droits, appartenances et dépendances des églises et clergé de Metz, Toul et Verdun.

Commercy, Marsal, Apremont, Daus. Selbst Nomeny, die Markgrafschaft, an der die lothringische Reichsstandschaft hing, war als ein souveräner Besitz der französischen Krone erklärt, und damit glaubte Ludwig das letzte Band, das zwischen dem Herzogtum und dem Reiche bestand, zerrissen zu haben.*) Durch ein Edikt vom 2. März 1680 wurden die Inhaber aller liegenden Gründe als Vasallen der Bistümer aufgefordert, vor dem Parlamente in Metz wie vor einem Reichstribunale zu erscheinen, die Rechtmäßigkeit ihrer Besitztitel nachzuweisen und den König als ihren Oberlehnsherrn anzuerkennen. Das Verfahren erschien bald aber zu weitläufig; und am 10. September 1683 wurden alle zu den Herzogtümern gehörigen Herrschaften und Städte als frühere Pertinenzen der Bistümer erklärt. An allen Orten mußten Herrn wie Unterthanen dem Könige den Treueid leisten. Widersetzlichkeit wurde als Aufruhr bestraft, während die Gehorsamen im Genusse ihrer Rechte und Gewohnheiten bleiben sollten. Eine starke bewaffnete Macht unter Crequi stand bereit, um gegen Widerstrebende schonungslose Gewalt anzuwenden.

Unnennbar kläglich und schwerfällig waren die Verhandlungen des Reiches zum Schutze der angegriffenen Stände. Vergebens ließ der Kaiser durch den Grafen Mansfeld in Paris gegen die willkürliche Auslegung der Verträge Einspruch thun; völlig nutzlos waren die Bemühungen Herzog Karls, auf Grund des Nürnberger Vertrages den Reichstag zu Regensburg zu einer Einmischung in die lothringischen Angelegenheiten zu stimmen; sei doch das Reich, so meinten die lothringischen Bevollmächtigten, nicht nur in früheren Jahrhunderten, sondern auch noch in jüngster Zeit zum

*) Das Gleiche geschah mit einer großen Anzahl niederländischer und rheinischer Städte und Herrschaften, die als Dependenzen der im pyrenäischen, Aachener und Nymeger Frieden abgetretenen Gebiete erklärt wurden.

Schutze Lothringens eingetreten. Kaiser Leopold unterließ nicht, den Ständen zu Regensburg wiederholt ans Herz zu legen, den Herzog von Lothringen als Reichsstand und des Reiches Schutzverwandten wie als kaiserlichen Bundesgenossen gegen die angethane Gewalt zu beschützen. Es war schon eine ungewöhnliche Kraftäußerung dieser Körperschaft, daß sie im Februar 1680 beschloß, Gegenvorstellungen in Paris zu machen, „doch so, daß man den allerchristlichsten König nicht reize, sondern ihm nur das Unrecht seiner Beamten vorstelle". In einer weitläufigen Denkschrift wurde dem Könige auseinandergesetzt, daß der Friede zu Nymegen den früher zu Münster geschlossenen bestätigt habe und den weitgreifenden Ansprüchen keinerlei Unterlage biete; auch könnten unter Dependenzen niemals Besitzungen unmittelbarer Reichsstände begriffen werden, da jeder Reichsstand für sich bestehe und von keinem anderen abhängig sei. Man überlasse es daher der Einsicht des Königs und dem Urteile Europas, ob das angewandte Verfahren stattfinden könne. Die Antwort des Königs auf diese demütigen Vorstellungen des Reichstages war der Spott des Überlegenen und Mächtigen. Gegen anzügliche öffentliche Schriften, so hieß es, habe der König stets große Nachsicht bewiesen, und der Reichstag würde gut gethan haben, die seinige zu unterlassen und sich besser zu unterrichten. Alle Plätze und Gerechtsame, welche die Beamten des Königs in Besitz genommen hätten, gehörten mit so gutem Rechte zu dessen Krone, daß man solches durch das Wort „Reichsstände" nicht in Zweifel ziehen dürfe, wenn man nicht den guten Ruf verlieren wolle, daß man gegebene Zusagen und geschlossene Verträge getreu zu halten wisse. Er sei allezeit beflissen, diesen guten Ruf sorgfältig zu wahren, und den Reichsständen würde es besser anstehen, statt Zank und Streit zu wecken, denen Stillschweigen aufzuerlegen, die durch dergleichen Klagen das Band der Freundschaft trennen wollten. Des Königs Beispiel im Ertragen der bisherigen Angriffe

sei ein überzeugender Beweis für seine ernste Neigung, den Frieden zu schützen und zu handhaben.

Der Unwille des an sich schwachen, aber in einmal gefaßten Entschlüssen äußerst zähen Kaisers und nicht zum wenigsten die Furcht der Reichsstände, daß ihnen geschehen könne, was dem Herzoge von Lothringen widerfahren war, brachte am 23. Mai 1681 doch ein Reichsgutachten zu stande, daß unverzüglich ein Heer von 40 000 Mann aufgestellt und, so lange des Reiches Notdurft es erfordere, unterhalten, im Notfalle auch noch um 20 000 Mann verstärkt werden solle. Dieser Beschluß hatte die Wirkung, daß Ludwig XIV. dem Grafen Mansfeld einen nach Frankfurt zu berufenden Kongreß in Vorschlag brachte, auf dem Abgeordnete beider Teile die streitige Angelegenheit ordnen sollten. Kaiser und Reich nahmen den Vorschlag freudig an. Man ernannte Deputierte und erwartete, daß die französischen Abgeordneten am 31. Juli sich einfinden würden. Diese aber zögerten ihre Ankunft hinaus, und während die Deutschen sich über die Gestalt der Tische, (ob im Zirkel, im Quadrat oder oval), über grüne oder rote Teppiche, über silberne oder goldene Löffel und andere Äußerlichkeiten herumstritten, schritt Ludwig XIV. nach sorgfältiger Vorbereitung in aller Stille zu der unerwartetsten und schlimmsten Gewaltthat gegen das Reich. Am 27. September 1681 erschien der General Montclas vor Straßburg und besetzte die Rheinschanze wie die übrigen Zugänge zu der verteidigungslosen, von den einflußreichsten Magistratspersonen schon vorher verratenen Stadt. Das Aufsehen, welches diese Nachricht verbreitete, wurde noch verstärkt durch die Kunde, daß an demselben Tage die Festung Casale, der Eingang zu Italien, von französischen Truppen besetzt worden sei.

Die Fürsten des Reiches sahen dem Raube der Stadt Straßburg, die seit undenklichen Zeiten im Schutze des Reiches ihre Freiheit genossen hatte, teilnahmlos zu; traf die

räuberiſche Gewaltthat doch eine der freien Städte, deren Unterjochung Ludwig XIV. den Fürſten empfohlen hatte, weil deren Beraubung „dem monarchiſchen Prinzipe zum Vorteil gereiche“.*) Der Kurfürſt von Brandenburg ließ ſogar wenige Tage nach dem brutalen Friedensbruche dem franzöſiſchen Geſandten einen mit Diamanten beſetzten Degen überreichen, um, wie er ſagte, zu zeigen, daß durch die Wegnahme Straßburgs ſeine Geſinnung gegen Ludwig XIV. und ſeine Freundſchaft für deſſen Geſandten ſich nicht geändert habe.

Am 17. Dezember 1681 ward endlich der von Ludwig XIV. vorgeſchlagene Kongreß in Frankfurt eröffnet. Der Antrag, den die franzöſiſchen Geſandten den deutſchen Bevollmächtigten übergaben, forderte, daß Kaiſer und Reich auf alles, was der König von Frankreich bisher in Beſitz genommen habe, verzichte, dann wolle der König weiteren Rechten, die ihm durch die Friedensſchlüſſe von Münſter und Nymegen zuerkannt ſeien, entſagen und ſich um des Friedens willen mit Straßburg und den bisher beſetzten Plätzen begnügen. Den kläglichen Verlauf der weiteren Verhandlungen zu erzählen dürfen wir unterlaſſen. Es war ein beſchämender Beweis für die gänzliche Verkommenheit des deutſchen Weſens, daß erſt eine außerhalb des Reiches gebildete „Aſſoziation“ der franzöſiſchen Willkür in der Auslegung der Verträge entgegen zu treten beſchloß, indes manche deutſche Stände, die öffentlich den patriotiſchen Mantel umhingen, im geheimen die Abſichten

*) Mit Hilfe franzöſiſcher Truppen beraubte der Biſchof von Galen 1661 die Stadt Münſter ihrer alten Freiheiten, der Kurfürſt von Mainz 1664 die Stadt Erfurt. Im Jahre 1666 bombardierten die Schweden die freie Stadt Bremen, und verlor Magdeburg ſeine Freiheit an den Kurfürſten von Brandenburg. Braunſchweig ward 1671 von dem Herzoge Rudolf von Wolfenbüttel überfallen und ſeiner alten Freiheiten beraubt; ſelbſt Dänemark konnte es wagen, gegen Hamburg und die Hanſaſtädte Gewalt zu gebrauchen.

Ludwigs XIV. förderten und auf den Zerfall des Reiches rechneten.

Der Prinz Wilhelm von Oranien, den Ludwigs Reunionen auch betroffen hatten, brachte zur Wahrung des Friedens von Münster und Nymegen einen Bund zwischen Holland und Schweden zu stande, dem 1682 auch der Kaiser und Spanien beitraten. Diese Assoziation wirkte zuletzt sogar auf die Mehrzahl der Reichsstände so ermutigend ein, daß man in Regensburg von der Wiederaufnahme des Krieges gegen Frankreich sprach. Diesem matten Aufschwunge deutsches Empfindens stellte sich indes niederziehend der mächtigste Reichsstand, der Kurfürst von Brandenburg, entgegen. Grollend über den Ausgang des Nymeger Friedens und immer noch hoffend, mit französischem Beistande Pommern zu gewinnen und seine schlesischen Ansprüche durchzusetzen, hatte er nicht nur den Anschluß an die Assoziation abgelehnt, sondern es auch übernommen, das Reich zum Verzichte auf die von Frankreich geraubten Städte und Landschaften zu bringen, wenn Ludwig XIV. weiteren Reunionen entsagen wolle. Mit dem Hinweise auf Frankreichs Kriegsmacht, die mit unwiderstehlicher Gewalt das Reich überfluten und dessen Fortbestand in Frage stellen werde, mahnte er von dem Beitritte zur Assoziation ab und ließ die Annahme der französischen Bedingungen den Reichsständen dringend empfehlen. Diesen Mahnungen und Ratschlägen des Kurfürsten hielten die österreichischen Stimmen die Erfahrung entgegen, die man bisher mit Frankreichs friedlichen Zusagen gemacht habe. Nachgiebigkeit, so sagten sie, werde dem Übermute des Königs nur ein Antrieb zu neuen Forderungen sein und zuletzt dahin führen, daß das Reich in fünfzig Jahren statt eines Kaisers einen französischen Statthalter habe. So lähmte zu einer Zeit, da das Reich an seiner Westgrenze in unerhörter Weise vergewaltigt wurde, die alte unselige Entzweiung jeden Widerstand, als von Osten her noch ein neuer,

gewaltiger Ansturm auf das Herz der kaiserlichen Macht unternommen wurde.

Nicht ohne Wissen Ludwigs XIV. und im Einverständnisse mit den empörten Magyaren wälzte sich ein türkisches Heer von 280 000 Mann unter Kara Mustapha, ohne Widerstand zu finden, durch Ungarn bis vor Wien, um durchzuführen, was 150 Jahre zuvor mißlungen war. Nur die Rücksicht auf den Papst und die Scheu vor der eigenen Nation hielt den französischen König ab, mit den Türken gemeinsame Sache zu machen. Er zweifelte indes nicht an dem Falle der Stadt und dem Zusammenbruche Österreichs, und wenn dies eintrat, dann glaubte er zum Gipfel der Macht und des Ruhmes aufzusteigen; denn alsdann würden ihm die deutschen Reichsstände unter heißen Bitten die Schutzherrschaft des Reiches und der Christenheit antragen. Aber es kam nicht so. Durch eine der ruhmreichsten Kriegsthaten der neueren Geschichte ward Wien gerettet und das Abendland von dem Türkenschrecken erlöst. Die Nachricht von der furchtbaren Niederlage der Türken wurde Ludwig XIV. von seiner Umgebung lange verheimlicht; als er sie erfuhr, übte sie auf ihn die gleiche Wirkung, die einst die Kunde von der Varianischen Niederlage auf Augustus gehabt hatte: drei Tage war der König krank und ließ sich öffentlich nicht sehen.

Auf die politischen Verhältnisse im Westen konnte das große Ereignis im Osten nicht ohne Rückwirkung bleiben. Ludwig XIV. bestand schon nicht mehr auf der unbedingten Annahme der von ihm gebotenen Bedingungen, sondern wollte sich mit einem vieljährigen Waffenstillstande begnügen, der die reunierten Landschaften und Städte vorläufig in seiner Gewalt ließ. Um auf seine Gegner zu drücken, setzte er inzwischen seine Gewaltthätigkeiten in den Niederlanden fort. Kaiser Leopold wies indes jeden Gedanken an ein Zurückweichen vor den Anmaßungen des Königs mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit ab. Auch am spanischen Hofe flammte

die Kriegsluſt von neuem auf, und der König Karl II. vermaß ſich zu dem Schwure, er werde das gezogene Schwert nicht eher wieder in die Scheide ſtecken, bis alle Unbilden, die Spanien erlitten, an Frankreich gerächt ſeien. Am eifrigſten von allen zeigte ſich der Urheber aller antifranzöſiſchen Bündniſſe, Wilhelm von Oranien. Dem brandenburgiſchen Geſandten Fuchs, der ihm die Annahme der franzöſiſchen Vorſchläge empfahl — in vier Jahren bezog dieſer brandenburgiſche Rat von dem franzöſiſchen Geſandten Rebenac 32750 Livres —, erwiderte der Oranier, wenn auch der Kampf ein unglücklicher ſein ſollte, ſo ſei es doch rühmlicher, mit den Waffen in der Hand zu fallen, als den ſchmählichen Gewaltſtreichen ruhig zuzuſehen. Der Ausbruch eines neuen großen Krieges gegen Frankreich ſchien bei dieſer erregten Stimmung der Mächte unvermeidlich, aber die niederziehenden Kräfte erwieſen ſich doch als die ſtärkeren. In Regensburg gewann die von Brandenburg empfohlene Politik der Nachgiebigkeit die Oberhand. Die Kurfürſten waren zuletzt darin einig, mit Frankreich ein Abkommen zu treffen und Ludwigs Bedingungen anzunehmen. Zwar rückte Wilhelm von Oranien ins Feld, aber eine lediglich von Handelsintereſſen der Stadt Amſterdam geleitete Partei des Friedens „um jeden Preis“ wirkte bei den Generalſtaaten in allem dem Oranier entgegen und drang am Ende mit der Anſicht durch, weil das deutſche Reich in ſich entzweit, Spanien aber nur noch ein Schatten ſeiner einſtigen Macht ſei, ſo vermöge die Republik allein die Laſten eines neuen Krieges nicht zu tragen. So kam es, daß die Generalſtaaten im Juni 1684 mit Frankreich einen Vertrag ſchloſſen, in dem ſie ſich verpflichteten, die Spanier dahin zu bringen, alle in den Niederlanden beſetzten Städte und Gebiete für die Zeit eines zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes in den Händen der Franzoſen zu laſſen, wogegen dieſe verſprachen, ſich mit dem bisher gemachten Raube zu begnügen. Spanien nahm ſchon im Juli dieſe ihm aufgenötigten ſchnöden

Bedingungen an, und nach dieſer ungeahnten Wendung der Dinge glaubte dann auch Kaiſer Leopold der Notwendigkeit weichen zu müſſen; denn bei der Entzweiung des Reiches war es unmöglich, ohne Bundesgenoſſen den Krieg gegen Frankreich und gegen die Türken zu gleicher Zeit zu führen. Am 15. Auguſt unterzeichnete er im Namen des Reiches den von den Holländern geſchloſſenen Waffenſtillſtand. Alle Landſchaften und Städte, welche die Reunionskammern bis zum 1. Auguſt 1681 dem Könige zugeſprochen hatten, außerdem Straßburg und die Kehler Schanze blieben nach dieſem Vertrage den Franzoſen überlaſſen. Auch darin gab man Ludwig XIV. nach, daß er in allen beſetzten Landſchaften zur vollen Ausübung der Souveränität berechtigt ſei. Lothringens war in dem Übereinkommen nicht einmal gedacht, und ſo war mit der Anerkennung der Reunionen Frankreichs Herrſchaft über dieſes Land indirekt anerkannt. Der Form nach hatte man ſich durch den Stillſtand allerdings das Recht vorbehalten, die Streitfrage nach zwanzig Jahren wieder aufzunehmen; wie die Weltlage aber einmal war, ſchien der Vertrag weniger ein Stillſtand als eine Abtretung auf immer zu ſein.

Siebzehnter Abschnitt.

Der pfälzische Krieg. Die große Allianz gegen Frankreich. Karl V. an der Spitze der kaiserlichen Heere am Rheine. Er stirbt plötzlich April 1690. Schleppender Gang des Krieges. Friedensanerbietungen Ludwigs. Der Kongreß zu Ryswik. Restitution Lothringens. Die Zustände Lothringens während der französischen Herrschaft 1670—1698.

Der neue Raubkrieg, den Ludwig XIV. im September 1688 mit dem Bruche des mühsam geschlossenen Waffenstillstandes und der Verwüstung des linken Rheinufers gegen das deutsche Reich begann, brachte endlich die europäischen Mächte dazu, dem Lebensgedanken des Oraniers, der „großen Allianz", Gestalt und Wirklichkeit zu geben. Im Mai 1689 ward zu Wien zwischen Kaiser Leopold und den Generalstaaten ein Vertrag geschlossen, dem England und Spanien, dann Savoyen und nach und nach die Mehrzahl der deutschen Reichsstände beitraten. Man verpflichtete sich, den Krieg gegen die Gewaltpolitik Frankreichs mit vereinten Kräften zu führen und keinen Frieden zu schließen, bis die staatlichen Verhältnisse Europas auf den Stand des westfälischen und pyrenäischen Friedens zurückgebracht seien. Und damit Frankreich in Zukunft nicht aufs neue den Frieden Europas störe, sollte der Bund ein immer dauernder sein und Lothringen in seiner alten Unabhängigkeit wieder hergestellt werden. Der entschiedene Wille des Kaisers und der Verbündeten schien sich unter anderem darin zu bekunden, daß mit dem Oberbefehle des

70 000 Mann ſtarken deutſchen Heeres ein Feldherr betraut wurde, der an Ludwig XIV. nicht nur das mißhandelte Reich, ſondern auch die eigene Sache zu rächen hatte. Herzog Karl V. von Lothringen, der Sieger von Parkany, Gran und Mohacz begann den Krieg mit glücklichen Unternehmungen. Die Franzoſen wurden 1689 ſofort auf die linke Rheinſeite zurückgeworfen; eine Anzahl feſter Plätze, die ihnen mühelos zugefallen waren, mußten mit großen Anſtrengungen und Opfern zurückerobert werden. Mainz, durch eine franzöſiſche Beſatzung von mehr als zehntauſend Mann hartnäckig verteidigt, wurde ihnen nach einer fünfzigtägigen Belagerung durch Karl am 8. September wieder entriſſen. Bonn, das dem Kurfürſten von Brandenburg langen Widerſtand geleiſtet, mußte ſich ebenfalls dem Herzoge im Oktober ergeben. Große Erwartungen knüpften ſich an dieſe erſten glücklichen Erfolge des berühmten Türkenſiegers.

Im Feldzuge des nächſten Jahres wollte Karl über die Moſel und Maas in die Champagne vordringen; mit Zuverſicht hoffte er ſeine Erbſtaaten dem Feinde zu entreißen. In Lothringen regte es ſich ſchon unter den mißhandelten Bauern und den ruinierten Edelleuten. Man erwartete im Frühjahre das Erſcheinen des Herzogs und bereitete eine Erhebung in den Vogeſen vor. Doch es blieb nur bei Hoffnungen und Entwürfen! Ehe die Unternehmungen im Felde begannen, begab ſich Karl nach Innsbruck zu den Seinen und reiſte von dort nach Wien, um dem Kaiſer über den Plan des bevorſtehenden Feldzuges Rechenſchaft zu erſtatten. Auf dieſer Reiſe erkrankte er plötzlich zu Wels an der Donau und erlag einem raſch zerſtörenden Fieber am 17. April 1690. „Auf Euren Befehl“, ſo ſchrieb er, den tödlichen Charakter der Krankheit erkennend, an den Kaiſer, „wollte ich mich von Innsbruck nach Wien begeben, aber ein mächtigerer Herr hat mir Halt geboten. Ich bin im Begriffe, ihm Rechenſchaft zu erſtatten über ein Leben, das ich ganz Eurem Dienſte gewidmet hatte. Gedenket,

daß ich zurücklasse ein Weib, das Euch nahe steht, Kinder, denen ich nichts lasse als mein Schwert, und Unterthanen, die unter fremden Drucke leben."

Mit Karl V. schied einer der besten Menschen seiner Zeit von der Erde. Von der unflätigen Rohheit, der Unnatur und Gespreiztheit, die das Leben und Treiben der deutschen Fürstenhöfe jener Zeit kennzeichnen, hebt sich nach allen Zeugnissen das Bild Herzog Karls als das eines wahrhaft christlichen Mannes von hoher Sittenreinheit und edler Geistesbildung wie eine Lichtgestalt ab. Er war Sieger in vielen Schlachten und doch gleichgiltig gegen den Ruhm, unermüdlich schaffend und kindlich bescheiden, voll tiefer Gedanken, kurz und treffend in der Rede, von neidloser Anerkennung fremder Tüchtigkeit und zu groß angelegt für die Intrigue, die ihn selber so lange verfolgte: das sind die Züge, mit denen ihn sein berühmter Waffengefährte vor Wien, sein Mitbewerber um die polnische Königskrone, Johann Sobieski, gezeichnet hat. Selbst der Verderber seines Hauses, Ludwig XIV., konnte bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs das Wort nicht zurückhalten, daß er in ihm „den größten, weisesten und edelmütigsten Gegner verloren habe."

Der Tod des Herzogs war in dem Augenblicke, da er eintrat, für die Sache der Verbündeten ein unersetzlicher Verlust. An der Spitze ihrer Heere gab es nach Karl keinen Feldherrn, der dem Marschalle von Luxemburg oder Catinat an Talent und Kühnheit gewachsen war. Die Langsamkeit Spaniens, die neu auflebende Eifersucht zwischen Brandenburg und Österreich und der Streit der Fürsten über den Oberbefehl brachte in alle Kriegsoperationen Schwäche und Verwirrung. Dazu kam, daß ein nicht geringer Teil der kaiserlichen Streitkräfte im Osten gegen die Türken, wo das Glück den kaiserlichen Fahnen nicht mehr wie bisher folgte, verwandt werden mußte. Unter diesen Umständen nahm der Krieg gegen Frankreich einen überaus schleppenden Gang, und

in den nächsten Jahren war die Überlegenheit Ludwigs XIV. auf allen Punkten: in den Niederlanden, in Italien wie auf dem Meere unbestritten. Erst durch die Mißerfolge in Irland und durch die Seeschlacht bei la Hogue wurde sie aufs neue erschüttert.

Im Jahre 1692 hatte sich Ludwig mit Frau von Maintenon auf den Kriegsschauplatz begeben und Namür erobert. Plötzlich aber eilte er kriegs- und feldmüde nach Paris zurück, um nicht mehr in das Kriegslager zurückzukehren. Im folgenden Jahre 1693 ließ er durch schwedische Vermittlung seinen Feinden den Frieden anbieten, nicht wie ein Sieger, der Opfer auferlegt, sondern wie jemand, der Opfer zu bringen entschlossen ist, die man ihm aufzuerlegen noch nicht den Mut gehabt hatte. Er erbot sich, die Reunionen zurückzugeben; nur Straßburg und Luxemburg wollte er behalten. Die Verbündeten wiesen indes das Anerbieten zurück, denn Straßburg sei nötig für die Sicherung Deutschlands und Luxemburg für die der Niederlande.

Es ist hier nicht der Ort, den weiteren Gang des Krieges zu verfolgen. — Im Jahre 1695 legten Ludwigs Gesandten dem schwedischen Mittler bestimmtere Friedenspräliminarien vor; es war die Rede von einer Restitution der bisherigen Eroberungen und von der Wiederherstellung Lothringens; auch wegen der Zurückgabe Straßburgs und Luxemburgs wollte der König mit sich reden lassen. Die Verbündeten sahen in dieser Mäßigung Ludwigs XIV. indes nur die trügerische Absicht, Uneinigkeit unter sie zu bringen, und schlossen ihre Allianz um so fester. Zu derselben Zeit sandte Ludwig auch heimlich einen lothringischen Edelmann Couvonges zu der verwitweten Herzogin Eleonore nach Innsbruck und ließ ihr die Zurückgabe Lothringens anbieten in dem Umfange, in dem Karl IV. es 1670 besessen hatte, wenn sie ihren Bruder, den Kaiser Leopold, zu einem Sondervertrage mit Frankreich bestimmen würde. Der Vorschlag des Königs, wenn er auch ehrlich gemeint war,

ſtieß bei der klugen Frau auf berechtigte Zweifel; ſie ſah darin nur eine Falle, um ihren Bruder den anderen Verbündeten zu verdächtigen; die Verhandlungen wurden abgebrochen und Couvonges abberufen.

Noch galt Ludwig als der Allgewaltige: nie hatte er größere Heere auf den Beinen; die Erfolge ſeiner Waffen, die Geſchicklichkeit ſeiner Diplomatie, der Glanz ſeines Hofes und der Geiſt ſeiner Schriftſteller blendete noch immer ganz Europa; aber die Quellen ſeiner Macht waren ſchon am Verſiegen. Die großen Männer, die Turenne, Condé, Colbert waren fort, auch Louvois, die Verkörperung der rohen Gewalt, war 1691 geſtorben. Auf jene Männer waren die Mittelmäßigkeiten gefolgt, ſo ſehr auch der König meinte, aus ſeinen Günſtlingen nach Belieben bedeutende Miniſter und Generäle als Handlanger ſeines Willens ſchaffen zu können. Zu dem Glanze des königlichen Hofes aber bot das allgemeine Volkselend einen ſehr düſteren Untergrund. Bauern, Bürger, Edelleute, alles war verarmt; ſelbſt in Paris, wenn man die Leute ausnahm, die ſich durch Maſſenlieferungen an die Armee oder als Marſchälle und Miniſter bereichert hatten, herrſchte wie in dem republikaniſchen Rom der letzten Zeit allgemein Armut und Verſchuldung. Schon im Jahre 1690 konnten die neuen Steuern nicht aufgebracht werden, obſchon man die gewaltſamſten Mittel, ſie einzutreiben, anwandte. Aber das Elend der Provinzen und die Erſchöpfung der Kräfte war noch nicht zum Verſtändniſſe des Sonnenkönigs gekommen; und dieſe Urſachen waren es nicht, auch nicht das ſtillſtehende Glück im Felde, die ihn veranlaßten, den Verbündeten eine ſo ungewohnte Mäßigung zu zeigen und ſcheinbare Opfer anzubieten. Er wich zurück, um einen deſto größeren Anlauf auf ein höheres Ziel zu nehmen.

Der Tod des ſiechen und kinderloſen Königs Karl II. von Spanien ſtand bevor, und Ludwig gedachte das ungeheure Erbe für ſich zu gewinnen. Faſt ganz Europa und Spanien

selbst stand im Augenblicke verbündet gegen ihn; und wenn Karl II. starb, ehe Friede geschlossen war, so konnte kein Zweifel darüber sein, daß dieses alliierte Europa ihm in der Frage um die spanische Erbfolge entgegentreten werde. Er wünschte darum, den Krieg zu endigen, die Allianz der Mächte zu sprengen, und bekundete zu diesem Zwecke eine bisher ungewohnte Friedensliebe und Mäßigung. Aber genau dieselben Gründe, die für Ludwig XIV. die Beendigung des Krieges wünschenswert machten, trieben den Kaiser, der auch Erbansprüche auf die spanische Monarchie hatte, dazu, die Allianz der Mächte aufrecht zu erhalten und den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. In dem diplomatischen Ränkespiel, das sich jetzt über Fortsetzung oder Beendigung des Kampfes entspann, stellten sich die Vorteile immer mehr auf die Seite Frankreichs. Durch französisches Geld gewonnen, trat zuerst der Herzog von Savoyen, in dessen Geschlecht die politische Unzuverlässigkeit allezeit erblich war, nach einem unwürdigen Heuchelspiele von der Allianz zurück und machte Ludwig XIV. die Hand in Italien frei. Unter dem Eindrucke dieses Abfalles und beeinflußt durch die Klagen, die sich in Holland wegen der Einbußen in Handelsgeschäften und in England wegen des gesunkenen Staatskredits über die Fortdauer des Krieges erhoben, ließ sich Wilhelm von Oranien bestimmen, die oft angebotene Vermittlung Schwedens anzunehmen. Er nahm es sogar auf sich, den Kaiser und Spanien zum Frieden zu bewegen, oder wenn dies unmöglich sei, einen Sondervertrag mit Frankreich zu schließen, wofern Ludwig es aufgebe, die Rechte der Stuarts zu verfechten. In den Konferenzen, die zu Ryswik am 9. Mai 1697 eröffnet wurden, traten Holland und England zuletzt den von dem Vertrauensmanne Ludwigs, dem Marschall von Boufflers, und von dem Minister Wilhelms III., dem Lord Bentick, vereinbarten Friedensbedingungen bei. Innere Erschöpfung und die Einnahme Barcelonas durch den Herzog von Vendome brachen bald auch

den Widerstand des spanischen Hofes; und am 20. September 1697 unterzeichneten Frankreich, England, die vereinigten Niederlande und Spanien einen Friedensvertrag, der Wilhelm von Oranien als König von England anerkannte, den Holländern große Handelsvorteile gewährte und Spanien, das Ludwig bald ganz zu erwerben hoffte, die entrissenen Landschaften zurückgab. Was die deutsche Angelegenheit betraf, wegen deren der Krieg ausgebrochen war, so ging das Verlangen der Deutschen dahin, daß der Zustand wieder hergestellt werde, wie er im westfälischen Frieden festgesetzt war. Sie forderten demnach auch die Herausgabe Straßburgs und der geraubten elsässischen Städte. Dieser Forderung traten in auffälliger Weise England und Holland entgegen. Der holländische Bevollmächtigte vermaß sich sogar, sie als „den Traum eines kranken Gehirns" zu bezeichnen. — Ludwigs diplomatischer Sieg über die Deutschen war vollkommen, und Kaiser und Reich, die nur auf dem Fuße des münsterischen Friedens verhandeln wollten, standen am Ende des Friedensgeschäftes wieder allein, so daß Ludwig XIV. mit dem Scheine der Mäßigung dem Kaiser eine Bedenkzeit bis zum 1. November anbot, bis wohin es ihm freistehen sollte, den Vereinbarungen der übrigen Mächte beizutreten. Diese waren, daß nur die außerhalb des Elsasses gelegenen Reunionen ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben werden sollten: Freiburg und Breisach dem Hause Österreich, Philippsburg dem Reiche, und daß Lothringen wieder hergestellt werde ohne die Beschränkungen, die der Nymeger Frieden enthielt.

Nach dem Tode des Herzogs Karl hatte die Herzogin Maria Eleonore bei dem Regensburger Reichstage sofort einen Antrag einbringen lassen, der auf eine völlige Wiederherstellung Lothringens gerichtet war und das Reich zu einer energischen Wahrung der Rechte ihres unmündigen Sohnes mahnte. Die allgemein herrschende Erregung über die von Ludwig XIV. verübten Greuel wie das frische Andenken an

selbst stand im Augenblicke verbündet gegen ihn; und wenn Karl II. starb, ehe Friede geschlossen war, so konnte kein Zweifel darüber sein, daß dieses alliierte Europa ihm in der Frage um die spanische Erbfolge entgegentreten werde. Er wünschte darum, den Krieg zu endigen, die Allianz der Mächte zu sprengen, und bekundete zu diesem Zwecke eine bisher ungewohnte Friedensliebe und Mäßigung. Aber genau dieselben Gründe, die für Ludwig XIV. die Beendigung des Krieges wünschenswert machten, trieben den Kaiser, der auch Erbansprüche auf die spanische Monarchie hatte, dazu, die Allianz der Mächte aufrecht zu erhalten und den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. In dem diplomatischen Ränkespiel, das sich jetzt über Fortsetzung oder Beendigung des Kampfes entspann, stellten sich die Vorteile immer mehr auf die Seite Frankreichs. Durch französisches Geld gewonnen, trat zuerst der Herzog von Savoyen, in dessen Geschlecht die politische Unzuverlässigkeit allezeit erblich war, nach einem unwürdigen Heuchelspiele von der Allianz zurück und machte Ludwig XIV. die Hand in Italien frei. Unter dem Eindrucke dieses Abfalles und beeinflußt durch die Klagen, die sich in Holland wegen der Einbußen in Handelsgeschäften und in England wegen des gesunkenen Staatskredits über die Fortdauer des Krieges erhoben, ließ sich Wilhelm von Oranien bestimmen, die oft angebotene Vermittlung Schwedens anzunehmen. Er nahm es sogar auf sich, den Kaiser und Spanien zum Frieden zu bewegen, oder wenn dies unmöglich sei, einen Sondervertrag mit Frankreich zu schließen, wofern Ludwig es aufgebe, die Rechte der Stuarts zu verfechten. In den Konferenzen, die zu Ryswik am 9. Mai 1697 eröffnet wurden, traten Holland und England zuletzt den von dem Vertrauensmanne Ludwigs, dem Marschall von Boufflers, und von dem Minister Wilhelms III., dem Lord Bentick, vereinbarten Friedensbedingungen bei. Innere Erschöpfung und die Einnahme Barcelonas durch den Herzog von Vendome brachen bald auch

den Widerstand des spanischen Hofes; und am 20. September 1697 unterzeichneten Frankreich, England, die vereinigten Niederlande und Spanien einen Friedensvertrag, der Wilhelm von Oranien als König von England anerkannte, den Holländern große Handelsvorteile gewährte und Spanien, das Ludwig bald ganz zu erwerben hoffte, die entrissenen Landschaften zurückgab. Was die deutsche Angelegenheit betraf, wegen deren der Krieg ausgebrochen war, so ging das Verlangen der Deutschen dahin, daß der Zustand wieder hergestellt werde, wie er im westfälischen Frieden festgesetzt war. Sie forderten demnach auch die Herausgabe Straßburgs und der geraubten elsässischen Städte. Dieser Forderung traten in auffälliger Weise England und Holland entgegen. Der holländische Bevollmächtigte vermaß sich sogar, sie als „den Traum eines kranken Gehirns" zu bezeichnen. — Ludwigs diplomatischer Sieg über die Deutschen war vollkommen, und Kaiser und Reich, die nur auf dem Fuße des münsterischen Friedens verhandeln wollten, standen am Ende des Friedensgeschäftes wieder allein, so daß Ludwig XIV. mit dem Scheine der Mäßigung dem Kaiser eine Bedenkzeit bis zum 1. November anbot, bis wohin es ihm freistehen sollte, den Vereinbarungen der übrigen Mächte beizutreten. Diese waren, daß nur die außerhalb des Elsasses gelegenen Reunionen ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben werden sollten: Freiburg und Breisach dem Hause Österreich, Philippsburg dem Reiche, und daß Lothringen wieder hergestellt werde ohne die Beschränkungen, die der Nymeger Frieden enthielt.

Nach dem Tode des Herzogs Karl hatte die Herzogin Maria Eleonore bei dem Regensburger Reichstage sofort einen Antrag einbringen lassen, der auf eine völlige Wiederherstellung Lothringens gerichtet war und das Reich zu einer energischen Wahrung der Rechte ihres unmündigen Sohnes mahnte. Die allgemein herrschende Erregung über die von Ludwig XIV. verübten Greuel wie das frische Andenken an

die ruhmvollen Verdienste des gestorbenen Herzogs um die Sicherheit des christlichen Abendlandes hatten der Behandlung der lothringischen Frage in diesem Augenblicke eine Teilnahme gesichert, die das volle Gegenteil der früheren Gleichgültigkeit war. Das Herzogtum Lothringen, so erklärte der kaiserliche Gesandte unter dem allgemeinen Beifalle der Versammlung, sei unwiderleglich ein Stand des Reiches und ein Glied des oberrheinischen Kreises und habe auf Grund des Nürnberger Vertrages allen Anspruch, von dem Reiche geschützt zu werden. Andere Bevollmächtigte erinnerten an die unglückseligen Folgen, welche die Behandlung der lothringischen Frage auf dem Kongresse zu Münster nach sich gezogen hätte; nie werde es Frieden und Sicherheit für das Reich geben, so lange Lothringen nicht in vollem Umfange wieder hergestellt sei: ein treuloser Friede aber, in den Lothringen nicht eingeschlossen sei, werde immer neue Kriege gebären. Diese der lothringischen Sache günstige Stimmung hatte Ausdruck gewonnen in dem einstimmigen Beschlusse, daß man bei dem künftigen Friedenswerke für die Zulassung der lothringischen Gesandten und für eine vollständige Wiederherstellung Lothringens von Reichswegen mit aller Kraft eintreten müsse. Diesem Beschlusse entsprach indes bei der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse in keiner Weise die Behandlung, welche die lothringische Sache zu Ryswik erfuhr. Gleich bei dem Zusammentreten des Kongresses gewannen es die französischen Gesandten über die kaiserlichen und spanischen, daß die Abgeordneten der Herzogin, Canon und le Bègue, weder Titel noch Rang von Bevollmächtigten erhielten, sondern bei den Gesandten der übrigen Mächte nur Wünsche und Gutachten anbringen konnten. Canon forderte die Restitution Lothringens so, wie es 1624 bei der Thronfolge Karls IV. gewesen war.*) Ludwig XIV. lehnte

*) La Reine (Marie Eleonore) demande la restitution des Etats et pays appartenant au duc de Lorraine, son fils, avec la souve-

indes jedes Eingehen auf dieſe Forderung ab und erklärte, alles, was Lothringen betreffe, ſei ſchon in dem Frieden von Nymegen geregelt. Bei der Zähigkeit, mit der der Kaiſer die Rechte ſeines Neffen verfocht, ſchien die lothringiſche Frage wie einſt in Münſter das größte Hindernis des Friedens zu werden. Wollte der franzöſiſche Hof, ſo ſchrieb Wilhelm von Oranien an Heinſius, ſich entſchließen, Straßburg zurückzugeben und wegen Lothringens annehmbare Vorſchläge zu machen, ſo würden wir in kurzer Zeit zu dem allgemeinen Frieden gelangen. Bei der kriegsmüden Stimmung und den geteilten Intereſſen der bisher verbündeten Mächte konnte die lothringiſche Sache indes nur auf eine wirkſame Unterſtützung des Kaiſers und des Reiches rechnen. Als daher Ludwig den alliierten Mächten mitteilen ließ, daß er beabſichtige, dem Herzoge von Lothringen mildere Bedingungen zu gewähren als die im Nymeger Frieden enthaltenen, nahmen England, Holland und Spanien die Vorſchläge des franzöſiſchen Geſandten an. In Deutſchland beriet man, ob der Krieg nicht auch ohne Verbündete fortzuſetzen ſei; und erſt als man dies für unmöglich erklärte, unterzeichnete auch der Kaiſer am letzten Tage der ihm gelaſſenen Bedenkzeit, am Abende des 30. Oktober, die von den anderen Mächten angenommenen Bedingungen.

Die ſechzehn Artikel des Ryswiker Friedens, die Lothringen betrafen, ſetzten Leopold, den Sohn Herzog Karls V., in den Beſitz der Staaten ein, die ſein Großoheim Karl IV. auf Grund der Verträge von Paris (1661) und Marſal (1663) im Jahre 1670 beſeſſen hatte. Die Beſchlüſſe der Reunionskammern von Metz und Beſançon ſollten aufgehoben, die Archive von Nancy und Bar nebſt den Akten

raineté et les droits en dépendant. C'est ce qu'elle espère de la justice de S. M. T. C. et du mérite de sa cause Inſtruktion der Königin von Polen für ihren Geſandten Canon. Wien, 8. Oktober 1696.

der Rechnungskammern zurückgegeben werden; der freie Verkehr zwischen dem Herzogtum und den Bistümern, sofern er den Handel mit Salz und Holz betraf, wurde wieder hergestellt. Dagegen behielt der König das Recht des freien Durchzuges für seine Truppen; auch die neue Festung Saarlouis*) und das feste Longwy blieben in seinen Händen, doch sollte für letzteres dem Herzoge eine Markvogtei von gleicher Ausdehnung in den Bistümern zugeteilt werden. Eine Schadloshaltung für die lange Okkupation seiner Staaten wie für die zahllosen Subsidien, die Frankreich während nahezu dreißig Jahre aus dem Lande gezogen hatte, wurde dem Herzoge nicht gewährt. — Dieser Friede ward ohne Zuthun der Herzogin durch den Kaiser abgeschlossen, gerade wie später die Abtretung des Landes an Frankreich im Namen des Kaisers und nicht des Herzogs geschah.

Der Friede von Ryswik gab Lothringen ein ephemeres, von allen Seiten eingeengtes Dasein zurück. Sein territorialer Zusammenhang mit dem deutschen Reiche war abgebrochen; und die Art seiner Restitution entbehrte jeder Bürgschaft gegen die Wiederkehr neuer Vergewaltigung. Der Nymeger Friede hatte die Freigrafschaft, der Ryswiker Friede das Elsaß in die Gewalt Frankreichs gegeben. Lothringen war dadurch inselartig von französischem Gebiete umschlossen, und die natürliche Folge dieser Lage mußte früher oder später zum völligen Aufgehen des Landes in Frankreich führen. Erwägungen dieser Art machten es Ludwig XIV. sehr leicht, scheinbar einen Schritt zurückzuweichen und zum Beweise seiner Mäßigung und Friedensliebe einen Staat zu restituieren, der ihm gegenüber jeder Selbständigkeit bar, nur den Namen eines unabhängigen Staates führte. „Der König von Eng-

*) Saarlouis wurde 1680 nach dem Plane Vaubans gebaut. Wallerfangen, die alte Hauptstadt Deutsch-Lothringens, wurde zerstört und ihre Trümmer als Material bei dem Baue der neuen Festung verwandt.

land", so schrieb Ludwig am 13. Juni 1699 an Tallard, „wird leicht einsehen, daß der Erwerb Lothringens meine Macht um nichts vermehren würde, denn dieser Staat ist an allen Seiten so vollständig von meinen Besitzungen umschlossen, daß es einem Herzoge von Lothringen für allezeit unmöglich sein wird, gegen mich Partei zu nehmen".

Die Herzogin Maria Eleonore nahm die angebotene Restitution für ihren achtzehnjährigen Sohn Leopold an und suchte diesem die neu gewonnene Herrschaft durch ein verwandtschaftliches Band mit dem französischen Königshause zu sichern.

Im Sommer des Jahres 1673 war Ludwig XIV., als er zur Eroberung der Freigrafschaft auszog, nach Nancy gekommen und hatte mit der Königin Wohnung in dem herzoglichen Palaste genommen, dessen Annehmlichkeiten er denen des Louvre verglich. Wie vordem Karl der Kühne bei seinem Einzuge in Nancy gethan hatte, so bemühte sich auch Ludwig, nicht als Eroberer, sondern als der rechtmäßige, leutselige Landesherr zu erscheinen. Er pries die einladende Lieblichkeit des Landes und sprach sein Erstaunen über die Fruchtbarkeit des Bodens aus, der trotz den Verwüstungen des Krieges so reich an Erzeugnissen aller Art sei. Die Bewohner suchte er durch Entgegenkommen zu gewinnen, lobte sogar ihre frühere Hingebung an das herzogliche Haus, nahm Beschwerden über die Härten des Intendanten entgegen und versicherte einer Abordnung des Adels, daß er die alten Gewohnheiten und Rechte des Landes achten werde. Durch eine Menge Verordnungen suchte er in den folgenden Jahren den materiellen Wohlstand des Landes zu heben. In die verwüsteten, noch immer menschenleeren Landschaften Deutsch-Lothringens, nach Daus, Lörchingen, St. Quirin, Albesdorf, Hessen u. a. leitete er wiederholt den Zufluß fremder Kolonisten, meist armes Volk aus der Pikardie, aus der Auvergne und aus Ver-

mandois, so daß Dörfer und Städte, die vordem eine rein deutsche Bevölkerung gehabt hatten, Bewohner, Sprache und Bauart der Häuser änderten. Durch ein Edikt vom 10. Februar 1687 bewilligte er allen Fremden, die sich im Saargebiete niederlassen wollten, eine Freiheit von Abgaben für zehn Jahre und volle Freiheit der Religion unter der Bedingung, daß sie Häuser bauten und die Bodenkultur verbesserten.*) Er suchte ferner den ruinierten Bauern aufzuhelfen, gab für die Abtragung von Schulden ausgedehnte Zahlfristen und verbot den Gläubigern von Privaten und Gemeinden (6. November 1683) die Pfändung des dem Bauern notwendigen Viehes für die Zeit von sechs Jahren. Auch den zerstörten Gewerbfleiß, vor allem die einst blühende Glasindustrie in der Umgebung von Darney und St. Mihiel, suchte er wieder zu beleben. Um die verlassenen Silberminen im Leberthale und in La Croix wieder zu öffnen, ließ er 1673 Bergleute aus Goslar kommen; aber die Adern, die man fand, deckten durch das, was sie hergaben, nicht einmal mehr die Kosten des Betriebes. Dagegen lieferten die Salinen von Daus, Salzburg und Rozières jährlich an hunderttausend Zentner Salz, dessen Überschuß nach dem Elsaß, der Pfalz, den trierischen und vielen rechtsrheinischen Ländern verkauft wurde. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens waren nach dem Berichte des Intendanten de Vaubourg die Ernten wieder so ergiebig geworden, daß sie den Bedarf des noch immer menschenarmen Landes dreifach deckten;**) doch machte die

*) Lepage, Les Communes de la Meurthe I 348.

**) Der Intendant Vaubourg behauptet, seine Provinz Lothringen habe unter der Herrschaft des Königs an Wohlstand und Volkszahl zugenommen. Gleichwohl bekennt er, daß das Land im Jahre 1697 noch nicht ein Drittel der Bewohner hatte, die vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges da waren. Die Hauptstadt Nancy zählte kaum 8000, Pont à Mousson nicht 4000 Einwohner. Ferner hatten Lüneville, Epinal, St. Dié und die 28 übrigen Städte von Lothringen

Beſchaffenheit der ſeit dem Beginne des großen Krieges gänzlich verkommenen Wege die Ausfuhr ſehr beſchwerlich und koſtſpielig. Vauban, der die Feſtungen Bitſch, Homburg und Saarlouis baute, faßte deshalb den Plan, Moſel und Maas durch einen Kanal zwiſchen Tull und Pagny zu verbinden, um dadurch die Getreideausfuhr in die Städte an der Maas zu erleichtern. Der Plan wurde aufgegeben, um ſpäter wieder aufgenommen und wieder verlaſſen zu werden. Um den Handel und Verkehr im Lande ſelbſt zu fördern, errichtete Ludwig eine Anzahl Märkte an Orten, wo ſolche früher nicht geweſen waren.

So wohlthätig und wohlgemeint die oben genannten Maßnahmen des Königs auch ſein mochten: die dreißigjährige Herrſchaft Frankreichs bis zur Reſtitution im Ryswiker Frieden hat gleichwohl wie ein dörrender, aufſaugender Sonnenbrand auf Lothringen gelegen. Ludwig XIV. behandelte Lothringen als eine franzöſiſche Provinz und ordnete es ganz dem herrſchenden Militär- und Verwaltungsſyſteme ein. Die Ämter und Gerichtshöfe in Nancy, in den Vogeſen, in Deutſch-Lothringen und St. Mihiel wurden aufgehoben und mit denen von Metz, Tull, Verdun, Longwy und Saarlouis vereinigt. Für die Städte an ſich war der Verluſt der Ämter und Gerichtshöfe ſchon ein ſehr empfindlicher Ausfall, aber mehr litten dadurch die Bewohner, die bei Prozeſſen ſich in weit entfernte Städte begeben mußten, mit denen ſie ſonſt keine Beziehungen hatten. — Faſt alle Beamtenſtellen im Lande wurden mit Franzoſen beſetzt. Bald wurde das franzöſiſche Steuerſyſtem, die Taille, die Salzſteuer, die Stempelſteuer, die Auflagen auf den Tabak eingeführt und andere außer-

---

und Bar im ganzen nur 6238 Familienväter und 1005 Witwen, was im ganzen etwa 30000 Einwohner auf ſämtliche Städte oder durchſchnittlich etwas über 900 auf jede Stadt ergibt. Auf dem Lande war, wie aus den Verordnungen Ludwigs XIV. hervorgeht, die Bevölkerung im Verhältniſſe noch viel dünner.

mandois, so daß Dörfer und Städte, die vordem eine rein deutsche Bevölkerung gehabt hatten, Bewohner, Sprache und Bauart der Häuser änderten. Durch ein Edikt vom 10. Februar 1687 bewilligte er allen Fremden, die sich im Saargebiete niederlassen wollten, eine Freiheit von Abgaben für zehn Jahre und volle Freiheit der Religion unter der Bedingung, daß sie Häuser bauten und die Bodenkultur verbesserten.*) Er suchte ferner den ruinierten Bauern aufzuhelfen, gab für die Abtragung von Schulden ausgedehnte Zahlfristen und verbot den Gläubigern von Privaten und Gemeinden (6. November 1683) die Pfändung des dem Bauern notwendigen Viehes für die Zeit von sechs Jahren. Auch den zerstörten Gewerbfleiß, vor allem die einst blühende Glasindustrie in der Umgebung von Darney und St. Mihiel, suchte er wieder zu beleben. Um die verlassenen Silberminen im Leberthale und in La Croix wieder zu öffnen, ließ er 1673 Bergleute aus Goslar kommen; aber die Adern, die man fand, deckten durch das, was sie hergaben, nicht einmal mehr die Kosten des Betriebes. Dagegen lieferten die Salinen von Daus, Salzburg und Rozières jährlich an hunderttausend Zentner Salz, dessen Überschuß nach dem Elsaß, der Pfalz, den trierischen und vielen rechtsrheinischen Ländern verkauft wurde. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens waren nach dem Berichte des Intendanten de Vaubourg die Ernten wieder so ergiebig geworden, daß sie den Bedarf des noch immer menschenarmen Landes dreifach deckten;**) doch machte die

*) Lepage, Les Communes de la Meurthe I 348.

**) Der Intendant Vaubourg behauptet, seine Provinz Lothringen habe unter der Herrschaft des Königs an Wohlstand und Volkszahl zugenommen. Gleichwohl bekennt er, daß das Land im Jahre 1697 noch nicht ein Drittel der Bewohner hatte, die vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges da waren. Die Hauptstadt Nancy zählte kaum 8000, Pont à Mousson nicht 4000 Einwohner. Ferner hatten Lüneville, Epinal, St. Dié und die 28 übrigen Städte von Lothringen

Beſchaffenheit der ſeit dem Beginne des großen Krieges gänzlich verkommenen Wege die Ausfuhr ſehr beſchwerlich und koſtſpielig. Vauban, der die Feſtungen Bitſch, Homburg und Saarlouis baute, faßte deshalb den Plan, Moſel und Maas durch einen Kanal zwiſchen Tull und Pagny zu verbinden, um dadurch die Getreideausfuhr in die Städte an der Maas zu erleichtern. Der Plan wurde aufgegeben, um ſpäter wieder aufgenommen und wieder verlaſſen zu werden. Um den Handel und Verkehr im Lande ſelbſt zu fördern, errichtete Ludwig eine Anzahl Märkte an Orten, wo ſolche früher nicht geweſen waren.

So wohlthätig und wohlgemeint die oben genannten Maßnahmen des Königs auch ſein mochten: die dreißigjährige Herrſchaft Frankreichs bis zur Reſtitution im Ryswiker Frieden hat gleichwohl wie ein dörrender, auffaugender Sonnenbrand auf Lothringen gelegen. Ludwig XIV. behandelte Lothringen als eine franzöſiſche Provinz und ordnete es ganz dem herrſchenden Militär- und Verwaltungsſyſteme ein. Die Ämter und Gerichtshöfe in Nancy, in den Vogeſen, in Deutſch-Lothringen und St. Mihiel wurden aufgehoben und mit denen von Metz, Tull, Verdun, Longwy und Saarlouis vereinigt. Für die Städte an ſich war der Verluſt der Ämter und Gerichtshöfe ſchon ein ſehr empfindlicher Ausfall, aber mehr litten dadurch die Bewohner, die bei Prozeſſen ſich in weit entfernte Städte begeben mußten, mit denen ſie ſonſt keine Beziehungen hatten. — Faſt alle Beamtenſtellen im Lande wurden mit Franzoſen beſetzt. Bald wurde das franzöſiſche Steuerſyſtem, die Taille, die Salzſteuer, die Stempelſteuer, die Auflagen auf den Tabak eingeführt und andere außer-

---

und Bar im ganzen nur 6238 Familienväter und 1005 Witwen, was im ganzen etwa 30000 Einwohner auf ſämtliche Städte oder durchſchnittlich etwas über 900 auf jede Stadt ergibt. Auf dem Lande war, wie aus den Verordnungen Ludwigs XIV. hervorgeht, die Bevölkerung im Verhältniſſe noch viel dünner.

mandois, so daß Dörfer und Städte, die vordem eine rein deutsche Bevölkerung gehabt hatten, Bewohner, Sprache und Bauart der Häuser änderten. Durch ein Edikt vom 10. Februar 1687 bewilligte er allen Fremden, die sich im Saargebiete niederlassen wollten, eine Freiheit von Abgaben für zehn Jahre und volle Freiheit der Religion unter der Bedingung, daß sie Häuser bauten und die Bodenkultur verbesserten.*) Er suchte ferner den ruinierten Bauern aufzuhelfen, gab für die Abtragung von Schulden ausgedehnte Zahlfristen und verbot den Gläubigern von Privaten und Gemeinden (6. November 1683) die Pfändung des dem Bauern notwendigen Viehes für die Zeit von sechs Jahren. Auch den zerstörten Gewerbfleiß, vor allem die einst blühende Glasindustrie in der Umgebung von Darney und St. Mihiel, suchte er wieder zu beleben. Um die verlassenen Silberminen im Leberthale und in La Croix wieder zu öffnen, ließ er 1673 Bergleute aus Goslar kommen; aber die Adern, die man fand, deckten durch das, was sie hergaben, nicht einmal mehr die Kosten des Betriebes. Dagegen lieferten die Salinen von Daus, Salzburg und Rozières jährlich an hunderttausend Zentner Salz, dessen Überschuß nach dem Elsaß, der Pfalz, den trierischen und vielen rechtsrheinischen Ländern verkauft wurde. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens waren nach dem Berichte des Intendanten de Vaubourg die Ernten wieder so ergiebig geworden, daß sie den Bedarf des noch immer menschenarmen Landes dreifach deckten;**) doch machte die

*) Lepage, Les Communes de la Meurthe I 348.

**) Der Intendant Vaubourg behauptet, seine Provinz Lothringen habe unter der Herrschaft des Königs an Wohlstand und Volkszahl zugenommen. Gleichwohl bekennt er, daß das Land im Jahre 1697 noch nicht ein Drittel der Bewohner hatte, die vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges da waren. Die Hauptstadt Nancy zählte kaum 8000, Pont à Mousson nicht 4000 Einwohner. Ferner hatten Lüneville, Epinal, St. Dié und die 28 übrigen Städte von Lothringen

Beſchaffenheit der ſeit dem Beginne des großen Krieges gänzlich verkommenen Wege die Ausfuhr ſehr beſchwerlich und koſtſpielig. Vauban, der die Feſtungen Bitſch, Homburg und Saarlouis baute, faßte deshalb den Plan, Moſel und Maas durch einen Kanal zwiſchen Tull und Pagny zu verbinden, um dadurch die Getreideausfuhr in die Städte an der Maas zu erleichtern. Der Plan wurde aufgegeben, um ſpäter wieder aufgenommen und wieder verlaſſen zu werden. Um den Handel und Verkehr im Lande ſelbſt zu fördern, errichtete Ludwig eine Anzahl Märkte an Orten, wo ſolche früher nicht geweſen waren.

So wohlthätig und wohlgemeint die oben genannten Maßnahmen des Königs auch ſein mochten: die dreißigjährige Herrſchaft Frankreichs bis zur Reſtitution im Ryswiker Frieden hat gleichwohl wie ein dörrender, auffaugender Sonnenbrand auf Lothringen gelegen. Ludwig XIV. behandelte Lothringen als eine franzöſiſche Provinz und ordnete es ganz dem herrſchenden Militär- und Verwaltungsſyſteme ein. Die Ämter und Gerichtshöfe in Nancy, in den Vogeſen, in Deutſch-Lothringen und St. Mihiel wurden aufgehoben und mit denen von Metz, Tull, Verdun, Longwy und Saarlouis vereinigt. Für die Städte an ſich war der Verluſt der Ämter und Gerichtshöfe ſchon ein ſehr empfindlicher Ausfall, aber mehr litten dadurch die Bewohner, die bei Prozeſſen ſich in weit entfernte Städte begeben mußten, mit denen ſie ſonſt keine Beziehungen hatten. — Faſt alle Beamtenſtellen im Lande wurden mit Franzoſen beſetzt. Bald wurde das franzöſiſche Steuerſyſtem, die Taille, die Salzſteuer, die Stempelſteuer, die Auflagen auf den Tabak eingeführt und andere außer-

---

und Bar im ganzen nur 6238 Familienväter und 1005 Witwen, was im ganzen etwa 30000 Einwohner auf ſämtliche Städte oder durchſchnittlich etwas über 900 auf jede Stadt ergibt. Auf dem Lande war, wie aus den Verordnungen Ludwigs XIV. hervorgeht, die Bevölkerung im Verhältniſſe noch viel dünner.

gewöhnliche und willkürliche Laſten auferlegt. Städte und Dörfer mußten auf ihre Koſten Arbeiter und Baumaterial für die neuen Feſtungswerke Nancys liefern, deren Wiederaufbau der König mit allem Eifer betrieb. Alle dieſe Laſten empfanden die Lothringer um ſo drückender, als ſie nach altem Rechte und Herkommen mit wenigen Ausnahmen nur freiwillige Leiſtungen kannten; ſelbſt Karl IV. hatte in den verzweifeltſten Lagen die Kriegsſteuern nur unter dem Namen von Vorſchüſſen erhoben, die notwendig ſeien, um dem Lande die Freiheit zurückzugewinnen. Und was man als das Bitterſte empfand, war, daß man das, was man einſt zur Befreiung des Landes freiwillig aufgebracht hatte, jetzt in geſteigertem Maße gezwungen für den Unterhalt feindlicher Armeen und eines maßlos verſchwenderiſchen Hofes aufbringen ſollte. Denn die Fremdherrſchaft war und blieb verabſcheut. Nach jedem Erfolge der verbündeten Waffen während des holländiſchen und pfälziſchen Krieges flammte allenthalben im Lande bei den Gemeinen wie bei dem Adel der Haß gegen die Fremden in Kundgebungen der Freude und in unruhigen Bewegungen auf. Die aus Frankreich zugezogenen Anſiedler waren und blieben bis weit in die Hälfte des folgenden Jahrhunderts bei dem Volke ein Gegenſtand des Mißtrauens und der Verachtung; man mied ihren Verkehr und bezeichnete ſie lange mit dem Spottnamen picards, um an ihren franzöſiſchen Urſprung zu erinnern. Selbſt die Prieſter, die aus Frankreich kamen, begegneten dem Widerſtande und dem Mißtrauen der Pfarreien, in die ſie berufen wurden.

Nach Abſchluß des Nymeger Friedens ließ Ludwig XIV. durch ein Edikt vom 3. Juli 1678 alle Lothringer, die in fremden Heeren dienten, auffordern, bei Verluſt ihrer Güter innerhalb dreier Monate in ihr Land zurückzukehren. Herzog Karl verabſchiedete deshalb ſeine Garden und riet den Offizieren, der Aufforderung des Königs zu folgen und die

angedrohte Einziehung der Güter zu vermeiden. Viele der Heimgekehrten aber fanden sich ihres Eigentumes beraubt. Unter allerlei Vorwänden hatten die Machthaber im Lande die Güter der Abwesenden eingezogen, die Häuser niedergelegt, ganze Familien zu Bettlern gemacht. Die Güter-einziehungen dauerten auch in den folgenden Jahrzehnten noch fort; sie bildeten eine Quelle der öffentlichen Einkünfte und fanden ihre Stelle in den Rechenschaftsberichten, welche die Intendanten dem Könige jährlich zu erstatten hatten. Noch im Jahre 1690, also zwanzig Jahre nach der gewaltsamen Besitz-nahme des Landes, betrug der Erlös aus den eingezogenen Gütern der im Auslande lebenden oder in fremden Heeren dienenden Lothringer 22 297 Livres.*) Ärgerlich darüber, daß die Lothringer trotz alledem 1689 den Fahnen Karls zu-strömten, befahl Ludwig XIV. die Milizen im Lande aus-zuheben. Die Gemeinden wurden für die aufzubringenden Kontingente verantwortlich gemacht und hatten die Kosten für Bekleidung und Bewaffnung der Mannschaften sowie die Be-soldungen der Offiziere aufzubringen.

In den acht Jahren, die dem Abschlusse des Friedens von Vincennes und der Rückkehr Karls in sein Land gefolgt waren, hatte Lothringen sich von den ärgsten Leiden des großen Krieges rasch zu erholen angefangen; nach der fran-zösischen Invasion versank es in das allgemeine Elend, das sich über die Mehrzahl der französischen Provinzen ausbreitete. Die ungeheure Verschwendung des Hofes, die unsäglichen Summen, die von nichtsthuenden Hofleuten und buhlenden Weibern wie durch königliche Prunkbauten verschlungen wurden,**) die nie ruhenden, der Ruhmsucht dienenden Kriege, die allen Wohlstand

*) Haussonville IV 10.

**) So erhielt die Montespan den ganzen Eingangszoll auf den Tabak, dessen Gebrauch mit dem Bedürfnisse nach Betäubung ungeheuer wuchs, um ihr das wahnsinnige Spiel möglich zu machen, in dem sie einmal an einem Abende 700 000 Livres auf eine Karte verlor.

des Landes ausschöpften, die ungezählten Gelder, die dem schwedischen Adel, der englischen Regierung und den feilen deutschen Höfen als „Gratifikationen“ gezahlt wurden, machten immer neue und gewaltsamere Mittel notwendig, die königlichen Kassen zu füllen, und vollendeten in den Provinzen Frankreichs jene stille und grausame Revolution, die Hab und Gut des Bauern wie des Arbeiters in die Hände vornehmer Nichtsthuer und Buhlerinnen brachte. Der Abgrund des öffentlichen Elendes, der sich von den Tagen Richelieus an bis zum Weltgerichte der großen Revolution immer tiefer und tiefer grub, ward indes nirgends so tief wie in Lothringen. Unter Colbert war die Steuerkraft des Landes noch einigermaßen geschont worden. Als dieser aber 1683 entlassen und die Gewalt in Louvois' Hände übertragen wurde, wuchsen die Lasten ins Unerträgliche. Der Mann, der die Pfalz ausbrennen ließ, hatte kaum ein Ohr für die zum Himmel schreienden Klagen eines Landes, das er feindlich wußte, und das seinen Widerwillen gegen die aufgezwungene Herrschaft so wenig verheimlichte.

Richelieu hatte die Provinzen unter die Verwaltung von Intendanten gestellt, welche die dreifache Befugnis der Polizeigewalt, der Rechtsprechung und der Steuerverteilung in sich vereinigten. Sie beseitigten die lokalen Gewalten, erhoben die Steuern in revolutionärer Weise und schalteten als ebensoviele Diktatoren in den Provinzen. Lothringen und Bar waren anfangs dem Intendanten für die drei Bistümer unterstellt; aber 1692 wurde für Lothringen, Bar und Toul eine besondere Intendanz errichtet und durch Louvois dem Staatsrate Vaubourg übertragen mit der Weisung, die Steuern aufs unnachsichtigste einzutreiben und darauf zu achten, daß die Garnisonen an nichts Mangel litten. Nun war Lothringen die breite Heerstraße nach dem Rheine. Nie endende Durchzüge und Einquartierungen von Truppen, denen die Bewohner auf eigene Kosten während des Durchzuges Quartier,

Nahrung für Mannſchaften und Pferde und Transportmittel zu liefern hatten, hungerten während des holländiſchen und pfälziſchen Krieges das Land vollſtändig aus. War der Feldzug zu Ende, ſo nahmen die zurückkehrenden Truppen wiederum im Lande Quartier und häuften ſich in der Regel ſo an, daß an den meiſten Orten auf jeden Einwohner auch ein eingelagerter Soldat kam. Die Stadt Luneville, die etwa 900 Einwohner zählte, hatte im Mai 1693 zu gleicher Zeit 51 Reiterkompagnieen und ein Bataillon Infanterie zu beherbergen.*) Der Engländer Locke, der 1678 den Ruin Lothringens mit eigenen Augen ſah, erzählt von einem Buchhändler, der niemals

*) Zwei Jahre ſpäter, im April 1695 richtete dieſelbe Stadt Luneville, in der damals nur noch 70 Haushaltungen waren, die nachſtehende Bittſchrift an den Intendanten Baubourg, die beſſer als alles das Übermaß der Laſten kennen lehrt, unter dem Lothringen erlag.

Monseigneur, la misère à laquelle les bourgeois de Luneville sont réduits nous oblige d'importuner Votre Grandeur, pour, par votre justice, être soulagés de grosses impositions qui nous mettent aux abois. De 250 nous ne restons que 70 et tous insolvables, tous les jours occupés à loger les troupes de Sa Majesté, sans aucun intervalle à pouvoir travailler pour l'entretien de nos familles, les plus aisés ayant quitté pour s'éloigner d'un lieu si déplorable. Nous sommes chargés actuellement de 4600 rations de fourages, de 5000 livres pour le quartier d'hiver, subvention, vérification des rôles et pour le réachat des offices de colonels, de 1700 livres pour la taxe des artisans qui ne sont proprement que manœuvres et dont les maisons ne servent que de casernes aux troupes; nous nous trouvons de plus chargés, outre les miliciens, que nous fournissons de 1500 livres de capitation; au paiement de quoi nos biens et nos facultés ne peuvent subvenir. Et comme plusieurs bourgeois désertent journellement, se sentant accablés, et que nous voyons la ville sur le point de périr, la plupart étant contraints de tirer le pain de leur bouche pour le donner aux troupes qui souvent ne se contentent pas de leurs étapes, nous espérons que Votre Grandeur u. ſ. w. Die Antwort Baubourgs, es gebe kein Mittel den Beſchwerden abzuhelfen, beſtätigte die ganze Ungeheuerlichkeit des von den Bürgern dargelegten Zuſtandes.

Fleisch aß, aber zwei Soldaten im Quartier hatte, denen er täglich drei Mahlzeiten mit Fleisch vorsetzen sollte. Nicht selten wurde den ausgehungerten Ortschaften vorgespiegelt, man werde die Truppen zurückziehen, wenn sie zahlten — und sie zahlten, die Handwerker und die Kaufleute die Hälfte ihres ganzen Einkommens, aber die Truppen blieben und wurden auf Kosten der Gemeinden einquartiert. Man forderte alles; man nahm alles; man verkaufte alles, um die Kontributionen und sonstigen Auflagen einzutreiben: die Viehherde des Dorfes und die Sonntagsröcke der Weiber. — Zu allem dem kam die Wildheit und Brutalität der schlecht bezahlten Soldaten, die am Tage gemeinsam in den Häusern stahlen und raubten und am Abende den Bürgern, die sich auf die Straße wagten, mit Gewalt das Geld abnahmen. Um den nie endenden Leiden nnd Quälereien zu entgehen, ließen die Landleute, namentlich in den Vogesen, ihre Häuser und Äcker im Stich und griffen wie im dreißigjährigen Kriege zum Handwerke der Räuber und Wegelagerer. „Eine große Zahl von ihnen", so berichtet Vaubourg, „wurde das, was man Schnapphähne (schenapans) nennt; sie überfielen und massakrierten, so viel sie konnten, die Truppen und Offiziere des Königs, die während des Winters kamen und gingen. Man mußte viele dieser Schurken auf das Rad legen und dann in Anbetracht der großen Zahl die übrigen begnadigen".

Was den allgemeinen Ruin in den Städten und auf dem Lande beschleunigte und unvermeidlich machte, war der Umstand, daß die Lasten und Abgaben den Gemeinden auferlegt wurden. Das, was von den Verarmten und Flüchtigen nicht erhoben werden konnte, mußten die noch Zahlungsfähigen und Zurückgebliebenen aufbringen; und diese zerstörende Solidarität bewirkte, daß die Zahl der Ruinierten immer rascher anwuchs. Vergebens richteten die Bewohner, welche die Lasten nicht zu tragen, die Lieferungen nicht aufzubringen vermochten, ihre Klagen an den Intendanten oder

den Miniſter. Die Antwort blieb meiſt aus; nicht ſelten aber wurden die Beſchwerden mit einer Mehrung der Laſten beantwortet. Als die Stadt Epinal, die nur noch 300 Einwohner zählte, ſich bei Louvois darüber beſchwerte, daß ſie drei Kompagnieen Küraſſiere als Einquartierung erhalten habe, wurde einige Tage ſpäter die Einlagerung durch zwei neue Kompagnieen vermehrt. Wo die Bauern ſich widerwillig zeigten, die ihnen auferlegten Lieferungen oder Frohnen auszuführen, da ſollte nach Louvois' Anweiſung der Ort zerſtört werden, „damit den Leuten nicht der Mut wachſe, ſich den Kontributionen zu widerſetzen".

Alle dieſe Zuſtände verſchlimmerten ſich, als im Jahre 1693 Ludwig XIV. Frieden bot, und eine Reſtitution Lothringens anfing, zu den möglichen und wahrſcheinlichen Dingen zu gehören. Lothringen ward ſeitdem wie ein Gut behandelt, das man auf nur kurze Zeit gepachtet hat, um es völlig auszuſaugen. Dem Opfer, das man losließ, ſuchte man das letzte Blut abzuzapfen. Das Jahr 1693 war ein Hungerjahr geweſen; die Magazine des Elſaſſes waren leer. Um ſie wieder zu füllen, legte der Intendant die Lieferung des ganzen Bedarfes an Korn und Pferdefutter den verarmten Dörfern Lothringens auf und brachte dadurch die ganze Korn- und Heuernte des Landes in die elſäſſiſchen Magazine. Das Malter Korn ſtieg infolgedeſſen in Lothringen auf den ungeheuren Preis von 30 Francs. Die Menſchen nährten ſich von Gräſern, vermiſcht mit Kleie oder etwas Hafermehl. Das Elend ward allgemein; an einzelnen Orten ſah man zur Winterszeit, wie Eltern ihre Kinder in Miſt eingruben, um ſie vor dem Erfrieren zu ſchützen. Das Jahr 1695 brachte eine reiche Ernte; ſogleich legte man für die Dauer des Krieges zu den bisherigen Laſten noch eine Kopfſteuer auf, die für das Jahr 1696 auf 417 735 Livres feſtgeſetzt wurde und auf die Bewohner der Städte, Dörfer und Flecken mit Ausnahme der Privilegierten verteilt werden ſollte. — In

dem letzten Jahre der französischen Herrschaft wurde die Menge der Truppen, die auf Kosten der Gemeinden lebten, noch vergrößert. Fünfundzwanzig Bataillone und 40 Schwadronen lagen im Lande; die Requisitionen jeder Art, die Erpressungen und Quälereien der Unterbeamten mehrten sich; Offiziere wie Gemeine gaben für die Waaren, die sie entnahmen, für Schuhe, Kleider, Wäsche u. s. w. lediglich papierne Bescheinigungen, daß sie dies oder jenes gekauft hätten und dafür später diese oder jene Summe bezahlen würden, und verlangten dann kühn, daß man ihnen den Rest herausgebe.

Am Ende des Krieges war der Viehstand des Landes gänzlich vernichtet, die Äcker lagen verödet, die Dörfer verlassen; namentlich in Deutsch-Lothringen war ein großer Teil der alten Einwohner über die Grenze geflohen nach der Pfalz und der Schweiz. Sitten und Sprache des Volkes, das vordem mit der Aufgewecktheit und der Anmut des Romanen die Ausdauer und die Arbeitskraft des Deutschen verband, erschienen roh und verwildert, und freiere Geister, für die es weder Beschäftigung noch Förderung gab, hatten dem verwüsteten Lande den Rücken gewandt und für ihr Talent einen sonnigeren Boden in Italien, in Wien und Paris gesucht. „Die Lothringer", so zeichnete um das Jahr 1690 der höfische Boulainvilliers die Eigenart des Volkes, „sind von einem plumpen, ungeschliffenen Wesen, das sich schon in ihrer sehr unangenehmen Sprache zu erkennen gibt und dem Adel wie dem gemeinen Volke eigen ist. Im übrigen hangen sie mit großer Zähigkeit an dem alten Herkommen und den alten Gebräuchen, und nur Gewalt kann sie dahin bringen, diese zu ändern; aber die Anwendung von Zwang gegen sie ist sehr mißlich; denn dieses von Natur schwerfällige und geduldige Volk gerät in eine ganz eigenartige Wildheit, wenn es einmal aufgebracht wird".

Achtzehnter Abschnitt.

Abzug der französischen Truppen. Herzog Leopold übernimmt die Regierung. Charakter des jungen Fürsten. Seine äußere und innere Politik. Er will Lothringen gegen ein italisches Fürstentum eintauschen. Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges. Leopold sucht seinem Lande die Neutralität zu sichern. Lothringen wird 1702 wieder von den Franzosen besetzt. Der herzogliche Hof in Luneville. Frankreichs Niederlagen und der Plan, Lothringen zu einem Mittelreiche zwischen Frankreich und Deutschland zu machen. Kühne Entwürfe des Herzogs. Der Umschlag des Kriegsglückes 1711. Der Friede zu Utrecht läßt die linksrheinischen Länder in den Händen der Franzosen. Vereitelte Hoffnungen Leopolds. Abzug der Franzosen und Rückkehr Leopolds in seine Hauptstadt Nancy.

Im Anfange des Jahres 1698 begannen die französischen Truppen gemäß den Bestimmungen des Friedens von Ryswik aus Lothringen abzuziehen. Nur zwei Regimenter, welche die neuen Umwallungen Nancys wieder abtragen sollten, blieben bis zum 16. August zurück; dann verließen auch sie das Land, in dem Korpsführer, Soldaten und Armeelieferanten kaum etwas zurückgelassen hatten, was man forttragen konnte. Noch in den letzten Tagen ihres Aufenthaltes hatten die französischen Machthaber ihre Gesinnung durch zwecklos ärgerliche Maßregeln kundgegeben. Am 17. Dezember 1697 war die Königin-Herzogin Maria Eleonore in Innsbruck gestorben. Ihr Sohn, der junge Herzog Leopold, ordnete für die Seelenruhe der Gestorbenen öffentliche Gebete und eine Totenfeier

an; aber die französischen Behörden in Lothringen untersagten die Abhaltung dieser Feier; selbst der Bischof von Tull, ein Anverwandter des herzoglichen Hauses, wagte es nicht, den Geistlichen das Absingen eines Requiem zu gestatten, bis Ende Januar 1698 die Genehmigung des Königs eingeholt war.

Nach allen Leiden und Qualen einer langen zerstörenden Fremdherrschaft harrte das lothringische Volk mit Ungeduld der neuen Zeit entgegen, da das Land sich selbst und dem alten angestammten Fürstenhause zurückgegeben werden sollte. Für die andächtige Hingabe und das rührend kindliche Vertrauen, mit dem es den jungen Herzog erwartete, den es kaum noch dem Namen nach kannte, zeugt das Gebet, das in den Kirchen des Landes damals für den Sohn Karls V. zum Himmel emporstieg: „O Gott, in deiner großen Gnade wolleſt du ihm verleihen ein langes Leben und eine Regierung glücklicher als die seiner Vorgänger in der Herrschaft. Gib auch, o Gott, allen seinen Unterthanen und insbesondere mir einen rechten Eifer für seinen Dienst, und erfülle bis an das Ende meiner Tage mein Herz mit warmer Liebe für ihn und für alle Prinzen und Prinzessinnen des erhabenen Hauses Lothringen".

Durch die Trauer um die eben gestorbene Mutter und durch andere Familieninteressen sah sich der junge Herzog Leopold im Anfange des Jahres 1698 in Wien zurückgehalten. Er schickte deshalb anfangs Januar seinen Erzieher, den kaiserlichen Staatsrat Grafen Carlingford, nebst dem Präsidenten Canon und dem Abbé le Bègue zur vorläufigen Übernahme der Verwaltung nach Lothringen. Er selbst verließ erst anfangs Mai, begleitet von seinem Bruder Franz und einem stattlichen Gefolge, die Kaiserstadt und traf am 11. Mai in Straßburg ein. Der Marquis d'Huxelles, der Statthalter Ludwigs XIV. im Elsaß, bereitete ihm einen glänzenden militärischen Empfang, der indes nicht so sehr dem souveränen Herzoge von Lothringen als dem Schützlinge

Frankreichs und dem künftigen Neffen des Sonnenkönigs galt. Auch eine große Zahl lothringiſcher Edelleute und geiſtlicher Würdenträger hatte ſich in Straßburg zum Willkomm Leopolds eingefunden. Sie bewunderten den ungemein reichen Aufzug des Herzogs, ſein großes und glänzendes Gefolge, die Pracht der Möbel, der Kutſchen und Staatswagen, den herrlichen Marſtall, der 700 Pferde und dreißig edle Geſpanne zählte. — Von Straßburg begab ſich Leopold über Blankenberg nach Luneville, wo er am 14. Mai ſeinen Einzug hielt, und wo er zu bleiben gedachte, bis die zwei letzten franzöſiſchen Regimenter aus Nancy abgezogen ſeien. An der Landesgrenze hatte ſich zahlreiches Volk zu ſeiner Begrüßung angeſammelt. Sein Weg von da nach Luneville war ein ununterbrochener Triumphzug.

Über ein halbes Jahrhundert hatte das Land mit kurzer Unterbrechung den Druck der zerſtörenden und ausſaugenden Fremdherrſchaft getragen; die Wünſche, Hoffnungen, Gelübde vieler Jahrzehnte ſchienen mit der Ankunft des jungen Herzogs, in dem man die Unabhängigkeit, die Nationalität, den Frieden verkörpert ſah, endlich ihre Erfüllung gefunden zu haben. Nach unendlichen Leiden erſchien der junge Fürſt als die Verheißung einer glücklichen Zukunft. Trotz aller Armut brachte das Land es fertig, die Kaſſe Leopolds zu füllen und ihm zu ſeinem Regierungsantritt ein Angebinde von über 400 000 Livres unter dem Namen des joyeux avénement zu überreichen, „denn noch nicht“, bemerkt ein lothringiſcher Geſchichtſchreiber, „bemaß ſich die Hingebung nach der Beſchaffenheit des Beutels“. Die lothringiſchen Adler und Kreuze, die ſich vor den Franzoſen verborgen hatten, kamen aus ihren Verſtecken hervor und pflanzten ſich auf die Giebel der Häuſer auf. Der Jubel, der ſich bei dem Einzuge des Herzogs in Luneville aus der zuſammengeſtrömten Menſchenmenge erhob, war ein unbeſchreibliches Aufwallen aller bisher unterdrückten Empfindungen, ein ungeheurer Aufſchrei des Glückes, einer jener rührenden Momente in der

Geschichte, wo das arglose, kindlich überschwengliche Gemüt des Volkes, alle überstandenen Leiden vergessend, sich selig vertrauend dem Glauben an die Zukunft hingibt. Nur schade, daß solche Momente den Völkern nicht halten, was sie verheißen.

Der Herzog war erst 19 Jahre alt; doch war sein Verstand entwickelt, sein Urteil gebildet, sein Geist friedlicher Beschäftigung zugewandt. Unter Leitung seiner Mutter, einer Frau von großer Klugheit und politischem Verstande, war er durch den oben genannten Lord Taafe, Grafen von Carlingford, einen Irländer, der das Schicksal der Stuarts geteilt hatte und als Flüchtling nach Wien gekommen war, vortrefflich erzogen. Er redete und schrieb das Lateinische, das Deutsche, Französische und Italienische, war mit Mathematik und Mechanik vertraut. Zu allem hatte er viel Gewinnendes in seinen Formen, war leicht zugänglich und liebte den Verkehr mit den Geringsten. Schmeichlerische Berichte über seine Unerschrockenheit in den Gefahren der Schlacht und zahlreiche für eine hohe und edle Denkart zeugende Aussprüche, die er gethan haben sollte, waren vor seiner Ankunft über ihn verbreitet worden. Seine äußere Erscheinung, klein, zart, mit den österreichischen Lippen, war nicht die des alten herzoglichen Geschlechtes; auch schien nicht das Blut seiner heldenhaften, ungestümen, phantasiereichen Vorfahren in ihm zu fließen. Von deren Eigenschaften war ihm fast nur die Liebe zum Prunk und eine maßlose Freigebigkeit geworden, zwei Neigungen, die sehr bedenklich waren für den Fürsten eines Landes, das sich eben aus dem Ruine und dem Elende aufrichten sollte.

Am Hofe zu Wien erzogen, kam Leopold in seine Staaten wie ein Fremder. Mit dem Lande, dem Volke und dessen Neigungen, Sitten und Gewohnheiten war er höchstens nur durch Hörensagen bekannt. Auch fand er sich in den kleinen, beengten Verhältnissen dieses Landes, dessen Äcker er unbebaut,

deſſen Städte er verwüſtet, deſſen Straßen und Wege er verkommen, deſſen Handel und Gewerbfleiß er gänzlich verfallen ſah, bei aller leidenſchaftlicher Hingebung des Volkes niemals heimiſch, wie die Leichtigkeit beweiſt, mit der er bei der erſten Gelegenheit bereit war, ſein Herzogtum zu verhandeln.

Aus kluger politiſcher Berechnung hatte die Herzogin Maria Eleonore noch während des Ryswiker Kongreſſes ihrem Sohne eine Braut in dem Hauſe Frankreich geſucht. Es war des Königs Nichte Eliſabeth Charlotte, die Tochter des Herzogs Philipp von Orleans und jener pfälziſchen Eliſabeth Charlotte, die durch den geſunden Verſtand, den dreiſten Witz und die faſt geniale Derbheit, mit der ſie in ihren Briefen die Dinge und Perſonen am franzöſiſchen Hofe beſpricht, eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat. Leopold wie ſeine Mutter hofften aus dieſer Verbindung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin „nützliche und ehrenvolle Vorteile zu ziehen“. Die Herzogin von Orleans, die das Haus Lothringen „für gut deutſch“ hielt und ihre Tochter in großer Achtung für deutſches Weſen erzogen hatte, war von vornherein einem ſolchen Heiratsplane geneigt, und Ludwig XIV. fand die Verbindung ganz im Intereſſe ſeiner Politik. Im Oktober 1698 ward die Prinzeſſin zu Fontainebleau im Kabinette des Königs in Gegenwart des Hofes und des flüchtigen Königs Jacob II. dem Herzoge Leopold zu Händen des Herzogs von Elbeuf angetraut und an der lothringiſchen Grenze von ihrem Gemahle, den ſie hier zum erſten Male ſah, eingeholt. Beide hielten ſodann ihren feierlichen Einzug in die bisher gemiedene Hauptſtadt Nancy.

Während der langen franzöſiſchen Gewaltherrſchaft in Lothringen hatten die alten freiheitlichen Einrichtungen des Landes in der Verwaltung wie im Gerichts- und Finanzweſen franzöſiſchen Ordnungen Platz gemacht. Wohl hatte

ein Teil des Adels die Stellung nicht vergeſſen, die er einſt zur Zeit der Unabhängigkeit des Landes eingenommen hatte, und mit der Reſtitution des Herzogtums mochte er auch wohl die Herſtellung des Aſſiſenhofes und der Ständeverſammlungen erwarten. In dem allgemeinen Denken des Volkes aber fanden dieſe Wünſche einzelner fürs erſte kaum einen ſtarken Wiederhall. Die lange Zeit der Unterdrückung hatte bei den meiſten die alten Einrichtungen in Vergeſſenheit gebracht; der Adel ſelbſt hatte ſeine früheren Rechte während eines Menſchenalters nicht mehr geübt, die jüngeren wußten von dem Aſſiſenhofe nur noch durch Hörenſagen. Das Glück, das man über die Erlöſung vom Drucke der Fremdherrſchaft und über die wiedererlangte Freiheit empfand, wie das unbedingte Vertrauen auf die Güte, die Weisheit und Mäßigung des vielgeprieſenen jungen Fürſten drängte zunächſt alle anderen Wünſche und Empfindungen zurück. Der Herzog ſelbſt, groß gezogen in den abſolutiſtiſchen Anſchauungen der Zeit, denen die Freiheit als die Quelle beſtändiger Unruhen und Störungen, dagegen die unbeſchränkte Gewalt als das Geheimnis alles Erfolges galt, ſtand den Wünſchen nach Wiederherſtellung der alten Freiheiten und Rechte fremd und ablehnend gegenüber. Bei ſeinem feierlichen Einzuge in Nancy empfingen ihn die Abgeordneten des Adels, der Geiſtlichkeit und des dritten Standes an dem Thore von St. Nicolas mit allem Brauche der alten Zeit. Der Abbé le Bègue, der Dechant der Primatialkirche, wandte ſich an ihn mit den Worten: „Hoher Herr! die Herzöge, Ihre Vorfahren, haben bei dem Einzuge in ihre Hauptſtadt Nancy den Eid geleiſtet; würde Eure Königliche Hoheit — dieſen Titel hatte Leopold ſich beigelegt — es für recht finden, ihrem Beiſpiele zu folgen?“ Der Herzog kniete nieder und ſprach eine von le Bègue vorgeleſene Eidesformel nach, in der er den Himmel als Zeugen ſeines redlichen Willens anrief, dem Volke die Reinheit der katholiſchen Lehre und alles zu erhalten, was dem allgemeinen Wohle dienen

könne. Von keiner Seite erging an ihn die Aufforderung, die Freiheiten und Rechte der drei Stände in altherkömmlicher Weise zu beschwören. Der ganze Vorgang war nur noch eine inhaltleere Ceremonie, der wesenlose Schein eines Schwures auf die alte Verfassung.

Von da an regierte der Herzog, ohne durch irgend eine der Schranken behindert zu sein, die den alten Landesherzögen durch die berechtigten Körperschaften gezogen waren. Die Staatsverwaltung, das Justiz- und Finanzwesen wurde fast ganz nach französischem Vorbilde eingerichtet. Alle Erlasse und Verordnungen des Herzogs in Finanzsachen wie in den andern Zweigen der Verwaltung erhielten Gesetzeskraft. Er übte das ausschließliche Recht, Steuern aufzuerlegen und deren Höhe zu bestimmen. — Die Ordnung des Justizwesens legte er in die Hand des Generalprokurators Bourcier, der bisher französischer Parlamentsrat in Metz gewesen und in den absolutistischen Grundsätzen der französischen Verwaltung geschult war. Den souveränen Hof und die beiden Rechnungskammern für Lothringen und Bar, die Leopold schon im Februar 1698 wieder hergestellt hatte, besetzte er ganz mit Leuten seiner Wahl. Der souveräne Hof war zugleich Appellationsinstanz für alle Urteile, die in Civil- und Kriminalsachen gesprochen wurden, und ihm wurden die 17 Ämter (baillages) und die 58 Markvogteien (prévôtés) unterstellt, in die Lothringen und Bar durch ein Edikt vom 11. August 1698 geteilt waren. Den Rechnungskammern wurde das ganze Finanzwesen übertragen, die Verwaltung der Domänen und die Entscheidung in allen Prozessen, welche Steuern und Münzwesen betrafen.

Zwar waren mit dem Abzuge der Franzosen die drückendsten und gehässigsten Auflagen, vor allem die auszehrenden Militärlasten fortgefallen. Aber es blieb die Subvention, eine Grundsteuer, die nur von den Nicht-Privilegierten erhoben wurde; es blieb die „Generalpacht" (la Ferme générale), eine Gesellschaft von Geldleuten, welche die Domanialgefälle, die mancherlei

Stempelgebühren, die verschiedenen Aus- und Eingangszölle vereinnahmte und das Salzmonopol hatte; es blieb endlich der Verkauf der Ämter und Stellen. Die Einnahmen, welche dem Herzoge aus allem dem zuflossen, berechnete ein Zeitgenosse für das erste Jahr mit Einschluß der Willkommgabe zum Regierungsantritt (joyeux avénement) auf nicht weniger als drei Millionen Livres. — In den Städten unterdrückte Leopold die Wahlen zu den Gemeindeämtern und übertrug die Verwaltung an Körperschaften, deren Mitglieder, meist Inhaber von Staatsämtern, von ihm ernannt wurden und nichts weniger als eine Vertretung der Gemeinden waren. In Nancy wurde 1698 der neu eingesetzte Gemeinderat aus neun Beamten und einem Substituten gebildet, die der Herzog alle ernannte. In Luneville wurde 1701 zum ersten Male seit der französischen Besitznahme des Landes wieder ein Gemeinderat gewählt, aber Leopold ließ die Wahl vornehmen unter der Kontrole und Aufsicht von Polizeibeamten, „damit die Freiheit der Wahlen gesichert werde".

Die angesehensten Edelleute, von denen ein Teil schon seit vielen Jahren in österreichischen oder französischen Diensten gestanden und den alten Stolz der landesansässigen Väter verloren hatte, zog der Herzog an seinen neugebildeten Hof. Sie tauschten hier die einstige politische Bedeutung gegen eitle prunkhafte Titel ein; und so wurden aus den Nachkommen der Männer, die vordem das Schicksal des Landes in Händen gehabt hatten, müßige Grafen und Marquis, die als nichtssagende Hoffiguren allen ernsten Staatsgeschäften fern blieben. Die einzige Beschränkung, die dem Belieben des Fürsten noch gezogen schien, war das dem souveränen Hofe und den Rechnungskammern zustehende Recht, die herzoglichen Erlasse zu registrieren und unter Umständen dem Herzoge gehorsame Vorstellungen zu machen.

Nachdem die alten Privilegien des Adels in Vergessenheit gebracht und die Rechte der Ständeversammlungen ohne

Schwierigkeit beseitigt waren, blieben noch die Vorrechte der Kirche. Auch hier zeigte sich der junge Herzog als ein Jünger des absolutistischen Systems, das seinem Wesen nach ein Recht der fremden Überzeugung nicht anerkennen kann. Ohne die Jesuiten im geringsten zu begünstigen — in Nancy ließ er 1719 aus den Buchhandlungen eine Anzahl jesuitischer Schriften wegnehmen, in denen ihm mißfällige Sätze enthalten waren — verfolgte er die Jansenisten und entfernte die Kalvinisten selbst da, wo dies von Ludwig XIV. noch nicht geschehen war.*) Der souveräne Hof zeigte sich in dieser Beziehung unduldsamer als der Klerus selbst. So wies er unter anderem 1698 mehrere kalvinistische Familien aus, die der Abt von Beaupré zur Besorgung der Herden aus Süddeutschland hatte kommen lassen. Leopold hätte am liebsten die kirchlichen Angelegenheiten ganz unter die staatliche Aufsicht gestellt. Er glaubte seine fürstliche Autorität vor allem beeinträchtigt durch die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Metz, Tull und Verdun, die, begünstigt durch die französische Herrschaft in Lothringen, die Entscheidung über viele Dinge kirchlich-weltlichen Charakters wie Gotteslästerung, Konkubinat, Ehebruch, Wucher an sich gezogen hatten. Sein Versuch, die kirchliche Gerichtsbarkeit auszuschließen, führte indes zu einem lange dauernden bemerkenswerten Kampfe mit dem streitbaren Bischofe Bissy von Tull, einem Kampfe, der im Kleinen als eine Wiederholung von Ludwigs XIV. Streit mit Innozenz XI. erscheint und hier eine kurze Erwähnung verdient.

Die Herstellung des souveränen Hofes als letzter gerichtlicher Instanz und die Umgestaltung der Untergerichte machte

*) In Lixheim gab Leopold zwar den von Ludwig XIV. verfolgten Protestanten ihre früheren Rechte und Freiheiten zurück; doch verbot er aufs strengste den Zuzug von Fremden. In späteren Jahren hatte er freilich seine Staaten gegen den wüsten Bekehrungseifer der lutherischen Prinzen von Nassau zu schützen. Die übereifrigen Prediger, die nach Lothringen kamen, ließ er über die Grenze bringen.

für Lothringen eine Änderung der alten Gesetze und Coutumes in betreff des Civil- und Strafprozesses notwendig. Leopold beauftragte damit den Generalprokurator Bourcier (s. o. S. 453), und nach kurzer Zeit August 1701 ward die neue Gerichtsordnung als Code Léopold veröffentlicht. Es war in fast allem eine Nachbildung der französischen Verordnungen vom Jahre 1667 und 1670. Um die Grenzen der kirchlichen Gewalt möglichst einzuengen und die Gewohnheiten und Rechte der gallikanischen Kirche auf Lothringen auszudehnen, hatte Bourcier auch das französische Edikt über das Recht an den Benefizien und das Recht der Regale aufgenommen.*) Der Bischof von Toul hatte es leicht, diese Bestimmungen des Code Léopold dem Papste als eine Usurpation und als einen Angriff nicht nur auf die Rechte des Bischofs, sondern auch auf die des römischen Stuhles darzustellen; denn Lothringen, in dem kein Konkordat die Beziehungen zwischen Staat und Kirche regelte, war ein Land der reinen Obedienz und konnte somit die Grundsätze der gallikanischen Kirche nicht für sich anrufen. Im übrigen wußte der Bischof auch recht wohl, daß er der Politik Frankreichs diente, wenn er die bischöfliche Gerichtsbarkeit d. h. den Einfluß der französischen Bischöfe in Lothringen zu erhalten suchte. Der römische Stuhl ließ die Sache untersuchen und stellte sich zuletzt ganz auf die Seite des Bischofs, der unterstützt durch Ludwig XIV., von Clemens XI. die Exkommunikation erwirkte „gegen jeden, der den Code Léopold drucken, lesen oder besitzen werde". (September 1703.) Leopold untersagte die Publikation dieses Breves in allen seinen Staaten, und der souveräne Hof beschloß, von dem schlecht unter-

*) Nach diesem Rechte verwalteten die französischen Könige die Einkünfte erledigter Stifter bis zu ihrer Wiederbesetzung und vergaben erledigte Pfründen willkürlich an ihre Günstlinge. Ferner gebot das französische Edikt den Offizialen bei Strafe der Konfiskation des weltlichen Besitzes, die Monitorien zu gewähren, sobald der weltliche Richter es forderte.

richteten Papst an den besser zu unterrichtenden zu appellieren. So entspann sich ein langer erbitterter Streit, in dessen Verfolg der Herzog immer mehr zurückwich und sich endlich dazu verstand, eine neue Bearbeitung des Code zu versprechen, in der die verurteilten Artikel gänzlich beseitigt werden sollten. Zu dieser Nachgiebigkeit wurde er nicht zum wenigsten bestimmt durch die Rücksicht auf seine Brüder, die in den Dienst der Kirche getreten waren.*) Er schickte im Dezember 1707 eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Marquis von Lénoncourt stand, nach Rom, um dort einen Ausgleich herbeizuführen. Die Verhandlungen schleppten sich indes mit unendlicher Langsamkeit noch volle drei Jahre hin, da auch der umgearbeitete Code in Rom nicht vollständig befriedigte. Erst im Jahre 1710, als Leopolds Bruder Karl, bisher Bischof in Osnabrück, sich um die Stelle eines Koadjutors in Trier bewarb, nahmen die Dinge einen rascheren Gang. Im September 1710 wurde der Prinz Karl mit Zustimmung Clemens' XI. zum Koadjutor des hochbetagten Erzbischofes und Kurfürsten von Trier gewählt und erhielt damit die sichere Anwartschaft auf eine der höchsten Stellungen in der Kirche wie im Reiche; zehn Tage später war das gute Einvernehmen zwischen der Kurie und dem Herzoge wieder hergestellt. Leopold nahm die von dem Generalprokurator Bourcier gezeichnete Appellation gegen die päpstliche-Entscheidung vom Jahre 1703 zurück, und Clemens XI. beglückwünschte den Herzog, daß er seinen väterlichen Ratschlägen gefolgt sei und

*) Von den drei Brüdern Leopolds war der älteste, Karl (geb. 1680), im Jahre 1695 zum Bischofe von Olmütz und drei Jahre später zum Bischofe von Osnabrück gewählt worden. Der zweite, Joseph, kam nie nach Lothringen, er blieb in den Diensten des Kaisers und starb, erst 20 Jahre alt, an den Wunden, die er in der Schlacht von Cassano erhalten hatte. Der jüngste, Franz, ward Abt von Stavelot und Malmédy; Leopold bemühte sich, ihm die Koadjutorstelle von Augsburg zu verschaffen.

dem heiligen Stuhle eine wahrhaft kindliche Ergebenheit bewiesen habe. — Der neue, gereinigte Code wurde hierauf publiziert; gleichwohl aber ließ der Generalprokurator den Advokaten durch ein vertrauliches Schreiben empfehlen, sich in den Verhandlungen auf die unterdrückten Artikel zu beziehen; und der souveräne Hof selbst machte ohne Aufsehen von ihnen Gebrauch.

Mit stürmischem Eifer ging Leopold daran, sein Land aus dem allgemeinen Ruine zu erheben, in das es infolge des Krieges und der aussaugenden Fremdherrschaft gesunken war. Vor allem galt es, das verödete Land wieder mit Menschen zu füllen. Gleich im Beginne seiner Regierung lud er deshalb alle im Auslande lebenden Lothringer zur Rückkehr in die verlassene Heimat ein; „und sie sammelten sich wie die Bienen", schreibt Durival, „und ermutigten sich gegenseitig zur Arbeit". Fremden Zuwanderern teilte er herrenlose Grundstücke und verlassene Gebäude zu ohne eine andere Bedingung, als daß sie die Äcker wieder nutzbar machten und die verfallenen Häuser wieder aufrichteten. Allen, die sich in Deutsch-Lothringen in den verlassenen Saargegenden niederließen, gab er das Recht, sich derjenigen Ländereien zu bemächtigen, die von den Bewohnern nicht bebaut würden. Die Eigentümer, die ihre Rechte innerhalb eines Jahres geltend machten, sollten die von Fremden in Besitz genommenen Güter zwar zurückerhalten, aber erst nach Verlauf von zehn Jahren und mittels einer Entschädigung in Geld an die neuen Inhaber. Allen Zuwanderern, sofern sie ein Zeugnis über ein unbescholtenes Leben und über ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche beibrachten, gab Leopold das Heimatsrecht und befreite sie für sechs Jahre von allen Lasten, für zehn Jahre dagegen, wenn sie bauten. Solche, die sich in Lixheim niederließen, erhielten außerdem noch sechs Bäume aus den herzoglichen Forsten zum Hausbaue. Für alle Fremden, Franzosen und Deutsche, die nach Lothringen kamen, wie für die

fremden Kaufleute, welche die Märkte in St. Nicolas besuchten und in Lothringen starben, beseitigte der Herzog durch ein Edikt vom 14. Februar 1700 das Heimfallsrecht (droit d'aubaine). Die Fruchtbarkeit der Ehen lohnte er durch Prämien und Befreiung von Grundsteuern. — Um dem Landbau aufzuhelfen, kaufte er in Deutschland Saatkorn auf und überließ es den Bauern zu den niedrigsten Preisen; er verteilte ungarische, türkische und norddeutsche Pferde im Lande und legte, um die heruntergekommene Rasse zu veredeln, ein Gestüt bei Saaralben an. — Der einst blühende Weinbau war seit dem dreißigjährigen Kriege gänzlich vernachlässigt. Leopold forderte deshalb schon im Jahre 1698 zur Anlage von Weinbergen an günstig gelegenen Abhängen auf; er überließ unangebautes Domänenland denen, die es auf eigene Kosten in Weinberge umwandeln wollten; und um den Lohn der Arbeit zu sichern, erneuerte er das alte Verbot des Handels mit ausländischen Weinen. Zur Wiederbelebung des erstorbenen Gewerbes gestattete er Handwerkern aus jedem Lande eine Werkstatt zu öffnen ohne einen Ausweis über die Lehrzeit und ohne vorheriges Probestück. „Die Politik des lothringischen Hofes", schrieb damals der französische Gesandte d'Audiffret, „geht dahin, möglichst viele Leute ins Land zu ziehen; er findet darin das Mittel, sich gute Ackerbauer und Handwerker zu verschaffen; unsere Grenzgebiete werden deren beraubt, und Lothringen wird sich auf Kosten unserer Provinzen bereichern und bevölkern". Bei der natürlichen Güte und Triebkraft des Bodens, der alles hervorbrachte, was das Land bedurfte,*)

*) Über den Reichtum Lothringens an Bodenerzeugnissen schreibt derselbe Gesandte d'Audiffret: „La Lorraine est un de ces heureux pays où la nature semble n'avoir rien épargné pour procurer aux habitants tout ce qui peut être agréable et nécessaire à la vie. Elle a l'avantage de pouvoir se passer de ses voisins et ces mêmes voisins ne sauraient se passer de son secours; les pays et évêchés de Metz, de Toul et de Verdun lui doivent la plus grande partie

hob sich in kurzer Zeit der Landbau wie die Volkszahl in überraschender Weise. Die Ehen waren wie nach allen langdauernden Kriegen und menschenvernichtenden Ereignissen von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, und zwölf Jahre nach der Befreiung des Landes von der Franzosenherrschaft, im Jahre 1711, war die Bevölkerungsziffer, die im Jahre 1698 nach höchster Berechnung nicht 150 000 betrug, auf 400 000 gestiegen. Der Handel in Holz, Getreide und Salz belebte sich von neuem. Im Meisenthale bei Bitsch, in Creutzwald, Blindenwalsch und Götzenbrück erhoben sich neue Glasfabriken; in Ramberweiler, St. Dié, Luneville und Raon l'Etappe wurden Fayencerieen errichtet; auch die Papierfabriken und Webereien begannen wieder aus ihrem Verfalle zu erstehen.*) Um die Städte aus dem Schutt und den Trümmern möglichst rasch wieder aufzurichten, gebot Leopold allen seinen Unterthanen, die ihnen gehörigen verfallenen Bauten innerhalb zweier Jahre wieder herzustellen. Ob die ruinierten Eigentümer dazu im stande waren, machte dem Ungestüm und der Willkür des Fürsten keine Sorge. Waren die Gebäude nach Ablauf der gesetzten Frist nicht wieder hergestellt, so sollten sie ohne weitere Förmlichkeiten gegen einen

---

de leur subsistance; la Champagne, la Franche-Comté et l'Alsace y trouvent des ressources dans leurs besoins, et sans la communication de ses sels, les états d'Allemagne qui sont en deça du Rhin en manqueraient absolument par la difficulté d'en tirer des salines plus éloignées.

*) In einzelnen Gegenden Deutsch-Lothringens waren die Folgen der Verwüstungen so groß und nachhaltig, daß zwanzig Jahre nach dem Ryswiker Frieden es noch nicht möglich war, die Ortschaften mit Gemeindesteuern zu belasten. So heißt es in einem Berichte des Obersteuerkontroleurs Ristaud 1717 über Finstingen: Il n'y a aucun lieu de faire aucune imposition d'octroi, parceque comme les villages et même la ville sont encore déserts en partie par les malheurs des guerres, on a trouvé, qu'il est avantageux de laisser encore quelques années les peuples dans la tranquillité par là donner lieu au repeuplement et au rétablissement. Lepage dépopulation de Lorraine.

geringen Preis denen zugesprochen werden, die sich zum Wiederaufbau bereit erklärten. Eine spätere Verordnung Leopolds bedrohte sogar alle, die der Aufforderung nicht entsprochen hatten, mit dem gänzlichen Verluste ihres Eigentumsrechtes.

Eine schlimme Hinterlassenschaft der langen Kriege war Lothringen mehr noch wie den rechtsrheinischen Ländern geblieben in der großen Menge des umherziehenden räuberischen Gesindels: verwilderter Kriegsknechte, ruinierter Leute, Zigeuner und Bettler, die oft, zu größeren oder kleineren Banden vereinigt, Weg und Steg unsicher machten und einzeln gelegene Gehöfte brandschatzten und ausplünderten. Durch ein Edikt vom Jahre 1698 gebot Leopold allen fremden Vagabunden, Bettlern und Zigeunern, das Land zu verlassen, und drohte allen, die umherschweifend ergriffen würden, die Strafe des Halseisens und des Auspeitschens an. Wurden die Ergriffenen im Besitze von Waffen gefunden, so sollten sie außerdem noch gebrandmarkt und im Wiederholungsfalle mit dem Tode bestraft werden. Um Überfällen vorzubeugen, ließ er zu beiden Seiten der Straßen und Wege Wald und Gestrüpp auf 25 Meter Weite entfernen und stellte im Dienste der öffentlichen Sicherheit eine berittene Polizei auf, welche die Befugnis erhielt, über ergriffene Wegelagerer und Vagabunden ohne weiteres abzuurteilen.

In den beiden ersten Jahren seiner Regierung hatte Leopold alles gethan, um sein fürstliches Ansehen über jede Schranke zu erheben und allenthalben fühlbar zu machen. Er hatte seinen Unterthanen den letzten Rest ihrer hergebrachten Freiheiten genommen und in zahlreichen Verordnungen jenen Geist offenbart, der alles Leben durch polizeiliche Maßregeln gestalten will und von den willkürlichsten Eingriffen in die Rechte der Einzelnen und der Körperschaften nicht zurückschreckt. Gleichwohl blickte das Volk mit gläubigem Vertrauen auf die unruhige Thätigkeit des jungen Fürsten, der öffentlich erklärt hatte, daß er nur für sein Volk leben

und ſterben wolle und in ſeiner fürſtlichen Stellung nur das hohe Vorrecht ſehe, der Schöpfer des Volksglückes zu werden. Da verbreitete ſich im Mai 1700 das unglaublich klingende Gerücht, der Herzog habe ſein Land dem Könige von Frankreich übertragen und dafür ein Stück der zerfallenden ſpaniſchen Monarchie eingetauſcht.

Ludwig XIV. hatte den Abſchluß des Ryswiker Friedens beeilt und die Herausgabe Lothringens angeboten, weil ſein Abſehen auf den Gewinn der großen ſpaniſchen Monarchie gerichtet war. Während er ſeine Heere auch nach dem Frieden auf dem Kriegsfuße hielt und entſchloſſen war, die Erbſchaft Karls II. jedem Mitbewerber ſtreitig zu machen, legte er ſeinem bisherigen Gegner Wilhelm III. den Plan zu einer Teilung der ſpaniſchen Länder nach dem bald zu erwartenden Tode des letzten Habsburgers in Spanien vor. Nach vielen diplomatiſchen Verhandlungen ſtimmten England und Holland zuletzt einem Vorſchlage bei, demzufolge aus dem Nachlaſſe Karls II. Spanien nebſt den Niederlanden und den überſeeiſchen Ländern dem jüngſten Sohne Kaiſer Leopolds, dem Erzherzoge Karl, das Königreich beider Sizilien, das Marquiſat Finale und Mailand aber dem Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zugeteilt werden ſollte. Am 3. März 1700 wurde dieſer Teilungsvertrag zu London von den genannten Mächten unterzeichnet. Wilhelm III. hatte gegen den gefährlichen Machtzuwachs, der Frankreich aus dem Beſitze Oberitaliens kommen würde, anfangs ernſte Bedenken erhoben; Ludwig aber hatte dieſe dadurch beſeitigt, daß er ſich erbot, das Herzogtum Mailand dem Herzoge von Lothringen zu übertragen und dafür Lothringen und Bar, deren Erwerb Frankreichs Macht nichts hinzufügen werde,*) einzutauſchen.

*) Le roi d'Angleterre doit comprendre, que l'acquisition de la Lorraine n'ajoutera presque rien à mon pouvoir, car cet Etat

Es war beispiellos, daß fremde Mächte in dieser Weise über ein großes Reich verfügten, ohne das Volk und den noch lebenden Herrscher dieses Reiches zu befragen; und ebenso beispiellos, daß ein anderes Land als Tauschobjekt verhandelt wurde, obgleich keine der vertragschließenden Mächte sich in dem Besitze dieses Landes befand.

Seit dem ersten Tage seiner Anwesenheit in Lothringen hatte Leopold nicht aufgehört, sich um die Gunst Ludwigs XIV. zu bewerben. Er dankte wiederholt dem Könige für die großen Beweise seiner Huld und beteuerte seine Verehrung und Hingabe „an die geheiligte Person des Königs, dessen Güte allein er alles schulden wolle". Mit einem aufdringlichen Eifer bat er Ludwig XIV. wiederholt, ihm den Tag zu bestimmen, an dem er die schuldige Huldigung für Bar leisten solle, obgleich dem starken souveränen Bewußtsein des Herzogs ein solcher Akt nicht leicht werden konnte. Am 20. November 1699 fand diese Huldigung in Versailles, wohin Leopold sich in Begleitung aller seiner Räte begeben hatte, mit allem Ceremoniell der alten Zeit statt.*) Aber weder diese Unterwürfigkeit

---

est si enveloppé de toutes parts par mes possessions, qu'il est à jamais impossible à un duc de Lorraine de prendre parti contre moi.

*) Der Herzog, so beschreibt St. Simon den Vorgang, fand sich nachmittags drei Uhr, begleitet von seinen Räten, vor dem königlichen Kabinette ein, dessen Thüre geschlossen war. Der König saß unterdes im Thronsaale, der zwischen dem Kabinett und dem Ratszimmer lag, unbeweglich, bedecktes Hauptes und umgeben von seinem ganzen Hofstaate, auf dem Thronsessel. Leopold ging an die Thüre und kratzte. Der Thürsteher drinnen fragte, wer da sei, worauf der Kratzende antwortete: „Der Herzog von Lothringen". Die Thüre blieb verschlossen. Einige Augenblicke später kratzte der Herzog zum zweiten Male. Es folgte dieselbe Frage und dieselbe Antwort wie zuvor, und die Thüre blieb geschlossen. Als der Herzog bald nachher zum dritten Male kratzte und auf die Frage des Thürstehers antwortete: „Der Herzog von Bar", öffnete sich der eine Flügel der Thüre, durch den der Herzog zunächst in das Kabinett eintrat und sich dann in bestimmten Abständen unter fortwährenden

noch die Heirat mit der königlichen Nichte brachten Leopold die politischen Vorteile, die er gehofft hatte. Ludwig beobachtete den Sohn Herzog Karls V. allezeit mit Mißtrauen und wurde darin durch den Bischof von Tull und den Intendanten Turgot in Metz bestärkt. Er war entschlossen, seinen Neffen in vollständiger Abhängigkeit zu erhalten, und gab seinem Gesandten in Nancy den Auftrag, Charakter und Gesinnung des Herzogs wie dessen politische Beziehungen genau zu überwachen.

Was den Umtausch Lothringens gegen Mailand betrai, so war Ludwig XIV. überzeugt, daß der fügsame Herzog, der dem mächtigen Nachbarn in allem ängstlich zu gefalle suchte,*) keinen Widerspruch erheben werde, zumal Lothringen

---

tiefen Verbeugungen dem unbeweglich da sitzenden Könige näherte. Ein Hofbeamter nahm ihm Handschuhe, Hut und Degen ab, worauf der Herzog sich auf beide Kniee zu Füßen des Königs niederließ. Dieser nahm die gefalteten Hände des Herzogs in die seinigen, und der Kanzler sprach laut und feierlich die Eidesformel vor, die der Herzog wiederholte. Dann erhob sich der Herzog und unterzeichnete mit der Feder, die ihm der Kanzler reichte, die Eidesformel. Unterdes hatte sich auch der König erhoben, entblößte einen Augenblick das Haupt, während alle Prinzen und Hofbeamte unbeweglich stehen blieben. Sobald der Herzog sich nach vollzogener Unterschrift dem Könige wieder zuwandte, bedeckte sich dieser von neuem und hieß dann auch den Herzog den Hut aufsetzen.

*) Als der Generaladvokat bei dem Pariser Parlamente darauf aufmerksam machte, daß man bei dem Amte Bar den König mit dem Beinamen des „Allerchristlichsten" benenne, statt ihn schlechtweg „den König" zu nennen, und daß jener Zusatz nur dazu diene, die Bedeutung des Königs abzuschwächen, richtete Leopold ein demütiges Entschuldigungsschreiben an Ludwig und ließ einen der Richter seines Amtes entheben. — Die Besorgnis Leopolds, dem Könige zu mißfallen, ging später noch viel weiter. So verbot er dem Prämonstratenserмönche Hugo, dem er die Abfassung einer Geschichte Lothringens übertragen hatte, das Leben Karls IV. und Karls V. drucken zu lassen, weil manches darin den König von Frankreich kränken könne. Er ließ das Werk des gelehrten Abtes von Senones, Dom. Calmets, arg verstümmeln

nur zwei Millionen Einnahmen brachte, während Mailand das Sechsfache aufbringen konnte. Den Widerstand des Kaisers und des deutschen Reiches gegen den Übergang von Lothringen an Frankreich glaubte Ludwig leicht zu überwinden; denn der Kaiser werde vor dem einigen Willen Frankreichs, Englands und Hollands rasch zurückweichen müssen.

Wenige Wochen nach der Unterzeichnung des oben erwähnten Teilungsvertrages kam Callières, ein gewandter Unterhändler Ludwigs XIV., nach Nancy, um dem Herzoge die großen Vorteile klar zu machen, die ein Umtausch des armen Lothringens gegen das schöne und reiche mailändische Gebiet für ihn haben werde. Der König, so erklärte der Gesandte, biete dem Herzoge von Lothringen einen Austausch Lothringens gegen Mailand an, um ihm einen Beweis seiner Freundschaft zu geben und seinen guten Willen zu zeigen, daß er das Ansehen eines Fürsten heben wolle, den er so zu sagen durch die Vermählung mit seiner Nichte adoptiert habe.

Leopold war von vornherein entschlossen, das Anerbieten anzunehmen; auch bekundete er keinen Schmerz, wie seine Schmeichler behaupteten, sich von seinen lieben Unterthanen trennen zu müssen; denn was galt dem in der Fremde erzogenen, prunk- und genußsüchtigen Fürsten die Treue und Hingebung eines Volkes, das zwar alles gab, aber nur wenig zu geben hatte. Seine einzige Sorge bei diesem Handel war, die Empfindlichkeit des Kaisers zu schonen und sich von Ludwig möglichst sichere Bürgschaften für die Unabhängigkeit der neuen

---

weil viele Stellen darin unangenehme Wahrheiten für Frankreich enthielten. Nicht weniger als 180 Seiten der ersten Auflage wurden deshalb unterdrückt; auch in vielen anderen Punkten wurde auf Befehl Leopolds an dem Werke eine arge Censur geübt. — Erst die Revolution beseitigte in Frankreich die Censur und machte es den Leuten, die Geschichte schrieben, möglich, von den Mächtigen mit demselben Freimute zu reden wie von den Bauern.

Herrschaft geben zu lassen. Von den Räten der Herzogs machte nur der Graf Taafe ernstliche Einwendungen gegen ein Geschäft, das den Interessen Österreichs sehr nachteilig sei; und um an der ganzen Sache keinen Anteil zu haben, begab er sich mit dem Prinzen Karl in dessen Bistum Osnabrück. Bei den übrigen Ratgebern Leopolds überwogen Ehrgeiz, Furcht und selbstsüchtige Berechnungen; sie dachten nur an die Vorteile, die ihnen das Leben im Dienste eines größeren und mächtigeren Herrn bringen werde. Der Großkämmerer Couvanges, der Großstallmeister Lenoncourt, der Generalprokurator Bourcier, sie alle rieten dem Herzoge, den von den Mächten vereinbarten Tausch anzunehmen; Bourcier gedachte in einem Schreiben an Ludwig XIV. der Zeit, in der er dem großen Könige von Frankreich gedient habe, und versicherte ihn im voraus seines hingebendsten Eifers. „Die Beamten hier", so berichtete Callières an den König, „haben nur Sorge wegen ihrer Ämter; wollte Eure Majestät ihnen die Erhaltung des souveränen Hofes und der Rechnungskammer in Nancy zusichern, so würden Sie von ihnen tausend Segenswünsche empfangen".

Das Geheimnis dieser Verhandlungen konnte nicht lange gewahrt werden; rasch verbreitete sich die Kunde von dem ehrlosen Schacher im Volke und erzeugte eine allgemeine Aufregung. Zahlreiche teils unterzeichnete, teils namenlose Zuschriften hielten dem Herzoge den Undank und den Verrat vor, mit dem er dem Volke die bisher bewiesene Liebe und Treue lohnen wolle; mehrere der vornehmsten Edelleute lagen ihm an, sein Land nicht zu verlassen, und erboten sich, die herzoglichen Einkünfte zu vermehren, wenn sie nicht ausreichend seien. Aber Leopold blieb gegen alle Bitten und Mahnungen, die ihm aus dem Volke kamen, taub, und am 16. Juni unterzeichnete er den Vertrag, den Callières ihm am 24. Mai fertig vorgelegt hatte. „Nur dem gesunden Verstande und dem sicheren Urteile des Herzogs von Lothringen

habe ich das Gelingen des Planes zu verdanken", schrieb Callières an den König, „denn die Deutschen und die Lothringer in diesem Lande betrachten mit großem Mißvergnügen den Entschluß, den der Herzog gefaßt hat; und da galt es, alle die entgegengesetzten Ratschläge zu zerstören, die der Herzog jeden Tag von Leuten empfing, die ein Interesse daran hatten, ihn in dem Lande zurückzubehalten". Leopold selbst drückte in überschwänglichen Worten dem Könige seinen Dank aus und versicherte, daß er nie eine größere Freude empfinden würde, als wenn sich ihm die Gelegenheit böte, dem Könige zu gefallen und die unauslöschliche Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen, die er für dessen geheiligte Person habe. — In einem besonderen Artikel des Vertrages hatte Ludwig XIV. es übernommen, dem Herzoge die Investitur des Kaisers für das Herzogtum Mailand zu verschaffen, wenn dieses für die Ruhe und Sicherheit der neuen Herrschaft nötig sei. Mit Ungeduld sah Leopold dem Augenblicke entgegen, der ihn in die Herrschaft eines viel reicheren Landes, als Lothringen war, einsetzen werde; aber diese schönen italischen Träume wurden mit einem Male durch den Gang der Ereignisse zerstört.

Während Callières am Nanziger Hofe noch über einige Änderungen des am 16. Juni abgeschlossenen Vertrages mit Leopold verhandelte, kam die Nachricht, daß König Karl II. von Spanien am 1. November gestorben sei und in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphins, zum Erben der gesamten spanischen Monarchie eingesetzt habe. Der von der Staatskunst der Mächte ausgeklügelte Teilungsvertrag hatte in Spanien alles aufgebracht: den Stolz der Nation, der sich empörte, daß Fremde es wagten, über das Schicksal der Monarchie zu verfügen, die Habsucht der Hofleute, die sich ärgerten, daß die Teilung gemacht war, ohne daß man ihnen gezahlt hatte, und zuletzt den sterbenden König, der ein

Übereinkommen verdammte, das die Einheit der Monarchie auflöste. Alle diese Stimmungen hatte Ludwig XIV. trefflich für sich zu benutzen verstanden. Karl II. hatte einen tiefgewurzelten Haß gegen alles, was französisch hieß; er verabscheute die Hunde der Königin, weil sie aus Frankreich gekommen waren, und ließ den Lieblingspapagei seiner Frau heimlich erdrosseln, weil er französisch plauderte. Aber der Wunsch, die Monarchie ungeteilt zu erhalten, erwies sich noch mächtiger als sein Franzosenhaß; und so hatte er vier Wochen vor seinem Tode das erwähnte Testament unterschrieben, wodurch er der Zerstückelung seiner Staaten vorzubeugen glaubte.

Nach kurzem Bedenken erklärte Ludwig XIV., daß er das Testament annehme; denn da er einsehe, daß der vereinbarte Teilungsvertrag nicht durchzuführen sei, ohne einen allgemeinen Krieg in Europa zu entzünden, so hoffe er, durch Annahme der spanischen Erbschaft den Frieden Europas auf ewig zu befestigen. Schon am 24. November ward Philipp von Anjou in Madrid als König von Spanien ausgerufen. Die ganze Gestalt der Dinge, die den Tauschvertrag vom 16. Juni veranlaßt hatte, war damit eine andere geworden. Ludwig XIV. rief deshalb Callières von Nancy zurück und ließ dem Herzoge sagen, daß es unter den geänderten Umständen unnütz sei, weiter über den Austausch zu reden. Plötzlich wie es aufgestiegen, war das Traumbild einer italischen Herrschaft vor dem Herzoge, der sehnsüchtig danach gelangt hatte, wieder zerflossen. Mit dem guten Anstande des Hilflosen und Schwachen beglückwünschte er Ludwig XIV. zu der Thronbesteigung seines Enkels Philipp und versicherte, daß der König, möge er geben oder nehmen, keinen treueren Diener finden werde als ihn.

Die Annahme des spanischen Testaments durch Ludwig XIV. war ein brutaler Bruch des mit England und Holland am 3. März 1700 geschlossenen Vertrages. Aber

weder die hintergangenen und beleidigten Seemächte, noch das deutsche Reich, dessen alte Lehen in Burgund, Italien und Lothringen bedroht waren, wagten es, sich gegen den Kneuel von Ungerechtigkeit, Raub und Heuchelei der französischen Politik zu erheben. Holland und England, dem Kriege abgeneigt, erkannten Philipp V. als König von Spanien an; in Wien war man gänzlich entmutigt. Von England, Holland und dem Reiche verlassen, so erklärte der österreichische Minister, vermöge der Kaiser im gegenwärtigen Augenblicke gegen Frankreich, zu dessen Gunsten alles stehe, nichts zu unternehmen; auch seien die Kassen so erschöpft, daß es schwer halte, 15 000 Mann ins Feld zu stellen. Nur ein Mann erhob sich über alle diese sorgenvollen Bedenken und über alle die Hindernisse, die Österreichs innerer Zustand der Durchführung großer Pläne entgegenstellte, und riß durch die Klarheit und die Sicherheit, mit der das Recht und der Genius auf sich vertraut, auch den Kaiser zu dem Entschlusse fort, alles an alles zu setzen. Es war Prinz Eugen, Karls von Lothringen, des großen Kriegsmeisters, größerer Schüler. Wenn man mutig vorausschreite, so redete er dem schwankenden Hofe zu, werde in kurzem ganz Europa sich gegen Frankreich erheben; denn es handle sich um die allgemeine Freiheit Europas und um die Abwendung einer französischen Weltherrschaft; auch getraue er sich, mit seinen alten Kerntruppen aus dem Türkenkriege die ganze französische Macht so lange aufzuhalten, bis England, Holland und das deutsche Reich auf dem Kampfplatze erscheinen würden. Und wie so oft, waren auch diesmal die Dinge mit dem Genius im Bunde. Eugens berühmter Übergang über die Alpen, damals ebenso bewundert wie ein Jahrhundert später Napoleons Zug über den großen St. Bernhard, und seine ersten Erfolge gegen die an Zahl doppelt überlegenen französischen Heere unter Catinat und Villeroi überwanden auch die sorgenvollen Bedenken Hollands und Englands und führten zu dem großen Bündnisse gegen

Frankreich, der sogenannten Tripelallianz, die am 7. September 1701 in Haag zwischen England, Holland und dem Kaiser zu stande kam. Die Verbündeten versprachen, einander mit aller Macht beizustehen, damit die spanischen Niederlande, die Vormauer Hollands, das Herzogtum Mailand als erledigtes Reichslehen, die Königreiche Sizilien und Neapel und die Inseln des mittelländischen Meeres den Franzosen entrissen würden, und nicht eher Frieden zu schließen, als bis der Kaiser hinlängliche Entschädigung für seine verletzten Rechte erhalten habe. Im Jahre 1702 begann der große Kriegssturm, der Frankreichs Macht bis in seine Grundfesten erschüttern sollte.

Der Kampf der großen Mächte, der seine Bühne in Spanien, in Italien, in den Niederlanden und am Oberrheine aufschlug, schien auch das eben zur Ruhe gekommene Lothringen in seine Wirren hineinziehen zu wollen. Wiederum wie zur Zeit des Herzogs Anton geriet das kleine Staatsschiff zwischen Scylla und Charybdis; und wie vordem der Herzog Anton so hoffte jetzt Leopold zwischen den auf einanderstürzenden Mächten durch Beobachtung einer strengen Neutralität sicher durchsteuern zu können. Er verhandelte deshalb bei dem Ausbruche des Krieges mit Paris und Wien, und beide ihm verwandte Höfe erklärten sich bereit, die Neutralität der lothringischen Staaten anzuerkennen. Aber was es für einen kleinen Staat bedeutet, zwischen zwei mächtigen Gegnern neutral bleiben zu wollen, hatte im Beginne des holländischen Krieges der Kurfürst von Brandenburg ausgesprochen, als der Graf von Fürstenberg ihn zu einer neutralen Haltung zu bestimmen versucht hatte. „Was neutral sein heißt, habe ich schon vor diesem erfahren; wenn man schon die besten Bedingungen hat, wird man doch übel traktiert. Ich habe mich verschworen, mein Leben lang nicht mehr neutral zu sein.

und würde mein Gewiſſen damit beſchweren". Auch Lothringen ſollte bald erfahren, was die Neutralität eines ſchwachen, unbewehrten Staates im Kampfe zweier großer Mächte trotz allen feierlichen Zuſicherungen wert iſt.

An ſich ſchon machte die geographiſche Lage Lothringens eine neutrale Haltung kaum möglich, weil die kriegeriſchen Unternehmungen beider Mächte am Rheine durch die Rückſicht auf die lothringiſche Neutralität in jedem Augenblicke erſchwert und behindert werden mußten. Gleich im Beginne des Krieges drängten deshalb die franzöſiſchen Generäle Villeroi und Villars den König, Lothringen zu beſetzen, weil dieſes im Rücken und in der Flanke der franzöſiſchen Rheinarmee ſehr gefährlich werden könne, um ſo mehr, als der Herzog durch Geburt und Erziehung dem Kaiſer zuneige und der Krieg große Hoffnungen in ihm geweckt habe. Auch ſei Lothringen den königlichen Heeren nötig, um nach Belieben Getreide, Futter, Pferde und Wagen ſowie Leute zum Schanzen nehmen zu können. Selbſt wenn der Kaiſer und die anderen feindlichen Mächte ſich verpflichteten, Lothringen als neutrales Land zu behandeln, dürfe man dem nicht zuſtimmen. Wirkſam wurden dieſe Ratſchläge unterſtützt durch den franzöſiſchen Reſidenten am lothringiſchen Hofe Audiffret, der in ſeinen Berichten an den König auf die bedenklichen Sympathieen hinwies, die man am Hofe wie im Volke für die Kaiſerlichen habe. „Alles iſt für die Deutſchen" Les cœurs sont fort aux Allemands ici, ſchrieb Audriffret, um die Stimmung in Lothringen zu kennzeichnen. „Man weiß", ſo berichtete zu gleicher Zeit der Intendant von Metz, „daß dieſes Volk ſchlechte Geſinnungen gegen Frankreich hegt und nur auf den Augenblick wartet, um ſeinen böſen Willen offen zu bekunden und die Pläne des Hauſes Öſterreich zu begünſtigen". Dies alles war für Ludwig überzeugend. Kaum hatten die kaiſerlichen Waffen am Oberrheine einige Fortſchritte gemacht, — Landau, deſſen Befeſtigung als ein Meiſterſtück Vaubans

angesehen wurde, hatte sich am 11. September 1702 dem kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden übergeben, — da erschien der oft genannte Agent Callières in Nancy und eröffnete dem Herzoge, daß der König, um die Grenzen seines Reiches gegen feindliche Angriffe zu sichern, genötigt sei, die Stadt Nancy zu besetzen. Weil der Herzog selbst nicht im stande sei, sein Land vor den Einfällen feindlicher Heere zu schützen, so werde eine französische Besatzung das beste Mittel sein, den Krieg von Lothringen wie von den Grenzen des Königreiches abzuhalten. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Herzogs werde durch diese Maßregel nicht beeinträchtigt und von seinem Verhalten werde die Ruhe seines Lebens wie das Glück seiner Staaten abhangen. Durch Rücksichten auf den Kaiser dürfe der Herzog sich nicht abhalten lassen, sich dem Verlangen des Königs zu fügen, denn alle Rücksichten und Bedenken müßten zurücktreten vor der Sorge um die eigene Erhaltung. — Die Stadt Nancy war nach der Zerstörung ihrer Bollwerke nur von einer einfachen Mauer umgeben, ohne Geschütz und ohne Besatzung. Bewaffneter Widerstand war somit unmöglich. Leopold erklärte daher dem Abgesandten Ludwigs, er werde sich der Gewalt nicht entgegenstellen, wenn der König französisches Kriegsvolk gegen Nancy vorrücken lasse; doch könne er keinen Vertrag eingehen, eine französische Besatzung in seine Hauptstadt aufzunehmen; auch werde der König ihm nicht verargen, wenn er als deutscher Reichsstand dem Kaiser berichte, was wider seinen Willen mit seinem Herzogtume geschehen sei.

Unterdes war der Graf Tallard mit einem französischen Heere schon in Lothringen eingerückt und hielt drei Tage nach der Ankunft Callières in Nancy, am 3. Dezember 1702, mit 3000 Mann seinen Einzug in die wehrlose Stadt. Ihm folgten unzählige Wagen mit Hausgerät. Bald kamen auch Pioniere und Maurer, und so schien es, als ob man sich

auf einen langen Aufenthalt einzurichten gedenke. Um nicht selbst ohnmächtiger Zeuge der Schmach und Gewalt sein zu müssen, hatte sich Leopold schon am Tage vor dem Einzuge der Truppen mit seiner hochschwangeren Frau und einigen Hofleuten heimlich aus seiner Hauptstadt entfernt. Die Kunde von der Flucht der herzoglichen Familie und dem Anzuge der französischen Truppen erzeugte in Nancy eine ungeheure Aufregung. Die Bewohner, so bekunden Augenzeugen, liefen wirr durch die Straßen, schrieen, weinten und rauften sich in Verzweiflung die Haare. Callières berichtete nach Paris, es habe viele Thränen gegeben, aber keine Unordnung.

Der Herzog hatte sich von Nancy nach Luneville zurückgezogen, wo er sich notdürftig in einem halbverfallenen Schlosse einrichtete. Er war fest entschlossen, seine Hauptstadt nicht mehr zu betreten, so lange sie von den Franzosen besetzt sei, und wollte durch diesen Entschluß den anderen kriegführenden Mächten bekunden, daß er ohnmächtig nur der Gewalt gewichen sei. Wenige Tage nach der Besetzung der Hauptstadt meldete Callières dem Herzoge, Frankreichs Sicherheit mache es nötig, auch die Städte an der Saar: Bockenheim, Saaralben, Saargemünd u. a., sowie Bolchen und St. Avold zu besetzen, und forderte ihn auf, sich offen für die Sache des Königs zu erklären; denn die Neutralität, die nicht aufrecht zu erhalten sei, werde alle Leiden des Krieges über sein Land bringen. Leopold beharrte indes in der einmal angenommenen Haltung; sie sei, so erklärte er dem Agenten, die einzige, die er im Kampfe der großen Mächte beobachten könne; er werde deshalb aus freien Stücken nie in die Besetzung der lothringischen Städte einwilligen; der König habe indes die Macht in den Händen und werde thun, was ihm beliebe. In kurzer Zeit waren alle Hauptorte Lothringens von französischen Truppen besetzt. Diese wurden in die Häuser der Bürger gelegt, lebten zum größten Teile auf Kosten des Landes und blieben dort bis zum Ende des Krieges. So sah

sich Lothringen in einen Zustand zurückgeworfen, wie er vor dem Frieden von Ryswick gewesen war.

Während die Franzosen Herrn im Lande waren, blieb Leopold wie ein depossedierter Fürst in dem kleinen Luneville. Seine deutsche Umgebung mahnte ihn wohl an das Beispiel seines Vaters, der es vorgezogen habe, auf sein Land zu verzichten, um nicht in schmählicher Abhängigkeit darin leben zu müssen. Aber in Leopold lebte nicht mehr der Stolz und Trotz des alten Geschlechtes. Er wies alle Gedanken an eine Flucht aus dem Lande von sich und erklärte als seinen festen Entschluß, unter allen Umständen in Luneville zu bleiben; „und wenn mir nichts mehr bliebe als ein Bett", hörte man ihn sagen, „ich würde mich doch nicht von der Stelle rühren". Den augenblicklichen Zustand der Dinge schien er sogar als dauernd zu betrachten und suchte ihn möglichst angenehm und erträglich zu gestalten. Wie um sich selbst über seine Lage hinweg zu täuschen, machte er Luneville zu einem anderen Versailles, zu einem Schauplatze unaufhörlicher Feste und bunter Belustigungen. Er baute eine neue Residenz mit ausgedehnten Lustgärten, damals schon bosquets genannt, umgab sich mit einem kostspieligen Hofstaate, zu dessen prunkenden Ämtern und Titeln sich die vordem stolzen Edelleute drängten, und schuf sich ein Theater, auf dem Ballette, Opern, mythologische Schäferspiele und Feeerien im Geschmacke der Zeit einander drängten, und auf dem Adrienne Lecouvreur 1710 ihre ersten Erfolge errang.*) Der militärische Pomp,

*) Die meisten dieser Stücke, in denen außer den Schauspielern die Edelleute und Damen des Hofes wie die Herzogin und der Herzog selbst stellenweise auftraten, sind von einer unglaublichen Schalheit, angefüllt mit erotischen Sentimentalitäten und mit den geschmacklosesten Schmeicheleien für den Herzog, der als der erhabenste Held und als die Tugend selbst gefeiert wird. So redet in einem dieser Stücke „Diane amante" der Flußgott Sainon (der Shannon) den Herzog mit folgenden Worten an: „Auguste héros, depuis que le Dieu des ondes

— neben einer Ehrengarde hatte Leopold die von Renatus II. errichtete Schweizerkompagnie wieder hergestellt — diente nur dazu, den Glanz der öffentlichen Schaustellungen zu erhöhen, und kostete dem kleinen Hofe in den ersten Jahren drei- bis vierhunderttausend Livres, um später auf nahezu das Doppelte dieser Kosten zu kommen.

Um der weichen Behaglichkeit dieses Lebens alle Sorgen und Unruhen des Krieges fern zu halten, mied Leopold lange Zeit alles und jedes, was als eine Begünstigung der einen oder anderen Partei erscheinen und die Unzufriedenheit Ludwigs XIV. oder des Kaisers erregen konnte. Er unterhielt Beziehungen zu den Generälen beider kriegführenden Parteien und verwandte große Summen zu Geschenken an die Herrführer, die seinen Grenzen nahe kamen, um seinem Lande Truppendurchzüge oder Brandschatzungen zu ersparen. Auf diese Weise wurde die Neutralität ebenso teuer und zerstörend, wie es ein offener Anschluß an die eine oder andere Partei gewesen wäre.

Da die Kriegswetter sich meist in Italien, an der oberen Donau und in den Niederlanden entluden, so genoß Lothringen eine kaum gehoffte Ruhe und Schonung. Sehr mit Unrecht hat Voltaires Schmeichelei, von der unten noch zu reden ist, der großen Weisheit des Herzogs zugeschrieben, was eine Folge der äußeren Ereignisse war. Viel unanfechtbarer als das Lob des Franzosen, der zu der legendären Verherrlichung des Herzogs so vieles beigetragen hat, ist die Thatsache, daß Leopolds Friedenspolitik den Übergang Lothringens an Frankreich wesentlich erleichtert und dessen Umwandlung in eine französische Provinz vorbereitet hat. Siebzig

---

a permis à mes flots argentés d'arroser cette délicieuse retraite, mes yeux, tout antiques qu'ils sont, n'ont jamais vu sur le trône un plus digne monarque. Je sors exprès de l'humide sein de mes ondes pour en faire éclater ma joie." (Lépage, études sur le théatre en Lorraine).

Jahre lang hatte das lothringiſche Volk mit einem Opfermute und einer Ausdauer ſondergleichen allem Zwange und allen Lockungen Frankreichs widerſtanden und die Kraft ſeines Widerſtandes nicht zum wenigſten in dem Beiſpiele ſeiner landesverjagten Fürſten gefunden. Jetzt ſah es eine zwölfjährige militäriſche Herrſchaft der Franzoſen, während deren der Herzog wie ein abgedankter Fürſt ruhig und zufrieden in dem vergewaltigten Lande blieb und gleich einem Schäferkönige ſich aller wirklichen Hoheitsrechte begab. Die Bedeutung des Herzogs als ihres Landesherrn mußte dadurch in den Augen der Lothringer verblaſſen, während ihnen die Vorſtellung immer vertrauter wurde, Herr des Landes ſei doch der König von Frankreich, und Lothringen ſei in Wahrheit nur eine franzöſiſche Provinz mit einem Herzoge an der Spitze, der ohne Anſehen und Macht, lediglich ein Geſchöpf Ludwigs XIV. ſei.

Unterdes ließ Ludwig ſeinen Neffen alle Bitterkeiten ſeiner abhängigen und erniedrigenden Lage empfinden. Er unterſagte ſeinen Geſandten, dem Herzoge den Titel „Königliche Hoheit“ zu geben, den ihm der Kaiſer zugeſtanden hatte, und beſtritt ſeinem Schützlinge das Recht, an den fremden Höfen Geſandtſchaften zu unterhalten. Die Beſtimmungen des Ryswiker Friedens, welche die Entſchädigung für das an Frankreich abgetretene Longwy betrafen, ließ er unausgeführt, und als im Jahre 1702 der kinderloſe Prinz von Commercy, ein Enkel Karls IV., in der Schlacht von Luzzara gefallen war, zog der König ohne Rückſicht auf die Rechte des Herzogs, dem die Herrſchaft Commercy zufallen ſollte, dieſes Gebiet ein.*) Im Juli 1708 ſtarb kinderlos Ferdinand Karl von Gonzaga,

*) Im Jahre 1707 gab Ludwig die eingezogene Herrſchaft dem Herzoge als dem rechtmäßigen Erben zurück. Später vertauſchte Leopold Commercy gegen die Herrſchaft Finſtingen, die Grafſchaft Falkenſtein und einige andere Beſitzungen, die Karl IV. ſeinem Sohne, dem Grafen von Vaudémont, gegeben hatte.

Herzog von Mantua und Montferrat. Nächster Erbe des Gestorbenen war Herzog Leopold, dessen Großmutter Eleonore, Gemahlin Kaiser Ferdinands, einzige Schwester des Herzogs gewesen war. Schon im Jahre 1703 hatte indes der Kaiser dem Herzoge von Savoyen, den er für die große Allianz gegen Ludwig XIV. zu gewinnen suchte, die Belehnung mit Mantua und Montferrat in dem Vertrage von Turin (8. November) versprochen, sich zugleich aber verpflichtet, bei dem Tode Ferdinands von Gonzaga die legitimen Erben des Fürsten zu entschädigen. Da somit das Hauptland durch kaiserliche Investitur schon dem Herzoge von Savoyen verliehen war, ließ Leopold nach dem Tode Ferdinand Karls durch den Generalprokurator Bourcier die Gebiete von Arches und Charleville, die zu dem Hausgute des verstorbenen Fürsten gehört hatten, unmittelbar in Besitz nehmen und von den Bewohnern den Treueid fordern, der ohne Widerstand geleistet wurde. Leopold hatte nicht unterlassen, Ludwig XIV. von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen und ihm die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf die genannten Gebiete darzulegen, und der König hatte erwiedert, daß er sich nicht in diese Angelegenheit mischen werde. Aber schon wenige Tage später machte die Prinzessin von Condé, eine Nichte des verstorbenen Herzogs von Gonzaga, dem Herzoge Leopold die schon in Besitz genommene Erbschaft streitig und erwirkte sich mit Hilfe des Königs einen Beschluß des Pariser Parlamentes, der ihr das Recht auf beide Städte zusprach. Kaum war dieser Parlamentsbeschluß gefaßt, so trat die Prinzessin die genannten Städte an die französische Krone ab. Sofort erschienen königliche Kommissare in Arches und Charleville, wo sich noch die Beauftragten Leopolds aufhielten, entbanden die Bürger ihres Eides gegen den Herzog und ließen dem Könige von Frankreich Treue schwören. Alle diese und andere Kränkungen des großen Königs mußte Leopold, so bitter er sie innerlich empfand, in der einmal angenommenen Lage mit äußerem

Gleichmute und anständiger Verbeugung entgegen nehmen. Es wird erzählt, einige Höflinge hätten damals den Herzog gemahnt, die Niederlagen Frankreichs zu benutzen, die bisherige Neutralität aufzugeben und durch den offenen Anschluß an den Kaiser die angethane Beleidigung zu rächen, aber Leopold habe geantwortet: „Warum sollte ich Lothringen wegen meiner persönlichen Interessen in Not und Unglück stürzen? Auch darf das böse Beispiel keinen Einfluß üben auf die Treue und Ehrlichkeit der Fürsten". Leopold liebte es hochtrabende und prunkende Worte zu machen — eine Eigenschaft, die bei Fürsten nicht für den Helden und auch nicht für den Weisen zeugt — aber Aussprüche, wie der eben angeführte, dessen Unwahrscheinlichkeit sofort in die Augen springen wird, gehören zu den vielen Erfindungen, mit denen Schmeichler das Bild dieses Fürsten noch nachträglich zu verklären gesucht haben.

Der große Kriegssturm, den Ludwig XIV. heraufbeschworen hatte, brach seit dem Jahre 1704 die Übermacht Frankreichs und machte dessen Erschöpfung aller Welt offenbar. In Italien, am Oberrhein und in den Niederlanden häuften sich die Niederlagen, die Eugen und Malborough den Heeren Frankreichs bereiteten. Die deutschen Verbündeten des Königs wurden landesverjagt, die Grenzen Frankreichs durchbrochen, und wie die kriegerischen Erfolge der Verbündeten so wuchsen auch deren Ansprüche. Im Inneren Frankreichs waren die Provinzen durch Krieg und Abgaben völlig erschöpft; allenthalben hörte man die Verwünschungen des zum tiefsten Elende herabgedrückten Volkes; in Paris selbst begegnete man nur Klagen und größter Niedergeschlagenheit. Im Anfange des Jahres 1707 machte deshalb der alternde König ernstliche Versuche, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Vier Jahre zuvor (1703) hatte Herzog Leopold sich angeboten, zwischen

Paris und Wien zu vermitteln; aber Ludwig hatte seinem Gesandten Audiffret empfohlen, die Anträge des Herzogs nicht zu beantworten, denn er glaubte, Leopold mache sein Anerbieten im Auftrage des Kaisers, und da müsse der Stand der Dinge für diesen ein sehr schlechter sein. Jetzt ließ er den Herzog wiederholt auffordern, an seinem lobenswerten Gedanken, zum Besten der Christenheit den Frieden wieder herzustellen, festzuhalten und am Wiener Hofe in diesem Sinne thätig zu sein. Aber noch war die Zeit zu Friedensvorschlägen nicht gekommen. Kaiser Joseph lehnte die Vermittlung des Herzogs rundweg ab, weil er allein ohne seine Verbündeten in keine Besprechungen mit Frankreich eintreten könne. Im folgenden Jahre ließ der gebrochene Stolz Ludwigs XIV. sich aufs neue herbei, dem Herzoge das Mittleramt zur Herstellung des Friedens anzutragen. Leopold aber zeigte jetzt nicht mehr denselben Eifer wie im Jahre zuvor; er benutzte vielmehr die Verlegenheit des Königs, um bei den Verbündeten für seine eigenen Interessen zu wirken. In Wien war sein Bruder, der Bischof von Osnabrück, und der Präsident Lefebre thätig, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die noch nicht ausgeführten Artikel des Ryswicker Friedens, welche die Entschädigung für Longwy betrafen, hinzulenken und zu einer Genugthuung für Montferrat und das entrissene Charleville anzuregen. Als Entschädigung für diese Gebiete, die Frankreich widerrechtlich zurückbehalte, und für Longwy verlangte er das Elsaß, Luxemburg oder die Freigrafschaft und einen Teil der drei Bistümer; diese Gebiete würden, in seiner Hand vereinigt, eine Schutzmauer des Reiches im Westen gegen Frankreich bilden wie die Niederlande im Norden, und die Ruhe Deutschlands auf immer sichern. Für diese Forderungen war Leopolds Geschäftsträger Lebègue, dem später noch der Generalprokurator Bourcier beigegeben wurde, im Haag und in London thätig; und hier wie dort verwandte Leopold große Summen, um die leitenden Staatsmänner für

seine Pläne zu gewinnen. Von allen Kabinetten erhielt er das Versprechen, daß er in die Präliminarien des Friedens aufgenommen werden solle, und daß man alles thun werde, um ihn wegen Montferrats zu entschädigen. Je größer die Schwierigkeiten Frankreichs in der nächsten Zeit wurden, um so höher erhoben sich die Wünsche und Hoffnungen Leopolds. Er wollte von der Beute seinen Teil haben.

Nach den neuen Niederlagen des Jahres 1708 schienen die Hilfsmittel Frankreichs erschöpft. König Ludwig war entschlossen, den Frieden um große Opfer zu erkaufen, und schickte deshalb den Präsidenten Rouillé und den Minister Torcy nach dem Haag, wo im April 1709 die Konferenzen eröffnet wurden. Nach dem hier entworfenen Präliminarvertrage, in dem der Großpensionär Heinsius alle Forderungen der Verbündeten zusammengefaßt hatte, sollte Spanien, die Niederlande, Sizilien und Mailand dem Erzherzoge Karl zufallen und Freiburg sowie das Elsaß mit Straßburg nach dem Stande des münsterischen Friedens dem deutschen Reiche zurückgegeben werden. Ludwig XIV. aber verweigerte diesem Vertrage seine Unterschrift, rief den Nationalstolz der Franzosen noch einmal zu einer letzten Anstrengung auf, und so wurde der Krieg nach den geheimen Wünschen und zur Freude der Verbündeten fortgesetzt. Der Kaiser und die Reichsstände glaubten jetzt den Augenblick gekommen, um das Reich gegen Frankreichs unausgesetzte Angriffe für alle Zukunft zu sichern. Dazu sei nötig eine Schutzwehr des Reiches, die zu bilden sei aus dem Elsasse, der Freigrafschaft, den drei Bistümern, aus Luxemburg und Lothringen, das in demselben Umfange wieder herzustellen sei, den es 1624 vor dem ersten französischen Überfalle gehabt habe. Vor allem drangen die vorderen Rheinkreise auf eine dauernde und vollständige Sicherung der Reichsgrenzen. Sie hatten sich der großen Allianz angeschlossen und ein besonderes Übereinkommen getroffen, nach siegreich beendetem Kriege mit aller Macht darauf zu bestehen, daß

das Reich gegen zukünftige Einbrüche Frankreichs geschützt werde. Alle Opfer und Mühen des Krieges hatten sie deshalb ohne Unterstützung getragen. Jetzt forderten sie die Wiederherstellung des Reiches in dem Umfange, wie es 1521 gewesen sei: d. h. Zurückgabe aller oben genannten von Frankreich geraubten Gebiete. Was Lothringen betraf, verlangten sie sogar die Aufhebung des Lehnsverhältnisses, „das einst dem Grafen Heinrich von Bar nicht ohne schwere Verletzung der Rechte des Reiches durch Furcht und Gewalt aufgezwungen worden sei.“ Mit Recht machten sie geltend, daß die Herausgabe des Elsasses noch keine Sicherheit gegen neue Einbrüche Frankreichs gewähre. Niemals werde das deutsche Reich sich der Ruhe und der Freiheit erfreuen, bis die Franzosen von dem alten Boden des Reiches gänzlich entfernt seien; denn sobald Frankreich sich von seinen Niederlagen etwas erhole, werde es die alten Maximen und Listen, die es nach dem münsterischen Frieden gebraucht habe, wieder hervorsuchen und den Frieden und die Freiheit des Reiches aufs neue gefährden. Man sprach davon, Elsaß mit Lothringen nebst den Bistümern zu verbinden und dieses wieder fester dem Reiche einzufügen, um so die französischen Eroberungsgelüste im Westen für immer einzudämmen.

Nach der neuen furchtbaren Niederlage Frankreichs bei Malplaquet bot der gebrochene Stolz des Sonnenkönigs seinen Gegnern aufs neue den Frieden an. Er schickte zu diesem Zwecke seine Bevollmächtigten, den General Huxelles und Polignac, nach Holland, und im Juni 1710 wurden in dem einsamen Orte Gertrudenburg die 1709 abgebrochenen Friedensverhandlungen wieder aufgenommen. Herzog Leopold, in dem die gehäuften Niederlagen Frankreichs unbegrenzte Hoffnungen erregt hatten, zeigte eine ungewohnte Rührigkeit, die verbündeten Mächte für eine Neugestaltung und Vergrößerung Lothringens zu gewinnen. Er sandte deshalb gleich im Beginne der Konferenzen den Baron Forstner nach London, während

in Wien sein Bruder Karl und im Haag Lebègue seine Vorteile wahren sollte. Große Geldsummen, welche die Mittel seines kleinen Staates erschöpften, wurden von ihm zu diesem Zwecke aufgewandt. Er rechnete vor allem mit dem guten Willen und der bekannten Geldgier Malboroughs, der ihm den Beistand der Königin Anna zusicherte; er baute auf den Beistand des Kaisers Joseph und schlug dem Grafen Zinzendorf eine Verbindung des Hauses Lothringen und Österreich vor durch eine Vermählung des erst siebenjährigen Prinzen Ludwig — des ältesten Sohnes Leopolds — mit Kaiser Josephs ältester Tochter.*) Auch Prinz Eugen war den Plänen des Herzogs nicht abgeneigt; er hielt es im Interesse des Kaisers und der Verbündeten für geboten, die Stellung des Herzogs gegen Frankreich zu stärken. Anderseits wünschte der Kaiser, daß Leopold sich offen für die Koalition erkläre, damit er sich die Vorteile, die man geneigt sei, ihm in dem Friedensvertrage zu bewilligen, auch verdiene. Aber Leopold scheute die Gefahr eines Bruches mit Frankreich; er wahrte mit äußerster Sorgfalt Ludwig XIV. gegenüber den Schein der Neutralität, während er die Verbündeten über alle Bewegungen der französischen Truppen unterrichtete. So blieb sein Verhalten, was es von Anfang an war: eine Politik der Schwäche und der Zweideutigkeit.

In Gertrudenburg stellten die Verbündeten dieselben Bedingungen wie 1709 im Haag; sie behielten sich indes vor, im Laufe der Verhandlungen noch besondere Forderungen für sich oder für ihre Bundesgenossen zu erheben. Eine dieser Forderungen war die Überlassung des ganzen Elsasses an den Herzog von Lothringen, eine Forderung, die dem französischen Minister „den Kelch aller Demütigungen zu füllen“ schien. Ludwig XIV. schien bereit, den Frieden mit den härtesten Zugeständnissen zu erkaufen und auf allen Erwerb seiner siegreichen Jahre zu

*) Der Prinz starb wenige Wochen nachher an den Pocken.

verzichten; selbst „über das unwürdige Verfahren des Herzogs von Lothringen und über die Beschlüsse, die man zu dessen Gunsten fassen werde", wollte er hinwegsehen, wenn nur seine Verbündeten, die Kurfürsten von Baiern und Köln, wieder in ihre Staaten eingesetzt würden. Prinz Eugen vertrat öffentlich in Wort und Schrift die härtesten Bedingungen gegen die Franzosen; im Geheimen aber mahnte er in Wien zum Abschlusse des Friedens, denn das Kriegsglück sei wandelbar, Holland und England seien unzuverlässig, kriegsmüde und zu weiteren Opfern nicht geneigt; ohne Verbündete aber werde Österreich außer stande sein, den Krieg fortzusetzen. Aber die Mahnungen des Weitschauenden fanden nur ein schwaches Gehör. Je größer sich die Nachgiebigkeit Ludwigs XIV. zeigte, um so weiter gingen die Forderungen der Verbündeten, namentlich der Holländer. Es schien, als wolle man den einstigen Übermut des Sonnenkönigs mit allen Launen des Übermutes vergelten. Da rief Ludwig seine Gesandten zurück und wandte sich mit einem neuen Aufrufe an die Nation. Und selten hat sich in der Geschichte die tiefsinnige Lehre der Alten von der der Hybris folgenden Nemesis so unmittelbar bewahrheitet wie in diesem Falle.

Der bekannte Umschlag, der sich im Jahre 1710 in der Regierung Englands vollzog, löste den furchtbaren Bund auf, dem Frankreich bisher erlegen war. Das Whigministerium, dessen Seele Malborough gewesen, wurde im Oktober gestürzt, und die neuen Minister, die in den Rat der Königin Anna eintraten, Malboroughs persönliche Gegner, suchten sofort mit Frankreich geheime Verhandlungen anzuknüpfen. Begünstigt wurden ihre Absichten durch besondere Umstände. Am 17. April 1711 starb Kaiser Joseph, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Sein Bruder und Nachfolger, der einzige noch übrige Habsburger, war jener Erzherzog Karl, dem die Verbündeten

die ganze spanische Monarchie zuwenden wollten. Er würde somit auf seinem Haupte alle Kronen Habsburgs vereinigt und die Weltmacht Karls V. wieder erneuert haben. Dieser Umstand änderte alles und kam den Plänen der Tories trefflich zu statten. Die neuen Minister, der Schatzkanzler Harley und der ebenso geistreiche wie gewissenlose St. John, später Lord Bolingbroke genannt, waren zudem Anhänger der politischen Grundsätze Ludwigs XIV. Sie beschränkten zunächst Malborough in allen militärischen Anordnungen und sandten insgeheim einen französischen Abbé Gautier, der in England den Spion Ludwigs XIV. gemacht hatte, als Unterhändler an den französischen Hof mit Instruktionen, in denen es allein auf Handelsvorteile der Engländer abgesehen war. Die geheimen Verhandlungen, die jetzt zwischen dem englischen und französischen Kabinette begannen, gestalteten sich immer mehr zu einer Art Verschwörung gegen die bisherigen Verbündeten Englands, und während die englischen Truppen noch neben den kaiserlichen und holländischen im Felde standen, unterzeichnete Bolingbroke am 8. Oktober 1711 die Präliminarien eines Friedens mit Frankreich, durch welche England die Interessen aller seiner Verbündeten preisgab. Sobald die Sache bekannt wurde, boten die Holländer, der Kaiser und Malborough in England alle Mittel auf, den englischen Ministern den Abschluß eines Friedens zu verwehren. Die Minister wußten indes das Volk und das Parlament gegen Malborough aufs stärkste einzunehmen, und dieser wurde am 1. Januar 1712 vom Heere abberufen und in eine schimpfliche Anklage verwickelt, die sein Ansehen gänzlich vernichten sollte. Malboroughs Nachfolger im Felde, der Herzog von Ormond, ein eifriger Tory, erhielt den geheimen Befehl, das Heer zu keinem Angriffe auf die Feinde, sondern zur Verteidigung der Freunde zu gebrauchen. Prinz Eugen reiste hierauf selbst nach London und unternahm es, durch ernste Vorstellungen, die er durch den Druck verbreiten ließ, das gewissenlose und ränkevolle

Spiel Bolingbrokes vor dem Volke und dem Parlamente anzuklagen. Das Volk begrüßte den großen Türken- und Franzosenbändiger mit unendlichem Jubel und tobte gegen die Tories; die dem Trunke ganz ergebene Königin schenkte ihm einen mit Diamanten besetzten Degen, war aber zu weiter nichts zu bestimmen.

Unterdes waren am 12. Januar 1712 in Utrecht die Friedenskonferenzen eröffnet worden, in denen Frankreich, Spanien, England, Holland und Sardinien vertreten waren. Die eigentlichen Verhandlungen fanden jedoch in Paris statt, wohin Lord Bolingbroke sich begeben hatte; und der Utrechter Kongreß schien nur da zu sein, um dem, was in Paris beschlossen war, die Form eines Vertrages zu geben. Mit England im Bunde konnte hier das besiegte Frankreich wie hundert Jahre später auf dem Wiener Kongresse die Rolle des Siegers annehmen und mit aller Anmaßung seinen siegreichen Gegnern Gesetze vorschreiben. Bei der Eröffnung des Kongresses hatten die Engländer noch daran festgehalten, daß die Verhandlungen auf dem Fuße des münsterischen Friedens zu führen seien; nach und nach aber gaben sie die Interessen des Reiches, für die sie sich mit ihrer Ehre verbürgt hatten, eines nach dem andern preis gegen die Zugeständnisse, die Frankreich ihnen durch die Überlassung von Neufundland, durch Handelsvorteile in den Kolonieen und durch den Assiento, den einträglichen Sklavenhandel mit den spanischen Kolonieen, machte. Sie erklärten sich damit einverstanden, daß dem Friedensgeschäfte nicht der Friede von Münster, sondern der dem deutschen Reiche viel nachteiligere Friede von Ryswik als Grundlage dienen solle. Durch diese Erklärung der Engländer wurde das Elsaß nebst Straßburg sowie die verlangte Sicherstellung Lothringens den Franzosen zum Opfer gebracht. Mit Recht durfte dem habgierigen Inselvolke der Vorwurf zugeschleudert werden, daß es die eigene Ehre wie die Freiheit Europas für den

Stockfischfang in der Hudsonsbai und den Negerhandel an den Küsten Guineas im voraus verschachert habe.*) William Pitt hat dieses Urteil zu dem seinigen gemacht, wenn er den Utrechter Frieden „den unauslöschlichen Schandfleck der britischen Geschichte“ nannte. Die Holländer beeilten sich, durch Anschluß an die französisch-englischen Abmachungen ebenfalls Frieden zu machen und erkauften diesen außerdem noch durch schimpfliche Demütigungen gegen Frankreich. Von Holland und England verlassen, entschieden sich Kaiser nnd Reich für die Fortsetzung des Kampfes, da sie bessere Bedingungen durch die Waffen zu erzwingen hofften. Gleichwohl ward im April 1713 zu Utrecht der Friede zwischen Frankreich und England, den Generalstaaten, Preußen und Savoyen auch für den Kaiser und das Reich abgeschlossen, obwohl diese entschieden waren, das getroffene Abkommen nicht anzunehmen.

Herzog Leopold hatte seine Hoffnungen immer mehr schwinden gesehen. Die zu London entworfenen Präliminarien hatten einer Entschädigung Lothringens nicht einmal gedacht. Gleichwohl hoffte Leopold, in Utrecht selbst mit der Hülfe Hollands und des Kaisers und gestützt durch die in Frankfurt versammelten Stände, welche die Restitution des Elsasses und

*) Von da an wurde der sehr einträgliche Sklavenhandel ein Privilegium Englands. Nach dem Abfalle Amerikas ging dieses gewinnbringende Geschäft an amerikanische Händler über und trug viel zum Aufblühen der amerikanischen Seestaaten bei. Dies bewirkte, daß die Engländer das Panier der Humanität und Gesittung aufpflanzten, und unter geschickter Benutzung der durch Dichter und Philosophen hervorgerufenen kosmopolitischen Gefühlsbewegung begannen sie, einen Handel, der ihnen keinen Nutzen mehr brachte, zu verbieten und durch ihre Kreuzer zu stören. In ihren Kolonieen hörte die Sklaverei erst 1840 auf. Aber dieselben Engländer, die aus „Humanität und Christenpflicht“ die Sklaverei abzuschaffen suchten, fanden nun keine Skrupel darin, daß sie durch einen ihnen gewinnbringenden Opiumhandel zwischen Indien und China das halbe chinesische Volk durch Opium vergifteten.

der Bistümer zur Sicherung des Reiches für notwendig erklärten, seine Wünsche und Forderungen zu verwirklichen. Zu diesem Zwecke hatte er bei Eröffnung des Kongresses drei Bevollmächtigte: Lebègue, Forstner und Bourcier nach Utrecht entsandt,*) und diese legten dort in einer ausführlichen Denkschrift die Beschwerden, Wünsche und Hoffnungen ihres Herrn den Mitgliedern des Kongresses vor. Sie erinnerten darin zunächst an die feierlichen Verpflichtungen, welche das Reich, England und die Niederlande dem Herzoge von Lothringen gegenüber eingegangen seien, und verlangten volle Entschädigung für Montferrat. Sie forderten ferner den Abzug der französischen Truppen aus Nancy, aus Bitsch, Saargemünd, Bolchen wie aus allen während des Krieges besetzten Plätzen, die wieder in dem Zustande zurückzugeben seien, in dem sie vor dem Kriege gewesen waren. Ferner sollten die Herrschaften Arches und Charleville, die Städte St. Pilt und Longwy dem Herzoge zurückgegeben und für die Besetzung Nancys eine ausreichende Genugthuung geleistet werden. Zuletzt behielten die Gesandten sich vor, im Laufe der Verhandlungen noch andere Forderungen zu erheben, die sie für angemessen halten würden.

Der seltsame Widerspruch zwischen den Forderungen, die hier der hilfloseste der Fürsten erhob, und der Haltung, die er während des ganzen Krieges eingenommen hatte, war nicht

*) Der Sohn Bourciers, der seinen Vater nach Utrecht begleitete, zeichnet die Thätigkeit der Kongreßmitglieder in folgenden Zügen: „Jedermann, der diese Art von Versammlungen noch nicht gesehen hat, ist überzeugt, daß sich hier alles in Konferenzen und Beratungen erschöpft, daß man in beständiger Bewegung sei und daß die Bevollmächtigten Tag und Nacht nur mit den Interessen ihrer Staaten und der Ehre ihrer Souveräne beschäftigt seien. Nichts von allem dem! Fleiß und Thätigkeit werden hier am wenigsten bemerkt. Der beste Teil der Zeit wird in Mahlzeiten, auf Promenaden, mit Galanterieen, Spiel, Bällen und Schauspielen hingebracht, und das ist der Grund, daß oft so viele Jahre vergehen, ohne daß man zu einem Ende kommt."

zu verkennen. Seine Gesandten fanden daher auf dem von Frankreich beherrschten Kongresse kaum ein mitleidiges Gehör; nur die kaiserlichen Gesandten bemühten sich eine Zeitlang, den Ansprüchen des Herzogs Geltung zu verschaffen. Da aber der Kaiser selbst die Grundlage des Friedens, die Anerkennung Philipps V. als Königs von Spanien, verwarf, so war sein Eintreten für die lothringische Sache von vornherein aussichtslos und wurde nur als ein Versuch angesehen, den Abschluß des Friedens zu erschweren. So kam es denn, daß in den verschiedenen Verträgen, die zu Utrecht zwischen Frankreich, England, den Generalstaaten, Preußen und Savoyen abgeschlossen wurden, des Herzogs von Lothringen trotz den drei Millionen Livres, die er zu Geschenken und Bestechungen verwendet hatte, nicht einmal Erwähnung geschah. Die letzten Hoffnungen des bitter enttäuschten Fürsten hängten sich deshalb an den Ausgang des Kampfes, den Kaiser und Reich ohne Bundesgenossen weiter zu führen entschlossen waren. Bis zum Anfange des Jahres 1714 dauerte der Reichskrieg am Oberrhein fort, um neuen Spott auf den deutschen Namen zu häufen. Das unbehilfliche Triebwerk eines von hundert pedantischen Höfen und von erbärmlichen konfessionellen Eifersüchteleien*) verwirrten Reiches versagte, und Eugens

*) Am Rheine hielt von 1702—1707 der Markgraf Ludwig von Baden, ein tüchtiger Feldherr, der Eroberer Landaus, mit der elenden zusammengelesenen Reichsarmee die Franzosen in Schach; die protestantischen Stände in Regensburg ruhten aber nicht eher, als bis man dem Reichsfeldherrn, weil er katholisch war, einen evangelischen Kollegen und Nachfolger, den ganz unfähigen Markgrafen von Baireuth, den brandenburgischen Ulysses, der die homerischen Helden der Kurlinie voll machte, gegeben hatte. Dieser räumte dann bald die von Ludwig von Baden 7 Jahre lang behaupteten Linien von Stollhofen den Franzosen und gab Schwaben und den Kurrhein allen Verwüstungen Villars preis. Die evangelischen Reichsstände hatten aber die Freude, nun doch einen Feldherrn ihres Bekenntnisses an der Spitze der Reichsarmee zu sehen.

Warnung, daß ohne Hilfe der Seemächte das Reich nicht im ſtande ſein werde, den Krieg fortzuführen, erwies ſich nur als allzu begründet. Engliſches und holländiſches Geld allein hatte die verbündeten Heere zuſammengehalten; jetzt, da dieſes nach dem Verrate Englands und dem Abfalle Hollands fehlte, ſchien alles auseinander zu fallen. Von den vier Millionen Thalern, welche die Reichsſtände in die Kriegskaſſe zu liefern verſprochen hatten, gingen nur 257 000 ein, und trotzdem nahmen die Beſchwerden uud Reklamationen wegen Überbürdungen kein Ende. Die Franzoſen eroberten am Rheine einen Platz nach dem andern. In dieſer verzweifelten Lage kam dem Prinzen Eugen der ſeltſame Gedanke, ſich mit einem Aufrufe an das deutſche Volk zu wenden, den alten Heerbann wieder herzuſtellen und den Franzoſen ein Aufgebot in Maſſen entgegen zu werfen. Er trug dieſen Plan dem Kurfürſten von Mainz vor; aber er verbarg ſich nicht, daß das verzweifelte Mittel bei einer herabgekommenen, durch Mangel an Gemeinſinn und durch kleinliche ſelbſtiſche Intereſſen verkümmerten Nation kein Verſtändnis finden werde.*) Er riet deshalb in

*) „Ich ſtehe“, ſo ſchrieb er damals, „Schildwacht am Rheine, betrachte die ſchönen Gegenden und denke mir oft, wie glücklich und ungeſtört die Deutſchen im Genuſſe der Naturgaben ſein könnten, wenn ſie nur Mut hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten .... Es ſcheint unbegreiflich, daß ein Volk, beſonders ein ſo kraftvolles, ſich allen Leiden und Drangſalen des Krieges auf eigenem Boden ſo geduldig unterwirft, da es von ſeiner Geſamtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvor zu kommen. Mit einem Heerbann von 200 000 deutſchen Männern getraute ich mir die Franzoſen zurückzutreiben. Ein Vortrag dieſer Art, ſagte ich dem Kurfürſten von Mainz, wäre eines Reichskanzlers würdig, und ich ſetze meinen Kopf daran, daß das Reich in vier Wochen einen Frieden haben wird, deſſen ſich ein ganzes Menſchenalter erfreuen ſoll. Der Kurfürſt ſah mich betroffen an. Freilich die Zeiten Karls des Großen ſind vorüber — die damalige Rohheit hatte mehr Geiſt als die dermalige aufgeklärte Nation. Und wie läßt ſich Gemeingeiſt und Energie erwarten, da die Fürſten den Kaiſer nicht als ihren Einheitspunkt, folglich immer nur excentriſch betrachten.“

Wien dringend zur Annahme des Utrechter Friedens, und in Rastatt, wo er als kaiserlicher Bevollmächtigter mit dem Marschall Villars die Verhandlungen führte, drückte er im März 1714 „auf die Sünden der Seemächte“, wie er an Malborough schrieb, im Namen seines Souveränes das Siegel.

Herzog Leopold hatte bei Eröffnung der Rastatter Verhandlungen einen Herrn von Martigny als Bevollmächtigten dorthin entsandt, um seine Ansprüche und Forderungen noch einmal vorzubringen. Aber Kaiser und Reich bedurften dringend des Friedens; von Frankreich hatte Leopold keine Gunst zu erwarten, und so nahmen die kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten, die beide den Abschluß des Friedens beeilten, auf die Klagen und Vorstellungen des Lothringers keine Rücksicht mehr. Am kaiserlichen Hofe, wo man keine neuen Erschwerungen der Verhandlungen wünschte, ließ man sich gegenüber den Anträgen des lästig gewordenen Schützlings vernehmen, daß der Herzog von Lothringen, der keinen Anteil an dem Kampfe genommen habe, auch kein Recht habe, sich hemmend in die Friedensgeschäfte einzumischen.

Am 6. März 1714 wurde der Vertrag von Rastatt unterzeichnet; er verwies den Herzog Leopold auf die Artikel des Ryswiker Friedens zurück.

Trotz allen furchtbaren Niederlagen hatte sich Ludwig XIV. in der überlegenen festländischen Stellung behauptet, welche die Verbündeten im Jahre 1702 als unverträglich mit der Freiheit Europas erklärt hatten. Das deutsche Reich, vorher und nachher so oft von seinen Verbündeten verlassen und verschachert, unfähig mit seiner zerrissenen Kraft selbst seine Rechte zu wahren, hatte die linksrheinischen Länder, auf deren Besitz Frankreichs Übergewicht ruhte, in Ludwigs Händen lassen müssen. „Alle Betrachtungen“, schrieb Eugen an den Kurfürsten von Mainz, „wie der Friede sein sollte und könnte,

hören jetzt auf; man muß sich mit dem einzigen Gedanken beruhigen, daß man den Krieg fortzuführen, außer stande ist".

Gleich nach der Unterzeichnung des Vertrages in Rastatt schickte Herzog Leopold einen Gesandten nach Versailles, um den König zum Abschlusse des Friedens mit dem Kaiser zu beglückwünschen und um den Abzug der französischen Truppen aus Nancy und den besetzten Städten des Herzogtums zu bitten. Ludwig versprach, dies zu thun, sobald das Reich dem Übereinkommen in Rastatt beigetreten sei.

In der langen Tragödie Lothringen war der spanische Erbfolgekrieg ein Moment letzter Spannung gewesen. Der Sturz aus den hochgehobenen Hoffnungen war darum um so erschütternder, und die Aussicht auf eine volle und glänzende Restitution war für alle Zeit dahin. An allen Seiten von Frankreich umklammert, in der Mitte von breiten französischen Heerstraßen durchrissen, war Lothringen mehr wie je dem Willen Frankreichs überlassen und sein völliges Aufgehen in dem fremden Staatskörper war nur noch eine Frage der Zeit und Gelegenheit. „Ich weiß leider nur zu gut," schrieb Prinz Eugen nach dem Abschlusse des Friedens zu Baden, „daß die politischen Verhältnisse Europas nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben sind; selbst der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg. Frankreich wird immer weiter gehen, bei guter Gelegenheit von den Niederlanden ein anderes Stück abreißen und als Grundlage eines neuen Friedens den Rhein als Grenze verlangen."

Am 12. November 1714 kehrte Herzog Leopold, begrüßt von dem Jubel seines treuen Volkes, in seine Hauptstadt zurück, aus der die französischen Besatzungen nach fast dreizehnjährigem Aufenthalte abgezogen waren. Er machte seiner Umgebung kein Geheimnis daraus, daß er nur gezwungen durch die Notwendigkeit Herr von Lothringen bleibe und seine

Erbstaaten am liebsten gegen andere ertragreichere Gebiete eintauschen möchte. Aber auch diese Aussicht, an der sich der unruhig suchende, plänereiche Fürst eine zeitlang erfreut hatte, war ihm entzogen; „denn die Zeit des Austausches“, so schrieb Ludwig 1714 an seinen Gesandten Audiffret, „ist jetzt dahin, und der klügste Teil, den der Herzog wählen könnte, wäre der, sich in seine Lage zu schicken und sich mit der Klugheit zu benehmen, welche die Umstände fordern.“

Neunzehnter Abschnitt.

Tod Ludwigs XIV. und Regentschaft des Herzogs von Orleans. Die Quadrupelallianz. Neue Entwürfe Herzog Leopolds. Er bewirbt sich um die Statthalterschaft der Niederlande. Seine Beziehungen zu der Regentschaft. Der Vertrag von Paris. Leopold will Toscana gegen Lothringen eintauschen. Er sucht vergebens Aufnahme in die Quadrupelallianz. Vergeblicher Versuch, Luxemburg zu gewinnen. Gespanntes Verhältnis zu der französischen Regierung. Leopold und der Wiener Hof. Die pragmatische Sanktion. Heiratspläne. Der Kardinal Fleury. Die lothringische Neutralität. Tod Leopolds.

Am 1. September 1715 starb Ludwig XIV., nachdem er seinen Ruhm überlebt und mit der zuletzt gewonnenen Einsicht in das Nichts cäsarischer Eitelkeiten seinen Nachfolger gemahnt hatte, ihm nicht nachzuahmen in dem Geschmacke für Kriege und Prachtbauten, die den Nationen nur Ruin und Elend brächten. Die Regentschaft für seinen nur fünfjährigen Urenkel und Nachfolger Ludwig XV. fiel dem talentvollen und gewandten, aber ebenso trägen und ausschweifenden Herzoge Philipp II. von Orleans, dem Brudersohne des gestorbenen Königs zu.

Der junge Ludwig war schwächlich; man glaubte nicht, daß er zur Großjährigkeit gelangen werde, und in diesem Falle hatte der Regent als erster Prinz von Geblüt die nächste Anwartschaft auf den französischen Thron, wenn der Verzicht, den der König Philipp V. von Spanien, Ludwigs XIV. Enkel, auf die Thronfolge in Frankreich geleistet hatte, auf-

recht erhalten wurde. Philipp von Spanien aber, der ein Werkzeug in den Händen seiner ehrgeizigen zweiten Frau Elisabeth von Parma und seines kühnen und ränkevollen Ministers, des Kardinals Alberoni, war, schmeichelte sich mit der Hoffnung, den Herzog von Orleans zu beseitigen und die Regentschaft an sich zu ziehen. In Frankreich selbst war eine spanische Partei, an deren Spitze der Prinz Condé und die Herzogin von Maine standen, für die Absichten Philipps V. thätig. — Wie der Herzog von Orleans durch die Umtriebe der spanischen Regierung, so sah sich zu gleicher Zeit König Georg I. durch eine bedenkliche Bewegung zu Gunsten der vertriebenen Stuarts in seiner neuen englischen Herrschaft bedroht. In England wie in Schottland waren viele der angesehensten Männer bereit, eine Landung zu begünstigen, die der Prätendent Jakob III. im Jahre 1714 vorbereitet hatte. Ludwig XIV. hatte insgeheim die Pläne der Stuarts auf alle Weise unterstützt; aber die Gefahren, mit denen die Regentschaft des Herzogs von Orleans durch die Umtriebe der spanischen Regierung und das Königtum des Hauses Hannover durch die Pläne des Prätendenten wie durch heimischen Aufruhr bedroht waren, führten eine Annährung zwischen dem Regenten und Georg I. herbei. Im Januar 1717 kam es zwischen beiden zu einem Vertrage, als dessen Zweck angegeben wurde, die Bestimmungen des Utrechter Friedens gegen die ehrgeizigen Pläne Spaniens wie gegen die Feinde des Hauses Hannover aufrecht zu erhalten. Bald nachher traten diesem Bunde auch der Kaiser und Holland bei, dieses gelockt durch Handelsvorteile, jener, weil Alberoni darauf hinarbeitete, dem Kaiser Neapel und Sardinien zu entreißen und damit einen Sohn seiner neuen Königin auszustatten. Zu den Zwecken, die der Bund verfolgte, gehörte auch eine neue Verteilung der italischen Provinzen zum Nachteile Spaniens und des Herzogs von Savoyen, der die Absichten Alberonis in Italien begünstigte.

Diese neue Gestaltung der Dinge reizte den Herzog Leopold zu neuen Entwürfen. Unbelehrt durch alle Enttäuschungen, die er in dem Verlaufe des Utrechter Kongresses erfahren, hatte er schon unmittelbar nach dem Abschlusse des Rastatter Friedens wie ein Glücksspieler, der unruhig bald auf diese, bald auf jene Karte setzt, sich nach dem Gewinne neuer Ländergebiete und Titel umgesehen. Zuerst gedachte er Nancy mit Brüssel zu vertauschen. Er suchte deshalb vom Kaiser die Statthalterschaft der Niederlande mit dem Titel eines Vizekönigs zu erhalten und ließ zugleich durch seinen Bruder, den Prinzen Karl, im Sommer 1715 zu Wien ein neues Heiratsprojekt, nach dem sein achtjähriger Sohn Leopold-Clemens die Hand einer Erzherzogin erhalten sollte, am Wiener Hofe betreiben. Genealogen nnd Geschichtschreiber bemühten sich unterdes mit dem Nachweise, daß das Haus Habsburg ein jüngerer Zweig desselben Stammes sei, dem das regierende Haus Lothringens angehöre, und daß die Vorfahren Leopolds meist auch Herzöge der Niederlande gewesen seien. Der Kaiser selbst war den Plänen und Wünschen Leopolds nicht abgeneigt, uud so glaubte man lange Zeit, daß der Herzog seinen Hof nach Brüssel verlegen werde; aber die österreichischen Minister, die dem Plane nicht gewogen waren, umgaben die zu übertragende Statthalterschaft mit so einengenden Schranken — die Ernennung der Beamten und der militärischen Befehlshaber sollte nicht dem Statthalter, sondern einem allmächtigen Staatsrate zustehen — daß Leopold meinte, er dürfe als souveräner Fürst seine Ehre nicht einer so schimpflichen Abhängigkeit preisgeben. Der plötzliche Tod seines Bruders, der in Wien für die lothringischen Pläne am eifrigsten thätig war, aber im Juli 1715 dem Erbübel des Hauses, den Pocken, erlag, verschaffte den abgeneigten Ministern vollends den Sieg, und das niederländische Vizekönigtum, nach dem Leopold eben gelangt hatte, zerfloß unter seinen Händen in nichts. Bald nachher trug er sich mit dem Gedanken eines

Reichsvikariates in Italien, aber auch dieses Traumbild entschwand ihm ebenso rasch, wie es aufgestiegen war. Da belebte der Tod Ludwigs XIV. und der Übergang der Regentschaft an den Herzog von Orleans die Wünsche und Pläne Leopolds von neuem.

Der Regent war ein Bruder der Herzogin und somit Leopolds Schwager; er unterhielt mit seiner Schwester die herzlichsten Beziehungen, und dazu vertrat die verwitwete Herzogin, die Pfälzerin Sophie Charlotte, bei ihrem Sohne mit großer Wärme die Interessen ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes. Schon wenige Monate nach Übernahme der Regentschaft ließ der Herzog von Orleans Leopold wissen, er wolle dessen Beschwerden wegen der bisher nicht ausgeführten Artikel des Ryswiker Friedens durch eine gemischte Kommission, in der Lefebre die Interessen des Herzogs vertreten sollte, prüfen und beseitigen lassen, zugleich überwies er ihm bis zum Ausgleiche dieser Sache alle Einkünfte der Markvogtei Longwy. Anderseits suchte Leopold sich allen Wünschen seines Schwagers anzupassen und wollte nichts ohne dessen Zustimmung unternehmen. So versagte er, um dem Regenten zu gefallen, dem Prätendenten Jakob III., als dieser von dem kläglich gescheiterten Unternehmen in Schottland 1716 zurückkehrte, den weiteren Aufenthalt in Bar, wo er ihn vordem auf das gastlichste aufgenommen hatte, und zwang ihn dadurch, ein Asyl in Avignon zu suchen. Um nichts weniger verfolgte Leopold unterdes auch seine Vorteile am Wiener Hofe. Denn er glaubte, von diesem für die Wahrung seiner Rechte und seines Ansehens mehr erwarten zu dürfen als von Frankreich, dessen Absehen stets gewesen sei, „Lothringen in seiner Abhängigkeit zu erhalten und jede Ausdehnung seiner Macht zu hindern". Während des Türkenkrieges 1716 und 1717 half er dem Kaiser mit großen Geldsummen aus und sandte unter dem Namen des Landfried zwei Infanterie-Regimenter dem österreichischen Heere zu. Er weidete sich damals an der Aussicht, Generalstatthalter des

Reiches in Mailand zu werden und auf Koſten des Hauſes Savoyen das entgangene Montferrat zu gewinnen. In Mailand unterhielt er ſogar einen Reſidenten, der ſich über die Zuſtände der Lombardei unterrichten und Einverſtändniſſe nach allen Seiten anbahnen ſollte.

Mit dem Regenten von Frankreich, der argwöhniſch die engen Beziehungen ſeines Schwagers zu dem Wiener Hofe überwachen ließ, kam unterdes am 21. Januar 1718 zu Paris ein Vertrag zu ſtande, der den Grund der bisherigen Beſchwerden des Herzogs wegen der verletzten Artikel des Ryswiker Friedens beſeitigte. Als Erſatz für die an Ludwig XIV. abgetretene Markvogtei Longwy bekam Leopold die Stadt und einen Teil der Markvogtei Rambervillers, die bisher zum Bistume Metz gehört hatten; außerdem erhielt er St. Pilt und eine Anzahl Dörfer in der Umgebung von Nomeny, Gonderville und St. Avold, die ſeiner Herrſchaft entzogen waren, zurück. Dagegen entſagte er allen Souveränitätsrechten auf Niederweiler und einige andere Orte in der Umgebung von Saarburg und Pfalzburg. Für die Nachteile, welche die Beſetzung Nancys und der anderen lothringiſchen Städte ſowie der Unterhalt der franzöſiſchen Truppen während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges Lothringen gebracht hatte, wurden bedeutende Entſchädigungen gewährt. Und noch eine andere Genugthuung brachte dieſes Abkommen der Eitelkeit Leopolds. Der Titel „Königliche Hoheit“, um den er ſich Jahre lang bemüht, den ihm der Kaiſer zwar bewilligt aber Ludwig XIV. beharrlich verſagt hatte, ward ihm in einem beſonderen Artikel dieſes Vertrages endlich zuerkannt. Es war der erſte diplomatiſche Erfolg, den der unruhig und haſtig um ſich taſtende Fürſt in zwanzig Jahren davon getragen hatte, und die Freude, die er darüber empfand, war ſo groß, daß er den Abſchluß des Vertrages durch eine feſtliche Beleuchtung ſeiner Hauptſtadt feiern ließ. Drei Wochen ſpäter begab ſich Leopold nebſt der Herzogin, begleitet von ſeiner

üppigen Maitresse, der Frau von Craon, der „lothringischen Montespan", und deren Manne nach Paris, dem Regenten zu danken und die Huldigung für Bar zu leisten. In Paris, wo nach den Angaben eines französischen Memoirenschreibers das Volk sich darüber wunderte, Herrn und Frau von Craon stets an der Seite des Herzogs und der Herzogin zu sehen und so „Mann und Frau, Maitresse und Liebhaber in bester Harmonie zu finden", feierte man den siebenwöchigen Aufenthalt der lothringischen Gäste mit ausschweifenden Festlichkeiten, Galaopern, Mahlzeiten, Bällen und all den luxuriösen Äußerlichkeiten, die bei höfischen Begegnungen üblich sind.*) Die verwitwete Pfälzerin Elisabeth Charlotte freute sich, mit Leopold deutsch plaudern zu können, und lobte sogar die gute Haltung der Frau von Craon, während der Regent seinen Schwager Leopold als „den erfahrensten, weisesten und klügsten aller Souveräne Europas" pries.

So herzlich und vertrauend die Beziehungen zwischen dem Regenten und dem Herzoge sich auch äußerlich darstellten, so war Philipp von Orleans keineswegs geneigt, von der überkommenen Politik gegenüber Lothringen abzuweichen und ein französisches Interesse dem verschwägerten, „an Weisheit und Staatsklugheit allen Fürsten Europas überlegenen" Herzoge zu opfern. Ein lange und eifrig betriebener Wunsch Leopolds

*) Ein Fest, das die Herzogin von Berry den lothringischen Gästen gab, begann mit einem Mahle, zu dessen Bereitung hundert Köche verwandt wurden. Ein jeder von diesen hatte sechs Schüsseln zu bereiten, und dies war nicht zu viel, da die Haupttafeln mit achtzig Schüsseln bedient waren. Zu diesem Mahle wurden verwandt sechstausend Pfund Fleisch von Haustieren und ebensoviel Pfund Wild. Zwölf Frauen waren viele Tage damit beschäftigt, Sträuße zu winden, mit denen die Schüsseln geziert wurden. Das aufgetragene Obst war von überraschender Schönheit. Unter anderem wurden sehr große Birnen aufgetragen, von denen das Stück 50 Livres kostete. Das war in einem Lande, dessen ländliche Bevölkerung sich zum Teil von Hafermehl gemischt mit Erde ernährte.

war, seine Staaten der kirchlichen Jurisdiktion der französischen Bischöfe von Tull, Metz und Verdun zu entziehen und dadurch den Einfluß zu beseitigen, den die Bischöfe als politische Agenten im Dienste Frankreichs auch auf die weltlichen Angelegenheiten des Herzogtums ausübten. Er nahm deshalb den alten Gedanken Karls III. wieder auf, ein eigenes Bistum für Lothringen in Nancy oder St. Dié zu errichten, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der träge und sorglose Regent ihm die Verwirklichung eines Planes gestatten würde, den alle französischen Könige und Staatsmänner bisher bekämpft und hintertrieben hatten. Sein Bemühen wurde zu Rom von einem Teile der Kardinäle, die dem Hause Österreich anhingen, unterstützt. Der Papst zeigte sich wie vordem dem Plane nicht abgeneigt; er beauftragte sogar 1717 Firrao, den apostolischen Nuntius in der Schweiz, an Ort und Stelle die von dem Herzoge gewünschte Maßregel zu prüfen. Der Nuntius gab dem Plane seinen Beifall. Unterdes hatte der Regent alle Schritte seines Schwagers in dieser Angelegenheit beobachten lassen und im Namen des Königs den Bischof und das Kapitel von Tull aufgefordert, alle Maßregeln zu ergreifen, um eine Neuerung zu hintertreiben, die den Rechten der französischen Krone äußerst nachteilig sei. Infolge des entschiedenen Widerspruches, den der französische Geschäftsträger in Rom gegen die Errichtung eines lothringischen Bistums erhob, wurde die Angelegenheit von dem eingeschüchterten Papste zunächst verschoben; und gegenüber den fast drohenden Erklärungen, die der Kardinal Dubois in Nancy geben ließ, mußte Herzog Leopold, tief verletzt in seiner Eigenliebe, zuletzt im Jahre 1720 dem Projekte gänzlich entsagen.

Während seines Aufenthaltes in Paris war Leopold durch seinen Schwager über die Pläne der Quadrupel-Allianz, deren Abschluß nahe war, unterrichtet worden. Ein hingeworfenes Wort des Regenten, daß bei einer neuen Auf-

teilung Italiens Parma und Toskana, dessen Fürstenhaus dem Aussterben nahe war, als Entschädigung für Montferrat dem Herzoge zufallen könnte, ließ vor diesem aufs neue das Trugbild eines angesehenen italischen Fürstentums aufsteigen. Die im spanischen Erbfolgekriege verbündeten Mächte hatten Leopold einst einen Ersatz für Montferrat versprochen. Er benutzte jetzt diesen Umstand, um die Mitglieder des neuen Bundes für das toscanische Projekt zu stimmen, und um noch sicherer zu gehen, gab er sich alle Mühe, selbst in die Allianz aufgenommen zu werden. Sein Unterhändler Lebègue ging zu diesem Zwecke zwischen Paris und London hin und her und verhandelte dort eifrig über einen Austausch Lothringens gegen Toscana, während die Herzogin Elisabeth Charlotte durch unwürdige Schmeicheleien den Kardinal Dubois für den Plan Leopolds zu gewinnen suchte. „Der Herzog", so berichtete 1719 der französische Gesandte, „ist nun einmal in seinen Staaten nicht zufrieden; er wünscht nichts so sehr als sich anderswo niederzulassen, denn einmal hat er wenig Vorliebe für die Lothringer, deren Charakter er kennt, dann aber will er sich der Abhängigkeit entziehen, in die er durch die Lage seiner von Frankreich umschlossenen Staaten versetzt ist. Sein Ehrgeiz sträubt sich gegen diese Abhängigkeit, aber seine Klugheit hindert ihn, diese Abneigung zu offenbaren. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieser Übergang infolge des jetzigen Krieges sich verwirklichte, denn die Vereinigung von Lothringen und Bar mit der Krone Eurer Majestät wäre die vorteilhafteste, die es geben könnte, von welcher Seite man auch die Sache betrachten mag."

Der Regent wie der allmächtige Minister Dubois versprachen dem Herzoge in dieser Sache ihre guten Dienste; aber der Gang der Ereignisse in Italien ließ den Traum Leopolds wie alle früheren in nichts zerfließen. Kaum waren die ersten Entscheidungen des Krieges in Italien erfolgt, als Spanien sich mit seinen Gegnern vertrug (Februar 1720). Alberoni,

der einer verächtlichen Kabale Georgs I. und des Regenten zum Opfer fiel, mußte Spanien verlassen, und nun suchte Dubois durch eine Doppelheirat eine neue Familienverbindung zwischen den beiden bourbonischen Höfen in Frankreich und Spanien zu stande zu bringen. Die Tochter des Regenten wurde dem spanischen Kronprinzen und die Tochter Philipps V. dem jungen Könige Ludwig verlobt. Dieser Vertrag, aus dem später die eben ausgeglichene Feindschaft aufs neue heftiger aufschießen sollte, hatte die Folge, daß der haltlose Regent den Absichten Leopolds auf die italischen Fürstentümer mit demselben Eifer entgegenwirkte, mit dem er sie bisher begünstigt hatte.

Unbeirrt durch seine bisherigen Mißerfolge schaute der projektenreiche Herzog sich sofort nach einer anderen Seite um. Als Entschädigung für Montferrat hatte er sich das Herzogtum Luxemburg ausersehen. Er konnte sich indes kaum über die Schwierigkeiten täuschen, die es haben werde, von dem Wiener Hofe ein so wichtiges Gebiet zu erhalten; doch vertraute er fest auf die Protektion des Regenten, der, wie er zuversichtlich meinte, die Interessen des ihm nahe verwandten Hauses Lothringen auf dem bevorstehenden Friedenskongresse vertreten werde. Was die starke Befestigung der Stadt Luxemburg betraf, so erklärte er sich bereit, den in der Quadrupelallianz verbundenen Mächten alle gewünschten Bürgschaften zu geben, sei es, daß sie in die Stadt eine gemeinsame Besatzung legen, oder sie für neutral erklären, oder daß sie die befestigten Werke der Stadt niederlegen wollten. Der Regent nahm indes die luxemburgischen Vorschläge seines Schwagers müde und gelangweilt auf, und der Kardinal Dubois ging so weit, auf die schmeichelnden Briefe, welche die Herzogin in dieser Sache an ihn richtete, gar keine Antwort zu geben. Als endlich die Verhandlungen der Mächte in Cambrai begannen, ließ Dubois dem Herzoge sagen, er dürfe sich nicht der eitlen Hoffnung hingeben, daß man die Verhandlungen mit Dingen beschweren

werde, die den allgemeinen Fragen, wegen deren der Kongreß berufen sei, durchaus fremd seien.

Zu derselben Zeit, als Leopold diese bittere Zurückweisung erfuhr, hatte er auch den lange verfolgten Plan, in St. Dié ein eigenes Bistum für Lothringen zu errichten, vor dem energischen Widerspruche Frankreichs aufgeben müssen. Die Enttäuschung, die ihm der Regent in beiden Fällen bereitete, kränkte seine Eigenliebe tief, und so kam ihm der Entschluß, sich von jetzt an ganz in die Arme des Kaisers zu werfen. Er bemühte sich seitdem, einen engeren Anschluß an das Reich zu gewinnen; alle Zeit, so erklärte er, werde er bereit sein, die Pflichten eines Reichsfürsten zu erfüllen und sein Kontingent zu den Römermonaten beizutragen. Aber Leopold war nicht danach geschaffen, lange Zeit bei einem Entschlusse auszuhalten. Als sechs Jahre später der oberrheinische Kreis von ihm, als dem Markgrafen von Nomeny, dem Grafen von Bitsch, Saarwenden und Salm die Beiträge zu den Kreiskosten einforderte, weigerte er die Zahlung und ließ durch den Präsidenten Lefebre das Verhältnis Lothringens zum deutschen Reiche und die Gründe seiner Ablehnung in einer weitläufigen Denkschrift darlegen.

Kaiser Karl VI. hatte nach mehrjähriger Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig noch keine Kinder. Beunruhigt über die Zukunft seines Hauses, weil er fürchtete, daß nach seinem Tode die österreichischen Staaten das Schicksal der spanischen Monarchie treffen könnte, hatte er im April 1713 Minister und Staatsräte in der Hofburg versammelt und ihnen ein Hausgesetz über die Nachfolge in den österreichischen Staaten bekannt gemacht, das später unter dem Namen der pragmatischen Sanktion viel Lärm und Streit verursachen sollte. Nach diesem Hausgesetze sollten die österreichischen Staaten ungeteilt zusammen bleiben und zunächst auf die

männlichen Nachkommen des Kaisers, wenn solche aber nicht da seien, auf dessen Töchter, und wenn auch diese fehlten, erst auf die Töchter Kaiser Josephs, seines älteren Bruders, nach dem Rechte der Erstgeburt übergehen. Ein Sohn, der dem Kaiser 1716 geboren wurde, starb; nach ihm wurden Karl VI. noch drei Töchter geschenkt, deren älteste, Maria Theresia, nach dem Willen des Kaisers Erbin aller österreichischen Staaten sein sollte. Die beiden Töchter von Karls älterem Bruder Joseph wurden somit hinter die Töchter des jüngeren Bruders Karl zurückgesetzt. Die Bedenken, die hieraus entstehen konnten, machten Karl nicht irre; er ließ die beiden Erzherzoginnen, von denen die eine mit dem Kurprinzen von Baiern, die andere mit dem Kurprinzen von Sachsen vermählt war, auf die österreichische Erbfolge Verzicht leisten und dann die pragmatische Sanktion von allen Ständen seiner Erbstaaten anerkennen. Während er durch endlose Verhandlungen mit den Ständen des Reiches und durch Verträge mit den europäischen Mächten sein Hausgesetz zu sichern suchte, sah er sich zugleich nach einem geeigneten Gemahle für seine Tochter um. Zu Innsbruck hatte er im Hause seines Oheims Karl von Lothringen einen Teil seiner Jugend in innigem Verkehre mit dessen Kindern zugebracht, und so leitete persönliche Neigung wie kluge Berechnung seine Wahl auf den Erben des lothringischen Hauses. Politisch war eine solche Verbindung nicht bedeutungslos. Durch den Rastatter Friedensschluß waren die Niederlande an das Haus Österreich gekommen. Diese neuen Besitzungen grenzten mit Lothringen zusammen. Wenn durch eine Ehe zwischen dem Erben Lothringens und der Erbin Österreichs beide Länder vereinigt wurden, so gab dies dem Hause Österreich eine neue Machtstellung im Westen, in deren Besitz es dem Vordringen Frankreichs viel leichter als bisher widerstehen konnte.

Lange Zeit blieb die pragmatische Sanktion ein Geheimnis — sie wurde erst 1724 bekannt gegeben — aber Lefebre

hatte schon 1720 von ihr erfahren und den Herzog von den Absichten und Neigungen des Kaisers unterrichtet. Infolge dieser Mitteilung ließ Leopold in auffälliger Eile seinen ältesten Sohn Leopold Clemens im April 1721 als großjährig erklären, nahm ihn zum Mitregenten an und übertrug ihm in seiner Abwesenheit den Vorsitz im Staatsrate. Er sorgte ferner dafür, daß die hervorragenden Geistesgaben des frühzeitig entwickelten Prinzen, die Klarheit seines Denkens, die Schärfe seines Urteils und die Raschheit und Sicherheit seiner Entscheidungen nach außen hin gerühmt wurden. Das war also ein Mann, wie ihn der Kaiser und die Erzherzogin selbst nur wünschen konnte. Die Verhandlungen zwischen Nancy und Wien wurden lange im tiefsten Geheimnisse geführt. Im Mai 1723 sprach man jedoch davon, daß der sechzehnjährige Prinz Leopold Clemens, der auserseheue Gemahl Maria Theresias, sich an den Wiener Hof begeben werde, als der Prinz von den Pocken befallen wurde und schon nach drei Tagen, am 4. Juni, der Krankheit erlag. Dieser plötzliche Todesfall schien alle Entwürfe und Hoffnungen Leopolds auf eine neue große Zukunft seines Hauses zu vernichten; aber die Laune des Glückes zeigte sich dieses Mal dem Herzoge ebenso freundlich, wie sie sich vordem feindlich erwiesen hatte. Der Tod des Prinzen Clemens änderte nichts an dem einmal gefaßten Lieblingsgedanken des Kaisers, seiner Tochter einen Gemahl aus dem verwandten Hause Lothringen zu geben. Karl VI. ließ den Herzog wissen, daß es ihm ein Vergnügen sein werde, dessen zweiten Sohn Franz Stephan zu sehen; und schon im August des Jahres wurde der genannte Prinz für großjährig erklärt und mit stattlichem Geleite nach Prag geschickt, um für seine zukünftige Bestimmung als Gemahl der Erbtochter Österreichs unter den Augen des Kaisers erzogen zu werden. Obschon die ganze Angelegenheit mit tiefem Geheimnis umgeben wurde, sah man in Deutschland den jungen fünfzehnjährigen Prinzen als den künftigen Ehe-

gemahl der noch nicht sieben Jahre alten Erzherzogin an, und in Wien begrüßten ihn die Hofleute schon als den Erben des Reiches.

Die weiten Aussichten, die sich damit dem Hause Lothringen aufthaten, gestatteten dem Herzoge Leopold keine Tauschprojekte mehr, die ihn dem deutschen Reichskörper hätten entfremden und bei einer künftigen Kaiserwahl die Stimmen der Kurfürsten von der Wahl seines Sohnes ableiten können. Schon im September 1719, als er sich in seinen Hoffnungen auf ein italienisches Fürstentum betrogen fand, hatte er durch Testament bestimmt, daß Lothringen, Bar und die zuletzt (1718) erworbenen Herrschaften für immer ein unteilbares Ganze bilden und dem Mannesstamme mit Ausschluß der weiblichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt verbleiben sollten. Die Apanagen der jüngeren Prinzen sollten deshalb künftig nicht mehr in Hausgütern, sondern lediglich in Geld gegeben werden.*) Unterdes hatten verschiedene Umstände dazu beigetragen, die eingetretene Entfremdung zwischen dem Herzoge und dem französischen Hofe noch zu verstärken. Im August 1723 war Kardinal Dubois und einige Monate nach ihm, anfangs Dezember, der Herzog von Orleans gestorben. Der Herzog von Bourbon, dem die Regentschaft zufiel, war ein erklärter Feind der Häuser Lothringen und Orleans und gab dem Herzoge Leopold diese Gesinnung sogleich in unzweifelhafter Weise zu erkennen. Seitdem wollte Leopold durchaus „nur ein deutscher Fürst, ein Herzog in Lothringen sein", er wollte „leben und sterben in dem Lande, das er von seinen Vorfahren ererbt habe und

*) Vordem hatten die jüngeren Söhne und die Töchter ihre Ausstattung meist in Hausgütern erhalten, wodurch das Gebiet des Herzogtums zerstückelt wurde. So waren die Grafschaften und Herrschaften Vaudémont, Bitsch, Commercy, Lixheim, Lillebonne, Loupy, Nomeny und Finstingen wiederholt an jüngere Söhne übertragen worden, und die späteren Herzöge hatten dann Mühe, die entfremdeten Stücke für das Herzogtum zurückzugewinnen.

aus dem man ihn nur mit Gewalt werde herausbringen können". Um seine Staaten vor allen Fährlichkeiten und Wechselfällen eines neuen europäischen Krieges zu sichern, war er aufs neue bemüht, für sie eine von allen Staaten Europas anerkannte Neutralität zu erlangen, die ihm gestatte, in einem Streite der großen Mächte unbeteiligt zu bleiben und seinem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten.

Europa war in diesem Augenblicke wieder in zwei Lager geteilt, und der Ausbruch eines neuen großen Krieges schien unvermeidlich. Der Herzog von Bourbon, der neue Regent Frankreichs, hatte nämlich die fünfjährige spanische Infantin, die als verlobte Braut des jungen Königs nach Paris gebracht worden war, ihrem Vater Philipp V. nach Madrid zurückgeschickt, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil der Herzog von Orleans den Plan dieser Verbindung entworfen hatte. Der angethane Schimpf führte jetzt Spanien zu einem engen Anschlusse an Österreich (Vertrag zu Wien), wogegen Frankreich im September 1725 zu Hannover ein Bündnis mit England schloß, in das man auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu ziehen suchte, indem man ihm Schlesien versprach. Leopold wußte nur zu gut, welchen Gefahren sein zwischen zwei großen Mächten eingekeilter Staat bei dem Ausbruche eines Krieges ausgesetzt sein würde, zumal da die enge Verbindung mit dem Kaiserhause die Eifersucht und das Mißtrauen Frankreichs erregt hatte, und der Herzog von Bourbon aus seinem persönlichen Hasse gegen Lothringen kein Hehl machte. Karl VI. erklärte sich bereit, die Neutralität Lothringens für immer anzuerkennen, wenn auch die anderen Mächte, das hieß Frankreich, die gleiche Versicherung geben wollten. In Paris wurden dagegen die Verhandlungen lange Zeit von dem lothringischen Geschäftsträger Choiseul-Stainville — dem Vater des späteren französischen Ministers — erfolglos geführt; denn Lothringens dauernde Neutralität anerkennen, bedeutete für die französische Regierung

allen Plänen entsagen, die es seit Jahrhunderten auf den Erwerb dieses Zwischenlandes gerichtet hatte.

Der Sturz des Herzogs von Bourbon beseitigte indes die Gefahr des neuen Krieges und stellte zugleich das gute Verhältnis zwischen dem französischen und lothringischen Hofe wieder her. Im Jahre 1726 ging die Leitung der französischen Staatsgeschäfte in die Hände des Bischofs und späteren Kardinals Fleury über. Fleury, der Erzieher des jungen Königs, war ein Mann von mittelmäßigen politischen Gaben, aber redlich und unbestechlich, ohne Hochmut und Heuchelei und vielleicht die einzige Person, die an dem jungen schüchternen Könige ehrlichen Anteil nahm. Selbst die kalte, früh verhärtete Seele Ludwigs hatte dies empfunden. Er wollte sich von dem sanften duldsamen Ratgeber nicht trennen, und die Intriguen des unfähigen und liederlichen Herzogs von Bourbon, den Bischof von dem Könige zu entfernen, bestärkten diesen nur in seiner Zuneigung zu dem bisherigen Erzieher und hatten zur Folge, daß der Kardinal den unbedingtesten Einfluß gewann und Frankreich zwanzig Jahre lang beherrschte. Aus Neigung wie infolge seines Alters war der dreiundsechzigjährige Kirchenfürst dem Frieden zugethan; er wollte Frankreich, dessen Finanzen erschöpft, dessen Provinzen verarmt und ausgesogen waren, eine Zeit der Ruhe und Erholung geben, deren es so sehr bedurfte. Deshalb suchte er das zerrissene Band mit dem spanischen Hofe wieder herzustellen. Überhaupt gefiel Fleury sich in dem Gedanken, der Friedensbringer für Europa zu sein, und nahm gerne die Schmeicheleien entgegen, welche die Gesandten der fremden Mächte seiner Politik der Mäßigung und des Friedens darbrachten. Diese Neigungen und kleinen Schwächen des Kardinals kamen den Wünschen des Herzogs Leopold sehr zu statten, als dieser die Unterhandlungen über eine dauernde Neutralität Lothringens 1726 wieder anknüpfte. Leopold selbst unterhielt mit Fleury einen freundschaftlichen schriftlichen Verkehr; er pries ihn in

seinen Briefen als den Mann, dessen Weisheit die Angelegenheiten der Christenheit friedlich ordnen werde, und dessen Einfluß nie groß genug sein könne für das Glück Europas. Auch bot er sich an, das Haus Österreich für die Pläne des Kardinales zu gewinnen und Mittler zu sein in den spanischen Wirren. Nach fast zweijährigen Verhandlungen kam im Oktober 1728 ein Vertrag zu stande, durch den Ludwig XV. für den Fall eines Krieges oder irgend eines Zerwürfnisses zwischen Frankreich und den anderen Mächten Europas dem Herzoge von Lothringen und dessen Nachfolger „für alle seine Staaten, Herrschaften, Städte, Burgen und Dörfer wie für alle seine Unterthanen eine volle und ganze, immer dauernde und unwiderrufliche Neutralität" zusicherte. Leopold betrachtete den Abschluß dieses Vertrages als den glücklichsten diplomatischen Erfolg seiner Regierung. Er gab der Erklärung des französischen Königs die weiteste Verbreitung und feierte die erlangte Neutralität, die „seine Staaten unter den Schutz der europäischen Mächte stellte und deren Unabhängigkeit und Sicherheit für alle Zeiten verbürgte", mit seinem Volke wie ein außerordentliches Ereignis durch glänzende Feste und Volksbelustigungen. Aber betrog der Herzog sich selbst und andere, oder war er der Betrogene? Denn während der König von Frankreich sich öffentlich vor ganz Europa verpflichtete, die Neutralitat Lothringens „voll und ganz, dauernd und unwiderruflich anzuerkennen und zu achten", hatte er sich im geheimen von Leopold eine Gegenerklärung geben lassen, daß der Herzog von Lothringen es nicht als einen Bruch der Neutralität ansehen werde, wenn der König von Frankreich im Falle eines Krieges in die Notlage käme, seine Truppen in Lothringen einrücken zu lassen.*)

*) Der Herzog erkennt an, „qu'il ne serait pas déroger à cette neutralité de la part de Sa Majesté, si dans le cas de nécessité absolue, comme il arrive dans presque toutes les guerres, et comme

Es ist schwer zu sagen, weshalb Leopold einen Vertrag, dem alle Wahrheit und Ehrlichkeit fehlte, vor aller Welt als einen großen Erfolg preisen und feiern ließ. Wenn der eitle Fürst, der in seltenem Grade die Leidenschaft hatte, zu scheinen, sich hier nicht auch an einem bloßen Scheinakte erfreute, so konnte es dafür nur einen Grund geben. Vielleicht betrachtete er es als einen großen Gewinn, nicht, daß die Neutralität seiner Staaten wirklich verbürgt und gesichert war, sondern daß Europa sie für verbürgt und gesichert hielt; und in diesem Glauben der Mächte sah er vielleicht ein Hindernis für Frankreich, seinem kleinen Staate Gewalt anzuthun, und einen Antrieb für die übrigen Mächte, im gegebenen Falle zu dessen Schutz gegen Gewaltthat einzutreten. Die Sicherung seiner Staaten durch diesen Scheinvertrag war die letzte politische That Leopolds. Fünf Monate später, am 29. März 1729, erlag er einer Lungenentzündung. „Ich sterbe," dies waren seine letzten Worte, „ohne einen anderen Schmerz, als daß ich Gott nicht mit der Treue gedient habe, wie ich sollte, und daß ich für das Glück meines Volkes nicht mit der Sorge gearbeitet habe, wie ich es gekonnt hätte."

Von dem blühenden Zustande Lothringens unter der Herrschaft Leopolds wie von der Persönlichkeit des Herzogs selbst hat Voltaire in seinem „Zeitalter Ludwigs XIV." ein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen. „Die späte Nachwelt", so schreibt der Franzose, „möge erfahren, daß es einer der kleinsten Fürsten Europas war, der am meisten für das Wohl seines Volkes gethan hat. Er fand Lothringen menschenleer und verwüstet; er gab ihm Bewohner und Reichtum zurück, und während das übrige Europa durch Kriegsstürme ver-

---

il s'en est présenté en différents temps de la dernière, Sa Majesté était obligée d'en user autrement".

heert wurde, erhielt er seinem Lande den Frieden. Er hatte die Klugheit, in gutem Einvernehmen mit Frankreich zu leben und ein Freund des Kaisers zu sein, indem er glücklich jene Mitte einhielt, die ein kleiner und machtloser Fürst nie zwischen zwei großen Mächten einzuhalten gewußt hat. Er brachte seinem Volke den Überfluß, den es nicht mehr kannte. Der Adel, ins tiefste Elend herabgesunken, kam durch ihn wieder zum Wohlstande. Lag das Haus eines Edelmannes in Trümmern: er ließ es wieder herstellen auf seine Kosten; er zahlte seine Schulden, brachte seine Töchter unter die Haube und spendete Gaben mit jener Kunst zu schenken, die noch mehr ist als die gespendete Wohlthat selbst; er verband die Freigebigkeit des Fürsten mit der Zartheit des Freundes. Die Künste und Gewerbe, die den Reichtum der Staaten ausmachen, gewannen in seinen Ländern einen neuen Aufschwung. Sein Hof war nach dem Vorbilde des französischen gestaltet und man glaubte nicht den Ort gewechselt zu haben, wenn man von Versailles nach Luneville kam. In Luneville gründete er eine Art Universität, auf welcher die adelige Jugend Deutschlands ihre Bildung suchte; hier konnte man wahrhafte Wissenschaft gewinnen in Schulen, in denen die physischen Gesetze durch bewundernswerte Maschinen dargethan wurden. Verborgene Talente zog er ans Licht und ermutigte sie; kurz, während seiner ganzen Regierung war seine Sorge nur darauf gerichtet, seiner Nation Ruhe, Reichtum, Kenntnisse und Freude zu geben."

Mit dem Verfasser des „Zeitalters Ludwigs XIV.", der 1719 dem Herzoge Leopold seine Tragödie Ödipus überreichte, haben lothringische Geschichtsschreiber und Leichenredner, deren Geschäft es ist, die (geistige) Gestalt der Toten zu verklären, die dreißigjährige Regierung Leopolds als das goldene Zeitalter Lothringens und ihn selbst als einen lichten, segenspendenden Fürsten hingestellt, als einen jener Weisen, die wie Salomon, Titus, Hadrian und Mark Aurel Ruhm ohne

Thränen erwarben und ihren Staaten Ordnung und Frieden, materielles Glück und geistigen Aufschwung gebracht haben.

Unter den lothringischen Herzögen steht Leopold als eine eigenartig neue und darum anziehende Erscheinung da, als ein Doppelwesen, dessen eine Hälfte der Zeit entstammt, die in Ludwig XIV. das Urbild eines vollendeten Fürsten sah, während die andere wie eine geistige Frühgeburt und Antizipation des aufgeklärten josephinischen Zeitalters erscheint. In seinem Verkehre auch mit dem Geringsten zeigte er die einfache und leutselige Art, die man an seinem berühmten Enkel Joseph rühmte; er hörte die Klagen der Kleinen und Großen, bannte jede Steifheit aus seinem Umgange und lud zu seinen Festen und Schauspielen einfache Bürger ein, denen er sogar seinen Wagen schickte, um sie abzuholen. Auch die Mehrzahl seiner Verordnungen und Maßregeln waren von jenem volks- und reformfreundlichen Geiste durchweht, den man an den Reformen Josephs II. zu rühmen pflegt. Der Code Léopold sicherte dem unschuldig Verhafteten oder Verurteilten das Recht auf Entschädigung; er stellte den Grundsatz auf, daß dem Angeklagten im peinlichen Prozesse ein Verteidiger zur Seite stehen müsse, und gebot Advokaten und Prokuratoren, dem Unvermögenden unentgeltlich ihren Beistand zu leihen bei Strafe des Ausschlusses von der Advokatur. Er bestimmte ferner, daß im Strafprozesse das Urteil nicht von dem einzelnen Richter, sondern in dem Prevotalgerichte von einem Kollegium aus drei, in den Baillages von fünf Richtern gesprochen werde. Wenn er im peinlichen Verfahren die Anwendung der Folter nicht ganz aufhob, so schränkte er sie doch wesentlich ein, indem er verbot, sie mehr als einmal anzuwenden. Durch eine Verordnung vom Jahre 1707 gebot er, die feuchten unterirdischen Gefängnisse, „die lebendigen Gräber", zu beseitigen, den Gefangenen das Strohlager alle 14 Tage zu erneuern und ihnen gesundes, klares und frisches Wasser zu verabreichen. Den Aufsichtsbeamten machte er zur

heert wurde, erhielt er seinem Lande den Frieden. Er hatte die Klugheit, in gutem Einvernehmen mit Frankreich zu leben und ein Freund des Kaisers zu sein, indem er glücklich jene Mitte einhielt, die ein kleiner und machtloser Fürst nur zwischen zwei großen Mächten einzuhalten gewußt hat. Er brachte seinem Volke den Überfluß, den es nicht mehr kannte. Der Adel, ins tiefste Elend herabgesunken, kam durch ihn wieder zum Wohlstande. Lag das Haus eines Edelmannes in Trümmern: er ließ es wieder herstellen auf seine Kosten, er zahlte seine Schulden, brachte seine Töchter unter die Haube und spendete Gaben mit jener Kunst zu schenken, die noch mehr ist als die gespendete Wohlthat selbst; er verband die Freigebigkeit des Fürsten mit der Zartheit des Freundes. Die Künste und Gewerbe, die den Reichtum der Staaten ausmachen, gewannen in seinen Ländern einen neuen Aufschwung. Sein Hof war nach dem Vorbilde des französischen gestaltet und man glaubte nicht den Ort gewechselt zu haben, wenn man von Versailles nach Luneville kam. In Luneville gründete er eine Art Universität, auf welcher die adelige Jugend Deutschlands ihre Bildung suchte; hier konnte man wahrhafte Wissenschaft gewinnen in Schulen, in denen die physischen Gesetze durch bewundernswerte Maschinen dargethan wurden. Verborgene Talente zog er ans Licht und ermutigte sie; kurz, während seiner ganzen Regierung war seine Sorge nur darauf gerichtet, seiner Nation Ruhe, Reichtum, Kenntnisse und Freude zu geben."

Mit dem Verfasser des „Zeitalters Ludwigs XIV.", der 1719 dem Herzoge Leopold seine Tragödie Ödipus überreichte, haben lothringische Geschichtsschreiber und Leichenredner, deren Geschäft es ist, die (geistige) Gestalt der Toten zu verklären, die dreißigjährige Regierung Leopolds als das goldene Zeitalter Lothringens und ihn selbst als einen lichten, segenspendenden Fürsten hingestellt, als einen jener Weisen, die wie Salomon, Titus, Hadrian und Mark Aurel Ruhm ohne

Thränen erwarben und ihren Staaten Ordnung und Frieden, materielles Glück und geistigen Aufschwung gebracht haben.

Unter den lothringischen Herzögen steht Leopold als eine eigenartig neue und darum anziehende Erscheinung da, als ein Doppelwesen, dessen eine Hälfte der Zeit entstammt, die in Ludwig XIV. das Urbild eines vollendeten Fürsten sah, während die andere wie eine geistige Frühgeburt und Antizipation des aufgeklärten josephinischen Zeitalters erscheint. In seinem Verkehre auch mit dem Geringsten zeigte er die einfache und leutselige Art, die man an seinem berühmten Enkel Joseph rühmte; er hörte die Klagen der Kleinen und Großen, bannte jede Steifheit aus seinem Umgange und lud zu seinen Festen und Schauspielen einfache Bürger ein, denen er sogar seinen Wagen schickte, um sie abzuholen. Auch die Mehrzahl seiner Verordnungen und Maßregeln waren von jenem volks- und reformfreundlichen Geiste durchweht, den man an den Reformen Josephs II. zu rühmen pflegt. Der Code Léopold sicherte dem unschuldig Verhafteten oder Verurteilten das Recht auf Entschädigung; er stellte den Grundsatz auf, daß dem Angeklagten im peinlichen Prozesse ein Verteidiger zur Seite stehen müsse, und gebot Advokaten und Prokuratoren, dem Unvermögenden unentgeltlich ihren Beistand zu leihen bei Strafe des Ausschlusses von der Advokatur. Er bestimmte ferner, daß im Strafprozesse das Urteil nicht von dem einzelnen Richter, sondern in dem Prevotalgerichte von einem Kollegium aus drei, in den Baillages von fünf Richtern gesprochen werde. Wenn er im peinlichen Verfahren die Anwendung der Folter nicht ganz aufhob, so schränkte er sie doch wesentlich ein, indem er verbot, sie mehr als einmal anzuwenden. Durch eine Verordnung vom Jahre 1707 gebot er, die feuchten unterirdischen Gefängnisse, „die lebendigen Gräber", zu beseitigen, den Gefangenen das Strohlager alle 14 Tage zu erneuern und ihnen gesundes, klares und frisches Wasser zu verabreichen. Den Aufsichtsbeamten machte er zur

Pflicht, alle acht Tage die Gefängnisse zu diesem Zwecke zu besichtigen. Im Anfange seiner Regierung, ehe er selbst zum Wucherer an seinem Volke wurde, erließ er Verordnungen zum Schutze des Volkes gegen jüdische Ausbeutung, gab den Schuldnern der Juden eine dreijährige Frist, sich von ihren Verbindlichkeiten frei zu machen, und beschränkte den Zinsfuß auf fünf Prozent. Er legte in guten Erntejahren in verschiedenen Städten des Landes Kornmagazine an, um in Zeiten der Mißernte die aufgespeicherte Frucht zu billigen Preisen verkaufen zu können, weshalb man ihn gerne dem guten Pharao der Zeit Josephs verglich.

Und doch stehen diesen menschenfreundlichen Maßregeln des Herzogs eben so viele barbarische gegenüber. Derselbe Fürst, der die Entschädigung unschuldig Verurteilter bestimmte, machte einen ausgedehnten Gebrauch von den lettres de cachet, im voraus unterschriebenen Haftsbefehlen, die ohne Schuldbeweis und Rechtsspruch Männer in den Gefängnissen, Mädchen und Frauen in Klöstern verschwinden ließen. Dienstboten, die des einfachen Diebstahls schuldig waren, wurden mit dem Tode bestraft.*) Geschwängerte Mädchen oder Witwen waren gehalten, ihre Schwangerschaft in den Städten dem Prevot, in den Dörfern dem Meier anzuzeigen; unterließen sie dies, so sollten sie, im Falle das neugeborene Kind starb, als Kindesmörderinnen betrachtet und zum Tode verurteilt werden. Er

*) Viele Beispiele sind angeführt in den Archives de Meurthe et Moselle. So wurde 1715 ein zwanzigjähriges Dienstmädchen des Grafen Curel, das der Graf, ohne ihm den schuldigen Lohn zu zahlen, entlassen hatte, zum Tode verurteilt, weil es sich, um sich für den zurückbehaltenen Lohn schadlos zu halten, einen silbernen Teller angeeignet hatte. Im Jahre 1724 wurde ein Diener des Malers Provençal wegen einer kleinen Veruntreuung zum Tode durch den Strang verurteilt. Mit Mühe erlangte Provençal, daß diese Strafe seines Dieners in ewiges Gefängnis umgewandelt wurde, jedoch nur unter der Bedingung, daß Provençal den Gefangenen auf seine Kosten unterhalte und nähre.

betrachtete die Jagd als eine nur dem Fürsten zustehende Belustigung, beschränkte ihre Ausübung für den Adel und untersagte sie aufs strengste den Bürgerlichen. Durch eine Verordnung vom 15. März 1708 erließ er „an alle Landleute, Winzer und sonstigen Bewohner der Städte und der Dörfer", die in den ausgedehnten herzoglichen Jagdbezirken lagen, den barbarischen Befehl, ihren Hunden in dem genannten Monate die Kniekehlen zu durchschneiden, damit sie nicht hinter dem Wilde herlaufen könnten. — Alle Verordnungen Leopolds, gute und böse, gingen aus von dem Geiste autokratischen Beliebens. Durch zahlreiche Erlasse suchte er das Leben seiner Unterthanen im Essen, Trinken, in Kleidung und Lustbarkeiten aufs kleinlichste zu reglementieren und unterdrückte dadurch eine Menge alter lokaler oft poesievoller Gebräuche. Er wollte ein unbeschränkter Herrscher sein wie Ludwig XIV. und wachte eifersüchtig über sein fürstliches Ansehen. Darum vernichtete er die politische Bedeutung des Adels und nahm den ungleichen Kampf mit der Kirche auf. Er nannte den dritten Stand, der alle Lasten trage und durch seine Arbeit und seinen Verkehr alles sei, „die Seele und zugleich den Leib des Staates"; aber er hatte Sorge, daß diesem Stande nicht zu wohl werde, darum müsse man ihn finanziell schröpfen und „von Zeit zu Zeit durch ungewohnte Maßregeln überraschen, um ihn in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten".

Die dreißigjährige Herrschaft Leopolds war für Lothringen eine leibliche Friedenszeit; sie gab dem lange vergewaltigten und mißhandelten Lande Ruhe und Sicherheit, Menschen und einen Wohlstand zurück, wie er seit den Tagen Herzog Heinrichs II. nicht mehr gekannt war. Schon im Jahre 1711 wies eine von der Rechnungskammer aufgestellte Übersicht für Lothringen und Bar wieder $1\frac{1}{4}$ Millionen Morgen beackertes Land, über 500 000 Morgen Wiesenland, 8500 Morgen neu angelegte Weinberge nach. Es wurden gezählt 125 000 Pferde, 154 000 Kühe, 346 000 Schafe. Die Zahl der bäuerlichen und weinpflanzenden Haushaltungen betrug 21 918,

die der Bürger, Handwerker und Tagelöhner 52974, so daß sich wieder 74892 Feuerstellen im Lande befanden, woraus sich unter Zurechnung der Edelleute, der Geistlichen und der Knechte eine Bevölkerungszahl von ungefähr 400000 Menschen annehmen läßt. Das ganz daniederliegende Gewerbe hatte einen neuen Aufschwung genommen; freisinnige Verordnungen, die den Zunftzwang nahezu aufhoben, zogen fremde Arbeiter von allen Seiten heran; und die verfallenen Fabriken und Hüttenwerke erstanden aufs neue, so daß die Geschichte der meisten heutigen Glashütten, Webereien, Steingut- und Papierfabriken auf die Regierungszeit Leopolds zurückführt. Den Verkehr im Lande und die Ausfuhr der reichen Ernteerträge in die benachbarten Gebiete, nach dem Elsaß und nach Burgund zu erleichtern, ließ Leopold die verfallenen Wege wieder herstellen und begann den Bau neuer, sechzig Fuß breiter und abgedachter Kunststraßen, die zu den ersten und besten Europas zählten. Im Jahre 1727 waren fast 800 Kilometer dieser Straßen gebaut mit zwölf großen und 390 kleinen Brücken, aber es muß dabei bemerkt werden, daß nahezu die ganze Last dieser Arbeiten, namentlich in Deutsch-Lothringen, zwangsweise den schon schwer bedrückten und schier verzweifelnden Gemeinden auferlegt wurde. Daß Leopold in Luneville eine Gelehrten-akademie und ein Theater, in Nancy eine Schule der freien Künste gründete, daß er Schriftsteller und Gelehrte begünstigte, Talente aus der Verborgenheit zog und in die Künstlerwerk-stätten von Rom und Florenz schickte, daß er die Universität Pont à Mousson aus ihrem Verfalle zu heben versuchte und auf seinen Domänen Schulen errichtete: dies alles mag es erklären, daß die Persönlichkeit Leopolds und die Zeit seiner Herrschaft von zeitgenössischen schmeichelnden Litteraten so hoch gepriesen und in einer späteren Zeit mit einem verklärenden Glanze umgeben worden ist. Aber dieses legendarische Bild Leopold entspricht nicht in allem dem historischen. Drei fürstliche Leidenschaften, von denen oft eine genügt hat, ein

braves Volk um die Frucht seiner Arbeit und seines Schweißes zu bringen, geben seinem historischen Bilde ein sehr verändertes Aussehen.

Trotz den geringen Mitteln seines schwer daniederliegenden Landes hatte sich Leopold, wie schon oben erzählt ist, in Lunéville einen prunkenden Hofstaat gebildet, der in allem ein Nachbild des französischen sein sollte. Durch den Architekten Boffrand, einen Schüler Mansards, ließ er in den Jahren 1702—1706 an Stelle des alten herzoglichen Schlosses einen Palast mit prächtigen Gärten und ein Theater, ein Versailles im Kleinen, erbauen. Sein Hofstaat zählte nicht weniger als 300 Großwürdenträger und Bedienstete jedes Ranges; dazu kam der Hofstaat von Madame royale, der Herzogin, und der Dienst der herzoglichen Kinder. Zwei Kompagnieen Chevauxlegers und eine Schweizergarde in Uniformen von Scharlach mit gelben Aufschlägen und silbernen oder goldenen Rockschnüren bildeten die lediglich der Parade dienende herzogliche Haustruppe; und diese kostspielige Spielerei mehrte der Herzog seit 1714 von Jahr zu Jahr, so daß ihr Unterhalt von 372 000 Livres allmählich auf 630 000 stieg. Der herzogliche Marstall galt, was Schönheit der Pferde betraf, als prächtiger denn der eines anderen Fürsten in Europa. Dramatische Aufführungen, Ballette, Opern, Schäferspiele, die in dithyrambischen Plattheiten die großen Eigenschaften des Herzogs priesen, Bälle und Feste drängten einander, als lebe man im glücklichen Lande der Phäaken. Eine kritiklose Freigebigkeit, die sich bei Leopold mit dem Mangel jedes Gefühles für die Verantwortlichkeit des Staatsleiters verband, zog Litteraten, Tänzer, Musiker und Schauspieler an. Dieser Hof, an dem man sich Tag und Nacht sah und hoch spielte, war beherrscht von zwei Weibern, die sich tödlich haßten: der Frau von Craon, der Maitresse des Herzogs, und der Marquise Lunati, der Geliebten des Prinzen Karl, des Bischofs von Osnabrück. Die Frau von Craon war die Montespan des herzoglichen

Hofes; man verglich sie mit dieser wegen ihres hochfahrenden, herrischen Wesens; nur hatte der traurige Mann der herzoglichen Maitresse nicht die reizbare Galle, die den Mann der Montespan in die Verbannung trieb. Craon war der duldsame sanfte Freund Leopolds, er ließ sich seine Duldsamkeit mit Titeln, Geldsummen und Gütern lohnen und fand nach den Worten des französischen Gesandten in dem Vergnügen, Reichtümer zu sammeln, eine mehr wie ausreichende Entschädigung für das Opfer seiner Ehre. Der Herzog war und blieb in einer vollständigen Abhängigkeit von diesem Paare: und dieser „Weise", der freilich nicht wie Salomo tausend, sondern nur ein paar Weiber „auf der Streu liegen" hatte, war in den letzten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges oft in größeren Sorgen, die Eifersucht seiner Maitresse als die ärgerliche Stimmung Ludwigs XIV. zu besänftigen. Mit ungeheuren Summen erkaufte er sich wiederholt die gute Laune dieser Frau, in der er „die schönste Zierde seines Hofes" fand, die ihm jedoch wiederholt vorhielt, daß er keineswegs das Muster eines Liebhabers sei. „Craon", so schrieb 1716 die Pfälzerin in ihrer unverblümten derben Weise, „ist der bestbezahlte Mann auf der Erde; dieser Hahnrei ist ein elender Wicht; er und sein Weib werden dem Herzoge keinen Deut mehr lassen, sie werden ihn ganz ruinieren". „Von Hause aus arm wie Job" kaufte Craon die Herrschaft Hadonviller, die Leopold 1712 zur Markgrafschaft erhob, für mehr als eine Million Livres und errichtete sich dort und ebenso in Nancy ein ausgedehntes und vollständig ausgestattetes Schloß. Derselbe Günstling des Fürsten erhielt später noch die Markgrafschaft Haroué nebst anderen Gütern und baute sich dort ebenfalls eine fürstliche Wohnung.

Noch größeres Ärgernis als der Herzog gab dessen Bruder, der Bischof von Osnabrück, durch die Schamlosigkeit, mit der er allen Vorstellungen seines Kapitels trotzend, öffentlich seine Galanterieen für die freche Lunati bekundete und die

Einkünfte seines Bistums an diese unwürdige Leidenschaft vergeudete.

Die zügellose Freigebigkeit Leopolds beschränkte indes sich nicht auf Herrn und Frau von Craon allein. Ungemein groß ist die Liste der Titel wie der Landgüter, Wälder, Rechte und Einkünfte, mit denen er von 1698 bis 1729 seine zahlreichen Günstlinge beschenkte. Und in demselben Maße, wie er diese bereicherte, machte er seine Einkünfte ärmer.*)

Zu den großen Summen, welche die Hoffeste, Maskeraden und Bälle, die Maitressen und Günstlinge verschlangen, kamen die thörichten Ausgaben und Geschenke an die Bevollmächtigten und die fremden Generäle und Diplomaten und zuletzt noch die ungeheuren Summen, die auf luxuriöse Bauten verwandt wurden und im Spiele verloren gingen. Denn der Herzog wie seine Maitressen waren mit ungemeiner Leidenschaft dem Spiel ergeben; und die Spielwut beherrschte zuletzt den ganzen Hof. Die Herzogin selbst saß oft halbe Nächte bei dem Landsknecht. Leopold setzte und verlor große Summen und sah sich oft in der Unmöglichkeit, seine Spielschulden, die sich mitunter auf hunderttausende Thaler beliefen, seinen Gläubigern auszuzahlen. Die Summe, die der Herzog bis zum Jahre 1711 im Spiele verloren, berechnete der französische Gesandte auf mehr als eine Million Livres. Zwar jammerte die Herzogin unter Thränen, man müsse dem ruinierenden Spiel entsagen, „aber," so fährt der Bericht des Gesandten fort, „so oft Herr von Craon und seine Frau behaupten, sie

*) So verschenkte er in einem Jahre von dem Domänenwalde Mondon bei Luneville 600 Morgen, die zum größten Teile dem Marquis Spada, dem Manne einer ihm sehr gefälligen Ehrendame der Herzogin zufielen; einem Marquis Lamberty gab er das Schloß und den Park von Einville; Luise von Hautoy erhielt das Dorf Abancourt und 20 000 Livres als Aussteuer, ein Gardekapitän Ficquelmont ebenfalls 20 000 Livres als Anerkennung seiner Dienste, ein Gardist die Einnahme von den Wirtshausschildern in der Baillage Epinal u. s. w.

[illegible]

[illegible] 1716 die [illegible] „ist der [illegible] ein elender Wicht [illegible] werden dem Herzoge keinen Deut mehr lassen [illegible] ihn ganz ruinieren". „Von Hause aus arm [illegible]" kaufte Craon die Herrschaft Hadonviller, die Leopold 1712 zur Markgrafschaft erhob, für mehr als eine Million Livres und errichtete sich dort und ebenso in Nancy ein ausgedehntes und vollständig ausgestattetes Schloß. Derselbe Günstling des Fürsten erhielt später noch die Markgrafschaft Haroué nebst anderen Gütern und baute sich dort ebenfalls eine fürstliche Wohnung.

Noch größeres Ärgernis als der Herzog gab dessen Bruder, der Bischof von Osnabrück, durch die Schamlosigkeit, mit der er allen Vorstellungen seines Kapitels trotzend, öffentlich seine Galanterieen für die freche Lunati bekundete und die

Einkünfte seines Bistums an diese unwürdige Leidenschaft vergeudete.

Die zügellose Freigebigkeit Leopolds beschränkte indes sich nicht auf Herrn und Frau von Craon allein. Ungemein groß ist die Liste der Titel wie der Landgüter, Wälder, Rechte und Einkünfte, mit denen er von 1698 bis 1729 seine zahlreichen Günstlinge beschenkte. Und in demselben Maße, wie er diese bereicherte, machte er seine Einkünfte ärmer.*)

Zu den großen Summen, welche die Hoffeste, Maskeraden und Bälle, die Maitressen und Günstlinge verschlangen, kamen die thörichten Ausgaben und Geschenke an die Bevollmächtigten und die fremden Generäle und Diplomaten und zuletzt noch die ungeheuren Summen, die auf luxuriöse Bauten verwandt wurden und im Spiele verloren gingen. Denn der Herzog wie seine Maitressen waren mit ungemeiner Leidenschaft dem Spiel ergeben; und die Spielwut beherrschte zuletzt den ganzen Hof. Die Herzogin selbst saß oft halbe Nächte bei dem Landsknecht. Leopold setzte und verlor große Summen und sah sich oft in der Unmöglichkeit, seine Spielschulden, die sich mitunter auf hunderttausende Thaler beliefen, seinen Gläubigern auszuzahlen. Die Summe, die der Herzog bis zum Jahre 1711 im Spiele verloren, berechnete der französische Gesandte auf mehr als eine Million Livres. Zwar jammerte die Herzogin unter Thränen, man müsse dem ruinierenden Spiel entsagen, „aber," so fährt der Bericht des Gesandten fort, „so oft Herr von Craon und seine Frau behaupten, sie

*) So verschenkte er in einem Jahre von dem Domänenwalde Mondon bei Luneville 600 Morgen, die zum größten Teile dem Marquis Spada, dem Manne einer ihm sehr gefälligen Ehrendame der Herzogin zufielen; einem Marquis Lamberty gab er das Schloß und den Park von Einville; Luise von Hautoy erhielt das Dorf Abancourt und 20 000 Livres als Aussteuer, ein Gardekapitän Ficquelmont ebenfalls 20 000 Livres als Anerkennung seiner Dienste, ein Gardist die Einnahme von den Wirtshausschildern in der Baillage Epinal u. s. w.

hätten 20 bis 25000 Livres verloren, so will Se. Hoheit, daß man das Spiel fortsetze, um Madame Craon Gelegenheit zu geben, das Verlorene wieder zu gewinnen".*)

Das Leben am Hofe Ludwigs XIV. läßt sich geschichtlich begreifen als der notwendige Rückschlag gegen die Rohheit und Verwilderung des vorangegangenen, von Religionskriegen und wilden Parteikämpfen erfüllten Zeitalters. Man sehnte sich aus der Rohheit und Verwilderung heraus wieder nach Ordnung und Sicherheit, nach Lebensgenuß und schönen Formen. Weil das absolute Königtum Ludwigs dies alles zu geben schien, darum konnte es so mächtig emporsteigen. Und so wenig auch dieses Königtum sich um das Wohl des Volkes kümmerte, so ließ es doch den Glanz und den Prunk, mit dem es sich umgab, auf die Nation zurückstrahlen. Der Hof setzte sich ferner nur aus nationalen Elementen zusammen. An dem kleinen Hofe Leopolds dagegen, wie an den zahlreichen deutschen Sultanshöfchen, die den bewunderten Sonnenkönig roh äußerlich nachahmten, erschien der verschwenderische Prunk

---

*) Über das Verhältnis des Herzogs zu der Craon schrieb die Pfälzerin (26. Februar 1719) in ihrer gesunden ergötzlichen Weise: Mon confesseur s'est donné toutes les peines du monde pour me faire croire, qu'il ne se passe pas le moindre mal entre le duc de Lorraine et madame de Craon. Je lui ai repondu: Mon père, tenez ce discours dans votre couvent à vos moines, qui ne voient le monde que par le trou d'une bouteille; mais ne dites pas ces choses là aux gens de la Cour; nous savons trop quand un jeune prince très amoureux, est dans une Cour où il est le maître; quand il est avec une femme jeune et belle vingt-quatre heures, qu'il n'y est pas pour enfiler des perles surtout quand le mari se lève et s'en va, sitôt que le prince arrive . . . . Ni lui (mon confesseur) ni aucun des jesuites lorrains ne pourront faire accroire quoi que ce soit à n'importe qui; c'est là un double adultère public, et plus souvent ils feront approcher de la sainte table le duc et sa maitresse, plus sera grand le scandal . .

als etwas Verzerrtes und Fremdartiges um so mehr, als sich der Herzog vorwiegend mit Österreichern, Franzosen und Italienern umgeben hatte, die alle Stellen und Gunstbezeugungen an sich rissen und die Eingeborenen, das Volk wie die Edelleute, abstießen.

Die maßlose Freigebigkeit, mit welcher der Herzog ungezählte Summen an seine Günstlinge, an Maitressen und Künstler verstreute, seine unsinnige Leidenschaft für das Spiel, seine verschwenderischen Feste und seine Luxusbauten wie seine von Eitelkeit und persönlichen Vorteilen geleitete kostspielige Politik nötigten ihn schon in den ersten Jahren seiner Regierung, die bestehenden Auflagen zu erhöhen und zur Ausgleichung der Ausgaben mit den Einnahmen Mittel ausfindig zu machen, die sich mit den Geboten fürstlicher Ehre und Würde oft schwer vertrugen. Schon im Jahre 1702 ließ er eine außerordentliche Beisteuer erheben, die 100 000 Livres für Lothringen und 50 000 für Bar betrug, unter dem Vorwande, daß die Zinsen der Staatsschulden die regelmäßigen Einnahmen aufzehrten. Von da an stiegen die außerordentlichen Beisteuern von Jahr zu Jahr und wuchsen im Jahre 1707 auf 1 143 000 Livres an, während die Leere in den herzoglichen Kassen immer größer wurde. Im Jahre 1711 war Leopold mit den Besoldungen seiner Beamten und Hofbedienten zwei Jahre im Rückstande. Von Lieferanten und Generalpächtern wie von Privatleuten ließ er sich große Summen vorstrecken und verpfändete Güter, Schlösser, Wälder und Mühlen. Um Geld zu machen, führte er nach französischem Vorbilde allerlei Stempelsteuern ein und erhöhte wiederholt die Abgaben auf das Salz, das herzogliches Monopol war, so daß zuletzt der Zentner Salz, der im Elsaß mit 12 Livres 10 Sols bezahlt wurde, in Lothringen 27 Livres kostete. Die Folge war ein allgemein verderblicher, von ganzen Gesellschaften, Frauen und Mädchen, betriebener Salzschmuggel, den der Herzog vergebens mit den grausamsten Strafen, mit Auspeitschen, Brandmarken

und im Wiederholungsfalle mit Todesstrafe zu bekämpfen suchte. Um Geld zu machen, schuf Leopold ferner 1710 eine Anzahl neuer käuflicher Ämter, was nur auf Kosten des Landes geschehen konnte, und stattete mehrere Gewerbe, wie das der Perückenmacher, mit Meisterrechten aus. Alle Perückenmacher wurden infolge dessen gezwungen, herzogliche Patente zu nehmen, die ihnen mehrere hundert Francs kosteten, je nachdem die Patentierten in größeren oder kleineren Orten wohnten. Alle diese bedenklichen Mittel, seine leeren Kassen zu füllen, wußte der schönredende Leopold mit erhabenen Maximen zu rechtfertigen. Als er das Geschäft der Perückenmacher patentierte, erklärte er, daß die „Kunst" dieser Leute nicht nur vieles zur Reinlichkeit und Verschönerung, sondern auch zur Gesundheit der Menschen beitrage, und so sei es im Interesse des allgemeinen „Wohles" notwendig, ihrer eine ausreichende Zahl zu haben. Als er 1717 alle Stellen der Einnehmer, Gerichtsschreiber und Notare erblich machte unter der einzigen Bedingung, daß die Inhaber dieser Stellen innerhalb zweier Monate ihm den Preis der Ämter zahlten, begründete er diese Maßregel mit der Notwendigkeit, die Ruhe der Familien zu sichern und seinen Unterthanen die Erziehung der Kinder zu erleichtern. Um seine Kassen zu bereichern, trieb der Herzog ferner einen einträglichen Handel mit Adelsdiplomen, so daß er bis zum Jahre 1729 nicht weniger als 370 neue Adelstitel, das Stück zu 1500 Francs, nicht nur an Lothringer, sondern auch an Franzosen verkaufte. Es geschah dies zum großen Nachteile der Staatseinnahmen; denn die Neugeadelten traten in den Genuß aller Privilegien, die mit ihrem Titel verbunden waren und hörten somit auf, zu den öffentlichen Lasten beizutragen. Das Geschäft wurde so gemein, daß man den neuen Titeln in Frankreich die Geltung versagte; gleichwohl haben die Nachkommen der so geadelten Lothringer später in Frankreich die Privilegien ihres neuen Standes genossen. Von der Unlauterkeit, mit der der Herzog das Geld

aus den Taschen seiner Unterthanen in seine Kasse zu leiten suchte, blieben selbst seine scheinbar edlen und humanen Maßregeln nicht unberührt. Durch eine Verordnung im Jahre 1711 hob er auf seinen Domänen das Recht der toten Hand auf, das den Bauer hinderte, seinen Wohnsitz zu ändern und sich mit Unterthanen einer anderen Herrschaft zu verheiraten; aber er machte in seinen finanziellen Nöten diese Befreiung abhängig von der Zahlung eines jährlichen Zinses von 40 Liter Gerste oder vier Francs. Da die meisten Leute sich weigerten, um diesen Preis die neue Freiheit zu erkaufen, zog Leopold seine Verordnung zurück, um einige Jahre später denselben Versuch mit demselben Mißerfolge zu wiederholen. Erst als er sich überzeugt hatte, daß mit der Sache ein Geldgeschäft nicht zu machen sei, gewährte er zuletzt die Freiheit ohne Entgelt.

Obgleich die Geldverlegenheiten des Herzogs von Jahr zu Jahr zunahmen, vermochte er trotz allen Mahnungen seiner Räte seine verschwenderischen Neigungen nicht zu zügeln; es schien vielmehr, als ob seine Leidenschaft für kostspielige Prunkbauten, mit denen die falsche Idee fürstlicher Größe sich allezeit am liebsten geschmeichelt hat, mit seinen finanziellen Nöten nur zunehme. Im Jahre 1711 ließ er durch den Architekten Boffrand die Anlage eines großen Schlosses mit ausgedehntem Parke an Stelle des alten Schlosses Malgrange beginnen. Vier Jahre wurde mit einem großen Kostenaufwande weiter gebaut, und schon waren die Arbeiten ihrem Abschlusse nahe, als eine hingeworfene Bemerkung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, daß der prächtige Bau zu weit entfernt sei von Nancy, um als Palast zu dienen, und wiederum zu nahe, um ein Landhaus zu sein, den Herzog veranlaßte, das nahezu fertige Gebäude unvollendet liegen zu lassen. Hierauf beginnt er an dem alten herzoglichen Palaste in Nancy große Umbauten und Erweiterungen vorzunehmen; aber plötzlich wird er des Baues überdrüssig; er findet, daß der Palast

und im Wiederholungsfalle mit Todesstrafe zu bekämpfen suchte. Um Geld zu machen, schuf Leopold ferner 1710 eine Anzahl neuer käuflicher Ämter, was nur auf Kosten des Landes geschehen konnte, und stattete mehrere Gewerbe, wie das der Perückenmacher, mit Meisterrechten aus. Alle Perückenmacher wurden infolge dessen gezwungen, herzogliche Patente zu nehmen, die ihnen mehrere hundert Francs kosteten, je nachdem die Patentierten in größeren oder kleineren Orten wohnten. Alle diese bedenklichen Mittel, seine leeren Kassen zu füllen, wußte der schönredende Leopold mit erhabenen Maximen zu rechtfertigen. Als er das Geschäft der Perückenmacher patentierte, erklärte er, daß die „Kunst“ dieser Leute nicht nur vieles zur Reinlichkeit und Verschönerung, sondern auch zur Gesundheit der Menschen beitrage, und so sei es im Interesse des allgemeinen „Wohles“ notwendig, ihrer eine ausreichende Zahl zu haben. Als er 1717 alle Stellen der Einnehmer, Gerichtsschreiber und Notare erblich machte unter der einzigen Bedingung, daß die Inhaber dieser Stellen innerhalb zweier Monate ihm den Preis der Ämter zahlten, begründete er diese Maßregel mit der Notwendigkeit, die Ruhe der Familien zu sichern und seinen Unterthanen die Erziehung der Kinder zu erleichtern. Um seine Kassen zu bereichern, trieb der Herzog ferner einen einträglichen Handel mit Adelsdiplomen, so daß er bis zum Jahre 1729 nicht weniger als 370 neue Adelstitel, das Stück zu 1500 Francs, nicht nur an Lothringer, sondern auch an Franzosen verkaufte. Es geschah dies zum großen Nachteile der Staatseinnahmen; denn die Neugeadelten traten in den Genuß aller Privilegien, die mit ihrem Titel verbunden waren und hörten somit auf, zu den öffentlichen Lasten beizutragen. Das Geschäft wurde so gemein, daß man den neuen Titeln in Frankreich die Geltung versagte; gleichwohl haben die Nachkommen der so geadelten Lothringer später in Frankreich die Privilegien ihres neuen Standes genossen. Von der Unlauterkeit, mit der der Herzog das Geld

aus den Taschen seiner Unterthanen in seine Kasse zu leiten suchte, blieben selbst seine scheinbar edlen und humanen Maßregeln nicht unberührt. Durch eine Verordnung im Jahre 1711 hob er auf seinen Domänen das Recht der toten Hand auf, das den Bauer hinderte, seinen Wohnsitz zu ändern und sich mit Unterthanen einer anderen Herrschaft zu verheiraten; aber er machte in seinen finanziellen Nöten diese Befreiung abhängig von der Zahlung eines jährlichen Zinses von 40 Liter Gerste oder vier Francs. Da die meisten Leute sich weigerten, um diesen Preis die neue Freiheit zn erkaufen, zog Leopold seine Verordnung zurück, um einige Jahre später denselben Versuch mit demselben Mißerfolge zu wiederholen. Erst als er sich überzeugt hatte, daß mit der Sache ein Geldgeschäft nicht zu machen sei, gewährte er zuletzt die Freiheit ohne Entgelt.

Obgleich die Geldverlegenheiten des Herzogs von Jahr zu Jahr zunahmen, vermochte er trotz allen Mahnungen seiner Räte seine verschwenderischen Neigungen nicht zu zügeln; es schien vielmehr, als ob seine Leidenschaft für kostspielige Prunkbauten, mit denen die falsche Idee fürstlicher Größe sich allezeit am liebsten geschmeichelt hat, mit seinen finanziellen Nöten nur zunehme. Im Jahre 1711 ließ er durch den Architekten Boffrand die Anlage eines großen Schlosses mit ausgedehntem Parke an Stelle des alten Schlosses Malgrange beginnen. Vier Jahre wurde mit einem großen Kostenaufwande weiter gebaut, und schon waren die Arbeiten ihrem Abschlusse nahe, als eine hingeworfene Bemerkung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, daß der prächtige Bau zu weit entfernt sei von Nancy, um als Palast zu dienen, und wiederum zu nahe, um ein Landhaus zu sein, den Herzog veranlaßte, das nahezu fertige Gebäude unvollendet liegen zu lassen. Hierauf beginnt er an dem alten herzoglichen Palaste in Nancy große Umbauten und Erweiterungen vorzunehmen; aber plötzlich wird er des Baues überdrüssig; er findet, daß der Palast

eine zu unregelmäßige Geſtalt habe, läßt das Ganze niederreißen und beginnt an Stelle des alten Schloſſes einen luxuriöſen Königsbau aufzurichten. Um den Platz dafür zu gewinnen, ſcheut er ſich nicht, die Apſis, das Chor und das Querſchiff der alten ehrwürdigen Kollegiatkirche St. Georg und damit teure Erinnerungen des Volkes, ſelbſt die Gräber früherer Herzöge zu zerſtören. In den Jahren 1717 bis 1720 wurde nahezu eine halbe Million Livres verbaut; dann wird der Bau unterbrochen, weil die Geldmittel fehlen, und das begonnene Werk bleibt fortan unvollendet liegen.

Im Jahre 1715 waren die Schulden des Herzogs auf die für jene Zeit ungeheure Summe von ſieben und einer halben Million geſtiegen; die Zinſen konnten nicht bezahlt werden; Darlehen waren nicht mehr aufzutreiben; die Lieferanten und Hofbeamten mußten ſich mit mäßigen Abſchlagszahlungen begnügen. In dieſer Verlegenheit zog der Herzog jüdiſche Geldleute in Metz: Samuel Levy, Jakob Schwob, Moſes Alcan, Iſaias Lambert u. a., die ſchon vorher auf Rechnung des Herzogs Getreidegeſchäfte gemacht hatten, nach Nancy hinüber. Vergebens bemühte ſich die Geiſtlichkeit von Nancy, der Biſchof von Toul, Lefebre und andere angeſehene Männer, Leopold von ſeinem Vorhaben abzubringen.*) Alles, was ſie erreichten, war, daß der Herzog, um die öffentliche Meinung nicht allzu ſehr zu verletzen, die Ausführung ſeines Entſchluſſes

*) L'établissement des juifs à Metz, ſo ſchrieb Lefebre an den Herzog, n'a d'abord été que pour quatre au six familles, et aujourd'hui il y en a une infinité, qui sont autant de pirates ou de sangsues aux gens de la campagne. Comme j'ai vu quantité de leurs affaires étant avocat à Metz, je sais par expérience qu'ils ne valent rien que pour désoler le pauvre peuple par des usures. Ähnlich heißt es in der Vorſtellung der Nanziger Pfarrgeiſtlichen: Ce n'est donc point Monseigneur, de vaines alarmes; combien de marchands ruinés, de campagnes désolées, de familles oppressées et sans ressource se présentent par avance à nos yeux!

eine Zeitlang hinausschob. Samuel Levy, ein geriebener Schwindler, der am lothringischen Hofe zugleich den Spion im Dienste Frankreichs machte und dadurch für sich und seine Genossen die anfangs verweigerte Erlaubnis der französischen Regierung erhielt, den Wohnsitz zu wechseln und sich in einem anderen Staate niederzulassen, wußte den Herzog mit goldenen Versprechen zu kirren, so daß dieser ihn mit dem wichtigen Amte eines General-Schatzmeisters bekleidete.

Als die entrüsteten Mitglieder der Rechnungskammer sich weigerten, dem neu ernannten Schatzmeister den Eid abzunehmen, und ihre Entlassung anboten, verzichtete der Herzog auf die Formalität der Eidesleistung und übertrug, ohne den Widerspruch der Kammer zu beachten, Samuel Levy die gesamte Finanzverwaltung und das Münzwesen. Durch kostspielige Anleihen und schwindelhafte Unternehmungen, mit denen der Jude die Kassen des Fürsten und die seinige füllte, wird der klägliche Zustand der Dinge länger als ein Jahr verschleiert. Da führt der Verlust einer Million, den der General-Schatzmeister durch den Zusammenbruch eines Frankfurter Bankhauses erleidet, seinen Sturz herbei (Juli 1717). Seine Verwaltung endet mit einem Bankerott von drei Millionen; aber seine Gläubiger sagen es laut, daß nicht der Jude den Bankerott gemacht habe, sondern ein anderer, Höherer. Um die Erbitterung des Volkes zu besänftigen, ließ der Herzog der Gerechtigkeit scheinbar ihren Lauf. Samuel und seine Frau wurden in die Gefängnisse von Nancy abgeführt, aber nach Verlauf von einigen Wochen wieder in Freiheit gesetzt. Dann reizt der Übermut des einstigen Schatzmeisters die Leidenschaft des Volkes und den Unwillen des souveränen Hofes, indem er in seinem stattlichen Palaste zu Nancy seine Verwandten und Glaubensgenossen versammelt und mit herausforderndem Prunke und Lärme öffentlich das jüdische Neujahrsfest (15. September) feiert. Auf Antrag des Generalprokurators befaßte sich der souveräne Hof aufs neue mit der

Finanzwirtschaft Samuels, und weniger gewaltsam als später der Jude Süß in Württemberg endete die achtzehnmonatliche Herrschaft Samuel Levys und seiner Frau in Lothringen mit einer vierjährigen Kerkerhaft, aus der Leopold 1721 beide entließ.*

Unterdes brachte die ungezügelte Vergeudung des Hofes und die Fortsetzung der kostspieligen Bauten eine immer größere Verwirrung in die Finanzen des Herzogs. Um Geld zu erhalten, gibt er 1719 die Domänen auf elf Jahre in Generalpacht; aber die Maßregel brachte nur 1 300 000 Livres und konnte, obgleich die außerordentlichen Auflagen die Summe von 1 600 000 Livres erreichten, den Ausgleich in der herzoglichen Kasse nicht herstellen. Die Schmeichler Leopolds haben ihn hoch gepriesen, daß er unter diesen Umständen den Aktien der von Law gegründeten Schwindelbank den Eingang in sein Land untersagte und selbst eine Summe von neun Millionen, die ihm der Regent, sein Schwager, für die Aufhebung jenes Verbotes angeboten, mit den Worten abgelehnt habe: „Ich liebe mein Volk und bin von ihm geliebt; ich würde mich seiner unwürdig machen, wenn ich sein Glück meinem Vorteile opferte; wenn es arm ist, werde ich nie reich sein.“ Aber jenes Lob und diese schönen Worte erhalten ihren wahren Wert durch die Thatsache, daß der Herzog im Jahre 1720 selbst eine sogenannte lothringische Handelskompagnie nach dem Vorbilde Laws ins Leben rief und die Verzinsung des Aktienkapitals von drei Millionen mit vier Prozent garantieren ließ. Diese neu gegründete Kompagnie (Compagnie de Lorraine) wurde ähnlich wie die in Frankreich errichtete Westindische Kompagnie als ein Wunder wirkendes Mittel gepriesen, den öffentlichen Kredit zu heben, Handel und Industrie zur Blüte

*) Samuel Levy mußte Lothringen verlassen und begab sich nach Paris, wo er 1724 aufs neue Bankerott machte. Je ne suis point surprise, schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte, que Samuel Levy ait fait banqueroute à Paris; il y a fort longtemps que nous le connaissons pour un grand fripon.

zu bringen und das ganze Volk in kurzem reich zu machen. Der Schwindel hatte nur kurze Dauer. Der furchtbare Sturz des Systems Law in Frankreich und das Unheil, das dadurch über die französische Nation kam, brachte in Lothringen die Inhaber der rasch unter die Hälfte des Wertes gesunkenen Aktien zur Besinnung. Man forderte eine genaue Prüfung des Unternehmens; und bei dieser stellte sich heraus, daß die Kompagnie nichts anderes als eine betrügerische, Verderben bringende Spekulation sei. Nach kurzem Bestehen wurde sie durch eine Verfügung des Herzogs 1722 wieder unterdrückt.

Zu den bedenklichsten Maßregeln, welche der Herzog ergriff, zählt die Verschlechterung der Münzen. Auch hierin bot die Regentschaft Frankreichs das Vorbild. Die Münzverschlechterung war ihrem Wesen nach ein geheimer Bankerott und zugleich ein betrügerisches Mittel, das Volk auszurauben.*) Nach Durival ließ Leopold seit 1704 die alten vollwichtigen Münzen einschmelzen und nach und nach nicht weniger als vierzig Millionen prägen, deren Wert weit unter dem Metallwerte stand. Die Folgen waren die allgemein bekannten: das gute Geld versteckte sich oder wurde ins Ausland gebracht; die Preise der Waren stiegen, wie die Münze sich verschlechterte; und in dem Maße wie die Wucherer und Spekulanten Gelegenheit fanden, sich zu bereichern, sank das Volk in Verarmung.

Unbelehrt und ungeschreckt durch den Ausgang der 1720 gegründeten lothringischen Kompagnie, ließ sich der Herzog 1724 zu einer neuen Gründung verleiten. Ein Glücksritter Regard d'Aubonne, der auf Empfehlung der Lunati an den

*) Als 1721 Missionäre des Bischofs von Tull in Lothringen über die kirchliche Lehre vom Wucher predigten, fand Leopold sich durch diese Predigten getroffen und beauftragte den Staatsrat mit einer Untersuchung. Die Priester erhielten Befehl, am Hofe zu erscheinen, wo sie, wie der Bischof von Tull klagt, Tage lang dem Mutwillen und dem Spotte der Hofleute ausgesetzt wurden.

Finanzwirtschaft Samuels, und weniger gewaltsam als später der Jude Süß in Württemberg endete die achtzehnmonatliche Herrschaft Samuel Levys und seiner Frau in Lothringen mit einer vierjährigen Kerkerhaft, aus der Leopold 1721 beide entließ.*)

Unterdes brachte die ungezügelte Vergeudung des Hofes und die Fortsetzung der kostspieligen Bauten eine immer größere Verwirrung in die Finanzen des Herzogs. Um Geld zu erhalten, gibt er 1719 die Domänen auf elf Jahre in Generalpacht; aber die Maßregel brachte nur 1 300 000 Livres und konnte, obgleich die außerordentlichen Auflagen die Summe von 1 600 000 Livres erreichten, den Ausgleich in der herzoglichen Kasse nicht herstellen. Die Schmeichler Leopolds haben ihn hoch gepriesen, daß er unter diesen Umständen den Aktien der von Law gegründeten Schwindelbank den Eingang in sein Land untersagte und selbst eine Summe von neun Millionen, die ihm der Regent, sein Schwager, für die Aufhebung jenes Verbotes angeboten, mit den Worten abgelehnt habe: „Ich liebe mein Volk und bin von ihm geliebt; ich würde mich seiner unwürdig machen, wenn ich sein Glück meinem Vorteile opferte; wenn es arm ist, werde ich nie reich sein.“ Aber jenes Lob und diese schönen Worte erhalten ihren wahren Wert durch die Thatsache, daß der Herzog im Jahre 1720 selbst eine sogenannte lothringische Handelskompagnie nach dem Vorbilde Laws ins Leben rief und die Verzinsung des Aktienkapitals von drei Millionen mit vier Prozent garantieren ließ. Diese neu gegründete Kompagnie (Compagnie de Lorraine) wurde ähnlich wie die in Frankreich errichtete Westindische Kompagnie als ein Wunder wirkendes Mittel gepriesen, den öffentlichen Kredit zu heben, Handel und Industrie zur Blüte

*) Samuel Levy mußte Lothringen verlassen und begab sich nach Paris, wo er 1724 aufs neue Bankerott machte. Je ne suis point surprise, schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte, que Samuel Levy ait fait banqueroute à Paris; il y a fort longtemps que nous le connaissons pour un grand fripon.

zu bringen und das ganze Volk in kurzem reich zu machen. Der Schwindel hatte nur kurze Dauer. Der furchtbare Sturz des Systems Law in Frankreich und das Unheil, das dadurch über die französische Nation kam, brachte in Lothringen die Inhaber der rasch unter die Hälfte des Wertes gesunkenen Aktien zur Besinnung. Man forderte eine genaue Prüfung des Unternehmens; und bei dieser stellte sich heraus, daß die Kompagnie nichts anderes als eine betrügerische, Verderben bringende Spekulation sei. Nach kurzem Bestehen wurde sie durch eine Verfügung des Herzogs 1722 wieder unterdrückt.

Zu den bedenklichsten Maßregeln, welche der Herzog ergriff, zählt die Verschlechterung der Münzen. Auch hierin bot die Regentschaft Frankreichs das Vorbild. Die Münzverschlechterung war ihrem Wesen nach ein geheimer Bankerott und zugleich ein betrügerisches Mittel, das Volk auszurauben.*) Nach Durival ließ Leopold seit 1704 die alten vollwichtigen Münzen einschmelzen und nach und nach nicht weniger als vierzig Millionen prägen, deren Wert weit unter dem Metallwerte stand. Die Folgen waren die allgemein bekannten: das gute Geld versteckte sich oder wurde ins Ausland gebracht; die Preise der Waren stiegen, wie die Münze sich verschlechterte; und in dem Maße wie die Wucherer und Spekulanten Gelegenheit fanden, sich zu bereichern, sank das Volk in Verarmung.

Unbelehrt und ungeschreckt durch den Ausgang der 1720 gegründeten lothringischen Kompagnie, ließ sich der Herzog 1724 zu einer neuen Gründung verleiten. Ein Glücksritter Regard d'Aubonne, der auf Empfehlung der Lunati an den

*) Als 1721 Missionäre des Bischofs von Tull in Lothringen über die kirchliche Lehre vom Wucher predigten, fand Leopold sich durch diese Predigten getroffen und beauftragte den Staatsrat mit einer Untersuchung. Die Priester erhielten Befehl, am Hofe zu erscheinen, wo sie, wie der Bischof von Tull klagt, Tage lang dem Mutwillen und dem Spotte der Hofleute ausgesetzt wurden.

Hof gekommen war, legte dem Herzoge den Plan einer neu zu bil
denden Gesellschaft vor, die dem Verkehre und dem allgemeinen
Wohlstande einen unerhörten Aufschwung geben, die Kasse des
Fürsten füllen und die gesamte Staatsschuld im Betrage von
mehr als acht Millionen tilgen werde, wenn man ihr ein vier-
zehnjähriges Privilegium verleihen wolle. Vergebens sucht
der souveräne Hof, der Präsident der Rechnungskammer Lefebre
und die Kaufmannschaft von Nancy dem Herzoge über das
Schwindelhafte des Anerbietens die Augen zu öffnen. Taub
gegen alle Mahnungen und Warnungen, genehmigte er Juni
1724 die Kompagnie d'Aubonne (Compagnie du commerce
de Lorraine), die er mit den weitgehendsten Privilegien,
Lotterieen, Wechselbanken, Leihhäuser, Tuchmanufakturen und
Freimärkte zu errichten, wie mit dem Privilegium der Münz-
prägung ausstattete. Den ernsten Bedenken Lefebres gegen-
über rechtfertigte der Herzog wie bei anderen Gelegenheiten
die neue Gründung mit seiner Liebe zum Volke. „Ja, ich
liebe mein Volk, ich will nur sein Bestes, ich würde morgen
meine Souveränität dran geben, wenn ich ihm nicht wohl thun
könnte". Und das Volk ließ allen Warnungen zum Trotz
sich von dem Schwindel hinreißen. Man drängte sich zum
Ankauf der Aktien; und die ersten Unternehmungen brachten
dem Herzoge ungezählten Gewinn. Dann endet die Sache,
wie sie enden mußte. Aubonne verspricht, drei Millionen
Livres vor dem bestimmten Termine in die herzoglichen Kassen
zu liefern, und will zu diesem Zwecke eine Lotterie errichten.
Das Anerbieten wird mit Freuden angenommen und das Unter-
nehmen durch eine Verfügung des Herzogs im August 1724
gut geheißen. Die Lose gingen reißend ab; aber drei Tage
vor der angesetzten Ziehung ist Aubonne mit der Kasse und
mit den Titeln der Staatsgläubiger verschwunden. Die Kom-
pagnie bricht zusammen, und hunderte Familien, denen man
für ihr Geld Seifenblasen verkauft hatte, sahen sich verarmt.
Vorteil hatte bei dem allgemeinen Unglücke des Landes nur

die Kasse des Herzogs gehabt. Nach dem schimpflichen Ende dieses Unternehmens kündete der Herzog neue Maßregeln an, um das Gleichgewicht in Einnahmen und Ausgaben herzustellen; aber der Gedanke, den Aufwand des Hofes einzuschränken und seine verschwenderischen Neigungen zu zügeln, war ihm unerträglich. Den Vorstellungen seiner Räte pflegte er durch sophistische Theorieen über den Nutzen, den der Luxus und die Vermehrung der Auflagen brächten, auszuweichen.*) — Durch eine willkürliche Verordnung vom 9. März 1722 hatte Leopold den Besitzern aller seit dem 1. Januar 1600 veräußerten Domänen auferlegt, die Hälfte der Summen, die sie selbst oder ihre Vorfahren für die veräußerten Güter hergegeben hatten, noch einmal an die herzogliche Kasse zu zahlen. Durch einen neuen Willkürakt verlangte er jetzt, daß alle, welche Domänen in Erbpacht hatten, den vollen Pachtzins eines Jahres, daß ferner diejenigen, die solche Güter auf Zeit inne hatten, einen ganzen Jahresertrag als außerordentliche Beisteuer entrichten sollten. Alle, die dieser Forderung nicht entsprachen, sollten ihrer Rechte verlustig gehen; und um das Unrecht voll zu machen, erstattete man den so Gepreßten nur die Summen, die sie oder ihre Vorfahren vor Zeiten an die herzoglichen Kassen gezahlt hatten, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Gelder und die Arbeiten, die sie zur Aufbesserung der Güter verwandt hatten. Die Maßregel war, wie selbst ein eifriger Lobredner des Herzogs urteilt, „ein unzulässiger, allen Grundsätzen des Rechtes und der Gerechtigkeit widersprechender Mißbrauch der Gewalt“;**) sie versetzte die von ihr Betroffenen in die Zwangslage, entweder eine ganz neue verderbliche Auflage auf sich zu nehmen oder eine wahrhafte Konfiskation ihres Besitzes

*) Über die Finanzwirtschaft Leopolds handelt sehr eingehend Beaumont, Etudes sur le règne de Léopold 389 ff.

**) Noël, Du Domaine ducal.

herbeizuführen. Ein anderer Willkürakt des Herzogs beraubte die Städte eines großen Teiles ihres Einkommens. Durch einen Beschluß vom März 1725 setzte Leopold fest, daß in den Städten und Hauptorten seiner Staaten für 12 Jahre die Hälfte der Eingangssteuern, deren Erträge lediglich zu städtischen Zwecken bestimmt waren, zum Besten der herzoglichen Kasse vereinnahmt werden sollten. Unterdes wuchsen die auf dem Volke ruhenden Lasten immer mehr an; die Frohnden, die den Gemeinden wegen des ausgedehnten Straßenbaues auferlegt waren und die Landleute tagelang von Haus und Hof fern hielten, trieben namentlich in Deutschlothringen, wo der Druck am härtesten empfunden wurde, viele Hunderte zur Auswanderung. Man sah die Leute, die ihr Eigentum um ein geringes verkauften, in Haufen, mit Kirchenfahnen an der Spitze, von dannen ziehen. Um die Auswanderung zu verhindern, ließ Leopold 1724 alle Verkäufe, die von Auswandernden gemacht wurden, für ungültig erklären und verbot den Bewohnern Deutschlothringens geradezu, ihre Güter zu veräußern. Er selbst aber mochte sich nicht zu seinen Irrtümern und seiner Schuld bekennen, und am Hofe fand man in den Klagen des Volkes nur den Ausdruck der Selbstsucht von Leuten, die keine Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, keine Vaterlandsliebe hätten und nur auf ihre Interessen bedacht seien.*) Damit das Elend dem Hofe nicht unbequem werde und durch seinen Anblick verletze, hatte die Polizei wie heutzutage dafür zu sorgen, daß es sich nicht öffentlich zeige, und so wurde, um in der Hauptstadt den schönen Schein zu erhalten, Zerlumpten und Bettlern der Aufenthalt in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen verboten. Bei Strafe des Halseisens und des Prangers durften fremde Bettler

*) En verité, so schrieb 1727 die Herzogin, les Lorrains n'ont quoy que l'on puisse dire guere d'affection et n'en ont que pour leurs intérêts, c'est la pure verité, nous le voions bien à présent.

sich der Stadt auf eine Entfernung von zwei Stunden nicht nähern.

Nach einer dreißigjährigen Regierung, deren Richtschnur allein das Belieben und die Laune einer mit manchen guten Anlagen ausgestatteten, aber eitlen und selbstgefälligen, von keinem Gefühle der Verantwortlichkeit geleiteten und von keinen Institutionen der früheren Zeit beschränkten Fürstennatur gewesen war, hinterließ Leopold seinem kleinen Lande eine Schuld von über neun Millionen. Er war der letzte nationale Herzog, der in Lothringen selbst regierte und in seiner Person noch einmal die staatliche Selbstständigkeit seines Landes und Volkes verkörperte. Dieser Umstand hat neben Voltaires schmeichelndem Urteile und den maßlosen Lobpreisungen zeitgenössischer Litteraten mächtig dazu beigetragen, daß die Gestalt des letzten selbständigen Herzogs später, zur Zeit der verlorenen Freiheit, mit einem legendarischen Glanze aller Regententugenden umkleidet wurde und sich allmählich in eine volkstümlichste Erscheinung gewandelt hat.*) Das geschichtliche Urteil aber wird nicht zu hart lauten, wenn es diesen gepriesenen Fürsten jenen zweifelhaften und unwahren Naturen beizählt, die, unklar jedem Antriebe folgend, stets im Vollbringen des Guten versagen, und deren mächtigste Leidenschaft ist, zu scheinen und zu blenden. Er

*) Um nur einige Beispiele der übertreibenden Panegyriker Leopolds anzuführen, so sagt Durival (Description de la Lorraine et du Barrois): „Ses états étaient trop petits pour une âme si grande et généreuse“. Lionnois (Histoire de Nancy) gibt ihm den Beinamen: „Père du peuple, restaurateur de la noblesse (!) et de la patrie“. Foucault (Histoire de Léopold) ruft aus: „L'histoire de Léopold est moins la vie d'un grand prince que le tableau de toutes les vertus“ und der Pater Leslie (Abrégé de l'histoire généalogique de la maison de Lorraine) nennt Leopold: „un des plus grands princes qu'ait jamais vus non seulement la Lorraine mais l'univers, si la grandeur des souverains doit se mésurer sur l'étendue de leur mérite et non sur celle de leur domination“.

bestätigt die alte Wahrheit, daß unter allen Monarchen des Mißerfolges die vielgeschäftigen Flatterfahrer die unseligsten und für ihre Völker schädlichsten gewesen sind. Und härter noch und nicht minder gerecht wird das unbefangene Urteil der Geschichte lauten, daß Leopold sein Volk, dem er innerlich fremd blieb, trotz allen prunkenden Reden niemals geliebt und daß er seinen Staat nur als Handelsobjekt zur Erlangung persönlicher Vorteile betrachtet hat.

Zwanzigster Abschnitt.

Prinz Eugens Besorgnisse wegen Lothringens nach Leopolds Tode. Herzog Franz Stephan kommt nach Nancy. Er verläßt 1731 Lothringen für immer. Regentschaft der Herzogin Sophie Charlotte. Franz Stephan als zukünftiger Gemahl Maria Theresias. Kriegerische Stimmungen in Frankreich. Vermählung Ludwigs XV. mit Maria Leszczinska. Stanislaus Leszczinski bewirbt sich aufs neue um die polnische Krone. Karl VI. und die polnische Königswahl. Kriegerische Verwicklungen mit Frankreich. Französische Truppen rücken in Lothringen ein. Ohnmacht des Kaisers und des Reiches. Versuch der Seemächte zu vermitteln. Unglückliche Kriegsführung am Rhein und in Italien. Prinz Eugen über die Lage Österreichs. Verhandlungen mit Frankreich. Friedenspräliminarien zu Wien 3. Oktober 1735. Widerstreben Franz Stephans und des lothringischen Hauses. Friede zu Wien. Gleichgültigkeit des Reiches gegenüber dem Verluste Lothringens. Stimmungen in Lothringen. Urteil Friedrichs des Großen. Die herzogliche Familie verläßt Luneville. Einzug von Stanislaus Leszczinski.

Trotz aller Friedensliebe Fleurys und trotz der anerkannten „ewigen Neutralität" Lothringens hatte der plötzliche Tod Leopolds (27. März 1729) bei allen Einsichtigen ernste Besorgnisse hervorgerufen wegen der begehrlichen Absichten Frankreichs auf das neutrale Nachbarland. „Das Hinscheiden des Herzogs von Lothringen", so schrieb Prinz Eugen am 26. Juni 1729 an den kaiserlichen Botschafter Fonseca nach Paris, „macht hier Aufsehen. Der Kaiser und das deutsche Reich haben Ursache, wegen Lothringens besorgt zu sein; denn allzubekannt sind Frankreichs Absichten auf dieses

bestätigt die alte Wahrheit, daß unter allen Monarchen de Mißerfolges die vielgeschäftigen Flatterfahrer die unseligste und für ihre Völker schädlichsten gewesen sind. Und hier noch und nicht minder gerecht wird das unbefangene Urt der Geschichte lauten, daß Leopold sein Volk, dem er innerl fremd blieb, trotz allen prunkenden Reden niemals gelie und daß er seinen Staat nur als Handelsobjekt zur Erlangu persönlicher Vorteile betrachtet hat.

Zwanzigster Abschnitt.

Prinz Eugens Besorgnisse wegen Lothringens nach Leopolds Tode. Herzog Franz Stephan kommt nach Nancy. Er verläßt 1731 Lothringen für immer. Regentschaft der Herzogin Sophie Charlotte. Franz Stephan als zukünftiger Gemahl Maria Theresias. Kriegerische Stimmungen in Frankreich. Vermählung Ludwigs XV. mit Maria Leszczinska. Stanislaus Leszczinski bewirbt sich aufs neue um die polnische Krone. Karl VI. und die polnische Königswahl. Kriegerische Verwicklungen mit Frankreich. Französische Truppen rücken in Lothringen ein. Ohnmacht des Kaisers und des Reiches. Versuch der Seemächte zu vermitteln. Unglückliche Kriegsführung am Rhein und in Italien. Prinz Eugen über die Lage Österreichs. Verhandlungen mit Frankreich. Friedenspräliminarien zu Wien 3. Oktober 1735. Widerstreben Franz Stephans und des lothringischen Hauses. Friede zu Wien. Gleichgültigkeit des Reiches gegenüber dem Verluste Lothringens. Stimmungen in Lothringen. Urteil Friedrichs des Großen. Die herzogliche Familie verläßt Luneville. Einzug von Stanislaus Leszczinski.

Trotz aller Friedensliebe Fleurys und trotz der anerkannten „ewigen Neutralität" Lothringens hatte der plötzliche Tod Leopolds (27. März 1729) bei allen Einsichtigen ernste Besorgnisse hervorgerufen wegen der begehrlichen Absichten Frankreichs auf das neutrale Nachbarland. „Das Hinscheiden des Herzogs von Lothringen", so schrieb Prinz Eugen am 26. Juni 1729 an den kaiserlichen Botschafter Fonseca nach Paris, „macht hier Aufsehen. Der Kaiser und das deutsche Reich haben Ursache, wegen Lothringens besorgt zu sein; denn allzubekannt sind Frankreichs Absichten auf dieses

Land, als daß ich davon zu reden brauche. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, daß Frankreich durch Verhandlungen zu gewinnen unternimmt, was es seit Jahrhunderten mit Waffengewalt vergeblich zu erobern suchte. Das Schicksal des Hauses Lothringen lag mir stets am Herzen. Der Großoheim des Herzogs hat, so lange er lebte, keine ruhige Stunde gehabt; bald wurde er durch die Franzosen von Land und Leuten vertrieben, bald der Rettung wegen genötigt, mit seinen Freunden fremde Kriegsdienste zu nehmen. Kaum war er durch Friedensschlüsse wieder in die Regierung seines Landes eingesetzt, als die Franzosen es feindlich anfielen, plünderten und aufs grausamste mißhandelten. Dessen Neffe, jener unvergeßliche Herzog Karl, dem ich alle meine Kenntnisse in der Kriegskunst verdanke, hat mir diese traurigen Umstände selber erzählt. Europa weiß, was Deutschland bevorsteht, wenn Lothringen vollends in die Hände der Franzosen fällt. Es ist die höchste Zeit, alles aufzubieten, damit dieses Unheil verhütet werde." Die Besorgnisse des großen Feldherrn und Staatsmannes verwirklichten sich zwar in dem Augenblicke nicht. Fleurys verschlagene Staatskunst war nicht zu einem Gewaltstreiche geschaffen, der alle Gehässigkeit eines Friedensbruches auf Frankreich geworfen hätte; er mochte indes wohl hoffen, daß Frankreich durch Unterhandlungen gewinnen werde, was es seit Jahrhunderten durch Waffengewalt vergeblich zu erlangen versucht hatte. Aber nicht die berechnende Klugheit eines Staatsmannes, sondern eine seltsame Verwicklung der Dinge, an der Eitelkeit, Irrtum und Thorheit den größten Anteil hatten, sollte Lothringens Schicksal entscheiden und eine Wendung des langen Kampfes herbeiführen, bei der das Volk selbst teilnahmloser Zuschauer des unabwendbaren Verhängnisses blieb, von dem es verschlungen ward.

In dem dreihundertjährigen Widerstreite der Häuser Österreich und Frankreich war Lothringen bisher durch seine Lage Schauplatz und Opfer des Kampfes gewesen; in dem

Widerstreite dieser großen Mächte sollte es auch untergehen. Wenn der Erbe der lothringischen Staaten durch die Vermählung mit Karls VI. Erbtochter Herr der habsburgischen Länder wurde, dann wandelte sich das hilflose, von Frankreich umklammerte Herzogtum Lothringen mit einem Male in ein österreichisches Vorland und wurde eine mächtige Offensivstellung Österreichs innerhalb der französischen Grenzen, eine Position, die noch wesentlich dadurch verstärkt wurde, daß auch die spanischen Niederlande im Besitze des Hauses Habsburg waren. Der alte Antagonismus Frankreichs und Österreichs mußte alsdann heftiger als je zuvor entbrennen.

Ungehindert trat Leopolds zwanzigjähriger Sohn Franz Stephan, der seit 1723 am Wiener Hofe gelebt und die Gunst Karls VI. wie die Herzensliebe von dessen Tochter Maria Theresia gewonnen hatte, die Nachfolge in dem Herzogtume Lothringen und Bar an. Er hatte indes keine Eile, sich seinen neuen Unterthanen zu zeigen, sondern blieb vorerst in Wien und bestätigte seine Mutter in der Regentschaft, die sie gegen das Testament ihres verstorbenen Gemahles in Lothringen übernommen hatte, empfahl ihr jedoch, nichts ohne den Rat Lebègues und des Barons Fischner, den er ihr zur Seite stellte, zu unternehmen. Die Regentin schränkte sofort den üppigen Hofhalt Leopolds ein, entfernte den verhaßten Prinzen von Craon, den Mann der herzoglichen Maitresse, und andere Günstlinge aus ihren Stellungen, schaffte unnütze Ämter ab und suchte die schlimmste Unordnung in den Finanzen zu beseitigen.

Erst nach acht Monaten, Ende November 1729, kam Franz Stephan nach Lothringen und hielt am 3. Januar 1730 seinen feierlichen Einzug in Nancy. Die Hofleute fanden den jungen Herzog im Gegensatze zu seinem Vater kühl, gemessen und schweigsam; sie sahen mit Verwunderung auf seine deutsche

Perücke, seine unmodische Kleidung, den einfachen Wa… und das bescheidene Gefolge; das Volk aber empfing ihn … Begeisterung und jubelte ihm besonders freudig zu, als … am 6. Januar sich an der von Leopold wieder belebten … lichen Prozession beteiligte, die das Andenken an den Sie… über Karl den Kühnen jährlich erneuerte. Viele wollten … ihm das Ebenbild Karls V., des Türkensiegers, erkennen, … nur die wenigsten einmal in Lothringen gesehen hatten. … übrigen zeigte sich der Herzog einfach und streng in sei… Lebensweise, ernst und geübt in allen Geschäften; er woll… selber von allem Einsicht nehmen, bekundete seine Abneigu… gegen alles Französische in Sitten und Trachten und such… seine Erholung in der Musik und in der Wolfsjagd. D… Härte, mit der die Regentin gegen die alten Diener u… Höflinge Leopolds verfahren war, wußte er zu mildern; … gab ihnen Pensionen und nahm selbst den Mann der Cour… und den allzu gefügigen Präsidenten des Staatsrates Leich… wieder zu Ehren auf. Drei Wochen nach dem Einzuge … Nancy begab er sich unter dem Namen eines Grafen v… Blankenberg, nur begleitet von zwei Edelleuten und seine… lothringischen Kammerdiener, nach Paris und leistete Lu… wig XV. den Treueid für das westliche Bar ganz in d… Weise, wie in der Feudalzeit ein Vasall seinem Herrn … schwören pflegte, mit gefalteten Händen, entblößtes Haupt… und ohne Wehr. Nach der Rückkehr in sein Land erließ … eine Anzahl Verordnungen, welche die Verwaltung seine… Staaten, Sparsamkeit in den Ausgaben, Verpachtung d… Domänen, Unterhaltung der Verkehrsstraßen und die öffen… liche Sicherheit betrafen, gab der Akademie von Luneville ein… neue Organisation und beseitigte eine Menge Mißbräuch… der bisherigen Hofhaltung. Sein Aufenthalt im Lande dauert… nur kurze Zeit. Schon im April 1731 teilte er mit, daß … die fremden Höfe besuchen wolle; er übertrug die Regentsch… aufs neue seiner Mutter und begab sich in Begleitung drei…

deutſcher Edelleute zunächſt nach Brüſſel, wo Karls VI. Schweſter als Regentin der Niederlande Hof hielt. Es war ein Abſchied für immer, den der ſiebenundzwanzigſte Nachfolger Gerhards vom Elſaſſe damals von einem Lande nahm, das mit einer ſeltenen Treue und Hingabe in böſen und guten Tagen ſeinem Hauſe angehangen hatte. Nach Brüſſel beſuchte der Herzog den Haag, ſah die meiſten flandriſchen und holländiſchen Städte und ging im Herbſte nach London, wo ihm König Georg einen auszeichnenden Empfang bereitete. Dann reiſte er über die Niederlande nach Hannover und Berlin, und kehrte von da über Breslau 1632 nach Wien zurück. Überall auf dieſer Reiſe hatten ihn die öſterreichiſchen Geſandten als den zukünftigen Gemahl der kaiſerlichen Erbtochter behandelt; und da Karl VI. ihm unterdes auch den Titel eines Vizekönigs von Ungarn übertragen hatte, zweifelte niemand mehr, daß die Vermählung des Prinzen mit der ſechzehnjährigen Maria Thereſia entſchieden ſei. In Nancy wie an den deutſchen Höfen erwartete man täglich die amtliche Nachricht von dem Abſchluſſe dieſer Heirat, als die Kunde von neuen kriegeriſchen Verwicklungen zwiſchen Frankreich und Öſterreich die Aufmerkſamkeit nach einer anderen Seite lenkte.

Kaiſer Karl VI. hatte ſich die letzten Jahre hindurch wegen der Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion in raſtloſen Verhandlungen mit den anderen Mächten abgemüht. Die Mehrzahl der deutſchen Fürſten war für die Erbfolgeordnung Karls gewonnen; Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte ſich ihm zu einer engſten Allianz bereit erklärt und 1728 verſprochen, den künftigen Gemahl Maria Thereſias zum deutſchen Kaiſer zu wählen, vorausgeſetzt, daß er ein Deutſcher ſei: „keinen Spanier, keinen Franzoſen, einen Deutſchen wollen wir“. Auch in Petersburg hatte Prinz Eugen den Abſchluß eines Bündniſſes durchgeſetzt. Baierns und Sachſens vereinzelter Widerſpruch gegen das Erbfolgegeſetz

erschien darum bedeutungslos, „denn“, so hörte man den Prinzen Eugen reden, „wenn der Kaiser, Brandenburg und Muscovia zusammenhalten, wer will den drei Adlern etwas anhaben!“ — Mit Spanien, Frankreich und England hatte Karls VI. umständliche Politik sich jahrelang im Kreise herumgetrieben. Die Verhandlungen mit diesen Mächten bildeten ein höchst verworrenes Gewebe, dessen zahllos durcheinanderlaufende Fäden hier nicht zu verfolgen sind. Im März 1731 kam endlich zwischen Österreich, England, den Generalstaaten und Spanien in Wien ein Vertrag zustande, in dem Karl VI. die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion dadurch erkaufte, daß er dem Handelsneide Englands und Hollands den flandrischen Handel in den indischen Gewässern zum Opfer brachte und die blühende Handelsgesellschaft von Ostende für ewige Zeiten aufhob. Den Spaniern gestattete er, Parma und Piacenza, dessen letzter Herrscher aus dem Hause Farnese 1731 starb, sowie das Großherzogtum Toscana, dessen Fürstenhaus dem Aussterben nahe war, mit 6000 Mann für den Infanten Don Carlos, den ältesten Sohn der leidenschaftlich ehrgeizigen Königin Elisabeth von Spanien, zu besetzen; er versprach ferner, diesem Prinzen die Herrschaft der genannten Herzogtümer zu bestätigen unter der Bedingung, daß er die Lehnshoheit des deutschen Reiches anerkenne. Kaum aber hatte die Königin durch diesen Vertrag ihren lange verfolgten Wunsch erreicht, als sie, die übernommenen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich mißachtend, in Italien weiter um sich griff. Während der Kaiser im Vertrauen auf den abgeschlossenen Vertrag seine italienischen Heere entließ, hatte die Königin unter allerlei Vorwänden immer mehr Truppen in den besetzten Gebieten angehäuft und ließ dann ohne Rücksicht auf die Lehnshoheit des Reiches ihren Sohn für volljährig erklären und in Florenz die Erbhuldigung für ihn einfordern. Diesen Anmaßungen der Königin trat Karl VI. entgegen und erklärte als oberster Lehnsherr die ohne seinen Willen vollzogene Großjährigkeits-

erklärung des Infanten wie die ihm geleistete Erbhuldigung für nichtig. Die Irrungen, die hieraus entstanden, führten die Königin zu einem Bündnisse mit Savoyen und Frankreich zum Zwecke eines gemeinsamen Angriffes auf den Kaiser.

In Frankreich war nämlich einer jener plötzlichen Umschläge in der allgemeinen Stimmung eingetreten, die auf die äußeren und inneren Geschicke dieses Landes so oft verhängnisvoll eingewirkt haben, und denen auch eine festere Regierung als die Ludwigs XV. sich nie zu entziehen vermochte. Seit dem Utrechter Kongresse hatte die Nation sich eines leiblichen Friedens erfreut und die Lasten eines Krieges nicht mehr getragen. Diese Stille schien dem unruhigen, wandelbaren Sinne der Nation mit einem Male mehr und mehr unerträglich zu werden. Die jungen Edelleute, die im Kriege eine angenehme Zerstreuung sahen und von Lorbeeren und Ruhmesthaten träumten, die Herzöge von Richelieu, Belleisle und Noailles, die sich bisher nur in Hof- und Weiberränken erprobt hatten, aber Stoff zu einem Kriegshelden in sich zu spüren glaubten, der gelangweilte hauptstädtische Pöbel, dem ferne Kriegsthaten eine angenehme Unterhaltung boten, endlich die allgemeine Eitelkeit und das Sensationsbedürfnis des Volkes: alles dies rief mit einem Male nach Thaten und erhob sich gegen die friedliche duldsame Politik Fleurys, die man als unheilvolle Schwäche verurteilte. Nicht umsonst war der Sinn der Nation seit zweihundert Jahren mit Haß und Mißtrauen gegen das Haus Österreich angefüllt worden. Alles schrie mit einem Male über die neue drohende Gefahr, die für Frankreich in der Verbindung der Häuser Lothringen und Österreich liege. Bei jeder Gelegenheit wiederholte der alte General Villars, daß man, sobald die Heirat zwischen dem Herzoge von Lothringen und der Erbtochter Habsburgs vollzogen werde, auch den größten Krieg nicht scheuen dürfe, um Lothringen zu einer französischen Provinz zu machen. Mit allen Mitteln suchte man in dem kalten, schweigsamen Könige

das Kriegsfeuer zu entzünden und ihn „in die glorreichen Bahnen“ des Sonnenkönigs hineinzureißen. Dem allgemeinen Drängen widerstand zuletzt auch der sanfte, gemäßigte Kardinal Fleury nicht mehr; aber er schreckte doch vor einem Kriege zurück, der bei Österreichs Allianzen zu einem Kampfe mit halb Europa werden mußte; auch wollte er den Ruf seiner Friedensliebe gerne aufrecht erhalten. Aus beiden Gründen konnte er nichts sehnlicher wünschen als einen Anlaß, der ihm gestattete, Österreich den Krieg zu erklären, ohne die verbündeten Mächte mit in den Kampf hineinzuziehen. Die Politik Karls VI. bot diese Gelegenheit, wie sie der zum Kriege treibenden Partei erwünschter nicht kommen konnte.

Nach dem Tode des Herzogs Philipp von Orleans war die Regentschaft, wie oben erzählt ist, übergegangen in die Hände des unfähigen und gewissenlosen Herzogs von Bourbon, der ganz unter der Herrschaft seiner Maitresse, der Marquise de Prie, einer Frau von unruhigem Ehrgeize und frecher Sittenlosigkeit, stand. Beide hatten es in ihrem Interesse gefunden, den jungen König sobald als möglich zu verheiraten. Ludwig war bereits mit einer spanischen Prinzessin, die im Louvre erzogen wurde, verlobt. Da diese aber erst sieben Jahre zählte, so benutzte der Regent das angebliche Verlangen der Nation, die durch eine baldige Verheiratung des sechzehnjährigen Königs die Nachfolge gesichert wissen wolle, als Vorwand, die junge Infantin ohne Rücksicht auf die reizbare Ehre Spaniens und auf die politischen Folgen dieses Schrittes nach Madrid zurückzusenden und Umschau nach einer Königin für Frankreich zu halten. Es waren nicht weniger als hundert Prinzessinnen, die sich für den jungen König zur Auswahl boten; unter ihnen 55 lutherische, 26 katholische, 13 kalvinistische, 3 anglikanische und drei orthodox russische; auch Elisabeth Therese, die älteste Tochter Herzogs Leopold, eine Prinzessin von bestrickender Anmut, war in dieser Zahl. Leopold selbst hatte sie dem französischen Gesandten

Audiffret für den König in Vorschlag gebracht; aber eine solche Verbindung hätte den Einfluß des Hauses Orleans aufs neue befestigt, und so erfuhr das Anerbieten Leopolds durch den Herzog von Bourbon eine kränkende Zurückweisung. Eine in Aussicht genommene Vermählung des jungen Königs mit der Prinzessin von Vermandois, der eigenen Schwester des Herzogs von Bourbon, die man schon als künftige Königin von Frankreich bezeichnete, scheiterte an dem Widerwillen, den das stolze und sittenstrenge Wesen der in strenger klösterlicher Zucht herangewachsenen Prinzessin der Marquise de Prie einflößte. Als künftige Königin Frankreichs wollte diese eine Prinzessin von bescheidener Stellung, die gutwillig, sanft und gelehrig sich ihrem Willen bequeme, und hatte eine solche endlich gefunden in Maria Leszczinska, der Tochter des vertriebenen Königs Stanislaus von Polen.

Stanislaus, Palatin von Posnanien, ein Mann von mittelmäßigen Geistesgaben und schwankendem Charakter, aber maßlos ehrgeizig und geschmeidig, wo es galt, einflußreiche Personen zu seinem Vorteile zu benutzen, war 1704 als Günstling Karls XII. auf den Thron Polens erhoben worden. Nach der Schlacht von Pultawa durch die Russen verjagt, hatte er in der Türkei die Gefangenschaft seines Beschützers geteilt und 1714 von diesem die Herrschaft Zweibrücken erhalten. Auf dem Wege dorthin war er, fast aller Geldmittel bar, unter dem Namen eines Grafen von Kronstein nach Luneville gekommen, wo er sein letztes Besitztum, Edelsteine von großem Werte, verkaufen mußte. Leopold, der davon erfuhr, kaufte die Edelsteine an und gab sie Stanislaus zurück unter der einzigen Bedingung, daß er die Sache geheim halte. Unter solchen Umständen hatte Stanislaus zum ersten Male das Land gesehen, dessen Herrschaft ihm einst zufallen sollte. Als Karl XII. 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall sein Ende gefunden hatte, sah sich Stanislaus seiner neuen Herrschaft Zweibrücken beraubt und wollte sich wieder nach

Lothringen begeben, deſſen Herzog dem landesflüchtigen Manne aufs neue 30 000 Livres aus ſeiner Kaſſe vorgeſtreckt hatte. Da wies ihm der Herzog von Orleans auf Bitten der Königin von Schweden ein Aſyl in der verfallenen Komturei der Malteſer zu Weißenburg ſowie eine monatliche Unterſtützung von 4000 Livres an. Von dieſer Penſion unterhielt Stanislaus ſeitdem notdürftig ſeinen kleinen Hof, der aus ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeiner Tochter und einigen polniſchen Mönchen und Edelleuten beſtand. Seine Tochter Maria Leszczinska war ſieben oder zehn Jahre älter als Ludwig XV.; ſie machte ſich weder durch körperliche Reize noch durch beſondere geiſtige Eigenſchaften bemerkbar und galt als willenlos gutmütig; aber gerade wegen dieſer Eigenſchaften entſprach ſie ganz den Abſichten der Marquiſe de Prie und ihres Galans. Aus der Hand jenes Weibes erhielt Ludwig XV. 1725 ſeine Frau und Frankreich ſeine Königin, und dieſe Machenſchaft eines geiſtesarmen liederlichen Herzogs und einer ſchamloſen Maitreſſe ſollte der Ausgangspunkt neuer europäiſcher Wirren werden, infolge deren der vielhundertjährige Streit um die auſtraſiſchen Länder ſich ganz zu gunſten Frankreichs entſchied. Und was aller Geiſteskraft Richelieus, aller Klugheit Mazarins und aller Willkür Ludwigs XIV. nicht gelungen war, Lothringen in den Verband des franzöſiſchen Staates zu ziehen, das ſollte einer Regierung in den Schoß fallen, die ohne Ehrgeiz, ohne Kühnheit ihren Ruhm einzig darin geſucht hatte, Europa von ihren friedlichen Abſichten zu überzeugen.

Stanislaus Leszczinski, vom polniſchen Throne verjagt und von niemand als König anerkannt, war, trotzdem er Schwiegervater Ludwigs XV. hieß, zur Zeit nur ein hilflos umherirrender polniſcher Edelmann. Von maßloſem Ehrgeize getrieben, richtete er jetzt aufs neue ſein Bemühen darauf, die verlorene Krone Polens mit Hilfe Frankreichs wieder zu

erlangen, und wußte für dieſe ſeine Abſicht die einflußreichen Perſönlichkeiten am Hofe zu gewinnen. Auch hielten die Höflinge in Paris es für unſchicklich, daß der Schwiegervater des Königs als ein Mann ohne Rang und Würde ſich in Frankreich niederlaſſe, und ſuchten den König zu überzeugen, daß man die Stellung des königlichen Schwiegervaters erhöhen müſſe. Da ging in Polen König Auguſt II., der durch ein ausſchweifendes Leben ſeine Kräfte gänzlich zerrüttet hatte, ſeinem Ende entgegen, und nun lagen die Freunde des Exkönigs in Paris wie die mit Fleurys Friedenspolitik Unzufriedenen Ludwig XV. in den Ohren, man müſſe Stanislaus wieder auf den Thron Polens erheben um jeden Preis; der König, ſo hieß es, müſſe der Welt zeigen, „daß noch immer das alte Heldenblut in den Adern des franzöſiſchen Volkes rolle“. Es gelang dem hochbetagten Villars, dem einſilbigen, menſchenſcheuen Könige ein paar leiſe gemurmelte Worte abzugewinnen, die den kriegeriſchen Eifer des alten Marſchalls zu billigen ſchienen; und dieſe Willensäußerung Ludwigs entſchied gegen die anfänglichen Bedenken und Staatsgründe des friedliebenden aber unſicher ſchwankenden Kardinals.

Die polniſche Thronfolge beſchäftigte ſchon längere Zeit die europäiſchen Kabinette. Auguſt II. hatte eifrig den Plan verfolgt, in Polen eine unbeſchränkte erbliche Herrſchaft ſeines Hauſes zu errichten. Eine Zeit lang hatte er gehofft, ſeine Abſicht mit der Hilfe Frankreichs zu erreichen, und er hatte darüber mit Fleury im geheimen verhandelt; dann aber hatte er ſich an Öſterreich, Preußen und Rußland gewandt und dieſe Mächte für eine erbliche Herrſchaft des Hauſes Sachſen in Polen zu gewinnen verſucht. Jede dieſer Mächte aber verfolgte in den polniſchen Angelegenheiten ihre beſonderen Abſichten. Rußland wollte die Verwirrung in Polen unterhalten und war deshalb einer Stärkung der Königsgewalt abgeneigt; Friedrich Wilhelm I. gedachte das polniſche Preußen und

einen Teil von Großpolen zu gewinnen; der Kaiser aber machte seinen Beistand davon abhängig, daß Sachsen den Widerspruch aufgebe, den es ein Jahr zuvor auf dem Reichstage zu Regensburg gegen die Thronfolge Maria Theresias erhoben hatte. Da starb August II. am 1. Februar 1733 in Warschau, ohne die Nachfolge seines Sohnes auf dem polnischen Throne gesichert zu haben. Wie groß auch der Unsegen war, den die Verbindung der Krone Polens mit der Kurwürde in Sachsen beiden Ländern bisher gebracht hatte, so glaubte der träge und geistesarme Sohn Augusts II., „der Mantelsack von Dresden", wie man ihn im Tabakskollegium zu Berlin nannte, doch einem großen Berufe zu entsprechen, wenn er die von seinem Vater betriebenen Pläne zur Ausführung bringe und seinem Hause den Besitz der polnischen Krone sichere. Des Kurfürsten erster Minister, der Graf Heinrich von Brühl, bot deshalb dem Kaiser die Anerkennung der pragmatischen Sanktion und den Verzicht Sachsens auf alle österreichischen Erbländer an, wenn er die Wahl des Kurfürsten zum Könige von Polen unterstützen werde. Dies Anerbieten war für Karl VI. allzu verlockend; und da auch Prinz Eugen die Sicherheit Österreichs und des deutschen Reiches für gefährdet hielt, wenn ein von Frankreich abhängiger König auf den Thron Polens gelange, so kam Juli 1733 zwischen Sachsen und Österreich ein Vertrag zustande, in dem der Kaiser die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch den Kurfürsten von Sachsen mit dem Versprechen erkaufte, daß er Stanislaus Leszczinski von der polnischen Krone abhalten und den Kurfürsten, wenn die Wahl auf ihn falle, nötigenfalls mit Waffengewalt unterstützen werde. Diesem Vertrage trat auch die Kaiserin Anna von Rußland bei, nachdem der Kurfürst ihrem mächtigen Günstlinge Biron versprochen hatte, er werde als König von Polen ihm das durch das Aussterben des Kettlerischen Hauses erledigte Herzogtum Kurland als polnisches Lehen übertragen.

Stanislaus war gleich nach dem Tode Augusts II. als Bewerber um den erledigten Königsthron aufgetreten. Die ganze Nation, so berichteten ihm seine alten Anhänger aus Polen, sei entschlossen, keinen Fremdling mehr, sondern ihn, den einheimischen Edelmann auf den Thron der Piasten zu erheben; auch der Erzbischof Potocki von Gnesen, der Primas von Polen, wie der größte Teil des polnischen Adels waren bereit, seine Wahl zu fördern. Indes war die Sache für Stanislaus von vornherein verloren, da Rußland erklärte, daß es Stanislaus Leszczinski, das Geschöpf Karls XII. von Schweden, niemals auf dem polnischen Throne dulden und dessen Wahl als Kriegsfall betrachten werde.

In Paris, wo die allgemeine Stimmung wegen Lothringens immer mehr zu einem Kriege mit Österreich drängte, folgte man mit Spannung den Vorgängen in Polen, weil man in ihnen den Vorwand zum Bruche des Friedens und zu einer neuen Besetzung Lothringens zu finden hoffte. Denn nicht die polnische, sondern die lothringische Frage hielt die Gemüter in Spannung. Schon die unbedeutende Hilfe, die Fleury für Stanislaus in Bereitschaft setzte, — er ließ einige Schiffe mit 1500 Mann nach Danzig abgehen — konnte als Beweis dafür dienen, daß die polnische Königswahl nur Vorwand zu ganz anderen Zwecken war. Längst aber waren die Absichten, welche der französische Hof seit mehr als zwei Jahren verfolgte, jedem Einsichtigen klar geworden. Im Juli 1731 schon erschien in Paris eine mit Beifall aufgenommene Schrift, deren Verfasser, hinweisend auf die Besetzung Lothringens im Jahre 1634, darzuthun suchte, daß der König von Frankreich das Recht habe, seinem Vasallen, dem Herzoge von Lothringen, die Vermählung mit der Erbtochter des Kaisers zu untersagen und Lothringen und Bar wegen Lehnfrevels einzuziehen, wenn der Herzog sich dem königlichen Willen widersetzen sollte. Ein russisches Manifest vom Jahre 1732 kennzeichnete

das Motiv der erwachenden französischen Kriegslust mit den Worten, „am Rheine wie in Italien komme es den Franzosen nur darauf an, unter dem Vorwande, die polnische Freiheit zu erhalten, ihrer unersättlichen Ländergier und ihrem Hasse gegen das Haus Österreich genug zu thun", und am 27. Oktober 1732 sprach Prinz Eugen in einem Schreiben an den Grafen Mercy, der die kaiserlichen Streitkräfte in Oberitalien befehligte, die Überzeugung aus, daß es wegen Lothringens zu einem Bruche zwischen dem Kaiser und Frankreich kommen werde. — Unter dem Vorwande, daß der Kaiser die polnische Wahlfreiheit unterdrücke, sollte nach dem Plane der französischen Kriegspartei ein allgemeiner Angriff auf Österreich unternommen und der Kaiser gezwungen werden, den Frieden mit Frankreich und die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion durch ein großes Opfer d. h. durch das Opfer Lothringens zu erkaufen. Auf diese eine Karte, so hörte man den „friedliebenden" Kardinal Fleury reden, werde ich einige Königreiche gewinnen. Gleich nach dem Tode Augusts II. ließ er dem Wiener Hofe erklären, daß Frankreich jeden Versuch, die Freiheit der Abstimmung bei der polnischen Königswahl zu hindern, als eine Störung des europäischen Friedens betrachten werde. Auf diese Erklärung wurde in Wien erwiedert, daß der Kaiser, weit entfernt die polnische Wahlfreiheit zu hindern, vielmehr entschlossen sei, sie nach Maßgabe des polnischen Reichsgesetzes aufrecht zu erhalten. Unter dem polnischen Reichsgesetze aber war ein zwischen dem Zaren Peter und dem Könige August 1716 abgeschlossener und vom Reichstage bestätigter Vertrag gemeint, nach dem König Stanislaus für unfähig erklärt wurde, jemals wieder zum Könige Polens gewählt zu werden.

Im Sommer 1733 war man am Wiener Hofe nicht mehr im Zweifel, daß Frankreich durch seine Einmischung in die polnischen Händel Lothringen zu gewinnen trachte. In einer Denkschrift, die der alternde Prinz Eugen im August

1733, einige Wochen vor der polnischen Königswahl, dem Kaiser überreichte, wird die Frage erörtert, ob das Interesse des Kaiserhauses eine Einmischung in die polnische Königswahl nötig mache, und ob der Kaiser sich der beabsichtigten Erwerbung Lothringens durch die Franzosen widersetzen müsse. Die erste Frage beantwortet der Verfasser der Denkschrift unbedingt mit Ja, denn das Erzhaus dürfe nicht dulden, daß Polen von französischem Einflusse abhängig werde. Was Lothringen betreffe, so dürfe der Kaiser eine Vergewaltigung dieses Landes durch Frankreich nie zugeben; denn er sei durch den Wahlvertrag gebunden, den vollen Bestand des deutschen Reiches zu erhalten; noch schwerer aber falle ins Gewicht, daß Frankreichs Übermacht über Deutschland durch die Besitznahme Lothringens würde verewigt werden.

Unterdes hatte Fleury in Brest für Stanislaus einige Schiffe ausrüsten lassen, auf denen drei französische Bataillone nach Danzig gebracht werden sollten. Um die Gegner zu täuschen, sprengte man aus, Stanislaus werde sich mit dieser kleinen Flotte selbst nach Danzig begeben; statt seiner aber ließ man einen französischen Edelmann, mit den königlichen Insignien bekleidet, als Stanislaus zur See gehen, während der Exkönig selbst als Handelsreisender verkleidet zu Lande durch Deutschland nach Polen eilte. Am 12. September 1733 ward Stanislaus auf dem Wahltage zu Warschau von der großen Mehrheit der Wähler zum Könige ausgerufen; aber schon wenige Tage später rückte der russische General Lascy an der Spitze von 20 000 Mann heran; und der eben erwählte König eilte fliehend aus seiner Hauptstadt nach Danzig, wo er das von Fleury verheißene Hilfsheer erwartete. Unter dem Schutze russischer und österreichischer Waffen rief dann die Minderheit der Senatoren und Edelleute am 5. Oktober zu Praga den Kurfürsten August von Sachsen zum Könige der Polen aus. — Unterdes wurde Stanislaus in Danzig von 30 000 Russen umlagert. Das kleine französische Heer, das

langsam zur See angekommen war, wurde von den Russen niedergemacht, ohne Stanislaus im geringsten genützt zu haben; und dieser entkam als Bauer verkleidet nur mit genauer Not der russischen Gefangenschaft. Nach mancherlei Abenteuern gelangte er endlich nach Königsberg, wo Friedrich Wilhelm I. ihm Schutz und Aufenthalt zugesagt hatte. Während er hier, umgeben von vielen Polen seiner Partei, verweilte und der Preußenkönig mit Rußland, Sachsen und dem Kaiser über die Auslieferung seines Schützlings endlos verhandelte, war am Rheine und in Italien der von Frankreich längst gewünschte Krieg ausgebrochen.

Sobald die Kunde von den polnischen Vorgängen nach Paris gelangt war, hatte der französische Minister am kurmainzischen Hofe am 14. Oktober eine schon bereit gehaltene Kriegserklärung wider den Kaiser bekannt gemacht. Der Schimpf, so hieß es in diesem Manifeste, den der Kaiser dem Könige von Frankreich in der Person seines Schwiegervaters zugefügt habe, verletze die Ehre des Königs und den Ruhm seiner Krone zu sehr, als daß er nicht alle Mittel aufwenden sollte, die ihm angethane Schmach bis auf die geringste Spur zu tilgen und Frankreichs Ehre zu wahren. Zugleich aber erklärte der Minister dem Kurfürsten als dem Kanzler des Reiches, es sei der Wille Sr. Majestät, den Frieden mit dem deutschen Reiche aufrecht zu erhalten; auch wenn der König, um sich einen Paß über den Rhein zu sichern, die Festung Kehl angreifen lasse, so geschehe dies nicht aus böser Absicht gegen das Reich, dessen Wohl ihm stets am Herzen liege, sondern um die deutschen Fürsten in Schutz zu nehmen, die der Kaiser nötigen wolle, seinem ungerechten Unternehmen Beistand zu leisten. Am wenigsten gehe der König darauf aus, Länder zu erobern oder Plätze für sich zu gewinnen. Das war die Sprache grimmiges Spottes, in der die Könige Frankreichs seit der Reformationszeit zu den Fürsten des deutschen Reiches zu reden gewohnt waren. Schon drei Wochen zuvor, am 26. Sep-

tember, war indes zu Turin ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich, Spanien und Savoyen zum Zwecke eines gemeinsamen Angriffes auf alle italischen Besitzungen des Kaisers abgeschlossen worden. Ehe noch die Kriegserklärung Ludwigs XV. im Reiche bekannt sein konnte, ging ein französisches Heer unter dem Marschall Berwick bei Straßburg über den Rhein, nahm die schlecht verwahrte Reichsfestung Kehl und drang bis Offenburg vor. Karl Emanuel III. von Savoyen, aus einem Hause, das wie kein anderes berüchtigt war durch die Treulosigkeit, mit der es zu aller Zeit in Verfolgung selbstsüchtiger Interessen beschworene Verträge gebrochen, hatte kurz zuvor dem Kaiser den Treueid für die empfangenen Lehen geleistet; jetzt führte er, gelockt durch die Aussicht auf reiche Beute, dem General Villars, der in der Lombardei stand, 18000 Mann Hilfstruppen gegen den Kaiser zu, während der spanische Infant Don Carlos mit einer Flotte Neapel und Sizilien angriff, um daraus für sich und seine Nachkommen ein bourbonisches Erbreich zu machen. Diesem allseitigen Angriffe stand Karl VI., der mit allen Mächten Bündnisse geschlossen hatte, in der Stunde der Entscheidung allein und ohnmächtig gegenüber. Gegen alle Mahnungen Eugens hatte er seit dem März 1731, an die Fortsetzung des Friedens glaubend, fast die Hälfte seiner Truppen entlassen; Italien war von Streitkräften entblößt, die Rheinfestungen unbewehrt. Von seinen Verbündeten versagte das erschöpfte Holland jeden Beistand und schloß im November mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag. England mißbilligte die Einmischung in die polnische Königswahl und überließ dem Kaiser, die daraus entstandenen Händel allein auszufechten; und was das deutsche Reich betraf, so legte der mit frechem Spotte verbundene Einfall Frankreichs in das rechtsrheinische Gebiet den ganzen Jammer und die Hilflosigkeit des verfallenen, mit häßlichen Gebrechen behafteten Reichskörpers bloß. Über die eigentlichen Absichten Frankreichs und

den Ausgang der Dinge täuschte man sich nicht. „Die Manifeste dieser Mächte (Frankreichs und Spaniens)“, so schrieb Eugen im Oktober an den Grafen Palffy, „beweisen, daß sie ganz andere Dinge beabsichtigen als die polnische Königswahl. Spanien will seinen Besitz in Italien vergrößern und Frankreich die schon seit hundert Jahren beabsichtigte Eroberung Lothringens zu stande bringen. Beides wird geschehen, ohne daß wir es hindern können. Man fand für gut, unser Heer in demselben Augenblicke zu schwächen und zu verringern, als Frankreich sich zu neuem Kampfe rüstete und die Anerkennung der pragmatischen Sanktion versagte. Gott gebe nur, daß unser Kaiser gut aus der Sache komme und der Staat die Folgen schlimmer Ratschläge nicht mit Gut und Blut zu büßen habe“.

Schon am 12. Oktober, zwei Tage vor der französischen Kriegserklärung an den Kaiser, kam der Kabinetssekretär Ludwigs XV. Verneuil nach Luneville, um der Regentin ohne Rücksicht auf die von den Mächten anerkannte ewige Neutralität Lothringens anzukündigen, daß der König gezwungen sei, das Land und die Hauptstadt Nancy mit französischen Truppen zu besetzen; zwar habe man nicht die Absicht, das Land zu behalten; da es aber dem künftigen Schwiegersohne des Kaisers gehöre, sei man berechtigt, sich seiner vorläufig zu versichern. Dieser Ankündigung folgte bereits am anderen Tage der Einmarsch eines französischen Heeres unter dem Marquis Brézé, der Nancy und die wichtigsten Städte des Landes besetzte und den Herzog Franz Stephan wie einen französischen Unterthanen aufforderte, sofort in seine Staaten zurückzukehren. Die Regentin zog sich nach Luxemburg zurück.

Obgleich die Händel wegen der polnischen Königswahl das deutsche Reich nicht unmittelbar berührten, konnte dieses

doch dem Einbruche Frankreichs nicht unthätig zusehen. Die französischen Heere standen indes schon mehrere Monate auf deutschem Boden, hatten die Festung Kehl genommen und Lothringen besetzt, ohne daß es in Regensburg, wo Köln, Baiern und die Pfalz den Franzosen heimlich in die Hände arbeiteten, und die launenhafte Politik Brandenburgs sowie das evangelische Corpus wegen des alten Religionshaders jeden einheitlichen Entschluß hintertrieben, zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich gekommen wäre. Erst Mitte März 1734, als die Stimmung des Königs in Preußen sich geändert hatte, konnte der Reichskrieg gegen Frankreich und Savoyen, von denen jenes den Frieden von Baden, und dieses die eben beschworene Lehnspflicht „ungerechter, leichtsinniger und meineidiger Weise" gebrochen habe, beschlossen werden. Auffallend aber war, daß weder in dem kaiserlichen Kommissionsdekret, das der Festung Kehl und der italischen Lehen gedachte, noch in dem Reichsschlusse die Vergewaltigung Lothringens erwähnt wurde; und doch war es nur kurze Zeit her, daß das Reich dem Herzogtume Lothringen aufs neue feierlich seinen Schutz versprochen hatte. Der Reichsschluß, der die Kriegserklärung an Frankreich enthielt, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, „daß Gott in so offenbar gerechter Sache die Waffen des Kaisers und des Reiches segnen und den mutwilligen Friedensbrüchen gegen so viele heilig beschworenen Verträge ein Ziel stecken werde." Aber das Vertrauen in eine moralische Weltordnung, welche die Dinge dieser Erde nach den Grundsätzen des Rechtes und der Sittlichkeit selbst für die Gedankenlosen und Nichtsthuenden ordnen werde, erwies sich auch dieses Mal als trügerisch und thöricht. In Oberitalien, wo der kaiserliche Feldmarschall Daun mit kaum 16 000 Mann gegen 60 000 Franzosen und Sardinier stand, fielen Mailand, Novara, Tortona in die Hände der Feinde; und im Februar 1734 war die Eroberung der Lombardei durch Villars vollendet. Am Rheine herrschte der kläglichste Zustand. Das Reichs-

heer, zusammengesetzt aus den winzigen Kontingenten der Fürsten, Städte und Stifter, meist Rekruten, die an Ansehen und Bewaffnung „denen Falstafs glichen“, bildeten durch Kleidung und Haltung eine buntscheckige, Mitleid erregende Masse; und statt 120 000, die nach dem matrikelmäßigen Anschlage kommen sollten, waren nur 12 000 erschienen. Zehntausend Preußen, die erst anfangs Mai hinzukamen, stattliche Leute, gut gedrillt, aber daheim übel genährt und durch Stockschläge und Spießruten strenge gehalten, waren wegen ihrer Ausschreitungen durch mutwilligen Totschlag, Menschenraub und Erpressungen, die sie auf ihrem Marsche und in ihren Quartieren an den Landbewohnern verübten, eine Geißel der Gebiete, die sie durchzogen, so daß sich allenthalben, namentlich in den Reichsstiftern Fulda, Würzburg und Bamberg ein Wehklagen über diese Schützer des Reiches erhob.*) Auch hatte der König sie gesandt unter der Bedingung, daß sie nicht in Festungen gelegt und während des Winters sechs Monate aufs beste verpflegt werden sollten, daß man sie des Tages nur höchstens drei Meilen marschieren lasse und ihnen jeden vierten Tag Rast gewähre. Die Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen, die Juni 1734 im Lager am Rheine erschienen, gab zu kriegerischen Thaten auch keinen Anstoß, da der König nur den Wunsch hatte, seine Truppen gut verpflegt zu sehen und ihr Entlaufen zu verhindern.**) Das

*) Gegenüber diesen Klagen berief sich Friedrich Wilhelm I. darauf, daß die Dänen und Hannoveraner es nicht besser machten als seine Truppen. In Wahrheit sah er durch das Verhalten seiner Truppen seine Rache an den Inhabern der Reichsstifter befriedigt, welche die preußischen Werbungen d. h. den Menschenraub verboten und die Werber verjagt hatten. Auf die Klagen des Bischofs von Würzburg erwiderte der König: „Es geschieht dem Pfaffenvolk recht; sie haben ehedem meine Werber schlecht behandelt und ihnen Geld abgenommen“.

**) Während dieses Aufenthaltes im Lager Eugens studierte der preußische Kronprinz genau alle Mängel des österreichischen Heerwesens und faßte damals schon den Plan zu einem Angriffe auf Schlesien.

österreichische Heer, das wenige Jahrzehnte zuvor noch so gefürchtet gewesen, hatte Karl VI., wie oben erwähnt, allen Mahnungen Eugens zum Trotz in Verfall geraten lassen und außerdem durch zahlreiche Verabschiedungen geschwächt in dem Augenblicke, da Frankreich zu neuem Kriege rüstete. Alle diese Umstände, die elende Beschaffenheit der Reichsarmee, der man neben Eugen und dem katholisch gewordenen Karl Alexander von Württemberg noch zwei evangelische Feldmarschälle gegeben hatte, weil die protestantischen Stände über die Wahl zweier Katholiken eine große Empfindlichkeit verrieten, das Mißtrauen in die Zuverlässigkeit des preußischen Bundesgenossen, die Verkommenheit der österreichischen Truppen und endlich das Fehlen der englischen und holländischen Hilfsgelder, sind vollkommen ausreichend, die vielgetadelte Unthätigkeit des alternden Prinzen Eugen am Rheine zu erklären. Eugen sah sich zu ängstlicher Vorsicht, zu lahmer Verteidigung oder müßigem Verharren gezwungen; und so fielen am Rhein und an der Mosel Trier, Trarbach, Philippsburg in die Hände der Franzosen, wie ihnen die festen Plätze in Oberitalien bis zu den Alpen zugefallen waren. Die tapfere dreiundfünfzigtägige Verteidigung Philippsburgs durch den kaiserlichen Generallieutnant Wutzenau und der siegreiche Angriff, den der Graf Seckendorf nach Ankunft eines russischen Hilfsheeres von 18000 Mann, das an Stelle der abziehenden Preußen trat, auf die doppelt zahlreiche Macht der Franzosen bei dem Kloster Klausen am Salmbache machte, blieben die einzigen rühmlichen Thaten in dem zweijährigen schimpflichen Kriege.

Beunruhigt über die Fortschritte, welche die Franzosen am Rheine und in Italien machten, hatten die Seemächte schon gleich nach dem Ausbruche des Krieges den Frieden zu vermitteln versucht. Gegen Ende des Jahres 1734 legten sie in Wien einen Friedensentwurf vor, der die meisten der später angenommenen Artikel enthielt. Von einer Entschädigung des vertriebenen Stanislaus oder von einer Abtretung

Lothringens war in diesem Entwurfe indes keine Rede. Diese beiden Punkte aber waren es, die Frankreich bei dem Beginne des Krieges im Auge gehabt hatte. Während der Kaiser und die übrigen Mächte geneigt waren, auf Grund jener Vorschläge zu verhandeln, lehnte Frankreich den Entwurf als unannehmbar ab; denn für Spanien und Savoyen sehe er reiche Entschädigungen in Italien vor, während er Frankreich keinen Vorteil biete; es sei daher unmöglich, Vorschlägen zuzustimmen, deren Annahme den höchsten Unwillen der französischen Nation erregen würde. Um seinen Vorschlägen größeren Nachdruck zu geben, begann England ein Heer zu werben, und Robert Walpole ließ in Paris erklären, daß England nie eine allzu große Schwächung der kaiserlichen Macht zugeben werde. Aber auch gegen den Kaiser, der die Holländer daran erinnerte, daß sie den vollen Fortbestand seiner Erbstaaten verbürgt hätten, führten die Mittler eine hohe Sprache und warfen ihm seine Einmischung in die polnische Thronfolge vor. Dies bewirkte in Karl VI. eine plötzliche Umstimmung. Übellaunig und gereizt, daß die Holländer und Engländer ihn zu meistern suchten, brach er den Verkehr mit ihnen ab und entschloß sich, mit dem Kardinal Fleury unmittelbar zu verhandeln. Durch einen Baron Nierodt, einen Neffen des Grafen von Neuwied, ließ er dem Kardinal seine Absichten kund thun. Fleury nahm die Eröffnung des Kaisers mit Freuden auf; er beteuerte diesem seine außerordentliche Friedensliebe, die er trotz der dem Könige von Polen angethanen Kränkung und trotz den siegreichen Erfolgen der französischen Waffen nicht aufgegeben habe. Ohne Wissen seiner Verbündeten und selbst ohne Wissen des Ministers Chauvelin schickte er dann einen Herrn de la Baune mit außerordentlichen Vollmachten nach Wien, wo der Gesandte am 13. August im tiefsten Geheimnisse ankam. Auf dem Kriegsschauplatze am Rheine beschränkte man sich von da an auf unbedeutende Streifereien, und Prinz Eugen verließ

Ende September das Kriegslager, um an den geheimen Verhandlungen in Wien teilzunehmen. Dieser Zeit gehört eine größere dem Prinzen Eugen zugeschriebene*) Staatsschrift an, deren Verfasser sich über die hilflose Lage, die finanzielle Not, die militärische Unzulänglichkeit und die politischen Gefahren des österreichischen Staates verbreitet. Nur zwei Wege sieht er, auf denen das Haus Habsburg den Gefahren entgehen könne; der eine heißt Nachgiebigkeit und Versöhnung mit Frankreich um den Preis wichtiger Zugeständnisse, der andere ist ihm eine Verbindung Maria Theresias mit dem bairischen Kurfürsten und infolge deren eine künftige Vereinigung Baierns mit Österreich. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Ausführung eines solchen Vorschlages eine ganz neue Gestaltung der deutschen und europäischen Verhältnisse herbeigeführt haben würde; aber der Vorschlag einer baierischen Heirat stieß unter allen Umständen hart mit der Vorliebe der kaiserlichen Familie für das Haus Lothringen zusammen. Karl VI. blieb bei seinem Entschlusse, sich unmittelbar mit Frankreich zu verständigen.

Im Kloster der Trinitarier zu Wien wurden die Verhandlungen zwischen dem Vertrauensmanne Fleurys und den österreichischen Ministern Zinzendorff und Bartenstein in aller Heimlichkeit geführt. Vorsichtig und leise näherte sich der französische Gesandte seinem fest gesteckten Ziele. Er sprach von dem großen, fast einzigen Interesse, das der Kaiser und das Haus Österreich an der Gewährleistung der pragmatischen

*) Über die Echtheit der politischen Schriften des Prinzen Eugen sind namentlich wegen der dort niedergelegten kirchlichen Anschauungen nicht unberechtigte Zweifel erhoben worden. Aber selbst wenn diese sich als vollberechtigt erweisen sollten, so würden die genannten Schriften immer noch eine große Beachtung für die Geschichte jener Zeit verdienen, insofern in ihnen die Stimmungen und Urteile eines bedeutenden, die Zeitereignisse klar überschauenden Staatsmannes ausgesprochen sind.

Sanktion habe. Die Bürgschaft aller Mächte, die der Kaiser bisher zu erlangen gesucht habe, werde von geringem Nutzen sein, so lange Frankreich mit seiner Zustimmung noch zurückhalte. Er selbst habe zwar keinen Auftrag, von dieser Bürgschaft zu reden, aber soviel dürfe man als sicher annehmen, daß der König von Frankreich nie eine Verpflichtung zum Schutze der kaiserlichen Erbfolgeordnung übernehmen werde, ohne genau zu wissen, wozu und für wen man sich verbürge. Wenn, wie es allgemein heiße, der Herzog von Lothringen die Erbtochter des Kaisers heiraten werde, so könne ein König von Frankreich nie zugeben, daß dieser Herzog, der souveräne Fürst eines Landes, das fast mitten in Frankreich liege, eines Tages Kaiser von Deutschland werde. Wenn daher der Kaiser auf die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion durch den König von Frankreich Wert lege, so müsse er diesen instand setzen, die Garantie übernehmen zu können ohne zu große Gefahren für Frankreich; denn niemals könne ein Kaiser von Deutschland zugleich Herzog von Lothringen und Bar sein, oder Frankreich müßte aufhören als Nationalstaat fortzubestehen. Wollte also der Herzog von Lothringen zu der großen Würde in Deutschland gelangen, so müsse er seinem kleinen Staate entsagen, und dieser könne alsdann als Entschädigung für den beleidigten König von Polen dienen.

Diese Eröffnung des französischen Unterhändlers wurde von den österreichischen Ministern nicht ungünstig aufgenommen. Um eine letzte Schwierigkeit zu beseitigen, schlugen sie vor, nach dem Tode des Großherzogs Johann Gaston von Medici, der kinderlos seinem Ableben entgegen ging, Toscana dem Herzoge Franz als Ersatz für Lothringen zu übertragen. — Schon im September war die Sache soweit gediehen, daß de la Baune Eilboten nach Paris schickte, um für die vereinbarten Punkte die Genehmigung einzuholen. Der Kardinal Fleury unterzeichnete die Artikel, ließ aber dem Boten den Befehl zugehen, unterwegs die Entscheidung eines Kampfes bei Trier abzuwarten:

falle dieſe günſtig aus, ſo ſolle er nach Verſailles zurückkehren, im anderen Falle aber ſeine Reiſe nach Wien fortſetzen. Der Ausgang des Gefechtes bei Klauſen, in dem Seckendorf die doppelt ſtarke franzöſiſche Macht zurückwarf, trieb den Boten raſch weiter nach Wien. Hier wurden ſodann am 3. Oktober 1735 die Präliminarien eines Friedens unterzeichnet, deſſen Hauptartikel folgende waren:

1. Stanislaus Leszczinsky, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, verzichtet aus Liebe zum allgemeinen Frieden auf die Krone Polens und erhält als Entſchädigung für die Dauer ſeines Lebens die vereinigten Herzogtümer Lothringen und Bar ſo, wie der letzte Herzog ſie beſeſſen hat. Nach ſeinem Tode werden beide Gebiete auf immer mit der Krone Frankreich vereinigt.

2. Als Erſatz für die an Stanislaus abgetretenen Länder wird dem Hauſe Lothringen das Großherzogtum Toskana nach dem Tode ſeines jetzigen Inhabers abgetreten, und kaiſerliche Truppen beſetzen es an Stelle der ſpaniſchen.

3. Der ſpaniſche Prinz Don Carlos, dem in früheren Verträgen die Erbfolge in Toscana zugeſichert war, wird mit dem Königreiche beider Sizilien ausgeſtattet. Der König von Sardinien erhält von dem Herzogtume Mailand die Kreiſe von Novara und Vigerano oder von Tortona, die ihm zur Wahl geſtellt ſind, und außerdem noch vier Lehnsherrſchaften.

4. Als Erſatz für dieſe Gebiete erhält der Kaiſer Parma und Piacenza, und Frankreich gewährleiſtet in vollem Umfange die pragmatiſche Sanktion.

Des deutſchen Reiches, das ſeines Grenzlandes Lothringen beraubt wurde, war in dieſem Frieden kaum gedacht; es wurde, wie ſo oft vorher und nachher, als Entſchädigungsmaſſe für einheimiſche und fremde Fürſten benutzt. Denn was die vom Reiche abhängigen Herrſchaften in Lothringen betraf, ſo willigte der Kaiſer als des Reiches Oberhaupt in

deren Reunion mit Frankreich ein und versprach seine guten Dienste dafür zu verwenden, daß auch des Reiches Einwilligung erlangt werde. Um über die gänzliche Abtrennung Lothringens von dem deutschen Reichskörper keinen Zweifel zu lassen, war in den Präliminarien des Friedens ausdrücklich hervorgehoben, daß der König von Frankreich für sich wie für seinen Schwiegervater auf Sitz und Stimme im deutschen Reichstage verzichte; dem Herzoge von Lothringen sollte es dagegen unbenommen sein, im Fürstenrate wie auf den Kreistagen sein altes Sitz- und Stimmrecht unter dem bisherigen Aufrufe Nomeny auszuüben, obgleich er von allen früheren Reichslanden nur die winzige Grafschaft Falkenstein*) behielt, die er sich ausdrücklich vorbehalten hatte.

Nach dem ersten Artikel der Präliminarien sollte das Herzogtum Bar dem Schwiegervater des allerchristlichsten Königs sofort nach dem Abschlusse des Vertrages übergeben werden, das Herzogtum Lothringen aber erst dann, wenn Toscana in den Besitz Franz Stephans gelangt sei. Dem französischen Stolze war indes mit dieser Bestimmung des Vertrages nicht Genüge gethan. Von allen Seiten wurden Vorwürfe gegen die nachgiebige Schwäche des Kardinals Fleury laut. Unter den Hofleuten gingen Spottverse und Sticheleien um, daß der friedliebende Mann der Selbständigkeit Lothringens noch eine Gnadenfrist bis zum Tode des Großherzogs von Toscana gegeben habe. Wurde der kluge Kardinal durch diese Angriffe wirklich in Verlegenheit gebracht, oder nahm er die Verlegenheit nur als Maske vor: kurz, er schickte einen Herrn du Theil als neuen Unterhändler nach Wien, um bei den österreichischen Ministern die sofortige Übergabe Lothringens an Frankreich zu verlangen oder doch den in den Präliminarien angesetzten Termin möglichst nahe zu rücken. Um

*) Falkenstein, heute ein Dorf in der Pfalz, einige Stunden von Kaiserslautern, ehemals Hauptstadt einer kleinen Grafschaft.

persönlich auf den Kaiser einzuwirken, richtete er an diesen ein vertrauliches Schreiben, in dem er seine augenblickliche Stellung als sehr schwierig schilderte; denn am Hofe gebe es eine mächtige Partei, die ihm vorwerfe, daß er aus Friedensliebe allzuviel geopfert und große Vorteile aus der Hand gegeben habe. Auch die Verbündeten Frankreichs, welche größere Forderungen erhöben und den Krieg am liebsten fortsetzen möchten, erschwerten den Frieden, während es der Herzenswunsch des Königs sei, den Leiden des Krieges ein Ende zu machen. Ein kleines Ländchen wie Lothringen könne der großen Macht des Kaisers nichts nehmen und hinzufügen, darum bitte er fußfällig, der Kaiser möge die Geringfügigkeit der französischen Forderung abwägen gegen die Gewißheit, die ihm die Freundschaft Frankreichs für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion gewähre; auch möge der Kaiser des Ruhmes gedenken, den er sich erwerben werde dadurch, daß er durch ein so kleines Opfer einem gefährlichen und unheilvollen Kriege ein Ende mache. Zum Schlusse schlug der Kardinal die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten und einen Waffenstillstand vor, der bald darauf am 1. Dezember wirklich abgeschlossen wurde.

Die Eröffnungen du Theils fanden am Wiener Hofe, wo man mit den Vorbereitungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten vollauf beschäftigt war, eine günstige Aufnahme. Der Kaiser, der vor allen Dingen die Garantie Frankreichs für die pragmatische Sanktion haben wollte, drängte den Herzog Franz Stephan, der neuen Forderung Frankreichs zuzustimmen; aber hier stieß er auf ernstlichen Wiederstand. Schweres Herzens war Franz Stephan den Verhandlungen über den Umtausch seines Stammlandes gefolgt; der Notwendigkeit, den Frieden mit Frankreich um diesen Preis zu erkaufen, hatte er auf alle Weise auszuweichen gesucht; aber seinen Einwürfen wurde von dem Minister Bartenstein rauh entgegengehalten, daß ohne das Opfer von Lothringen und Bar es keine Erzherzogin gebe.

„Keine Abtretung, keine Erzherzogin!“ Im Dezember war der Herzog endlich den Präliminarien vom 3. Oktober beigetreten; da kamen die neuen Forderungen Fleurys. Die Lothringer in seiner Umgebung und mehr noch als diese die Herzogin Elisabeth Charlotte hatten sich in leidenschaftlichem Tone gegen den ganzen Vertrag, soweit er Lothringen betraf, erklärt; denn Lothringen gegen Toscana eintauschen, so schrieb die Herzogin, heiße sich und dem herzoglichen Hause den Todesstoß geben (couper la gorge); auch sei Toscana ein nichtiger Ersatz, denn der Großherzog von Toscana sei ein Lehnsmann des Kaisers, während die Herzöge von Lothringen nur Gott allein für ihr Herzogtum verpflichtet seien; darum müßte ihr Sohn behext sein, wenn er thöricht genug wäre, den Wünschen des Kaisers zu entsprechen. Die Hand Maria Theresias werde allzu teuer erkauft, wenn die Abtretung Lothringens der Preis sein sollte. — Vielleicht kostete es dem Sohne Leopolds keine allzugroßen Kämpfe, sich von Lothringen, das ihm fremd geblieben war, zu trennen. Der Eintausch des schönen und sicheren Toscana gegen das von Frankreich umklammerte und gefährdete Lothringen war für ihn selbst, äußerlich betrachtet, ein Gewinn, und entsprach den lange gehegten Wünschen des verstorbenen Herzogs. Aber bedenklich mußte es scheinen, die Herrschaft über Lothringen aufzugeben, ohne gleichzeitig den Gegenwert dafür zu empfangen; denn leicht konnte es kommen, daß die eine Herrschaft weggegeben wurde, und die andere ihm wie das Abendrot auf den Bergen entschwand. In diesem Falle wurde der Herzog aus einem souveränen Fürsten ein Pensionär der französischen Krone. Und ferner! Wenn die Erzherzogin Maria Theresia, um deretwillen er sein Herzogtum opfern sollte, vor ihm ohne Kinder starb? Dann konnte er in die traurige Lage kommen, bei den Ministern des Kaisers um eine Existenz betteln zu müssen.

Am 12. Februar 1736 wurde in Wien unter Entfaltung

eines Prunkes, der Europa in Staunen setzte, die Hochzeit Maria Theresias vollzogen, ohne daß Franz Stephan sich den Wünschen seines kaiserlichen Schwiegervaters gefügt hatte. Auch Maria Theresia, die bei aller Männlichkeit und allem Stolze ihres Charakters Franz Stephan anbetete,*) wie er sie liebte, stand in der lothringischen Frage bis zu den letzten Entscheidungen treu auf der Seite ihres Verlobten und ihres Gatten und unterstützte dessen Widerstand, indem sie offen die Politik ihres Vaters tadelte. Als Zeugen der Hochzeitsfeier hatte der Herzog auch eine Anzahl Edelleute von der alten Ritterschaft an den Wiener Hof kommen lassen. Diese, die Bitten und Klagen der Herzogin Elisabeth Charlotte wiederholend, machten noch einmal die äußerste Anstrengung, Franz Stephan von dem Abschlusse des ganzen Vertrages abzubringen. Sie beschworen ihn kniefällig, nicht in eine Abtretung einzuwilligen, welche die Ehre ihm verbiete; denn die Übergabe des Landes an Frankreich bedeute den Tod der lothringischen Nationalität und sei ein Verrat an einem Volke, das seinen Vorfahren so reiche Beweise unerschütterlicher Treue und Liebe gegeben habe. Der Prokurator Bourcier erklärte, wenn der Herzog glaube, dem Andrängen des Kaisers nachgeben zu müssen, so werde er in Erfüllung seiner Pflicht, die Ehre des Herzogs zu wahren, einen Protest veröffentlichen, um vor den Augen Europas die Nichtigkeit, Ungerechtigkeit, Schande und Gewaltthat eines solchen Vertrages darzuthun.

Diese und andere Vorhaltungen, deren Richtigkeit sich nicht verkennen ließ, blieben auf Franz Stephan nicht ohne tiefen Eindruck. Krank und halb verzweifelt, erbot er sich zuletzt, zu Gunsten seines jüngeren Bruders Karl abzudanken;

---

*) Der englische Minister Robertson schreibt in dieser Beziehung: „Trotz ihrem Seelenstolze hat sie für den Herzog von Lothringen die zärtlichsten Neigungen. Während der Nacht sieht sie ihn im Traume, und am Tage unterhält sie ihre Ehrendamen nur von ihm".

wenn der Schwiegersohn des Kaisers, so meinte er, nicht Herzog in Lothringen bleiben dürfe, so möge man ihm wenigstens gestatten, das väterliche Erbe seines Vaters zu erhalten. Aber dies entsprach nicht den Absichten Frankreichs, dessen Wille war, daß das Haus Gerhards von Elsaß „auch keinen Fuß mehr in Lothringen stehen habe". Unter diesen Umständen übergab der Herzog am 12. April den österreichischen Ministern die Erklärung, daß er entschlossen sei, bei den Präliminarien zu bleiben und sein Land nicht eher abzutreten, bis ihm der Besitz Toscanas gesichert sei. Karl VI., der die papierne Gewährleistung der pragmatischen Sanktion durch Frankreich sobald als möglich zu erhalten wünschte, stellte dagegen dem Herzoge dringend vor, daß er durch sein Wort Ludwig XV. gegenüber gebunden sei, daß die Weigerung, Lothringen sofort an Frankreich abzutreten, einen allgemeinen Krieg und unabsehbare Gefahren und Leiden für das Reich nach sich ziehen werde, und bot ihm, bis zur Zeit, wo das Großherzogtum Toscana erledigt sei, die Statthalterschaft in den Niederlanden an. Aber auch dies Anerbieten konnte den Herzog nicht locken.

Während er seelisch und körperlich leidend und nach den entgegengesetztesten Richtungen hingezerrt, unschlüssig schwankte und die Entscheidung hinzog, da unterzeichneten am 13. April die österreichischen und französischen Bevollmächtigten ohne Befragen des Herzogs einen Zusatzartikel zu den Präliminarien, — Convention pour l'exécution des Préliminaires — nach welchem die Herzogtümer Lothringen und Bar sofort in den Besitz Frankreichs übergehen, die näheren Bedingungen dieser Cession aber künftig geregelt werden sollten. Dies zeigte dem Herzoge, daß die Zeit seines Widerstandes vorüber sei; und so beugte er sich der Gewalt des Stärkeren und der vollendeten Thatsache. Neun Tage später, am 22. April, erklärte er nicht ohne inneren Kampf, mit Thränen in den Augen, dem Kaiser, daß er der sofortigen Überlassung

Lothringens zustimme unter der Bedingung, daß Spanien den Präliminarien beitrete, daß der Sohn Philipps V. seinen Ansprüchen auf Toscana entsage und kaiserliche Truppen sofort Florenz besetzten. Vier Monate nach dieser Erklärung ward zwischen dem französischen Bevollmächtigten du Theil und den Grafen Zinzendorff, Harrach und Stahrenberg ein Übereinkommen getroffen, wodurch die Rechte und Freiheiten festgesetzt wurden, die Lothringen bei dem Übergange an Frankreich bleiben sollten. Es war dies eine Art Freiheitsurkunde, die einer absolutistischen Regierung gegenüber freilich ohne allen wirklichen Wert blieb. Nach diesem Übereinkommen bleiben die Herzogtümer Lothringen und Bar fortan unter dem bisherigen Namen vereinigt und bilden einen besonderen Verwaltungsbezirk, so daß kein Teil von ihnen abgesplittert und mit einem anderen Gouvernement vereinigt werden soll. Alle Stiftungen und Vermächtnisse der Herzöge, ebenso die Privilegien des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes, sowie die Immunität der Universität Pont à Mousson bleiben erhalten. Die Schriftstücke und Urkunden, welche die Herzogtümer Lothringen und Bar betreffen, werden dem Schwiegervater des allerchristlichsten Königs bei der Besitznahme der genannten Länder übergeben, solche jedoch, die im engeren Sinne sich auf die herzogliche Familie beziehen, verbleiben im Besitze des Herzogs. Die Staatsschulden, die auf den Herzogtümern lasten, übernimmt der König von Frankreich; er bezahlt deren Zinsen von dem Tage, an dem ihm die Herzogtümer übergeben werden, und gewährt dem Herzoge, bis dieser in den Besitz von Toscana gelangt ist, eine jährliche Rente von 500 000 Livres.

Die verwitwete Herzogin, die es ablehnte, „nach Wien zu gehen“, und ihre Tage in Lothringen beschließen wollte, mußte dem Könige Stanislaus das Schloß in Luneville räumen. Ludwig XV. wies ihr durch eine Konvention vom

1. Dezember 1736 für die Dauer ihres Lebens die Herrschaft Commercy an, die einst dem Prinzen Karl von Vaudémont, dem Sohne Karls IV. und der Prinzessin von Cantecroix, gehört hatte.*)

Neue Schwierigkeiten erhoben sich noch über die Ausführung der Bedingungen, an die der Herzog seine Zustimmung zu den Verträgen geknüpft hatte. So kam es, daß der endgültige Vertrag, durch den das Herzogtum Bar an Stanislaus Leszczinski überging, erst am 13. Dezember 1736 und der Schlußakt, der Lothringen übergab und die bisherigen Unterthanen des Treueides entband, erst am 13. Februar 1737 von Franz Stephan unterzeichnet wurde. Der definitive Friede zwischen Frankreich und Österreich wurde erst am 18. November 1738 zu Wien unterzeichnet. Ludwig XV. übernahm darin die Verpflichtung, das Familien-Statut Karls VI. mit allen Kräften aufrecht zu erhalten, und der Kaiser verbürgte dafür dem Könige von Frankreich aufs feierlichste den Besitz von Lothringen und Bar.

Das zerfetzte und entwürdigte deutsche Reich schien den Verlust eines Grenzlandes, das es seit einem Jahrhunderte nicht mehr zu schützen vermocht hatte, kaum zu empfinden. Im ersten Artikel der Wiener Präliminarien hatte Karl VI. versprochen, die Einwilligung des Reiches zu der Cession Lothringens beizubringen. Schon am 25. März, als die französischen und kaiserlichen Minister ohne Befragen und Zu-

*) D'abord, so schrieb die Herzogin im Juni 1736 an die Marquise von Aulède, que le roi le permette, je n'en sortirai sûrement pas (aus dem Schlosse von Lunéville), et je ne suis pas comme mon fils, qui préfère d'être simple sujet de l'Empereur à être souverain .... J'aime fort la Lorraine et les Lorrains; je n'en suis point haïe, et, par conséquent, je resterai avec eux jusqu'à la fin de mes jours; mais, pour l'Empereur, j'aimerais mieux mourir toute à l'heure que d'être sous sa domination.

ſtimmung Franz Stephans bereits über die Herzogtümer verfügt hatten, brachte der kaiſerliche Kommiſſar Joſef von Fürſtenberg den Text der Präliminarien vor den Reichstag, um ihn von allen Ständen des Reiches gut heißen zu laſſen. Er ſtellte die Sache ſo dar, als habe der Kaiſer, um das Kriegsungemach von dem deutſchen Reiche abzuwenden, mehr geopfert, „als das gemeinſame Band erheiſche, und ſich größere Gewalt angethan als einer ſeiner Vorfahren“; auch habe der Herzog von Lothringen um des Friedens willen einen ſehr ſchmerzlichen Verluſt nicht geſcheut. Das hierauf erſtattete Gutachten, in dem der Reichstag den Präliminarien zuſtimmte und die Vollmacht zum Abſchluſſe des Friedens gab, legte ein trauriges Zeugnis dafür ab, wie gänzlich aller Sinn für die Ehre und die Intereſſen des Reiches erſtorben war. Niemand erinnerte an die Wahlkapitulation, in der der Kaiſer gelobt hatte, den Beſtand des Reiches ungeſchmälert zu erhalten; niemand gedachte des Nürnberger Friedens, in dem das Reich „ſamt ſeinem erhabenen Oberhaupte“ ſich verpflichtet hatte, Lothringen zu ſchützen und zu verteidigen; niemand mahnte an „die Glorie, die Freiheit und die Ruhe der mächtigen deutſchen Nation“, die ſicher zu ſtellen, der Reichstag noch ein Jahr zuvor auf ſich genommen hatte. Statt deſſen ſprach das Reichsgutachten vom 18. Mai 1736, in dem es die Abtretung des älteſten Herzogtums an Frankreich genehmigte, dem Kaiſer und dem Herzoge Franz Stephan den „erkenntlichſten Dank“ aus; dieſem für ſeine „aus Friedensliebe gefaßte großmütige Entſagung“, jenem für „ſeine Fürſichtigkeit in dieſem ſo nötigen als nützlichen und heilſamen Friedensgeſchäfte“.*) Die einzige Sorge des Reichstages war,

*) Im Fürſtenkollegium wurde die Abſtimmung des preußiſchen Geſandten bemerkt: „Seine preußiſche Majeſtät“, ſo lautete ſie, „gibt mit Vergnügen ihre Zuſtimmung und glaubt, man müſſe Se. Majeſtät von ſeiten des Reiches bitten, unausgeſetzt für das Wohl des Vaterlandes alles erforderliche zu thun bis zu der Ratifikation. Was den

daß dem Könige von Frankreich durch die überlassenen Gebiete kein Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Reiches eingeräumt werde. Er legte daher dem Kaiser ans Herz, er möge bei dem endgültigen Abschlusse des Friedens seine reichsväterliche Sorge darauf richten, „daß die Krone Frankreich in Ansehung der ihr cedierten Herzogtümer Bar und Lothringen sich nicht in Reichshändel einmischen oder Reunionsvorwände hervorsuchen möge.“ Diese Sorge war nur allzuberechtigt; denn gleich nach der Besitznahme Lothringens riß Frankreich auch die Grafschaft Bitsch und das Fürstentum Lixheim an sich, obgleich beide nicht in den abgetrennten Reichsgebieten begriffen waren.

Während der Herzog Franz im Namen des Kaisers den Dank des Reichstages für seine Selbstverleugnung und seine edle Entschließung empfing, gab sich in Lothringen eine ganz andere Simmung kund. Dort hatte sich die Nachricht von den Wiener Friedens-Präliminarien vom 3. Oktober 1735 anfangs nur als ein böses Gerücht verbreitet; niemand wollte daran glauben. In rührendem Vertrauen ließ man dem Herzoge nahe legen, er möge nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin die Regierung Lothringens seinem jüngeren Bruder Karl Alexander übertragen. Selbst als am 12. Februar 1736 die Vermählung des Herzogs mit Maria Theresia stattfand, ahnte man in Lothringen noch nicht, daß diese Heirat mit der Preisgabe des Landes erkauft sei; in allen Städten des Landes feierte man das Ereignis mit Freudenfesten, mit Spielen und bunten Aufzügen. Genien, welche Lothringen darstellten, priesen die Tugenden der Vermählten und verkündeten der Welt die Freude der Lothringer. Als dann

Herzog von Lothringen betrifft, so ist Se. preußische Majestät der Meinung, es gezieme sich, diesem würdigen Prinzen als Entschädigung für das Opfer, das er mit so viel Edelmut für die Herstellung der Ruhe Europas gebracht hat, Sitz und Stimme in dem Reichstage zu sichern.“ Dieses Gutachten wurde einstimmig angenommen.

aber das Unglaubliche zur Gewißheit wurde, als die Zeitungen den Inhalt der Verträge bekannt machten, ging eine ungeheure Erregung durch das Land. In Wien hatte Franz Stephan selbst gefürchtet, die Lothringer könnten sich zu den äußersten Entschlüssen hinreißen lassen, wenn sie erführen, wie man über sie verfügt habe. Diese Furcht des Herzogs erwies sich als übertrieben, aber in allen Klassen der Bevölkerung, ausgenommen die Hofleute, die unter dem Regimente eines neuen mächtigen Herrn zu gewinnen hofften, erzeugte die bestätigte Kunde von dem Friedensvertrage das Gefühl, als ob ein ungeheures Unglück sich auf das Land herabsenke. Die Menschen liefen durcheinander, weinten, fluchten, zerrissen in jener Bitterkeit des Schmerzes, die nur ein Ausdruck verzweifelter Liebe ist, in den Gassen die Bilder des Herzogs, der sie dem gehaßten Feinde überantwortet habe. Es waren die letzten Zuckungen eines sterbenden Volkes, über das infolge eines Krieges, an dem es selbst nicht beteiligt war, Österreich und Frankreich wie über eine Herde verfügt hatten.*) Das allgemeine Empfinden fand Ausdruck in einer anonymen, Aufsehen erregenden Broschüre, die in kühnster Sprache sich an den Herzog wandte, um ihn, wenn möglich, von dem letzten Schritte zurück zu halten, von dem souveränen Hofe aber aus Furcht vor dem französischen Könige unterdrückt und durch Henkershand verbrannt wurde. „Die Lothringer, diese unglücklichen Opfer", so ließ sich die Schrift vernehmen, „können nicht stark genug ihren Abscheu ausdrücken über die mörderischen Ratschläge, die das Gewissen Eurer Hoheit so verwirrt haben, daß Sie einem Vertrage zustimmen konnten, der bis heute beispiellos in der Geschichte ist ... Sollte es möglich sein, daß Sie die Spuren und das Erbe Ihrer

*) „Leur souverain, so schreibt der Graf Lübres, allait vendre en bloc ces sujets incomparables, comme on vend une bande des bœufs ou un troupeau de moutons."

erlauchten Väter verlassen, daß Sie ihre unsterblichen Namen der Vergessenheit übergeben und Fürsten von Geblüt zum Range nachgeborener Söhne herabdrücken! ... Wäre es möglich, daß Sie einem teuren Vaterlande entsagten und die Treue Ihrer Unterthanen damit lohnten, daß Sie sie einer Herrschaft überlieferten, gegen die ihre Väter und Vorväter ihnen einen unüberwindlichen, achthundert Jahre alten, tiefgewurzelten Abscheu vererbt haben! Gestatten Sie diesen Unglücklichen, Sie ehrfurchtsvoll daran zu erinnern, daß auch Fürsten nicht von der Beobachtung heiliger Gesetze entbunden sind, und daß nach einem der weisesten Kirchenlehrer die Regierung über ein Reich nicht frei ist von Sünde und Frevel, wenn sie nicht gegründet ist auf Recht und Gesetz, und wenn ihr die natürliche Liebe zu den Völkern fehlt." Mit großem Nachdrucke wies sodann die Schrift hin auf den Zusammenhang Lothringens mit dem Reiche und auf die großen Nachteile und Gefahren, die diesem aus der Abtretung Lothringens erwachsen müßten. Nie dürfe der Herzog ein so wertvolles Glied von dem Reiche abtrennen, und wenn auch kleine Opfer und Verluste an Frankreich getragen werden müßten, so müsse doch alles aufgeboten werden, damit das älteste Herzogtum Europas dem Dienste des Reiches erhalten bleibe, das seinerseits verpflichtet sei, Lothringen zu schützen und zu verteidigen laut jenes Vertrages, der einst zwischen Kaiser Karl V. und dem Herzoge Anton abgeschlossen worden sei.

In ähnlicher Weise wie der Verfasser der anonymen Broschüre sah auch Friedrich der Große aus dem Verluste Lothringens neue Gefahren für die Unabhängigkeit des Reiches entstehen. Er vergleicht deshalb*) die Politik Frankreichs mit der Eroberungspolitik Philipps von Mazedonien und sieht in

*) Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas.

Lothringen das deutsche Phocis, dessen Gewinn den Makedonier zum Herrn Griechenlands machte; er erhebt gegen den Kaiser die Anklage, daß er trotz seinem Gelöbnisse in der Wahlkapitulation sich nicht gescheut habe, das Herzogtum Lothringen, das ein altes Lehen und unveräußerliches Glied des Reiches gewesen, diesem zu entfremden.*) Bitter und nicht ohne die Absicht, die öffentliche Meinung gegen die neue französisch-österreichische Freundschaft mißtrauisch zu machen, stellt er das Einvernehmen dieser alten Gegner mit dem Bunde der römischen Gewalthaber in dem zweiten Triumvirate zusammen; denn wie diese ihren Bund durch Proskriptionen ihrer Angehörigen und selbst ihrer leiblichen Brüder befestigt, so habe Karl VI. der neuen Freundschaft mit Frankreich das Opfer des eigenen Schwiegersohnes gebracht.

Am 6. März 1737 verließ die Herzogin Sophie Charlotte mit ihren beiden Töchtern den bisherigen Aufenthalt in Luneville. Über die allgemeine Trauer und die Ausbrüche des leidenschaftlich ungestümen Schmerzes, die sich bei diesem Abschiede von seiten des Volkes kund gaben, liegt eine Anzahl zeitgenössischer Berichte vor. In der scheidenden herzoglichen Familie sah die Menge Lothringen selbst, die Vergangenheit und die Nationalität davon ziehen. „Als die Herzogin", so erzählt Jamerai-Duval, „laut schluchzend, mit erhobenen Armen aus dem Palaste trat, um in den Wagen zu steigen, drängte die Menschenmenge, die sich in ihren Gefühlen nicht mehr meistern konnte, heran, streckte die Hände aus und beschwor die Herzogin, sie nicht zu verlassen; viele

*) Diese scharfe und an sich berechtigte Kritik hinderte Friedrich II. später, als er sich mit Frankreich enge verbunden glaubte, nicht, Lothringen und Schlesien als zwei Schwestern zu bezeichnen, von denen die eine unauflöslich mit Frankreich, die andere mit Preußen verheiratet sei, und den Rhein geradezu die natürliche Grenze Frankreichs zu nennen.

warfen ſich blindlings den Pferden in den Weg, um die Abreiſe zu verhindern. Schluchzen, Gebete und Verwünſchungen wurden von allen Seiten laut. Die gleichen Szenen wiederholten ſich in den nächſten Dörfern, durch welche die Fahrt ging; die Leute hielten die Pferde auf und ließen ſie erſt los, wenn die Herzogin das Verſprechen gab, daß ſie bald wieder kommen werde". — „Niemals", ſo berichtet ein anderer Zeuge, der Geheimſekretär Molitoris, „hat man ein ſo ergreifendes und trauriges Schauſpiel geſehen, wie dieſe Abreiſe. Die Thränen und die Seufzer der Wegziehenden, das Geſchrei und Wehklagen des Volkes, überſteigen jede Vorſtellung. Alle Fremden, die in großer Zahl dort waren, wurden von tiefem Schmerz und Mitleid ergriffen, da ſie Zeugen eines ſo jammerreichen Vorganges waren. Mein Herz blutet, meine Seele iſt erfüllt von unendlicher Trauer, da ich die Auflöſung dieſes Hofes ſehe; und obgleich dies alles nicht unerwartet kam, weiß ich mich dennoch nicht zu faſſen." Auch ein königlicher Schriftſteller der Zeit, der als Kronprinz ſich zu fürſtlichen Idealen bekannte, von denen er als König manches aufzugeben für gut fand, hat die geſchilderten Kundgebungen des Volkes bei dem Abſchiede der Herzogin benutzt, um der rührenden Treue und Anhänglichkeit der Lothringer an ihr Fürſtenhaus wie den volkstümlichen Tugenden der lothringiſchen Herzöge ein Denkmal zu ſetzen. „Neapel und Sizilien", ſchreibt Friedrich der Große in ſeiner Jugendſchrift Antimacchiavell, „ſind mehr als einmal aus der Hand der Spanier in die des Kaiſers und aus der Hand des Kaiſers in die der Spanier übergegangen. Die Eroberung war allezeit leicht, weil die eine wie die andere Herrſchaft hart und grauſam war und die Völker in ihren neuen Herrn Befreier zu finden hofften. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen Neapolitanern und den Lothringern! Als man ſie zwang, ihre Herrſchaft zu wechſeln, war ganz Lothringen in Thränen. Sie beklagten es, die Nachkommen jener Herzöge

zu verlieren, die seit Jahrhunderten dieses blühende Land besaßen, und unter denen viele durch ihre Güte so ehrwürdig waren, daß sie verdienten, allen Königen als Vorbilder zu dienen. Das Andenken an den Herzog Leopold war den Lothringern noch so teuer, daß, als seine Witwe gezwungen war, Luneville zu verlassen, das ganze Volk sich vor ihrem Wagen niederwarf und man die Pferde mehrere Male aufhielt. Man hörte nur Wehklagen und sah nur Thränen". — So endete unter allgemeiner Trauer, aber glorreich für ihr Angedenken die Herrschaft des Hauses Lothringen, 688 Jahre nachdem Gerhard von Elsaß die kaiserliche Belehnung erhalten hatte.

Am 6. März hatte die Herzogin Luneville verlassen; am 3. April zog der Exkönig von Polen, Stanislaus Leszczinsky, der einst als Bettler und Flüchtling Luneville betreten hatte, in den leeren Herzogspalast ein. Das Werk Richelieus war also vollendet; und der lange, uralte Streit um die austrasischen Länder, der im zehnten Jahrhundert ausgekämpft schien, war zu gunsten Frankreichs entschieden, nicht durch eine kriegerische Großthat, auch nicht durch überlegene staatsmännische Weisheit, sondern durch Sünden und Fehler, an denen das unglückliche Volk, das wie durch ein gemeines Handelsgeschäft als Opfer des Unrechtes und der Gewalt einem gehaßten Geschicke überantwortet wurde, selbst keinen Anteil hatte. Der Verlust Lothringens, dessen Lostrennung vom Reiche die Fürsten der deutschen Nation mit Dankesworten gutzuheißen vermochten, bekundete die gänzliche Umkehr in der Weltstellung des Ost- und Westreiches, die sich seit den Tagen Philipps II. August vorbereitet hatte. Der Verlust des Elsasses und der Bistümer schien damit dauernd besiegelt; die strategische Stellung des Reiches war von der Maas rückwärts nach dem Rheine verlegt; und Frankreichs kriegerisches Übergewicht zum Angriffe wie zur Abwehr schien für alle Zeiten gesichert. Die Abtrennung Lothringens vom Reiche mußte über kurz oder

lang auch die der Niederlande nach ſich ziehen; denn dieſe waren jetzt die verwundbarſte Stelle und eine drückende Laſt des öſterreichiſchen Geſamtſtaates geworden; und ſo ward durch Lothringens Verluſt jene entſcheidende Wendung der öſterreichiſchen Politik vorbereitet, die 1797 dazu führte, die deutſche Weſtgrenze preiszugeben und dafür italieniſche Provinzen einzutauſchen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Stanislaus entsagt allen wesentlichen Rechten zu gunsten Ludwigs XV. Der geheime Vertrag von Meudon. Besitznahme von Bar und Lothringen. Unwürdige Haltung des hohen Adels und der vornehmsten Beamten. Würdige Zurückhaltung des Volkes. Stanislaus in Luneville. Herrschaft des Intendanten Galaizières. Vertragswidrige Einführung französischer Ordnungen. Große finanzielle Belastung Lothringens und Übergriffe in die Privatrechte. Denkschrift des Adels über die unerträglichen Zustände des Landes. — Der österreichische Erbfolgekrieg. Militärische Aushebungen für den Dienst Frankreichs. Der Sieg der österreichischen Waffen. Kühne Pläne Maria Theresias. Karl von Lothringen dringt über den Rhein nach Lothringen vor. Unruhen in Lothringen. Flucht des Polenkönigs aus Luneville. Friedrichs II. Einfall in Böhmen. Rückzug Karls von Lothringen über den Rhein. Der Friede zu Aachen. Neue Belastung Lothringens zur Tilgung der französischen Staatsschuld. Das Zwanzigstel. Stanislaus le Bienfaisant im Munde der Lobredner. Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Das zweite Zwanzigstel und neue Aushebungen. Erregte Stimmung im Lande; Proteste des souveränen Hofes. Rückzug Galaizières. Das dritte Zwanzigstel. Ein Bild des allgemein herrschenden Elendes. Tod des Polenkönigs. Vollständiger Übergang Lothringens an Frankreich. Die Revolution und ihre Wirkungen. Das politische Denken in Lothringen.

Der aus Polen verjagte König Stanislaus erhielt in Königsberg, wo er als Schützling Friedrich Wilhelms I. mit vielen seiner Anhänger eine Zuflucht gefunden hatte, die Kunde von den Wiener Präliminarien, die ihm den Besitz der Herzogtümer Lothringen und Bar übertrugen. Er entließ die Mehrzahl seiner polnischen Freunde und gab ihnen den

1. Dezember 1736 für die Dauer ihres Lebens die Herrschaft Commercy an, die einst dem Prinzen Karl von Vaudémont, dem Sohne Karls IV. und der Prinzessin von Cantecroix, gehört hatte.*)

Neue Schwierigkeiten erhoben sich noch über die Ausführung der Bedingungen, an die der Herzog seine Zustimmung zu den Verträgen geknüpft hatte. So kam es, daß der endgültige Vertrag, durch den das Herzogtum Bar an Stanislaus Leszczinski überging, erst am 13. Dezember 1736 und der Schlußakt, der Lothringen übergab und die bisherigen Unterthanen des Treueides entband, erst am 13. Februar 1737 von Franz Stephan unterzeichnet wurde. Der definitive Friede zwischen Frankreich und Österreich wurde erst am 18. November 1738 zu Wien unterzeichnet. Ludwig XV. übernahm darin die Verpflichtung, das Familien-Statut Karls VI. mit allen Kräften aufrecht zu erhalten, und der Kaiser verbürgte dafür dem Könige von Frankreich aufs feierlichste den Besitz von Lothringen und Bar.

Das zerfetzte und entwürdigte deutsche Reich schien den Verlust eines Grenzlandes, das es seit einem Jahrhunderte nicht mehr zu schützen vermocht hatte, kaum zu empfinden. Im ersten Artikel der Wiener Präliminarien hatte Karl VI. versprochen, die Einwilligung des Reiches zu der Cession Lothringens beizubringen. Schon am 25. März, als die französischen und kaiserlichen Minister ohne Befragen und Zu-

*) D'abord, so schrieb die Herzogin im Juni 1736 an die Marquise von Aulède, que le roi le permette, je n'en sortirai sûrement pas (aus dem Schlosse von Luneville), et je ne suis pas comme mon fils, qui préfère d'être simple sujet de l'Empereur à être souverain .... J'aime fort la Lorraine et les Lorrains; je n'en suis point haïe, et, par conséquent, je resterai avec eux jusqu'à la fin de mes jours; mais, pour l'Empereur, j'aimerais mieux mourir toute à l'heure que d'être sous sa domination.

ſtimmung Franz Stephans bereits über die Herzogtümer verfügt hatten, brachte der kaiſerliche Kommiſſar Joſef von Fürſtenberg den Text der Präliminarien vor den Reichstag, um ihn von allen Ständen des Reiches gut heißen zu laſſen. Er ſtellte die Sache ſo dar, als habe der Kaiſer, um das Kriegsungemach von dem deutſchen Reiche abzuwenden, mehr geopfert, „als das gemeinſame Band erheiſche, und ſich größere Gewalt angethan als einer ſeiner Vorfahren“; auch habe der Herzog von Lothringen um des Friedens willen einen ſehr ſchmerzlichen Verluſt nicht geſcheut. Das hierauf erſtattete Gutachten, in dem der Reichstag den Präliminarien zuſtimmte und die Vollmacht zum Abſchluſſe des Friedens gab, legte ein trauriges Zeugnis dafür ab, wie gänzlich aller Sinn für die Ehre und die Intereſſen des Reiches erſtorben war. Niemand erinnerte an die Wahlkapitulation, in der der Kaiſer gelobt hatte, den Beſtand des Reiches ungeſchmälert zu erhalten; niemand gedachte des Nürnberger Friedens, in dem das Reich „ſamt ſeinem erhabenen Oberhaupte“ ſich verpflichtet hatte, Lothringen zu ſchützen und zu verteidigen; niemand mahnte an „die Glorie, die Freiheit und die Ruhe der mächtigen deutſchen Nation“, die ſicher zu ſtellen, der Reichstag noch ein Jahr zuvor auf ſich genommen hatte. Statt deſſen ſprach das Reichsgutachten vom 18. Mai 1736, in dem es die Abtretung des älteſten Herzogtums an Frankreich genehmigte, dem Kaiſer und dem Herzoge Franz Stephan den „erkenntlichſten Dank“ aus; dieſem für ſeine „aus Friedensliebe gefaßte großmütige Entſagung“, jenem für „ſeine Fürſichtigkeit in dieſem ſo nötigen als nützlichen und heilſamen Friedensgeſchäfte“.*) Die einzige Sorge des Reichstages war,

*) Im Fürſtenkollegium wurde die Abſtimmung des preußiſchen Geſandten bemerkt: „Seine preußiſche Majeſtät“, ſo lautete ſie, „gibt mit Vergnügen ihre Zuſtimmung und glaubt, man müſſe Se. Majeſtät von ſeiten des Reiches bitten, unausgeſetzt für das Wohl des Vaterlandes alles erforderliche zu thun bis zu der Ratifikation. Was den

daß dem Könige von Frankreich durch die überlassenen Gebiete kein Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Reiches eingeräumt werde. Er legte daher dem Kaiser ans Herz, er möge bei dem endgültigen Abschlusse des Friedens seine reichsväterliche Sorge darauf richten, „daß die Krone Frankreich in Ansehung der ihr cedierten Herzogtümer Bar und Lothringen sich nicht in Reichshändel einmischen oder Reunionsvorwände hervorsuchen möge.“ Diese Sorge war nur allzuberechtigt; denn gleich nach der Besitznahme Lothringens riß Frankreich auch die Grafschaft Bitsch und das Fürstentum Lixheim an sich, obgleich beide nicht in den abgetrennten Reichsgebieten begriffen waren.

Während der Herzog Franz im Namen des Kaisers den Dank des Reichstages für seine Selbstverleugnung und seine edle Entschließung empfing, gab sich in Lothringen eine ganz andere Simmung kund. Dort hatte sich die Nachricht von den Wiener Friedens-Präliminarien vom 3. Oktober 1735 anfangs nur als ein böses Gerücht verbreitet; niemand wollte daran glauben. In rührendem Vertrauen ließ man dem Herzoge nahe legen, er möge nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin die Regierung Lothringens seinem jüngeren Bruder Karl Alexander übertragen. Selbst als am 12. Februar 1736 die Vermählung des Herzogs mit Maria Theresia stattfand, ahnte man in Lothringen noch nicht, daß diese Heirat mit der Preisgabe des Landes erkauft sei; in allen Städten des Landes feierte man das Ereignis mit Freudenfesten, mit Spielen und bunten Aufzügen. Genien, welche Lothringen darstellten, priesen die Tugenden der Vermählten und verkündeten der Welt die Freude der Lothringer. Als dann

---

Herzog von Lothringen betrifft, so ist Se. preußische Majestät der Meinung, es gezieme sich, diesem würdigen Prinzen als Entschädigung für das Opfer, das er mit so viel Edelmut für die Herstellung der Ruhe Europas gebracht hat, Sitz und Stimme in dem Reichstage zu sichern“. Dieses Gutachten wurde einstimmig angenommen.

aber das Unglaubliche zur Gewißheit wurde, als die Zeitungen den Inhalt der Verträge bekannt machten, ging eine ungeheure Erregung durch das Land. In Wien hatte Franz Stephan selbst gefürchtet, die Lothringer könnten sich zu den äußersten Entschlüssen hinreißen lassen, wenn sie erführen, wie man über sie verfügt habe. Diese Furcht des Herzogs erwies sich als übertrieben, aber in allen Klassen der Bevölkerung, ausgenommen die Hofleute, die unter dem Regimente eines neuen mächtigen Herrn zu gewinnen hofften, erzeugte die bestätigte Kunde von dem Friedensvertrage das Gefühl, als ob ein ungeheures Unglück sich auf das Land herabsenke. Die Menschen liefen durcheinander, weinten, fluchten, zerrissen in jener Bitterkeit des Schmerzes, die nur ein Ausdruck verzweifelter Liebe ist, in den Gassen die Bilder des Herzogs, der sie dem gehaßten Feinde überantwortet habe. Es waren die letzten Zuckungen eines sterbenden Volkes, über das infolge eines Krieges, an dem es selbst nicht beteiligt war, Österreich und Frankreich wie über eine Herde verfügt hatten.*) Das allgemeine Empfinden fand Ausdruck in einer anonymen, Aufsehen erregenden Broschüre, die in kühnster Sprache sich an den Herzog wandte, um ihn, wenn möglich, von dem letzten Schritte zurück zu halten, von dem souveränen Hofe aber aus Furcht vor dem französischen Könige unterdrückt und durch Henkershand verbrannt wurde. „Die Lothringer, diese unglücklichen Opfer", so ließ sich die Schrift vernehmen, „können nicht stark genug ihren Abscheu ausdrücken über die mörderischen Ratschläge, die das Gewissen Eurer Hoheit so verwirrt haben, daß Sie einem Vertrage zustimmen konnten, der bis heute beispiellos in der Geschichte ist ... Sollte es möglich sein, daß Sie die Spuren und das Erbe Ihrer

*) „Leur souverain, so schreibt der Graf Lübres, allait vendre en bloc ces sujets incomparables, comme on vend une bande des bœufs ou un troupeau de moutons."

erlauchten Väter verlaſſen, daß Sie ihre unſterblichen Namen der Vergeſſenheit übergeben und Fürſten von Geblüt zum Range nachgeborener Söhne herabdrücken! ... Wäre es möglich, daß Sie einem teuren Vaterlande entſagten und die Treue Ihrer Unterthanen damit lohnten, daß Sie ſie einer Herrſchaft überlieferten, gegen die ihre Väter und Vorväter ihnen einen unüberwindlichen, achthundert Jahre alten, tiefgewurzelten Abſcheu vererbt haben! Geſtatten Sie dieſen Unglücklichen, Sie ehrfurchtsvoll daran zu erinnern, daß auch Fürſten nicht von der Beobachtung heiliger Geſetze entbunden ſind, und daß nach einem der weiſeſten Kirchenlehrer die Regierung über ein Reich nicht frei iſt von Sünde und Frevel, wenn ſie nicht gegründet iſt auf Recht und Geſetz, und wenn ihr die natürliche Liebe zu den Völkern fehlt." Mit großem Nachdrucke wies ſodann die Schrift hin auf den Zuſammenhang Lothringens mit dem Reiche und auf die großen Nachteile und Gefahren, die dieſem aus der Abtretung Lothringens erwachſen müßten. Nie dürfe der Herzog ein ſo wertvolles Glied von dem Reiche abtrennen, und wenn auch kleine Opfer und Verluſte an Frankreich getragen werden müßten, ſo müſſe doch alles aufgeboten werden, damit das älteſte Herzogtum Europas dem Dienſte des Reiches erhalten bleibe, das ſeinerſeits verpflichtet ſei, Lothringen zu ſchützen und zu verteidigen laut jenes Vertrages, der einſt zwiſchen Kaiſer Karl V. und dem Herzoge Anton abgeſchloſſen worden ſei.

In ähnlicher Weiſe wie der Verfaſſer der anonymen Broſchüre ſah auch Friedrich der Große aus dem Verluſte Lothringens neue Gefahren für die Unabhängigkeit des Reiches entſtehen. Er vergleicht deshalb*) die Politik Frankreichs mit der Eroberungspolitik Philipps von Mazedonien und ſieht in

*) Betrachtungen über den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand Europas.

Lothringen das deutsche Phocis, dessen Gewinn den Makedonier zum Herrn Griechenlands machte; er erhebt gegen den Kaiser die Anklage, daß er trotz seinem Gelöbnisse in der Wahlkapitulation sich nicht gescheut habe, das Herzogtum Lothringen, das ein altes Lehen und unveräußerliches Glied des Reiches gewesen, diesem zu entfremden.*) Bitter und nicht ohne die Absicht, die öffentliche Meinung gegen die neue französisch-österreichische Freundschaft mißtrauisch zu machen, stellt er das Einvernehmen dieser alten Gegner mit dem Bunde der römischen Gewalthaber in dem zweiten Triumvirate zusammen; denn wie diese ihren Bund durch Proskriptionen ihrer Angehörigen und selbst ihrer leiblichen Brüder befestigt, so habe Karl VI. der neuen Freundschaft mit Frankreich das Opfer des eigenen Schwiegersohnes gebracht.

Am 6. März 1737 verließ die Herzogin Sophie Charlotte mit ihren beiden Töchtern den bisherigen Aufenthalt in Luneville. Über die allgemeine Trauer und die Ausbrüche des leidenschaftlich ungestümen Schmerzes, die sich bei diesem Abschiede von seiten des Volkes kund gaben, liegt eine Anzahl zeitgenössischer Berichte vor. In der scheidenden herzoglichen Familie sah die Menge Lothringen selbst, die Vergangenheit und die Nationalität davon ziehen. „Als die Herzogin", so erzählt Jamerai-Duval, „laut schluchzend, mit erhobenen Armen aus dem Palaste trat, um in den Wagen zu steigen, drängte die Menschenmenge, die sich in ihren Gefühlen nicht mehr meistern konnte, heran, streckte die Hände aus und beschwor die Herzogin, sie nicht zu verlassen; viele

*) Diese scharfe und an sich berechtigte Kritik hinderte Friedrich II. später, als er sich mit Frankreich enge verbunden glaubte, nicht, Lothringen und Schlesien als zwei Schwestern zu bezeichnen, von denen die eine unauflöslich mit Frankreich, die andere mit Preußen verheiratet sei, und den Rhein geradezu die natürliche Grenze Frankreichs zu nennen.

warfen sich blindlings den Pferden in den Weg, um die Abreise zu verhindern. Schluchzen, Gebete und Verwünschungen wurden von allen Seiten laut. Die gleichen Szenen wiederholten sich in den nächsten Dörfern, durch welche die Fahrt ging; die Leute hielten die Pferde auf und ließen sie erst los, wenn die Herzogin das Versprechen gab, daß sie bald wieder kommen werde". — „Niemals", so berichtet ein anderer Zeuge, der Geheimsekretär Molitoris, „hat man ein so ergreifendes und trauriges Schauspiel gesehen, wie diese Abreise. Die Thränen und die Seufzer der Wegziehenden, das Geschrei und Wehklagen des Volkes, übersteigen jede Vorstellung. Alle Fremden, die in großer Zahl dort waren, wurden von tiefem Schmerz und Mitleid ergriffen, da sie Zeugen eines so jammerreichen Vorganges waren. Mein Herz blutet, meine Seele ist erfüllt von unendlicher Trauer, da ich die Auflösung dieses Hofes sehe; und obgleich dies alles nicht unerwartet kam, weiß ich mich dennoch nicht zu fassen." Auch ein königlicher Schriftsteller der Zeit, der als Kronprinz sich zu fürstlichen Idealen bekannte, von denen er als König manches aufzugeben für gut fand, hat die geschilderten Kundgebungen des Volkes bei dem Abschiede der Herzogin benutzt, um der rührenden Treue und Anhänglichkeit der Lothringer an ihr Fürstenhaus wie den volkstümlichen Tugenden der lothringischen Herzöge ein Denkmal zu setzen. „Neapel und Sizilien", schreibt Friedrich der Große in seiner Jugendschrift Antimacchiavell, „sind mehr als einmal aus der Hand der Spanier in die des Kaisers und aus der Hand des Kaisers in die der Spanier übergegangen. Die Eroberung war allezeit leicht, weil die eine wie die andere Herrschaft hart und grausam war und die Völker in ihren neuen Herrn Befreier zu finden hofften. Welch ein Unterschied zwischen diesen Neapolitanern und den Lothringern! Als man sie zwang, ihre Herrschaft zu wechseln, war ganz Lothringen in Thränen. Sie beklagten es, die Nachkommen jener Herzöge

zu verlieren, die seit Jahrhunderten dieses blühende Land besaßen, und unter denen viele durch ihre Güte so ehrwürdig waren, daß sie verdienten, allen Königen als Vorbilder zu dienen. Das Andenken an den Herzog Leopold war den Lothringern noch so teuer, daß, als seine Witwe gezwungen war, Luneville zu verlassen, das ganze Volk sich vor ihrem Wagen niederwarf und man die Pferde mehrere Male aufhielt. Man hörte nur Wehklagen und sah nur Thränen". — So endete unter allgemeiner Trauer, aber glorreich für ihr Angedenken die Herrschaft des Hauses Lothringen, 688 Jahre nachdem Gerhard von Elsaß die kaiserliche Belehnung erhalten hatte.

Am 6. März hatte die Herzogin Luneville verlassen; am 3. April zog der Exkönig von Polen, Stanislaus Leszczinsky, der einst als Bettler und Flüchtling Luneville betreten hatte, in den leeren Herzogspalast ein. Das Werk Richelieus war also vollendet; und der lange, uralte Streit um die austrasischen Länder, der im zehnten Jahrhundert ausgekämpft schien, war zu gunsten Frankreichs entschieden, nicht durch eine kriegerische Großthat, auch nicht durch überlegene staatsmännische Weisheit, sondern durch Sünden und Fehler, an denen das unglückliche Volk, das wie durch ein gemeines Handelsgeschäft als Opfer des Unrechtes und der Gewalt einem gehaßten Geschicke überantwortet wurde, selbst keinen Anteil hatte. Der Verlust Lothringens, dessen Lostrennung vom Reiche die Fürsten der deutschen Nation mit Dankesworten gutzuheißen vermochten, bekundete die gänzliche Umkehr in der Weltstellung des Ost- und Westreiches, die sich seit den Tagen Philipps II. August vorbereitet hatte. Der Verlust des Elsasses und der Bistümer schien damit dauernd besiegelt; die strategische Stellung des Reiches war von der Maas rückwärts nach dem Rheine verlegt; und Frankreichs kriegerisches Übergewicht zum Angriffe wie zur Abwehr schien für alle Zeiten gesichert. Die Abtrennung Lothringens vom Reiche mußte über kurz oder

lang auch die der Niederlande nach ſich ziehen; denn dieſe waren jetzt die verwundbarſte Stelle und eine drückende Laſt des öſterreichiſchen Geſamtſtaates geworden; und ſo ward durch Lothringens Verluſt jene entſcheidende Wendung der öſterreichiſchen Politik vorbereitet, die 1797 dazu führte, die deutſche Weſtgrenze preiszugeben und dafür italieniſche Provinzen einzutauſchen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Stanislaus entsagt allen wesentlichen Rechten zu gunsten Ludwigs XV. Der geheime Vertrag von Meudon. Besitznahme von Bar und Lothringen. Unwürdige Haltung des hohen Adels und der vornehmsten Beamten. Würdige Zurückhaltung des Volkes. Stanislaus in Luneville. Herrschaft des Intendanten Galaizières. Vertragswidrige Einführung französischer Ordnungen. Große finanzielle Belastung Lothringens und Übergriffe in die Privatrechte. Denkschrift des Adels über die unerträglichen Zustände des Landes. — Der österreichische Erbfolgekrieg. Militärische Aushebungen für den Dienst Frankreichs. Der Sieg der österreichischen Waffen. Kühne Pläne Maria Theresias. Karl von Lothringen dringt über den Rhein nach Lothringen vor. Unruhen in Lothringen. Flucht des Polenkönigs aus Luneville. Friedrichs II. Einfall in Böhmen. Rückzug Karls von Lothringen über den Rhein. Der Friede zu Aachen. Neue Belastung Lothringens zur Tilgung der französischen Staatsschuld. Das Zwanzigstel. Stanislaus le Bienfaisant im Munde der Lobredner. Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Das zweite Zwanzigstel und neue Aushebungen. Erregte Stimmung im Lande; Proteste des souveränen Hofes. Rückzug Galaizières. Das dritte Zwanzigstel. Ein Bild des allgemein herrschenden Elendes. Tod des Polenkönigs. Vollständiger Übergang Lothringens an Frankreich. Die Revolution und ihre Wirkungen. Das politische Denken in Lothringen.

Der aus Polen verjagte König Stanislaus erhielt in Königsberg, wo er als Schützling Friedrich Wilhelms I. mit vielen seiner Anhänger eine Zuflucht gefunden hatte, die Kunde von den Wiener Präliminarien, die ihm den Besitz der Herzogtümer Lothringen und Bar übertrugen. Er entließ die Mehrzahl seiner polnischen Freunde und gab ihnen den

Rat, friedlich in die Heimat zurückzukehren und Auguſt III. als ihren König anzuerkennen; er ſelbſt eilte über Berlin an den Hof Ludwigs XV. und wartete im Schloſſe zu Meudon den Schluß der Verhandlungen ab, der im April 1737 erfolgte. Erſt anfangs April 1738 begab er ſich von hier nach Luneville.

Stanislaus war 55 Jahre alt (geb. 1682 in Lemberg); ſein langer Aufenthalt in Frankreich hatte ihn in allen Äußerlichkeiten zu einem Franzoſen gemacht. Ein ehrgeiziger und phantaſtiſcher aber kraftloſer Projektenmacher, mit einer Beigabe von Tartüffe und ehrbar thuendem Philiſter, müde gemacht durch die vielen Wechſelfälle des Lebens, durch die ein überaus launiges Geſchick ihn hindurch getrieben hatte, ohne ſeine Seele zu weiten oder zu vertiefen, wünſchte er fürs erſte nur, von allen Mühen und Sorgen frei zu ſein und ſich aller Annehmlichkeiten und Genüſſe zu erfreuen, die das ſichere „lothringiſche Aſyl“ ihm bieten konnte. Denn er wie ſeine Frau Katherine Opalinska betrachteten Lothringen nicht als ihre zweite Heimat. Beide verabſcheuten vielmehr das Land, klagten beſtändig über Luneville, über das Schloß, das ſchlechte Waſſer, die ungeſunde Luft, kurz über alles und fanden in Lothringen nur einen „ſehr mittelmäßigen Erſatz für Polen“. Aller rauhen Wirklichkeit zum Trotz hat Stanislaus niemals bis zu ſeinem Tode der Hoffnung entſagt, den polniſchen Thron zurückzugewinnen; und ſo war ihm Lothringen nur ein Abſteigequartier, in dem er es ſich vorläufig ſo angenehm machen wollte, wie möglich. Dieſe Hoffnungen und Wünſche machten ihn den Abſichten des franzöſiſchen Hofes äußerſt bequem und willfährig.

Die Wiener Präliminarien hatten Lothringen vorläufig eine eigene, unabhängige Regierung, wenn auch unter einem fremden Fürſten, gewährt und dem Lande ſeine bisherigen Rechte und eine eigene Finanzverwaltung geſichert. In Paris aber war man ungeduldig, die abgetretenen Gebiete in allen Dingen dem franzöſiſchen Staatskörper möglichſt bald einzu-

gliedern. Durch einen am 30. September 1736 zu Meudon mit Ludwig XV. vereinbarten geheimen Vertrag kam Stanislaus dieſem Verlangen aufs weiteſte entgegen, indem er ſich aller weſentlichen Rechte begab, die ihm der Wiener Friede gewahrt hatte, und gewiſſermaßen zu gunſten Ludwigs XV. abdankte. Er überließ dem franzöſiſchen Könige das Recht, in Lothringen und Bar Steuern aufzuerlegen und zu erheben, Plätze nach Gutdünken zu befeſtigen und mit Beſatzungen zu verſehen, die lothringiſchen Soldaten der franzöſiſchen Armee einzuverleiben und die wichtigſten Beamten des Landes zu ernennen. Stanislaus behielt nur die äußeren Abzeichen des Souveräns: den Namen, die Krone und den Herzogsmantel, den er mit einem gewiſſen Anſtande zu tragen wußte, und dazu empfing er ein franzöſiſches Jahrgeld von 1 500 000 Livres, das ſpäter nach dem Tode des Herzogs von Toscana auf zwei Millionen gebracht werden ſollte. Der Treueid, den ihm ſeine neuen Unterthanen leiſteten, ſollte zugleich auch dem franzöſiſchen Könige geſchworen werden.

Der Vertrag von Meudon machte den neuen Herzog von Lothringen thatſächlich zu einem franzöſiſchen Penſionär und Lothringen zu einer franzöſiſchen Provinz; nur der Name des Landes und die Grenzpfähle blieben und konnten äußerlich daran erinnern, daß Lothringen und Bar noch ein beſonderes Staatsgebiet ſein ſollten. Die Scheinregierung des polniſchen Edelmannes, der dem Namen nach die Herrſchaft der alten Landesherzöge fortſetzte, ſollte im Volke die Fiktion erhalten, als ſei dem Lande noch immer eine nationale Selbſtändigkeit verblieben; ſie ſollte alle Erinnerungen an die alten Zuſtände bis auf die äußeren Zeichen auslöſchen und alle Faſern löſen, mit denen das Volk an ſeine Vergangenheit geknüpft war; ſie ſollte endlich das ſtille aber hartnäckige Widerſtreben gegen die verabſcheute franzöſiſche Herrſchaft überwinden helfen und durch die Beſeitigung aller lokalen Einrichtungen in der Verwaltung, in der Rechtspflege und in dem

Finanzwesen, die sich mit der französischen Centralisation nicht vertrugen, die völlige Annexion vorbereiten.

Unzählige schmerzhafte Reibungen und Mißverständnisse mußten die Folgen dieses Vertrages sein, dessen Geheimnis für immer gewahrt werden sollte. Während die Landesbewohner in dem Glauben lebten, daß Lothringen noch immer ein unabhängiges Staatswesen mit eigenen Finanzen sei, sahen sie, wie alle ihre heimischen Einrichtungen und Rechte weggewischt wurden, und wie ein französischer Intendant, als ob er alleiniger Herr des Landes sei, herrisch und unbekümmert in alle Verhältnisse eingriff. Und wie, wenn sie dann von ihrem souveränen Herzoge Rechenschaft verlangten wegen der Ärgernisse und Leiden, die aus diesem unwahren Zustande hervorgingen? — Wir werden sehen, wie Stanislaus alle Vorwürfe und Klagen wegen der Übel, die er selber nicht schuf, und denen er abzuhelfen außerstande war, ruhig hinnimmt und schweigt. Das endliche Ende dieser Bastardregierung konnte unter diesen Umständen nur eine Wohlthat und eine Entlastung des Landes sein.

Mit scheinbarem Wohlwollen wurde 1738 der Unterschied zwischen Franzosen und Lothringern aufgehoben durch einen Vertrag, der den Lothringern alle Rechte der eingeborenen Franzosen gewährte und sie berechtigte, in Frankreich Ämter und Stellen zu bekleiden, ohne sich naturalisieren zu lassen; dagegen sollten den Franzosen die gleichen Rechte in Lothringen zustehen. Dies Übereinkommen war indes nur ein Mittel, um bald alle wichtigen Ämter in Lothringen in die Hände von Franzosen zu bringen.

Die eigentliche Regierung in Lothringen fiel nach dem Vertrage von Meudon dem französischen Minister und dessen Werkzeugen zu. In einem Artikel jenes Vertrages hatte Stanislaus sich verpflichtet, für Lothringen und Bar einen Intendanten nach den Wünschen des Königs zu ernennen, der mit denselben Befugnissen wie die Intendanten in

den französischen Provinzen die Polizei-, die Justiz- und Finanzverwaltung zu leiten habe. Nach dem Willen des französischen Ministers wurde für dieses Amt ausersehen Anton Martin de Chaumont de la Galaizière, ein Mann von großem Verwaltungstalente, umsichtig, herrisch und entschlossen, daneben ein gewandter und geistreicher Höfling, der von unten auf dienend, in der Verwaltung rasch emporgekommen war und zuletzt als Intendant von Soissons in die unruhige, durch zahlreiche Ausschreitungen bewegte Pikardie in kurzer Zeit Ordnung und Ruhe zurückgebracht hatte. Der weichherzige Stanislaus empfing diesen Mann, dessen Wesen ihm nicht sympathisch war, aus der Hand Ludwigs XV. als Meister und Herrn und ernannte ihn gefügig zum Kanzler für Lothringen und Bar, zum Großsiegelbewahrer und Prinzipalminister mit den ausgedehntesten Rechten eines französischen Intendanten.

Ende Januar 1737 war Galaizière, von den herzoglichen Kommissaren Lefebre, Rennel und Riocourt begleitet, nach Nancy gekommen, um das Land für Stanislaus in Besitz zu nehmen und die Körperschaften und Beamten dem neuen Herrn zu verpflichten. Am 8. Februar wurden in Bar die Baillis und die Mitglieder der amtlichen Körperschaften von dem Treueide gegen Franz Stephan entbunden; dann schwuren sie dem König-Herzoge Stanislaus Treue und leisteten in die Hand Galaizières als des Bevollmächtigten Ludwigs XV. noch einen besonderen Eid Sr. Majestät dem Könige von Frankreich. Die gleiche Zeremonie fand am 21. März in Nancy statt unter großem Gepränge und unter Formen, die dem Volke deutlich machen mußten, daß es einer neuen Herrschaft unterworfen sei. Die alten herzoglichen Siegel wurden zerbrochen, und der Kanzler übergab den Präsidenten des souveränen Hofes und der Rechnungskammer das Siegel des König-Herzogs Stanislaus, dessen sie sich von nun an zu bedienen hätten. Damit die Eidesleistung als ein ganz freier

Akt erscheine, hatte man die drei französischen Regimenter, welche die Besatzung von Nancy ausmachten, an diesem Tage aus der Stadt entfernt; nach der Eidesleistung führte man sie wieder zurück. Die Stände, deren Rechte und Freiheiten nach dem Wortlaute der Friedenspräliminarien gewahrt werden sollten, waren nicht berufen worden; und so leisteten die amtlichen Würdenträger den Eid zugleich für sich und im Namen des Volkes, von dem sie nicht beauftragt waren. Während die führerlose Menge, unter die man Goldstücke warf und Wein verteilte, mißtrauisch, still und schweigend beiseite stand und durch ihre finstere Zurückhaltung wie auf Übereinkommen gegen den Vorgang protestierte, beeiferten sich die amtlichen Würdenträger und ein Teil des Adels — ein Teil war dem Herzoge Franz Stephan nach Wien gefolgt — der neuen Regierung ihre Dienste anzubieten und ihre Huldigungen darzubringen. Gerade die, welche die meiste Gunst des herzoglichen Hauses genossen hatten, waren die ersten, sie zu vergessen. Manche bedauerten, daß sie nicht sofort unter das Szepter Ludwigs XV. gestellt würden. Trefflich verstanden die ersten Beamten jene besondere Kunst der Schmeichelei, welche die knechtische Verbeugung vor der neuen Gewalt mit der pathetischen Rede erhabener Gesinnung zu schmücken und die Unterwürfigkeit mit der Toga des Freimutes zu umkleiden weiß. Der Generalprokurator Bourcier, der als Vertrauter der Herzogin sich dem Wiener Vertrage so sehr widersetzt hatte, berief sich auf den unabwendbaren und unerforschlichen Willen des Himmels, dem er sich unterwerfe, indem er der neuen Gewalt huldige; er sprach sein Vertrauen aus zu der Hochherzigkeit und Gerechtigkeit der neuen Herren, welche die Gefühle und Thränen nicht tadeln würden, die er dem edlen Hause nachweine, das 700 Jahre über Lothringen geherrscht habe. Besser noch führte diese pathetische Knechtssprache der Generaladvokat Viray. Er verglich die Treue, die Lothringens köstlichste Erbtugend sei, und dessen Be-

wohnern so viele Opfer gekostet habe, mit der „zarten und leicht verletzlichen Scham der reinen Jungfrau, die leise errötet und eine Art Schauder empfindet, sich dem Geliebten hinzugeben, aber gerade durch ihr unschuldiges Sträuben gegenüber dem geliebten und legitimen Manne nur die Wirkung übt, die Achtung und das Vertrauen, das sie einflößt, zu erhöhen."

Sobald Galaizière im Namen des König-Herzogs von Lothringen Besitz genommen und den Treueid der Körperschaften empfangen hatte, verließ Stanislaus seinen Aufenthalt in Meudon und hielt am 3. April seinen Einzug in Lunéville. Er hatte in seinem Leben viel Unglück und reiche Schicksalswechsel erfahren, und daraus war ihm der Ruf eines menschenfreundlichen, gerechten und milden Mannes erwachsen. Von der neuen Philosophenschule hatte er einige allgemeine Ideen in sich aufgenommen und für seine Tochter, als sie den Thron Frankreichs bestieg, eine besondere Unterweisung geschrieben, nach deren Inhalt man einen frommen, gemäßigten und freigebigen Herrn in ihm vermuten konnte. Seiner Ankunft hatte man daher mit einem gewissen Vertrauen entgegen gesehen und bereitete ihm um so mehr einen freundlichen Empfang, als er in einem Manifeste von Meudon aus erklärt hatte, daß er die Rechte der Kirche, des Adels und des dritten Standes schützen und erhalten werde. Aber schon seine ersten Maßregeln bewiesen, daß die Rücksichten auf die Wünsche seines königlichen Schwiegersohnes und die Vorliebe für seinen polnischen Anhang schwerer wogen als die Sorgen für die Bewohner des Landes, dessen Herrschaft ihm übertragen war. Die Zufriedenheit des Königs zu erhalten und seinen Freunden zu gefallen, blieb ihm die wichtigste Aufgabe seiner dreißigjährigen Regierung.

Stanislaus nächste Sorge war die Einrichtung eines glänzenden und für das kleine, tief verschuldete Land äußerst kostspieligen Hofhaltes. Abgesehen von den Großwürden-

trägern belief sich die Zahl der am Hofe unterhaltenen Leute: der Kammerherrn, der Oberaufseher, der Kabinetssekretäre, der Schloßkapläne, der Ärzte und Chirurgen, der Hofmeister, der Kammerdiener und Lakaien, der Köche, der Pastetenbäcker, der Tafeldecker, Sesselträger, Thürsteher, Kutscher, Heiducken, Musikanten, Sänger u. s. w. auf 430 Personen, zu denen außer der herzoglichen Leibwache noch 300 Invaliden kamen, die Ludwig XV. seinem Schwiegervater zum Dienste des Hauses geschickt hatte. Die zahlreichen Würden- und Ehrenstellen, das Amt des Oberhofmeisters, des Groß-Almoseniers, des Hausintendanten, des Oberkämmerers, des Oberstallmeisters, des Kommandanten der Leibwache u. a. mehr, wurden polnischen und französischen Edelleuten übertragen; die lothringischen Herren, die noch am Hofe Leopolds gesehen worden, waren teils dem Herzoge Franz Stephan gefolgt, teils hatten sie sich nach Versailles begeben, um sich an dem Glanze des Hofes zu sonnen und dort die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Prinz von Craon hatte sofort seine beiden Söhne dahin gebracht — er selbst hatte sich zu Franz Stephan nach Toscana begeben — und diesem Beispiele folgten andere, welche die Gunst des verstorbenen Herzogs in vollem Maße genossen hatten.*) Der kleine Adel, der noch in einfacher, altväterlicher Weise zu leben gewohnt war, zog sich vor den neuen Gewohnheiten und Sitten, die der neue Herzog und seine polnisch-französische Umgebung brachte, auf seine einsamen, ländlichen Besitzungen zurück. Am widerstrebendsten zeigte sich der neuen Regierung das Landvolk und bekundete sein Festhalten an dem Überkommenen und seine Abneigung

*) Die alte Ritterschaft war zum Teil ausgestorben, und da die übrig gebliebenen Familien sich meist in Paris und anderen Städten Frankreichs angesiedelt hatten, waren um die Mitte des Jahrhunderts die Häuser des alten Adels in Lothringen so licht geworden, daß nach Chevrier um 1750 die vier adlichen Stifter Remiremont, Epinal, Pouffay und Bouzières nur von deutschen Stiftsdamen bewohnt waren.

gegen die neue Regierung in dem ſtillen aber zähen Widerſtande gegen die neuen Verordnungen wie in vielfachen blutigen Händeln mit den franzöſiſchen Soldaten, ſo daß dieſen zuletzt verboten werden mußte, ſich aus ihrer Garniſon zu entfernen.

Wie einſt der Herzog Renatus I. als Schäferkönig in der Provence gethan hatte, ſo zog der weichliche und eitle Pole, der für ſeine neuen Beſitzungen nur geringes Intereſſe hatte und fortwährend an die Rückkehr auf den Thron der Piaſten dachte, eine leichte und zerſtreuende Beſchäftigung mit den Künſten, die ihm bisher die Langeweile der Verbannung gekürzt hatten, den ermüdenden Sorgen des Regierens vor. Er gefiel ſich im gelegentlichen Verkehre mit den geiſtreichen und witzigen Männern der Zeit, mit Montesquieu, Henault und Helvetius, der im Umgange mit Stanislaus ſich ebenſo fromm und gläubig zeigte, wie er ſpäter ungläubig und naturaliſtiſch war. Voltaire und Madame de Chatelet gingen in Luneville aus und ein und bildeten zeitweilig den Mittelpunkt der halb geiſtreichen und mehr noch leichtfertigen Geſellſchaft, die ſich an dem Hofe des Exkönigs geſammelt hatte. Dagegen hatten lothringiſche Gelehrte, wie Jamerai Duval, der Bibliothekar Herzog Leopolds, und der berühmte Mechaniker Vayringe, die den Ruhm der Akademie von Luneville ausgemacht hatten, Stanislaus' lockende Anerbietungen abgelehnt und waren dem Herzoge Franz Stephan nach Toscana gefolgt. Feſte und Luſtbarkeiten drängten ſich am Hofe des König-Herzogs, und die Gäſte überhäuften den gefälligen, freigebigen Wirt mit ihren Schmeicheleien und Huldigungen, wodurch ſie nicht wenig dazu beigetragen haben, daß ſpätere Zeiten das Bild des eitlen Mannes mit dem Strahlenſcheine eines leutſeligen und liebenswürdigen Weiſen umgaben*) und

*) Montesquieu ſchrieb 1747 an den Abbé von Guasco aus Paris: J'ai été comblé de bontés et d'honneurs à la Cour le Lorraine

seinem Namen alles das zuschrieben, was sein Vorgänger Leopold Gutes geschaffen hatte: die frommen Stiftungen, den Bau von Straßen und Brücken, selbst die Errichtung des Schlosses von Lunéville, das Leopold gewissermaßen zweimal gebaut hatte. Stanislaus selbst legte Wert darauf, als litterarisches und künstlerisches Talent zu gelten. Er schrieb Abhandlungen über philosophische, politische und nationalökonomische Fragen, die zur Mode des Tages gehörten, in französischer Sprache, und ließ sie von seinem Kabinetssekretär, dem Chevalier de Solignac, durchsehen und verbessern. Auch drechselte er Verse, rauchte leidenschaftlich Tabak, musizierte und malte mittelmäßig. Vor allem gefiel er sich in der Beschäftigung mit den architektonischen Künsten und machte durch seine geschmacklosen Luxusbauten aus Nancy jene leere Herrlichkeit, welche die Erinnerungen der alten Zeit überdecken sollte, aber mit ihrem kalten Prunke dem gebildeten Geiste keine Freude und keine Erhebung der Seele zu geben vermag. Seine Liebe zu Tand und Bequemlichkeit machte es ihm leicht, aller Selbständigkeit des Fürsten zu entsagen und die eigenen Meinungen und Wünsche jederzeit den Absichten Frankreichs und dem herrischen Willen Galaizières unterzuordnen.

Eigentlicher Herr und Gebieter des Landes war und blieb unter diesen Umständen Galaizière. Rasch hatte der ebenso vorsichtige wie gebieterische Kanzler das volle Vertrauen des Polen gewonnen, und obgleich er ihm kaum einen Schatten von wirklicher Macht und von Ansehen ließ, hütete er sich gleichwohl, dessen Eifersucht oder Mißvergnügen jemals zu erregen. Nur eines bereitete Stanislaus fortwährend Unruhe und Sorge: die feste Anhänglichkeit

et j'ai passé des moments délicieux avec le roi Stanislas. Voltaire schrieb 1748 an d'Argental: „En verité ce séjour est délicieux, c'est un château enchanté dont le maître fait les honneurs. On va tous les jours dans un Kiosk ou d'un palais dans une cabane, et partout des fêtes et de la liberté."

der Lothringer an ihr altes Fürſtenhaus. Er lebte in beſtändiger Furcht vor Aufſtänden, und ſeine polniſche und franzöſiſche Umgebung, die dem Denken und Empfinden des Volkes ebenſo fremd und verſtändnislos gegenüberſtand, wie heute eine große Zahl transelbiſcher Beamten ſich ohne alles tiefere Verſtändnis für Herkommen, Sitte und Weſen der Landesangehörigen in den Reichslanden gezeigt hat, unterließ nicht, die Beſorgnis des Polen zu nähren und die Treue, mit der das Volk an ſeiner Vergangenheit hing, als eine Auflehnung gegen die neue Herrſchaft auszumalen. Der büreaukratiſch geſchulte Galaizière, wenig oder gar nicht vertraut mit dem lothringiſchen Weſen, war zu verletzenden Mißgriffen um ſo mehr verſucht, je größer ſein Thätigkeitstrieb in der Verwaltung war. Eine Menge kleinlicher und aufreizender Maßregeln war der Ausfluß dieſer Unwiſſenheit und dieſes ängſtlichen Mißtrauens. Alles was eine Erinnerung an die politiſche und nationale Selbſtändigkeit des Landes in ſich ſchloß, mußte beſeitigt werden. Die Büſten und Wappen der alten Landesherzöge wurden entfernt, wo ſie ſich fanden. Unter dem Vorwande, Nancy zu verſchönern, wurden Kirchen, Schlöſſer, Stadtthore verändert oder fielen unter dem Hammer des Zerſtörers; ſelbſt der alte, feierliche Umzug, mit dem man jährlich die Erinnerung an den Sieg über Karl den Kühnen feierte, wurde aufs neue verboten. Der Vandalismus, dem ſo viele teure Denkmäler der Vergangenheit zum Opfer wurden, erregte im Volke eine tiefgehende Mißſtimmung. Als Stanislaus die ehrwürdige Kirche Bon Secours, in der eine Menge alter Votivbilder und die in den Türkenkriegen gewonnenen Fahnen angebracht waren, unter dem nichtigen Vorwande der Baufälligkeit niederzulegen befahl, ließ der Zinngießer Renaud, der in der Nähe dieſer Kirche ein Haus beſaß, die nach dieſer Seite gehenden Fenſter ſeiner Wohnung vermauern, um nicht das Werk dieſer Zerſtörung ſehen zu müſſen. Der Furcht vor Unruhen entſprang ferner eine Reihe gehäſſiger Polizei-

verbote, die von den neuen Herrn schon in dem ersten Jahre nach der Besitznahme des Landes erlassen wurden. So ward im November 1739 allen Bewohnern mit Ausnahme der Privilegierten untersagt, Feuerwaffen zu führen oder im Hause aufzubewahren. Die Schützenbrüderschaften, die in die älteste Zeit zurückreichten, jetzt aber schon im Verfalle waren und nur jährlich zur Kirmes ein harmloses Vogelschießen abhielten, wurden aufgelöst; das gleiche Verbot traf die Bürgergarden, die in früherer Zeit als Besatzung einzelner Städte gedient, später aber nur bei Anwesenheit der Herzöge die Ehrenwache gehalten oder am Fronleichnamsfeste das Sanctissimum begleitet hatten. Man entzog durch solche Verbote dem Landvolke nicht nur seine harmlosen Freuden und Festlichkeiten, sondern verursachte auch eine starke Vermehrung des Raubwildes und anderer schädlichen Tiere, deren der Landmann sich jetzt nicht mehr zu erwehren wußte. Im Jahre zuvor hatte man die von Herzog Leopold geschaffene Sicherheitspolizei beseitigt und eine neue, ganz nach französischem Vorbilde geschaffen, die der Aufsicht und der Gerichtsbarkeit des souveränen Hofes entzogen wurde und lediglich dem Kanzler verantwortlich sein sollte. Es war dies ein schwerer Eingriff in jede geordnete Rechtspflege, wie er sonst nur in Ausnahmezuständen denkbar ist. Denn da der neuen Polizeigewalt die Befugnis zuerkannt wurde, über Landstreicher, Rückfällige, auf frischer That Ergriffene in summarischer Weise und ohne Berufung an eine höhere Instanz abzuurteilen und Strafen zu verhängen, so war der Willkür bald kein Ende, und das Recht, das sonst nur den ordentlichen Gerichten zustand, war dem freien Ermessen einer unverantwortlichen Polizeigewalt überliefert.

Aus Furcht vor Aufstandsversuchen hatte Stanislaus 1739 das allgemeine Waffenverbot erlassen. Um sich noch sicherer im Lande zu fühlen und das Volk ganz wehrlos zu machen, bildete er 1740 aus den rüstigen und entschlosseneren jungen

Leuten ein besonderes Regiment unter dem Namen der lothringischen Garde und schickte dieses zum königlichen Dienste außer Landes nach Frankreich oder nach Italien. Und auch damit waren die Besorgnisse des Polenkönigs oder Galaizières noch nicht beseitigt. In den ersten Jahrzehnten nach dem dreißigjährigen Kriege hatte Karl IV. Wald und Gestrüpp zu beiden Seiten der Straßen auf eine Entfernung von 25 Klafter ausroden lassen, um Kaufleute und Reisende vor plötzlichen Überfällen räuberischer Banden zu sichern. Unter dem lächerlichen Vorwande, Strolchen und Vagabunden das Handwerk zu legen, wurde jetzt diese alte Maßregel erneuert, lediglich in der Absicht, französische Truppen im Falle eines Aufruhres gegen Überfälle durch Freischaren zu sichern.

Nach einem Übereinkommen zwischen Stanislaus und Ludwig XV. sollten Franzosen und Lothringer in beiden Ländern gleiche und volle Rechte genießen und ohne Unterschied alle Ämter bekleiden können. Oben ist schon gesagt worden, daß diese Gleichstellung dazu benutzt wurde, alle bevorzugten Ämter und Stellen in den Besitz von Franzosen zu bringen. Aber dies war nicht die einzige Segnung, die den Lothringern aus dieser scheinbar wohlwollenden Maßregel entsprang. Für schwere Vergehen kannte das lothringische Strafrecht nur Tod oder Verbannung. Auf Wunsch des französischen Ministers führte Galaizière im Juni 1737 für eine Anzahl Verbrechen die in Frankreich übliche, in Lothringen bis dahin fremde Strafe der Galeere ein. Seitdem wanderte die Mehrzahl derer, die eines Jagdfrevels, eines Zollvergehens, des Widerstandes gegen Polizeigewalt oder ähnlicher Vergehen schuldig befunden wurden, unter das Militär oder auf die Galeere, je nachdem sie jung oder alt, schön oder häßlich waren. Die zur Galeere Verurteilten erhielten die Buchstaben G. A. L. (Galeere) auf die Schultern eingebrannt und wurden in Ketten nach Toulon geschleppt. Dem Unwillen, der sich im Lande über die Einführung dieser brutalen

und entwürdigenden Strafe verbreitete, hielt man wie beschwichtigend entgegen, daß die Lothringer ja in allen Rechten den Franzosen gleichgestellt seien. Zwei andere Maßregeln in fiskalischem Interesse, für die Galaizière im Jahre 1739 die Genehmigung des König-Herzogs erhielt, brachten die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruche. Bisher war allen Besitzern von Weinbergen gestattet, gegen eine kleine Abgabe an die herzogliche Kasse durch patentierte Destillateure, deren Zahl 600 betrug, im eigenen Hause aus Trübern und Weinhefen gebrannte Wasser herstellen zu lassen. Um die Einnahmen zu vermehren, legte Galaizière auf die Träber eine Abgabe und machte unter dem Namen einer Pacht die Befugnis, alle Arten von gebranntem Wasser herzustellen, zu verkaufen und auszuschenken, zu einem Monopol, das nebst der auferlegten Träbersteuer ungefähr 800 000 Livres einbrachte. Fast gleichzeitig mit dem Erlasse dieser Verordnung ward das französische Forstregal in Lothringen eingeführt, kraft dessen der Staat die zum Dienste der Marine geeigneten Stämme sich vorbehielt und das Recht der Eigentümer auf die freie Nutzung ihrer Wälder wesentlich einschränkte. Die erste Maßregel traf vor allem die bäuerlichen Besitzer, die letztere den Adel.

Der souveräne Hof weigerte sich zwar, die neuen Verordnungen einzuregistrieren; als Galaizière aber den Hauptträger des Widerstandes, den Grafen Collignon, des Landes verwies und die sofortige Eintragung der Verordnung in die Register befahl, da wagte die Körperschaft keinen weiteren Widerstand und vollzog Februar 1740 die Eintragung „auf ganz besonderen Befehl des Königs“.

Der Adel gab indes den Kampf gegen die Willkür des Ministers nicht auf, und der laute Unwille im Lande steigerte sich noch, als Galaizière 1740 für den Unterhalt der im Lande untergebrachten französischen Kavallerie-Regimenter die Zahlung von 600 000 Livres verlangte. Der vorhergehende

Winter war äußerſt hart geweſen; große Überſchwemmungen der Moſel, der Murthe, des Madon, der Maas und der Orne hatten allenthalben in Lothringen wie in Bar Häuſer und Brücken zerſtört, Menſchen und Vieh fortgeriſſen und ein weitverbreitetes Elend auf dem Lande erzeugt, als Galaizière wie der allgemeinen Not zum Hohne dem Volke die obengenannte Heeresſteuer auferlegte. Die Beiträge wurden ohne Rückſicht eingetrieben, und gegen die Rückſtändigen ging man mit ſchonungsloſer Härte vor. Wegen des allgemeinen Notſtandes und der immer ſchwieriger werdenden Stimmung des Volkes ſah ſich die Rechnungskammer im November 1740 veranlaßt, eine Abordnung an Stanislaus zu ſchicken, welche in reſpektvollſter Art die durch einen beiſpiellos harten Winter und durch den Verluſt der Ernten geſteigerte Not des Volkes darlegte und Erleichterung der Laſten forderte. Die Abordnung wurde von Stanislaus unfreundlich empfangen und mit allgemeinen leeren Verſprechungen wieder entlaſſen. Eine Deputation, die man hierauf nach Verſailles ſchickte, erhielt nur ſchöne Worte, vermochte aber eine Abſtellung der allgemeinen Beſchwerden in keinem Punkte zu erlangen. Unter dieſen Umſtänden beſchloſſen die Edelleute, die Vermittlung des Großherzogs Franz Stephan und des Wiener Hofes zu gunſten ihrer im Wiener Frieden verbürgten und nun ſo hart verletzten Rechte und Freiheiten anzurufen. Eine Denkſchrift, in der ſie alle ihre Beſchwerden niedergelegt hatten, ließen ſie durch den Toscaniſchen Geſandten in Paris, den Marquis von Choiſeul-Stainville, dem Herzoge Franz von Toscana überſenden mit der Bitte, ſich ihrer verletzten Rechte anzunehmen. Durch Zufall kam dieſe Denkſchrift an die Öffentlichkeit. Galaizière ließ die in Nancy verbreiteten Exemplare der Schrift konfiszieren, durch den ſouveränen Hof verurteilen und in Gegenwart des König-Herzogs durch Henkershand zerreißen und verbrennen. Ihr Verfaſſer wurde durch eine lettre de cachet verbannt; und auf die Rechnungskammer entlud ſich

der volle Zorn des Miniſters. Die Denkſchrift iſt ein bemerkenswerter Beitrag zur Kenntnis der Stimmungen, welche die neue Herrſchaft im vierten Jahre ihres Beſtehens in Lothringen geſchaffen hatte; beſſer als jede Erzählung es vermöchte, läßt ſie uns den Umfang der Übel erkennen, die unter dem Szepter Frankreichs ſich ſchwer laſtend auf das Volk gelegt hatten. „Lothringen,“ ſo heißt es, „iſt nicht wieder zu erkennen. Seufzend liegt es unter dem Drucke der Gewalt, und im Namen aller Stände bitten wir, unſer Verlangen zu den Füßen des Thrones zu bringen . . . Nicht der Geiſt des Widerſtandes und der Empörung iſt es, der Lothringen treibt, eine ſo mächtige Vermittlung zu ſuchen. Vergebens haben wir uns bemüht, durch unſere Bitten das Herz des Souveräns zu rühren und von ſeiner Gerechtigkeit Abhilfe der Übel zu erlangen, über die wir nicht länger unnütz ſchweigen können. Wir haben verſchiedene Denkſchriften an die Höfe zu Nancy und zu Verſailles gerichtet; man hat die Berechtigung unſerer Klagen nicht beſtreiten, die Kraft unſerer Gründe nicht widerlegen können; man hat das Recht unſerer Forderungen eingeſehen, aber man hat unſere Beſorgniſſe nur durch Hoffnungen zu zerſtreuen, unſere Thränen nur durch Verſprechen zu trocknen geſucht. Man hat viel verheißen, man hat nichts gehalten; und trotz den bindendſten und ſchmeichelhafteſten Zuſagen haben unſere Leiden ſich gehäuft und vervielfältigen ſich mit jedem Tage. Die Bedrückungen und Plackereien werden immer ſtärker, unſer Schmerz iſt aufs höchſte geſtiegen, und dazu kommt, daß unſere Bitten läſtig werden, daß jede Vorſtellung uns fernerhin unterſagt iſt, und daß unſere geheimſten Seufzer anfangen, als aufrühreriſches Geſchrei zu gelten. Wir ſind alſo außer ſtande geſetzt, uns vernehmbar zu machen, und deshalb haben wir uns geeinigt, Sie zu bitten, an unſerer ſtatt Stimmen reden zu laſſen, die ſich Gehör verſchaffen können . . . .“

„Wenn ein regierendes erbliches Haus der Herrſchaft entſagt,

die es über ein Volk erlangt hat, und ſeine Unterthanen von dem Eide der Treue entbindet, dann tritt ein Volk, frei von ſeinen bisherigen Verpflichtungen, wieder in ſein urſprüngliches Recht ein und hat die Gewalt, ſich einen anderen Herrn zu wählen oder ſich eine andere Form der Herrſchaft zu geben. Wir erkennen indes, wie gefährlich ein ſolches Thun unter Umſtänden werden kann, und bekennen, daß wir keinen Teil an ſolchem Unternehmen haben .... Es ſteht nicht mehr bei uns, uns einen Fürſten zu wählen; Frankreich iſt unſerer Wahl zuvorgekommen ... Es hat verſprochen, alle unſere Rechte und Freiheiten zu beſtätigen; wir haben uns ſeiner Macht gebeugt und haben auf ſein Verſprechen vertraut. Das Edikt von Meudon hat unſer Vertrauen vernichtet. Man hat uns einen König gegeben, der durch ſeine Ehrlichkeit und Herzensgüte, durch ſeine Gerechtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit es zu ſein verdient. Wir hofften, daß ſeine gerechte und milde Herrſchaft unſeren Augen ſtets die Herrſchaft jener Fürſten vorführen würde, die mehr als ſieben Jahrhunderte über uns herrſchten, die wir als unſere Väter betrachtet haben und immerdar lieben und zurückwünſchen werden. Aber kaum drei Jahre ſind vergangen, und alle unſere Hoffnungen ſind geſchwunden. Trotz der Weisheit des gewiſſenhaften Fürſten, den wir heute als unſeren Souverän betrachten, ſind wir erdrückt von der Laſt der Leiden, die ſich täglich erneuern durch die Hartherzigkeit eines Intendanten, der das Gewiſſen des Fürſten berückt, ſeine Gerechtigkeit irre führt und ſein Anſehen ſich angemaßt hat. Während er als gehorſamer Diener ſeines Schwagers, des franzöſiſchen Generalkontroleurs der Finanzen Orry, knechtiſch Frankreich gehorcht, befiehlt er als Herr in Lothringen, und ſeine Ränke, ſeine Liſt und ſeine Härte haben mehr Macht und Einfluß, uns Übles zu thun, als das Anſehen des Königs uns Gutes zu bringen vermag.“ — Es folgen dann die allgemeinen Klagen über die neuen Bedrückungen, Laſten und Plackereien, die un-

vereinbar seien mit den alten Rechten und Freiheiten, deren Erhaltung die Verträge von Wien und von Meudon verbürgt hätten. Die Deputationen, welche dem Intendanten die Beschwerden überbrachten, seien mit Hochmut und Anmaßung empfangen, die Vorstellungen des souveränen Hofes und der Rechnungskammer als aufrührerische Akte und Attentate auf das königliche Ansehen erklärt worden. Zu den besonderen Beschwerden der Grundbesitzer wegen des Forstregals, der Destillation und der unzähligen büreaukratischen Plackereien übergehend, fährt die Denkschrift fort:

„Ihre (der Grundbesitzer) Rechte sind von Grund aus untergraben, ihre Güter entwertet. Man kann das Erbgut seiner Vorfahren nicht mehr benutzen. Die Hinterlassenschaft des Vaters hat aufgehört, gesichert zu sein. Die Güter sind eine Last für ihre Besitzer geworden. Man muß das Holz in den eigenen Wäldern kaufen. Bricht eine Kelter plötzlich während der Weinlese, erschüttert der Sturm ein Haus, droht das Schloß eines Herrn den Einsturz, so muß man zum Intendanten laufen, die Beamten des Forstgerichtes zusammenberufen, warten, bis Kommissare ernannt, bis sie an Ort und Stelle gekommen sind, ein Protokoll aufgenommen und ihren Bericht erstattet haben. Bis dann die Sache verhandelt und entschieden und von dem Herrn Minister (Galaizière) bestätigt ist, und bis man durch Bitten, durch Selbsterniedrigung sich das Recht erkauft hat, von seinem Eigentume Gebrauch zu machen, ist die Traubenernte verdorben und das Haus eingestürzt. Die viel größeren Schäden, die alsdann gut zu machen sind, schaffen neue Weitläufigkeiten und neue Kosten. Kurz, unsere Güter sind uns zur Last geworden; wir sind gezwungen, einen Teil unserer Einkünfte preiszugeben, um den anderen zu erhalten, und diesen anderen Teil müssen wir noch durch das Opfer unserer Rechte erkaufen.“ Es folgt die Aufzählung der neu auferlegten Steuern und Frohnden, unter denen das Volk erliege, dann heißt es weiter:

„Was wir verlangen? Man hat feierlich geſchworen, unſere Gewohnheiten und Rechte zu erhalten, und ein Land, das man jüngſt gewonnen hat, darf die Erfüllung derjenigen Bedingungen fordern, unter denen es gewonnen worden iſt. Kurz, wir verlangen die Ausführung des Vertrages von Wien, deſſen Artikel alle durch die beteiligten Mächte unterzeichnet und gewährleiſtet worden ſind. Auf dieſem Verlangen allein ruht unſere gegenwärtige Verpflichtung und auch der Treueid, den wir geleiſtet haben; und indem wir verlangen, daß dieſer Vertrag nach ſeinem Sinne und ſeinem Wortlaute ausgeführt werde, fordern wir nur, was Menſchlichkeit, Recht und Billigkeit für uns fordern, was Frankreich den verhandelnden und garantierenden Mächten bei dem Austauſche Lothringens gegen das Großherzogtum Toscana verſprochen hat, und was es ſich, ſeinem Ruhme und ſeinem gegebenen Worte ſchuldig iſt.“

Wir wiſſen nicht, ob die Denkſchrift in die Hände Franz Stephans gelangt iſt; gewiß iſt nur, daß die Klagen der Lothringer nicht gehört wurden, und in dem Augenblicke, da der Adel den gehaßten Miniſter zu ſtürzen ſuchte, bereiteten ſich Ereigniſſe vor, die deſſen Macht noch erhöhten und den Bürgen des Wiener Friedens jede Einwirkung auf die lothringiſchen Dinge verwehrten. Galaizière galt am franzöſiſchen Hofe überhaupt als der geeignete Mann, unſichere Provinzen zu hüten und zum Beſten der franzöſiſchen Finanzen aus ihnen ſoviel herauszuholen, wie nur möglich. Stanislaus, der in Meudon gegen eine Penſion von zwei Millionen auf jede Einmiſchung in die Finanzverwaltung ſeines kleinen Staates verzichtet hatte, ſpielte den Klagen ſeiner neuen Unterthanen gegenüber die Rolle des weichmütigen und ängſtlichen Vaters, der die über die Härte der Stiefmutter weinenden Kinder durch den Hinweis auf ſeinen eigenen Jammer zu beruhigen ſucht. — Unterdes konnte Frankreich auf Grund der ihm zugeſtandenen Rechte die finanzielle Ausraubung des ihm preisgegebenen Landes fortſetzen.

Schon 1738 war ein Vertrag auf neun Jahre mit den französischen Generalpächtern abgeschlossen worden, nach welchem diese jährlich 3 300 000 Livres in die königliche Kasse zu liefern hatten. Dazu kam die Subvention, die 1738 nahezu zwei Millionen betrug, ferner eine Auflage von 100 000 Livres für die Kosten des Brückenbaues und für die Unterhaltung der französischen Kavallerieregimenter 368 415 Livres,*) die Galaizière 1740 auf 600 000 Livres erhöhen ließ. Und diese Lasten waren auf eine Bevölkerung gelegt, die 1738 ungefähr 750 000 Seelen betrug. Das größte Ärgernis verursachten die indirekten Steuern, die bei dem Übergange von Waren aus einem Distrikte des Landes in den anderen erhoben wurden und den Austausch von Bodenerzeugnissen zwischen den nächsten Nachbarn überaus lästig und kostspielig, ja fast unmöglich machten. So wurde das für einen Distrikt bestimmte Salz, auch wenn es lothringisches Ursprunges war, für Contrebande erklärt, wenn es in einen anderen hinübergeführt wurde; und dazu kostete der Zentner Salz, der in Elsaß 12, in der Freigrafschaft 15 Livres kostete, in Lothringen 27, in den Bistümern gar 30 Livres. Die härtesten Strafen, Auspeitschen und Galeere, trafen die Schmuggler, selbst auf junge Leute im Alter von 14 Jahren sollten diese Strafen Anwendung finden. Gleichwohl war infolge des ungemein hohen Preises der Salzschmuggel weit ausgedehnt; ganze Banden, Weiber und Mädchen, waren daran beteiligt. Und ähnlich wie mit dem Salze, verhielt es sich mit den meisten anderen Waren. „Aller Verkehr mit unseren Nachbarn," heißt es in der oben erwähnten Denkschrift, „ist uns untersagt; es ist uns nicht mehr erlaubt, unsere Bodenerzeugnisse zu ihnen zu bringen und zu verwerten, und daneben sind wir aller Gier der nachspürenden Steuerpächter preisgegeben. Sie überfluten Stadt

*) Digot VI. 204.

und Land, unerſättlich ſaugen ſie den Leuten das Blut aus und füllen unſere Gefängniſſe mit unglücklichen Familien, die ihr Leben einſetzen, um Brot zu haben und eine harte Gefangenſchaft dem äußerſten Elende vorziehen.“ Große Summen ließ Galaizière erheben für die Inſtandhaltung der Straßen und Brücken; aber über die Verwendung dieſer Summen wurde nichts bekannt, denn niemals, ſo lautete die allgemeine Klage, waren die Straßen ſchlechter unterhalten, und die Brücken, die zuſammenbrachen, blieben in ihrem Verfalle liegen. Nur die große, militäriſchen Zwecken dienende Straße von Bar nach Straßburg wurde in gutem Zuſtande erhalten; aber dies geſchah durch die unbezahlten Dienſte der Landleute, die man wie Sklaven zwang, zur Saat- und Erntezeit ihre Pferde mit Straßenfrohnden zu ruinieren und ihre ländlichen Arbeiten liegen zu laſſen. „Witwen, Greiſe, Kinder,“ ſo klagt St. Lambert, einer der Vertrauten an Stanislaus Hofe, in einem Gedichte (les Saisons) über die zahlreichen und verhaßten Frohnden, „müſſen ſich hungernd und weinend zur Arbeit ſchleppen. Wenn einer dieſer Unglücklichen ſchmachtend, außer Atem ſich auf dem Raſen am Ufer eines Baches niederläßt, um auszuruhen, ſo jagt ihn der unmenſchliche Treiber zur Arbeit zurück, und nur um Geld erkauft er einen Augenblick der Ruhe.“

Dieſe Zuſtände, die bis zum Ausbruche der großen Revolution fortdauerten, waren in der Mehrzahl der franzöſiſchen Provinzen nicht beſſer, aber ſie wurden in Lothringen ohne Zweifel in ihrer Härte und Willkür ſtärker empfunden, weil die beſſere Vergangenheit noch in friſcher Erinnerung war. Vielfach ließen die durch Frohnden und Auflagen überlaſteten Landleute, namentlich in Deutſch-Lothringen, ihre Äcker unbebaut liegen und gingen einem leichteren Erwerbe in anderen Ländern nach, ſo daß unter den Bewohnern dieſer Gegend allmählich ein unſtetes Wanderleben üblich wurde, wie es heute unter Polen und Italienern beobachtet wird.

Das Maß der Leiden und Laſten, die unter der Herrſchaft des Polenkönigs auf Lothringen gelegt wurden, ſollte indes noch einen viel höheren Grad erreichen, als 1741 nach dem Tode Kaiſer Karls VI. der Krieg um das öſterreichiſche Erbe begann.

Am 20. Oktober 1740 war Kaiſer Karl VI. geſtorben, wenige Monate nachdem Friedrich II. den Thron Preußens beſtiegen hatte. Nach der von allen Mächten anerkannten und verbürgten pragmatiſchen Sanktion war Maria Thereſia, die Gemahlin Franz Stephans von Lothringen, Erbin der geſamten öſterreichiſchen Staaten, und dies öffnete ihrem Gemahle die Ausſicht, zum Nachfolger Karls VI. in der Kaiſerwürde gewählt zu werden. Es iſt bekannt, wie nach dem Tode Karls VI. die pragmatiſche Sanktion, der heilig beſchworene Vertrag, von allen den Fürſten gebrochen wurde, die zuvor noch Verbündete Karls VI. geweſen waren und nur darauf gelauert hatten, Stücke des öſterreichiſchen Erbes an ſich zu reißen.

In Frankreich hatte der ſiebenundachtzigjährige Kardinal Fleury noch immer die ungeteilte Leitung der Geſchäfte, aber neben ſeiner zur Schau geſtellten Politik des Friedens gab es am Hofe ſeit 1738 noch eine andere, deren Träger der Herzog von Broglio und die eitlen, ehrgeizigen Brüder Belleisle, die Freunde der königlichen Maitreſſe, der Marquiſe von Mailly, waren. Sie wollten die alten, auf die Zerſtörung des Hauſes Habsburg gerichteten Pläne, welche die Bourbonen von jeher mit aller Entſchiedenheit verfolgt hatten, wieder aufnehmen. Überdies kamen auch von anderer Seite verſchiedene Anträge, die geeignet waren, die franzöſiſche Ehrſucht anzuregen, wäre ſie nicht ſchon lange vorhanden geweſen. Der liederliche Kurfürſt Karl Albert von Bayern ging ſchon längſt mit dem

Gedanken um, gestützt auf Rechte, die er für unzweifelhaft ausgab, das ganze Erbe Habsburgs anzusprechen und suchte zu diesem Zwecke ein Bündnis mit Frankreich. Auch der junge Preußenkönig hatte schon gleich nach seiner Thronbesteigung einen außerordentlichen Gesandten, den Franzosen Camas, nach Versailles geschickt, „um seine guten Dienste bei einer etwaigen Verwickelung anzubieten", wenn man Preußen annehmbare Vorteile gewähren würde. Als der Gesandte in einer Unterredung mit Fleury die pragmatische Sanktion zur Sprache brachte, machte der friedliche Kardinal die bedeutsame Bemerkung, daß Frankreich der Sanktion beigetreten sei, „aber nur mit der Klausel: unbeschadet der Rechte Dritter", womit er auf die Ansprüche Bayerns und Spaniens hindeutete. Als der Gesandte richtig bemerkte, daß eine solche Klausel die Sanktion mit einem Schlage vernichte, erwiederte Fleury: „aber das versteht sich bei Dingen der Art von selbst". Am französischen Hofe war man also von vornherein entschlossen, sich von dem beschworenen Vertrage unter Hinweis auf die Rechte Dritter loszusagen.

Sobald der Tod Karls VI. bekannt wurde, suchte die jüngere kriegslustige Partei, der der alte Kardinalminister zögernd folgte, dem Könige klar zu machen, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, die österreichische Monarchie, die der Macht Frankreichs stets im Wege gestanden habe, vollständig zu vernichten. Um die Unlust und die Trägheit des Königs zu überwinden, suchte ihn Belleisle vor allem durch den Hinweis auf den möglichen Verlust Lothringens zu schrecken. Wenn man zulasse, so heißt es in einem von Belleisle dem Könige überreichten Gutachten, daß der Großherzog von Toscana, der Gemahl Maria Theresias, zum Kaiser gewählt werde, so werde er in kurzem alles daran setzen, sein Erbland Lothringen wieder zu gewinnen und die alte Allianz gegen Frankreich zu erneuern. Wohl sei auch zu bedenken, daß der Großherzog sein Geschlecht von Karl dem

Großen ableite, und daß das lothringische Haus noch in einer 1711 gedruckten Schrift seine Rechte auf Frankreich verteidigt habe. Das Heil Frankreichs gebiete daher, die Wahl des Großherzogs zum deutschen Kaiser zu verhindern; es genüge indes nicht, daß dies für den Augenblick geschehe: für alle Zeit müsse dem vereinigten Hause Lothringen-Österreich die Möglichkeit genommen werden, die Kaiserkrone zu tragen. Frankreichs Sicherheit gebiete daher, daß das Kaisertum auf ein anderes Haus gebracht und daß die österreichischen Erblande zerstückelt würden. Zur Übernahme der Kaiserkrone tauge aber kein anderes Haus so sehr wie das bayerische, dessen lange und treue Anhänglichkeit an Frankreich man mit der Kaiserkrone belohnen müsse. Im übrigen rate die Klugheit, alle Gegner des Hauses Österreich: Bayern, Spanien, Sardinien, Preußen und Schweden zu einem großen Bunde zu vereinigen. „Ist Österreich einmal zerstückelt", so heißt's am Ende dieser Denkschrift, „so steht Frankreichs Größe für alle Zeit gesichert da. Das Haus Bourbon wird alsdann, so lange es besteht, Schiedsrichter und Herr von Europa sein. Wahrlich, die Vorsehung hat diese Lage der Dinge hervorgerufen, um das Schicksal der Welt in Frankreichs Hände niederzulegen".

Wir wissen, wie der mit künstlich konstruierten Rechtsgründen beschönigte Einbruch Friedrichs II. in Schlesien*)

*) Um den großen Eindruck abzuschwächen, den Maria Theresias Rundschreiben an die auswärtigen Mächte und ihre Klage bei dem Regensburger Reichstage über Friedrichs gewaltsames und ungerechtes Verfahren machte, wurde ein damals angesehener Jurist, der Kanzler der Universität Halle, Johann Peter von Ludwig beauftragt, Preußens rechtmäßige Ansprüche auf Schlesien in öffentlichen Schriften zu beweisen. Der Kanzler und andere machten sich ans Werk und konstruierten die bekannten, aber heute vor keinem Gerichtshofe stichhaltigen Rechtsansprüche zu gunsten Brandenburgs. Friedrich II. selbst glaubte nicht im entferntesten an diese juristischen Deduktionen. In dem ursprünglichen Texte der Geschichte seiner Zeit sagte er mit aller Offenheit:

(Mitte Dezember 1740) das papierne Machwerk Karls VI., die pragmatische Sanktion, zusammenwarf, und wie dann alle die Mächte, welche Belleisles Denkschrift nennt, sich zur Zerstückelung Österreichs verbanden. Um die Mitte des Sommers 1741 stand halb Europa gegen Maria Theresia in Waffen, und Karl Albert von Bayern empfing auf Grund eines schmachvollen Vertrages, der gewissermaßen eine Wiederholung jenes schnöden Bündnisses war, das einst Heinrich von Bayern mit Philipp VI. von Valois geschlossen hatte, von Frankreichs Gnaden die deutsche Kaiserkrone.*)

„Kampffertige Truppen, ein gefüllter Schatz und ein lebhaftes Temperament, das waren die Triebfedern des Krieges. Ehrgeiz, der eigene Vorteil und der Wunsch, die Welt von mir reden zu machen, gaben die Entscheidung und bestimmten mich, die Waffen zu ergreifen". Voltaire, der das Manuskript des Königs durchsah, fand dieses Bekenntnis zu offen. Er durchstrich es und setzte statt dessen die Worte: „des droits incontestables à la Silésie" in den Text ein. (Stenzel, Gesch. des preuß. Staates IV. 65.)

*) In den geheimen Artikeln des am 22. Mai 1741 zwischen Belleisle und Bayern abgeschlossenen Staatsvertrages versprach Frankreich, das öffentlich noch den Schein eines feindlichen Auftretens gegen Österreich vermeiden wollte, die Ansprüche Karl Alberts auf die Hinterlassenschaft Karls VI. und dessen Erhebung auf den Kaiserthron mit allen Mitteln zu unterstützen. Dagegen verpflichtete sich der Kurfürst, sobald er durch französische Hilfe zum Kaiser gewählt sei, die von den französischen Heeren besetzten Städte und Provinzen am Rhein und in den Niederlanden nie zurückzufordern, sondern Frankreich in deren Besitze zu erhalten. — An Ludwig XV. schrieb Karl Albert die kriechendsten Briefe: „Je regarderai S. M. toujours comme mon seul soutien et mon unique appui. — Je tâcherai toujours d'unir les intérêts de l'empire à ceux de la France; je verrai le jour de mon élévation devenir l'époque la plus glorieuse de votre **ministère.**" Ludwig XV. trieb einem solchen Fürsten gegenüber die Unverschämtheit wohl kaum zu weit, indem er ihn als Kaiser anerkannte und zugleich zu seinem Generallieutenant ernannte. — Viel deutscher und würdiger, als seine Fürsten, fühlte und benahm sich das Volk, das bei der Krönung Karls VII., wie Moser (Patriotische Briefe) „mit eigenen Augen sah und mit eigenen Ohren hörte, weder mit Geldauswerfen noch mit zu Hilfe genommenen

Der Gang und die Wechselfälle des bis zum Jahre 1748 dauernden österreichischen Erbfolgekrieges gehören unserer Erzählung nur so weit an, als der Krieg Lothringen mit in seine Wirren zog. Obgleich das Land für ein dauernd neutrales erklärt worden war und an dem Gegensatze und den Intriguen der anderen europäischen Mächte nicht den geringsten Anteil hatte, wußte Frankreich ein gutes Teil seiner Kriegslasten an Geld und Blut von Anfang an auf Lothringen abzuwälzen. Die Aushebung von Milizen zum Kriegsdienste war bisher den Lothringern unbekannt. Fügsam jedem Winke des französischen Ministers, ließ Stanislaus schon am 20. Oktober 1741 sechs Bataillone, die den Namen Nancy, Saargemünd, Bar, Etain, Epinal und Neufchateau erhielten, jedes in der Stärke von 600 Mann, für den Dienst Frankreichs ausheben. Im Februar 1742 wurden diese sechs Bataillone in drei Regimenter von je zwei Bataillonen zusammengezogen und unter französischen Befehlshabern gegen Österreich ins Feld geführt. Kaum waren diese Regimenter gebildet, als Stanislaus die Aushebung von drei weiteren Bataillonen befahl, die den Namen Dieuze, Mirecourt und St. Mihiel führen und als dritte Bataillone der eben geschaffenen drei Regimenter dienen sollten. Entgegen allen beschworenen Verträgen wurden so 5400 junge Leute, von denen die meisten im Kriege und in den Hospitälern zu Grunde gingen, dem Lande und dem Ackerbau entzogen; außerdem aber führte die Notwendigkeit, die Reihen vollzählig zu halten, von da in jedem Jahr zu immer neuen Aushebungen und Nachschüben. Im Januar 1744 sonderte man aus den drei oben genannten Regimentern die besten und schönsten Leute aus und bildete aus ihnen eine Elite-Truppe, das

---

Stößen und Schlägen zum Vivatrufen bewogen werden konnte, hingegen mit himmelhohem Jubelgeschrei Kaiser Franz I. zur Krönung begleitete und mit Frohlocken diesem Fürsten entgegen jauchzte. Das war bei Karl VII. bloß der Haß gegen die Franzosen, durch deren Hilfe er zur Krone gelangte".

Regiment Royal-Lorraine, das in den meiſten Schlachten der nächſten Jahre beteiligt war. Um die Lücken auszufüllen, welche die Bildung dieſer neuen Truppe in den drei alten Regimentern verurſacht hatte, ließ Stanislaus aufs neue 1950 Mann ausheben, und zog, da es an tauglichen Leuten zu fehlen begann, auch die Bürger der Städte Nancy, Luneville und Bar le Duc heran, die bis dahin vom Dienſte frei geblieben waren. Die Aushebungen geſchahen ohne alle Rückſicht auf die häuslichen Verhältniſſe der Betroffenen; auch ältere Leute und Familienväter wurden nicht ausgenommen. Die Regel war, daß jeder Gemeinde aufgegeben wurde, eine Anzahl Rekruten aufzubringen, für deren wirkliche Einſtellung ſie zu haften hatte; für jeden Mann, der ſich der Aushebung durch die Flucht entzog oder im Felde entwich, hatte die Gemeinde einen anderen zu ſtellen. Dazu hatten die betroffenen Gemeinden, abgeſehen von den allgemeinen Kriegsſteuern, auch für die Kleidung eines jeden Mannes, den ſie ſtellte, einen Betrag von 21 Livres an die Kriegskaſſe zu entrichten. Und dies alles ward von der Baſtardregierung des Polenkönigs gegen alle Verträge gut geheißen, und das für eine Sache, an der Lothringen ſelbſt nicht den geringſten Anteil hatte. Im November 1745 ließ Ludwig mit Zuſtimmung von Stanislaus das dritte Bataillon des Regimentes Royal-Lorraine als Stamm eines neu zu bildenden Regimentes Royal-Barrois abtrennen. Durch eine neue Aushebung von 1538 Mann wurde dieſes Regiment dann vollzählig gemacht und auf den italiſchen Kriegsſchauplatz geſchickt. Die Rekrutierungen dauerten in den nächſten Jahren fort, und noch im letzten Jahre des Krieges wurden 2345 Mann zum Erſatze der Gefallenen ausgehoben. Keiner Provinz Frankreichs waren nach dem Zeugniſſe des gewiß unverdächtigen Durival, des Lobredners von Stanislaus, ſo viele Opfer auferlegt worden wie Lothringen; denn außer der ungeheuren Summe, die Galaizière für Ausrüſtung und Unter-

halt der Truppen herausgezogen, hatte es in den sechs Kriegsjahren nach und nach an 20000 Menschen verloren; und wiederum sah man, wie am Ende des dreißigjährigen Krieges, Greise, Frauen und Kinder auf dem Acker den Pflug ziehen.

So verderblich diese widerrechtlichen Rekrutierungen für Lothringen waren, so sehr förderten sie anderseits die Absichten Galaizières, die auf eine rasche Überführung des Herzogtums in französische Zustände gerichtet waren. Der Jahre lang fortgesetzte Aufenthalt unter derselben Fahne, die gemeinsam geteilten Gefahren der Schlacht, die Verbrüderung, welche die Gemeinsamkeit des Lagerlebens zeitigt, und des Beispieles stille wirkende Gewalt mußte die Kluft, welche den Lothringer von seinem Unterdrücker, dem Franzosen, trennte, zuletzt doch überbrücken; und die große Zahl derer, die am Ende des Krieges aus dem Lager in ihre Dörfer oder Städte zurückkehrten, brachte dorthin französische Denkart und Sympathieen mit. Im Lande selbst aber erzeugte während des Krieges der fortgesetzte Druck, die ewigen Plackereien und das bittere Gefühl der Rechtlosigkeit einen Grad der Erbitterung, daß Stanislaus bei jeder ungünstigen Wendung des französischen Kriegsglückes eine allgemeine Erhebung des verzweifelten Volkes fürchtete. Mit lautem Jubel begrüßte man in Lothringen die Nachrichten, daß die schöne und stolze Gemahlin Franz Stephans nach der Bestürzung, welche ihr die ersten Unglückstage gebracht hatten, ihren Bedrängern siegreichen Widerstand leiste und an demselben Tage, an dem der Kurfürst von Bayern in Frankfurt gekrönt wurde, dessen Hauptstadt München besetzt habe, daß die Franzosen aus Bayern zurückgeworfen und der geckenhafte Belleisle in fluchtähnlichem Rückzuge bei Nacht aus Prag gewichen sei, daß der Marschall Noailles bei Dettingen (27. Juni 1743) eine verlustreiche Niederlage erlitten habe und Karl von Lothringen, der Bruder Franz Stephans, mit der österreichischen Armee sich dem Rheine nähere. Im ganzen Lande riefen diese Nachrichten

eine dem Polenkönige unheimliche Bewegung hervor. In den einsamen Schlössern der Edelleute wie in den kleinen Städten regten sich die Sympathieen für die Sache des Hauses Habsburg; Flugblätter, die im Lande verbreitet wurden, forderten auf, sich für den Prinzen Karl zu erklären, der den Rhein überschreiten und bald im Lande sein werde,

Im Juli und August 1643 streiften leichte österreichische Truppen, die den Rhein überschritten hatten, Pioniere unter Trenk und ungarische Husaren unter dem Obersten Menzel, in das elsässische und lothringische Gebiet hinüber, tranken hier auf die Gesundheit ihrer Königin, und Menzel kündete in einem offenen Schreiben von Kreuznach aus an, daß seine Königin Maria Theresia Frankreich auf die alten Grenzen zurückwerfen und die deutschen Provinzen von dem auf ihnen lastenden Joche befreien werde. Am Hofe des Polenkönigs war Bestürzung und Schrecken allgemein; Stanislaus hielt sich in Luneville nicht mehr für sicher vor Kroaten und Ungarn und floh am 23. August mit den Seinen nach Nancy. Auf dem Donon und anderen Berggipfeln leuchteten in der Nacht Feuersäulen auf, mit denen die Landleute den am Rheine stehenden österreichischen Truppen ihre Sympathieen kund thaten. Gegenüber der Verwirrung des Hofes zeigte Galaizière sich hier als einen Mann von ruhiger und kalter Entschlossenheit. Die auf dem Donon gesehenen Feuersäulen ließ er geringschätzig als Signale bezeichnen, welche Mitglieder der Akademie zu wissenschaftlichen Zwecken errichtet hätten. Er erneuerte die früher gegebenen Verbote, Waffen zu tragen oder Waffen zu besitzen, unter Androhung harter Strafen; er versah die bedrohten Plätze mit Garnisonen, rüstete die Arbeiter in den Salzwerken militärisch aus und füllte mit ihnen den Stamm französischer Truppenkörper. Durch Erdaufwürfe und Verhaue suchte er endlich die Vogesenpässe, die aus dem Elsaß nach Lothringen führen, unwegsam zu machen. Um dem eindringenden Feinde die Hilfsmittel des Landes zu entziehen, gebot er ferner die

Lieferung von 2 035 000 Rationen Heu und Stroh, die auf die einzelnen Gemeinden verteilt und unter unsäglichen Beschwernissen auf Bauernwagen nach Schlettstadt gebracht wurden; dazu forderte er große Lieferungen von Brennholz und die Versorgung fester Plätze wie Bitsch mit Kriegsbedarf.

Indes erwies sich die Furcht des Königs dieses Mal unnütz. Die zaudernde und allzuviel erwägende Kriegsführung der Österreicher sowie die feste Stellung des Marschalls Moritz von Sachsen bei Weißenburg und des Marquis Bercheni bei Saargemünd ließen es zu einem weiteren Vordringen Karls von Lothringen während des Herbstes und Winters nicht mehr kommen. Im Frühjahre 1744 aber wurde der Krieg mit größerem Nachdrucke von Österreich fortgesetzt. Karl von Lothringen ging bei Speier im Angesichte der Franzosen mit 80 000 Mann über den Rhein, warf den Marschall Coigny, der mit 50 000 Mann die Linien von Weißenburg besetzt hatte, zurück und öffnete sich dadurch die Straße über Zabern nach Lothringen. Er hoffte im Stammlande seiner Ahnen einen allgemeinen Aufstand hervorzurufen. Wiederum leuchteten auf den Bergen bei St. Dié die Feuer auf zum Zeichen, daß man bereit sei, sich dem Herzoge, dessen leichte Reiter schon bis Luneville streiften, anzuschließen. Die Königin Opalinska reiste eiligst nach Meudon ab, und Stanislaus brachte sich, taub gegen alle Abmahnungen Galaizières, hinter den Mauern von Metz in Sicherheit. Es war eine seltsame Zumutung der Franzosen, daß sie bei dieser unerwarteten Wendung des Krieges von dem Feinde die Beobachtung der lothringischen Neutralität forderten, während sie selbst Geld und Kriegsbedarf aus dem Lande zogen und lothringische Truppen allenthalben in ihre Heere eingereiht hatten.

Seit dem Breslauer Vertrage und der Abtretung Schlesiens an Preußen war in der Seele Maria Theresias der Plan gereift, sobald sie Bayern bezwungen habe, alle ihre Streit-

kräfte an den Rhein zu werfen und im Vereine mit dem englischen Heere Frankreich mit Nachdruck anzugreifen. Alle deutschen Länder, welche Frankreich seit nahezu dreihundert Jahren vom Reiche losgerissen hatte: Flandern, die Bistümer, das Elsaß, die Freigrafschaft, Lothringen sollten wieder genommen und Frankreich auf enge Grenzen zurückgeworfen werden. Der englische Graf Stair, der gegen Frankreich, „den Schlund, aus dem fast alle Übel hervorgequollen seien, die seit einem Jahrhundert Europa getroffen hätten", einen tiefen Haß atmete, arbeitete mit Erfolg daran, das Parlament und die Nation für die Pläne Maria Theresias zu gewinnen.*) England strebte längst danach, seine Alleinherrschaft zur See zu vollenden. Nur die Seemacht Frankreichs und Spaniens standen der vollen Erreichung dieses Zieles noch entgegen. Seiner stets geübten Politik folgend, suchte England deshalb für sich eine festländische Macht zu gewinnen und diese so zu stärken, daß sie Frankreich vollauf beschäftigen könnte, während es selber zur See um sich griff. Das war der Grund, weshalb England sich der Sache Maria Theresias so geneigt zeigte. Aber keineswegs sollte Österreich zu sehr anwachsen und ein starkes festländisches Reich in der Mitte werden. Darum ging die geheime Absicht Englands dahin, Maria Thereſia für Schlesien einen Ersatz durch Bayern zu geben, Bayern aber, das sich von Frankreich lossagen sollte, für sein Erbland durch ein Reich am Rheine zu entschädigen, das aus den Frankreich zu entreißenden Provinzen zu bilden sei. So sollte am Rheine der bisherige Kurfürst von Bayern, im Norden und Osten Preußen ein Gegengewicht gegen ein zu mächtiges Österreich sein. Wie weit die Hoffnungen Österreichs in diesem Augenblicke gingen, bekundete ein in Lothringen verbreitetes Manifest Maria Theresias, daß, wenn Gott den Waffen Österreichs den Sieg verleihe, Herzog Franz III. das alte Erbe seiner Väter wieder

*) Ranke, Neun Bücher preuß. Gesch. III. 31.

in Besitz nehmen werde. Frankreichs Ansprüche seien verwirkt, denn es habe die Verträge gebrochen und einen Ersatz für das abgetretene Land nicht gegeben; Toscana, das Erbe der Medizäer, sei niemals Eigentum der Krone Frankreich gewesen und werde von verschiedenen Familien in Anspruch genommen. Die Bewohner Lothringens wurden deshalb aufgefordert, den Herzog Franz als ihren angestammten und rechtmäßigen Herrn anzuerkennen und den Heeren Österreichs allen möglichen Vorschub zu leisten. — Die ganze Last des treulos begonnenen Krieges schien sich jetzt auf Frankreich zu wälzen. Ludwig XV. selbst lag an einem fauligen Fieber schwer erkrankt in Metz, so daß die Höflinge es sogar wagten, seine Maitresse, die Chateauroux zurückzuschicken. In Lothringen erwartete man mit Zuversicht das Kommen der Österreicher, die Hagenau genommen hatten und gegen Zabern vorgerückt waren. Karl von Lothringen selbst war des Erfolges so sicher, daß er den König Stanislaus einlud, unbesorgt in Luneville zu bleiben, da er für ihn und die Königin alle Rücksicht beobachten und selber nur im kleinen Schlosse Wohnung nehmen werde. Da änderte der neue Einfall Friedrichs II. in Böhmen mit einem Male die ganze Lage der Dinge.

Auch nach dem Abschlusse des Friedens von Breslau hatte Friedrich II., wie er selbst dem französischen Gesandten Valori erklärte, sein Verhältnis zu Frankreich keineswegs als aufgelöst angesehen; er suchte dieses vielmehr zu überzeugen, daß er den Frieden wider Willen abgeschlossen habe und für seine ehemaligen Verbündeten die besten Gesinnungen hege. Der unversönliche Gegensatz der Häuser Habsburg und Bourbon hatte Preußens Wachstum ermöglicht; denn wäre Habsburg stark genug gewesen, Frankreich allein niederzuringen, so würde es das mächtige Aufkommen der Hohenzollern nie geduldet haben. Es ist darum kein Zweifel, daß Friedrich II. zu einer nachhaltigen Demütigung Frankreichs dem Hause Habsburg nie die Hand geboten haben würde:

hatte er doch dem Angriffe Frankreichs auf die österreichische Monarchie seine neueste Eroberung in Schlesien zu verdanken. Mit besorgnisvollem Argwohne hatte er die Fortschritte der österreichischen Waffen seit dem Sommer 1742, vor allem die Schlacht bei Dettingen und das Vorrücken Karls von Lothringen an den Rhein beobachtet. Seine Einsicht konnte nicht daran zweifeln, daß die stolze Tochter Karls VI., die mit der stillen Glut einer edlen, tief gekränkten Frau und einer verletzten Königin ihn als einen „teuflischen, jeder Rücksicht des Rechtes, der Ehre und der Sittlichkeit Hohn sprechenden" Gegner haßte, sobald sie mit den Franzosen fertig geworden sei, Rechenschaft für den Raub Schlesiens fordern werde. Darum glaubte er sich mit Frankreich gegenüber der rasch ansteigenden Macht Österreichs durch gemeinsame Interessen verbunden; er nannte deshalb Schlesien und Lothringen zwei Schwestern, von denen die eine mit Preußen, die andere mit Frankreich verheiratet sei, und bezeichnete den Rhein geradezu als die natürliche Grenze von Frankreich. Während er den Kaiser und andere deutsche Fürsten abhielt, sich mit den Franzosen einzulassen, schickte er selbst Februar 1744 im tiefsten Geheimnis den Grafen Rotenburg, einen seiner Vertrauten, nach Versailles, und dieser verständigte sich schnell mit der am Hofe herrschenden Partei über ein neu zu schließendes Bündnis und die Erneuerung des Krieges gegen Österreich. Der förmliche Abschluß des geheimen Vertrages erfolgte erst am 5. Juni. — Im Juli erhielt Friedrich die Nachricht von dem Rheinübergange und dem Vordringen des Herzogs Karl gegen Lothringen. Sofort ließ er dem Versailler Hofe melden, daß er Mitte August an der Spitze seines Heeres ins Feld rücken und gegen Ende des Monates in Prag sein werde. Um aber für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten vor der Welt einen wohlklingenden Vorwand zu haben — denn unmöglich konnte er eingestehen, daß er im Bunde mit Frankreich zu den Waffen greife — hatte er mit dem Kaiser und einigen anderen

deutſchen Fürſten im Mai zu Frankfurt die ſogen. Union abgeſchloſſen, als deren Zweck angegeben wurde, das deutſche Reich bei ſeiner alten Verfaſſung zu erhalten, den Wiener Hof zu vermögen, Karl VII. als Kaiſer anzuerkennen, und den Frieden im Reiche herzuſtellen. Am 7. Auguſt ließ er darauf in Wien durch den Grafen Dohna erklären, daß er als Kurfürſt nicht mit Gleichmut anſehen dürfe, wie der Wiener Hof den Kaiſer Karl VII. unterdrücke, die Reichsverfaſſung umſtürze und den Ständen Gewalt anthue. Darum habe er mit einigen Reichsſtänden einen Bund geſchloſſen, deſſen einziger Zweck ſei, das rechtmäßige Oberhaupt des Reiches zu ſchützen und die Ruhe im Vaterlande herzuſtellen. Er habe deshalb, ohne ſich in den Streit der Königin mit anderen Mächten einzumiſchen, dem Kaiſer einige Truppen als Hilfsvölker überlaſſen; er ſelbſt habe kein perſönliches Intereſſe, ſondern nehme die Waffen nur „für die Würde des Kaiſers, die Freiheit des Reiches und die Ruhe Europas“.

Der Einfall Friedrichs in Böhmen ſetzte dem ſiegreichen Feldzuge Karls von Lothringen gleich im Anfange ein Ziel. Aus Wien erhielt der Herzog den gemeſſenen Befehl, ſofort umzukehren und zum Schutze der Monarchie herbeizueilen. So endete infolge des unſeligen Zwieſpalts der Nation für lange das letzte verheißungsvolle Unternehmen, Lothringen dem Reiche zurückzuerobern. Der geängſtete Polenkönig kehrte wieder nach Luneville zurück, und Ludwig XV., der Ende Auguſt von ſeiner Krankheit genaß, konnte im September ſogar die Belagerung Freiburgs unternehmen, wobei er 3000 Bauern aus den Vogeſen zu Schanzarbeiten heranziehen ließ.

Die kaltblütige Umſicht und Entſchloſſenheit, mit der Galaizière in bedenklicher Zeit, als Stanislaus ſchon alles verloren gab, die Ruhe zu erhalten gewußt hatte, machte ſeine Stellung gegenüber dem ſchwachmütigen Polenkönige noch feſter und unabhängiger wie zuvor. Stanislaus überließ ſeit-

dem dem Kanzler alle Sorge und Verantwortlichkeit der Regierung, und Galaizière schritt rücksichtsloser auf dem einmal betretenen Wege weiter, alle noch übrigen Bestimmungen des Wiener Vertrages, welche die Stellung Lothringens und Bars betrafen, auszutilgen und Lothringen ganz wie eine französische Provinz zu behandeln. Bezeichnend in dieser Hinsicht war eine Verordnung vom 26. September 1748, welche in Deutschlothringen, wo nur die eingewanderten Pikarden und Auvergnaten französisch redeten, den amtlichen Gebrauch der deutschen Sprache beseitigte und alle Verträge und Aktenstücke für ungültig erklärte, die nicht in französischer Sprache abgefaßt seien.

Der Friede zu Aachen (18. Oktober 1748), der den pragmatischen Krieg beendigte, ließ die Staatsverhältnisse Europas im ganzen und großen wie sie waren; nur England war seinem Ziele, der Alleinherrschaft über die Meere, um einen Schritt näher gekommen. Frankreichs Staatsschuld aber war um die ungeheure Summe von 1200 Millionen gewachsen. Um die Mittel zur Verzinsung dieser Schuld aufzubringen, schuf Ludwig XV. im Dezember 1749 eine neue Steuer, indem er zu den bisherigen Lasten der Unterthanen das sogenannte Zwanzigstel hinzufügte, das auf alle Einkünfte von Grundeigentum und auf alle Erzeugnisse des Gewerbfleißes gelegt wurde. Die Art der Erhebung machte diese Steuer noch drückender, als sie an sich war; denn man nahm von den Jahreserträgen ein Mittel an, das ohne Unterschied bei guten und schlechten Ernten gelten sollte, und dessen Wert im voraus in barem Gelde je nach dem Stande der Getreidepreise zu entrichten war. Kamen nun unfruchtbare Jahre, in denen die Preise meist auf das doppelte, dreifache und vierfache stiegen, so stiegen in demselben Verhältnisse auch die einzuliefernden Steuern, und der größte Teil des Ernteertrages floß in die Kasse der Steuererheber. Es war eine offenbare und grobe Verletzung der Wiener Verträge, wenn Stanislaus, den Willen seines königlichen Schwieger-

sohnes blindlings vollstreckend, die Schultern der Lothringer mit einer Steuer belastete, deren Ertrag lediglich in die französischen Kassen floß. — Die Jahre 1748 und 1749 hatten schlimme Mißernten gebracht, die Not der Landleute war hoch gestiegen; im Saargebiet und in den Vogesen herrschte der Hunger. So gefügig im allgemeinen der souveräne Hof und die Rechnungskammern auch waren, so rafften sie sich doch im Januar 1750 auf, um ihrem König-Herzoge über die unerträgliche und ungerechte Belastung des Landes und die Notlage des Volkes Vorstellungen zu machen; aber Galaizière ließ ihren Protest nicht an Stanislaus gelangen, und überhäufte die Mitglieder der Körperschaften mit Vorwürfen, daß sie die Not des Volkes übertrieben und es an schuldiger Ehrfurcht vor dem Könige fehlen ließen. Die Steuerrollen wurden hierauf ohne weiteren Widerspruch ausgefertigt und die Steuer durch den Kanzler für exekutorisch erklärt. Für Lothringen belief sich der Betrag der neuen Steuer jährlich auf nahezu 700 000 Livres, stieg aber durch die Art der Erhebung über eine Million.

Stanislaus' Hauptsorge war unterdes darauf gerichtet, die Denkmäler der herzoglichen Zeit zu beseitigen, vor allem der Stadt Nancy ihr altes Gewand zu nehmen und sie durch Bauten und kostspielige Verschönerungsarbeiten in eine Schöpfung umzuwandeln, die seinen Namen tragen sollte. Daß er das von Leopold erbaute Schloß in Lunéville vergrößerte und verschönerte, daß er das unvollendet gelassene Schloß Malgrange niederlegte und an dessen Stelle eine einladende Sommerresidenz errichtete, daß er die Arbeiten an dem herzoglichen Palaste in Nancy wieder aufnehmen und die Kollegialkirche völlig zerstören ließ, daß er die Place royale, genannt Stanislausplatz, schuf, um ihn mit dem Standbilde seines Schwiegersohnes, des liederlichsten und verruchtesten aller Könige zu schmücken, daß er der Stadt Brunnen, Standbilder und schöne Thore gab, während das Volk im

und hungerte, wollen wir hier nur erwähnen, um später kurz darauf zurückzukommen. An seinem Hofe, einem Versailles im Kleinen, fanden polnische Abenteurer und französische Schöngeister willkommene Aufnahme. Nach dem Tode der Opalinska stellten an diesem Hofe zum großen Verdrusse von Stanislaus' Beichtvater zwei leichtsinnige und träge Weiber, die Gräfin von Leiningen und die Marquise Boufflers, die „zur größeren Sicherheit" sich das Paradies schon auf Erden schaffen wollte, „die kleinen Sünden" des Königs dar, während Voltaires schmeichelnde Verse „den neuen Trajan" der Lothringer feierten. — Im Jahre 1751 ließ Stanislaus auf den Rat Solignacs in Nancy eine Bibliothek und eine Akademie der Künste und Wissenschaften unter dem Namen einer Société royale des sciences et belles lettres errichten. In der Rede, mit der der Polizeioberst Thibault die Eröffnung der Akademie feierte, gab er Stanislaus den Beinamen des „Wohlthäters von Lothringen". Der Name gefiel dem Könige; alle Lakeien, Hofleute und Akademiker wiederholten ihn, und zahlreiche Lobredner haben es dann verstanden, diesen Beinamen „des Wohlthäters" auf die Nachwelt zu bringen. In der That hat Stanislaus eine Anzahl mildthätiger Anstalten, Spitäler, Armen- und Waisenhäuser errichtet; aber diese Wohlthaten glichen allzusehr der Güte jenes Vaters, der Wohlstand und Glück seiner Kinder zu Grunde gerichtet hatte und ihnen dann eine Unterkunft im Spital oder Waisenhause verschaffte. — Besseren Ruhm verdiente sich jedenfalls der Fürst, dessen Regierung darauf ausging, Spitäler und Armenhäuser überflüssig zu machen. — Um seine stets leeren Kassen zu füllen und an Höflinge, Weiber, Litteraten, Künstler und Musiker stets geben zu können machte Stanislaus nach und nach alle Ämter, selbst die der Maires und der Schöffen zu einer Geldquelle für sich. Im Jahre 1751 hob er die bestehenden siebzehn Gerichtsämter auf, um an deren Stelle 43 neue Amtsbezirke zu setzen. Die

bisherigen Inhaber der Ämter erhielten Befehl, ihre Thätigkeit einzustellen; man versprach ihnen, die für die Stellen gezahlten Kaufsummen zurückzuerstatten, was indes wohl nie geschah. Die Zahl der Stellen an den bisherigen Ämtern und Untergerichten war schon sehr groß; aber Stanislaus trug keine Bedenken, sie noch viel größer zu machen; sie wurde auf 1300 vermehrt, von denen viele an Franzosen übertragen wurden. Die Summe, welche der Verkauf dieser neuen Stellen einbringen sollte, belief sich auf mehr als fünf Millionen Livres, und das Volk fürchtete mit Recht, die Käufer würden die Prozesse ins Unabsehbare hinausziehen, um die gezahlten Summen mit Zinsen wieder einzubringen.

Unter der Last der neuen Auflagen, die sich seit der Ankunft des Polenkönigs stetig gemehrt hatte, erlag vor allem der Bauernstand; die ländliche Bevölkerung, die während der Regierungszeit Leopolds so rasch zugenommen hatte, schwand zusehends infolge der Konskriptionen wie der um sich greifenden Verarmung und Auswanderung. Denn die Menge der Lasten, die auf das Volk drückten, war fast unübersehbar. Zu den Abgaben, die an die Grundherrn, geistliche wie weltliche, zu zahlen waren, zu den Zehnten, die fast alle Erzeugnisse des Bodens trafen, zu den Kosten, welche die Unterhaltung der Kirchen und Gemeindeschulen forderten, zu den indirekten Abgaben, die an den Thoren und auf den Märkten der Städte erhoben wurden, zu den Lieferungen für die Heere, hatten sich in Lothringen und Bar nahezu vier Millionen außerordentlicher jährlicher Leistungen gesellt. Nach einer Denkschrift, die der souveräne Hof im Dezember 1757 in Versailles dem französischen Minister zustellte, entfielen auf den Bauer durchschnittlich 80, auf den Tagelöhner mindestens 20 Livres an außerordentlichen Beiträgen; und da viele nicht im stande waren, sie zu entrichten, so legte man den Ausfall denen auf, die noch zahlen konnten. In kurzer Zeit hatten, wie es in jener Denkschrift hieß, über 1600 Bauern ihre

Äcker unbearbeitet liegen lassen. Das Zerstörende und Verbitternde dieser Lasten wurde vermehrt durch die zahlreichen Aushebungen, die dem Lande die nötigen Arbeitskräfte entzogen, durch die Mißbräuche der Gewalt und die Willkürlichkeiten der unverantwortlichen Sicherheitspolizei, die wegen unbedeutender Vergehen Leute zu vieljährigen Galeerenstrafen verurteilte so wie durch das Übermaß der Frohnden, die der Kanzler den Gemeinden auferlegen ließ zum Zwecke von Straßenbauten, die lediglich im Interesse seiner eigenen Güter und Schlösser angelegt wurden.

Alle diese Dinge hatten im Lande schon eine tiefgehende Mißstimmung erzeugt, als Ludwig XV. bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, um den Abgrund der französischen Kassen zu füllen, die Erhebung eines zweiten Zwanzigstels verfügte. Als der Vollstrecker eines fremden Willens schrieb Stanislaus im September 1757 für Lothringen das zweite Zwanzigstel aus und legte außerdem noch einen Zuschlag von vier Sols auf den Franken des ersten Zwanzigstels. Die Summe, die für die beiden Zwanzigstel und den Zuschlag aufzubringen war, berechnete sich auf 2 400 000 Livres. Ein allgemeiner Aufschrei des Unwillens im Lande folgte der Nachricht von dieser neuen Auflage, und selbst der zahme souveräne Hof fand jetzt den Mut, unter Hinweisung auf die beschworenen Rechte des Landes, die Eintragung hartnäckig zu verweigern und dem Könige ernste Vorhaltungen zu machen über das allgemeine Elend des Volkes, das unfähig sei, die neue Steuer aufzubringen. Der Polenkönig zeigte sich hier in seiner ganzen Jämmerlichkeit. Er that gerührt, bat aber Rücksicht auf sein Alter und seine Gesundheit zu nehmen und die Tage, die ihm noch beschieden seien, nicht durch Klagen und Uneinigkeit zu verbittern; darum möge der souveräne Hof seinen Widerspruch aufgeben; und wenn auch das Land überlastet sei, so würden die Auflagen doch zum Besten des Königs von Frankreich erhoben, der ja

bald ihr Herr ſein werde; er ſelbſt folge nur den Wünſchen des Königs, und der ſouveräne Hof könne nichts beſſeres thun als ſeinem Beiſpiele folgen.

Die Verhandlungen wegen der neuen Auflage zogen ſich hin bis zum April des folgenden Jahres. Da erbot ſich der ſouveräne Hof, der ſeine Klagen und Beſchwerden nach Verſailles gebracht hatte, eine runde Summe von einer Million aufzubringen unter der Bedingung, daß er dieſe Steuer durch eigene Kommiſſare umlegen und erheben laſſe. Galaizière wies dieſen Vorſchlag als eine freche Einmiſchung des Hofes in die Verwaltung ſchroff zurück; er fand das Anerbieten unzureichend und die Erhebung der Steuer durch Kommiſſare des Hofes unſtatthaft. Vier Tage ſpäter ward der Präſident des Hofes durch eine lettre de cachet aufgefordert, nebſt zwölf Räten und dem Kanzliſten in Luneville zu erſcheinen, um ſich über das Verhalten des Hofes zu verantworten. Es war indes die Abſicht des Königs Stanislaus, das neue Steueredikt durch ein lit de justice nach der Weiſe der franzöſiſchen Könige einregiſtrieren zu laſſen. Die Mitglieder des ſouveränen Hofes, welche dieſe Abſicht errieten, beſchloſſen jedoch, nicht nach Luneville zu gehen, ſondern beauftragten den erſten Präſidenten, ſich nebſt dem Kanzliſten nach Luneville zu begeben und gegen die weitere Belaſtung des Landes einen neuen ſchriftlichen Proteſt zu überreichen. Stanislaus nahm das Schriftſtück aus der Hand des Präſidenten nicht entgegen, ſondern ließ in deſſen Gegenwart mit Verletzung aller Formen das Steueredikt in die Regiſter eintragen und dann bekanntmachen, der ſouveräne Hof habe durch eine Deputation am 30. April 1758 auf Befehl des Königs das Edikt einregiſtriert. Wenige Tage ſpäter begann man mit Eintreibung des neuen Zwanzigſtels; und gleichzeitig wurden elf Räte des ſouveränen Hofes durch lettres de cachet aus Nancy ausgewieſen. Ein langdauernder nnd hartnäckiger Kampf entſpann ſich jetzt

wegen des gewaltthätigen und widerrechtlichen Verfahrens zwiſchen dem verſtümmelten Hofe, deſſen übrige Mitglieder ſich mit den verbannten ſolidariſch erklärten, und dem Kanzler Galaizière. Ohne Scheu klagte der ſouveräne Hof den gehaßten Miniſter öffentlich als den Urheber alles Übels und alles Elendes an; um ſeines eigenen Nutzens willen habe er Grundſtücke ohne Entſchädigung der Eigentümer expropriiert, neue Straßen bloß für ſeine Güter angelegt und Gemeinden mit Frohnden belaſtet; um ſein glänzendes Schloß in Neuville aufzurichten und zu anderen ſelbſtſüchtigen Zwecken habe er dem Lande Schaden von mehr als einer Million zugefügt. Auch die Rechnungskammer und der Adel traten den Beſchwerden und Anklagen des ſouveränen Hofes bei, und bald ging es wie eine nationale Bewegung durch ganz Lothringen gegen die Willkürherrſchaft des Kanzlers. Flugblätter wurden in den Städten wie auf dem Lande verbreitet, und Hirtenbriefe des Biſchofs von Tull mahnten die Diözeſanen, den Himmel anzurufen, daß er ſie von dem Übel, das hieß von dem Kanzler, befreie. „Der Himmel," ſo heißt es in einem Hirtenbriefe des Biſchofs vom 26. Juni 1758, „der Himmel iſt erzürnt, teure Brüder; die Leiden, die ihr duldet, ſind ein deutliches Zeichen ſeines Zornes. Euer Wohlſtand iſt ſeit langem zerſtört durch Erpreſſungen, euer Handel vernichtet durch unaufhörliches Unglück, eure Freiheiten und Rechte ſind beſeitigt trotz beſchworenen Verträgen, eure Landſchaften verödet durch Elend und Seuchen, eure Erntearbeiten ſind gehindert, ohne daß die öffentliche Notwendigkeit es erforderte, eure Felder liegen mitten im Frieden unfruchtbar und unangebaut; ungeſetzliche Frohnden, die einen gänzlichen Ruin herbeiführen, ſind euch auferlegt durch gemeine Selbſtſucht; eure Familien verlaſſen verzweifelt die Heimat, um der Gewalt und der Tyrannei zu entfliehen; ſelbſt am Todestage des Herrn bringt man in die Gefängniſſe ein, um deren hinſchmachtende Bewohner zum Tode oder zur Galeere zu

ſchleppen.*) Eine erhabene, ehrwürdige Körperſchaft ſeht ihr beſchimpft und erniedrigt; ſeine Mitglieder ſind vergewaltigt und verbannt von der Ungerechtigkeit und der Rache; die Geſetze ſind umgeſtürzt und hüllen ſich ſtill klagend in Trauer. Betet, teure Brüder, und der Geiſt der Gottloſen wird in Verwirrung geraten und die gerechte Züchtigung des Himmels erfahren, die ihr Stolz und ihre Härte verdienen.“

Inzwiſchen war in Frankreich als leitender Miniſter der Herzog von Choiſeul, ein geborener Lothringer, zur Macht gelangt, und dieſer nahm ſich der lauten Klagen ſeiner Landsleute an. Galaizière unterlag in dem Streite, den eine Abordnung des Adels aufs neue zur Entſcheidung des Verſailler Hofes gebracht hatte. Die verbannten Räte wurden gegen Galaizières Willen zurückgerufen; dagegen regiſtrierte der ſouveräne Hof „aus Rückſicht auf die Ehre des Königs Stanislaus“ das Edikt über die zwei Zwanzigſtel ein, doch wurde gleichzeitig die ganze Auflage in eine Pauſchſumme von einer Million Livres tournois oder 1 250 000 Livres lothringiſches Gepräges umgewandelt. Die verbannten Räte kehrten zurück, und das Volk feierte ihre Wiederkehr mit Glockenläuten, Freudenfeuern und feſtlichen Empfängen als einen Sieg der guten und gerechten Sache über Willkür und Gewalt.

Stanislaus tröſtete indes den volksverhaßten Mann, der ihm die Mühen des Regierens abnahm und doch den Schein bewahrte, als folge er in allem nur den Eingebungen und der Weisheit des philoſophiſchen Königs, über die Nieder-

*) Als der ſouveräne Hof 1756, veranlaßt durch die Klagen über die willkürlichen und ungerechten Urteile der Sicherheitspolizei, zu gunſten vieler Verurteilter Vorſtellungen gemacht hatte, brauchte Galaizière Gewalt, ließ den Generalprokurator ausweiſen und am Karfreitage durch ſeine Häſcher die Opfer der Polizeigerichte aus den Gefängniſſen holen und auf die Galeere bringen.

lage, die ihm der Adel in Verſailles bereitet hatte. Er entſchädigte ſeinen Kanzler ferner dadurch, daß er deſſen Sohn mit dem Amte eines Intendanten von Lothringen bekleidete, das bis dahin mit dem des Kanzlers verbunden geweſen war, und verſchaffte ihm zugleich die Hand des Fräuleins von Baſſompierres, der reichſten Erbin des Landes.

Unterdes kämpften und bluteten die lothringiſchen Mannſchaften unter franzöſiſchem Oberbefehle am Rheine und in Thüringen. An der beiſpielloſen Niederlage und Flucht der Franzoſen bei Roßbach hatten die beiden königlichen Regimenter Lothringen und Bar ihren blutigen und unrühmlichen Anteil; auch in den Kämpfen bei Hoya und Emmerich wurden unter den Toten viele Lothringer gezählt. Vergebens hatte der ſouveräne Hof wiederholt dem König-Herzoge vorgeſtellt, daß Lothringen mit aller Welt im Frieden ſei und nach ſeinen verbürgten Rechten niemand Subſidien ſchulde; Stanislaus aber entzog ſich nach ſeiner Gewohnheit den Vorhaltungen des Hofes, indem er immer wieder auf ſein Alter und ſeine Geſundheit hinwies, die unter den fortgeſetzten Klagen leide; wenn er ſelbſt auch mit aller Welt im Frieden lebe, ſo ſei doch ſein Schwiegerſohn, dem zuletzt Lothringen zufalle, im Kriege, und ſeine Unterthanen könnten dem Könige von Frankreich nicht ihre Hilfe verſagen, ohne ihre Pflicht gegen ihn, den König-Herzog, zu verletzen. Die unſelige Zwitterſtellung, in die Lothringen allen ſeinen verbrieften Rechten zum Trotz geraten war, erwies ſich bei dieſem Verhalten des Polenkönigs gegenüber dem franzöſiſchen Hofe viel verderblicher, als die völlige Einverleibung in Frankreich ihm hätte werden können. Denn gleich einer franzöſiſchen Provinz hatte es mit Gut und Blut für alle Kriegsbedürfniſſe Frankreichs zu ſteuern und hatte daneben die Laſten einer eigenen verſchwenderiſchen Regierung zu tragen.

Die Kriegsjahre 1757—1760 und die großen Summen, mit denen Ludwig XV. die Mehrzahl der deutſchen Fürſten

im Solde hielt,*) hatten die Staatsschulden Frankreichs aufs neue so gemehrt, daß 1760 die Kriegskosten nicht mehr aufzubringen waren. Da legte Galaizière mit Zustimmung des Königs im November des genannten Jahres dem souveränen Hofe und den Rechnungskammern ein Edikt vor, das ohne Rücksicht auf die kurz zuvor gemachten Versprechen von dem Lande ein drittes Zwanzigstel und einen Zuschlag von 2 Sols auf den Livre forderte, und zwar zurückreichend bis zum 1. Oktober 1759. Und damit nicht genug, ließ Galaizière in 72 Städten und Flecken, denen für sechs Jahre eine sogenannte freiwillige Leistung (don gratuit) von 70000 Livres auferlegt war, die Verbrauchs- und Eingangssteuern erhöhen. Unter dem Vorwande, daß in dem Handel und im Verkehre zwischen Frankreich und Lothringen Gleichmäßigkeit sein müsse, belastete er ferner den Leberverbrauch mit schweren Abgaben. Es schien, als wollte er versuchen, was das Land zu tragen vermöge, bevor es ganz zusammenbreche. Noël vergleicht deshalb den Kanzler mit dem Arzte, der neben dem Gefolterten steht und den Puls befühlend überlegt, ob man den höheren Grad der Tortur anwenden dürfe, ohne den Gequälten zu töten. Der souveräne Hof wie die Rechnungskammer erhoben sofort energischen Einspruch. Sie stellten dem Könige Stanislaus vor, daß das Land, ohne dem gänzlichen Ruine überliefert zu werden, neue Lasten nicht mehr zu tragen vermöge, daß Ehre, Pflicht und Gewissen ihnen deshalb verbiete, das neue Steueredikt zu veröffentlichen, und daß das Wohl des Landes wie die Ehre der Regierung dessen Zurücknahme verlange. Da Vorstellungen nutzlos blieben, auch die französische Regierung wegen der Ausgaben, die der Krieg notwendig machte, die neue Steuer

*) Die Pfalz erhielt vor dem Kriege $6^1/_2$, während des Krieges nahezu 12 Millionen, Württemberg vor dem Kriege $1^1/_2$, nach Beginn des Krieges $6^1/_2$ Millionen, Sachsen erhielt während des Krieges 9 Millionen u. s. w. Selbst mit Preußen verbundene Fürsten empfingen den schimpflichen Sold.

für unerläßlich erklärte, beſchloß der ſouveräne Hof, durch eine umfaſſende Unterſuchung feſtſtellen zu laſſen, wie der gegenwärtige Zuſtand der beiden Herzogtümer beſchaffen und wie er ſeit 1730 geworden ſei. Das Geſamtbild, das aus den eingegangenen, zehn Foliobände füllenden Berichten der Amtsleute, der Prevots, der Maires, der Prioren und Pfarrgeiſtlichen zuſammengeſtellt wurde, war ein überraſchendes. Es ergab ſich, daß die Einwohnerzahl des Landes, die 1738 mehr als 760000 Seelen betragen hatte, durch Konſkriptionen, Verluſte im Felde und durch Auswanderung ſeitdem um ein Viertel zurückgegangen, daß 23590 Bauern gänzlich verarmt und teils ausgewandert, teils zu gemeinen Tagelöhnern herabgeſunken waren, daß die erzwungenen Geleit- und Spanndienſte für die Armeeen den Landleuten tauſende von Pferden gekoſtet hatten, daß faſt die Hälfte der Äcker unbenutzt und brach lagen, daß es allenthalben an dem nötigſten Viehſtande und dadurch auch an Dünger fehle, ſo daß auch die bebauten Grundſtücke nur ärmlichſte, unzureichende Erträge zu liefern vermochten. Es ſtellte ſich ferner heraus, daß die Subventionen, die im Jahre 1729 bei der ſchlechten Finanzverwaltung des Herzogs Leopold ungefähr zwei Millionen betragen hatten, auf weit über drei Millionen geſtiegen waren, obgleich die Volkszahl bedeutend abgenommen hatte, und daß ein Gebiet, deſſen ſteuerbare Erträgniſſe auf 7300000 Livres veranſchlagt waren, an Laſten verſchiedener Art, die Pachtgelder mit einbegriffen, nahezu neun Millionen bezahlte.

Vor dieſem Bilde, aus dem Elend, Tod und Verwüſtung blickte, wich ſelbſt Galaizière zurück; er mußte auf das dritte Zwanzigſtel und die neuen indirekten Abgaben verzichten; aber er wollte doch ein Opfer haben, und ſo ließ er nicht ab, eine Steuer auf das Leder zu legen, das in Lothringen bis dahin abgabenfrei war, und wegen ſeiner vorzüglichen Güte in großer Menge in die benachbarten franzöſiſchen Provinzen ging, ſo daß, wie man ſagte, die Franzoſen der Grenzdiſtrikte

„in Holzschuhen nach Lothringen kamen, um es in Lederschuhen wieder zu verlassen."

Gegen Ende des siebenjährigen Krieges begannen infolge des alles lähmenden Steuerdruckes und der immer mehr wachsenden Verarmung die Auswanderungen namentlich in den Vogesen und in Deutsch-Lothringen immer zahlreicher zu werden und nahmen wie eine ansteckende Krankheit in den folgenden Jahren eine immer größere Ausdehnung an. Werber für Auswanderungen zogen im Lande umher und machten die unglückliche Lage der Bewohner und die allgemeine Mißstimmung nutzbar für ihre Geschäfte. Viele junge Leute begaben sich nach Österreich, wo Franz I., der niemals die Hoffnung auf Wiedergewinnung seiner Stammlande aufgegeben hatte und mit vielen Lothringern im Verkehre geblieben war, ihnen Ämter und Stellen in seinem Heere anwies. Nach dem Friedensschluß 1763 dachte Maria Theresia daran, die Ebenen Ungarns, die infolge der Türkenkriege verwüstet lagen, wieder zu bevölkern, und lenkte durch Agenten planmäßig die lothringische Auswanderung in ihre Staaten. Der Abzug der Menschen aus dem Lande erregte die Aufmerksamkeit der französischen Regierung, doch wollte diese die Ursache des Übels nicht sehen. Man bedrohte die Auswanderer gleich Fahnenflüchtigen, welche die Treue gegen den König und den Staat brächen, mit Konfiskation der Güter und den härtesten persönlichen Strafen. Ein königlicher Erlaß vom Jahre 1769, nach der Einverleibung Lothringens in Frankreich, befahl die Auswanderer festzunehmen und ihre Habe einzuziehen, und erklärte alle Verkäufe, die drei Monate vor der Auswanderung stattgefunden, für nichtig. Gleichwohl nahm die Zahl der Landesflüchtigen nicht ab und erreichte 1770 ihren Höhepunkt. In dem Monate Februar dieses Jahres wanderten aus dem schwach bevölkerten Deutsch-Lothringen 127 Familien aus; im April desselben Jahres folgten 130, deren Mehrzahl aus den französisch redenden Teilen

Lothringens stammte, dann im Herbste wiederum viele Haushaltungen aus den Gebieten von Commercy, Blankenberg, Avricourt und Diedenhofen. Meist kamen sie in Scharen nach Basel, um von dort die Donau zu gewinnen und in die Ebenen des Banates hinabzuziehen, wo nordwestlich von Temesvar die Dörfer St. Hubert, Charleville, Trübswetter, Ostern und Gottlob historische Zeugen der lothringischen Einwanderung sind. Auch nach Amerika in die Ohiogebiete zogen die Heimatmüden, und in Indiana finden sich bei Vincennes unter den ältesten französischen Niederlassungen Namen lothringischen Ursprunges aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.*)

So weit man sah, war Lothringen während der dreißigjährigen Regierung von Stanislaus in ein allgemeines Elend gesunken. Die Zahl der Landbauer hatte sich um 25 000 vermindert, der Ackerbau war so heruntergekommen, daß nach den Erhebungen der Rechnungskammer 1763 an manchen Orten, wie in Aroncourt, der Morgen Land, der früher 100 Thaler gegolten hatte, nur noch zehn galt, daß in Cléfentaine, wo es vordem nur Eigentümer gab, alle Ackerbauer zu armen Pächtern herabgesunken waren, daß in Gélacourt von 14 Bauern der eine Teil völlig ruiniert, der andere so verschuldet war, daß ihm nach Abzug der Schulden nichts mehr blieb; in Vannecourt hatte die Zahl der Bettler sich in 22 Jahren versechsfacht, in Nomeny fraßen die Pferde ihre Streu, und in Champenoux wie an vielen andern Orten schickte man die Pferde wegen Futtermangels auf die Wiesen, sobald das Gras wuchs, und so verzehrten sie in wenigen Wochen, was sie den größten Teil des Jahres hindurch nähren sollte.

Stanislaus war in seinem Alter übermäßig dick, unbehilflich und kurzsichtig geworden. Die Tage, in denen er sich

*) Geschichte des Deutschtums in Indiana. Festschrift von W. A. Fritsch 1896.

in Luneville von schmarotzenden und schmeichelnden Philosophen und Schöngeistern umgeben sah, oder Madame Boufflers sich ihr irdisches Paradies von ihm herrichten ließ, lagen weit zurück. Alles was emporstrebte, hatte sich nach Paris gewandt, und so sah er sich in Malgrange wie in Luneville mehr und mehr vereinsamt. Als er hier am 5. Februar 1766 in seinem Lehnstuhle allein vor dem Kaminfeuer saß, wollte er nach der über dem Kamine hangenden Uhr sehen. Da er sich wegen seiner Kurzsichtigkeit zu weit vornüber beugte, kam er mit dem Saume seines Schlafrockes dem Feuer zu nahe, so daß die Kleider des allein gelassenen hilflosen Mannes sofort in Flammen standen. Am 23. Februar starb er an den erhaltenen Brandwunden achtundachtzigjährig, nachdem er 29 Jahre als Herzog in Lothringen regiert hatte. Sein Tod wurde in weiteren Kreisen kaum bemerkt. Am 5. März wurde sein Leichnam still, ohne viel Förmlichkeiten um Mitternacht in der Kirche Bonsecours eingesenkt, und wenige Wochen nachher versteigerte man in Nancy seine Hinterlassenschaft auf öffentlichem Markte wie die eines Privatmannes. Erst zwei Monate nach seiner Beerdigung wurde in der Primatialkirche die Totenfeier für seine Seelenruhe gehalten und die üblichen Reden zur Verherrlichung seiner Tugenden gesprochen. Dann machte der Ritter Solignac, der ständige Sekretär der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, sowie der Graf Tressan, der Großkämmerer des Polenkönigs, und nach ihnen unzählige andere das Leben und die großen Eigenschaften Stanislaus' zum Gegenstande ruhmrediger Deklamationen, vor denen zuletzt selbst die Glorie des vielgepriesenen Herzogs Leopold erblaßte.

In Nancy, dessen alte Denkmäler Stanislaus zerstörte, um die Stadt mit jenen gemachten und kalten Prunkbauten zu füllen, die gleich so vielen anderen Königsbauten durch Kostspieligkeit und Flitter die Öde ihrer Konzeption wett zu machen suchten, feierte man ihn als den Schöpfer großartiger

Bauwerke und der „bewundernswerten“ Place royale, als den Stifter einer öffentlichen Bibliothek und Akademie. Andere rühmten ihn als den großen Wohlthäter, der die Brüderschaft der Johanniter gegründet und die Brüder der christlichen Lehre, welche die Jugend ohne Entgelt unterrichten, eingeführt, der ferner Pensionate zur Aufnahme verarmter adeliger Töchter und Zufluchtstätten für Bettler errichtet habe. Dieselben Lobredner, die ihn so als ein gutes, großmütiges und wohlthätiges Wesen, als einen der edelsten Fürsten nicht bloß des Jahrhunderts, sondern aller Zeiten priesen, suchten alle Schuld an dem unleugbaren Elende, das Stanislaus durch seine ungemeine Verschwendung, durch seine Unbekümmertheit um das Los des Volkes, durch Gewährenlassen seiner Ratgeber wie durch seine sklavische Ergebenheit gegen Ludwig XV. über das Land gebracht hatte, auf den als allmächtig geltenden Minister abzuwälzen, der doch nur ein Diener des französischen Königs war und die Geschicke Lothringens nicht zu verantworten hatte.

Als ein Fremdling war Stanislaus, der polnische Starost in das Land gekommen, und als ein polnischer Starost ist er allezeit ein Fremdling dem Lande geblieben, dessen Leiden und Not ihn nur soweit berührten, als die zu ihm dringenden Klagen, wie er abwehrend jammerte, sein sinnliches Behagen beeinträchtigten. Für Lothringen war sein Tod eine Erlösung aus einer unerträglichen Lage, die, je länger sie dauerte, um so unheilvoller und zerstörender werden mußte; und so war die größte, vielleicht die einzige wahre Wohlthat, die der ehemalige Starost dem von ihm regierten Lande erwies, daß er starb und sich begraben ließ. Bei seinem Tode atmete man erleichtert auf, froh dem Bastardregimente zu entkommen und ganz in den Körper Frankreichs aufgenommen zu werden.

Am Tage nach Stanislaus' Tode, am 24. Februar, versammelte der Kanzler Galaizière in Nancy den souveränen

Hof und erklärte, daß König Ludwig XV. die Regierung Lothringens übernommen habe. Die Wappen des Polenkönigs wurden abgenommen und an ihrer Stelle wurden die des königlichen Frankreich aufgepflanzt. Lothringen und Bar hatten so auch den Schein eines eigenen Staatswesens verloren und waren nun auch dem Namen nach eine französische Provinz geworden.

Noch lag eingeschlossen in den Grenzen des an Frankreich übergegangenen Herzogtums eine Anzahl kleiner Gebiete und Lehnstücke benachbarter deutscher Reichsstände. Ein besonderer Artikel des Wiener Vertrages vom 11. April 1736 hatte bestimmt, um jeden Anlaß zu einer Störung des Friedens und des guten Einvernehmens zu beseitigen, solle zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich über diese eingeschlossenen Gebiete ein späteres Übereinkommen getroffen werden. Eine Reihe besonderer Verträge, die in den Jahren 1766 bis 1786 zwischen der französischen Regierung einerseits und andrerseits dem Herrn von Nassau-Saarbrück*) und von Nassau-Weilburg,**) dem Kurfürsten von Trier***) und dem Grafen von der Leyen†) u. a. zu stande kamen, ließ die Mehrzahl der eingeschlossenen deutschen Gebietsstücke in der Saar- und

---

*) Durch Vertrag vom 15. Februar 1766 überließ Nassau-Saarbrück die Städte Bockenheim und Alt-Saarwerden mit ihren Dependenzen dem Könige von Frankreich, ebenso die Dörfer Ingweiler, Metting, Postdorf und Niederstinzel.

**) Der Prinz von Nassau-Weilburg überließ auf dem Wege des Tausches 1776 dem Könige von Frankreich das Eigentum über seine Güter im Banne von Saaralben und Willerwald.

***) Durch Konvention vom 1. Juli 1778 trat der Kurfürst von Trier eine Anzahl Dörfer und Flecken im Kreise von Merzig und Saarburg ab.

†) Durch Konvention vom 27. September 1781 überließ der Graf von der Leyen Frankreich seine Souveränitätsrechte auf die Dörfer Welferdingen, Wustweiler, Bliesschweigen und Bliesbrücken im Austausche gegen andere an der Blies gelegenen Orte.

Bliesgegend verschwinden. Von den in den lothringischen Grenzen eingeschlossenen Gebieten deutscher Stände verblieben bis zum Jahre 1790, bis zur Umbildung der alten französischen Provinzen, bei dem deutschen Reiche und zählten zu dem oberrheinischen Kreise noch die Leiningensche Grafschaft Dagsburg, die Löwensteinsche Herrschaft Püttlingen, die Wird-Runkelsche Grafschaft Kriechingen, die Grafschaft Nassau-Saarwerden und Lützelstein, die Salmsche Herrschaft Diemeringen und Lichtenberg, die beide 1790 nebst Teilen von Lützelstein, Saarwerden und Dagsburg zum Elsaß geschlagen wurden.

Nach dem langen Todeskampfe, in dem Lothringen gelegen hatte, vollzog sich seine Auflösung, der vollständige Übergang in den Staatskörper Frankreichs ohne weitere Zuckungen und Schmerzen. Die alten Institutionen des Landes hatten sich ausgelebt und waren zum Teil schon seit den Tagen Karls IV. in Vergessenheit geraten; die Regierung Herzog Leopolds und mehr noch die Herrschaft des Polenkönigs hatte sich in nichts Wesentlichem von der autokratischen und unkontrolierten Regierung der französischen Könige unterschieden. Der Adel, der den nationalen Widerstand gegen Frankreich am kräftigsten aufrecht gehalten hatte, war durch die zahlreichen erkauften Adelsdiplome unter Leopold tief herabgewürdigt und kaum noch eine Aristokratie, vielmehr eine für das Gesamtwohl schädliche Klasse privilegierter Leute geworden. Leopold hatte ihm an prunkenden Titeln gegeben, was er ihm an politischer Macht und an volkstümlichem Ansehen nahm; auch die Mitglieder der zusammengeschmolzenen alten Ritterschaft hatten vergessen, daß Hofämter und Titel nicht das beste Vorrecht und Erbteil eines echten Adels und nicht der gesunde Nährboden der Familiengröße sind. Als mit Stanislaus eine fremde Herrschaft in das Land einzog, hatte der Adel an unabhängiger Gesinnung nur noch wenig zu verlieren; nur die rohen Ein-

griffe Galaizières in das Besitzrecht gaben ihm noch einmal die kühne und würdige Sprache der alten Zeit zurück. Zwar hatte ein Teil der Edelleute das Land verlassen und war dem aufgehenden Glücke des herzoglichen Hauses gefolgt; die größere Zahl aber suchte in dem Sonnenscheine der königlichen Huld Frankreichs ihr Heil und machte den ausschließlichen Kultus des absoluten Königtums zu ihrem Bekenntnisse. Zahlreiche Namen der ersten Familien Lothringens finden sich daher unter Ludwig XV. in den Ämtern am Hofe wie in der Armee; auch der Herzog von Choiseul, der von 1758 an zwölf Jahre lang die auswärtigen und inneren Angelegenheiten Frankreichs leitete und zugleich die Pompadour wie die Männer der Voltaireschen Richtung für sich hatte, war aus Lothringen gekommen. Die wenigen Mitglieder des alten Adels, die sich noch abseits hielten, wurden zuletzt infolge der Verbindung Ludwigs XVI. mit dem lothringischen Hause durch Maria Antoinette nach Frankreich hinübergezogen. So ging die alte volkstümliche Aristokratie Lothringens in dem französischen Adel auf, teilte dessen Verfall, dessen Verhaßtheit und dessen Untergang. — Für den von Lasten erdrückten dritten Stand war der Übergang in den unmittelbaren Verband mit Frankreich ein materieller Gewinn. Zum wenigsten fielen die Lasten fort, welche die Unterhaltung des verschwenderischen und frivolen Hofes in Lunéville dem Bauer und Bürger auferlegt hatte; die Zahl der Gestellungspflichtigen für den Kriegsdienst wurde herabgesetzt und dem Landbau ein Teil der bisher entzogenen Arme zurückgegeben. Durch die Einverleibung in Frankreich ward Lothringen keineswegs glücklicher gemacht; denn der Druck und die Auswanderung dauerte fort, aber es wurde doch nicht mehr wie ein erobertes Land zum Besten einer fremden Regierung ausgepreßt, sondern sah sich als französische Provinz den anderen französischen Provinzen gleichgestellt. Galaizières verhaßte Diktatur nahm ein Ende; und ein geborener Lothringer, der Graf Choiseul-Stainville, dessen Name im Lande bekannt

und geachtet war, ward an die Spitze der neuen Provinz gestellt. Der souveräne Hof in Nancy wurde zum Parlamente für Lothringen erhoben und seine Jurisdiktion auch über die Bistümer ausgedehnt, während Metz sein Parlament verlor.*) Die hinsiechende Universität in Pont à Mousson ward (1768) nach Nancy verlegt und gewann hier einen Teil ihres erloschenen Glanzes zurück; zuletzt erhielt Lothringen auch die von den alten Herzögen oft geforderte und stets versagte kirchliche Einrichtung, indem (1776—1777) Nancy und St. Dié zu Bistümern erhoben wurden.

Wie ein Nebenfluß sich in dem großen Strome verliert, in dem er noch eine Zeit lang die besondere Färbung seines Wassers zeigt, so geht die Geschichte Lothringens in der gewaltigen Strömung der Geschichte Frankreichs auf. Hier trieb alles der großen Revolution zu. Ihre Thaten und Wirkungen sind so außerordentlicher Art gewesen, daß jeder Vergleich mit anderen Umwälzungen der neueren Geschichte sowohl im Hinblick auf den geographischen Umfang der Wirkungen wie auf die Größe und Stärke der Ereignisse hinfällig ist. Ihre gewaltigen Flutwellen spülten die letzten nationalen Unterschiede, die den Lothringer noch von dem einst so verabscheuten Franzosen trennten, hinweg und brachten eine Gemeinschaft der Gesinnungen und Interessen, welche in den Massen die alten Gegensätze völlig verwischte. Im Beginne der großen Bewegung stellte die bemerkenswerte lothringische Denkschrift an die Nationalversammlung in Versailles eine Reihe von Forderungen auf, die der alten Liebe des Lothringers zu freien Institutionen, deren schon reich entwickelte Keime in der Geschichte des Volkes gelegen hatten, entsprachen. Diese Forderungen, welche die konstituierende Versammlung verwirklichte, waren: Ein Grundgesetz, das die Rechte der Krone

*) Nach dem Tode Ludwigs XV. erhielt Metz sein Parlament zurück.

und die der Nation genau beſtimme; regelmäßige Verſammlungen der Stände; das alleinige Recht des Volkes, ſich zu beſteuern; Gleichheit der Laſten und Aufhebung aller Privilegien; Sicherung der perſönlichen Freiheit, Beſeitigung der lettres de cachet und Freiheit der Preſſe; Zutritt des dritten Standes zu allen Ämtern; Reformen der Juſtiz und des Unterrichtes; Freiheit der Arbeit und des Verkehrs, Aufhebung der Meiſterrechte und Beſeitigung der Binnenzölle.

Von der alten Zuſammengehörigkeit mit dem zerfallenen deutſchen Reiche blieben dem Lothringer keine Erinnerungen, die ihm teuer geweſen, keine Überlieferungen, deren Verluſt er zu beklagen gehabt hätte. In die Gedankenwelt des Landes aber, das ihm den Blick auf ein weites nationales Firmament öffnete, wuchs er überraſchend ſchnell hinein. Nirgend wurden die Ideen von 1789 begeiſterter aufgenommen, nirgend war ihre Durchführung von weniger Gewaltthätigkeiten und Ausſchreitungen begleitet als in Lothringen. Bald war man ſtolz, einem Staatsweſen anzugehören, das die Grundſätze der Freiheit und der Gleichheit aufgeſtellt und dem Ehrgeize auch des Geringſten die weiteſte Bahn geöffnet hatte; und ſo vergaß der Lothringer die grauſame und rechtloſe Art, in der ihm das neue Vaterland aufgezwungen war. Was noch zu thun blieb, das leiſtete die einigende Gewalt von hundert gemeinſam durchkämpften Schlachten und des gemeinſam erſtrittenen Ruhmes unter den Adlern des gewaltigen Kaiſers. Die Revolution und der Blutſtrom der napoleoniſchen Kriege haben den alten Lothringer national von dem neuen geſchieden; und wenn auch der äußere Leib ſeiner Sprache teilweiſe deutſch blieb: Geiſt und Empfinden war ſeitdem franzöſiſch geworden. Was ihm von der alten Eigenart geblieben, das waren die religiöſen Antriebe, die kriegeriſchen Neigungen und das zähe Feſthalten an gewonnenen Überzeugungen gegenüber den gehenden und kommenden Eindrücken des Tages. Lothringen gab Frankreich die beſten Marſchälle,

die besten Soldaten*) und die meisten barmherzigen Schwestern. Für die Verteidigung des neuen Vaterlandes brachten die lothringischen Departements**) außer den regelmäßigen Contingenten 28 Bataillone Freiwilliger auf und übertrafen an Opferwilligkeit selbst die alten Provinzen. Wiederum als 1814 die Verbündeten eindrangen, warfen sich freiwillige Scharen in den Pässen und Schluchten der Bergwälder den Fremden entgegen; sie wünschten den Frieden, aber sie hielten fest an dem Kaiser, als dem Bürgen der revolutionären Errungenschaften und hofften von ihm, daß er selbst den Frieden abschließen werde. An den Sturz des Kaisers, den der Adel und das liberale Bürgertum ins Auge faßte, dachte das Volk in Lothringen nicht; und wie es einst 1634 im Angesichte Ludwigs XIII. zum Schrecken der Höflinge gerufen hatte: Es lebe Se. Hoheit der Herzog, so rief man 1815 im Angesichte der zurückkehrenden Emigranten: „Nieder mit den Grundlasten, und hoch der Kaiser".

*) Aus Lothringen gingen hervor die dem Volke entstammten Generäle Ney, Oudinot, Victor, St. Cyr, Gerard, Lobau, Excelman, Munier, Mouton, Molitor, Regnier u. a.

**) Im Jahre 1790 wurde das Land in die vier Departements Lorraine, Barrois, Vosges und Pays Messin geteilt; später aber änderte man die Namen in Meurthe, Meuse, Vosges und Moselle um.

Schluß.

Diesem Ambos vergleich ich das Land, dem Hammer den Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

Goethe.

Wie oft war auf Reichs- und Kurfürstentagen die Herausgabe der von Frankreich erschlichenen Bistümer und geraubten Landschaften zum Schutze der nationalen Sicherheit und Ruhe gefordert worden! Bei dem Abschlusse von Kriegsbündnissen wie auf den allgemeinen Friedenskongressen hatte das Reich wiederholt diese Forderung zur ersten seiner Bedingungen gemacht, aber jedesmal am Ende glücklich geführter Koalitionskriege hatte es sich um den Preis aller gebrachten Opfer betrogen gesehen, denn — es hatte die Ehrlichkeit und den guten Willen seiner Verbündeten mit in seine Berechnung gestellt. So war es gekommen, daß in Ryswick und Utrecht wie zuletzt auf dem Kongresse zu Wien das verratene deutsche Volk leer ausging und schmerzlich erfahren mußte, daß auf seinen Schlachtfeldern nicht für die Ehre und Sicherheit des Reiches, sondern für die Größe und Weltmacht Englands das Blut geflossen war. Eines mußte auch dem gutmütigsten der Thoren zur Erkenntnis gekommen sein. Nicht von dem Beistande fremder Bundesgenossen, auch nicht von dem Opfersinne seiner Fürsten durfte Deutschland das Heil erwarten; nur dann, wenn kühn auf sich vertrauend ein deutscher Mann die Nation um sich zu scharen und mit sich fortzureißen verstand, konnte man Erfüllung der lange und oft getäuschten Wünsche erhoffen. Und so sollte es geschehen.

Unter den welterschütternden Kriegsstürmen des Jahres 1870 und 1871 vollzog sich die äußere, politische Wiedergeburt des deutschen Reiches — die innere, ethisch-humane soll uns noch werden — und in die Wiege des neugeborenen ward als erstes Angebinde die einst schimpflich verlorene Westmark gelegt.

Außer dem größten Teile des Elsasses brachte der Frankfurter Friede (10. Mai 1871) von den verlorenen Gebieten, die aus der Zerstückelung des alten Stammesherzogtums Lothringen hervorgegangen waren, an das deutsche Reich zurück: fast das ganze weltliche Besitztum des Bistums Metz, das Metzer Stadtgebiet (pays Messin), einen Teil von Luxemburg und Stücke der Herzogtümer Lothringen und Bar. Diese Gebiete wurden durch Gesetz vom 9. Juli 1871 für immer dem deutschen Reiche einverleibt und mit dem landschaftlich verschiedenen, in Sprache und Sitte vielfach anders gearteten Elsasse zu einem staatlichen oder staatenähnlichen Gebilde, einem Werke der Not und Verlegenheit, unter dem Namen „Elsaß-Lothringen" vereinigt.*)

*) In dem genannten Gesetze vom 9. Juli wurden die von Frankreich abgetretenen Gebiete als Elsaß und Lothringen bezeichnet; doch schon vorher in dem Gesetze vom 3. Juli desselben Jahres war der Ausdruck Elsaß-Lothringen gebraucht. Dieser kam später zur allgemeinen Geltung.

Durch Gesetz vom 30. Dezember 1871 und 6. Januar 1872 wurde für die Verwaltung der neuen reichsländischen Gebiete die Grundlage gelegt, auf der alle späteren Einrichtungen aufgebaut wurden. Danach wird das Reichsland Elsaß-Lothringen in drei Bezirke: Unterelsaß, Oberelsaß und Lothringen, und diese Bezirke wiederum in Kreise eingeteilt. An die Spitze der Verwaltung wird ein Oberpräsident mit dem Amtssitze in Straßburg gestellt. „Er ist unmittelbar dem Reichskanzler unterstellt, erhält aber durch § 10 des Gesetzes (Diktaturparagraph) die Ermächtigung, bei Gefahren für die öffentliche Sicherheit alle Maßregeln ungesäumt zu treffen, die er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet. Er ist insbesondere befugt, innerhalb des gefährdeten Bezirkes

Die neue Westmark umfaßte, wie gesagt, nicht das ganze Elsaß und nur Stücke von Lothringen. Gleichwohl hat die große Umwälzung, die mit der Wiedergeburt des deutschen

---

alle diejenigen Gewalten auszuüben, die der § 9 des französischen Gesetzes vom 9. August 1849 der Militärbehörde für den Fall des Belagerungszustandes zuweist: (Haussuchungen bei Tag und Nacht, Ausweisung fremder oder schon gerichtlich bestrafter Personen, Aufsuchen und Wegnahme von Waffen, Verbot von Versammlungen und Publikationen). Zur Ausführung der bezeichneten Maßnahmen ist er befugt, die in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen zu requirieren." — Die letzte Leitung der Geschäfte bleibt in den Händen des verantwortlichen Reichskanzlers, und zur Überwachung der Geschäfte wird im Reichskanzleramte eine neue Abteilung als „Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen" errichtet.

Als erster Oberpräsident trat an die Spitze der Verwaltung Herr v. Möller, ein Mann von hervorragendem Verwaltungstalent, mit freiem weitem Blick, „unter seinesgleichen der erste", doch ohne die Gabe belebendes und schöpferisches Geistes und außerdem in seinem Vorgehen vielfach behindert. Nahezu acht Jahre hat er der reichsländischen Entwicklung Ziel und Wege gewiesen, bis er zuletzt unter immer schwieriger werdenden Umständen an Freiheit und Sicherheit der Haltung verlor.

Am 1. Januar 1874 ward die deutsche Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen eingeführt und die Bevölkerung berufen, fünfzehn Abgeordnete für den Reichstag zu wählen. Die Männer, die aus dieser Wahl hervorgingen, ließen am 18. Februar 1874 durch den Abgeordneten Teutsch im Reichstage einen Protest gegen die Annexion verlesen (Protestler); nur der Bischof Räß von Straßburg gab im Namen seiner Glaubensgenossen die mannhafte Erklärung ab, daß sie auf dem Boden des Frankfurter Friedens ständen und keineswegs gemeint seien, den zwischen zwei großen Nationen abgeschlossenen Friedensvertrag in Frage zu stellen. — Durch einen Erlaß vom 29. Oktober desselben Jahres ward ein elsaß-lothringischer Landtag (Landesausschuß) mit sehr beschränkten Befugnissen, dessen Sitzungen nicht öffentlich waren, eingesetzt.

Das Oberpräsidium und das Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen wurden durch Gesetz vom 4. Juli 1879 aufgelöst; und an die Spitze des Reichslandes trat jetzt ein in Straßburg residierender Statthalter, dem der Kaiser die Ausübung der Souveränität in Elsaß-Lothringen widerruflich übertragen kann. „Auf ihn gehen die durch Gesetze

Reiches in den politiſchen Verhältniſſen Europas eintrat, ſich den Mitlebenden in keinem Vorgange ſo greifbar vor Augen geſtellt, wie in der Wiederherſtellung der alten Weſtmark. An

---

und Verordnungen dem Reichskanzler in elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten überwieſenen Befugniſſe und Obliegenheiten, ſowie die dem Oberpräſidenten übertragenen außerordentlichen Gewalten über." Der Statthalter iſt im weſentlichen Beamter. Ein elſaß-lothringiſches Miniſterium in Straßburg mit Unterſtaatsſekretären und Miniſterialräten übernimmt die dem Reichskanzler bis dahin obliegende Verantwortlichkeit und hat die Erlaſſe des Statthalters gegenzuzeichnen. In den Bundesrat kann der Statthalter Kommiſſare mit beratender Stimme abordnen Der Bundesrat iſt Organ der geſetzgebenden Gewalt des Reichslandes; die Landesgeſetze für Elſaß-Lothringen bedürfen ſomit der Zuſtimmung des Bundesrates; auch ſind dieſem die Rechnungen über den Landeshaushalt zur Entlaſtung vorzulegen. — Die Befugniſſe des Landesausſchuſſes wurden dadurch erweitert, daß er innerhalb der Grenzen der Landesgeſetzgebung ſelbſtändig Geſetzentwürfe einbringen und Petitionen annehmen darf. Von ſeinen Mitgliedern, deren Zahl von 34 auf 58 erhöht wird, werden 34 von den Bezirkstagen, 4 von den Gemeinderäten der Städte Straßburg, Metz, Kolmar und Mülhauſen und 20 von den Landkreiſen gewählt. Die Bezirkstage und die Gemeinderäte der genannten Städte wählen die Abgeordneten unmittelbar; in den Landkreiſen wählen die Gemeinderäte Wahlmänner und dieſe erſt den Abgeordneten des Kreiſes. Eine Beteiligung des Volkes an der Wahl iſt ſomit ausgeſchloſſen; und das iſt vom deutſch-nationalen Geſichtspunkte aus betrachtet summi mali materies!

Am 30. September 1879 ſchied der Oberpräſident von Möller aus ſeiner bisherigen Wirkſamkeit mit den ſtolzen Worten: „Ich hinterlaſſe dem Lande eine auf allen Gebieten regelmäßige Verwaltung, Ordnung und Gleichgewicht in den Finanzen bei Verminderung der Staatsabgaben . . . Ich ſcheide mit dem Bewußtſein, daß mein beſtändiges Streben, der Bevölkerung den ruhigen Übergang in die neuen Verhältniſſe zu erleichtern, gute Früchte getragen hat". Ein ſchönes Denkmal ehrlicher Anerkennung hat dem hervorragenden Manne ein anderer, vielfach anders gearteter reichsländiſcher Beamter, der einſtige Bezirkspräſident von Ernſthauſen, in ſeinen „Erinnerungen eines preußiſchen Beamten" geſetzt. — Am 1. Oktober, zur Zeit, da die Blätter fallen und im Luftmeere die Unregelmäßigkeiten beginnen, trat der Feldmarſchall von Manteuffel als erſter Statthalter des Reichslandes ſein Amt an.

die Namen Elsaß und Lothringen, Metz und Straßburg waren die schmerzlichsten Erinnerungen an allen Jammer und alle Schmach der deutschen Vergangenheit geknüpft. Darum hat von allem, was in der großen Zeit der Jahre 1870/71 deutsche Herzen erschütterte, nichts der Vorstellung so mächtig sich eingedrückt und nichts das nationale Bewußtsein so stolz gehoben wie die Kunde, daß über Metz und Straßburg dauernd die Fahne des neuen deutschen Reiches wehen werde. Erfüllt von der Hoffnung, die im Kriegssturme wieder erkämpften Gebiete bald auch innerlich mit sich vereinigt zu sehen, wandte sich die Nation mit warmer Jugendliebe dem Geschicke dieser Lande zu. Aber Vieles sollte zusammenwirken, die stolzen Erwartungen tief herabzudrücken.

In der ersten Zeit froher Hoffnungen gefiel man sich darin, die wieder erstrittenen Gebiete mit einem jener alten Pergamente zu vergleichen, deren wertvolle Urschrift durch einen neuen Text überdeckt, aber nicht ausgelöscht sei und von kundiger Hand leicht wieder hergestellt werde. Gleichwie auf solchem Pergamente, so sei auch in den Westmarken „die Grundschrift in uralter Sitte, Bildung und Stammeseinheit durch und durch deutsch und leuchte durch die darüber gelegte welsche Decke hindurch." Das Gleichnis wurde wie eine verheißungsvolle Botschaft von Regierungsleuten und Laien vernommen; „es zeige", so rief man, „mit einem Schlage uns den rechten Weg und die Bahn". Und in der That konnte auch ein geübtes Auge im Rausche der ersten Begegnung der schönen Täuschung huldigen, als sei das welsche Wesen des lange entfremdeten Stammes nur eine leichte Tünche, mit der sich der urdeutsche Grund überzogen habe; im Wesen aber seien die Reichslande noch ebenso deutsch wie zu der Zeit, da der brave Abt Siegfried von Gorze die Unsitte seiner lothringischen Landsleute beklagte, daß sie die anstößigen Kleidertrachten und stutzerhaften Frisuren der Franzosen nachahmten. Noch sprach ja die deutsche Vergangenheit des Landes aus den hochstre-

benden Münstern, aus den Thorburgen und Lauben der Städte, noch tönte sie von Berg und Wald in den Lauten einer unvergessenen Sprache, noch zeugten für sie zahllose Pergamente und Chronikenbücher wie die Lieder einiger Dichter, die für deutsches Wesen eine stille beschauliche Liebe bewahrt hatten. — Dieser frohe Glaube an die nur leicht überdeckte „urdeutsche Grundschrift" ist vor allem die Ursache gewesen, daß man im Lande ernten wollte, ehe noch eine Aussaat aufgegangen war, daß man jenseit des Rheines immerfort ungeduldig nach Erfolgen verlangte und zuletzt enttäuscht und unmutig sich von den reichsländischen Dingen abwandte. — Denn nicht eine welsch überzogene deutsche Urschrift war die Seele des Lothringers und Elsässers, der 1871 zum deutschen Reiche zurückkehrte; etwas ganz anderes — eine Transsubstantiation hatte sich in ihr seit der Trennung vom Reiche vollzogen. Die äußere Erscheinungsform war freilich in manchen Stücken deutsch geblieben; aber das Wesen war ein anderes geworden. In allem Vorstellen, Denken und Empfinden, in der gesamten Anschauung und Auffassung der Dinge hatte der französische Geist das alte Volkstum in diesem Lande durchdrungen und gewandelt.

Als die Westmarken stückweise vom deutschen Reiche losgerissen wurden, war dieses nur noch ein loses Conglomerat von vielen hundert kleinen Herrschaften und Despotieen, denen alles gemeinsame Empfinden entschwunden war; es war politisch abgestorben und faul bis ins Mark, konfessionell zerklüftet, wirtschaftlich ruiniert, in Sprache und Sitte wie in allem gesellschaftlichen Leben tiefster Barbarei und Rohheit verfallen, ohne Bewußtsein und Ahnung seiner Vergangenheit. Welche deutschnationalen Erinnerungen, welch deutsches Empfinden hätte da der Bewohner der Westmark, der sich höchstens als Lothringer, als Straßburger oder Schlettstädter zu fühlen vermochte, aus jenem verödeten Wrack, das man römisches Reich nannte, mit sich hinübernehmen und festhalten

können? Und nun wurde er einem Staate von ſtark ausgebildetem Nationalgefühl und einheitlicher Verwaltung eingefügt, deſſen zentraliſierender Mechanismus mit unwiderſtehlicher Gewalt dahin wirkte, jede Selbſtändigkeit der Gemeinde wie alles eigenartige Leben der Provinzen und Landſchaften verſchwinden zu laſſen.

Es iſt oben geſagt worden, wie der Lothringer in den großen Nationalſtaat Frankreich hineinwuchs, wie die neuen Freiheitsideen der Revolution und die Koloſſalgeſtalt des Kaiſers den ganzen Horizont ſeines Vorſtellens und Denkens einnahmen und ihn zum Franzoſen wandelten. Verſtärkt noch wurden dieſe Einwirkungen durch die materiellen und wirtſchaftlichen Intereſſen; denn die Revolution hatte den Beſitz ſoviel als möglich verteilt und die große Zahl der Staatsbürger durch die neuen Eigentumsverhältniſſe an den neuen Zuſtand gefeſſelt. Wo hätte je ein Lothringer oder Elſäſſer, abgeſehen von einigen mumienhaften Standesherrn oder altertümelnden Gelehrten, wenn er über den Rhein hinüberblickte, ſeine Loslöſung vom Reiche und die neue Entwicklung der Dinge bedauert?

Die geiſtige und nationale Wiederbeſeelung des deutſchen Volkskörpers, die in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann, konnte für den franzöſiſch gewordenen Lothringer oder Elſäſſer nur die Wirkung haben, ihm das Verſtändnis für deutſches Weſen zu erſchweren und die Kluft zwiſchen ihm und dem Deutſchen zu erweitern. Während eines Zeitraumes von mehr als hundert Jahren war ihm Deutſchland eine halb entſchwundene Welt geblieben; und in dieſem Zeitraume hatte die deutſche Nation eine der erſtaunlichſten Wandlungen der Geſchichte durchgemacht. Harte Züchtigungen des Schickſals und die ſtrenge Arbeit der Wiſſenſchaft hatten den Deutſchen wieder zu ſich ſelber zurückgeführt; er hatte die verlorene Erinnerung an ſeine einſtige Weltſtellung, das Vertrauen in die Stärke ſeiner ſtets zerſplitterten Kräfte und den Willen,

wiederum eine ſtarke einige Nation zu ſein, allmählich zurückgewonnen. Ein Geiſtesfrühling, wie ihn die Welt ſeit der ſchönen Hellenenzeit kaum wiedergeſehen, war über den verödeten Geiſtesgefilden aufgegangen und hatte eine neue reiche Ideenwelt erblühen laſſen, aus der die beſten Geiſter des Auslandes ihre Nahrung zogen. Zuletzt unter der Leitung gottbegnadeter Männer war auch das zertrümmerte Staatenhaus nach neuem Plane wieder aufgebaut worden. — Dieſer großen Wandlung des deutſchen Lebens war der Bewohner der alten Weſtmark fremd geblieben; an dem Prozeſſe unſerer geiſtigen und politiſch-nationalen Wiedergeburt hatte er keinen Anteil gehabt, und ſo kehrte er, ein verwelſchter Fremdling, zu dem fremd gewordenen Reiche zurück. Nur ein verſchrumpftes, durch die Kirche hinübergerettetes Überbleibſel deutſcher Sprache war ihm geblieben. Aber dieſes Überbleibſel erwies ſich für allen geiſtigen Verkehr als unzureichend und wurde als Brücke des Verſtändniſſes von Unkundigen weit überſchätzt; denn alles geiſtige Leben des verwelſchten Stammesgenoſſen bewegte ſich ausſchließlich in franzöſiſchen Formen. So trat der einſtige Lothringer und Elſäſſer dem neuen Deutſchen innerlich fremd und unverſtanden, grollend und ſchmollend entgegen; er fühlte ſich einzig als Bürger der großen Nation, die ihm die Nation der Bildung, der Geſittung und Vornehmheit war. Und doch — wie ſehr er auch Franzoſe, und nur Franzoſe ſein wollte, war es ihm nicht gelungen, in franzöſiſchem Geiſte aufzugehen; ein unausgeglichener Weſensunterſchied war zwiſchen ihm und dieſem geblieben; und ſo erſchien er wie der Pullane des 12. Jahrhunderts als ein ſeltſames Zwitterweſen und war jener Flachheit und Unbedeutendheit verfallen, die von allem Halbfranzoſentume jederzeit unzertrennlich war.

Was ſich in der geiſtigen Perſönlichkeit des entfremdeten Stammesgenoſſen zunächſt bemerklich machte, war ein geringer Vorrat von individuellem Leben und Kraftgefühl, dagegen eine große Empfänglichkeit für alle nutzbaren und greifbaren Werte

des Lebens. Nichts war in ihm von jenem halb mystischen Naturſinne, der die ganze Gedanken- und Gemütswelt des neuen Deutſchen ſo tief durchdrungen hat; nichts von jener träumeriſchen Idealität, die auf das Schöne und Gute an ſich gerichtet und von einer leiſen Wehmut über die Unzulänglichkeit alles Menſchlichen umſchleiert iſt, aber auch kaum ein Zug von jener erfriſchenden Lebendigkeit, jenem heiteren geiſtigen Atem, der in dem Bewohner des deutſchen Südweſtens lebt. Frühreife, nüchterne Richtungen haben das Gemüts- und Phantaſieleben in ihm überwuchert oder erſtickt, und eine Bewertung der Dinge erzeugt, die den Erfolg, d. h. den meßbaren oder wägbaren Gewinn über alles ſetzt und die moraliſchen und pſychologiſchen Elemente des Wertes nahezu ausſchaltet.*) — Tiefgehende politiſche und ſoziale Schäden auch waren ihm in den letzten Zeiten hineingewachſen in Fleiſch und Blut. Eine unſittliche Caeſarenwirtſchaft, ein ausgedachtes Syſtem der Bevormundung und Korruption, das ſeinesgleichen vielleicht nur hatte in dem kaiſerlichen Rom, hatte alle geſunden Lebensorgane des ſozialen und politiſchen Volkskörpers gelähmt oder ertötet. Wie dieſes Syſtem die unruhige ſtädtiſche Bevölkerung mit dem Taumel nationaler Selbſtvergötterung, mit der barbariſchen phraſenreichen Moral der Gloire

*) Der Kundige wird wiſſen, daß dieſe Züge weſentlich jener einflußreichen Geſellſchaftsklaſſe entnommen ſind, die im Lande Notablen heißen. Es ſind nicht, wie der deutſche Leſer meinen könnte, les nobles de nom et de coeur, die als ein geſundes Glied jedes Volkstums ihren richtigen Platz da haben, wo ſie neben den eigenen Intereſſen zugleich den Intereſſen des Landes, der Provinz und der Gemeinde dienen, ſondern in der Mehrzahl eine engherzige und einſichtsloſe, von der öffentlichen Schätzung wenig getragene und im Weſen deutſchfeindliche Schicht der Geſellſchaft. Hervorgegangen aus Gewerbtreibenden, geht ihre Tendenz vorwiegend auf Gelderwerb und Geldbeſitz und ſeit zwei Jahrzehnten auf politiſchen Machtgewinn. Ihre Mitglieder ſitzen zahlreich im Landesausſchuß, wo ſie Intereſſen vertreten, die nicht immer die des Volkes und des Deutſchtums ſind.

erfüllt hatte, so hatte es mit Hilfe eines zu diesem Zwecke abgerichteten Beamtentums die Landbevölkerung zu blindem Gehorsame erzogen und in trägen Stumpfsinn versenkt. Alle politische Energie, alles was Gemeinsinn heißt, war der Masse des Volkes unter dieser Erziehung abhanden gekommen. Man hatte sich gewöhnt, alle öffentlichen Angelegenheiten den Regierenden zu überlassen und alles oder auch gar nichts von ihnen zu erwarten. Selbst in den eigenen Angelegenheiten war dem Einzelnen die Thatkraft, der Aufschwung und der Wagemut verloren gegangen. In dieser politischen Willenlosigkeit, in der Gewöhnung an einsichtslosen Gehorsam und in der furchtsamen Devotion vor allem, was amtliche Autorität heißt, beruht im wesentlichen das, was heute der deutsche Unterpräfekt so gerne als den loyalen Geist des Lothringers rühmt. Und doch liegt tief unter dieser gerühmten Devotion ein gesellschaftliches Ehr- und Gleichheitsgefühl verborgen, das auch den Ärmsten stolzer emporrichtet, wenn er sich hochmütig und herrisch von oben herab behandelt sieht.*) — Im übrigen war die Landbevölkerung, der Bauernstand, in dem die Kraft und Zukunft des Landes lag, geblieben, was er allezeit war: genügsam und bedürfnislos; unbefangen, gutmütig und fromm. Die Wünsche des Einzelnen sind da enge begrenzt; er liebt sich ein kleines Auskommen und die Ruhe. Unbekümmert, bedächtig und schwerfällig wie der Boden, den er pflügt, hängt er am Alten und Überkommenen; er ist verwachsen mit dem Stückchen Erde, das er baut, und mit dem Walde, der seinen

*) Durch nichts haben manche mit den Anschauungen und Gefühlen des Volkes unbekannte Beamte (meist ostelbische) den Namen Preußen bei dem gefügigen und gesetzlich denkenden Lothringer so verhaßt gemacht wie durch jene „schneidige" hochfahrende Art und jene verletzende Miene intellektueller Überlegenheit, die auch von dem geringen Manne gerade als Mangel dieser Überlegenheit empfunden wird, weil sie ihm als Ausfluß eines geringen Verstandes und einer wenig vornehmen und feinfühligen Seele erscheint.

kleinen Bedürfnissen aushilft. Und dieses Festhalten am Herkömmlichen, diese Zurückhaltung und Enge des Lebens unterscheidet ihn wesentlich von der Unruhe, der Unbeständigkeit und leichtlebigen Art des Franzosen wie von dem temperamentvolleren, aber skeptischen und Widerspruch liebenden Wesen des Elsässers.

Schwere innere Kämpfe, die um so schmerzlicher sein mußten, je fremder und unverstandener sich altes und neues, Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstand, waren dem Elsaß-Lothringer durch die neuen Verhältnisse auferlegt. Denn der Pakt mit dem siegreichen Deutschtum forderte von ihm ein mühevolles Aneignen ganz neuer Vorstellungen, ein Umdenken ganzer Begriffsreihen, ein schmerzliches Loslösen von alten liebgewordenen Gefühlen. Wie stark und richtig dies im Lande selbst empfunden wurde, beweist die Thatsache, daß fast alle Träger der Bildung, die Professoren der Akademieen und Lyceen, fast alle Staatsbeamte und eine große Anzahl Gewerbtreibender es vorzogen, unter oft großen materiellen Opfern die bisherige Heimat zu verlassen.

Die neue Regierung fand sich so gewissermaßen einer führerlos gewordenen Bevölkerung gegenüber. Welch eine Aufgabe für einen großgearteten Mann, diesen Führerlosen, Fügsamen und politisch noch Unmündigen mit kräftigem Willen und entschiedener Macht die Wege zu weisen! Wenn irgend je, so mußte hier die alte Erfahrung widerlegt werden, daß es leichter sei, ein Land mit den Waffen zu erobern als durch Gerechtigkeit und Wohlwollen, das ja nur eine Ausstrahlung wahrer Gerechtigkeit ist, die Herzen der Besiegten zu gewinnen. Wenn je, so hatte der Deutsche jetzt zu zeigen, wo wahre Gesittung, maßvolle Selbstbeherrschung und Achtung vor allem Guten, zu finden sei! — Vorerst galt es, das Bestehende innerlich, in seiner geschichtlichen Notwendigkeit zu begreifen, die guten Keime zu pflegen, das dem deutschen Wesen Unvereinbare mählich auszuscheiden und im übrigen dem natürlichen Zuge der Dinge seinen ruhigen Verlauf zu lassen. Dann

durfte man im Vertrauen auf die überlegene innere Stärke des deutschen Lebens das letzte Ziel von selbst erwarten, das kein anderes sein sollte und konnte, als „das Land unlösbar mit dem Reiche wieder zu verschmelzen und die Bevölkerung mit ihrem Geschicke innerlich auszusöhnen." Zu solcher Aufgabe aber war eine Reihe Männer erforderlich, die mit den lebendigen Kräften und der geistigen Persönlichkeit des Volkes zu rechnen verstanden, die, geleitet von dem Gefühle höchster Verantwortlichkeit, mit reinen Händen und mit dem weiten freien Blicke, der gegen die Übel der Vielregiererei und die Politik der kleinen gehässigen Mittelchen sichert, auf langsame und dauernde Erfolge, nicht auf Augenblickseffekte und die Befriedigung aufdringlicher Sonderinteressen gerichtet waren. Nichts konnte unseliger und verderblicher sein, als das Land zum Abladeplatze eitler Mittelmäßigkeiten oder feiernder Existenzen zu machen.

Es liegt außerhalb des Rahmens unserer Geschichte, die vielfachen Wandlungen und Gänge der bisherigen reichsländischen Politik zu verfolgen oder an dem oben aufgestellten unabweisbaren Postulate das Wirken der Männer zu messen, denen bis heute die Leitung der jungen Reichslande anvertraut war. Auch ist für den Geschichtsschreiber dazu die Zeit noch nicht gekommen; doch wird ihm gestattet sein, in wenigen Zügen ein Bild der Dinge zu entwerfen, wie es sich heute der nüchternen Betrachtung darstellt.

Der laute Protest, der 1874 im Reichstage gegen die Annexion erhoben wurde, ist heute verstummt; auch der stille Protestler — und laute oder stille Protestler waren alle — hofft schon lange nicht mehr auf die Vernichtung des Frankfurter Friedens und ist allzu nüchtern, als daß er die Rückkehr des Landes zu Frankreich mit den Schrecknissen eines neuen Krieges erkaufen möchte. Abgestoßen durch die Gebrechen und Ärgernisse der Republik, ist er heute ein gutes Stück von Frankreich abgerückt, und das Tagesleben mit seinem Zwange und seiner Notwendigkeit des Verkehres hat zwischen ihm und dem zugewanderten

Deutschen zahlreiche Fäden der äußeren Gemeinschaft geknüpft. Unverändert aber ist im wesentlichen geblieben der Mangel an Sympathiegefühlen, die aus gegenseitigem Verstehen und Anerkennen erwachsen und die allein sichere Unterlage bilden, auf der die innerliche Aussöhnung von Vergangenheit und Gegenwart sich vollziehen kann.

Unsagbare Mühe bis zur äußersten Grenze des Schicklichen hat eine der wechselnden Regierungen verschwendet, um im Siegeszuge wie auf der Bühne das Vertrauen und die Liebe des Landes zu gewinnen; aber die Mittel, die zum Ziele führen sollten, haben bei der Unkenntnis über die nationale, politische und moralische Beschaffenheit des Lothringers und Elsässers nur die Wirkung gehabt, weiter davon zu entfernen. Und wo es auch einmal einer Regierung gelang, den zarten Keim des Vertrauens in die Herzen zu senken, da genügte meist die wunderliche Weisheit ihrer Polizeiorgane und Strafrichter, sowie der überlaute Eifer, mit dem evangelische Bundesbrüder in Talar und Beamtenrock als politische Filiale ihr Werk betrieben, die sprießende Saat der Versöhnung zu ertöten und die Gegensätze neu zu verschärfen. Wie jeder Unbefangene zu bezeugen vermag, der im Lande selbst den Gang der Dinge beobachten konnte, hat von Anfang an der Konfessionalismus, mit der Politik sich vermengend, einen schlimmen Mehltau auf die junge deutsche Pflanzung im Reichslande geworfen.*) Man schien der einfachen Wahrheit gar nicht bewußt zu sein, daß eine große und weitschauende Politik, wie sie die Zustände

*) Wir lassen darüber hier einen einwandfreien Zeugen aus Erfahrung reden, den langjährigen Bezirkspräsidenten von Straßburg und Colmar, den späteren Oberpräsidenten von Westpreußen E. von Ernsthausen. „Das Verhältnis des Staates zu der katholischen Kirche, deren Bekenner im Reichslande vier Fünftel bis fünf Sechstel der Einwohner ausmachten, war in einer für den Staat im ganzen befriedigenden Weise geordnet, so daß das Bedürfnis einer Neuregelung hier nicht empfunden wurde. Dementsprechend war das Verhältnis der katholischen Geistlichkeit gegen

des Reichslandes forderten und wie sie dem neuen deutschen Reiche als einem auf Weltmacht gerichteten Großstaate allein ansteht, nicht durch konfessionelle Ziele und Einseitigkeiten geleitet sein kann. Das haben die Meister aller Staatskunst, die Römer, doch besser gewußt, als sie den Göttern aller Nationen ihr Pantheon bauten.

Heute, dreißig Jahre nach dem Kriege, betrachtet sich das Land noch immer unter dem Bilde eines Überwundenen, dem man die Fesseln bald loser, bald fester zieht, um zu sehen, ob er auch um sich schlage. Die von aller Welt als schädlich verurteilte Fortdauer der Diktatur wirkt auf den Eingeborenen wie eine stete Erinnerung, daß er nur der Bewohner einer mit Waffen eroberten, unter Ausnahmegesetzen stehenden Provinz ist. Sie ist die Nährquelle stetes Mißtrauens und stiller Erbitterung, auch wenn das Gesetz nur seltene Anwendung findet; denn nicht nur die Anwendung, sondern ebenso das bloße Vorhandensein einer kränkenden Bestimmung ist es, was reizt und erbittert. — In der Landesvertretung ist das Volk selbst bis heute nicht zu Worte ge-

die Regierung zunächst ein befriedigendes. Wenn dieselbe sich nach und nach in eine verbissene Opposition hineindrängen ließ, welche für die ganze politische Entwicklung der Reichslande von nachteiligstem Einflusse wurde, so wirkten hierzu verschiedene Umstände zusammen . . . Der ohne genügende Kenntnis des katholischen Volkes begonnene und von Anfang an aussichtslose Kulturkampf in Preußen, der schon 1874 auf die Reichstagswahlen einen unheilvollen Einfluß ausgeübt hatte, warf immer dunklere Schatten auf das Elsasser Land und wurde uns geradezu verhängnisvoll. In der That sind fast alle deutsche Beamten, die damals im Elsaß lebten, darüber einig gewesen, daß unserer Arbeit nichts so sehr geschadet hat als der Kulturkampf. Mit jedem neuen Kampfgesetz, und sie kamen hageldicht, wurde uns ein Knüppel zwischen die Beine geworfen; wir wären zu Falle gekommen, hätten wir nicht auf so gesunden Beinen gestanden. Es war ein Glück, daß der Oberpräsident von Möller sich durch solche Hindernisse in seinem ruhigen und wohlbedachten Fortschreiten nicht aufhalten ließ". v. Ernsthausen, Erinnerungen eines preuß. Beamten. Seite 365.

kommen, und damit ist zwischen der Regierung und dem Lande die Fühlung verloren. Hervorgegangen aus einem Wahlrechte, das eine Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Fragen ausschließt und wie eine komplizierte Filtriermaschine ohnegleichen in plutokratischem Sinne wirkt, ist der sogenannte Landesausschuß gewissermaßen „die maskierte Regierung" selbst. — Eine Steuerverteilung, die mit ihren Lasten progressiv immer schwerer nach unten drückt und das Kapital, das einen überwiegend großen, stets wachsenden Bruchteil des Reichtums der Notablen ausmacht, geradezu frei läßt, hat seit Jahren keine der Gerechtigkeit entsprechende Umänderung erfahren können.*) — Ein Gewirre von unzähligen aus deutschem und selbst veraltetem französischem Rechte zusammengelesenen polizeilichen Bestimmungen, in deren Schlingen auch der Vorsichtigste sich verstricken kann, hat das Gefühl der Rechtssicherheit in manchen Kreisen gemindert. — Ein Oberverwaltungsgericht, an das sich der Geschädigte gegen Übergriffe und Mißgriffe von Behörden und

*) Seit 14 Jahren hat der Landesausschuß sämtliche Anträge, die auf eine Besteuerung der Kapitalrente hinausliefen, mit erdrückender Mehrheit abgelehnt. Ein Entwurf zu einer Kapitalrentensteuer, den der Statthalter im Januar 1898 einbringen ließ, wurde vom Landesausschusse ebenfalls abgelehnt und durch ein Kapitalrentensteuer-Einschätzungsgesetz ersetzt, um festzustellen, wie viel zinstragendes Kapital im Lande sei. Man nahm indes der Sache den ernsten Charakter, indem man auf die Nichtabgabe der Erklärung keine Strafe setzte. — Um aus der Fülle der Beispiele, wie sehr dies bestehende Steuersystem den Grundsätzen aller Gerechtigkeit widerspricht, nur einige der bekanntesten zu geben, so war ein Rentner, dessen Kapitalvermögen weit eine Million überstieg, mit einem steuerbaren Werte von 500 Mark veranlagt und zahlte 42 Mark jährliche Steuer, ebensoviel wie eine Näherin Gewerbesteuer bezahlt. Ein anderer aus Preußen zugezogener Millionär sparte gegen die in Preußen gezahlten Steuern 10 000 Mark! Ein Beamter mit 1800 Mark Gehalt, zu einem steuerlichen Mietswerte von 400 Mark veranlagt, hatte 32 Mark Steuern zu entrichten, und ein Angehöriger eines freien Berufes mit einer Einnahme von nahezu 19 000 Mark hatte 40 Mark zu zahlen!

Beamten wenden könnte, ist nicht vorhanden; und doch wurde dessen Einführung schon 1879 als eine der ersten Aufgaben des Ministeriums von Elsaß-Lothringen im Reichstage angekündigt.*)

Die Übel eines Kleinstaates, einer diktatorischen Gewalt und einer einsichtslosen Oligarchie haben bei der heutigen Verfassung des Reichslandes sich mit anderen Hemmnissen vereinigt, das der alten Westmark eingepflanzte neue deutsche Reis nicht zu kräftigerem Triebe gelangen zu lassen und die idealen Ziele, die man im ersten Überschwange der Freude 1871 so nahe wähnte, in immer weitere Ferne zu rücken.

Und doch dürfen wir heute, ohne den Vorwurf der Schwärmerei befürchten zu müssen, über alle Hemmnisse und entmutigenden Erscheinungen der Gegenwart hinweg den Blick hinausschweifen lassen in eine Zeit, in der ein deutsches Elsaß-Lothringen kein bloßes Ideal mehr sein wird. Dann wird in diesem zurückgewonnenen, so reich ausgestatteten Lande, in dem einst deutsches Geistesleben mächtig pulsierte, aus der Versöhnung der heute widerstreitenden Kräfte nach ethnologischen Gesetzen ein neues Geschlecht in frischer Eigenart sich gebildet haben, das als elsaß-lothringische Art sich von dem Schwaben und Pfälzer unterscheiden wird, wie diese sich unterscheiden von anderen Stämmen. Es wird sein eine Bereicherung der deutschen Nation, eine neue Ausstrahlung des in unzähligen Strahlen sich brechenden deutschen Lebens. Und sollte dem deutschen Volke zum Besten der Welt eine nochmalige Kulturblüte beschieden sein, so wird aus diesem verjüngten Stamme vielleicht der Genius hervorgehen, der dem deutschen Geistesleben neue Ziele und Bahnen weist.

*) Am 21. Juni 1879 verkündete der Staatssekretär Herzog im deutschen Reichstage: Es wird eine der ersten Aufgaben des Ministeriums von Elsaß-Lothringen sein, eine derartige Einrichtung (Oberverwaltungsgericht) zu beraten und vorzubereiten."

kommen, und damit ist zwischen der Regierung und dem Lande die Fühlung verloren. Hervorgegangen aus einem Wahlrechte, das eine Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Fragen ausschließt und wie eine komplizierte Filtriermaschine ohnegleichen in plutokratischem Sinne wirkt, ist der sogenannte Landesausschuß gewissermaßen „die maskierte Regierung" selbst. — Eine Steuerverteilung, die mit ihren Lasten progressiv immer schwerer nach unten drückt und das Kapital, das einen überwiegend großen, stets wachsenden Bruchteil des Reichtums der Notablen ausmacht, geradezu frei läßt, hat seit Jahren keine der Gerechtigkeit entsprechende Umänderung erfahren können.*) — Ein Gewirre von unzähligen aus deutschem und selbst veraltetem französischem Rechte zusammengelesenen polizeilichen Bestimmungen, in deren Schlingen auch der Vorsichtigste sich verstricken kann, hat das Gefühl der Rechtssicherheit in manchen Kreisen gemindert. — Ein Oberverwaltungsgericht, an das sich der Geschädigte gegen Übergriffe und Mißgriffe von Behörden und

---

*) Seit 14 Jahren hat der Landesausschuß sämtliche Anträge, die auf eine Besteuerung der Kapitalrente hinausliefen, mit erdrückender Mehrheit abgelehnt. Ein Entwurf zu einer Kapitalrentensteuer, den der Statthalter im Januar 1898 einbringen ließ, wurde vom Landesausschusse ebenfalls abgelehnt und durch ein Kapitalrentensteuer-Einschätzungsgesetz ersetzt, um festzustellen, wie viel zinstragendes Kapital im Lande sei. Man nahm indes der Sache den ernsten Charakter, indem man auf die Nichtabgabe der Erklärung keine Strafe setzte. — Um aus der Fülle der Beispiele, wie sehr dies bestehende Steuersystem den Grundsätzen aller Gerechtigkeit widerspricht, nur einige der bekanntesten zu geben, so war ein Rentner, dessen Kapitalvermögen weit eine Million überstieg, mit einem steuerbaren Werte von 500 Mark veranlagt und zahlte 42 Mark jährliche Steuer, ebensoviel wie eine Näherin Gewerbesteuer bezahlt. Ein anderer aus Preußen zugezogener Millionär sparte gegen die in Preußen gezahlten Steuern 10 000 Mark! Ein Beamter mit 1800 Mark Gehalt, zu einem steuerlichen Mietswerte von 400 Mark veranlagt, hatte 32 Mark Steuern zu entrichten, und ein Angehöriger eines freien Berufes mit einer Einnahme von nahezu 19 000 Mark hatte 40 Mark zu zahlen!

Beamten wenden könnte, ist nicht vorhanden; und doch wurde dessen Einführung schon 1879 als eine der ersten Aufgaben des Ministeriums von Elsaß-Lothringen im Reichstage angekündigt.*)

Die Übel eines Kleinstaates, einer diktatorischen Gewalt und einer einsichtslosen Oligarchie haben bei der heutigen Verfassung des Reichslandes sich mit anderen Hemmnissen vereinigt, das der alten Westmark eingepflanzte neue deutsche Reis nicht zu kräftigerem Triebe gelangen zu lassen und die idealen Ziele, die man im ersten Überschwange der Freude 1871 so nahe wähnte, in immer weitere Ferne zu rücken.

Und doch dürfen wir heute, ohne den Vorwurf der Schwärmerei befürchten zu müssen, über alle Hemmnisse und entmutigenden Erscheinungen der Gegenwart hinweg den Blick hinausschweifen lassen in eine Zeit, in der ein deutsches Elsaß-Lothringen kein bloßes Ideal mehr sein wird. Dann wird in diesem zurückgewonnenen, so reich ausgestatteten Lande, in dem einst deutsches Geistesleben mächtig pulsierte, aus der Versöhnung der heute widerstreitenden Kräfte nach ethnologischen Gesetzen ein neues Geschlecht in frischer Eigenart sich gebildet haben, das als elsaß-lothringische Art sich von dem Schwaben und Pfälzer unterscheiden wird, wie diese sich unterscheiden von anderen Stämmen. Es wird sein eine Bereicherung der deutschen Nation, eine neue Ausstrahlung des in unzähligen Strahlen sich brechenden deutschen Lebens. Und sollte dem deutschen Volke zum Besten der Welt eine nochmalige Kulturblüte beschieden sein, so wird aus diesem verjüngten Stamme vielleicht der Genius hervorgehen, der dem deutschen Geistesleben neue Ziele und Bahnen weist.

*) Am 21. Juni 1879 verkündete der Staatssekretär Herzog im deutschen Reichstage: Es wird eine der ersten Aufgaben des Ministeriums von Elsaß-Lothringen sein, eine derartige Einrichtung (Oberverwaltungsgericht) zu beraten und vorzubereiten."

Reihenfolge der lothringiſchen Herzöge.

Gerhard von Elſaß 1048—1070.

Dietrich	1070—1115.	Gerhard, Graf von Vaudémont
Simon I.	1115—1139.	Stammvater der Nebenlinie † 1120.
Mathäus I.	1139—1176.	
Simon II.	1176—1205.	
Friedrich I.	1205—1213.*)	
Theobald I.	1213—1220.	
Mathäus II.	1220—1251.	
Friedrich II.	1251—1303.	
Theobald II.	1303—1312.	
Friedrich III.	1312—1328.	
Rudolf	1328—1346.	
Johann I.	1346—1390.	

Karl II.**) 1390—1430. — Friedrich † 1415 verm. mit Margareta. — Margareta Erbin von Vaudémont vermählt mit Friedrich.

Iſabella, verm. mit Renatus I. v. Anjou 1431—1453. — Anton Graf von Vaudémont. † 1447.

Johann 1453—1470 — Iolantha — Friedrich † 1470 verm. mit Iolantha.

Nikolaus 1470—1473 — Renatus II. 1473—1508.

Anton 1508—1544.

Franz I. 1544—1545.

Karl III. 1545—1608.

Heinrich II. 1608—1624. — Franz II. Graf von Vaudémont. Herzog 1624.

Nicoletta, vermählt mit Karl IV. — Claudia, vermählt mit Nikolaus Franz. — Karl IV. verm. mit Nicoletta 1624—1675. — Nikolaus Franz Cardinal vermählt mit Claudia.

Karl V. 1675—1690.

Leopold 1697—1729.

Franz III. 1729—1737.

Stanislaus (Exkönig von Polen) 1737—1766.

*) S. Bd. I Seite 109 Anmerkung 2.

**) Herkömmlich, aber mit Unrecht wird dieſer Herzog als der zweite ſeines Namens bezeichnet. Einen früheren Herzog dieſes Namens kennt die Geſchichte Oberlothringens nicht. Der Irtum iſt dadurch entſtanden, daß man Karl, den Bruder des Königs Lothar von Frankreich, der das Herzogtum Niederlothringen erhielt, den Herzögen Oberlothringens zugezählt hat.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erster Abschnitt.

Seite

Lothringen im Anfange des 17. Jahrhunderts. Der dreißigjährige Krieg. Herrschende Vorurteile über den Charakter dieses Krieges. Frankreichs Machtstellung. Politik Richelieus. Herzog Karl IV. Sein Charakter. Er regiert anfangs gemeinsam mit seiner Gemahlin Nicoletta; beseitigt durch einen Staatsstreich deren Mitregierung. Erste Zerwürfnisse mit Frankreich. Französische Übergriffe auf lothringisches Gebiet; erste Reunionen. Ludwig XIII. erkennt das Nachfolgerecht Karls nicht an. Streitigkeiten mit dem Bischofe von Verdun. Karl begiebt sich zu dem Könige nach Paris. Die gegnerische Partei Richelieus. Die Herzogin von Chevreuse und Gaston, des Königs Bruder. Karl schließt sich den Gegnern Richelieus an. Graf Montagu kommt nach Nancy und wird auf lothringischem Gebiete durch Richelieu überfallen. Unterwerfung von la Rochelle 1

Zweiter Abschnitt.

Frankreichs Einmischung in Italien und Verhandlungen Richelieus mit dem Schwedenkönige. Wachsende Macht des Kaisers. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Sturz Wallensteins. Der Friedensvertrag von Regensburg und die trugvolle Politik Richelieus. Karl IV. Seine innere Verwaltung und seine Volkstümlichkeit. Sein Verhältnis zu Ludwig XIII. Lugwigs XIII. Bruder Gaston von Orleans kommt flüchtig an den lothringischen Hof. Karl sucht zwischen dem Könige und Gaston zu vermitteln. Gastons Rückkehr an den Hof und neue Flucht nach Nancy. Parteiverhältnisse am französischen Hofe. Der Tag der Betrogenen. Gaston will sich Karls Schwester vermählen. Entwürfe zum Sturze Richelieus.

Seite

Einbruch Gustav Adolfs in das Reich. Karls Rüstungen. Sein unglücklicher Feldzug gegen Gustav Adolf. Bündnis zwischen Frankreich und Schweden zur Vernichtung Lothringens. Einbruch Frankreichs in Lothringen. Der Vertrag von Vic. Neue Entwürfe zum Sturze Richelieus. Empörung Gastons. Neuer Einfall Ludwigs XIII. in Lothringen. Vertrag von Liverdün. Gastons Unternehmen scheidert 44

Dritter Abschnitt.

Richelieu und Gustav Adolf. Tod des Schwedenkönigs. Der Staatsrat zu Rochefort und Richelieus Politik, den Krieg zu verlängern. Unhaltbare Lage Karls IV. nach dem Vertrage von Liverdün. Neue Anschläge Richelieus gegen Lothringen. Verbindung mit Oxenstierna. Vernichtung des lothringischen Heeres bei Pfaffenhofen. Neuer Einfall Ludwigs XIII. in Lothringen und Belagerung Nancys. Vertrag von Charmes. Neue Hoffnungen Karls auf spanische Hilfe. Er wird ein Gefangener des Königs und übergibt seine Hauptstadt Nancy. Trauriger Ausgang des Unternehmens des Herzogs von Feria und neue wichtige Erwerbungen Frankreichs im Elsaß 97

Vierter Abschnitt.

Karl entsagt der herzoglichen Würde zu Gunsten seines Bruders und wird landesflüchtig. Richelieus Plan, Lothringen in Frankreich einzuverleiben und das herzogliche Haus zu vernichten. Herzog Franz Nikolas vermählt sich mit Claudia. Gefangennahme und Flucht der Vermählten. Nicoletta in Paris. Herzog Karl tritt als Heerführer in kaiserliche Dienste. Unglückliche Schlacht bei Wattweiler. Karl in Besançon. Die letzten festen Plätze Lothringens fallen in die Gewalt Frankreichs. Schmählicher Prozeß gegen die Mitglieder des herzoglichen Hauses 132

Fünfter Abschnitt.

Herzog Karl in Mailand. Er begibt sich mit der spanischen Armee auf den deutschen Kriegsschauplatz und wird Befehlshaber der bayrisch-ligistischen Truppen. Die Schlacht bei Nördlingen. Folgen des Sieges. Der Prager Friede. Zurückforderung Lothringens. Frankreich entschließt sich zum offenen Kriege gegen den Kaiser und Spanien. Elsaß und Lothringen werden von den Heilbronner Verbündeten Frankreich preisgegeben. Französische Gewaltmaßregeln in Lothringen. Erste offene Feindseligkeit Frankreichs gegen den

Seite

Kaiser. Kriegerische Unternehmungen gegen Frankreich 1635. Elende Beschaffenheit der französischen Heere. Rückzug der Franzosen vom Rhein. Karls kühne Hoffnungen. Seine kriegerischen Unternehmungen am Oberrhein. Er bringt in Lothringen ein und vereinigt sich mit Gallas. Schleppende Kriegsführnng der Kaiserlichen. Rückzug Gallas' nach dem Rhein. Herzog Karl in Brüssel . . 149

Sechster Abschnitt.

Plan zu einem großen Kriegsunternehmen gegen Frankreich für das Jahr 1636. Herzog Karl befreit Dole und säubert die Freigrafschaft von den Franzosen. Kriegsmanifest des Kardinalinfanten. Johann von Werth vor Paris. Gallas und Herzog Karl in Burgund. Gallas' Rückzug nach dem Rheine und Karls Einfall in Lothringen. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Zurückforderung Lothringens. Vereitelter Friedensversuch des Papstes. Neue Bündnisse Frankreichs. Karl tritt in spanische Dienste. Er verteidigt die Freigrafschaft; eilt Breisach zu Hilfe. Fall Breisachs. Frankreich erkauft durch Verrat Breisach und das Heer Bernhards von Weimar 184

Siebenter Abschnitt.

Planmäßige Verwüstung Lothringens durch Frankreich. Weichendes Kriegsglück Österreichs. Mißstimmung Karls und geheime Verhandlungen mit Richelieu. Karl geht nach Paris und schließt den Vertrag von St. Germain. Der sogenannte kleine Friede. Karls Rückkehr in seine Staaten. Er verbindet sich mit dem empörten Prinzen von Soissons. Schlacht bei Marfée. Bruch des Friedens. Karl wieder ein länderloser Fürst 218

Achter Abschnitt.

Der Tod Richelieus. Würdigung seiner Erfolge. Getäuschte Hoffnungen auf einen Umschlag der allgemeinen Politik Frankreichs. Der Kardinal Mazarin und die Regentin Anna. Die Regentschaft geht in den Bahnen Richelieus weiter. Die Schlacht bei Tuttlingen. Trügerische Unterhandlungen der Regentin mit dem Herzoge Karl. Die Importants und Mazarin. Karl tritt wieder in die Dienste Spaniens. Der Marquis de la Ferté Statthalter in Nancy. Die Zerstörung der Feste la Mothe 240

Neunter Abschnitt.

Der Friedenskongreß in Münster. Frankreich fordert gegenüber dem Kaiser und Spanien die Ausscheidung der lothringischen Frage aus dem Friedensgeschäft. Allmähliches Zurückweichen der kaiser-

Seite

lichen Gesandten. Die Stellung der Reichsstände in der lothringischen Frage. Spanien bricht die Friedensverhandlungen ab. Lothringen wird aus dem Frieden ausgeschieden. Verzicht des Reiches, für Lothringen mit den Waffen einzutreten 259

Zehnter Abschnitt.

Die Unruhen der Fronde. Karls abenteuernde Pläne. Er rüstet sich zu einem Einfalle in Irland. Er wird von den Parteien in Frankreich umworben und schließt sich den Führern der Fronde an. Ligniville gewinnt einen Teil Lothringens zurück. Karl führt sein Heer gegen Paris. Er unterhandelt mit Mazarin und verliert durch sein zweideutiges Verhalten alle Vorteile seiner Stellung. Sein Rückzug nach Flandern. Allgemeines Mißtrauen gegen Karl. Er zieht aufs neue gegen Paris und gibt aufs neue alle Vorteile aus der Hand. Ende der Fronde. Karl verbündet sich mit Condé. Beide ziehen sich nach Flandern zurück 274

Elfter Abschnitt.

Herzog Karl in spanischen Diensten. Sein Zerwürfnis mit Condé. Er erregt den Argwohn der spanischen Regierung, wird verhaftet und als Gefangener nach Toledo gebracht. Nutzlose Versuche zu seiner Befreiung. Franz Nikolas übernimmt den Oberbefehl über das lothringische Heer. Seine Stellung wird unhaltbar. Die lothringische Armee tritt in die Dienste Frankreichs. Der pyrenäische Friede. Karl wird aus der Haft entlassen. Der Vertrag von Vincennes. Tod Mazarins. Karl kehrt in seine Staaten zurück . 301

Zwölfter Abschnitt.

Der Zustand Lothringens am Ende des dreißigjährigen Krieges 329

Dreizehnter Abschnitt.

Karl kehrt in seine Staaten zurück. Die Stimmung im Lande. Das Heer. Der Adel erwartet die Herstellung seiner alten Rechte. Karls Vorliebe für das unbeschränkte Regiment der französischen Könige. Zerwürfnis mit dem Adel. Die lothringische Erbfolgefrage und Karls Abneigung gegen seinen Neffen Karl. Heiratsprojekte für den Prinzen Karl. Karl tritt seine Staaten an Ludwig XIV. ab. Vertrag von Montmartre. Allgemeine Erhebung gegen diesen Vertrag. Flucht des Prinzen Karl aus Paris. Karl wendet sich um Hilfe an den Reichstag zu Regensburg. Einmarsch eines französischen Heeres in Lothringen. Der Vertrag von Marsal.

Seite

Karl kehrt in seine Hauptstadt Nancy zurück. Sein Hof. Tod der Cantecroix. Karls Liebeshändel und seine Ehe mit der Gräfin Apremont. Karls Verwaltung. Verordnungen des souveränen Hofes zur Wiederherstellung geordneter Zustände 347

Vierzehnter Abschnitt.

Veränderte Politik Ludwigs XIV. gegenüber Lothringen. Karl sammelt wieder ein Heer und zieht im Dienste des Kurfürsten von Mainz gegen die Stadt Erfurt. Sein Zerwürfnis mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Der Streit um das Wildfangrecht. Ludwig XIV. zwingt den Herzog, ihm sein Heer zum Kriege gegen Spanien zu überlassen. Fortgesetzte Demütigungen Karls und steigendes Zerwürfnis mit Ludwig XIV. Karl und die Trippelallianz. Überfall Nancys durch die Franzosen. Verfehlter Anschlag auf die Person Karls. Der Marschall Crequi besetzt Lothringen. Karls Flucht 371

Fünfzehnter Abschnitt.

Gewaltsame Besetzung Lothringens durch die Franzosen. Verlassenheit Herzog Karls. Auflösung der Trippelallianz. Ohnmacht des deutschen Reiches. Karls Anteil an dem holländischen Kriege. Er siegt an der Conzer Brücke über die Franzosen und erobert Trier. Sein Tod 18. September 1675 389

Sechzehnter Abschnitt.

Karl V., der Erbe des herzoglichen Namens, in österreichischen Diensten. Er bewirbt sich zweimal um die polnische Königskrone. Er übernimmt nach dem Tode Karls IV. den Oberbefehl über die lothringischen Truppen und wird 1676 Generalissimus der kaiserlichen Heere am Rheine; bringt für kurze Zeit siegreich in Lothringen ein. Karl verschwägert sich dem Kaiserhause. Schleppender Gang des Krieges gegen Frankreich. Der Friedenskongreß zu Nymegen. Die Reunionen. Kongreß zu Frankfurt Dezember 1681. Assoziation der fremden Mächte gegen Frankreich. Verhalten der deutschen Reichsstände. Beziehungen des Kurfürsten von Brandenburg zu Ludwig XIV.; seine Einwirkung auf die übrigen Reichsstände. Waffenstillstand zu Regensburg 15. August 1684 . . . 404

Siebzehnter Abschnitt.

Der pfälzische Krieg. Die große Allianz gegen Frankreich. Karl V. an der Spitze der kaiserlichen Heere am Rheine. Er stirbt plötzlich

Seite

lichen Gesandten. Die Stellung der Reichsstände in der lothringischen Frage. Spanien bricht die Friedensverhandlungen ab. Lothringen wird aus dem Frieden ausgeschieden. Verzicht des Reiches, für Lothringen mit den Waffen einzutreten 259

Zehnter Abschnitt.

Die Unruhen der Fronde. Karls abenteuernde Pläne. Er rüstet sich zu einem Einfalle in Irland. Er wird von den Parteien in Frankreich umworben und schließt sich den Führern der Fronde an. Ligniville gewinnt einen Teil Lothringens zurück. Karl führt sein Heer gegen Paris. Er unterhandelt mit Mazarin und verliert durch sein zweideutiges Verhalten alle Vorteile seiner Stellung. Sein Rückzug nach Flandern. Allgemeines Mißtrauen gegen Karl. Er zieht aufs neue gegen Paris und gibt aufs neue alle Vorteile aus der Hand. Ende der Fronde. Karl verbündet sich mit Condé. Beide ziehen sich nach Flandern zurück 274

Elfter Abschnitt.

Herzog Karl in spanischen Diensten. Sein Zerwürfnis mit Condé. Er erregt den Argwohn der spanischen Regierung, wird verhaftet und als Gefangener nach Toledo gebracht. Nutzlose Versuche zu seiner Befreiung. Franz Nikolas übernimmt den Oberbefehl über das lothringische Heer. Seine Stellung wird unhaltbar. Die lothringische Armee tritt in die Dienste Frankreichs. Der pyrenäische Friede. Karl wird aus der Haft entlassen. Der Vertrag von Vincennes. Tod Mazarins. Karl kehrt in seine Staaten zurück . 301

Zwölfter Abschnitt.

Der Zustand Lothringens am Ende des dreißigjährigen Krieges 329

Dreizehnter Abschnitt.

Karl kehrt in seine Staaten zurück. Die Stimmung im Lande. Das Heer. Der Adel erwartet die Herstellung seiner alten Rechte. Karls Vorliebe für das unbeschränkte Regiment der französischen Könige. Zerwürfnis mit dem Adel. Die lothringische Erbfolgefrage und Karls Abneigung gegen seinen Neffen Karl. Heiratsprojekte für den Prinzen Karl. Karl tritt seine Staaten an Ludwig XIV. ab. Vertrag von Montmartre. Allgemeine Erhebung gegen diesen Vertrag. Flucht des Prinzen Karl aus Paris. Karl wendet sich um Hilfe an den Reichstag zu Regensburg. Einmarsch eines französischen Heeres in Lothringen. Der Vertrag von Marsal.

Seite

Karl kehrt in seine Hauptstadt Nancy zurück. Sein Hof. Tod der Cantecroix. Karls Liebeshändel und seine Ehe mit der Gräfin Apremont. Karls Verwaltung. Verordnungen des souveränen Hofes zur Wiederherstellung geordneter Zustände 347

Vierzehnter Abschnitt.

Veränderte Politik Ludwigs XIV. gegenüber Lothringen. Karl sammelt wieder ein Heer und zieht im Dienste des Kurfürsten von Mainz gegen die Stadt Erfurt. Sein Zerwürfnis mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Der Streit um das Wildfangrecht. Ludwig XIV. zwingt den Herzog, ihm sein Heer zum Kriege gegen Spanien zu überlassen. Fortgesetzte Demütigungen Karls und steigendes Zerwürfnis mit Ludwig XIV. Karl und die Trippelallianz. Überfall Nancys durch die Franzosen. Verfehlter Anschlag auf die Person Karls. Der Marschall Crequi besetzt Lothringen. Karls Flucht 371

Fünfzehnter Abschnitt.

Gewaltsame Besetzung Lothringens durch die Franzosen. Verlassenheit Herzog Karls. Auflösung der Trippelallianz. Ohnmacht des deutschen Reiches. Karls Anteil an dem holländischen Kriege. Er siegt an der Conzer Brücke über die Franzosen und erobert Trier. Sein Tod 18. September 1675 389

Sechzehnter Abschnitt.

Karl V., der Erbe des herzoglichen Namens, in österreichischen Diensten. Er bewirbt sich zweimal um die polnische Königskrone. Er übernimmt nach dem Tode Karls IV. den Oberbefehl über die lothringischen Truppen und wird 1676 Generalissimus der kaiserlichen Heere am Rheine; bringt für kurze Zeit siegreich in Lothringen ein. Karl verschwägert sich dem Kaiserhause. Schleppender Gang des Krieges gegen Frankreich. Der Friedenskongreß zu Nymegen. Die Reunionen. Kongreß zu Frankfurt Dezember 1681. Assoziation der fremden Mächte gegen Frankreich. Verhalten der deutschen Reichsstände. Beziehungen des Kurfürsten von Brandenburg zu Ludwig XIV.; seine Einwirkung auf die übrigen Reichsstände. Waffenstillstand zu Regensburg 15. August 1684 . . . 404

Siebzehnter Abschnitt.

Der pfälzische Krieg. Die große Allianz gegen Frankreich. Karl V. an der Spitze der kaiserlichen Heere am Rheine. Er stirbt plötzlich

Seite

April 1690. Schleppender Gang des Krieges. Friedensverhandlungen Ludwigs. Der Kongreß zu Ryswik. Reſtitution Lothringens. Die Zuſtände Lothringens während der franzöſiſchen Herrſchaft 1670—1698 427

Achtzehnter Abſchnitt.

Abzug der franzöſiſchen Truppen. Herzog Leopold übernimmt die Regierung. Charakter des jungen Fürſten. Seine äußere und innere Politik. Er will Lothringen gegen ein italiſches Fürſtentum eintauſchen. Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. Leopold ſucht ſeinem Lande die Neutralität zu ſichern. Lothringen wird 1702 wieder von den Franzoſen beſetzt. Der herzogliche Hof in Luneville. Frankreichs Niederlagen und der Plan, Lothringen zu einem Mittelreiche zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu machen. Kühne Entwürfe des Herzogs. Der Umſchlag des Kriegsglückes 1711. Der Friede zu Utrecht läßt die linksrheiniſchen Länder in den Händen der Franzoſen. Vereitelte Hoffnungen Leopolds. Abzug der Franzoſen und Rückkehr Leopolds in ſeine Hauptſtadt Nancy 447

Neunzehnter Abſchnitt.

Tod Ludwigs XIV. und Regentſchaft des Herzogs von Orleans. Die Quadrupelallianz. Neue Entwürfe Herzog Leopolds. Er bewirbt ſich um die Statthalterſchaft der Niederlande. Seine Beziehungen zu der Regentſchaft. Der Vertrag von Paris. Leopold will Toscana gegen Lothringen eintauſchen. Er ſucht vergebens Aufnahme in die Quadrupelallianz. Vergeblicher Verſuch Luxemburg zu gewinnen. Geſpanntes Verhältnis zu der franzöſiſchen Regierung. Leopold und der Wiener Hof. Die pragmatiſche Sanktion. Heiratspläne. Der Kardinal Fleury. Die lothringiſche Neutralität. Tod Leopolds 493

Zwanzigſter Abſchnitt.

Prinz Eugens Beſorgniſſe wegen Lothringens nach Leopolds Tode. Herzog Franz Stephan kommt nach Nancy. Er verläßt 1731 Lothringen für immer. Regentſchaft der Herzogin Sophie Charlotte. Franz Stephan als zukünftiger Gemahl Maria Thereſias. Kriegeriſche Stimmungen in Frankreich. Vermählung Ludwigs XV. mit Maria Leszczinska. Stanislaus Leszczinski bewirbt ſich aufs neue um die polniſche Krone. Karl VI. und die polniſche Königswahl. Kriegeriſche Verwicklungen mit Frankreich. Franzöſiſche Truppen rücken

Seite

in Lothringen ein. Ohnmacht des Kaisers und des Reiches. Versuch der Seemächte zu vermitteln. Unglückliche Kriegsführung am Rhein und in Italien. Prinz Eugen über die Lage Österreichs. Verhandlungen mit Frankreich. Friedenspräliminarien zu Wien 3. Oktober 1735. Widerstreben Franz Stephans und des lothringischen Hauses. Friede zu Wien. Gleichgültigkeit des Reiches gegenüber dem Verluste Lothringens. Stimmungen in Lothringen. Urteil Friedrichs des Großen. Die herzogliche Familie verläßt Luneville. Einzug von Stanislaus Leszczinski 531

Einundzwanzigster Abschnitt.

Stanislaus entsagt allen wesentlichen Rechten zu gunsten Ludwigs XV. Der geheime Vertrag von Meudon. Besitznahme von Bar und Lothringen. Unwürdige Haltung des hohen Adels und der vornehmsten Beamten. Würdige Zurückhaltung des Volkes. Stanislaus in Luneville. Herrschaft des Intendanten Galaizières. Vertragswidrige Einführung französischer Ordnungen. Große finanzielle Belastung Lothringens und Übergriffe in die Privatrechte. Denkschrift des Adels über die unerträglichen Zustände des Landes. Der österreichische Erbfolgekrieg. Militärische Aushebungen für den Dienst Frankreichs. Der Sieg der österreichischen Waffen. Kühne Pläne Maria Theresias. Karl von Lothringen dringt über den Rhein nach Lothringen vor. Unruhige Bewegungen in Lothringen. Flucht des Polenkönigs aus Luneville. Friedrichs II. Einfall in Böhmen. Rückzug Karls von Lothringen über den Rhein. Der Friede zu Aachen. Neue Belastung Lothringens zur Tilgung der französischen Staatsschuld. Das Zwanzigstel. Stanislaus le Bienfaisant im Munde der Lobredner. Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Das zweite Zwanzigstel und neue Aushebungen. Erregte Stimmung im Lande; Proteste des souveränen Hofes. Rückzug Galaizières. Das dritte Zwanzigstel. Ein Bild des allgemein herrschenden Elendes. Tod des Polenkönigs. Vollständiger Übergang Lothringens an Frankreich. Die Revolution und ihre Wirkungen. Das politische Denken in Lothringen . . 571
Schluß 626
Reihenfolge der Herzöge 642

Druckfehler.

Seite	26	Zeile	16	von oben:	den Kurfürſten lies die Kurfürſten.
„	26	„	3	„ unten:	Herzog lies Georg.
„	134	„	20	„ oben:	angenommen lies angenommener.
„	198	„	14	„ „ :	ſei lies ſchien.
„	326	„	8	„ unten:	ſchießen lies ſchließen.
„	388	„	2	„ oben:	Holzbauer lies Holzhauer.
„	514	„	8	„ „ :	und lies auch.

Druck von G. Kreyſing in Leipzig.

[redacted]

[illegible] Sleeping in [illegible]

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

AUG 1941

form 418

[redacted]

[redacted]

SEP 22 1954